4° Rec. 15 (31, 1

Digitized by Google

<36602746340015

<36602746340015

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1837.

Januar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt.
Dann werden selbst der Apollona
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

31,1
1837

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

191 B6
10

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Neujahr. 1.
Die Schwaben im Winkel. 3.
Die Vergessene, von Seeger. 7.
Poesie des Dampfes, von A. Grün. 8.
Der Stellplatz, von A. Knapp. 15.
Lebensloos von Nic. Müller. 23.
Sonette zur Feier Justus Möser, von A. Peters. 25.

Homonyme.

Strauß. 6.

Räthsel.

Luftschloß. 12. — Schlotterapfel. 18. — Das Hollundermännchen. 24.

Erzählung.

Stephanie. 11 — 20.

Länder- und Völkerkunde.

Italienische Städtebilder. 9. 10.
Die Dampfschiffe des amerikanischen Wassers. 12 — 15.
Die Theater in Lissabon. 21 — 26.

Reisen.

Briefe aus der Provence im Sommer 1836. 1 — 6.

Naturgeschichtliches.

Natur- und gewerbswissenschaftliche Berichte, von Dr. Nürnberger. 7 — 11. — 20 — 25.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Das Jahr 1836 in —. 2 — 7.
Aus der Tagesgeschichte. Die Parapluie-omnibus. 12. — Die Omnibus-restaurans. 18.
Einiges zur Geschichte des englischen Parlaments. 16—19.
Das Neujahr in Paris. 24 — 26.

Korrespondenz.

London. 1. 2. 3. 4. 5. 6. — Florenz. 2. — Dresden. 4. 5. — 25. 26. — Hamburg. 7. 8. 9. 10. 11. — Paris. 9. 10. 11. 12. 13. — 19. 20. 21. — Stuttgart. 13. 14. 15. 16. 17. — Algier. 16. 17. 18. 19. 20. — Rom. 22. 23. 24.

Kunst-Blatt.

Nro. 1.

Landschaften aus der Odyssee, von Fr. Preller. — Der Triumphbogen de l'Etoile zu Paris. — Malerei. — Kunstausstellungen. — Museen und Sammlungen. — Akademien und Vereine.

Digitized by Google

Nro. 2.

Das Pentelikon bei Athen und seine Marmorbrüche, von Dr. Roß. — Landschaften aus der Odyssee. (Forts.) — Nekrolog. — Akademien und Vereine. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 3.

Landschaften der Odyssee. (Schluß.) — Das Pentelikon bei Athen und seine Marmorbrüche. (Forts.) — Alterthümer und Ausgrabungen. — Neue Kupferstiche, Lithographien, Holzschnitte ꝛc.

Nro. 4.

Neue Kupferwerke. 1) La Reale Gallerie di Torino etc. — 2) E' Imp. e Reale Gallerie Pitti etc. — 3) Illustrations of modern Sculpture etc. — 4) Gallerie zu Shakespeare's dramatischen Werken. — 5) Die Schachspieler. — Das Pentelikon bei Athen und seine Marmorbrüche. (Schluß.) — Aphorismen. — Literatur.

Nro. 5.

Kunstgeschichte. 1) An historical Essay on Architecture, by the late Thomas Hope. — 2) Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz, von F. Wetter. — Neue Kupferstiche. — Neue Lithographien. — Aphorismen.

Nro. 6.

Archäologie. Ueber die Gorgonentafel oder Erklärung eines etrurischen Bronze-Reliefs in der Glyptothek zu München, von Dr. Streber. — Kunstgeschichte. Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz. (Forts.) — Aphorismen.

Nro. 7.

Kunstgeschichte. Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz. (Forts.) — Archäologie. Ueber die Gorgonentafel ꝛc. (Schluß.) — Persönliches. — Akademien und Vereine.

Nro. 8.

Kunsthistorisches aus Italien. — Kunstgeschichte. Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz. (Forts.) — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 9.

Kunstgeschichte. Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz. (Schluß.) — Kunsthistorisches aus Italien. (Schluß.) — Nachträgliches zu der Abhandlung über den Pallast von Urbino. — Bauwerke. — Bildnerei. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei.

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Lyrische Dichtkunst. 1) Gesammelte Gedichte von Fr. Rückert.

Nro. 2.

Lyrische Dichtkunst. 2) Gedichte von Julius Mosen. — Biographie. Karl von Hohenhausen. Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren.

Nro. 3.

Biographie. Karl von Hohenhausen. (Schluß.) — Lyrische Dichtkunst. 3) Gedichte von Karl Jacht.

Nro. 4.

Lyrische Dichtkunst. 4) Shakespeare-Almanach, herausgegeben von G. Regis. — 5) Poetische Reisetableten aus Italien, Tyrol, Deutschland, dem Elsasse und der Schweiz, von J. B. Rousseau. — 6) Gedichte von Christian Wurm.

Nro. 5.

Lyrische Dichtkunst. 7) Geschichte der osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blüthenlese aus 2200 Dichtern, von Hammer-Purgstall.

Nro. 6.

Lyrische Dichtkunst. 7) Geschichte der osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. (Schluß.) — 8) Duftkörner aus persischen Dichtern, gesammelt von Hammer-Purgstall. — 9) Fünfzig alte und neue deutsche Volkslieder und ihre Singweisen, mit Klavier- und Harfen-Begleitung versehen und herausgegeben von Sophie Plath, geb. Krause.

Nro. 7.

Orientalische Literatur. Ueber die Länderverwaltung unter dem Chalifate, von J. v. Hammer. — Lyrische Dichtkunst. 10) Gedichte von Heinrich Wenzel.

Nro. 8.

Lyrische Dichtkunst. 11) Schutt. Dichtungen von Anastasius Grün. — 12) Lyrische Blätter von Johann N. Vogl.

Nro. 9.

Lyrische Dichtkunst. 13) Adam Mickiewicz sämmtliche Werke. — 14) Saggio d'una versione italiana delle poesie di Uhland dell abate Nicola Negrelli. — Geschichte. Sanchuniathons Urgeschichte der Phönizier, in einem Auszuge aus der wiederaufgefundenen Handschrift von Philos vollständiger Uebersetzung. Nebst Bemerkungen von Fr. Wagenfeld. Mit einem Vorwort von Dr. G. F. Grotefend. — Die Sanchuniathonische Streitfrage, nach ungedruckten Briefen gewürdigt von Dr. C. L. Grotefend.

Nro. 10.

Geschichte. 1) Martin Luthers Leben, von G. Pfizer. — Lyrische Dichtkunst. 15) Gedichte von Heinrich Beitzke.

Nro. 11.

Geschichte. 2) Das Leben Johann Calvins, des großen Reformators. Mit Benutzung der handschriftlichen Urkunden von Paul Henry. — 3) Hieronymus Savonarola und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt von A. G. Rudelbach. — 4) Johann Wessel, ein Vorgänger Luthers. Zur Charakteristik der christlichen Kirche und Theologie in ihrem Uebergange aus dem Mittelalter in die Reformationszeit, von Prof. Ullmann. — 5) Geschichte des Tridentinischen Conciliums von Cardinal Sforza Pallavicini. Aus dem Italienischen übersezt von Th. Fr. Klitsche. — Lyrische Dichtkunst. 16) Venetianische Nächte, von Ida Gräfin Hahn-Hahn. — 17) Neue Gedichte, von Derselben.

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Des Schmieds Tagewerk. 28. 29.
Lieder eines Autodidakten. 35.
Die Rose meiner Schwester, von Schuler. 35.
Abschluß, von Gall. 38.
Gelegenheitszeilen von Schiller. 42.
Gedichte von J. G. Seidl. 43. 45. 50.
Barbarossa's Kirchenthüre. 48.

Charaden.

Maultrommel. 30. — Brieftasche. 48.

Räthsel.

Der Dichter. 36. — Der Cavalleriſt an der Krücke. 42.

Erzählung.

Lisardo. 27 — 50.

Länder- und Völkerkunde.

Die Heirathsgebräuche der romunischen Bauern in der Wallachei. 42 — 45.

Geschichtliches.

Die burgundischen Schlachtfelder. — Grandson. 39. 40. 41. — Murten. 47. 48. 49. 50.

Naturgeschichtliches.

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1837, von Dr. Nürnberger. 36. 37. 38.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Ein Neujahrsgedanke über England. 27.
Das Neujahr in Paris. 30 — 35.
Unsere Tänze. 46.

Aus der Tagesgeschichte. Der Entrepreneur de Succès. 32. — Sheep und Mutton. 33. — Die drei Generationen. 40. — Die Bälle in den Tuilerien. 44.

Korrespondenz.

Athen. 27. 28. 29. 30. — Berlin. 28. 29. 30. 31. — 39. 40. 41. — London. 31. 32. 33. 34. 35. — 47. 48. 49. 50. — Florenz. 34. 35. 36. — Breslau. 36. — Paris. 37. 38. 39. — 45. 47. — Basel. 42. 43. 44. 45. 46.

Kunst-Blatt.

Nro. 10.

Die öffentlichen Bauten in Paris. — Der Tod des heiligen Florian. — Malerei.

Nro. 11.

Der hörnerne Altar des Apollon auf Delos. — Die öffentlichen Bauten in Paris. (Forts.) — Alterthümer und Ausgrabungen. — Kunstausstellungen. — Versteigerungen.

Digitized by Google

Nro. 12.

Die öffentlichen Bauten in Paris. (Forts.) — Der hörnerne Altar des Apollon auf Delos. (Schluß.) — Versteigerung. — Statistik der Kunst. — Technisches. — Artistischer Verkehr. — Persönliches.

Nro. 13.

Die öffentlichen Bauten in Paris. (Forts.) — Nekrolog. Carl Vernet. — Persönliches. — Nekrolog. — Literatur. — Neue Kupferstiche.

Nro. 14.

Berlin. — Die öffentlichen Bauten in Paris. (Forts.) — Aufforderung des rheinischen Kunstvereins.

Nro. 15.

Zur Kenntniß der alten Lithochromie. — Die öffentlichen Bauten in Paris. (Forts.) — Aphorisme. — Aufruf an die Freunde der Tonkunst zu Mozart's Denkmal in Salzburg.

Nro. 16.

Berlin. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 17.

Berlin. (Forts.) — Bauwerke.

Literatur-Blatt.

Nro. 12.

Theologie. Die Offenbarung des Lichts im Freudenwort der vier Evangelisten. Erklärungen der Evangelien vom ersten Vers bis zum lezten, für jeden Freund des Lichts, von Fr. H. K. Lasinsky. — Lyrische Dichtkunst. 18) Gedichte von Heinrich Loose. — 19) Gedichte von Agnes Franz.

Nro. 13.

Lyrische Dichtkunst. 20) J. G. von Herders Gedichte, herausgegeben durch J. G. Müller. — 21) Adelbert von Chamisso's Werke. — 22) Gedichte von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. — 23) Balladen von W. Alexis. — 24) Mythische Gedichte von Dr. S. Daxenberger. — 25) Gedichte von Chr. Ulr. Beccau.

Nro. 14.

Lyrische Dichtkunst. 26) Gedichte von Ludwig Bechstein. — 27) Pommersche Sagen in Balladen und Romanzen, von E. H. Freyberg. — Volkssagen. Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringer Landes, herausgegeben von L. Bechstein.

Nro. 15.

Lyrische Dichtkunst. 28) Alsa-Bilder. Vaterländische Sagen und Geschichten mit Anmerkungen von den Brüdern August und Adolf Stöber. — Epische Dichtkunst. Rappoltstein. Eine Wundersage aus dem Mittelalter. dichterisch bearbeitet von G. D.

Nro. 16.

Neueste Schriften über Belgien. 1) Historisch-diplomatische Darstellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreichs Belgien von Nothomb. Nach dem Französischen bearbeitet mit Anmerkungen und Zugaben von Prof. Dr. Michaelis. — 2) Vom Königreiche der Niederlande, durch den Freiherrn von Keverberg. — 3) Der Abfall der belgischen Provinzen von Oesterreich, von Louis Lax. — Lyrische Dichtkunst. 29) Gedichte von Valentin Baur, Bauern in Hailfingen. — 30) Elegische Gedichte von W. Junkmann.

Nro. 17.

Geschichte. 6) Geschichte der Vorläufer der Reformation, von Prof. Dr. L. Flathe. — 7) Leben des h. Karl Borromäus. Aus dem Italienischen des Giussano von Th. F. Klitsche. — 8) Johann von Boyheim und seine Freunde. Ein Beitrag zur Reformations- und Gelehrtengeschichte von Südschwaben, von K. Welchner.

Nro. 18.

Biographie. Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785. — Geschichte. 9) L. T. Frhr. von Spittlers sämmtliche Werke, herausgegeben von Karl Wächter. — 10) Handbuch der Kirchengeschichte von Dr. Engelhardt. — 11) Christliche Religions- und Kirchengeschichte, dargestellt für gebildete Familien und Lehrer der Volksschulen, von K. L. Sackreuter. — 12) De impostura religionum breve compendium, seu liber de tribus impostoribus. Nach zwei Manuscripten und mit historisch-literarischer Einleitung herausgegeben von F. W. Genthe.

Nro. 19.

Lyrische Dichtkunst. 31) Gedichte von Isidor Bürger. 32) Gedichte von Ignaz Weinberg. — Geschichte. 13) Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten. Mit einem Vorwort, enthaltend: acht Tage im Seminar zu St. Eusebius in Rom, von Dr. A. Theiner. — 14) Lehre und Leben des Königsberger Theosophen J. H. Schönherr. Ein Beitrag zur neuesten Kirchengeschichte, von Dr. Olshausen.

Nro. 20.

Lyrische Dichtkunst. 33) Jens Baggesens poetische Werke in deutscher Sprache, herausgegeben von den Söhnen desselben, Carl und August Baggesen. — 34) Langbeins sämmtliche Werke. — Jugendschrift. Die reinste Quelle jugendlicher Freuden, oder 260 Spiele zur Ausbildung des Geistes, Kräftigung des Körpers ꝛc., von J. A. L. Werner.

Nro. 21.

Vermischte Schriften. 1) Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. — 2) Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel, herausgegeben von Varnhagen von Ense.

Nro. 22.

Lyrische Dichtkunst. 35) Altschwedische Balladen, Mährchen und Schwänke sammt einigen dänischen Volksliedern, übersezt von Gottlieb Mohnike. — Vermischte Schriften. Rahel. (Schluß.)

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Dichterleben, von A. v. Stolterfoth. 57.
Distichen. 60.
Gedichte von J. W. Kutscheit. 61. 64.
Kloster Nothgottes, von A. v. Stolterfoth. 70.
Aus dem Gedicht „Ahasver“, von Julius Mosen. 71.

Räthsel.

Schwalbennest. 54. — Die Kunkel. 60. — Nordlicht. 66.

Erzählungen.

Lisardo. (Forts.) 51 — 55.
Der junge Arzt. 59 — 62.
Verlegenheit und Hülfe, ein Mährchen vom Grafen Maistath. 72. 73. 74.

Reisen.

Briefe von den griechischen Inseln, von Dr. Roß. 75. 76. 77.

Länder- und Völkerkunde.

Der Ramadan und Beiram in Algier. 58. 59. 60.

Naturgeschichtliches.

Fossile Augen. 57.
Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte von Dr. Nürnberger. 68 — 74.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Pariser Maskenbälle. 51 — 56.
Der Fastnachtdienstag und Aschermittwoch in Paris. 62 — 66.
Jugenderinnerungen eines Zöglings der hohen Karlsschule in Beziehung auf Schiller. 56. 57. 58.
Das Leben ein Traum. 63. 64. 65.
Der häusliche Comfort der Engländer. 66 — 70.
Römische Briefe. 67.
Typen unserer Zeit. 76. 77.
Aus der Tagesgeschichte. Der Todtentanz. 54. — Eine Schachpartie. 65.

Korrespondenz.

Rom. 51. 52. 53. — 73. 74. 75. 76. — Prag. 52. 53. — München. 54. 55. 56. — Berlin. 55. 56. 57. 58. — 76. 77. — Paris. 59. 60. 61. — 69. 70. 71. 72. — London. 61. 62. 63. — Dresden. 62. 63. 64. — Stuttgart. 64. 65. 66. 67. 68. — Florenz. 66. 68. 69. — Mannheim. 71. — Nürnberg. 72. 73. 74. 75.

Kunst-Blatt.

Nro. 18.

Ueber die Statuen auf dem Pont de la Concorde zu Paris. — Neue Kupferstiche. 1) Die Anbetung der heiligen drei Könige, gem. von Raphael, gez. und gest. von E. Eichens. — 2) La Vierge au livre. — 3) Spanish Mendicants. — Aphorismen. — Der Würtembergische Kunstverein.

Nro. 19.

Berlin. — Bekanntmachung.

Nro. 20.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden, von E. Förster. 1ster Brief. — Berlin. (Forts.) — Denkmäler.

Digitized by Google

Nro. 21.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts. 2ter Brief. — Da Vinci's Schlacht von Anghiari. — Malerei.

Nro. 22.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts. 3ter Brief. — Bildnerei. — Kunstausstellungen. — Alterthümer.

Nro. 23.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts. 4ter Brief. — Aphorismen. — Statistik der Kunst. — Neue Kupfer- und lithographische Werke. — Literatur.

Nro. 24.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts. 5ter Brief. — Köln. — Persönliches. — Nekrolog.

Nro. 25.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts. 6ter Brief. — Preisbewerbung. — Statistik der Kunst. — Artistischer Verkehr. — Versteigerung. — Akademien und Vereine.

Nro. 26.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts. 7ter Brief. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Persönliches. — Nekrolog.

Literatur-Blatt.

Nro. 23.

Lyrische Dichtkunst. 36) Ein hundert deutsche historische Volkslieder. Gesammelt und in urkundlichen Texten chronologisch geordnet herausgegeben von Fr. L. v. Soltau. — 37) Eidgenössische Liederchronik. Aus Handschriften. Chroniken ꝛc. zusammengetragen von E. L. Rochholz. — — 38) Poetische Geschichte der Deutschen. Vorzüglich für den Unterricht in der deutschen Sprache und Geschichte, herausgeg. von Dr. K. Wagner. — 39) Schwäbische Liederchronik für Schule und Haus.

Nro. 24.

Lyrische Dichtkunst. 40) Hesperiden von Joh. Fr. von Meyer. — 41) Lyrisches Schatzkästlein der Deutschen. herausgegeben von O. F. Gruppe. — 42) Athenäum. Auserlesene Gedichte der neuesten Zeit, zu Redeübungen für Deutschlands Jugend, herausgegeben von A. Cosmar. — 43) Blumenlese von 101 deutschen Dichtern neuerer und neuester Zeit. — 44) Theomele. Eine Sammlung auserlesener christlicher Lieder und Gesänge.

Nro. 25.

Lyrische Dichtkunst. 45) Purpurviolen der Heiligen, oder Poesie und Kunst im Katholicismus, herausgeg. von Hofr. Dr. J. B. Rousseau. — 46) Christliche Gedichte von Chr. G. Barth. — 47) Des Kaisers Schatten, von A. J. Büssel.

Nro. 26.

Schriften über Heilkunde. 1) Leben des königl. preuß. Geh. Rathes und Doctors der Arzneiwissenschaft Ernst Ludwig Heim. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgeg. von G. W. Keßler. — 2) Dr. E. L. Heims vermischte und medicinische Schriften. Im Auftrage des Verfassers nach hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgeg. von Dr. Pätsch. — Lyrische Dichtkunst. 48) Christuslieder. Passions- und Ostergesänge von G. Rapp. — 49) Herzenserhebungen in religiösen Gesängen von E. G. J. Hundeiker. — 50) Blüthen aus den Weihestunden meines Lebens von G. W. Freudetheil.

Nro. 27.

Schriften über Heilkunde. 3) Versuche für die praktische Heilkunde, von F. Jahn. — 4) Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin, als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medicin von A. Henke. — 5) Medicinischer Almanach für das Jahr 1836. — 6) Worin ist die unnatürliche Sterblichkeit der Kinder in ihrem ersten Lebensjahre begründet, und wodurch kann dieselbe verhütet werden? Von Dr. Nau. — 7) Woher rührt die natürliche Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre, und wie ist diesem Uebel vorzubeugen? Nach Erfahrungssätzen beantwortet von Dr. Bodenmüller.

Nro. 28.

Schriften über Heilkunde. 8) Ueber den Zustand der Heilkunde und über die Volkskrankheiten in der europäischen und asiatischen Türkei. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte von Dr. Oppenheim. — 9) Grundzüge der Dipsobiostatik ꝛc., von Dr. Lippich. — 10) Nouvelles recherches sur les secours à donner aus noyés et asphyxiés par Dr. C. G. H. Marc. — 11) Neue Untersuchungen über die Hülfe bei Scheintodten, von Dr. C. H. Marc. Deutsch bearbeitet von Dr. G. Weyland. — Geschichte. Die Sage vom Schuß des Tell. Eine historisch-kritische Abhandlung von Dr. J. L. Ideler.

Nro. 29.

Freimaurerschrift. Mittheilungen über die Freimaurerei von Br. Fr. Heldmann. — Schriften über Heilkunde. 12) Darstellungen und Ansichten zur Vergleichung der Medicin in Frankreich, England und Deutschland, von Dr. Mühry. — 13) Ueber das Seebaden und das Norderneyer Seebad, von Demselben. — 14) Taschenbuch für gebildete Kurgäste, von Dr. Brück.

Nro. 30.

Altdeutsche und nordische Literatur. 1) Deutsche Mythologie, von J. Grimm. — 2) Aegypten in Deutschland, oder die germanisch-slavischen, wo nicht rein germanischen Alterthümer an der schwarzen Elster, von Dr. Wagner. — 3) Theuerdank. Herausgegeben und mit einer hist.-krit. Einleitung von Dr. Haltaus. — 4) Altdeutsche Blätter von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann. — 5) Horae belgicae, studio atque opera H. Hoffmann. — Schriften über Heilkunde. 15) Des Magnetiseurs K. F. Meißner Heilvermögen gegen gichtische und rheumatische Krankheiten von Dr. Lutherig. — 16) Diätetik für Frauenzimmer und Kinder im gesunden und kranken Zustande, von K. Lehr.

Nro. 31.

Altdeutsche und nordische Literatur. 6) Sagenforschungen von Ludwig Uhland. — 7) Snorri Sturlusons Weltkreis (Heimskringla), übersezt und erläutert von Dr. Wachter. — 8) Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach, herausgegeben von San-Marte.

Nro. 32.

Altdeutsche und nordische Literatur. 9) Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, herausg. von J. F. Mone.

Nro. 33.

Altdeutsche und nordische Literatur. 9) Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. (Schluß.) — 10) Li romans des sept sages. Nach der Pariser Handschrift herausgegeben von H. A. Keller. — 11) Der Roman von Rollo und den Herzogen der Normandie, von Robert Wace, normännischem Dichter des 12ten Jahrh. Nach der Ausgabe von Fr. Pluquet metrisch bearbeitet von Franz Freiherrn Gaudy.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Hausgeist, von Gläsel. 78.
Alte Weisheit, neu gereimt von J. A. Seuffert. 79. 84.
Distichen. 80.
Des Wikings Tod, von Kutschelt. 82.
Die Dienerin, von Reinhold. 85.
Lieder eines Verbannten, von Wibl. 88.
Die Rheinfahrt, von Schmidlin. 92.
An den Thronfolger Max, von Kurz. 99.
Die Erde, von Emma v. N. 100.

Räthsel.

Glasflasche. 78. — Horn. 84. — Nebel. 90. — Die Liebe. 96.

Erzählungen.

Spiegelfechterei der Hölle, ein Bild aus der Reformationszeit. 87. 88. 89.
Die beiden Gefangenen. 95—102.

Länder- und Völkerkunde.

Italienische Städtebilder. 4ter Brief. 78—83.

Reisen.

Briefe von den griechischen Inseln. 83—86.

Naturgeschichtliches.

Ueber die Bildung der Gebirge, von F. Fischer. 95—97.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Etwas über menschliche Nahrung. 79—82.
Jena zur Zeit Schillers. 84—88.
Rom und Constantinopel, von A. Reumont. 89. 90. 91.
Gretna Green, von einem deutschen Reisenden. 90—94.
Plan zu Capitän d'Urville's Reise um die Welt. 91.
John Kockerills Etablissement zu Seraing bei Lüttich, von A. Poppe. 98—102.
Die türkische Musik in Deutschland. 101.

Korrespondenz.

London. 78. 79. 80. — 86. 87. 88. — 97. — Dresden. 80. 81. — Berlin. 81. 82. 83. — 100. 101. 102. — Prag. 84. 85. 86. — Stuttgart. 87. — Marseille. 89. 90. 91. — Paris. 92. 93. 94. 95. — 98. 99. — Mainz. 93. — Rom. 95. 96. 97.

Kunst-Blatt.

Nro. 27.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden, von E. Förster. 8ter Brief.

Nro. 28.

Bemerkungen über die Bilder Düsseldorfer Schule, ausgestellt in Dresden im December 1836. — Netrolog. — Bauwerke.

Nro. 29.

Bemerkungen über die Bilder Düsseldorfer Schule. (Forts.) — Bauwerke. — Sculptur. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei. — Glasmalerei. — Kunstausstellung. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 30.

Bemerkungen über die Bilder Düsseldorfer Schule. (Schluß.) Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 31.

Nekrolog. Carle Vernet. — Alterthümer und Ausgrabungen — Kupferstiche. — Neue Kupfer- und lithographische Werke.

Nro. 32.

Berlin. — Nekrolog. (Schluß.) — Neue Kupfer- und lithographische Werke.

Nro. 33.

Nekrolog. François Gérard. — Berlin. (Forts.)

Nro. 34.

Berlin. (Forts.) — Nekrolog. (Schluß.) — Neue Kupfer- und lithographische Werke. — Literatur.

Literatur-Blatt.

Nro. 34.

Altdeutsche und nordische Literatur. 12) Sant Oswalds Leben. Ein Gedicht aus dem 12ten Jahrhundert, herausgegeben von L. Ettmüller. — 13) Nibelungennoth und Klage. Nach ältester Gestalt in ungebundener Rede übersetzt von A. Zeune. — 14) Véland le forgeron. Dissertation sur une tradition du moyen age avec les textes islandais, anglo-saxons, anglais, allemands et français-romans, par B. G. Depping et Fr. Michel. — 15) Wieland der Schmied. Deutsche Heldensage von Karl Simrock. — 16) Reineke Fuchs. — 17) Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde, herausgegeben von F. v. d. Hagen.

Nro. 35.

Länder- und Völkerkunde. 1) Abelbert von Chamisso's Werke. Reise um die Welt.

Nro. 36.

Länder- und Völkerkunde. 2) Reise durch Nordamerika bis zur Mündung des großen Fischflusses an den Küsten des Polarmeers ꝛc., von Cap. G. Back. Aus dem Engl. von Dr. Andrée. — 3) Das Festland Australien, eine geographische Monographie. Nach den Quellen dargestellt von E. E. Meinicke.

Nro. 37.

Länder- und Völkerkunde. 4) Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit, herausgeg. von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. Siebente Lieferung: Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara. — 5) Achte Lieferung: Ein Besuch auf der Insel Island über Tronyem im Sommer 1835, von John Barrow jun.

Nro. 38.

Länder- und Völkerkunde. Reisen und Länderbeschreibungen. Ein Besuch auf der Insel Island über Tronyem im Sommer 1834. (Schluß.) — 6) Neunte Lieferung: Südafrikanische Skizzen von Thomas Pringle. Aus dem Englischen. — 7) Zehnte Lieferung: Mexikanische Zustände aus den Jahren 1830—1832.

Nro. 39.

Länder- und Völkerkunde. Reisen und Länderbeschreibungen. Mexikanische Zustände aus den Jahren 1830—32. (Schluß.) — 8) Elfte Lieferung: Montenegro und die Montenegriner. Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. — 9) Handbuch der allgemeinen Staatenkunde von Europa, von Dr. F. W. Schubert. — 10) Die Fahrten und Abenteuer des Cap. John Roß auf seinen Entdeckungsreisen nach den Gegenden des Nordpols.

Nro. 40.

Lyrische Dichtkunst. Lieder von Niclas Müller. Eingeleitet von Gustav Schwab. — Länder- und Völkerkunde. — 11) Kurzgefaßte Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten evangelischen Missionäre, nebst einer Uebersicht der Ausbreitung des Christenthums durch die Missionen, herausgegeben von C. Ch. G. Schmidt.

Nro. 41.

Länder- und Völkerkunde. 11) Alphons von Lamartine's Reise in den Orient in den Jahren 1832 und 1833. Aus dem Französischen von Gustav Schwab und Franz Demmler. — 13) Geographisch-historische Beschreibung des Landes Palästina, von F. G. Eromc. — 14) Handbuch der Geographie, von Dr. Volger. — 15) Lehrbuch der allgemeinen Erdkunde für höhere Gymnasial- und Realklassen, so wie für Hauslehrer und zum Selbstunterricht von Dr. Karl Andrée. — Unterhaltungsschrift. Die neueste Blumensprache. Ein Taschenbuch für Liebende von Guido Reinhold.

Nro. 42.

Länder- und Völkerkunde. 16) Die Erdkunde von Asien, von K. Ritter. — 17) Asia von Dr. Heinrich Berghaus. — 18) Allgemeine Länder- und Völkerkunde. Nebst einem Abriß der physikalischen Erdbeschreibung. Ein Lehr- und Hausbuch für alle Stände, von Dr. H. Berghaus. — 19) Edinburger Cabinets-Bibliothek für geschichtliche, geographische, naturhistorische und biographische Kenntnisse. Aus dem Englischen von Dr. Diezmann, Sporschil ꝛc. — 20) Iter Italicum. Von Dr. Fr. Blum. — 21) Die toskanische Insel Pianosa und deren Colonisirung, von Zuccagni-Orlandini. Herausgegeben von Alfred Reumont. — 22) Der Kanton Schwyz, historisch, geographisch, statistisch geschildert, von G. Meyer von Knonau. — 23) Zürich im Jahre 1837. Nach den natürlichen und geselligen Verhältnissen geschildert für Einheimische und Fremde. — Kunstgeschichte. Handbuch der Geschichte der Malerei von Constantin dem Großen bis auf die neuere Zeit, von Dr. Franz Kugler.

Nro. 43.

Länder- und Völkerkunde. 24) K. von Spruners historisch-geographischer Handatlas. — 25) Deutschland und seine Bewohner, von K. Fr. Vollrath Hoffmann. — 26) Neues Handbuch für Reisende in Deutschland und nach den wichtigsten Städten der Nachbarstaaten, von Dr. Streit. — 27) Das malerische und romantische Deutschland in 10 Sektionen. — 28) Wegweiser für die sächsisch-böhmische Schweiz für Reisende. — 29) Historisch-topographisches Taschenbuch von Jena und seiner Umgebung, herausgegeben von J. C. Zenker. — 30) Führer durch Köln, von J. C. Bulpius. — 31) Taschenbibliothek für Reisende. Wegweiser durch die Rheingegenden von Mainz bis Köln. — 32) Wegweiser durch Stuttgart und die Umgegend. — 33) Geographische Beschreibung von Würtemberg, von L. Völter. — 34) Rippoltsau und dessen Heilquellen, von Freiherrn von Fahnenberg. — 35) Topographisch-statistisches Wörterbuch der preußischen Monarchie, von F. W. Heidmann. — 36) Statistik und Topographie des Regierungsbezirks Düsseldorf, von Dr. J. G. v. Viebahn. — 37) Der preußische Staat, entworfen und gezeichnet von R. v. Bennigsen-Förder. — Mährchen. Tausend und ein Tag. Morgenländische Erzählungen. Aus dem Persischen, Türkischen und Arabischen übersetzt von J. F. von der Hagen.

Nro. 44.

Pädagogik. 1) Ideen zu einer Revision des gesammten Schulwesens, von J. P. E. Grevenus. — 2) Die Mädchen- und Frauenwelt, von Leontine Günther. — 3) Erziehungslehre für gebildete christliche Mütter. In Vorlesungen von Dr. Sickel. — Länder- und Völkerkunde. 38) Reisehandbuch durch das Königreich Ungarn mit den Nebenländern und Dalmatien, nach Serbien, Bukarest und Constantinopel, von A. Schmidt.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 5 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Oft in the still night, nach Th. Moore, von N. Müller. 107.
Nachruf an Agnes Schebest, von H. v. Chézy. 116.
Bitte an Ludwig Uhland, von A. Göbeke. 121.
Lieder aus Italien, von A. Grün. 126.
Friedhofblumen, von A. B. Kutscheit. 128.
Erinnerungen an A. Grafen von Platen, von Göbeke. 129.

Charade.

Windfahne. 108.

Räthsel.

Die Orgelpfeifen. 114. — Der Gewittersturm. 120.

Erzählungen.

Die beiden Gefangenen. 103—108.
Eine Vision Swedenborgs. 120—125.

Reisen.

Briefe aus der Normandie von J. W. 108—112. — 117. 118. 119.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Claqueurs der Pariser Theater. 103—107.
Moden. 106. 116.
Briefe über den Pariser Salon von 1837, von A. Detmold. 109—115. — 121—129.
Die noblen Passionen. Das Waldwerk, von W. v. Chézy. 113—120. — 127—129.
Mechanische Holzschnitzerei, eine neue Erfindung. 111.
Ueber die Gewebe der alten Egypter. 127.

Korrespondenz.

Mainz. 103. 104. — 123. — Prag. 104. 105. — Linz. 105. 106. 107. 108. 109. — St. Petersburg. 109. 110. 111. — Rom. 111. 112. 113. — 124. 125. 126. — Dresden. 112. 113. 114. 115. — Paris. 116. 117. 118. 119. 120. — 129. — London. 117. 118. — 122. 123. 124. 125. — Berlin. 119. 120. 121. 122. — München. 127. 128.

Kunst-Blatt.

Nro. 35.

Berlin. (Forts.) — Die Eingangsthür am Ständehaus zu Kassel. — Akademien und Vereine. — Statistik der Kunst. — Persönliches. — Preisbewerbung.

Nro. 36.

Bestand und Wirken des Kunstvereins in München i. J. 1836. — Archäologie. 1) Lettres d'un antiquaire à un artiste etc. Par M. Letronne. — 2) Peintures antiques inédites précédées de recherches sur l'emploi de la peinture etc. Par M. Raoul-Rochette. — Netrolog.

Nro. 37.

Archäologie. (Forts.) — Bestand und Wirken des Kunstvereins in München. — Netrolog. — Kunstausstellungen.

Nro. 38.

Bestand und Wirken des Kunstvereins in München. (Schluß.) Archäologie. (Forts.) — Kunstausstellungen. — Museen und Sammlungen. — Netrolog.

Nro. 39.

Nachrichten aus Rom. — Archäologie. (Forts.) — Bauwerke. — Malerei. — Bildnerei. — Denkmäler.

Nro. 40.

Archäologie. (Schluß.) — Nachrichten aus Rom. (Schluß.) — Denkmäler.

Nro. 41.

Der Pariser Salon im Jahr 1837.

Nro. 42.

Der Pariser Salon im Jahr 1837. (Forts.) — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 43.

Der Pariser Salon im Jahr 1837. (Forts.) — Alterthümer. — Versteigerung. — Literatur. — Kupferwerke. — Kupferstich. — Lithographien.

Literatur-Blatt.

Nro. 45.

Werke über Oesterreich. 1) Geschichte des Hauses Habsburg von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. — 2) Oesterreich unter Albrecht II., von Franz Kurz. — 3) Geschichte der Regierung Ferdinands I. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen von F. B. v. Bucholz. Pädagogik. 4) Die Externförder Elementarschulen-Einrichtung ꝛc. Dargestellt von M. E. M. Müller. — Länder- und Völkerkunde. 39) Ludwighs malerische Reise von Pesth über Semlin, Belgrad, Mehadia nach Orsova. Mit politisch-historisch-statistischen Bemerkungen und vorzüglicher Berücksichtigung der Bäder von Mehadia, Stiács, Stulna, Trencsin.

Nro. 46.

Werke über Oesterreich. 4) Die Höfe und Cabinette Europas im achtzehnten Jahrhundert, von Dr. Förster. — 5) Historische Darstellung der Allein-Regierung Josephs II., insbesondere der Reaction gegen den Geist seiner Anstalten, von Dr. Groß-Hoffinger. — 6) Geist der Gesetze Kaiser Josephs II., von Demselben. — 7) Erzherzog Carl und der Weltstreit von 1792—1815, von Demselben. — 8) Wiener Skizzen aus dem Mittelalter, von J. E. Schlager. — 9) Bilder und Träume aus Wien. — 10) Prag in seiner jetzigen Gestalt. Humoristisches Charaktergemälde.

Nro. 47.

Sternkunde. 1) Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems, von J. J. Littrow. — 2) Geschichte der Entdeckung des allgemeinen Gravitations-Gesetzes durch Newton, gemeinfaßlich dargestellt von J. J. Littrow. — 3) Sterngruppen und Nebelmassen des Himmels, von Demselben. — 4) Die Doppelsterne, von Demselben. — Werke über Oesterreich. 11) Darstellungen aus dem steyermärkischen Oberlande, von F. L. Weidmann.

Nro. 48.

Sternkunde. 5) Aufsätze über Gegenstände der Astronomie und Physik für Leser aus allen Ständen von H. W. Brandes, aus des Verfassers hinterlassenen Papieren von seinem Sohn C. W. H. Brandes. — Biographie. Fahrten eines Musikanten, herausgeg. von L. Bechstein.

Nro. 49.

Sternkunde. 6) Jahrbuch für 1837, herausgegeben von H. C. Schumacher. — Länder- und Völkerkunde. 40) Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde, herausgegeben von J. G. Sommer.

Nro. 50.

Sternkunde. 7) Das Weltsystem oder die Entstehung und Bewegung der Sonne, der Planeten, Monde und Kometen, von Dr. F. Klee. — 8) Die zweite große Weltenkraft, nebst Ideen über einige Geheimnisse der physischen Astronomie oder Andeutungen zu einer Theorie der Tangentialkraft, von W. v. Biela. — 9) Fundamentalgrundsätze einer metaphysischen Kosmologie und Bewegungslehre, von J. U. Ewery.

Nro. 51.

Werke über Spanien und Portugal. 1) Geschichte des Aufstandes, Befreiungskrieges und der Revolution in Spanien, vom Grafen Toreno. — Denkwürdigkeiten aus der spanischen Revolution, gesammelt und herausgegeben von J. B. von Pfeilschifter. — 3) Memoiren des Friedensfürsten Don Manuel Godoy. Unter den Augen des Fürsten nach dem spanischen Manuscript ins Französische übersezt von J. G. d'Esmenard. Aus dem Französischen von Dr. Diezmann. — Sternkunde. (Schluß von Nr. 50.)

Nro. 52.

Werke über Spanien und Portugal. 4) Spaniens Schicksale in der neuesten Zeit, von der Rückkehr Ferdinands VII. 1814 bis zur Einberufung der constituirenden Cortes. Von °r. — 5) Augustin Chabo, Reise in Navarra während des Aufstandes der Basken. Deutsch von L. v. Alvensleben. — Sternkunde. 10) Mond-Karte von Beer und Mädler.

Nro. 53.

Werke über England und Irland. 1) Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert. Geschichte von England von J. M. Lappenberg. 2) Coopers Geschichte Englands von den frühesten Zeiten bis zum Jahr 1835. Nach der 22sten Original-Ausgabe übersezt von F. A. Räder. — 3) Thomas Moore's Geschichte von Irland. Aus dem Engl. übersezt von Dr. A. Schäfer. — 4) Dasselbe Werk übersezt von Peter Klee. — 5) Aus dem Tagebuche eines in Großbritannien reisenden Ungarn.

Nro. 54.

Werke über England und Irland. 5) Aus dem Tagebuche eines in Großbritannien reisenden Ungarn. (Schluß.) — Werke über Spanien und Portugal. 6) Geschichte des spanischen Volks. In gedrängter Uebersicht dargestellt von Dr. B. Guttenstein. — 7) Geschichte der europäischen Staaten, herausg. von Heeren und Ukert. Geschichte von Portugal, von Prof. Dr. H. Schäfer. — Sternkunde. 11) Populäre Himmelskunde oder allgemein faßliche Betrachtungen über die großen Wunderwerke des Weltalls, von Dr. Gelpke. — 12) Der Sternenhimmel, mit christlichem Auge zur Erhebung des Herzens betrachtet, von G. H. Daub. — Biographie. Militärische Memoiren des britischen Capitäns Moyle Scherer, enthaltend die kriegerische Laufbahn des Herzogs von Wellington, übertragen von G. Nagel.

Nro. 55.

Römische Geschichte. 1) Ed. Gibbons Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs, aus dem Engl. übersezt von J. Sporschil. — 2) Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung ꝛc., von Prof. W. Drumann. — 3) Das Römerreich vom Ursprunge des Staats bis zum Untergange der Weltherrschaft Roms, von Dr. Ernesti.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der Jahrgang für 6 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der Jahrgang nur 10 fl.

* * *

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 20 fl.
Der Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Sonette auf Agnes Schebest. 136.
Das Mikroskop, von L. Bechstein. 139.
Prolog zu Mozarts Entführung aus dem Serail, von W. Menzel. 149.
Gedichte von Emma v. Rindorf. 154. 155.

Räthsel.

Der Kalender. 132. — Epheu. 141. — Flamme. 130.

Erzählungen.

Der Schweif des Drachen. 131 — 138.
Schloß Hochdorf. 142 — 152.

Länder- und Völkerkunde.

Die Deutschen in Nordamerika, von Fr. Grund. 141—148.

Reisen.

Briefe aus der Normandie von J. B. 152. 153. 155. 156. 157. 158. 159. 140. 141.

Naturgeschichtliches.

Natur- und gewerbswissenschaftliche Berichte, von Dr. Nürnberger. 150 — 154.
Naturgeschichtliche Notizen. 152.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Das Waldwerk. 3ter Art. 130. 131. — 4ter Art. 140—143.
Das Trousseau der Herzogin von Orleans. 132. 138.
Rede, gehalten am Schillersfest, am 30. Mai 1837. 136.
Der Frack und das große Fest zu Versailles. 146.
Briefe über den Pariser Salon von 1837. 150—155.
Die Londoner Stocksbörse. 153—155.
Aus der Tagesgeschichte. Das geraubte Kind. 132.

Korrespondenz.

Florenz. 130. 131. 132. — Paris. 133. 134. 135. 136. — 139. 140. 141. — Prag. 135. — Stuttgart. 136. — 149. 150. — London. 138. 139. — 147. — 151. 152. — Genf. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. — Dresden. 144. 145. — Aus dem Elsaß. 148. — Lübeck. 148. — St. Petersburg. 153. 154. — Hamburg. 155.

Kunst-Blatt.

Nro. 44.

Der Pariser Salon im Jahr 1837. (Forts.) — Kunstausstellung in Kassel. — Persönliches. — Netrolog. — Akademien und Vereine.

Nro. 45.

Der Pariser Salon im Jahr 1837. (Forts.) — Neue Radirungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 46.

Der Pariser Salon im Jahr 1837. (Forts.) — Versteigerungen.

Nro. 47.

Der Pariſer Salon im Jahr 1837. (Fortſ.) — Kunſtausſtellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 48.

Der Pariſer Salon im Jahr 1837. (Fortſ.) — Kunſtausſtellungen.

Nro. 49.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts aus den Gemäldeſammlungen von Berlin und Dresden. — Kunſtausſtellungen. — Muſeen und Sammlungen.

Nro. 50.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts ꝛc. (Fortſ.) — Bauwerke. — Bildnerei. — Denkmäler.

Nro. 51.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts ꝛc. (Fortſ.) — Numismatik. — Malerei.

Nro. 52.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts ꝛc. (Fortſ.) — Moſaik. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Literatur-Blatt.

Nro. 56.

Römiſche Geſchichte. 4) Geſchichte der Römer, ihrer Herrſchaft und Kultur, von Erbauung Roms bis zum Untergange des weſtrömiſchen Reiches, zur allgemeinen Belehrung und Unterhaltung, ſo wie zum Gebrauch in Gymnaſien, Real- und höhern Bürgerſchulen, dargeſtellt von Dr. Fiedler. — 5) Denkwürdigkeiten des alten Roms, für alle Freunde der ältern Geſchichte, vorzüglich für die reifere Jugend bearbeitet von J. E. Gailer. — 6) Ueber die Politik des Marcus Agrippa in Bezug auf die römiſche Staatsverfaſſung, von Dr. Frandſen. — 7) Ferienſchriften von Carl Zell.

Nro. 57.

Werke über England und Irland. 6) Großbritanniens Geſetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, ſtatiſtiſch und ſtaatswirthſchaftlich erläutert von dem königl. bayer. Miniſterialrath E. Th. Kleinſchrod. — Römiſche Geſchichte. 8) Lucius Cornelius Sulla, dargeſtellt von Dr. Zachariä.

Nro. 58.

Werke über England und Irland. 6) Großbritanniens Geſetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel ꝛc., von E. Th. Kleinſchrod. (Schluß.) — Römiſche Geſchichte. 9) Geſchichte der römiſchen Beredſamkeit von Erbauung der Stadt Rom bis zur Auflöſung des weſtrömiſchen Reichs, nach den Quellen bearbeitet von A. Weſtermann.

Nro. 59.

Werke über England und Irland. 7) Biographiſche und kritiſche Geſchichte der engliſchen Literatur von S. Johnſons bis zu W. Scotts Tode, von Allan Cunningham. Aus dem Engliſchen von A. Kaiſer. — 8) Verſuch über die engliſche Literatur und Betrachtungen über den Geiſt des Menſchen, der Zeiten und der Revolutionen von Chateaubriand. — Reiſen. 1) Skizzen über Deutſchland und die Deutſchen. Mit Bemerkungen über Oeſterreich, Ungarn, Polen und die Schweiz von einem in Deutſchland reiſenden Engländer. — 2) Empfindſame Reiſen. Nebſt einem Anhang von Reiſe-Berichten, -Skizzen, -Epiſteln, -Satiren, -Elegien, -Jeremiaden ꝛc. aus den Jahren 1832 und 1835, von L. Rellſtab.

Nro. 60.

Römiſche Geſchichte. 10) Geſchichte der römiſchen Literatur, von Dr. Joh. Chr. Felix Bähr. — Reiſen. 3) Reiſeplaudereien von Hofr. Dr. G. v. Reinbeck.

Nro. 61.

Naturkunde. 1) Anſichten über Natur- und Seelenleben von J. H. F. Autenrieth, Kanzler der Univerſität Tübingen. Nach ſeinem Tode herausgegeben von ſeinem Sohne H. F. Autenrieth.

Nro. 62.

Naturkunde. 1) Anſichten über Natur- und Seelenleben von J. H. F. Autenrieth. (Schluß.) — 2) Paley's natürliche Theologie mit Bemerkungen und Zuſätzen von Lord Brougham und Sir Charles Bell. In deutſcher Bearbeitung herausgegeben von Dr. H. Hauff. — 3) Die geſammte Anthropologie, neu begründet durch allgemeine Biſophie und als zeitgemäße Grundlage der Medicin im Geiſte germaniſch-chriſtlicher Wiſſenſchaft. Für Aerzte und Nichtärzte von Prof. Dr. Leupoldt.

Nro. 63.

Naturkunde. 4) Unterſuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellſehen von Dr. Paſſavant. — 5) Der Menſch nach den verſchiedenen Seiten ſeiner Natur, oder Anthropologie für das gebildete Publikum, von Dr. Burdach. — 6) Der Menſch in Beziehung auf ſein Werden, Beſtehen und auf ſeinen Tod, naturgemäß erforſcht von Adolf Beszely. — 7) Gott und das Wichtigſte aus der Natur, von Dr. Hoffbauer. — 8) Vorträge aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften und der Oekonomie, gehalten vor einem Kreiſe gebildeter Zuhörer in der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft zu Königsberg, herausgegeben von dem Prof. K. E. v. Bär.

Nro. 64.

Reiſen. 4) Reiſebriefe aus Belgien. Mit einigen Studien zur Politik, Geſchichte und Kunſt, von Dr. Löbell. — 5) Fragmentariſche Mittheilungen über eine Reiſe durch Holland und einen Theil von Belgien im Herbſt 1834, von K. Fr. H. Stelzer. — Naturkunde. 9) Einleitung in das Studium der Naturwiſſenſchaft. Nach dem Engl. des J. F. W. Herſchel von Dr. Weintig. — 10) Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde, von Arago. Aus dem Franzöſiſchen überſezt von C. v. Remy.

Nro. 65.

Naturkunde. 11) Polemiſche Blätter zur Beförderung der ſpeculativen Phyſik, herausgegeben von H. Steffens. — 12) Ueber das Licht, vorzugsweiſe über die chemiſchen und phyſiologiſchen Wirkungen deſſelben. Ein Verſuch von Dr. Landgrebe. — 13) Allgemeine Naturgeſchichte für alle Stände, von Prof. Oken. — 14) Die Geſchichte der Natur, als zweite gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeſchichte, von Dr. G. H. v. Schubert. — 15) Naturgeſchichte der drei Reiche. Zur allgemeinen Belehrung bearbeitet von G. W. Biſchoff u. A. — 16) Leitfaden zum Unterricht in der Naturbeſchreibung und Naturgeſchichte durch Tabellen und deren Erläuterung, von Dr. Nietſch. — Badeliteratur. Homburg (vor der Höh) und ſeine Heilquellen, von Dr. Trapp. — Erinnerungen an das Seebad von Helgoland. In Briefen von Dr. Salomon. — Meine kleine Seereiſe oder die Fahrt nach Helgoland, von °r.

Nro. 66.

Naturkunde. 17) Geſchichte der durch Ueberlieferung nachgewieſenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. Ein Verſuch von K. E. A. v. Hoff. — 18) Der heutigen Phyſik Widerlegung durch Folgerung aus Sinneswahrnehmungen, in Bezug auf Luftdruck, Elementarkräfte und Bewegung. Ein neues Syſtem, von R. Tſchiffely. — Badeliteratur. Wanderungen im Schwarzwalde, insbeſondere nach den Kurorten Teinach, Wildbad, Baden und durch das Murgthal nach Rippoldsau. In Briefen von A. Arnold.

№ 1.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 2. Januar 1837.

Sehet, das Neue
Findet uns neu!

Goethe.

Neujahr.

Neujahr iſt herangekommen,
Und die Herzen ſchlagen neu,
Neue Hoffnung iſt erglommen,
Jeder ſtille Wunſch wird frei.

Wunderlich ſind wir gefahren
Auf des Jahres Strom dahin,
Mühe durfte Keiner ſparen,
Mußten oft den Nachen ziehn.

Winde tobten, Wogen ſchäumten,
Segel riß, es brach das Tau;
Wenn wir uns verloren träumten,
Ward der Himmel wieder blau.

Aber wenn an grünen Fluren
Prangend bunt im Blumenkleid
Wir im Flug vorüberfuhren,
Da vergaß ſich alles Leid.

Bäume nickten her von ſchönem
Strand ſich wiegend klein und groß,
Warfen launig Dem und Jenem
Goldne Aepfel in den Schoß.

Und da weinten wohl die Einen,
Wenn die Andern hell gelacht;
Wollte Dem kein Glück erſcheinen,
Hat es Jenen froh gemacht.

Die da weinen, die da lachen,
Stehn nun all an Einem Ziel,
Und es rüſtet ſich der Nachen,
Neu zu gehn in's Wellenſpiel.

Neues Jahr und neues Leben,
Neue Fahrt und neuer Strand,
Neues Forſchen, wem gegeben,
Wem verſagt das goldne Pfand.

Laßt das Forſchen, laßt das Fragen,
Keinem wird es doch bekannt,
Keiner hat mit Wunſch und Klagen
Sich das Glück in's Haus gebannt.

Werfet, was die Fahrt verſtöret,
Ohne Schonen über Bord,
All der Wuſt hinausgekehret
Sey mit Einem kecken Wort!

Neuen Maſt und neue Segel,
Neuen Anker, neues Tau!
Fröhlich, wie des Himmels Vögel
Steuern durch das lichte Blau,

Ohne Furcht vor Felſenriffen,
Kraft im Arm für jede Fahr,
Neu erfriſcht, gerüſtet ſchiffen
Wir hinein in's neue Jahr!

Briefe aus der Provence im Sommer 1836.

Wir hatten uns botaniſirend und mineralogiſirend einen Monat in der Auvergne herumgetrieben, und wollten nun wieder unſeres Lebens froh werden; deßhalb wandten wir uns weder nach Lyon noch nach Paris, ſondern in die ſonnige Provence, die freilich auch arg ausgeartet iſt, an die man aber doch nie ohne eine gewiſſe Sehnſucht denken kann.

Bei der kleinen Stadt Tournon, gegenüber dem weltberühmten Weingelände der Ermitage, unter einer Eiſendrahtbrücke erwarteten wir das von Lyon die Rhone herabkommende Dampfboot, das uns mitnehmen und in die Provence führen ſollte. Bei dieſer Einſchiffung iſt kein Augenblick zu verlieren. So wie man in der Ferne den Rauch erblickt, muß in einen Kahn geſtiegen und ſchief mitten in den Strom hineingefahren werden. Im Nu iſt das Dampfſchiff da, hält einen Augenblick an und wirft uns einen Strick zu; kaum aber ſind wir hinaufgeſtiegen, ſo brauſen und ſauſen die Räder wieder herum, und die Doppelkraft, die Gewalt des Stroms und des Dampfs, reißt uns ſo ſchnell fort, daß uns Tournon bald aus den Augen iſt. Das Boot geht Morgens von Lyon ab, fährt an acht Departements vorüber und kommt Abends bei guter Zeit in Arles an, macht alſo in dieſer Zeit ſiebenzig Poſtlieues. Mit ungemeiner Keckheit wagt es ſich in die Mitte des reißenden Stroms, als wenn da keine Hinderniſſe und Gefahren zu fürchten wären. Freilich iſt ein Pilot an Bord, der alle bedenklichen Oertlichkeiten des Fluſſes kennt und das Boot raſch bald rechts, bald links leitet; ſo vermeidet es Klippen, Sandbänke und ſeichte Stellen, und wenn ſich der Strom theilt, ſo fährt es in den tiefſten Arm. Um die Schnelligkeit zu ermeſſen, mit der es fortſchießt, braucht man nur einen Baum oder Strauch am Ufer in's Auge zu faſſen; ein kurz vorher noch entfernter Punkt kommt mit Macht heran und ſchießt im Nu vorbei. Es iſt, als würde man nur von dem Gedanken, weiter zu eilen, fortgetrieben; Alles gehorcht einer unſichtbaren Macht. Da wo Kahnüberfahrten ſind, legt ſich das mächtige Kamin immer mehr zurück, und endlich fährt das Boot mit unglaublicher Schnelligkeit unter dem von einem Ufer zum andern ausgeſpannten Seil weg; man meint, dies Seil werde von einem Orkan getrieben. Nichts ſonderbarer, als wenn dem pfeilſchnellen Dampfboot Züge von Kähnen begegnen, die Waaren in die ſüdlichen Departements geführt haben und nun zurückkommen; ſie werden mühſam von zehn, zwölf, zwanzig bis fünf-und-zwanzig Pferden gezogen, und nebenher gehen ſchreiend, fluchend und peitſchend die Fuhrleute bald am Ufer, bald im Fluß ſelbſt.

So fuhren wir an Valence und Montélimart, an der Mündung der Iſère und der Dröme vorüber, und glücklicherweiſe auch ſchnell an dem armſeligen, ſteinigten rechten Ufer. Die Brücke von St. Eſprit iſt eine Epiſode dieſer ſchnellen Reiſe, die ohne Dampfboote ſo lang und ſo langweilig wäre. Da ſieht man auf einmal eine Reihe geſchmackvoller, aber ſo enger Schwibbögen, daß ſie eigens dahin geſtellt ſcheinen, um alle Schifffahrt auf der Rhone unmöglich zu machen; auf keinen Fall ſind ſie gebaut, um Dampfſchiffe hindurch gehen zu laſſen. Glücklicherweiſe iſt bei der Geſchicklichkeit der Piloten hier nie ein Unfall geſchehen, es wäre aber doch möglich, und bei der reißenden Schnelle der Fahrt läßt ſich denken, wie das Boot zertrümmert werden würde, wenn es die Durchfahrt nicht recht träfe und von den überdies reißenden Wellen gegen einen Pfeiler getrieben würde. Jedermann ſieht dies ein, darum eilt Alles auf das Verdeck und richtet lautlos die Augen nach der Prora des Schiffs, bis es glücklich unter der Brücke weg iſt, dann athmet man wieder freier und froher.

Da wo die Rhone eine Biegung macht, ſahen wir auf einmal Avignon vor uns liegen. Die mittägliche Sonne läßt die alten Mauern und Thürme hell glänzen, ebenſo den großen, herrſchenden Pallaſt. Das Volk eilt in Menge an's Ufer, Packträger mit braunen, ſüdlichen, ausdrucksvollen Geſichtern klettern von allen Seiten auf das Boot, als wollten ſie es durch Entern nehmen, ſie bemächtigen ſich auch unſerer Perſonen und Gepäcke, ſie ſprechen und ſchreien entſetzlich viel, ſind aber doch ſo ehrlich, alle Augenblicke auf der Straße ſtille zu ſtehen, um uns zu erwarten; endlich wollen ſie uns in ihre reſpektiven Gaſthöfe bringen, denn Jeder hat den ſeinigen; darüber entſteht aber Streit, denn wir wollen zuſammen bleiben und uns nicht trennen laſſen, am wenigſten von dieſen Lazzaronis. Die Sache ging aber nicht ohne Schwierigkeiten ab, denn an einem Gaſthof hatte der Garçon unten an der Hausthüre auf die ankommenden Fremden gewartet und bereits meinen Mantelſack in Empfang genommen, dieſen mußte er nun aber wieder

herausgeben, da unſer Sinn nach einem andern Gaſthof ſtand, den man uns auf dem Dampfboot empfohlen hatte.

Avignon, das durch den Traktat von Tolentino vom Pabſt an Frankreich abgetreten wurde, zeigt wenig Spuren ſeiner ehemaligen Wichtigkeit. Unter der Regierung der päbſtlichen Legaten zahlte die Grafſchaft Venaiſſin faſt gar keine Steuern, war aber dafür in einen todähnlichen Zuſtand verſunken, in dem Alles darnieder lag. Jezt zahlt das Land viel Steuern, erfreut ſich aber dabei eines thätigen Handels und einer regen Induſtrie, wobei die Bevölkerung bedeutend zunimmt und auch der Ackerbau gedeiht. Die Seidenfabrikation und der Krappbau bringen viel Geld in Umlauf, beſonders lezterer. Der Krapp aus dem Comtat (Grafſchaft Venaiſſin) iſt von beſſerer Qualität als der in Elſaß und Holland, darum geht er die Rhone hinunter und wird nach allen Theilen Europas verſchickt. Die in ihre Geſchäfte und Korreſpondenzen verſunkenen Kaufleute, die ſich an der Seidenzucht und am Krappbau bereichernden Einwohner bekümmern ſich wenig um die Erinnerung an Clemens V., an alle Päbſte und Gegenpäbſte, die Avignon bewohnten, ja eben ſo wenig um Petrarka und Laura, von denen nur gar wenige hieſige Einwohner einige traditionelle Kenntniß haben und ſich gar komiſch über Beide äußern, wenn Fremde darnach fragen. Mir erwiderte eine ziemlich anſehnliche Kaufmannsfrau, an deren alterthümlichen Haus, ganz in der Nähe des weiland päbſtlichen Pallaſts, Petrarka gewiß oft vorbeiging: „Je suis bien aise, que vous connoissiez Mr. Petra; c'est un excellent homme, il fait dans les draps, mais il ne nous a jamais amené Madame. Elle s'appèle Laure? Quelle drôle de nom pour une Dame! est elle aussi de Beaucaire?“

Bekanntlich bewog der Einfluß Philipps des Schönen von Frankreich die Päbſte, Rom zu verlaſſen und in Frankreich ihren Wohnſiz aufzuſchlagen; hier kauften ſie Avignon von der Königin Johanna von Neapel und ließen ſich da nieder. Rom war nun faſt ganz verlaſſen und regierte ſich ſelbſt; Rienzi's Unternehmen konnte ihnen auch ſchwerlich Luſt machen, dahin zurückzukehren. Endlich aber drangen die Italiener auf dieſe Rückkehr, und da ihnen dies nichts half, ſo ernannten ſie einen Italiener zum Pabſt, dem die Cardinäle in Avignon einen andern entgegenſezten. So entſtanden denn zwei päbſtliche Linien, wo einer immer auf den andern folgte. Dieſe beiden Linien theilten ſich in Europa. Der zuerſt in Avignon zum Pabſt gewählte Cardinal hatte freilich verſprochen, er wolle ſeine Würde niederlegen, wenn es das Wohl der Chriſtenheit erheiſche; gar bald hatte er aber ſeine Zuſage vergeſſen. Die Unordnung und der Scandal ſtiegen auf den höchſten Grad, als gar ein dritter Pabſt aufſtand und die ſchon ſo beſtrittene Würde für ſich in Anſpruch nahm, wodurch dann eine dritte Pabſtlinie entſtanden wäre. Endlich kam das Concilium von Conſtanz und warf alle Nebenpäbſte über den Haufen. Durch große Strenge ſtellte es die Einheit der damals ſchon zerfallenden katholiſchen Kirche wieder her, und verzögerte die Reformation, die ſich ankündigte.

Der alte päbſtliche Pallaſt iſt jezt eine Kaſerne; in ſeinen weiten Hallen und Gemächern ſieht man keine langen, weiten, faltigen Gewänder, keine viereckigen Mützen, keine Kardinalshüte und Biſchofsmützen mehr, wohl aber knappe, bunte franzöſiſche Uniformen, zuſammengeſtellte Flinten, Tſchakos, mit viel Wind und Lärm. Die wenigen Traditionen, die ſich bei den Lohnbedienten über den päbſtlichen Hof in Avignon erhalten haben, ſind dieſem keineswegs günſtig. So führte man uns in einen Saal, der noch jezt salle brûlée genannt wird; denn darin ſoll ein Pabſt — welcher, konnten wir nicht erfahren — mehrere Familien zu einem Gaſtmahle vereinigt, und um ſich an ihnen zu rächen, mit einem Theil des Pallaſts verbrannt haben. Und doch zeigte man uns dieſen Saal! In einem andern Theil des Pallaſtes wurden wir in einen Saal geführt, in dem die Inquiſition ihre Sitzungen gehalten haben ſoll, und wo die Angeklagten der Tortour unterworfen wurden. Nicht weit davon iſt ein Ort, wo man ſie hinrichtete: hier öffnet ſich ein unterirdiſcher Gang, der — ein päbſtlicher Tunnel — unter dem Rhonebett weg nach dem Flecken Villeneuve-des-Avignon führte, wo in einem gewiſſen Hauſe alles aus- und eingelaſſen wurde, was ſich nicht überall im Pallaſte des Pabſtes ſehen laſſen durfte, und doch war dort die Frechheit weit gediehen.

Am Abend gingen wir über die Brücke nach einer Inſel, die gegenüber von der Rhone gebildet wird. Hier ſieht man recht das ungeheure päbſtliche, über die Stadt herrſchende Schloß. Der Widerſchein der untergehenden Sonne ſezte die großen gothiſchen Fenſter des Pallaſtes in Gluth, wo Clemens V., Innocens und die Urbane gewohnt hatten, von wo aus ſo viel Bullen in die Welt geſchleudert, wo über ſo viel geiſtliche und weltliche Fragen geſtritten worden war, als noch die ganze chriſtliche Welt die Augen auf jenen Hof heftete, den Petrarch und ſo viel gleichzeitige Schriftſteller als den Siz des Luxus und der tiefſten Sittenverderbniß bezeichnen und mit dem Namen des neuen Babylons belegen. Auch aus der neuern Zeit knüpfen ſich traurige und gehäſſige Erinnerungen an dieſe Mauern. Ein Thurm des Pallaſtes hieß la Glacière, wo der wilde Jourdan ſo viele unſchuldige Opfer ſchlachten ließ, und noch ſieht man an den Wänden Spuren von den damals hier vergoſſenen Blutſtrömen.

(Die Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Mißhandlung des Buchhändlers Fraser.

In derselben Stunde, wo ein großer Theil der loyalen Preußen — man würde in England nach hier gebräuchlicher, charakteristischer Classification sagen, der Adel, der Reichthum und der Verstand des Königreichs — auf die Gesundheit ihres guten Königs aß und trank, am diesjährigen dritten August, trug sich auf hiesiger Regentstraße in einem stattlichen Buchhändlergewölbe etwas zu, was ich, trotz des Aufsehens, das es damals gemacht, bis heute unerwähnt gelassen habe, weil ich den Erfolg der Sache abwarten wollte. — Ein gewisser Herr Grantley Berkeley fand sich bewogen, um zwei Uhr Nachmittags dem Buchhändler Fraser in seinem Gewölbe auf der Regentstraße einen Besuch abzustatten. Besucher und Besuchter kannten sich gegenseitig gar nicht, wenigstens nicht von Person, und jener hatte die genannte Stunde wahrscheinlich deßhalb gewählt, weil er irgendwie erfahren, daß zu solcher Frasers Leute ihr Mittagsmahl zu halten und daher Fraser meist allein zu seyn pflege. Er war von seinem Bruder, Craven Berkeley, und einem Freunde begleitet, und hatte als Anführer der Compagnie ein Armaturstück, dergleichen bei der englischen Armee, die bekanntlich auf derbe Correctionsmittel hält, die Pferdebändiger führen. Das Ding hat ganz das Aussehen einer langen Reitgerte, ist aber eindringlicher, als die biegsamste Birkenruthe, hat einen Griff, der, gleich einem Schulsattel, hinten und vorne erhaben gepolstert ist, um desto fester in der umspannenden Hand zu liegen, und ist vom Stiele nach der Spitze mit dick aufsaugendem und in allmählicher Abstufung schwach endigendem Drahte umflochten, während die sogenannte Schwippe, bei anständigen Reitpeitschen ein seidenes Schnürchen, hier aus einer beliebigen Zahl dünner, in Knoten gebundener Lederriemen besteht. Diese Annehmlichkeit hatte Berkeley unter den Rock geknöpft. Als Offizier mit taktischen Anordnungen vertraut, postirte er, so wie er vor Frasers Gewölbe angekommen war und ein Blick durch die hohen, polirten Fenster ihm die kleine, einsame Gestalt des Buchhändlers zeigte, seine Begleiter vor die Thüre und trat ein. Ehe noch der friedliche Fraser von einem Ueberfalle die entfernteste Ahnung hatte, legte ihm Grantley Berkeley seine schwere Faust so unsanft auf die rechte Schläfe, daß er augenblicklich zu Boden stürzte. Ueberrascht zwar, doch nicht ohne Geistesgegenwart, wollte Fraser wieder aufstehen; allein der Feind über ihm packte ihn gewaltig mit der Linken beim Kragen, hielt ihn nieder und beobrfeigte ihn mit der Rechten. Sey es, daß Berkeley plötzlich seine adelige Hand durch die Berührung eines Bürgerlichen zu entweihen fürchtete, oder daß er sich jezt erst des genannten Instruments erinnerte, mit raschem Griffe zog er die Drähterne hervor und ließ sie in schnellen Schwingungen auf den bereits blutenden Gegner niederfallen: gleichviel, ob aus Uebereilung oder mit Vorbedacht, hatte er das Werkzeug seiner Rache am schwachen Ende gefaßt, und die schweren Schläge des harten Griffs raubten dem Mißhandelten die Besinnung. Grantley eilte, sie ihm zurückzugeben; er drehte die Peitsche um, faßte sie beim Griffe und hieb auf den am Boden Liegenden so wirksam ein, daß der erste Hieb den rechten Backen von der Schläfe bis an's Kinn aufriß. Das Mittel wirkte: Fraser stieß einen gellenden Schmerzensschrei aus, und vielleicht weniger, weil er die Gefahr sah, die seinen Augen drohte, als weil ein natürlicher Instinkt sie ihn fühlen ließ, bedeckte er das Gesicht mit seiner linken Hand. Das Licht seiner Augen wurde dadurch gerettet, aber in die Hand zeichnete die fortwährend geschwungene Peitsche tiefe, blutige Schnitte. Wenn London das ist, was in London voll heißt, so zeigt sich solches in keinem Theile der Stadt mehr, als in der Regentstraße. Da drängen sich Reihen von Wagen auf und nieder, und die breiten Trottoirs sind für die Masse der Fußgänger zu schmal. Am lezten dritten August aber war London noch immer voll, und so mußte der Vorfall in Frasers Gewölbe von den Vorübergehenden sogleich wahrgenommen, sein Schmerzensruf von ihnen gehört und die Zahl der stehen Bleibenden mit jedem Augenblicke größer werden. Bald fanden sich auch barmherzige Seelen, welche der Anblick entrüstete, der Anblick eines schwachen, zu Boden geworfenen Menschen und eines mitleidslos ihn geißelnden Riesen. Der gewöhnliche Ausruf des Engländers, wenn ein öffentliches Ungebührniß ihn empört, der Ruf: shame! shame! ging von Mund zu Mund, und Einige, die dem Mißhandelten mit ihren Fäusten nüzlicher zu seyn meinten, als mit passiver Theilnahme, wollten durch die Thüre ihm zu Hülfe. Doch da stand der Nachtrab, die eingestemmten Arme tapfer zur Abwehr gebrauchend. Zwei, drei wurden kräftig zurückgewiesen; da bat ein handfester Wagenfabrikant höflich, ihn in's Gewölbe zu lassen: Antwort ein Faustschlag, der ihn aus dem Gleichgewichte auf die Knie brachte. Damit nicht zufrieden, warf der Wache haltende Freund sich in Boxerattitüde und forderte männiglich zum Kampfe. Das ist für jeden Engländer, der boxen kann, und in der Regel können das die Meisten, eine verführerische Lockung. Doch der Wagenbauer widerstand ihr, sprang auf, schleuderte den, so kunstwidrigen Angriff nicht erwartenden Vorlustigen auf die Seite, warf die Thüre und zugleich den dahinter stehenden Craven Berkeley zurück und fiel dem andern Bruder in den vibrirenden Arm. Wäre Fraser nicht von Schmerz und Blutverlust erschöpft gewesen, so hätte es ihm nicht verargt werden können, wenn er den Moment, wo sein Peiniger von ihm ablassen mußte, dazu benuzt hätte, ihm die nächste Papierscheere in den Leib zu reynen, auch würde er für den Fall der Tödtung wahrscheinlich ohne Strafe davon gekommen seyn; allein zu erschöpft oder betäubt, dachte er nur an Flucht, und während sein Retter mit Grantley Berkeley rang, suchte er die Thüre zu gewinnen. Diese aber hatte Craven inzwischen wieder geschlossen, und als Fraser sich ihm näherte, faßte er ihn bei der Brust und rief, ihn zurückstoßend, seinem Bruder zu: damn him, Grantley! give it him, give it him well! Der Skandal endigte, wie in gut polizirten Staaten dergleichen immer zu enden pflegt, durch Einmischung der Polizei und mit Verhaftung der drei Herren. Es ist wahr, sie ergaben sich ohne den geringsten Widerstand einem einzigen Polizeidiener; doch kann ihnen dies nicht als Loyalität angerechnet werden. Abgesehen, daß die geringste Widersetzlichkeit den Diener des Gesetzes berechtigt haben würde, seinen kurzen Stab — truncheon genannt, eine eben so praktische, als furchtbare Waffe — mit ihren Köpfen in Berührung zu bringen, wäre es doch auch in der That zu arg gewesen, wenn zwei Männer, wie die beiden Berkeley, die Offiziere auf halbem Solde und wohlbestallte Friedensrichter sind, sich gegen die Handhaber der Gerechtigkeit aufgelehnt und sich der Gefahr ausgesezt hätten, bei ihrer nächsten Continentalreise als geprügelte Offiziere aus allem militärischem Umgange verstoßen zu werden. Außerdem wußten sie, daß der Polizeidiener, sobald er sich in der Minorität sah, nur seine Schnurre rasseln zu lassen brauchte, um in wenigen Minuten durch sie die Majorität zu erhalten, und was sie gethan, konnte ja nach englischem Rechte mit Geld gebüßt werden. (Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

№ 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 3. Januar 1837.

Wer fertig iſt, dem iſt nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar ſeyn.

Goethe.

Was Jahr 1836 in . . . .

N. in Deutſchland. December.

Man wundert ſich hier ſehr, daß in Ihren Blättern ſo äußerſt ſelten von unſerer guten Stadt die Rede iſt, und doch können Sie aus jeder guten Statiſtik der deutſchen Bundesſtaaten erſehen, daß bei uns die Kultur in allem utile et dulce die Durchſchnittshöhe erreicht hat; wir ſelbſt meinen allerdings, es in Manchem noch etwas weiter gebracht zu haben. Wir beſitzen Wohlthätigkeitsanſtalten und Vereine zu ſchönen Zwecken aller Art: für Geſang und entlaſſene Sträflinge, für Denkmäler und Armenſuppen; wir haben Kunſt- und Gewerbevereine und Ausſtellungen, wir greifen der Kunſt unter die Arme durch Verloosung von Gemälden, der Armuth durch Verloosung von Geldbörſen und Ofenſchirmen; wir haben in Kunſt und Wiſſenſchaft hochſtehende Männer, Poeten und Schriftſteller; wir machen aber nach beſcheidener deutſcher Weiſe nicht viel aus ihnen und leſen ihre Werke nicht; wir bauen Häuſer in allen Stylen und in gar keinem, wir verſchönern Kirchen, Plätze und Promenaden und verſichern jedem Fremden, wenn er vor zehn Jahren hier geweſen wäre, würde er die Stadt gar nicht mehr kennen; wir haben endlich eine Kunſtanſtalt, einen „Tempel Thaliens,“ in welchem der Himmelstochter nicht allein auf das Anſtändigſte, ſondern auf eine allen billigen Anſprüchen vollkommen genügende Weiſe geopfert wird, eine Bühne, deren Intendant kein Opfer ſcheut und mit dem rühmlichſten Eifer darnach ſtrebt, es zu machen wie alle andern. Sie ſehen, wir böten ſo gut als jede andere der ausgezeichneteren Städte Deutſchlands hie und da Stoff genug zu einem der Berichte, welche, ſo treu als anziehend, Bilder aus dem deutſchen öffentlichen Leben Laterna-magica-artig vor den Blicken des Leſepublikums vorüberführen. Es drängt mich wirklich, die Lücke auszufüllen, und ich faſſe in einer kurzen Ueberſicht zuſammen, was uns in dem eben ablaufenden Jahre vorzugsweiſe bewegt hat.

Ein reiches Jahr! Wir haben auf unſerer Bühne mehrere neue Stücke geſehen, die nicht direkt aus dem Franzöſiſchen gezogen waren, wir haben die Vorzeichen einer bedenklichen Revolution in der weiblichen Kleidung erlebt, wir haben an Eiſenbahnen gedacht und dabei Manches nicht bedacht, wir ſind es müde geworden, den Märſchen und Gegenmärſchen der kriegführenden Parteien in Spanien auf der Karte zu folgen, und haben ſie ihrem Schickſal überlaſſen, wir haben noch immer nicht recht verſtanden, was das junge Deutſchland eigentlich bedeuten ſoll, wir haben uns vor der Cholera gefürchtet und den Anſteckungsglauben aufgegeben, wir haben an Sir John

Herſchels Entdeckungen im Mond geglaubt und nicht gewußt, ob wir an die Homöopathie glauben ſollen.

A Diis initium! zuerſt vom Theater. — O ſüßes „O, oder vielmehr □, von Holz“ in meiner Vaterſtadt, da ich noch jung war! O Phantaſie der Jugend, du nur zu früh getrübter Zauberſpiegel! Nie mehr genieße ich der ſüßeſten, der mächtigſten Kunſt wie damals, da ihre geringſten Diener in Beſcheidenheit, in Naivetät, und im ernſtlichſten Beſtreben, ſich für den gütigen Zuſpruch dankbar zu erweiſen, an meinen regen Sinnen, an meinem jungen Herzen die Stücke vorüberführten, welche jezt der Spott der Gebildeten ſind, oder nur noch um einer ſogenannten dankbaren Rolle willen von einem vornehmen Mimen aus der Polterkammer gezogen werden. Ich ſchwärmte für die Kunſt, aber auch die Künſtler beſchäftigten mich bedeutend, und nun vollends die Schauſpielerinnen! Ich ſah hie und da eine bei Tag am Fenſter — bleich, hohläugig, und doch wie myſtiſch-anziehend! Tagsgeſpenſter, denen erſt Abends hinter den Lampen das Herz ſchlug, das warme Blut in die Wangen ſchoß und das Feuer aus den Augen ſprühte. Noch weiß ich, mit welcher Ehrfurcht ich der Directrice, wenn ſie mit rothen Wangen, mit prächtig geſchwungenen Augbrauen und in unbeſchreiblichem Koſtüm an der Kaſſe ſtand, meine Groſchen in die weiße Hand drückte. Der Beſuch des Theaters war indeſſen ein ſelten geſtatteter Genuß; immer aber umſchwärmten wir das Bretterhaus, und ſuchten wenigſtens einen Lichtſchimmer aus dem Innern oder ein Stück halbverklungenes Pathos zu erhaſchen. Oft überwog der Muthwille den Reſpekt: wir ſprizten durch die Aſtlöcher Waſſer in's Heiligthum oder ſtachen die zwiſchen den Couliſſen und der Wand eng rangirten, zum Auftritt bereiten Schauſpieler mit ſpizem Holze in die ſpaniſch bekleideten Beine. Wurde es dann zu arg, ſo machte wohl der Direktor mit dem Stock in der Hand einen Ausfall, und nahm ſich, wenn er ſo in Rittertracht, mit hochrothem Geſicht und pechſchwarzem Bart an Gottes helle Sonne herausfuhr, höchſt ſeltſam aus; wir flohen, lachten ihn aus und bewunderten ihn, und wenn er wieder hineinging und die Thüre ſchloß, war mir, als ob der Himmliſchen einer wieder zum Olymp entſchwebte. — Jezt aber, da ich des Glücks genieße, faſt täglich den glänzenden Vorſtellungen einer der erſten Bühnen beizuwohnen, wo mehrere Heroen in den verſchiedenen Kunſtfächern auf dunkler Folie in prachtvollem Lichte glänzen, jezt nehme ich eine Priſe aus der Doſe unſeres erſten Helden ohne die geringſte Emotion, und denke nicht das Mindeſte dabei, wenn ich unſere Primadonna frage, wie ſie nach der Anſtrengung in Robert dem Teufel geſchlafen habe. Und wie oft, Gott verzeihe mir, wenn ich läſtere! habe ich mich in die armſelige Bude gewünſcht, wo ſich links hinter der erſten Couliſſe ſtets die Hand ſammt Buch des Souffleurs präſentirte und den Takt zu der Vorſtellung ſchlug! Die Schauſpieler des ärmſten Impreſario im deutſchen Reich rührten, entzückten, täuſchten mich, und waren gewiß keine „denkenden Künſtler.“ Und jezt — bin nur ich jezt ein Anderer, oder iſt die dramatiſche Kunſt in der kurzen Spanne eines halben Menſchenlebens ſchwach und ſtumpf geworden?

(Die Fortſezung folgt.)

Briefe aus der Provence im Sommer 1836.

(Fortſezung.)

Vor unſern Augen ſtand die alte Brücke, von der einige Schwibbögen zerſtört ſind, und die ausſieht wie ein Monument aus lang vergangener Zeit. Bei ihrem Anblick vergißt man gern das neue Avignon, ſeine Seide, ſeinen Krapp, ſeine Fabriken und ähnliche Anſtalten, um wenigſtens für einen Augenblick den Erinnerungen an die Scenen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zu leben. Ueber dieſe jezt zerſtörte Brücke zogen die päbſtlichen Legaten, wenn ſie von ihren Geſandtſchaftsreiſen in allen Theilen Europas zurückkamen, darüber zogen die vielen Fürſten und hohen Herrn, die nach Avignon eilten, um dem Pabſte ihre Huldigung darzubringen. Sein Pallaſt wimmelte von Geiſtlichen jeden Rangs, aller Farben und aller Länder, von vornehmen und geringen Intrikanten, Sollicitanten und müſſigen Prälaten. Was mußte der Herr des Hauſes nicht alles thun, um alle dieſe Könige, Fürſten und Herrn an ſich zu feſſeln, um ſie in Gehorſam zu erhalten und ſeinen Nebenbuhlern mit Erfolg entgegen zu arbeiten.

Bei dieſem Zurückverſezen in eine längſt entſchwundene Zeit wurde ich nicht froh; da fiel es mir ein, auszukundſchaften, ob Avignon noch den alten Ruf wegen ſeiner ſchönen Frauen und Mädchen verdiene? In den Straßen, auf den Spaziergängen, an den Fenſtern ſah ich einmal nichts als franzöſiſches Mittelgut, wie in Paris und Lyon: hübſche, feine Züge, aber weder in Form noch in Farbe und Ausdruck etwas Bedeutendes, Hinreißendes, wie in Rom, Venedig und Genua. Darauf ging ich in meinen Anſprüchen herunter und verlangte nichts mehr zu ſehen, als ein niedliches Thümmelſches Klärchen. Aber auch ſo wohl ſollte mir nicht werden, nur am Abend im Theater lächelte und winkte mir ein ſchönes Geſicht auf ſchöner Büſte aus einer der obern Logen zu; ich erkundigte mich und erfuhr, daß die Odaliske aus — Spanien ſey, und zwar aus Barzellona, das viel ähnliche Artikel in das ſüdliche Frankreich und nach Paris liefert.

In unſerm Gaſthof war eine artige Table d'Hôte, die in der Provinz in Frankreich eine ganz eigene Phyſiognomie hat, und wohl einige Bemerkungen verdient.

Hier findet man eine Art improviſirter oder Stegreifſamilie. Das Angenehme, Behagliche und Unbegreifliche daran iſt eine Zuthulichkeit und Vertraulichkeit ohne allen Rückhalt, ein „wie zu Hauſe ſeyn,“ nach dem ſich jeder neu Angekommene richtet, das Jeder benuzt, das aber doch keine der vielen Unannehmlichkeiten des eigentlichen „Zuhauſeſeyns“ in Frankreich hat. Es iſt eine Heimath ohne Hund und Katze, ohne Hausfreund, ohne Hauspoeten, ohne Nachbar, ohne Portier, ohne Bonne und ohne Wachbillets. Außerdem ſieht man nirgends die Welt offener, richtiger gezeichnet und richtiger gefärbt als hier, wenn man nur ein Bischen Beobachtungsgabe und Beobachtungsluſt hat. Den altherkömmlichen Vorſchneider und etwa einen Reiſecommis ausgenommen, der ſchon einige Zeit hier iſt, erneut ſich hier alle Tage das Eß- und Trinkperſonal. Jeder anfahrende Wagen ladet ſeine Sammlung von Eſſern aus und ein, lauter Leute, die einander nicht kennen, die zuſammen in den Rollkaſten eingeſchachtelt werden, ſich ſchnell nähern und wieder verlaſſen, unterwegs ab- und zugehen, ſich vermindern, Neue aufnehmen und nach ihrer gegenſeitigen Vertraulichkeit alte, vertraute Freunde und Bekannte ſcheinen. Unmöglich iſt's, eine Table d'Hôte im Einzelnen zu beſchreiben, weil dieſes Amalgam alle Augenblicke wechſelt; aber ſie hat einige ſtereotype Charaktere, die ich hier auffaſſen will.

Vorerſt ſizt an jeder gut eingerichteten Wirthstafel ein Mann, der gleichſam eine Stiftung iſt, unentgeldlich vom Wirth geſpeist wird und dafür die Honneurs am Tiſche und den offiziellen Höflichkeitsmann bei Allen und gegen Alle machen muß. Er iſt zugleich ſeit langen Jahren Vorſchneider und hat es darin zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit gebracht, die nicht allein den Gäſten ſehr angenehm, ſondern auch dem Wirth ſehr vortheilhaft iſt, denn durch ihn wird viel geſpart und alle Verſchwendung verhindert. Wenn er einem Gaſt vorſchneidet, ſo muß er ihm auf ein Haar am Geſicht anſehen, wie viel er wohl eſſen mag, und ob er ſich wohl mit einem kleinen, einem Haut-, Muskel- oder Knochenſtückchen begnügen wird. Wenn neue Gäſte ankommen, ſo muß er mit einem Blick weghaben, ob die ſchon aufgetragenen Speiſen, klug vertheilt, nicht auch für ſie hinreichen, und wie viel ſie wohl in der ihnen bis zum Abgang der Diligence oder des Dampfboots gegebenen Zeit verzehren können; gewiß ein ganz eigenes Studium. Für jede glücklich vor ihnen gerettete bedeutende Schüſſel bekommt er von dem Wirth eine Prämie; er iſt hiernach der geſchworene Feind des Reiſenden. Nach dieſem ſtereotypen Verſchneider und Honneursmacher, der gewöhnlich auch der offizielle Liebhaber und Spazierenführer der Frau Wirthin iſt, kommen einige Tiſchabonnenten aus der Stadt, gewöhnlich unverheirathete Angeſtellte. Dies ſind für den Fremden gleichfalls gefährliche Meſſer, denn ſie kennen auf ein Haar die Qualität der Schüſſeln. So wie ſie im Haus ankommen, gehen ſie in der Küche zu ihrem guten Freund, dem Chef de cuisine, dem ſie zum Neujahr immer ein gutes Geſchenk geben und der ihnen dafür genaue Nachweiſung ertheilt über die guten oder ſchlechten Eigenſchaften dieſer oder jener Schüſſel, über die Friſche, Saftigkeit der Braten und dergleichen. Auch der Vorſchneider-Hausfreund darf es mit ihnen, als den ſtehenden Kunden der Hausfrau, nicht verderben, darum verſteht er ihren Wink und bedient ſie bei den guten Schüſſeln auf's Beſte, zum großen Nachtheil der Fremden.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſponden-Nachrichten.

Florenz, December.

Gäſte. Theater. Kunſt. Verſchönerungsplane.

Nach der Abreiſe des Herrn Thiers iſt Dr. Bowring der berühmteſte Gaſt geweſen, den wir hier geſehen haben. Dieſelbe freundliche Aufnahme, welche er in Livorno bei ſeinen engliſchen Landsleuten fand, ward ihm hier nicht allein in Privatcirkeln, ſondern auch von Seiten des Hofes zu Theil. Bowrings edle Geradheit machte ihn des ganzen Vertrauens würdig, wodurch der Großherzog ihn bei mehrmaligen Zuſammenkünften ausgezeichnet hat. Er erhielt zulezt die Einladung, den Großherzog auf einem Ausflug in die Maremmen zu begleiten und dort die neueſten Arbeiten in Augenſchein zu nehmen. — Florenz füllt ſich mit Fremden; die Winterſaiſon ſcheint glänzender als je werden zu wollen. Was aus Neapel fliehen konnte, kehrt nach einem kurzen Aufenthalt in Rom, wo man die Cholera noch dieſen Winter erwartet, hieher oder nach Oberitalien zurück. Man hofft alſo, daß das geſellſchaftliche Leben ſich zu ſeinem frühern Glanze erhebe, als noch der Fürſt Borgheſe, Demidoff, Poniatowsky und Andere hier ein Haus machten. Dabei wäre denn zu wünſchen, daß das Theater billigen Erwartungen entſpräche. Die Herbſtſaiſon ſchloß zu Anfang dieſes Monats mit der „Lucrezia Borgia“ von Donizetti, welche hier mit außerordentlichem Erfolge gegeben ward. Es rührt dies namentlich von der Beſezung und dem ungewöhnlich guten Enſemble her; denn die Oper ſteht im Ganzen und Einzelnen bedeutend unter Marino Faliero. Muſikaliſche Motive zu einem ſeltenen und ungeheuern Werk liegen in dem franzöſiſchen Torſo; es braucht aber Genie, um ſie herauszufinden und zu einem Ganzen umzugießen. Mit der bloßen, wenn auch geſchickten Handhabung des Gegebenen iſt es hier nicht gethan. — Man hat einen neuen „Fauſt“ mit ſehr traurigem Erfolg verſucht. Den Goethe hatte man ſich zurecht geſchneidert und Gordigiani dies in Muſik geſezt. Die gebildetſten Italiener finden ſich nicht in Goethe hinein; wie kann man erwarten, daß ein Publikum eine ſchlechte Bearbeitung und eine gewöhnliche Muſik goutire! — Für die bildenden Künſte beginnt hier jezt eine eigentlich goldene Aera. Anatoli Demidoff, der von ſeinen Reiſen zurück iſt, ſcheint das Andenken ſeines Vaters namentlich durch einen angemeſſenen Aufwand ehren zu wollen. Man trägt ſich hier mit dem Gerücht, daß das Denkmal für den alten Demidoff, welches Bartolini unter Händen hat, in ein

kuppelförmiges Gebäude komme, deſſen Inneres mit Malachit auszulegen, deſſen Aeußeres mit Bronzethüren von der Hand des Fräuleins von Fauveau zu verzieren ſeyen. Gewiß iſt, daß zunächſt Bartolini's ziemlich mißliche Lage durch ſolche Liberalität ſich bedeutend verbeſſert hat. Bei Bezzuoli iſt von Demidoff ein Bild beſtellt worden, deſſen Größe und Gegenſtand ganz dem Ermeſſen des Künſtlers anheimgeſtellt iſt; andere Aufträge haben minder bedeutende Künſtler erhalten. — In dieſem Augenblick iſt wieder ſtark davon die Rede, daß die Via Calzajuoli, die belebteſte, aber unbequemſte Straße von ganz Florenz, erweitert werden ſolle. Die Realiſirung dieſes Planes wird von allen Seiten gewünſcht; ſollte er ausgeführt werden, wird man ſich nur zu bald wundern, wie es ſo lange möglich geweſen, die Verbindung zwiſchen den zwei Hauptplätzen von Florenz durch eine ſo dunkle, enge Gaſſe zu führen. Die Franzoſen hatten das großartige Projekt, nicht allein dieſe Erweiterung vorzunehmen, ſondern die Piazza del Granduca bis zur Loggia des Mercato Nuovo zu vergrößern, und Poſtgebäude nebſt Zubehör niederzubrechen. Ihre kurze Herrſchaft ließ hier dieſen Plan eben ſo wenig verwirklichen, als in Rom die Ausdehnung des St. Peters-platzes bis an die Engelsbrücke. Hier nun ward dies Bedürfniß ſeit Jahrhunderten gefühlt; es iſt nicht allgemein bekannt, daß der Großherzog Coſimo im ſechzehnten Jahrhundert Aehnliches bezweckte, und außerdem um die ganze Piazza die Bogen der berühmten Loggia des Orcagna fortſetzen wollte. Ihn, dem bis dahin keine Koſten irgend ein Unternehmen verleidet hatten, ſchreckte die ungeheure Summe, welche die Inhaber der Häuſer für die Abtretung derſelben verlangten. — Die heilige Cäcilie (von Raſael), durch Mauro Gandolfi geſtochen, iſt neulich von deſſen Sohne publicirt worden. — Der Beachtung des Auslandes iſt ein italieniſches Journal zu empfehlen, das unter dem Titel l'Italiano in Paris erſcheint (heftweiſe), und außer italieniſcher Literatur und Kunſt namentlich das Treiben der Italiener im Auslande zur Aufgabe hat. In den ſechs Heften, die vorliegen, verkündet ſich bedeutend mehr Geiſt, als man in den meiſtens ſehr ſteriten italieniſchen Journalen begegnet. Der troſtloſe Zuſtand der jetzigen italieniſchen Literatur und Kunſt wird offen eingeſtanden, und der wohlverſtandene Rath gegeben, nicht von den Akademien und dem ganzen Roccoco arkadiſcher Poeſie, ſondern von einem tüchtigen Studium der Geſchichte, von einem tiefern Eindringen in fremde, namentlich in deutſche Literatur eine wiſſenſchaftliche Wiedergeburt zu hoffen. Die deutſche Muſik wird wenigſtens inſofern anerkannt, daß man ihre unendliche Tiefe und Eigenthümlichkeit, der jetzigen italieniſchen gegenüber, mit Enthuſiasmus hervorhebt. Da die Zeitſchrift namentlich für Italien berechnet iſt, und die Herausgeber nach allen Seiten hin Rückſichten zu nehmen haben, wird eine eigenthümliche Färbung, eine ſyſtematiſche Haltung des Ganzen faſt unmöglich gemacht.

London, December.

(Fortſetzung.)

Engliſcher Proceßgang und engliſche Vorurtheile.

Das Höchſte, was in England ein Friedensrichter für die Störung des öffentlichen Friedens an Strafe diktiren darf, ſind fünf Pfund Sterling. Werden dieſe und die bei polizeilichen Verhandlungen ſehr unbedeutenden Koſten erlegt, ſo kann er höchſtens noch dem Unruheſtifter Caution für ſein künftiges friedliches Verhalten abverlangen. Die beiden Berkeley konnten daher im Voraus die etwaigen Koſten ihrer Verhaftung und Befreiung berechnet und mit den nothwendigen Geldmitteln ſich verſorgt haben, und der Erfolg zeigte, daß ſie ſolches wirklich gethan. Aus der polizeilichen Haft wurden ſie ohne Verzug vor den betreffenden Diſtriktsrichter geführt, und da ſie ihr Vergehen allenthalben eingeſtanden, ihnen von dieſem die Wahl geſtellt, die zuerkannten Geldſtrafen zu bezahlen, oder in's Gefängniß zu gehen: ſie wählten das Erſtere und waren frei. Nicht einmal zur Bürgſchaftsleiſtung wurden ſie angehalten, warum? weil Fraſer die Erklärung abgab, daß er ſeine Entſchädigungsanſprüche gegen ſie im Wege des Rechts geltend machen werde, und eine ſolche Erklärung, wenn nicht beſondere, dem Kläger Lebensgefahr drohende Umſtände vorwalten, die Bürgſchaftsleiſtung beſeitigt. Dies zeigt, daß der Nachtheil, für ein polizeiwidriges Ungebührniß vom Friedensrichter um Geld geſtraft zu werden, nicht der einzige iſt, welchem die Frevler ſich ausſetzen. Die Verhandlung vor dem Friedensrichter iſt eine rein polizeiliche. Weiſt er den Gegenſtand an die Aſſiſen über, ſo verfällt ſolcher damit der criminellen Unterſuchung. Aber die Anſprüche des Verletzten auf Entſchädigung werden weder von den Aſſiſen, noch von dem Friedensrichter berückſichtigt, denn auch die von Letzterm diktirten Geldſtrafen gehören nicht dem Beſchädigten, ſondern dem Könige, und das von Rechtswegen; die Buße iſt eine Buße für den Bruch des öffentlichen Friedens, und des Friedens Herr ſind Seine Majeſtät der König. Die Anſprüche des Beſchädigten ſind civilrechtlicher Natur und müſſen daher vor den geeigneten Gerichtshöfen angebracht und durchgeführt werden. Alles das iſt ganz vernünftig, nicht ſo die Verhältniſſe, die ich jetzt berühren will. Ich kann mich nie eines ſtillen Lächelns erwehren, wenn ich die Engländer ſich ihr Lieblingsbeiwort, das der Free-born, der Freigeborenen, geben höre. Sie ſind frei, beneidenswerth frei durch manche ihrer politiſchen Inſtitutionen; aber ſie ſind auch Sklaven, eiſern gefeſſelte Sklaven durch viele ihrer geſellſchaftlichen Satzungen, und das eben iſt der Widerſpruch, daß die Nation, die für politiſche Freiheit fühlt und an deren Erhaltung mit Freuden ihr Herzblut ſeyen würde, abgeſtumpft erſcheint gegen die Ungebührniſſe und Dornen geſellſchaftlicher Bedrückung. Fraſer iſt ſeines Standes ein Buchhändler, und Buchhändler können ehrenwerthe Leute ſeyn. Er ſteht außerdem nach engliſchen Begriffen in der oberſten der zwei Buchhändlerclaſſen, iſt nicht ein bloßer Sortimentsbuchhändler, ein bookseller, ſondern ein Verlagsbuchhändler, ein publisher. Was er von Geburt iſt, weiß ich nicht, darauf kommt aber auch nichts an. Da er nicht einmal ein Sir vor ſeinem Taufnamen führt, ſo iſt das ein deutlicher Beweis, daß er weder aus adeligem Blute entſproſſen, noch des Königs Degen ihn zum Ritter oder Baronet geſchlagen hat. Wichtiger iſt es, daß er von Allen, die ihn kennen, als Mann von Ehre gerühmt, und in der merkantiliſchen Welt für einen wohlhabenden Mann gehalten wird. Aber obgleich er ein publisher und ein Mann von Ehre und ein wohlhabender Mann iſt, ſo rangirt er doch tief unter dem Edelmanne, der ſich ſchämen würde, etwas Anderes als ein Müßiggänger, ein fruges consumere natus zu ſeyn, und auch auf Fraſers beide letztgenannten Eigenſchaften keinerlei Rechtstitel vorzubringen vermag. Deſſenungeachtet würde die öffentliche Stimme nicht bloß Fraſern einen Unverſchämten nennen, wenn er einen ſolchen Edelmann wegen von ihm erfahrener Kränkung zum Zweikampfe forderte, ſondern auch den Edelmann, der die Ausforderung annähme, als einen Menſchen betrachten, der ſich ſelbſt erniedrigt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 3.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 4. Januar 1837.

Die ſüddeutſchen Dichter, welche im ſchwäbiſchen Winkel ſitzen. —
Deutſcher Kritiker.

Die Schwaben im Winkel.

Kommt her, die ihr mit feinen Witzen,
Mit Nadelſpitzen euch bewehrt!
Die Schwaben, „die im Winkel ſitzen,“
Erwarten euch am frommen Herd!

Kennt ihr auch wohl den ſchnöden Winkel,
Das düſtre Haus, das uns umzirkt? —
Smaragdnes Weinlaub, goldner Dinkel
Hat Wand und Eſtrich ihm durchwirkt.

Und wenn der Flocken trüb Gewimmel
Noch lang verfinſtert eure Luft,
Spannt ſchon ein frühlingsblauer Himmel
Sein Dach aus über Blüthenduft.

Die Donau ſpielt auf unſrer Schwelle,
Der Jüngling Rhein träumt ſchon vom Strand;
Der Dichtung volle Wunderquelle
Schießt auf und eilt in's deutſche Land.

Stromgötter tauchen aus den Fluthen,
Der Sänger und der Seher naht,
Im Munde Klang, im Auge Gluthen;
Nicht Winkelzüge ſind ſein Pfad:

Hier Schiller, mit der Donnerſtirne,
Durch deſſen Wort das Schickſal braust —
Er ſtieß das Puppenvolk am Zwirne
Von eurer Scene mit der Faust;

Dort Hölderlin — zu breiter Mündung
Er, Pindars Bruderſtrom, entwallt —;
Hier Schelling, deſſen Lichtverkündung
Dem dunklen Ungrund gab Geſtalt;

Dort Uhland — ſein Gemüth verſunken
In tiefer Zeiten heil'ges Lied —
Ein Schwan, deß Ton, gehöhnt von Unken,
Hoch über Land und Meere zieht.

Aus dieſem Winkel ſchritt auch Hegel,
Verdeckter Blöße ſtolzer Schild,
Von deſſen Blut manch dürſt'ger Egel,
Für Augenblicke trunken, ſchwillt.

Nicht ſpotten ſollt ihr unſres Strebens:
Auch unſer Strahl entſprang dem Quell,
Dem keuſchen Born des Dichterlebens,
Und lauter will er bleiben, hell.

Den weiten Erdkreis füllt Gemeinheit,
Groß war ſie, frech, zu jeder Zeit;
Das Gute bleibt an Zahl die Kleinheit,
Und ihr, ihr ſcheltet's „Kleinlichkeit?“

Heißt kleinlich der euch, der die Gruben
Unſaubern Lügentrödels ſcheut,
Nicht ſeine Hand dem Lotterbuben,
Dem feilen Muſeheuchler beut?

So mag, wer will, im Sumpfe ſpritzen
Bei aller Fröſche grüner Brut;
Wir Schwaben, „die im Winkel ſitzen,“
Wir tauchen uns in reine Fluth;

Wir ſchwingen uns, wie unſre Seher,
Die Adler, auf zu Sonn' und Blitz;
Werft uns in's Blaue nach, ihr Schmäher,
Den Diſtelblumenſtaub, als Witz!

Das Jahr 1836 in . . . .

(Fortſetzung.)

Es gibt bekanntlich Kritiker, die dies behaupten, und hinweiſend auf die gegenwärtige Geſchichte der Bühne faſt aller Nationen, eine fatale Parallele ziehen: die Bühne des Terenz, und die Bühnen Schröters, Garrits, Talmas — Gladiatorenkämpfe und das Ballet — Thierhetzen und die große Oper. Sezt ſich die Parallele ſtreng fort, ſo haben wir weit dahin, bis vielleicht jenſeits der civiliſirten Dampfbarbarei, aus dem Schooße eines erneuerten Glaubens, mit neuen Myſterien und Moralitäten eine neue Kunſt entſpringt, eine Kunſt, die wieder an das entzückte Ohr appellirt, ſofern es der Trichter der Gedanken und kein bloßer Reſonanzboden iſt, die dem Auge wieder die Menſchengeberde als eigentlichen Zielpunkt anweiſt und es an's Ignoriren gewöhnt.

Es wäre lächerlich, wollte man der Intendanz unſerer Bühne zum Vorwurf machen, daß ſie nicht gegen den Strom ſchwimmt, daß ſie Alles auf die Bretter bringt, was unſere gereisten Leute anderswo geſehen haben, und es „nach den Anforderungen der Zeit ausſtattet.“ Wir dramatiſchen Malcontenten klagen nicht die Menſchen an, wir beklagen das Fatum, das der klugen Jeztwelt den edelſten Genuß getrübt, freilich ohne daß die Mehrzahl es gewahr wird, wie das Individuum, dem das vorrückende Alter ein ſchönes Gefühl um's andere aus dem Herzen nimmt, ſich in jedem Augenblick für einen ganzen Menſchen hält und es am Ende auch iſt.

Jene „Ausſtattung,“ das Trouſſeau Thaliens, vom unvorſichtigen Vormund ſchlecht nach den Renten des Mündels bemeſſen, iſt auch bei uns glänzend genug; aber ich kann des Glanzes nicht froh werden, weil er nach meinem innigſten Gefühle die Kunſt geradezu aufhebt. Wenn ich ſehe, wie viel man es ſich koſten läßt, um die Geſetze des Lichts und des Schattens, der Vegetation und der Baukunſt gründlich zu verletzen, glänzende Anachronismen zu begehen und mit großer Prätenſion hiſtoriſche Böcke zu ſchießen, ſo muß ich immer jenes Schauſpiels meiner jungen Jahre gedenken; — man ſieht, ich bin ein laudator temporis acti und nicht vom jungen Deutſchland. — Einmal — Schillers Räuber waren auf den Brettern — in dem haarſträubenden Auftritt, wo Hermann, der Rabe, dem elenden Greiſe im Verließ Speiſe bringt, fing auf einmal der Mond dicht über Hermanns Kopf Feuer, und das Oelgeſicht unſeres Trabanten warf bedrohliche Runzeln und aus ſeinen Augen ſchoſſen bedenkliche Lichtbündel; da drehte ſich Hermann um, nahm kaltblütig den Hut ab, klatſche den Mondſchein aus und fing behend ſein Stichwort auf. Man lachte, aber keinem Menſchen fiel es ein, daß dadurch die Illuſion geſtört worden ſey. Und wenn heute im prächtigen Schauſpielhauſe die Alpen im roſigen Licht, ſammt Vorbergen, blitzenden Seen und auftauchenden Thurmſpitzen, zwiſchen Erde und Himmel hängen bleiben, gleich einer Fata Morgana, oder die Mirmidonen in glänzendem, antikem Waffenſchmuck superne, die Beine turpiter in weite Beinkleider geſteckt — woher ſo viele Tricots als Lucullus Purpurmäntel hatte! — ein's! — zwei! anmarſchirt kommen, ſo hat man das Aeußerſte und Ueberflüßigſte gethan, um es genau ſo weit zu bringen, wie an jenem Tage, wo der Mond auf einmal aufhörte, des alten Moors Elend zu beſcheinen. „This lantern doth the horned moon present,“ und der frappanteſte Mondſchein in der Oper iſt halt Laternenſchein.

Es geht der Bühne heutzutage wie einer heruntergekommenen Familie, welche bei immer ſteigendem Luxus der Erhaltung der Standesehre unnatürliche Opfer bringt, die prächtig wohnt, ſich koſtbar kleidet, und dabei darbt und es den Ihrigen am beſten fehlen läßt, an dem, was Leib und Seele zuſammenhält. Es gab eine Zeit, da war das Theater ein tüchtiger Mann, der es ſich ſauer werden ließ, aber ſein Auskommen fand; er hatte einen Gott und einen Rock, aber ein herzliches oder munteres Wort für jeden Beſuchenden, und vor Allem ein gutes Glas Wein; ſeine Töchter waren froh, wenn ſie die Toilette ein für allemal abgemacht hatten, und griffen überall in der Wirthſchaft an, und ein wenig Schmutz — äußerlicher, meine ich, Küchenſchmutz — machte ihnen wenig Kummer. Jezt iſt es ein vornehmer Herr, geplagt von Nahrungsſorgen, Spleen und Noten — keinen Banknoten — voll Items; er ißt Karteffeln, um den Schneider zu bezahlen, und im Bedürfniß, ſeine Lebensgeiſter

für den Salon zu befeuern und ſeine Stirne zu glätten, hat er ſich an den Branntwein gewöhnt, und jezt kann er den poetiſchen Wein gar nicht mehr leiden, und ſchüzt gar vor, er ſey ihm ungeſund; die Fräulein aber kleiden ſich dreimal im Tage um und eſſen Opium — pour se donner de l'esprit. Genug — dergleichen heißt unter Tiber auf dem Markte die ſchönen Zeiten der Republik beſingen; gottlob iſt es nicht ſo gefährlich, und leider eben ſo fruchtlos. Es fällt mir zudem ein, daß ich vom hieſigen Theater etwas ſagen wollte und es über dem Allgemeinſten ganz vergeſſen habe. Ich wäre gerne über dieſen Punkt weg; ſtatt ſelbſt weiter zu ſchreiben, ſtehle ich daher lieber und ſetze zu Charakteriſirung unſerer Bühne einige Stellen eines Berichts her, der, aus der Feder eines unſerer erſten Faiſeurs, vor Kurzem in einem weitverbreiteten Unterhaltungsblatt zu leſen war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe aus der Provence im Sommer 1836.

(Fortſetzung.)

Unter den ausheimiſchen Gäſten bemerkten wir zuerſt den reiſenden Handelsdiener oder Commis-Voyageur, etwas mager, gut gekleidet, mit großer Vorſtecknadel. Eine Menge Opernarien ſängt er halb pfeifend, halb ſingend an, ohne ſie zu endigen; ſie ſind wie die Fragmente ſeiner Muſterkarte. Er fragt laut nach der Wohnung angeſehener Leute, eilt dann an's Fenſter, wenn ein hübſches Mädchen vorüberzieht und thut als ob er ſie grüße. In ſeiner Nähe ſizt ein wohlgenährter runder Mann zwiſchen vierzig und fünfzig, ein Fabrikant, Kaufmann, Grundeigenthümer oder ſonſt etwas der Art. Sein volles Geſicht iſt roth mit langen Augenbrauen, dreifachem Kinn, und auf dem in's Kahle übergehenden Kopf trägt er eine ſchwarzſeidene Mütze. Er ißt wenig, trinkt aber viel, ſagt kein Wort, lacht jedoch in einem fort, und manchmal ſehr laut. Wenn die Diligence mit ihrem obligaten Luſtigmacher ankommt, denn jede hat einen, ſo lacht er über alle ſeine Witze. Jener iſt oft ein Advokat aus der Umgegend, der zu einem Termin geht, wenigſtens trägt er einen ſchwarzen Rock, ſpricht viel und laut, erzählt luſtige Anekdoten und weiß gut mit dem Diligencen-, Kaffee- und Gaſthauswiz umzugehen.

Endlich kommt der Nachtiſch, und mit ihm die brillante Zeit für den Commis-Voyageur, der während des eigentlichen Mittageſſens faſt ganz ſtill geblieben iſt; beim Klappern der Teller, Meſſer und Gabeln konnte ſeine Beredſamkeit ihre rechte Stelle nicht finden, darum begnügte er ſich damit, etwa fünf Dutzend Calembourgs und Wortſpiele zwiſchen drei oder vier ſcandalöſen Geſchichten — in der Kunſtſprache heißen ſie facéties diverses — anzubringen. Wie hätte er auch mehr leiſten können? er mußte ja eſſen, oder vielmehr verſchlingen; das Pferd frißt, der Ochs kaut wieder, der Menſch ißt, der Commis-Voyageur verſchlingt. Nun aber iſt endlich der rechte Zeitpunkt gekommen, wo er alle ſeine Talente loslaſſen kann, als Spaß-, Wiz- und Schnurrenmacher, Taſchenſpieler, Plaſtiker, Bauchredner und Virtuos. Kaum wird das Deſſert aufgeſezt, ſo beginnt ſeine Vorſtellung.

Zuerſt läßt er Brodkugeln verſchwinden, verſchlingt ſie, bringt ſie wieder zum Vorſchein, macht dann kleine Lafayette's-, Louis-Philipps-, Fieſchi's- oder Louis Napoleons-Büſten daraus. Dieſen Büſten kann man es gleich anſehen, ob der Commis-Voyageur für oder gegen ſie iſt, ob er gut oder übel von der Regierung denkt, ob er vom Mouvement oder der Reſiſtance, ob er Republikaner, Monarchiſt, Radikaler oder Juſte-milieu iſt. Im Allgemeinen aber haben die Commis-Voyageurs ſeit der Julirevolution keine politiſche Meinung, und bei der Hezze von politiſchen Syſtemen und Farben ſeit dieſer Zeit in Frankreich haben ſie noch nicht zu ſich ſelbſt kommen, noch nicht klar ſehen können. Sie brauchen wenigſtens noch einige Jahre Ueberlegung. Indeſſen behauptet er kühn, Bonaparte ſey ein großer Mann geweſen, nur ein Bischen zu ehrgeizig; der Commis-Voyageur verabſcheut noch immer wie vor ſieben Jahren die frères ignorantins, wiewohl es keine mehr in Frankreich gibt, und ſchimpft entſezlich auf die Jeſuiten. Gleich darauf produzirt er ein anderes Stückchen: er ſchneidet kleine Brodwürfel, legt ſie hintereinander auf den Rücken der linken Hand, gibt dieſer dann einen kleinen Schlag mit der rechten und ſchnellt ſich die Brodwürfel ſämmtlich in den Mund, zur allgemeinen Beluſtigung, zum allgemeinen Beifall, worauf die Commis-Voyageurs ſehr halten. Iſt er damit fertig, ſo nimmt er ein Glas, gießt etwas Waſſer hinein, hält es mit der linken Hand feſt auf den Tiſch, mit der Rechten aber fährt er leiſe auf dem Rand herum, woraus ein ſchneidender, durchdringender Ton entſteht, der Einem durch Mark und Bein geht. Die Damen bitten ihn beſonders und inſtändig, aufzuhören, der Commis-Voyageur aber fährt doch fort und lacht dabei fein. Der Mann iſt der wahre Peiniger und Scharfrichter der Damen, und warum wohl? Er behauptet — und daran iſt allerdings etwas Wahres — es gebe kein ſichereres Mittel und Recept, von ihnen geliebt zu werden, als ſie zum Zähneknirſchen zu bringen: darin beſteht ſein Philtrum. Wenn nun alle Frauenzimmer, Alt und Jung, tüchtig mit den Zähnen geknirſcht haben, ſo geht der Commis-Voyageur zu andern Künſten, nämlich zur Bauchrednerei über. Er hält die Hand vor den Mund und ſpricht hinter ihr. Gewöhnlich macht er die Scene zwiſchen dem Schornſteinfeger in der Eſſe und ſeinem Meiſter unten, der ihn fragt und ihn dann

ausschilt, weil er ihm hat Ruß in die Augen fallen lassen, als er gerade hinaufsah. Allerdings eine höchst dramatische Situation. Hierauf erzählt er zum Ausruhen einige Schnurren, z. B. von Mayeur.

Nun beginnen die musikalischen Künste; bittet man den Mann nicht, einzuhalten, so ist er im Stande, alle Arien des Feydeautheaters zu singen. Sein Triumph ist: Vainement Pharaon dans sa reconnaissance, oder: J'ai long-temps parcouru le monde, oder: Viens, gentille dame, oder: Ah! quel plaisir d'être soldat! oder: C'est la princesse de Navarre; aber besonders ausgezeichnet ist er in der süßen und graziösen Art: Cent esclaves ornaient ce superbe festin et dans des vases d'or faisaient couler le vin. Andere Lieder und Romanzen singt er mit obligatem Accompagnement von Messer und Gabel; zulezt kommen die zweideutigen Lieder nach allen Graden, je nachdem die Gesellschaft ist. Sind lauter Männer am Tisch, so singt er ohne Ueberspringen und Lücke, ist aber ein beau sexe da, so läßt er die zu starken Stellen weg und ersezt sie mit einem tra la la, für die anstößigen Reime aber weiß er die Zuhörer auf andere Art schadlos zu halten; er steckt nämlich den Zeigefinger in den hohlen, angespannten Mund und schnellt ihn auf der Seite hinaus, worauf denn ein metallisches „Poff" erschallt, das übrigens wesentlich zu seinem Verführungssystem gehört. Dies ist der Commis-Voyageur, der diesen entsezlichen Aufwand von Liebenswürdigkeit nur macht, um Andern gefällig zu seyn, ihren Beifall und ihren Dank zu erhalten. An ihm ist allerdings viel Lächerliches, es wäre aber sehr zu wünschen, daß solch uneigennüziges Bemühen, Andern Vergnügen zu machen und sie zu unterhalten, in andern Ländern auch zu finden wäre, besonders in Deutschland.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortsezung.)

Frasers und Sir G. Berkeley's Proceß.

Der Mensch ist ein so beugsames Geschöpf, daß er sich an Alles gewöhnt: der Orientale an den Gedanken, das Bauchgrimmen seines Gebieters mit seinem Kopfe zu büßen, der bürgerliche Engländer an die Unwahrscheinlichkeit, von dem Edelmanne, der ihn beleidigt, eine andere als eine Geldentschädigung zu erhalten. Da es sich nun fügte, daß Herr Grantley Berkeley, wenn auch nicht von edelm, doch von adeligem Blute war, so blieb natürlich dem schrecklich mißhandelten Fraser nichts übrig, als entweder die erlittene Mißhandlung schweigend hinzunehmen, oder sie zum Grunde einer Entschädigungsklage zu machen. Ich habe bereits gesagt, daß er sich zu Lezterm entschlossen, und wünsche um seines Gefühls willen, daß es ihm keine Anstrengung gekostet haben möge, sich an das Herkommen und das Gesez eines Vaterlandes zu erinnern.

Daß Grantley Berkeley zu dem, was er Frasern gethan, eine Veranlassung gehabt haben müsse, leuchtete ein, und sie blieb auch nicht lange Geheimniß. Grantley hatte zu der genommenen Rache durch die im Augustheste des Frasers'schen Magazins enthaltene Beurtheilung seiner Novelle, Schloß Berkeley, sich bewogen gefunden, und wie ungesäumt er dieser Bewegung Folge gegeben, erhellt aus seiner eigenen Versicherung, die fragliche Kritik am Morgen des dritten August, also nur wenige Stunden vor seinem militärisch geordneten Ueberfalle, zum ersten Male erblickt zu haben. Berkeley gehört demnach zum reizbaren Autorengeschlechte, und der gewaltig tiefe Eindruck, welchen die Anzeige seiner Novelle auf ihn gemacht, würde schon allein die Conjectur rechtfertigen, daß er entweder ein von der Kritik ganz ungewöhnlich verhätschelter oder ein angehender Schriftsteller seyn müsse. Nun, er ist Lezteres, und daß er mit klopfendem Herzen nach dem, seine Novelle besprechenden Aufsatze griff, ist daher so wenig zu verwundern, als daß der ausgesprochene Tadel ihn ärgerte. Indessen war es laut Berkeleys Versicherung keineswegs die Kritik seiner Dichtung, was ihm die Peitsche zur Züchtigung des Herausgebers in die Hand gedrückt, sondern einzig und allein —; am besten, ich übersetze ein paar der Stellen, die den Dichter ganz vorzüglich in Harnisch gejagt haben sollen, und die sein Sachwalter vor Gericht zu Rechtfertigung seines Clienten aushob. „Auf dem Schreibetische vor uns liegt Schloß Berkeley," hebt der Recensent an. „Zuvörderst denn, welch furchtbar schlechter Geschmack von Seiten des Herrn Grantley Berkeley, ein Buch unter solchem Titel zu schreiben! Das muß Ekel erregen. Unter Allen, die da athmen, hätte er einer der Lezten seyn sollen, die Geschichte seines Hauses zum Gegenstande öffentlicher Beachtung zu machen. Dürfen wir ihn ergebenst fragen, warum sein ältester Bruder als Lord Segrave in das Oberhaus eingeschoben worden ist? warum er dort nicht als Graf Berkeley sizt? — Wir sind sehr weit entfernt, gleich dem erbärmlichen Verfasser vorliegenden Buchs, den weiblichen Charakter zu schmähen. Wenn aber Dinge feierlich in offenen Gerichtshöfen verhandelt worden sind, da kann es nicht unzart heißen, zu bemerken, daß Herrn Grantley Berkeley's Mutter mit Herrn Grantley Berkeley's Vater als dessen Maitresse lebte, und daß sie wenigstens ein Kind hatte, ehe sie den alten, sehr einfältigen Lord dahin bringen konnte, daß er sie heirathete. Alles das steht in den Journalen des Oberhauses. Doch genug, es ist ja rein verlorene Mühe, einen Kellerwurm, wie den Verfasser, auf das Rad zu flechten. — Daß der Verfasser die Kunst oder das Talent besizt, aus dem Gemüthe jedes Weibes, das der Liebe eines Mannes von Geschmack, von Ehre oder Verstand würdig ist, das Juwel hervorzulocken, wie er sich sehr dumm ausdrückt, davon liefert die Novelle, Schloß Berkeley, mehr als einen Beweis. Es ist auch möglich, daß er von den Stubenmädchen, nach deren Betragen und Gefühlszustande er das ganze weibliche Geschlecht beurtheilt, sich einige Male etwas höher gewagt, etwas höher stehenden Frauen seinen übel riechenden Weihrauch vorgehalten hat. Doch halten wir solchen Falls jede Wette, daß, wenn die betreffende Dame deßhalb aus irgend einem Grunde keinen Lärm hat machen wollen, sie wenigstens dem Bedienten geklingelt, oder, wenn sie einen Herrn herbeigerufen, dieser den Verfasser von Schloß Berkeley zum Hause hinaus getreten hat. Ja, ja, es ist die höchste Zeit, daß diese an den englischen Frauen verübten Bestialitäten aus unserer Literatur hinausgeworfen werden."

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 5. Januar 1837.

O they have lived long in the alms-basket of words!
Shakespeare.

Das Jahr 1836 in . . . .

(Fortsetzung.)

„Die Oper," sagt das authentische Aktenstück, „ist jezt bei uns die Hauptsache und wird dem Drama weit vorgezogen. Dieses ist aber doch einmal auch ein Kunstzweig, und wenn auch den Forderungen des Publikums und dem herrschenden Geschmack nach Kräften entsprochen werden muß, so kann doch das Drama, wenn gleich untergeordnet, in gleichen Schritt mit der Oper gebracht werden: das Wollen darf nur mit dem Vollbringen erscheinen. Dies sind freilich nur fromme Wünsche, die wir aber der anerkannten Umsicht unserer Intendanz vertrauensvoll an's Herz legen . . . Wir sprechen geradezu die Ueberzeugung aus, daß größere dramatische Meisterwerke nur darum bei uns so selten zur Erscheinung kommen, weil es an der ausreichenden Besetzung fehlt, und ein paar starke Säulen nach architektonischen Gesetzen den Musentempel doch nicht so ganz zu tragen im Stande seyn möchten. Es wäre ein großes Unglück, wenn das trefflichste Institut zu Bildung des Geistes und Herzens in's Sinken gerathen sollte. Die ganze, sich doch sonst so auffallend rasch perfectionirende Menschheit sollte die würdige Aufrechthaltung solcher Anstalten sich zur heiligen Aufgabe machen . . . Aus der neuesten Zeit kann ich Ihnen ein ganz außerordentliches Ereigniß melden. Die hochgefeierte Künstlerin, welche noch vor wenigen Wochen die Kaiserstadt entzückte, erwies uns die seltene Auszeichnung, daß Sie unmittelbar von dort unserer Stadt die unschätzbaren Gaben Ihres Genius zuwandte. Brauche ich zu sagen, daß die mit den seltensten, über den Verein in ihr selbst verwunderten, auf so bescheiden natürliche Weise benüzten Gaben ausgestattete Künstlerin unser Publikum entzückte? Jezt noch, da Sie schon längere Zeit unserer Mitte entschwebt ist, scheinen wir noch immer von einem mächtigen Zauber umschwebt. Die hinreißendste Anmuth, der lebendigste Geist, das tiefste Gefühl, und dabei auch nicht im Geringsten die Grenzen des Natürlichen überschreitend, lassen sich viel schöner gar nicht denken, als die Gefeierte sie in Spiel und Gesang hinreißend entwickelte, die als eigenthümliche Charakteristik aus allen ihren Kunstgebilden bezaubernd hervorleuchten, ja diesen dadurch erst eigenthümliches Leben und Seele verliehen wird . . (Folgen Analysen ihres Spiels in sieben Rollen: in geometrischer Progression sich steigernder, am Ende sich überschreiender Enthusiasmus.) Wie Sie in der lezten ihrer Gastrollen, Alice, das Publikum durchschütterte, verdient im vollen Sinne des Worts erstaunlich genannt zu werden. Die höchste Kunst, die äußerste Natur, das durchdachteste Spiel, der gefühlvollste, mächtigste Gesang wanden sich zu einem wunderbaren, tiefsinnigen

Selam. Das außerordentliche Gemälde trübte auch nicht der leiseste Fleck, und der Eindruck wird in den Gemüthern der Hörer ein ewig unvergeßlicher bleiben. Hatte schon das wiederholte Herausrufen während der Oper den Charakter eines Sturms angenommen, so brach der Ocean des Jubels am Ende vollends alle Dämme: Massen von Blumenkränzen und Lorbeerkronen wurden von der tosenden Brandung auf die Küste der Bretter geschleudert, welche die Welt bedeuten, und der hunderstimmige Ruf: Wiederkommen! Dableiben! sichtbar tiefem Gefühl entspringend, klang wahrhaft erschütternd. Leider wird er wohl frommer Wunsch bleiben: uns blühen keine solche Rosen! Mit der sichtbarsten Rührung schied Sie, nachdem Sie in wenigen, aber herzlichen Worten versichert, wie unmöglich es Ihr sey, Ihrem tiefgefühltesten Dank Worte zu geben."

Heiliger Genius der deutschen Sprache! du hast uns so überschwenglich reich gemacht; aber sieh! gleichwie gerade das Volk, welches die Natur am verschwenderischsten mit Schätzen und Macht gesegnet, die schlimmsten Bettler in seinem Schoße hegt, so hast auch du der dürftigen Kinder viele, welche deine abgegriffenste Scheidemünze, auf der dein königliches Bild kaum mehr kennbar ist, aus allen Taschen zusammensuchen, um einer reisenden Ambubaja einen plumpen, geschmacklosen Kranz nachwerfen zu können! Glückseliges Alterthum, das so Vieles hatte, was uns fehlt, und keine gefeierten Künstlerinnen hatte! Aber das Schlimmste ist, daß ich, was ich eben erst bemerke, mit diesem Plagiat weder unsere Lokalkritik, noch unsere Lokalbühne charakterisirt habe. Es will mir überhaupt bedünken, als ob dies ein unmögliches Werk wäre, wenn man nicht anders in den mehr oder minder sonoren Namen von Berichterstattern, Mimen, Machinisten und Schneidern Charakteristik sieht. Ich muß daher auch daran verzweifeln, mit den folgenden Bemerkungen unsere gute Stadt besonders zu bezeichnen.

Wenn hier einmal die Frage zur Sprache kommt, warum in dem sonst so reichen, wenn auch im Augenblick etwas verwilderten Garten deutscher Poesie die edelste, würzigste Blüthe, das Drama, das „bühnengerechte" Drama so gar nicht gedeihen wolle, so zeigt es sich, daß unter den Leuten, welche mitsprechen können, die Anspruchsvollsten mit der Weltgeschichte und ihrer absoluten Vernünftigkeit den uneigennützigsten Frieden geschlossen haben, und die deutsche Nachahmungssucht als ein nothwendiges Element des in den Schicksalen, dem Geist und der Sitte der Nationen zur Erscheinung kommenden Weltplans betrachten: wir haben keine Tragiker, gerade wie wir keinen deutschen Kaiser mehr haben; unsere Komiker wollen nicht geboren werden, gerade wie die Hofnarren ausgestorben sind. — Wir haben ästhetische Israeliten — fast hätte ich gesagt Juden — die meinen, es sey nun einmal nicht viel und schöne dramatische Poesie auf dem Platz; warum? das gehe sie nichts an, und sogar sie könnten sie nicht besser machen; unter diesen Umständen sey aber ein zwangloses Anlehen von Frankreich die vernünftigste Operation: das Kapital dürfe gar nicht heimbezahlt werden, und Deutschland koste es nichts, als ein paar Procent Zinsen aus dem Grundstock der Nationalehre, und sie, Gott sey Dank! gar nichts. Wir haben Philister, welche nicht begreifen, warum nicht, wenn doch einmal die Regierungen über dem Nationalglück nicht an den Nationalspaß denken können, und man dergleichen absolut haben müsse, wohlhabende patriotische Männer zur Hervorrufung von Bühnenoriginalpoesie einen Aktienverein bilden, dessen Dividende auf dem Altar des Vaterlands niedergelegt würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Provence im Sommer 1836.

(Fortsetzung.)

Der Commis-Voyageur ist auch dem Offizier weit vorzuziehen, den regelmäßig jede Table d'Hôte aufzuweisen hat. Es sind wahre Offiziere der komischen Oper, süßblutige Obersten in Urlaub, die ihr ganzes Leben nichts Anderes thun, als zu ihrem Regiment zurückreisen, wo sie nie ankommen. Diese nomadischen Helden haben etwas Sultanisches in den Manieren und etwas Tamerlanisches in den Gesichtszügen. Im Allgemeinen sind sie von Mittelstatur und zum Starkwerden geneigt; sie nennen ihre Gesundheit à l'épreuve du canon, ihr ziemlich rothes Gesicht ist rund, voll und wohlgenährt, im Kinn sind kleine Grübchen; überdies ziemlich kurzer Hals, rothe Ohren, schwarzer, dünner Schnurrbart, auf den viel Kunst und Sorgfalt gewendet wird, über der weißen und hohen Stirn hübsche, seidenartige, etwas lockige Haare. Ihre Kleidung besteht in Folgendem: ein Pantalon-fantaisie, ein enger, grüner, über die Hüften weit ausbeugender Oberrock, bis oben zugeknöpft, mit Schnüren und Borden, die man in Frankreich Brandebourgs nennt, wohlversehen, eine schwarzsammtne Halsbinde und ein problematisches Hemd, da man nichts davon zu sehen bekommt, ein rothes, koket aufgesetztes Käppchen mit langer silberner Klunker. Merkwürdig ist ihre kleine, zarte, von keinen Strapazen gebräunte, wohlgeformte Hand mit Ringen an allen Fingern, um die Eroberungen und Trophäen anzuzeigen; dazu eine kleine Reitpeitsche, mit der sie oft auf die schöngewichsten Stiefeln schlagen, um auf den kleinen Fuß aufmerksam zu machen; an diesen Stiefeln tragen sie Sporen, selbst im Wagen. Uebrigens sprechen diese Leute wenig, trällern aber viel, trinken oft

ein ganzes Glas auf einen Zug aus, und wenn ſie dann huſten, geſchieht es immer ſo laut und überkräftig, daß man ſich über ihre Bruſt wundern muß.

Aus dieſen Elementen beſtehen mit einigen Modificationen alle Tables d'Hôtes in den franzöſiſchen Provinzen. Engländer ſieht man ſelten daran, und da ſie für ihre jungen Leute, ihre Mädchen und Frauen ſehr auf Sitte und Anſtand halten, ſo haben ſie ganz recht, immer beſonders und einzeln zu eſſen. Man ſieht ſie, Vater, Mutter, Söhne und Töchter, alle lang, hager, mit Kamaſchen, Regenſchirmen und grünen Schleiern, theilnahmlos und kalt durch das große Eßzimmer in ein Seitenkabinet ziehen, ohne ſich nur umzuſehen, was den Commis-Voyageur und den Offizier ſehr verdrießt. Sie haben Unrecht, dies Sauvagerie oder Sparluſt zu nennen, denn der jezt immer rechnende und handelnde Engländer weiß recht gut, daß er an einem beſondern Tiſch, in einem beſondern Zimmer, mit beſonderer Bedienung mehr für ſein Mittagsmahl bezahlen muß, als an der Table d'Hôte. Einzelne Engländer kommen auch an den Tiſch und nehmen Theil an Eſſen und Trinken, jedoch ſelten an der Unterhaltung. Auch uns war ſie am dritten Tag ſchon unerträglich, und wir reisten ab.

Von der Stadt Arles führt jezt ein Kanal nach dem Hafen Bouc. Napoleon fing ihn zwar an, um für den Handel eine innere Communikation und zugleich einen Ablauf für die Moräſte zu bilden, durch die er geht, er wurde aber erſt unter der Reſtauration vollendet. Bei der jetzigen Freiheit der Meere hat er den Nutzen nicht mehr, wie in der Zeit, wo er angefangen wurde; die Schiffer fahren bei ſchönem Wetter auch viel lieber auf der Rhone und auf dem Meer, denn dadurch vermeiden ſie bedeutende Abgaben. Auf dieſem Kanal geht täglich von einem Ende bis zum andern eine Poſtbarke, oft das einzige Fahrzeug auf dieſer in Friedenszeit wenig benuzten Communikation, der freilich an Leichtigkeit und Bequemlichkeit, aber auch an eintöniger Langweiligkeit nichts gleich kommt. Wählt man es zum Fortkommen, ſo ſieht man bald ein, daß man in einer Art von Gefängniß iſt. Der Kanal ſelbſt zieht ſich in gerader Linie unabſehbar in die Länge, nur hie und da gehen Brücken darüber, die geöffnet werden, um die Waſſerkutſche durch zu laſſen; rechts und links erheben ſich hohe, von der ausgeworfenen Erde entſtandene Terraſſen, über die man nicht wegſehen kann, und alſo nichts erblickt, als den Himmel. Der Poſtillon führt ſeine vier Pferde, die in immer gleicher Geſchwindigkeit die Barke an einem Seil ziehen, unter dem ſich das Gras auf immer gleiche Weiſe biegt, hie und da eine Frau, die auf der Brücke erſcheint, um ſie aufzuziehen: darin beſteht die ganze Unterhaltung der Fahrt, die um ſo unausſtehlicher iſt, wenn man reist, um Land und Leute kennen zu lernen. Nur manchmal werden die Terraſſenwände niedriger oder verſchwinden ganz, dann wird ordentlich freiaufgeathmet, und welche Freude! Man gewahrt den Rauch irgend eines Dampfſchiffs, ſpäterhin auch das Meer, das immer näher rückt. Auf der andern Seite breiten ſich die unermeßlichen Wieſen der Crauebene aus; zwiſchen den Geſträuchen liegen Schäferhütten, von Zeit zu Zeit auch ein Bauernhaus; in der Nähe Kühe und weiterhin unzählige Heerden weißer Schafe, die ausſehen wie im Gras liegende Steinblöcke. Hier treiben ſich auch eine Menge Pferde in wildem Zuſtand herum. Zur Zeit der Ernte fängt man ſie mit Schlingen; dann müſſen ſie zwei Monate lang das Korn in großen Scheunen austreten, eine Arbeit, die ſie ſehr angreift und abmagert; hierauf werden ſie wieder in Freiheit geſezt. Nur einige wenige werden zum Dienſt abgerichtet: ſie ſind ganz unanſehnlich, aber an Kraft und Stärke allen übrigen Pferden überlegen, ja dieſe Pferde allein haben Ausdauer für das in der Sonnenhitze ſo anſtrengende Ziehen der Waſſerkutſche.

Endlich endigt unſere Gefangenſchaft, denn wir ſind am andern Ende des Kanals angekommen. Vor uns liegt das Meer, ein Schloß vertheidigt die Küſte und große Fiſcherbarken mit ausgeſpannten Segeln ſchaukeln ſich am Horizont. Die Landdiligence erwartet die Reiſenden hier, um ſie nach Marſeille zu führen. Es waren ihrer aber diesmal ſo viele, daß wir keinen Platz darin finden konnten; wir mußten alſo einen Kahn nehmen, um über einen Meeresarm nach les Martigues, einer kleinen Stadt auf einer Landzunge, überzuſetzen.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſponden̄-Nachrichten.

Dresden, December.

Concerte. Cholera. Der Landtag.

An Concerten kann es dem tonkunſtliebenden Publikum kaum fehlen in einer Stadt, die ſchon durch die eigenen Sängerinnen und Sänger und die ausgezeichneten Virtuoſen der auch in ihrem Enſemble als trefflich anerkannten Kapelle des Königs die reichlichſten Mittel dazu gewährt. Eben darum aber entbehren zuweilen recht vorzügliche Leiſtungen durchreiſender Muſikkünſtler einer dem Gegenſtande angemeſſenen Zuhörerverſammlung. Dieſes war der Fall bei dem Kammermuſikus Eisner aus St. Petersburg, deſſen Virtuoſität auf dem Waldhorne übrigens die Anweſenden volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Morandi's gefühlvolle Harfenkünſte fanden ebenfalls nicht ſo viel Hörer, als Beifall. Schwerlich würde auch der Zuſammenfluß von Theilnehmern bei dem Violiniſten Lipinski aus Warſchau (welcher überdies den gewöhnlichen Concertpreis um ein Viertheil erhöht hatte) ſo ſtark geweſen ſeyn, wäre nicht lange zuvor der Ruf erklungen, daß er einen zweiten Paganini abgeben könne. In Kunſtſtücken laſſe dieſer ihn allerdings hinter ſich, dagegen aber ſey Lipinski dem violiniſtiſchen Halbgotte vielleicht gar voranzulociren. Viele ſeiner erſtaunten Zuhörer

sollen auch wirklich dieser Meinung beigetreten seyn. Einer großen geistlichen Musik zum Besten armer Wittwen und Waisen von Volksschullehrern, welche in der Neustädter Kirche stattfand, fehlte es zwar nicht an vielem Besuche, aber er hätte doch noch stärker seyn können. Uebrigens wohnten dieser sehr gelungenen Aufführung mehrerer werthvoller Compositionen von Diabelli, Reissiger und Julius Otto auch alle so eben anwesenden Glieder unsers Königshauses bei. Wohlthätige Einrichtungen wie diese leztere, auf eine jährliche Wiederholung berechnete, die im vorigen Jahr begründet wurde, zeugen von einem schönen Sinne für echte Humanität, dessen so lebendiges, oft erfreuliches Daseyn sich neuerlich immer überzeugender darthut. Dahin gehört auch die, vor Kurzem vom Könige bestätigte Casse zu Unterstützung der Wittwen und Waisen von Aerzten und Apothekern. Die größere oder geringere Beisteuer der Theilnehmer an diesem nützlichen Institute regulirt sich nach den Ansprüchen, welche jeder Theilnehmende an eine höhere oder geringere Pension für seine Nachgelassenen macht. Nicht minder verdienstlich ist gewiß auch das ernste Streben der hiesigen jüdischen Gemeinde, ihre Schul- und kirchlichen Einrichtungen mit den Fortschritten der Zeit immer mehr in Einklang zu bringen. Der neuerlich erst ihr gewonnene Oberrabiner, Dr. Fränkel, scheint sich diesem Zwecke fortdauernd mit dem lobenswürdigsten Eifer hinzugeben. Unter seiner Leitung ist die Erbauung eines neuen Gotteshauses auf Actien beschlossen und ein Platz dazu bereits für 5500 Thaler erkauft worden. Auch ein Frauenverein zu wohlthätigen Zwecken hat sich unter dieser Gemeinde gebildet. — Hatten die gedruckten öffentlichen Nachrichten schon seit einiger Zeit den melancholischen Gedanken, daß die asiatische Cholera uns doch endlich einmal heimsuchen werde, mächtig angeregt, so mußte wohl ein amtlicher Bericht aus dem im sächsischen Gebirge gelegenen Fabrikorte Oberwiesenthal, daß sie dort mit all ihren Schrecknissen angelangt sey, unsere Besorgnisse verdoppeln. Im Augenblick geschahen auch von Seiten der Regierung durch Absendung von Aerzten und aller zur Erleichterung des in solchen Fällen eintretenden Elends erforderlichen Dinge zweckmäßige Vorkehrungen. Zum Glück milderten die nachherigen ärztlichen Anzeigen die Schrecken der ersten Notiz ungemein, und jezt weiß man, daß die eingetretenen Todesfälle schwerlich von dem eigentlichen asiatischen Uebel herrührten. Uebrigens hat man alles Mögliche gethan, um dem Verbreiten der Krankheit in Oberwiesenthal kräftig entgegenzutreten. Zufolge der neuesten genauen Erörterungen scheint sich überhaupt so viel als gewiß herauszustellen, daß im Königreiche Sachsen, weder früher, noch jezt, jene furchtbare Krankheit überhaupt Fuß gefaßt habe. — Ein besonderes Leben verspricht diesen Winter der Stadt Dresden der wieder begonnene Landtag. Des Königs Thronrede bei dieser Gelegenheit hat, besonders auch durch die herzgewinnende Art seines Vortrags, allgemein angesprochen. Aus den bereits gehaltenen Sitzungen zu schließen, wird der schöne Geist der Milde und Besonnenheit, ohne welchen dergleichen Versammlungen ihre Würde gänzlich gefährden, wie bei dem lezten Landtage vorherrschend seyn. Zwei Blätter bestehen wieder, wie damals, welche den wesentlichen Inhalt der Diskussionen, das eine ausführlicher, das andere in gedrängter Kürze geben wollen. Ersteres erscheint unter dem Titel: „Mittheilungen vom Landtage," und ist als offiziell zu betrachten, das zweite, „Landtagsblatt" genannt, hat wieder die Arnoldsche Buchhandlung unternommen. Das Mitwirken einer ziemlichen Anzahl geschickter Stenographen gibt Hoffnung auf authentische Nachrichten. — Obschon bereits bei dem lezten Landtage die Zulassung des zweiten Geschlechts auf die Tribünen verweigert wurde, so ist doch der damalige Antrag diesmal wieder aufgenommen worden, hat aber, wie damals, aus erheblichen Gründen kein Gehör gefunden. Wirklich scheint auch ein Graziengesicht durchaus nicht geeignet, um sogar den kleinsten politischen Zug darin aufzunehmen. Wie die Poesie alle Staatskunst als ein für ihr ätherisches Reich wahrhaft unheiliges Apokryphum von sich ausschließt, so auch Schönheit und Grazie, so lange wenigstens, als es der sogenannten Emancipation noch nicht gelungen ist, die Frauen aus dem höhern in ein mit ihrem Wesen ganz unvereinbares, niederes Gebiet herunterzuziehen.

(Der Beschluß folgt.)

London, December.

(Fortsetzung.)

Fraser's und Sir G. Berkeley's Proceß.

Man braucht weder das Blut eines Spaniers, noch das eines Gallsüchtigen, sondern nur überhaupt Blut in den Adern zu haben, um es recht begreiflich zu finden, daß bei Stellen, wie die ausgehobenen — und ich habe bei meiner Wahl das Zartgefühl der Leserinnen berücksichtigt — dem Novellendichter die Zornesader schwellen mußte. Aber was sollte aus der Ruhe der Welt werden, wenn es männiglich erlaubt wäre, dem ersten Impulse zu folgen, den Ersten Besten, der uns etwas Unangenehmes bringt, nach Herzenslust auszupeitschen? Wer wollte dann Zeitungsträger, wer Briefsbote seyn? Nein, nein, Ruhe und Besonnenheit vor allen Dingen. Niemand übersprungen und zuletzt Jedem das Seine! Berkeley konnte Frasern zürnen, weil er Derartiges gegen ihn in sein Journal aufgenommen; aber Hauptgegenstand seines Zornes mußte doch in erster Instanz der Recensent seyn. Berkeley kannte diesen nicht, allerdings, denn auch die englischen Kritiker tourniren meist mit geschlossenem Visir; allein es war Hundert gegen Eins zu seyen, daß Fraser den geschlossenen Helm kannte, weil die Verleger für das unter ihrer Firma Erschienene verantwortlich sind, sehr selten aber die Verantwortlichkeit übernehmen, ohne den Rücken vollkommen gedeckt zu wissen; am wenigsten wird solches der Verleger eines kritischen Blattes thun, da die Empfindlichkeit der Autoren und die Geneigtheit der Geschwornengerichte, hohe Geldentschädigungen zuzuerkennen, in England alltägliche Dinge sind. Anstatt also Frasern mörderisch zu überfallen, hätte Berkeley ihn nach dem Namen des gehässigen Kritikers fragen sollen, und hätte Fraser die Antwort verweigert und Berkeley in ritterlicher Hize dem Arme der Gerechtigkeit vorgegriffen, so wäre mindestens Eine Entschuldigung auf seiner Seite gewesen. Seine rasche, übereilte Handlung erscheint dagegen um so strafbarer, weil schon Tags nach dem Ueberfalle der Recensent sich öffentlich nannte, öffentlich die Versicherung niederlegte, daß er Frasern ermächtigt. Jedem, der seinen Namen zu wissen begehren würde, solchen zu nennen, und Berkeley eingestehen mußte, daß er Frasern mit keiner Sylbe darnach gefragt. In Parenthese schalte ich übrigens ein, daß der Recensent gleichzeitig an den Novellendichter schrieb und für die, Frasern zugefügte Mißhandlung sich die Genugthuung erbat, die er, darum gebeten, zu keiner Zeit verweigert haben würde, daß, da der Recensent Berkeley'n ebenbürtig war, dieser keinen äußern Beweggrund haben konnte, die Ausforderung abzulehnen, und daß nach zwei- oder dreimaligem Kugelwechsel die Duellanten zwar unverwundet, aber auch unversöhnt den Kampfplatz verließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 6. Januar 1837.

— Es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß;
Andre ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne.
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Erndten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht. —

Schiller.

Briefe aus der Provence im Sommer 1836.

(Fortsetzung.)

In Martigues gibt es wahrscheinlich nur einen einzigen Wagen auf Federn, und zwar nur zu zwei Plätzen, unserer aber waren drei. Uns graute, die Nacht in diesem elenden Städtchen zuzubringen, deßhalb nahmen wir einen Karren, sezten uns mit unserm Gepäck auf Stroh und ließen uns tüchtig stoßen. Links hatten wir den großen Teich Berre, aus dessen Mitte sich der dicke Rauch einer Sodafabrik erhebt. Rechts zieht sich eine Reihe unfruchtbarer und einförmiger Anhöhen hin. Im Thal stehen verkrüppelte Olivenbäume, elende Weinstöcke und schlecht angebaute Aecker. Hierauf senkt sich der Weg und geht durch wüstliegende, einsame Vertiefungen. Darüber wurde es dunkel und immer dunkler. Bald aber kommt mehr Bewegung, mehr Häuser, Wagen und Staub, was uns beweißt, daß wir auf die große Straße in der Nähe einer großen Stadt gelangt sind. Wir erblicken am Horizont das Licht eines Leuchtthurms, das uns aber die dazwischen liegenden Gegenstände manchmal wieder entziehen. Endlich kommen wir in Marseille an. Glücklicherweise war es Nacht und man sah das armselige Gefährt nicht, das uns in die Phozäerkolonie geführt. So kamen wir an dem schönen Hotel Beauvau an.

Es gibt Städte, in denen der Fremde Anfangs seine liebe Noth hat, um eine Uebersicht zu gewinnen und sich zurecht zu finden. Dies machen die engen, schiefen, gewundenen und dunkeln Gassen und Gäßchen unmöglich, zumal wenn sie alle Augenblicke von andern ähnlichen unterbrochen werden. Dadurch wird z. B. in Genua eine Uebersicht ganz unmöglich. So ist es aber nicht in Marseille: hier sind die Straßen breit, gerade, regelmäßig und ziehen sich weit hin. Die Vorderseiten der Häuser sind geschmackvoll und die Luft hat freien Spielraum in den weiten Straßen und Baumgängen, die angenehmen Schatten gewähren. Die festliche Pracht des Frohnleichnamfestes, die bunten seidenen, zu den Fenstern heraus und über die Balkone gehängten Flaggen, mit deren großen Falten die Luft spielte, gaben der Stadt am folgenden Tag noch ein günstigeres Aussehen.

Eins aber fällt dem Reisenden am meisten auf, wenn er Marseille zum ersten Mal sieht, nämlich der Hafen, der tief in die Stadt geht und dessen Maste gar malerisch über die Häuser hinausragen, während der Kiel über den Kellern steht, die unter dem Hafen weglaufen. Seit ungefähr fünfzehn Jahren ist Marseille auf Kosten Livornos so sehr in die Höhe gekommen und in seinem Gedeihen gestiegen, daß sich selbst die Einwohner darüber wundern; jezt ist es unter allen Häfen des Mittelmeers der besuchteste, und schon lange ist der Hafen für die

ankommenden Schiffe zu eng, ſo daß ſie manchmal mit dem Kiel darüber hinausgehen. Sie ſind ſo dicht aneinander gedrängt, ſie haben ſo wenig Platz zum Ein- und Ausfahren, daß es ſich gar nicht begreifen läßt, wie dieſe ungeheuren Maſchinen ſich von einander los, wieder frei und beweglich machen, aus der Linie herauskommen und flott werden können. Aber alle ihre Bewegungen gehen langſam, regelmäßig und ohne Unglücksfälle vor ſich. Jezt wird an einem großen Becken für das Kalfatern und Ausbeſſern der Schiffe gearbeitet, ein ſicheres Auskunftsmittel, um viel Platz zu gewinnen.

Auf dem Kay um den Hafen liegen die Produkte aller Welttheile bunt durch einander, wie im Hafen ihre Schiffe, die aus- oder einladen. Neben dem Getreide liegen Eiſenſtangen, Blei, Kohle und Holz, nicht weit davon Fäſſer mit Krapp, Meubeln und Handarbeiten aus allen Ländern. In den benachbarten Laden werden lebende Schildkröten, Schalthiere aller Art, Früchte und Samen aus dem Süden, Kokosnüſſe, luſtige Affen, aus Aloefaden gewebte Stoffe, Papagaien, Arrahs und andere Vögel Indiens von allen Farben und Größen verkauft, für die Marſeilles Sonne faſt nicht warm genug iſt. Am Hafen gehen die Einwohner aus allen Welttheilen und meerumflutheten Ländern umher: Mauren, Neger, Türken, griechiſche Kapitäne, die durch ihr häufiges Hieherkommen in Marſeille wie zu Hauſe ſind. Die Erwerbung Algiers und die neuen Verhältniſſe mit dieſer Stadt haben den ſüdlichen Charakter Marſeilles noch vermehrt und mannichfaltiger gemacht. Leute vom afrikaniſchen Jägerregiment laſſen ihre Sporen durch die Straßen klirren, andere Offiziere kommen eben von der Tafna an und erzählen Jedem davon, wer ſie nur anhören will. Vor wenigen Tagen waren ſie noch mitten unter Arabern. Die Küſte der Barbarei, dies ungaſtliche, ſchreckliche Land, lag einſt wie tauſend Meilen weit von uns entfernt, jezt aber iſt ſie ein Nachbarland. Ueber einem Magazin lieſt man: Ici on arrête des places pour Bone, Oran und Bougie, wie anderwärts: Voitures pour Lyon, Paris, Genèves, Bruxelles. Frankreich hat freilich die Seeräuber im Mittelmeer vernichtet und damit der Menſchheit einen nicht genug zu dankenden Dienſt erwieſen, den Romanſchriftſtellern iſt aber dadurch gar kein Gefallen geſchehen; ſie haben ſo eine wahre Schatzgrube verloren, denn nun kann nicht mehr die Rede ſeyn von wilden, grauſamen Seeräubern, von auseinander geriſſenen Gatten oder Geliebten, von entſetzlichen, blutdürſtigen Paſchas, die aber von ſchönen, thränenfeuchten Augen erweicht werden. Der Marſchall Bourmont hat wirklich einen Zweig der Literatur zerſtört.

Hätte man Zeit, ſo wäre auf dieſen ſchwimmenden, jezt aber ſo ruhig, feſt und eingekeilt ſtehenden Häuſern eine reiche Sammlung von Scenen des Laut- und Stilllebens zu machen. Hier kauern Matroſen beim Eſſen, dort ſitzen welche auf den Marsſtangen im Gleichgewicht wie Seiltänzer, oder auf dem Bugſpriet, um Segel und Tauwerk auszubeſſern; die Leute ſind wie verloren in einem Gewirr von Segeln, Tauen und Maſten, und man begreift kaum, wie ſie da wieder herauskommen ſollen. Anderwärts machen die Leute ihr Schiff zur Abfahrt fertig. Die Schiffer und was dazu gehört wiſſen auf den erſten Blick an der Stellung ſeiner Maſten, ob es ankommt, morgen, übermorgen oder erſt in einigen Tagen abgeht. Eine hübſche Skizze ließe ſich von den Matroſen machen, die mit einer Winde den Anker aus dem tiefſten Schlamm heraufziehen; um bei dieſer Arbeit ihre Kräfte zuſammen und im ſelben Augenblick anzuwenden, haben ſie dabei einen monotonen, faſt wehmüthigen, klagenden Geſang.

(Der Beſchluß folgt.)

Das Jahr 1836 in . . . .

(Fortſetzung.)

Wir haben gute, verſtändige Männer, welche ſich juſt keine Rechenſchaft darüber zu geben wiſſen, weßhalb der deutſche Genius keine Nationalbühne gebähren will, weßhalb alle Verſuche dazu mehr oder weniger den Charakter der Künſtlichkeit trugen, worüber die Kunſt ausblieb; allein ſie können nicht vergeſſen, daß ihre Väter und zum Theil noch ſie ſelbſt vor einer Bühne ſaßen, auf der Deutſchland, allerdings oft mit wunderlicher Geberde und in baroker Tracht, aber doch Deutſchland weinte und lachte, fühlte und ſpottete, Tiraden und Fratzen ſchnitt, wobei immerhin zwiſchendurch der Franzoſe mit der tragiſchen Lorbeerperrücke und dem komiſchen Anſtandshaarbeutel, der Britte mit der poetiſchen Zauberlaterne und der plumpen Natürlichkeit, der Welſche mit ſeinen Trillern und Purzelbäumen willkommene Gäſte waren, weil der angeſtammte Kosmopolitismus, der Trieb, das Fremdartige in ſich aufzunehmen, ſich von jeher geltend machte. Es iſt ihnen unbegreiflich, durch welchen meteoriſchen Einfluß der dramatiſche Acker, der in frühern Generationen, Gott weiß! keine üppigen, aber doch einige geſunden Früchte getragen, jezt gar nichts mehr tragen will als Unkraut, nicht einmal wucherndes, nein, armſeliges Unkraut, nicht einmal Klatſchroſen und Kornblumen und Ritterſporn, nein

Raden, Ruß, am meiſten aber
Schwindelhaber, Dippelhaber.

Sie wollen ſich durchaus nicht überzeugen laſſen, daß das, was ſich mit ſo viel Pomp und Geklingel allen Sinnen

als wirklich aufdringt, eine Forderung der Zeit und somit vernünftig ſey.

Wir haben Politiker, die zum Ueberfluß auch aus dem Zuſtand der Kunſt Gift ſaugen: wenn man ſie hört, ſo fühlen ſie ſich gedemüthigt, daß die große deutſche Nation, deren Literatur eben jezt Franzoſen und Britten wie eine ungeahnte Offenbarung aufgehe, daß die Mutter der Erfindung, die Zauberin, welche alle Höhen des Geiſtes mit ihrem Blicke meſſe, in alle ſeine Tiefen mit ihrer Lampe leuchte, daß die Meiſterin der Geſchichte, ſofern es ſich darum handelt, ſie zu ſchreiben, ſich vor der Schaubühne mit derſelben Bettelkoſt in goldenen Schüſſeln begnüge, welche tiefgeſunkene Völker ohne Ruhm und Zukunft dem Dunkel auf eine entweihte große Vergangenheit, der Sehnſucht nach den entzogenen Kloſterſuppen und dem gegenwärtigen Elende auf Augenblicke entreiße; ſie bemerken es mit bitterem Spott, daß das hochgebildete Publikum deutſcher Hauptſtädte ſich mit demſelben Abhub der Académie royale de musique und des Vaudevilles bedienen laſſe, wie der lombardiſche, ſpaniſche, portugieſiſche Pöbel; ſie rufen: ihr lacht, wenn ihr hört, wie die Italiener, Pulcinellas und Pantalones vergeſſend, im Circus zu Verona über Menſchenhaß und Reue heiße Thränen weinen, und ſolltet weinen, daß ihr nur noch mit den Herren Scribe, Bayard und Melesville lacht! Sie vergeſſen, daß man über noch etwas lacht: über ſie ſelbſt.

Wir haben dramatiſche Dichter — doch nein! nichts von ihnen! ſie wiſſen nicht, was ſie thun; aber wir haben poetiſche Enthuſiaſten, die in ihrer Gutmüthigkeit meinen, zu einer deutſchen Schaubühne fehle es zufällig nur an deutſchen Dichtern; ſie harren täglich der Ankunft eines dramatiſchen Meſſias, ſie finden alle Jahre im Meßkatalog ſeinen Johannes und rufen, wie der Hirſch nach friſchem Waſſer, nach einem deutſchen Molière, einem deutſchen Garrick.

„Ei ja, das kann ich auch, das kann ein Jeder:
Doch kommen ſie, wenn ihr nach ihnen ruft?“

Ei ja, ſage ich, um auch einmal wieder das Wort zu nehmen, und zu was ſollten ſie dienen, wenn ſie kämen? Laßt einen neuen Pygmalion eine deutſche Muſe bilden, laßt ihn ihrer zwei bilden, eine tragiſche und eine komiſche; die eine großartig, voll Majeſtät, den Mund zum Orakel geöffnet, das Auge im ſüßen Wahnſinn gen Himmel geſchlagen; die andere voll Liebreiz und Schalkheit, den lachenden Blick gerade vorwärts gerichtet: wo wäre die Göttin, von der der Künſtler die Beſeeligung der Statuen erflehen könnte, auf daß ſie von ihren Fußgeſtellen ſtiegen, und unter uns wandelten, und uns durch Rede und Blick und die Geberde des Lebens entzückten? Ein deutſcher Molière! O wünſcht es nicht! ihr wünſchtet den bitterſten Schmerz in eine Dichterbruſt, einen Schmerz, an den kein Menſch glauben möchte, wo es ſo viel erlogenen Poetenſchmerz gibt! Die Zeiten ſind vorbei, lange vorbei, wo ein Ludwig der Große Spaß verſtand. Warum und wie ſie vorbei ſind, könnte Jedermann wiſſen; es iſt aber gut, daß es nicht Jedermann weiß, und die Wenigſten darüber nachdenken. Und ſo bleibt denn der große Haufe bei uns, wenn ja einmal in dieſem oder jenem „Salon“ die Einſprache eines Deutſchthümlers gegen das beſtehende Regime laut wird, naturgemäß, in unbewußter Demuth und Reſignation bei der Schneiderraiſon ſtehen: ſie finden nichts dabei zu denken, viel weniger zu tadeln, daß man aus demſelben Lande, das uns ſeit unvordenklicher Zeit im Fache der Kleidertracht den Unkoſten der Erfindung überhebt, auch die première matière des dramatiſchen Genuſſes bezieht. Schlimm nur, bemerken ſie, indem ſie ſich kritiſch über die Erſcheinung ſtellen, daß den deutſchen Marchandes de modes die Poeſie des Schnitts, und den dramatiſchen Zuckerbäckern, welche franzöſiſche Luſtſpiele und Melodramen in deutſche Model drücken, der Eſprit an den ungewaſchenen Fingern hängen bleibt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortſetzung.)

Heirathsverhältniſſe der engliſchen Ariſtokratie.

Grantley Berkeley's Benehmen gegen den Buchhändler und die vom Recenſenten eingemiſchten Perſönlichkeiten wurden in den öffentlichen Blättern gleich lebhaft und derb getadelt. Den ſchwerſten Stein verdiente unſtreitig die Art, wie Letzterer von Berkeley's Mutter geſprochen, und gerade, weil er der Lüge nicht geziehen werden konnte, mußte die Erinnerung an ein im Publikum ſo ziemlich vergeſſenes Aergerniß den Sohn deſto tiefer verwundet haben. Auch hätte der Recenſent, wenn er für gut fand, einen in der Familie Berkeley vorgekommenen menſchlichen Fehltritt zu erwähnen, die Gerechtigkeit üben ſollen, eines von einem andern Gliede derſelben Familie bewieſenen ungewöhnlichen Edelmuths gleichfalls zu gedenken. Graf Berkeley, der Vater, verliebte ſich in die ſchöne Tochter eines Fleiſchhauers. Das ſchöne Mädchen erwiderte ſeine Liebe, und vor Gott ihm angetraut, gebar ſie ihm einen Sohn. Bald nachher führte der Graf ſie zum Altar, und Wunder über Wunder! das beſcheidene Mädchen wurde eine beſcheidene Gräfin. Es gibt Länder, wo dergleichen Heirathen auf franzöſiſch mésalliances, auf deutſch Mißheirathen genannt werden. England kennt zu ſeinem Heil dieſen Begriff nicht, weiß nichts von den Nachtheilen, welche in den betreffenden Ländern eine mißgenannte Mißheirath dem Stammbaum und den nächſten Sprößlingen bringt. Die Vermählung eines Edelmanns mit einer Bürgerlichen verunziert dort den

Stammbaum und macht die Kinder unfähig zu Bekleidung von Stellen, deren Inhabern Alles fehlen darf, nur nicht eine ununterbrochene Reihe von so und so viel Ahnen. Hie und da, z. B. in Mecklenburg, werden die aus solchen Bündnissen entsprungenen Töchter sogar in kein Fräuleinstift zugelassen. Vielleicht existiren auch noch Höfe, an denen die bürgerlich geborene Gemahlin eines Edelmanns nicht coursfähig ist und zurückbleiben muß, während ihr Gemahl von seiner Pflicht zu Gallatagen und Hofbällen gefordert wird. Von allen diesen Satzungen weiß man in der englischen Adelswelt und am englischen Hofe nichts. Keine Rücksicht der Art kann hier die Wahl des Barons wie des Herzogs beschränken. Die Krone, die er trägt, gehört zur Hälfte seiner Gemahlin, und die Kinder, mit denen der Himmel sie beschenkt, sind von gleich echtem Adel, ob das Blut ihrer Mutter schon in den Adern eines der normännischen Ritter geflossen, die den Eroberer nach England begleitet, oder ob es ihr aus den Adern eines Schneiders zugekommen. Bei dem ungeheuern Stolze des englischen Adels und bei der Starrheit, mit welcher er von untergeordneten Ständen sich absondert, muß diese Humanität auffallen; doch erklärt sie auch zugleich den mit jenem Stolze und jener Starrheit merkwürdig contrastirenden Umstand, daß kein europäischer Adel häufiger solche Ehebündnisse schließt, als der englische. Bulwer, der Novellenlieferant, Geschichtschreiber, Theaterdichter, Volksrepräsentant und Staatsökonom, findet die Hauptursache dieser Erscheinung darin, daß in England die Liebe der Herzen der Liebe zum Gelde zu folgen und deshalb der Adel kein Bedenken zu tragen pflege, Dünger auf seine Aecker zu führen. Allein abgesehen davon, daß der Reichthum des englischen Adels im Allgemeinen solche Rücksicht zu einer minder gebieterischen macht, zeigt ein Blick auf derartige Wahlen, daß den meisten kein Geldinteresse unterliegt, und es dürfte daher gewiß wahrer seyn, daß die Erscheinung ihren Grund eben in der Abwesenheit der nachtheiligen Folgen hat. Unter den Frauen des höchsten Adels befinden sich gegenwärtig mehrere, die früher Schauspielerinnen und Sängerinnen gewesen oder vom Erwerbe ihrer Nadel sich genährt haben, während nur die ältliche Gemahlin des jugendlichen Herzogs von St. Albans, die von der Bühne in die Arme eines der reichsten hiesigen Bankiers überging, bei ihrer Verbindung mit dem Herzoge dessen Schulden bezahlte und ihm ein fürstliches Jahrgeld aussetzte. Es ist aber sicher eine eher zu verneinende, als zu bejahende Frage, ob jene armen Mädchen geworden wären, was sie sind, wenn in der englischen Adelswelt und am englischen Hofe andere Gesetze herrschten. Dort gleicht der Altar den Mangel der Geburt aus, am Hofe hat die Königin über den Zutritt zu entscheiden, und sie darf sich bei der Entscheidung nicht an die Abstammung, sie muß sich an den guten Ruf halten.

(Der Beschluß folgt.)

Dresden, December.

(Beschluß.)

Die Schröder-Devrient. Tragisches Ereigniß. Audienzen.

Bei dem Gedanken an Grazie fällt uns in Dresden Lebenden häufig sogleich die anmuthige Schröder-Devrient ein. Die 70,000 Thaler, welche, laut öffentlicher Blätter, ihr vom Drurylanetheater in London für dreijährigen Gesang geboten worden, sind allerdings eine verführerische Summe; gleichwohl behaupten verschiedene, wohl unterrichtet Scheinende, sie werde ein minderes Honorar vorziehen, das sich mit ihren jetzigen Verhältnissen vertrage, so daß sie den ihr contractmäßig zugestandenen jährlichen Urlaub, ich glaube von drei Sommermonaten, zum Aufenthalt in London verwendete und Dresden jederzeit ihren Winter widmete. — Ein tragisches Ereigniß nahm mehrere Tage lang die Aufmerksamkeit eines großen Theils der Stadt in Anspruch, weil zwei junge, frische, die beste Hoffnung gebende Menschen seine Opfer waren. Zwei Lehrlinge einer hiesigen Kramhandlung finden Abends beim Eintritt in ihre Wohnstube diese noch von der während ihrer Abwesenheit vorgenommenen Scheuerung des Fußbodens etwas feucht, glauben durch Heizung der Stube mit Steinkohlen nachhelfen zu müssen, und legen sich später in die nicht weit vom Ofen stehenden Betten schlafen. Entweder ist das Oeffnen der Ofenklappe nicht gehörig erfolgt, oder die zu locker gewesene Klappe von selbst zugefallen; genug, am Morgen findet man die Lehrlinge erstarrt. Der herbeigerufene Arzt wendet alle Mittel, sie in das Leben zurückzubringen, fruchtlos an. Nach seiner Aussage sind sie nicht sowohl am Kohlendampfe, wovon sich keine Spur in dem Gemache gefunden, als an dem entbundenen Kohlenoxyd erstickt. — Von den seit dem October d. J. stattfindenden Audienzen, welche unser König an dazu festgesetzten Tagen, monatlich zweimal, Jedem ertheilt, der etwas bei ihm unmittelbar anbringen zu müssen glaubt, wird nicht wenig Gebrauch gemacht. Ein Theil der Ansuchenden besteht aus Einwohnern der Stadt, die Mehrheit aber gehört den untern Classen des Landes außer Dresden an. Es ist in diesem Monate bereits die fünfte Audienz vorgekommen. Die Einrichtung hat wesentlichen Nutzen, schon durch den Trost, welchen aus dieser Zugänglichkeit zu der Person des Monarchen gar viele Unglückliche schöpfen mögen. Ganz aus eigener Bewegung von ihm ausgehend, zeigt sie dem Volke, daß es dem über dasselbe erhöhten Manne ernstlich darum zu thun ist, keine Scheidewand zwischen sich und dem Allergeringsten haben zu wollen, vielmehr auch Letzterm so gut, wie dem ihm zunächst Stehenden, sein volles Recht widerfahren zu lassen, und wenn es nicht geschehen, ihm dazu zu verhelfen. Allerdings könnte wohl in der Folge einmal auch die boshafte Verleumdung unter der Maske verfolgter Unschuld, oder wohl gar des Patriotismus den Bittstellern sich einmischen, wenigstens ist die Möglichkeit des Falles nicht zu leugnen. Beispiele sind bei ähnlicher Gelegenheit anderwärts vorgekommen. Daß aber hier die vergifteten Pfeile gewiß, statt den Verwundeten zu schaden, nur auf den frechen Schützen selbst zurückfallen würden, dafür bürgt die Scharfsicht und Besonnenheit des wohlwollenden Regenten vollkommen. Kurz, das Land ist ihm für diesen abermaligen Beweis seiner Huld jedenfalls von Neuem besonders verpflichtet. Ueberhaupt gibt der König auf alle Weise zu erkennen, wie sehr ihm alles, das gemeine Beste Betreffende am Herzen liegt. Auch seine Gemahlin beurkundet, daß sie ein gleicher Geist der Huld und Liebe beseelt. Kaum war das für die Antonsstadt so wohlthätige Gelingen des vom Zimmermeister Siemen unternommenen arteſischen Brunnens erfolgt, so erschien auch der König mit ihr bei dem Unternehmer, ihm seine Theilnahme zu bezeigen und die nähern Umstände zu erforschen. Auf ähnliche Weise unterrichtet sich der König so genau als möglich von der Beschaffenheit anderer, auf den Vortheil des Publikums berechneter Anstalten, und sucht sich überhaupt von Allem gern durch eigene Ansicht zu überzeugen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 6.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 7. Januar 1837.

La mode a son language a elle, language mystérieux et poétique qui dejoue l'erudition de l'Institut, mais que l'homme de tact est habile à saisir.

Le livre des cent-et-un.

Das Jahr 1836 in . . . .

(Fortsetzung.)

Dieſe lezte Bemerkung bietet mir den leichteſten Uebergang vom Tröbel Thaliens zu der Garderobe der Göttin Mode, vom Schauplatz, wo die ſchöne Welt ihre Begeiſterung holt, zu dem, wo ſie ſelbſt Schauſpieler iſt und Andere begeiſtert. Habe ich es gerühmt, wie unſere Bühne mit Glück bemüht iſt, feſt vor dem Winde der Zeit zu ſegeln, ſo verdient es gleiche Anerkennung, daß unſere ſchöne Welt, daß unſere Damen und die Elite unſerer Herrn — (warum haben wir keinen Pendant zu „Gentleman?“ das Wort „Herr“ in dieſer Verbindung erinnert immer höchſt fatal an die Figuren im Modejournal, wo zu leſen iſt: der Herr rechts erſcheint in einem Oberrock zum Frühling, oder der Herr links trägt einen polniſchen Rock von der Erfindung des Pariſer Künſtlers Guichard) in ihrem Aeußern ſo gewiſſenhaft auf Faſhion halten, als unſer Intendant auf Strenge des Koſtüms. Nicht als ob hier im Fache der Toilette etwas wirklich erfunden würde; ach nein! das Genie unſerer Putzmacherinnen, wie unſerer Dramatiker, arbeitet nur mit den Händen, und auch das Reich der Mode iſt ja ein „aufgeklärter“ Deſpotismus, in deſſen Schooße man nicht einmal in Gedanken raiſonnirt. Aber darum iſt uns die Sorge des Nachdenkens keineswegs erſpart, ſo wenig als den Anordnern unſerer theatraliſchen Genüſſe. Der Menſch, ſogar wenn er ſtiehlt oder borgt, ſoll einmal nicht mühelos genießen, noch Andern zum Genuß verhelfen. Nur iſt auf der Bühne nicht der Dichter derjenige, der den Kopf anſtrengt, ſondern der Intendant und Requiſitenmeiſter, und im Departement der äußerlichſten Angelegenheiten nicht derjenige, welcher das Kleid macht, ſondern der, der es beſtellt. Dort bedarf es der reiflichſten Ueberlegung, ob mit den platten Dächern das Bedürfniß nach Lokalwahrheit gehörig abgefertigt ſey, wenn eine Anſicht von Venedig, Shakeſpeariſchen Andenkens, für die Stumme von Portici zu Neapel umgetauft werde, oder ob es ſich mit dem hiſtoriſchen Gewiſſen vertrage, die beſterhaltenen Jacken und Beinkleider aus Robert dem Teufel in der „Jüdin“ im zweiten Glied auftreten zu laſſen; hier müſſen die bedenklichſten Umſtände abgewogen werden, bis man zum beruhigenden Reſultat gelangt, daß eine paſſirte Frühlingsrobe noch einen paſſabeln Herbſtüberrock abgeben müſſe.

Auch im Reiche der Mode haben wir unſere Helden und Primedonne, Chevaliers, ſtrenge Väter und edle Mütter, Corps de Ballet und mitleidswerthe Comparſen. Den erſten Partien, den auf Lebenszeit von der Mode engagirten Perſonnagen kommt es zu, die von den

unſichtbaren Obern in der Toilette angeordneten Reformen dem Troß zur Nachachtung zu verkündigen, und ſie haben dann die Gefälligkeit, ſich als lebende Modelle durch die Stadt und an öffentlichen Orten zu bewegen. Ihnen gegenüber geht es dem Corps und Chor — sans comparaison — wie dem Pariſer Lumpenſammler, der, vor dem in der Trunkenheit zu Boden Geſunkenen in Betrachtung vertieft, endlich in den philoſophiſchen Ausruf ausbrach: voilà comme je serai dimanche! — das heißt für die Meiſten über ein Jahr um dieſe Zeit!

Die Geſchichte der Moden gleicht, wie allerdings am Ende jede Entwicklung menſchlicher Zuſtände, der Geſchichte der Erde ſelbſt. Auch in den Phaſen der Kleidertracht laſſen ſich bei aller ſcheinbaren Regelloſigkeit ſtill wirkende Geſetze entdecken, welche ſie mit dem auf den erſten Blick Diſparateſten organiſch verknüpfen. Eine hiſtoriſche Ueberſicht der Moden in einem längern Zeitraum würde viel Aehnlichkeit mit einem geologiſchen Profil haben, und die Methode, welche gegenwärtig die verſchiedenen Bildungen der Erdrinde nach den in ihnen begrabenen Thier- und Pflanzenformen einander unterordnet und auf einander bezieht, wäre als Vorbild für eine zu ſchaffende Philoſophie des Koſtüms zu empfehlen. Freilich, ſo wenig die Geologie von Minirern und Juwelieren bearbeitet wird, ſo hoch läge dieſe neue Wiſſenſchaft über dem Horizont der Schneider und Dandys, aber die wiſſenſchaftlichen Reſultate müßten ſich am Ende doch auch für die nur vom blinden Triebe befangenen Claſſen erſprießlich erweiſen.

Wenn in der Erdrinde ganze Schichtenreihen dieſelben, oder nur wenig modificirte Foſſilien führen, zum Beweis, daß in langen Zeiträumen, im ruhigen Zuſtand der Erde, viele Generationen von Thieren und Gewächſen in's Daſeyn traten, lebten und ſtarben; wenn dann aber plötzlich in den weiter nach oben gelagerten Gebilden fremdartige, den bisherigen ganz unähnliche organiſche Geſtalten auftreten, zum Beweis, daß eine raſche Umwälzung die Oberfläche umgewühlt und abgefegt, und der Garten der Schöpfung ſich friſch beſaamt, ſo zeigt ſich ganz Analoges in der Geſchichte der äußerlichen Lebensformen des Menſchen. Lange Jahre hindurch blüht und vergeht ruhig eine ganze Vegetation von Hüten, Roben, Gilets, Friſuren und Toupets, welche, nebſt den übrigen conſtituirenden Pertinenzſtücken des Geſellſchaftsmenſchen, gleichſam die Geſchlechter vorſtellen. Der Grundtypus aller bleibt ſich gleich, und er wird vom Wechſelnden nur ſo umſpielt, daß ſich zahlreiche Arten, Varietäten und Baſtarde bilden. Dann kommt man aber in der Geſchichte häufig zu einem Punkt, wo das behagliche Spiel des Werdens und Vergehens verwandter Formen plötzlich abbricht, und der Menſch, der ideale Modemenſch, ſofort einen ganz andern Schatten wirft, eine ganz verſchiedene geometriſche Figur auf den Blättern jener Urkunden beſchreibt, in welchen die Frivolitäten des Tags mit ſo komiſchem Ernſt eingetragen werden.

Dieſe Umwälzungen entſprechen natürlich meiſtens gleichzeitigen Veränderungen im Staatsleben, und ob jene mehr oder minder raſch, mehr oder minder allgemein erſcheinen, hängt häufig damit zuſammen, ob leztere mehr den Charakter einer Reform oder einer Revolution hatten. So, um bei dem Modernſten ſtehen zu bleiben, war durch die definitive Zähmung des Adels zu Hausthieren und die Einführung der Etikette unter Ludwig XIV. der Tracht Franzens und der Heinriche zwar nicht plötzlich, aber doch raſch genug ein Ende gemacht und Puder und Perrücke zum Symbol einer langen, höchſt charakteriſtiſchen Periode erhoben worden. Aus dem leiſe gährenden Sumpf der Geſellſchaft ſchoß hier eine wuchernde, in hundert Farben ſpielende, in einem Chaos kleinlicher Formen ſich erſchöpfende Flora auf; aber bei allem bizarren Wechſel im Detail haben die Porträts aus der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten und dem achtzehnten Jahrhundert eine ſo entſchiedene und untrügliche Familienähnlichkeit als die Schaalthiere aus dem Muſchelkalk. Jene ganze liebenswürdige, ſchnörkelhafte Schöpfung ging bekanntlich durch den ausbrechenden Vulkan der Menſchenrechte faſt mit Einem Stoße unter; der Sturm wehte den Schönen nicht nur den Puder aus den Haaren, er riß ihnen ſogar auf eine Zeitlang die Strümpfe von den Beinen, und die Geſtalten nach und vor der Sündfluth waren nicht mehr kommenſurabel.

Das Natürliche und Nothwendige dieſes Zuſammenhangs zwiſchen politiſchen Reformen und dem, was im weiteſten Sinn das Koſtüm einer Zeit ausmacht, konnte ſchon längſt, wenn man den Gegenſtand hätte philoſophiſch betrachten mögen, Winke über die „Portée“ mancher Staatsveränderungen in Frankreich an die Hand geben; denn wenn von Moden die Rede iſt, erſcheint es kaum nöthig, die Geſchichte eines andern Landes als Frankreichs zur Betrachtung zu ziehen. Wer im Auguſt 1830 Zeit gehabt hätte, an ſolche Aeußerlichkeiten zu denken, würde es, in der nie erlöſchenden Erinnerung an den Vorgang von 1792, ganz wahrſcheinlich gefunden haben, daß die europäiſche Menſchheit, oder vielmehr zunächſt wieder der Pariſer ſeine nochmalige Entpuppung zur dreifarbigen Chryſalide auch äußerlich, durch Verleugnung der bisherigen Formen conſtatiren werde. Jede hohe Dame in Europa hätte ſich der Thatſache unterworfen, ſobald die Pariſerin von 1831 die Robe der Mutter Heinrichs V. ſo wenig mehr tragen mochte, als die von 1795 die Friſur Marie Antoinettens, und kein Legationsſekretär hätte mehr als ſonſt gedacht, wenn der ganze Modekram der Reſtauration im Hafen von Cherbourg eingeſchifft worden wäre. Aber dem war nicht ſo: der Juliuskämpfer,

nachdem er ſich den Pulverruß abgewiſcht, deckte Bruſt und Hals, die er im Gefechte gelüftet, mit dem alten Halstuch, der alten Chemiſette. Die jeune France erfand nur Worte, keine Carmagnole; der braune Frack Ludwig Philippe's iſt die beſte Bürgſchaft für Aufrechthaltung der Verträge von 1814, und der flaumleichte Gigot wiegt, indem er ſiegreich die Julirevolution überdauert hat, bleiſchwer in der Wagſchale des parceque Bourbon.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe aus der Provence im Sommer 1836.

(Fortſetzung.)

Am beſten iſt's, um dies Alles im Hafen zu ſehen, man nimmt einen kleinen Kahn und fährt damit um die vielen Schiffe herum, die hier in engem Raum bei einander liegen. Sie gehören den verſchiedenſten Nationen an und werden ſich in einigen Tagen oder Wochen nach allen Weltgegenden, über alle Meere zerſtreuen. Da liegt der Oeſterreicher zwiſchen dem Holländer und Sardinier, und dieſer ſtößt wieder an den Engländer, deſſen reinliches Schiff ſich die Nähe eines türkiſchen gefallen laſſen muß, das ein wahrer Sudelkoch iſt; ihm kommt darin ein griechiſches aus Hydra faſt gleich. Alle liegen Bord an Bord, und um auf eines in der Mitte zu gelangen, muß man über die andern weggehen. Und doch ſind ſich die Schiffsleute ganz fremd in Sitten, Gebräuchen und Sprache. In welche Breiten, in welche Meere, an welche Küſten werden ſie nächſtens ſegeln? Werden ſie ſich je wieder begegnen, und wo? auf welchem Meer oder in welchem Hafen? Wir erkundigten uns bei unſerm Führer nach den Schiffen, an denen wir vorüber kamen, und er erkannte ſie alle leicht an ihrer Bauart, ihrem Takelwerk. Neben einem Spanier lag ein Franzos, dann ein Engländer und einer von den vielen Amerikanern, die Schmuggelei treiben und auf dieſe Weiſe die Handelsaufträge der europäiſchen Nationen ausführen; die Matroſen auf dieſem Schiff aus Carolina trugen rothe Weſten. Jene Ruſſen ſind an ihren langen Haaren kenntlich; die Orientalen haben braune Geſichter und gewöhnlich weite Kleider, wenn ſie nicht zu der türkiſchen Kriegsmarine gehören. Es lagen da auch mehrere Schiffe, die nach der Inſel Bourbon und nach Indien gehen.

Bis der neue Hafen fertig iſt, liegen die Schiffe zum Kalfatern und Ausbeſſern in einem beſondern Theil des alten; ſie liegen ſchief und ſehen dabei mit ihren langen Maſten gar ſonderbar aus. Am Eingang des Hafenbeckens liegen die Schiffe, die nur eine kurze Quarantäne zu halten haben, gegenüber ſteht das Sanitätsgebäude. Vor dem eiſernen Gitter halten einige Kähne mit Reiſenden, denen die Erlaubniß ertheilt worden iſt unter Aufſicht eines Wächters ſich in geſetzlicher Entfernung mit ihren Verwandten oder Freunden zu unterhalten. In dieſem Sanitätsgebäude wird nächſtens ein ſchon angekommenes Basrelief von Puget nebſt einigen Gemälden von guten Meiſtern aufgeſtellt werden, die ſich auf die Beſtimmung des Gebäudes beziehen, nämlich die Peſt in Marſeille, die drei Perioden oder Stadien dieſer Krankheit, von David, und der Ausbruch der Cholera auf der Fregatte Melpomene. Die furchtbare Wahrheit der Sterbenden und der Todten, die Vereinigung ſo vieler traurigen Gegenſtände machen einen peinlichen Eindruck. Beſonders fiel mir der Ausdruck einer Mutter auf, die ihren ſterbenden Sohn unterſtüzt. Wahrſcheinlich hat man mit alle dem die Beamten des Lazareths an die Wichtigkeit ihrer Pflichten erinnern wollen, denn es iſt nur Eine Stimme in Marſeille über die Nachläſſigkeit und Beſtechlichkeit der Geſundheitsbeamten.

Wir haben auch einige von den Dampfbooten beſtiegen, die an feſtgeſezten Tagen nach den Häfen Italiens und des Mittelmeers abgehen, z. B. den Baléare, der eben nach Barcellona abgeht, um der Königin Chriſtine eine Million zu bringen. Handelsdiener werfen mit aller Anſtrengung Geldſäcke voll Thaler hinauf, die hernach als Ballaſt im unterſten Raume aufgehäuft werden; ein koſtbarer Ballaſt! Der franzöſiſche Pharamond iſt dem ſpaniſchen Espagnol an Größe und Einrichtung der Säle, wie in der Beherbergung der Reiſenden weit überlegen. Drei Wochen vor unſerer Ankunft war der Phocéen von hier abgegangen, um ſeine erſte Fahrt um das Mittelmeer zu machen. Ihm ſoll kein anderes Dampfboot in Pracht, Luxus und Bequemlichkeit der Einrichtung verglichen werden können. Ohne einige Ermüdung und Entbehrung trägt er die Nachkommen und Landsleute Peters des Eremiten, Richards Löwenherz und des heiligen Ludwig nach Griechenland, Jeruſalem, Egypten und Algier. Sie folgen der Spur der alten Kreuzfahrer, freilich mit weniger Begeiſterung, dafür aber im Vollgenuß aller Erfindungen der heutigen Civiliſation und Gaſtronomie.

Am Abend beſtiegen wir Notre-Dame de la Garde. Da ſieht man unten Stadt und Hafen, wie ſich der Nebel darüber herzieht. Auf der Landſeite ſtehen eine Menge kleiner weißer Häuſer in einer noch nicht ganz von der Sonnenhitze verſengten Ebene. Nichts aber gleicht dem ſchönen, grenzenloſen Meer. Wundervoll ſchön und zauberiſch iſt's, wenn die Sonne untergeht und ihre lezten Strahlen auf die kahlen Felſen der Inſeln If, Pommègue und Ratoneau wirft, ſo daß ſie wie goldene Zaubereilande aus dem blaulichen Meer hervorragen. Im Hintergrund zeigen ſich Schiffe mit vollen

Segeln, die vielleicht von einem entlegenen Welttheil kommen, und auf denen Mancher gerührt, ungeduldig nach dem lange nicht geſehenen Vaterlande blickt. In Häfen wie Marſeille ſieht man oft die ergreifendſten Auftritte des Schmerzes und der Verzweiflung, aber auch der Freude und des Entzückens: Thränen und Wehmuth beim Trennen und Scheiden, grenzenloſe Freude beim Wiederſehen. Dieſe Flügelhäuſer tragen ſo oft zerriſſene Herzen in's Weite, aber auch manche erfüllte Hoffnung wieder in die Heimath.

(Schluß des erſten Briefs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, December.

(Beſchluß.)

Engliſche Erbfolge. Fraſer und Berkeley.

Weil dem ſo iſt, kann es nicht Härte des Geſetzes, ſondern muß vielmehr Schutz der Moralität genannt werden, daß nach engliſchem Rechte der Makel unehelicher Geburt durch das nachfolgende Ehebündniß der Eltern nicht ausgelöſcht wird, und das vor der Ehe geborene Kind der Anſprüche verluſtig bleibt, welche nicht einmal der Vater ihm hätte entziehen können, wenn der Segen der Kirche ſeiner Geburt vorausgegangen wäre, und die nun weder Vater, noch Mutter ihm zu ſichern vermag. Der Erſtgeborene iſt in England überhaupt ſeiner Eltern alleiniger geſetzlicher Erbe. In Bürgerfamilien und wo das Vermögen ein bewegliches iſt, kann teſtamentariſche Verfügung das Geſetz nach Belieben abändern und ohne Nennung eines Grundes den enterben, der außerdem alleiniger Beſitzer des ganzen Nachlaſſes geworden ſeyn würde. In Adelsfamilien und wo das Vermögen in Landeigenthum beſteht, iſt der Erſtgeborene ebenfalls alleiniger geſetzlicher Erbe von ſeines Vaters Titel und Gütern; doch iſt ſein Recht darauf ein angeborenes, das keine letztwillige Verordnung ihm nehmen kann. Hier aber tritt nun das Erforderniß ehelicher Geburt in vollſter Strenge ein, und der geſetzliche Anſpruch auf Titel und Güter erliſcht, wenn auch nur erwieſen wird, daß die Mutter früher Mutter geworden, als Gattin geweſen iſt. Als daher nach dem Hinſcheiden des alten Grafen Berkeley ſein Erſtgeborener den väterlichen Titel annahm (denn es iſt bekannt, daß in England nicht wie in Deutſchland die Söhne eines Edelmanns ſchon bei Lebzeiten des Vaters deſſen Rang und Titel theilen, ſondern entweder andere Titel, oder nur den titelloſen Namen führen), wurden ſchnell Stimmen laut, die ihm ſeine Berechtigung auf den Grund ſeiner vorehelichen Geburt abſprachen. Lebte ein anderer in der Ehe geborener Sohn, ſo fiel das Erſtgeburtsrecht dieſem zu, und da ein ſolcher wirklich vorhanden, derſelbe aber noch minderjährig war, ſo machten ſeine Vormünder den Anſpruch ihres Mündels geltend. Die Gräfin Mutter hatte ihren Gemahl überlebt, und je inniger ſie an ihren Kindern und dieſe an ihr hingen, und je höher der Standpunkt war, auf welchen Werth und Würdigkeit ſie in der öffentlichen Achtung hoben, um ſo ſchmerzlicher war es für ſie und um ſo empfindlicher für ihre Kinder, als der Grund, der das Recht des Erſtgeborenen auf den Zweitgeborenen übertragen ſollte, vor dem Hauſe der Pairs gerichtlich erörtert wurde. Das Urtheil entſchied für den Antrag der Vormünder, und auf dieſes Urtheil deutete der Recenſent von Schloß Berkeley in der Frage: warum Grantley Berkeley's älteſter Bruder nicht als Graf Berkeley im Oberhauſe ſitze? Wenn es indeſſen für das verwundete Gefühl des Weibes und der Mutter einen Balſam geben konnte, ſo fand ſie ihn darin, daß das öffentliche Aergerniß ihr nicht die Liebe ihrer Kinder ſchmälerte, und daß, als der Zweitgeborene volljährig geworden war, er die Annahme des ihm zugeſprochenen väterlichen Titels „aus Achtung gegen ſeine Mutter“ verweigerte. Solcher Edelmuth iſt in Israel ſelten, und deßhalb meinte ich, daß der Recenſent, der für dienlich befunden, den Fehltritt der Mutter zu erwähnen, auch der Großmuth des Sohnes hätte gedenken ſollen. Alle dieſe Dinge wären durch den Aufſatz in Fraſers Magazin Einigen in's Gedächtniß zurückgerufen worden, oder er hätte einigen damit Unbekannten eine neugierige Frage abgelockt. Das Aufſehen, welches Berkeley's Ueberfall erregte, und Fraſers Klage friſchten die vergeſſenen Dinge allgemein auf und brachten ſie in den Mund des großen Publikums. Hätte Berkeley nach dem Leſen der Kritik dieſe nothwendige Folge ſeines raſchen Entſchluſſes bedacht, ſo würde er ihn wahrſcheinlich unausgeführt gelaſſen haben. Ein gewandter Sachwalter legte Fraſers Entſchädigungsanſpruch, gehörig colorirt, den Geſchworenen vor, und ein nicht minder gewandter Redner erinnerte die Geſchworenen an den Gefühlsſturm, welcher den Novellendichter ergriffen und in betäubendem Wirbel zu unverzögerter Züchtigung des Herausgebers einer ſo empörenden Schandſchrift fortgeriſſen haben müſſe, und verſuchte, das Unrecht des Einen gegen das Unrecht des Andern aufzuwägen. Das gelang ihm nun allerdings nicht und konnte ihm rechtlich nicht gelingen. Wären indeſſen die Geſchworenen verpflichtet, ihr Verdict mit Zweifels- und Entſcheidungsgründen zu begleiten und aus lezteren zu rechtfertigen, ſo würde es ſich wohl gezeigt haben, daß ſie in die Schale für den Verklagten die Aufreizung des Sohnes, und in die Schale gegen den Kläger die Schuld des Aufreizers geworfen. Fraſers Mißhandlung war ſo groß, daß nur eine bedeutende Geldſumme, nicht ihn dafür entſchädigen, ſondern der Größe derſelben entſprechen, nur eine dem eigenmächtigen Frevler ſchmerzlich fühlbare Ausgabe eine angemeſſene Buße heißen konnte. Aber ſelbſt wenn Berkeley die zuerkannte Buße aus eigener Taſche zahlen müßte, und es nicht wahrſcheinlich wäre, daß ſeine reiche Familie ihren Ritter ſchadlos halten würde, könnte jene für keine verhältnißmäßige gelten. Nach einer, wenige Minuten dauernden Berathung gab der Vormann der Geſchworenen ihren Ausſpruch in den Worten ab: für den Kläger einhundert Pfund Sterling. W. S.

Geographiſche Homonyme.

Im Süden weit iſt es ein Wild,
Sein Fell ſo koſtbar beſetzt, ſo mild;
Im Oſt ein luſtiger Muſikus,
Nach deſſen Pfeife man tanzen muß;
Im Norden klingender Theolog,
Doch hier zu Land ein Neolog.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 7.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 9. Januar 1837.

— Ich
Sah rings umher und sah nur Sternenglanz,
Und sah auch meine Erd', ein kleiner Ball,
Mit ihrem Mond.

Herder.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte. *

Von

Dr. Nürnberger.

Wir können unsern diesmaligen Bericht, den sympathetischen Wünschen der meisten unserer Leser gemäß, wieder mit dem Himmel beginnen, und zwar sind es Sir John Herschels Entdeckungen am südlichen Fixsternhimmel, worüber uns eine Mittheilung vorliegt und womit wir unsern Vortrag würdig zu eröffnen gedenken. Dieser vortreffliche Beobachter, bekanntlich Sohn des im Jahre 1822 verstorbenen berühmten Astronomen Friedrich Wilhelm Herschel, hat des Vaters mächtige Teleskope zur Durchmusterung der in Europa nicht zu Gesicht kommenden südlicheren Himmelsgegenden jezt nach dem Kap der guten Hoffnung verpflanzt und an einem zur Beobachtung besonders bequem gelegenen Orte daselbst, mit Namen Feldhausen, aufgestellt. Eine große Heiterkeit der Luft, welche dem Kap eigen ist, * begünstigt ihn bei diesen Beobachtungen, und also entfaltet sich ihm das schönste, wunderbarste Himmelsschauspiel. Der allgemeine Anblick des südlichen Firmaments in der Nähe des Pols ist nämlich, nach seinen Beschreibungen, über allen Ausdruck reich und prächtig, wozu besonders der größere Glanz und die breitere Entwicklung der Milchstraße beiträgt, welche hier vom Sternbilde des Orion bis zu dem des Antinous nur als ein einziger glänzender Lichtstreifen erscheint. Gleichwohl zeigt sich dieser Streifen bei näherer Betrachtung seltsam durchbrochen von leeren, sternlosen Flecken, vorzüglich in den Sternbildern des Scorpions und Kreuzes; gegen Norden hin wird die Milchstraße dünner und blässer. Es ist hiernach wohl ausgemacht, daß unser Sonnensystem nicht im Mittelpunkte der Kreisebene liegt, welche der Ring der Milchstraße umgibt, sondern daß wir eine excentrische Stellung dagegen haben,

* Vergl. den vorlezten dieser Berichte in Nr. 288 u. ff. vom vorigen Jahrgang unserer Blätter.

Wir sind zwar nicht gewöhnt, diese Berichte einander schnell folgen zu lassen, allein die Reichhaltigkeit und Wichtigkeit der Materien erlaubt uns diesmal nicht, die Mittheilung länger zu verschieben.

Anm. d. Red.

* Herschel bemerkt über diese, auf dem Kap stattfindende außerordentliche Heiterkeit der Luft, daß man die Venus meistens noch Morgens gegen neun Uhr bei vollem Sonnenschein mit bloßem Auge wahrnehme, und daß es ihm dort gelinge, beim Mondschein ohne Glas die feinste Schrift zu lesen.

und uns dieſem Ringe ſelbſt da viel näher befinden, wo die Sternbilder des Schwans, Adlers, Pfeils u. ſ. w. in demſelben glänzen, und wo er ſich daher viel breiter, heller und mit ſcheinbar weiter aus einander gerückten Sternen zeigt, als in den diametral gegenüberliegenden Stellen des Fuhrmanns, der Zwillinge u. ſ. w.

Die erſte und natürlichſte Frage, die ſich uns bei Betrachtung der Milchſtraße, dieſer prachtvollen Zone, aufdrängt, welche Klopſtock „dem Unendlichen die Straße voll Glanz“ nennt, iſt die: warum ſich die Sterne hier auf einmal ſo dicht zuſammengedrängt zeigen, daß der übrige Himmel dagegen faſt verödet erſcheint? Wir finden uns gleichſam gezwungen, eine gewiſſe Symmetrie im Himmelsbau, in der Vertheilung der Geſtirne durch die Unendlichkeit der Himmelsräume anzunehmen; — und dieſer ſo natürlichen Annahme widerſpräche die herrliche Milchſtraße durch das Uebermaß der dort, im Vergleiche zum übrigen Himmel, zuſammengedrängten Sterne? Dieſe ſo dringende Frage haben aber auch ſchon Kant, Lambert, Herſchel aufgeworfen, und nach der übereinſtimmenden Meinung dieſer Weltweiſen ſtehen die Sterne in der Milchſtraße nicht wirklich, ſondern nur ſcheinbar dichter beiſammen als an den übrigen Himmelsſtellen. Der uns zu Geſicht kommende Theil des Fixſternhimmels hat nämlich nach der ganzen Kreisrichtung der Milchſtraße hin bloß eine größere Ausdehnung, gleichſam als wenn das Sterngewölbe platt gedrückt und dadurch nach gedachter Richtung hinausgerückt wäre, dergeſtalt, daß die Sterne dorthin, zwar immer in gleichen Entfernungen, aber in längeren Reihen und alſo in größerer Zahl hinter einander ſtehen. Wenn wir z. B. in einem Walde ſolche Bäume betrachten, welche in langen Alleen hinter einander angepflanzt ſind, ſo erſcheinen uns dieſe Bäume, trotz ihrer reſpektiven gleichen Entfernung von einander, durch eine optiſche Täuſchung gleichwohl auch dichter; eben ſo ergeht es uns mit der Milchſtraße, in welcher die Sterne ebenfalls nicht dichter beiſammen, ſondern nur in längeren Reihen hinter einander ſtehen. — Es iſt ferner zu bemerken, daß ſich unſer Sonnenſyſtem auch nicht einmal in der Ebene der Milchſtraße ſelbſt befindet, welches daraus folgt, daß uns dieſer Sternring nicht völlig als ein größter Kreis der eingebildeten Himmelshohlkugel erſcheint. Denn der Beobachter wähnt ſich immer im Mittelpunkte jener eingebildeten Himmelshohlkugel, und folglich auch im Mittelpunkte ſämmtlicher in ihr gedachten größten Kreiſe, deren Ebenen demnach alle durch ſein Auge gehen; und wenn ihm alſo ein Kreis, wie hier die Milchſtraße, nicht als größter erſcheint, ſo iſt dies, wie geſagt, ein Beweis, daß der Beobachter ſich nicht in der Ebene deſſelben befindet. Die Milchſtraße geht aber dem Südpol um zehn Grad näher als dem Nordpol vorbei, da doch, wenn ſie größter Kreis wäre, ihre Entfernung von beiden Polen gleich groß ſeyn müßte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Was Jahr 1836 in ....

(Fortſetzung.)

Wenn der ewige Wechſel der Moden, beſonders der weiblichen Tracht, nur denen furchtbar iſt, deren Börſen er compromittirt, ſo erſcheint er nur denen ſo bedeutend und genial regellos, welche ein Lebensintereſſe darin finden. Ein Auge, das ſich ein wenig in die hiſtoriſche Vogelperſpektive zu ſtellen weiß, findet den durchgreifenden Grundtypus leicht heraus. So befinden wir uns fortwährend, trotz alles launiſchen Zerrens und Kräuſelns, Uebertreibens und Beſchneidens an dieſem oder jenem Ende, in der großen Periode des Koſtüms, welche der amerikaniſche Freiheitskrieg vorbereitet und die franzöſiſche Revolution ſchnell herbeigeführt hat. Wie man hin und wieder in der Politik fruchtloſen Beſtrebungen begegnet, Geſpenſter aus einem untergegangenen Staatsleben mit dem Fleiſch und den Farben der Wirklichkeit zu umkleiden, ſo wird man auch im cykliſchen Wechſelſpiel der Moden durch Rückgriffe auf die Formen früherer Perioden überraſcht; aber ſolche Verſuche erſcheinen bloß als nie ausbleibender Widerſpruch gegen den Zug der Natur, und dadurch rein epiſodiſch, ja oft pathologiſch. Bei ſolchen Erſcheinungen faſelt dann der Schwache von Jeſuiten und lettres de cachet, und der Eiteln blickt aus ihrem Spiegel eine leibhafte Marquiſin von Pompadour entgegen, mit Allem, was ſich an dieſe Erinnerung knüpft. Dergleichen ſind nur Klippen im Strome, an denen er ſich dort murrend, hier murmelnd bricht und dann ruhig weiter zieht: unaufhaltſam geht die Geſchichte ihren Gang, ihr parallel die Entwicklung der äußern Lebensformen, und leztere kann und wird noch lange dem Impulſe folgen, der ſie auf Verbürgerlichung der Tracht, negativ auch Verwiſchung alles deſſen, was Stände, Kaſten, Gewerbe unterſchied, poſitiv auf das hintreibt, was Allen anſtändig und bequem iſt.

Für das weibliche Geſchlecht ſchien ſeit einer Reihe von Jahren das leztere Ziel gewiſſermaßen ſchon erreicht, und zwar durch den benedeiten Gigot und den übrigen Harniſch der leztverfloſſenen Zeit. Schwerlich iſt je eine Combination dem ſchönen Geſchlecht ſo vortheilhaft geweſen und daher mit ſo viel Liebe feſtgehalten worden. Es iſt als ob Atropos in einem Augenblick guter Laune das Muſter zugeſchnitten hätte: die Tracht machte Alle gleich, wie das ernſtere Spiel ihrer Scheere. Es war

damit ein conventionelles Schema, ein ſtereotyper Umriß der weiblichen Geſtalt gegeben, in den ſich Jede nach Erforderniß hineinbauen konnte. Die Tyrannei der Schönheit, welche bekanntlich unter dem Direktorium und noch unter Napoleon eine unerträgliche Diktatur ausgeübt hatte, ſchien auf lange, wenn nicht auf ewig geſtürzt; derjenigen, welche bei der bequemen Tracht ihren Vortheil fanden, waren unendlich viel mehr, als deren, welche verloren, wenn Alles gewann, und der nivellirte weibliche Demos rechnete keck darauf, daß der Apparat, ſtatt das Abſtraktionsvermögen der Männer zu üben, ihnen nur etwas weiß machen würde. Und ſo war es auch: in unſerer Phantaſie wurde nachgerade eine ungemeine Entwickelung der Schultern ein natürlicher Zug der weiblichen Geſtalt, und ältere weibliche Bilder, um nicht zu ſagen ſogar Statuen, erſchienen uns als monstra per defectum.

Wenn ich nicht irre, ſo datirt ſich das Avenement des Gigot etwa vom Jahr 1824 her, und er iſt demnach ein wahres langes Parlament im Reiche der Mode. Schwerlich hat je ein ſo ausgeſprochener Typus ſo lange regiert: Mode, die launiſche Herrſcherin, ſchien ganz vergeſſen zu haben, ernſtlich mit ihrem Kriegsminiſter zu arbeiten und einmal wieder ein neues, umgeſtaltendes Uniformirungsreglement für ihr getreues weibliches Heer zu erlaſſen, und man mäkelte zehn Jahre und länger an den kleinen Montirungsſtücken. Auch unſere Damen lebten ruhig unter dem kleidſamen, duldſamen Regime, ſeiner Segnungen in Dankbarkeit genießend, und auch bei uns iſt ohnedem die Miliz der Mode ſo gut disciplinirt, daß vielleicht kaum Einer unter den Höchſtſtehenden die Gleichheit vor dem Geſetze des Gigot beſchwerlich dünkte. Aber die Conſtruction eines Ermels und eines Bruſtſtücks, ſelbſt die comfortabelſte, kann einmal nicht ſo lange dauern als ein Bauſtyl, und ſo mußte der unbefangene, unparteiiſche Beobachter, wenn auch mit Schmerz, die Zeit kommen ſehen, wo all die pompöſen Frieſe und Ausladungen der weiblichen Büſte auf den Abbruch würden verkauft werden.

Vielleicht noch nie, ſeit man ſich in hieſiger Stadt rationell kleidet, war eine bevorſtehende Reform in der Toilette als ein Uebel betrachtet worden; diesmal aber durchzuckte es wohl die große Mehrheit des ſchönen Geſchlechts mit einem nicht angenehmen Gefühl, als man auf einmal erfuhr, wie zu Paris die überladene Wolke des Gigot geplazt ſey und die weibliche Büſte negativ elektriſch, kahl und armſelig zurückgelaſſen habe. Man ahnete Intriguen der Schönheitsariſtokratie, die ſich unbegreiflicherweiſe ſo lange ruhig verhalten, man ging ſo weit, daß man die enge, knappe Bekleidung von Arm und Schulter und den ehrlichen Umriß der Natur für unanſtändig erklärte; aber man wußte leider nur zu gut, daß, wenn es mit der Reform Ernſt wurde, ſie unausbleiblicher zu unſern Thoren einziehen würde als die Cholera. Ich habe eine Nichte, die geht ſeitdem nie durch das Vorzimmer, ohne ſeufzend zum Porträt ihrer Urgroßmutter aufzuſehen, in dem ſie das Bild ihrer eigenen bevorſtehenden Verärmlichung erblickt; und doch ſteckt in ihr ein ſo herrliches Weib, als Natur je deutſchem Boden entſpringen ließ, und jezt ſchon könnte ſie durch die gefürchtete Neuerung nur unendlich gewinnen; wer kennt und hat aber im ſechzehnten Jahr alle ſeine Vortheile?

Beteten wir noch an Altären der Grazien, unſere Weiber und Töchter wären proceſſionaliter hingezogen und hätten einen Rieſengigot ex voto zur Abwendung der Gefahr im Heiligthume aufgehängt. Vor Monaten, als nur erſt der roſenfarbige Postillon de modes den Ausbruch des Uebels im Pariſer Infektionsherd gemeldet hatte, konnte man ſich immer noch der Hoffnung hingeben, daß es gewiſſe Grenzen nicht überſchreiten, daß es etwa nur die höchſten, am meiſten dazu disponirten Stände heimſuchen würde. Denn Gottlob! alle die kindiſchen Krankheiten, die dort ausgebrütet werden, müſſen wir denn doch nicht alle durchmachen. Scharfblickende wollten allerdings bald alle Symptome einer Weltſeuche erkennen, aber im Allgemeinen fing man wieder an ſich zu beruhigen, und konnte ſich wieder deſto ungeſtörter vor der Cholera fürchten. Da auf einmal kamen auf einem Caſinoball unter Frauen mittlern Standes mehrere ſehr bedenkliche Fälle vor. Vor wenigen Tagen, ja Stunden, noch ſtattliche Weiber, deren Nacken ſich ſtolz über der reichen Blätterkrone gewiegt, welche Schultern und Buſen umrauſchte, und jezt — wie unnatürlich natürlich! heruntergekommen! ein entlaubter Stamm! „O piteous spectacle! woeful day!“ Seit dieſem Tage iſt am allgemeinen Ausbruch kaum mehr zu zweifeln; ich breche aber hier ab, um der erſchreckten Phantaſie Ruhe zu gönnen, denn mein nächſter Brief ſoll von einem nicht minder ernſten Gegenſtand, von der Cholera, handeln.

Die Vergessene.

Urahne ſchleicht durch's ganze Haus
Und murmelt den Abendſegen,
Sucht emſig jeden Winkel aus,
Bevor ſie ſich mag legen.

Im Lehnſtuhl hinterm Ofen ſieht
Sie nach dem alten Gatten:
Sie find't ihn nicht, ihr überzieht
Das Aug' ein dunkler Schatten.

Sie geht die Kammern aus und ein,
Herum an allen Betten,
Hält über die Kiſſen die Ampel herein
Der leeren Lagerſtätten;

Horcht, wie ihr Tritt im öden Raum
So hohl, ſo einſam knarret;
Sie ſchüttelt ſich in wirrem Traum,
Sinnt vor ſich hin und ſtarret.

„Herr Gott im Himmel! Alle fort!
Die Kinder in ihren Gruben,
Sie gingen ohn' ein Abſchiedswort,
Und ließen mich in der Stuben.

Ach Herr, du nahmſt ſie all zu dir,
Sie ſind wohl lang vermodert;
Wo war ich denn, da du von hier
Mein Häuflein abgeſodert?

O Gott! haſt mich vergeſſen!“ Stumm
Schleppt ſie ſich zu dem Hacken
Und ſchlingt den Todesſtrick ſich um
Den hundertjährigen Nacken.

Ludwig Seeger.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

Volksbildner in aufſteigender Linie.

Ich ſetze die in meinem vorigen Brief abgebrochene Galerie von Volksbildern fort, und hoffe ſie zu Ende zu bringen, wenn mir nicht anders der Stoff unter den Händen wächst.

Die männlichen Dienſtboten zerfallen in Lakaien und Hausknechte; erſtere werden nur von ganz reichen Familien gehalten, einen Hausknecht aber muß jedes Comptoir haben. Wie in andern großen Städten, ſind die Lakaien ein ziemlich verdorbtes, müßiggängeriſches und genußſüchtiges, überdies auch oft impertinentes Volk, während der brave Hausknecht ſein Brod in Ehren und durch angeſtrengten Fleiß verdient. Nur Sonn- und Feſttags vertauſcht er die kurze blaue Jacke und das lederne Schurzfell gegen einen guten Rock, eine elegante Weſte und ditto Pantalons; dann ſtreicht er ſein Haar reichlich mit duftender Pommade, hängt eine breite, ſauber geputzte Bronzekette mit ungeheuern Uhrſchlüſſeln und Petſchaften an die ſilberne Uhr, und führt in dieſem Staate ſein Liebchen, eine ehrbare Köchin oder ein luſtiges Klein- (Stuben-) mädchen, in Peter Ahrens, Dargerlohs oder Fuchs Tanzſalon. Im Sommer begeben ſich dieſe Paare häufig nach Tivoli und andern Theatern vor den Thoren, wo im Freien geſpielt wird. Im Ganzen gehören die Hausknechte zu den ehrenwerthen Leuten, da man ſie, indem man ihnen viel anvertrauen muß, nur dann in ſeinen Dienſt nimmt, wenn ſie ganz vorzügliche Zeugniſſe aufzuweiſen haben. — Die weiblichen Dienſtboten liegen größtentheils im Argen, und ſelbſt die neue, ſo lange ſehnlichſt erwartete Geſindeordnung hat bisher noch wenig Einfluß auf die moraliſche Beſſerung dieſes Standes ausgeübt. Die leidige Putzſucht iſt das Verderben aller weiblichen Dienſtboten in Hamburg, und wenn ſie gar hübſch ſind, was nicht ſelten der Fall iſt, ſo gibt es keine Rettung für ſie. Dies wird nicht eher beſſer werden, als bis wir auch eine Kleiderordnung für die Dienſtboten haben. Jetzt kleidet ſich das Dienſtmädchen ganz nach der herrſchenden Mode, und iſt von der Dame des Hauſes nur durch die ſeltſam geformte Mütze mit einem breiten, ungeheuer weiten Strich zu unterſcheiden, an Sonn- und Feſttagen aber, wo ſie alle Moden auf eine oft lächerliche und übertriebene Weiſe nachäffen, gar nicht, außer an der ſchlechten Haltung, dem plumpen Gang und den ſchlotternden Armen mit rothen, groben Händen.

Ich komme jetzt zu den Juden. Es iſt kaum glaublich, daß im neunzehnten Jahrhundert der Name Jude noch als ein Schimpfwort gelten kann, und doch iſt dem wirklich ſo, wenigſtens bei uns. Der Jude mag beginnen, was er will, er mag ſich durch Reichthum, Tüchtigkeit, Großthaten, Verſtand oder Talente auszeichnen, es hilft ihm Alles nichts, und wieder und immer wieder wird man den Spruch hören: „Er iſt doch nur ein Jude!“ Der Judenhaß, oder vielmehr die Judenverachtung ſtreift hier wirklich an's Unglaubliche, und wenn chriſtliche Familien ſich auch von dem Verkehr mit reichen Juden nicht ganz losmachen können, ſo wird es doch ſtets den Anſchein haben, als ob man ſich zu dieſen herablaſſe, ſelbſt wenn man Vortheile von ihnen zieht oder gar Wohlthaten von ihnen empfängt. Nie wird eine hieſige chriſtliche Familie es ſich zur Ehre rechnen, mit einem geiſtreichen, trefflichen oder reichen Juden umzugehen; ja, man entſchuldigt ſich wohl gar deßhalb und ſchützt die Macht der Verhältniſſe u. ſ. w. vor. Dieſer Haß dehnt ſich ſelbſt auf diejenigen aus, die zu uns übergetreten ſind, und dann heißt es: „Ihm iſt zwar ein wenig Waſſer über den Kopf geſchüttet, aber er bleibt doch ein Jude!“ Und das in unſerer Zeit, wo man ſo eifrig darauf ausgeht, das ganze Chriſtenthum über den Haufen zu werfen, wo eine jüdiſche Geldmacht ſich nicht nur au niveau mit andern Mächten geſtellt, ſondern ſie ſich gar dienſtbar gemacht hat, in unſerer Zeit, wo Alles Toleranz predigt! Dieſe Stimmung hat ſich in der neueſten Zeit hier wieder mehrere Male Luft gemacht, indem man die Juden aus verſchiedenen Vergnügungsorten mit Gewalt vertrieb, wobei es arge Schlägereien gab, denn die Juden vertheidigten ſich muthig. Befragt man die Chriſten nach der Urſache dieſes unnatürlichen Haſſes, ſo erhält man zur Antwort: „Sie ſind arrogant, unverſchämt und wucheriſch, meinen es überdies mit keinem Chriſten ehrlich.“ Man ſehe aber nur den Sohn eines reichen chriſtlichen Hauſes, den kaum dem Knabenalter entwachſenen Sohn eines Senators oder Bürgermeiſters an, und ſage mir, ob ſich die höchſte Arroganz in ſeinen aufgeblähten Mienen, ja in ſeiner ganzen Erſcheinung einen Augenblick verkennen läßt? Ja iſt ſelbſt der Mittelſtandsmann nicht arrogant, wenn er, indem er mit Stolz die hier ſo oft vorkommende Redensart hören läßt: „ich bin Hamburger Bürger!“ ſich ſelbſt Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen gegen ſolche Perſonen erlaubt, die nicht, wie er, Bürger des kleinen Staates ſind? Was den Vorwurf des Wuchers betrifft, ſo gibt es wohl wenige chriſtliche Kaufleute, die einen ſich ihnen darbietenden Vortheil von ſich weiſen; mehr thun aber auch die Juden nicht, denn der eigentliche Wucher iſt ihnen durch die Geſetze ſtreng verboten, und ſie ſind zu furchtſam, um gegen dieſe zu verſtoßen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 10. Januar 1837.

Greis: Wie oft durch's Morgenlicht
Hat der Rappe mich getragen!
Knabe: Das braucht man jetzt nicht,
Dort kommt der Dampfeilwagen!
Guſt. Schwab.

Poesie des Dampfes.

Ich höre Lieder, ehrenwerthe, klagen,
Seh' edle Angeſichter ſich verſchleiern,
Prophetiſch trauernd, daß in unſern Tagen
Der Proſa Weltreich ſeinen Sieg will feiern;

Daß Poeſie, entſetzt, nun fliehen werde,
Auf ſchnurgerader Eiſenbahn entjagen,
Entführt auf Dampffregatten unſrer Erde,
Auf Dampfkaroſſen ferne fortgetragen.

Ei, wart ihr denn ſo hold den krummen Wegen,
Daß ihr ſo ſehr die graden ſcheuen könnet?
Und iſt euch's Poeſie, auf Holperſtegen
Zu kriechen, wenn zu fliegen euch vergönnet?

Wohl mag das Lied der Nachtigall ſeit Jahren
Als legitime Poeſie euch klingen;
Wie doch, begänn' ein Chor von jungen Aaren
Urplötzlich heut im Sonnenduft zu ſingen? —

So macht euch auf, wohlan, auf alten Gleiſen
Der Poeſie, der flücht'gen, nachzujagen,
Und knebelt mit Gebiß, mit Strang und Eiſen
Das Roß, das edle, freie, vor den Wagen!

Die Heid' entlang! Laßt eures Leib's Gebeine
Des Auferſtehungstages Rütteln ahnen!
Der Roſſe Schnauben, Peitſchenknall und Steine
Im Staubgewölk euch der Entflohnen mahnen!

Springt doch in's Boot! Laßt rudern ſtromhernieder!
In ſeinem Schweiß den Schiffer laßt nicht zagen!
Ob euch die Ruderknechte, eure Brüder,
Von der verlornen Poeſie nicht ſagen?

Beſteigt ein Schiff und fangt die Launenſpende
Des wind'gen Windgott's auf im Segeltuche,
Als ob ein Bettler mit dem Hut behende
Des Wandrers milden Sold zu haſchen ſuche!

Will er's, ſo ruht windſtill mit ſchlaffem Segel,
Seyd feſtgefroren in den Sommertagen!
Vielleicht daß Delphin euch und Seegevögel
Von jener, ſo ihr ſuchet, weiß zu ſagen. —

Ich will indeß hinab die Bahn des Rheines
Auf ſchwarzem Schwan, dem Dampfſchiff, ſingend ſchwimmen,
Den Becher ſchwingend voll des goldnen Weines,
Dir, Menſchengeiſt, den Siegeshymnus ſtimmen!

Wie dir der Feuergeiſt die Flammenkrone
Herab vom ſtolzen Haupt hat reichen müſſen,
Wie du dem Erdengeiſte, ſeinem Sohne,
Das ehrne Herz kühn aus der Bruſt geriſſen!

Wie du zu beiden ſprachſt: Ihr ſollt nicht raſten!
Daß fürder Menſch nicht Menſchen dingen möge,
Geh, Feuer, du und trage ſeine Laſten!
Leb', Eiſen, du und wandle ſeine Wege!

Ich weiß, daß deines Wandelns Feuergleiſe
Kein Blümchen im Poetenhain bedrängen,
So wie des Heil'genſcheines Glutenkreiſe
Kein Löckchen am Madonnenhaupt verſengen.

Nein, Amt der Poeſie in allen Tagen
Iſt's, hoher Geiſt, dein Siegfeſt zu verſchönen,
Wie der Victoria Goldbild über'm Wagen
Des Triumphators ſchwebt', um ihn zu krönen. —

Schon ſeh' ich dort entlang des Gaues Straßen
Die dampfgetriebnen Wagenburgen fliegen,
Wie ſcheugewordne Elephantenmaſſen
Thürm' und Geſchwader trugen fort zu Siegen.

Der ſchwarzen Rüſſel Schlötte hoch erhoben,
Dampfſchnaubend, rollend wie die Wetterwolke,
Die Mannen, ſiegestrunken, jauchzend oben,
Weitum gelichtet alle Bahn vom Volke!

Wenn auch aus ſeinem alten Lindenfrieden
Sie dort den Dorfespatriarchen ſtören,
Nicht ſchadet's, muß er, was der Geiſt beſchieden,
Die Mütze lüftend, ſtaunend jetzt verehren;

Und wenn er muß, was er vorbei ſah toſen,
Als wandelnden Altar des Geiſt's erkennen,
Wenn er im Rauchkoloß, dem flücht'gen, loſen,
Die Glut, die ew'ge, die ihn zeugt, ſieht brennen;

Und wenn er betend ſieht, daß die Minerve,
Die jüngſt des Volks olympſchem Haupt entſprungen,
Nie gen den Vater die Geſchoſſe werfe,
Nie ſey von ſeiner Dränger Sold gedungen;

Und wenn er ahnt, daß ſie in ſchönern Tagen,
Wofür er ſelbſt einſt feſt ſtand im Gefechte,
Dem Enkel werde zu erſiegen wagen:
Ein freies Vaterland und heil'ge Rechte! — —

Laßt beten ihn und ahnen ſo im Stillen,
Bis ſich geſenkt vor uns des Dampfes Wolke,
Als heil'ger Tempelvorhang zu verhüllen
Der Zukunft Schickungen dem jetz'gen Volke!

Anaſtaſius Grün.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Die zwei magellaniſchen oder Kapwolken (Nubecula major und minor), zwei dort zu Geſicht kommende Sterngruppen in der Nähe des Südpols, ſchildert Herſchel als unendlich merkwürdig. Die größere iſt eine Anhäufung von bereits gebildeten Sternen, von runden und unregelmäßigen Sternhaufen und von Nebelflecken verſchiedener Ausdehnung und Dichtigkeit; zwiſchen dieſem Allen zeigen ſich aber große Haufen ſolchen Nebels, welchen auch die ſtärkſten Inſtrumente nicht in wirkliche Sterne aufzulöſen vermögend ſind, und welchen unſer Beobachter daher „Sternſtaub“ * nennt. Im Herſchelſchen fünf-und-zwanzigfüßigen Telescop ſtellen ſich leztere Haufen bloß als eine allgemeine Erleuchtung dar, welche gleichſam nur einen hellern Hintergrund für die darüber hin zerſtreuten, ſchon beſtimmter ausgeprägten Gebilde abgibt. Unter dieſen Gebilden ſelbſt aber finden ſich Dinge, deren räthſelhafte Form alle und jede Erklärung auszuſchließen ſcheint: ſo gewahrt man z. B. darunter eine, wenn wir ſo ſagen dürfen, aus Weltenſtoff gewobene Roſette von Schleifen. Wahrſcheinlich iſt hier die ſonſt gewöhnliche Kugelformation des ſich zuſammenballenden Weltenſtoffs durch irgend einen, uns unbekannten Umſtand beeinträchtigt worden. Man würde aber nicht fertig werden, wenn man alle die wunderbaren Einzelnheiten der Nubecula major beſchreiben wollte. Die Nubecula minor iſt ein nicht ganz ſo auffallender Gegenſtand, indem in ihr der Lichtnebel, den, wie geſagt, auch unſere ſtärkſten Inſtrumente in Sterne aufzulöſen nicht vermögend ſind, vorherrſcht. Doch enthält ſie einen der reichſten und prächtigſten Sternhaufen. — Außer den „magellaniſchen Wolken“ aber hat Herſchel dem großen Sternnebel im Orion, über den wir uns in dieſen Blättern kürzlich ausführlich verbreitet haben, eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt, und er verſpricht von dieſem Gebilde, welches vielleicht problematiſcher iſt, als irgend ein anderer Himmelsgegenſtand, eine neue Zeichnung, die von der früheren, wohl den meiſten Leſern bekannten Abbildung von Meſſier viel voraus haben wird. — Auch den Halley'ſchen Kometen hat Herſchel auf dem Kap nach dem Durchgange durch die Sonnennähe bis in den Mai beobachten können. Er zeigte ihm gar keinen Schweif mehr,** dagegen aber gewann der Kopf

* Weltenſtoff? diejenige Materie, von welcher das ganze Univerſum erfüllt ſcheint, und durch deren fortgeſezte Zuſammenballung der Akt der Schöpfung gleichſam ein dauernder wird?

** Man vergleiche, was wir in unſerm vorlezten Berichte mit aller Umſtändlichkeit darüber beigebracht haben.

ſo ſichtbar an Volumen, daß die Zunahme der linearen Dimenſionen an einem Tage innerhalb drei Stunden ein Sechzehntel des Ganzen betrug.

Von dieſen Herſchel'ſchen Himmelsbeobachtungen gehen wir zu einem andern, unendlich merkwürdigen Phänomen über, deſſen aſtronomiſche Natur gegenwärtig ebenfalls außer allen Zweifel geſezt ſcheint, und auf deſſen regelmäßiges Wiedereintreffen wir daher auch ſchon früher (vergl. Nr. 99 v. J. dieſer Blätter) aufmerkſam gemacht haben, wir meinen die Meteornächte vom 12ten zum 14ten November. Den Leſern iſt nämlich aus jenem frühern Berichte bekannt, daß ſchon ſeit einer Reihe von Jahren immer um die Mitte des Novembers, eine ganz ungewöhnliche Menge von Sternſchnuppen und Feuerkugeln beobachtet worden iſt, und zwar mit einer ſolchen Regelmäßigkeit, daß ſich mehrere Aſtronomen durch die ſo oft ſtattgefundene Wiederkehr deſſelben Ereigniſſes genau zur ſelben Zeit haben beſtimmen laſſen, die Vermuthung auszuſprechen: die Erde treffe in ihrer Bahn auf eine, mit ſolchen Meteoren ganz beſonders reich erfüllte Himmelsgegend. * Natürlich war daher im diesjährigen November die Aufmerkſamkeit vieler Himmelskundigen auf dies wieder zu erwartende Phänomen ſehr geſpannt, und der verdienſtvolle Conſervator der Breslauer Sternwarte, Hauptmann v. Boguslawski, lud ſchon früher zur ſorgfältigſten Beobachtung deſſelben ein. Die Reſultate dieſer Beobachtungen liegen nun in vielfachen Berichten vor uns, und die Hauptſache: die Erſcheinung ungewöhnlich vieler Sternſchnuppen und Feuerkugeln gerade wieder um die nämliche Zeit, nämlich in den Nächten vom 12ten bis 14ten November, findet ſich dadurch merkwürdigerweiſe neuerdings vollkommen beſtätigt. Ganz beſonders wichtig iſt dabei aber die gleichzeitige Beſtätigung des von Enke und Olmſted (Profeſſor der Mathematik zu New-Haven in Nordamerika) bei den früheren Erſcheinungen hervorgehobenen Umſtandes: daß die Meteore in den betreffenden Novembernächten allermeiſtens von der Himmelsſtelle ausgehen wo der Stern Geba (γ im Löwen) ſteht. Nach einer mit beſonderer Aufmerkſamkeit angeſtellten Beobachtung zu Frankfurt a. M. war dieſe Stelle auch diesmal wieder der Anfangspunkt faſt aller Sternſchnuppen. Dieſer Hauptpunkt der Erſcheinung aber liegt in der Richtung, welche die Erde um dieſe Zeit in ihrer Bahn verfolgt, und es wird daher höchſt wahrſcheinlich, daß die Erde dann auf eine, mit der Subſtanz der Sternſchnuppen beſonders erfüllte Gegend im Weltraume treffe. * Die Meinung einiger Naturforſcher, als wenn das Ereigniß, aller dieſer angeführten beſondern Umſtände unerachtet, doch nur von zufälligen Veranlaſſungen herrühre, ſcheint in dem Maaße an Wahrſcheinlichkeit zu verlieren, als man das Detail der Beobachtungen ſorgfältiger vergleicht. So wurden z. B. in la Chapelle bei Dieppe während der betreffenden Nächte wohl zwanzig Mal mehr Sternſchnuppen als gewöhnlich beobachtet, und Arago, der die in Frankreich angeſtellten Beobachtungen geſammelt hat, führt eine Menge ſolcher Fälle an. Auch dort aber ergab ſich, daß das Sternbild des Löwen der gemeinſame Anfangspunkt der Meteore war, und die beſtändige Vereinigung beider Momente: der Menge und des Urſprungs, ſchließt demnach die Annahme einer bloßen Zufälligkeit ſchlechterdings aus. Gleich wenig zuläſſig erſcheint die, in unzähligen öffentlichen Blättern verbreitete Hypotheſe des Profeſſors Benzenberg zu Düſſeldorf, der in dieſen Meteoren nur Produkte der vulkaniſchen Thätigkeit des Mondes ſieht; und man hat, zur Widerlegung, bloß gefragt: welcher Umſtand wohl die Mondcrater beſtimmen ſollte, ihre Thätigkeit vorzugsweiſe immer in den Meteornächten vom 12ten zum 14ten November zu entwickeln, und ihren Auswürfen ſämmtlich die bezeichnete gemeinſame Richtung anzuweiſen?

(Die Fortſezung folgt.)

---

* Wir erinnern daran, daß in der von Arago für die Bonite ertheilten Inſtruktion (vergl. Nr. 79 ff. v. J. dieſer Blätter) die Beobachtung dieſes Phänomens in den betreffenden Meeren, unter dem obigen Geſichtspunkte ganz beſonders empfohlen wird. Der Eingang dieſes Berichts iſt alſo jedenfalls noch abzuwarten. Uebrigens ſcheint die von uns früher bewährlich verfochtene Hypotheſe vom telluriſch-atmoſphäriſchen Urſprunge der Sternſchnuppen, Feuerkugeln u. ſ. w. durch dieſe neue Beobachtung nicht weſentlich beeinträchtigt zu werden. Dieſe Meteore ſind gewiß ein atmoſphäriſches Excrement, wodurch aber die Möglichkeit ähnlicher Erzeugungen in der den Himmelsraum erfüllenden luftförmigen Flüſſigkeit (Aether?) gar nicht ausgeſchloſſen wird. Die Himmelsgegend, auf welche die Erde bei Durchlaufung ihrer Sonnenbahn gegen die Mitte Novembers trifft, ſcheint nur mit der zur Bildung dieſer Meteore geeigneten Materie beſonders erfüllt zu ſeyn.

* Genau ſechs Monate ſpäter, den 11ten, 12ten und 13ten Mai, befindet ſich die Erde bekanntlich in den, dieſer Sternſchnuppenregion diametral gegenüber liegenden Punkten ihrer Bahn (leztere als kreisförmig vorausgeſezt). Gerade dann aber fallen mit der nämlichen Regelmäßigkeit die drei kalten Tage: Mamertus, Pancratius und Servatius. Auf dieſes merkwürdige Moment eines cosmiſchen Zuſammenhanges zwiſchen beiden Erſcheinungen macht zunächſt Profeſſor Wild in Hannover aufmerkſam. Nun ſcheint zwar die Regelmäßigkeit des Eintreffens leztrer kalten Tage eng mit der Regelmäßigkeit des Eintrittes der Sonnenwirkung auf die nördliche Polarzone zuſammenzuhängen, wie wir dieſes in unſern frühern Berichten hinreichend auseinandergeſezt haben; allein dies hebt die Möglichkeit eines cosmiſchen Miteinfluſſes auf jene Erſcheinung nicht auf, und die Natur combinirt vielleicht leztern cosmiſchen Impuls mit der oben bezeichneten, rein telluriſchen Urſache. In jedem Falle verdient alſo die Bemerkung des Profeſſors Wild ſorgfältige Berückſichtigung.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

(Fortſetzung.)

Volksbilder in aufſteigender Linie.

Zu den Detailliſten rechnet man alle Perſonen, welche den Kleinhandel treiben. Zu bewundern ſind der unermüdliche Fleiß, die Betriebſamkeit und der Spekulationsgeiſt dieſer Leute, die wohl die geplagteſten in der ganzen Stadt ſind, indem ſie ſelbſt an den Sonn- und Feſttagen ihren Laden nicht ganz ſchließen dürfen und ihn vom früheſten Morgen bis ſpät in die Nacht offen halten müſſen. Man findet bei dieſer, in der Regel achtungswerthen Claſſe eine große Höflichkeit und Beſcheidenheit; nur Sonntags, wenn die Ladenjünglinge ſich in ihren beſten Putz werfen und mit der Badine in der Hand, dem Hut auf Einem Ohre und der brennenden Cigarre im Munde — dieſe letztere darf nie fehlen — zu den öffentlichen Beluſtigungsorten hinauseilen, erlauben ſie ſich wohl hie und da einen kleinen Exceß, zur Entſchädigung für die troſtloſe Sklaverei der Woche. So beſcheiden ſie an den Wochentagen hinter ihrem Ladentiſche, ſo wortkarg ſie dort ſind, deſto unbeſcheidener und lauter geberden ſie ſich, ſobald ſie den Sonntagsrock an und die Cigarre im Munde haben. Wahrlich, dieſes Völkchen iſt höchſt ergötzlich, und ich verdanke der Beobachtung deſſelben manche heitere Stunde. Kenntlich ſind ſie an der wohlgeſchonten Kleidung, den zurückgekrempten Ermelaufſchlägen und dem glatt gebürſteten, ſchief ſitzenden Hute. — Bei den Fruchthändlern, einer eigenthümlichen Hamburger Claſſe, werden auch die Auſtern, dieſe Lieblingsſpeiſe der Hamburger, gekauft und größtentheils auch genoſſen. Hier iſt es, wo ſich nicht nur die Feinſchmecker der Stadt, ſondern auch Fremde gern verſammeln, um von Allem zu genießen, was die verſchiedenen Welttheile an Leckerbiſſen hervorbringen und uns ſenden. Hier ſieht man auch an den Tiſchen jene rothen, vollſaftigen, behaglichen Geſichter ſitzen, deren kleine Augen, in Erwartung des kommenden Genuſſes, vor Luſt blinzeln, deren breite, genußſüchtige Naslöcher ſich dehnen, um den Duft von Dieſem oder Jenem ſchon vorher einzuathmen, die mit Augen, Naſe und Mund zugleich genießen. Die meiſten Fruchthändler wohnen in Kellern, die aber natürlich geräumiger und eleganter ſind, als die von der Armuth bewohnten, oft wahrhaft ſcheußlichen Höhlen, in denen es nie Tag wird, in denen Feuchtigkeit und verderbliche Miasmen die Geſundheit untergraben. Die Fruchthändler ſind artige, geſcheite Leute, die ſich beſonders trefflich darauf verſtehen, die von ihnen verkauften Leckerbiſſen appetitlich auszuſtatten und dadurch die Genußluſt zu ködern. — Der Reſtaurateurs gibt es unzählig viele in Hamburg, und man kann zu allen Preiſen bei ihnen eſſen. Die Reſtaurationen, welche für die untere Volksclaſſe beſtimmt ſind, für Handwerksgeſellen u. ſ. w., ſind nach Verhältniß gut und äußerſt billig: für zwei Groſchen kann ſich ein fleißiger Handwerker behaglich ſatt eſſen, und hat dafür, freilich ſchwachen, Bouillon, ein gutes Stück kräftigen Fleiſches, ein Zugemüſe und Brod. In den feinern Reſtaurationen ißt man nach der Charte und größtentheils ſehr gut und nach Verhältniß billig. Das treffliche Fleiſch, welches bei uns zu Hauſe iſt, bildet den Hauptbeſtandtheil unſerer Nahrung; Fiſche ſind ſchon theurer, doch werden einige Arten derſelben, namentlich Seefiſche, oft unbegreiflich wohlfeil am Markte.

Metzger und Bäcker ſind bei uns noch günſtig; dieſe Gewerbe nähren ihren Mann vortrefflich, wie überall, und ſehr reiche Metzger und Bäcker gehören nicht zu den Seltenheiten. Jeder haut ſein Fleiſch zu, wie er will, jeder backt ſein Brod ſo groß oder klein, als es ihm gefällt und ſeine Kunden es zulaſſen wollen; die Conkurrenz muß dieſe Uebelſtände ausgleichen. Dieſe wohlhabenden Leute, die an Sonn- und Feſttagen gerne etwas drauf geben laſſen, füllen die zahlreichen Vereine und Clubs mit ihren Familien, und legen bei dieſen Gelegenheiten einen unglaublichen Luxus an den Tag. Geſundheit, Fröhlichkeit und Wohlleben ſind, bei regem Fleiße, bei ihnen zu Hauſe, und der Metzger und Bäcker lebt weit beſſer, als mancher Beamter, der eine nicht unbedeutende Stelle bekleidet. — Auch unter den übrigen Handwerkern, namentlich unter den Schneidern und Schuſtern, gibt es ſehr reiche Männer. Wenn ein Schneider das Glück hat, daß einige junge Modeherren bei ihm arbeiten laſſen, ſo iſt ſein Glück geſichert, und er darf darauf rechnen, in vier bis fünf Jahren ein wohlhabender, in zehn Jahren ein reicher Mann zu ſeyn. Eben ſo geht es mit dem Schuhmacher. Die übrigen Handwerker aber haben Mühe, ſich durchzuſchlagen, da die Conkurrenz ſo unerträglich iſt, und faſt noch größer der Luxus und die Genußſucht dieſer Menſchen, die oft mit ihren Familien an einem einzigen Sonn- oder Feſttage in öffentlichen Lokalen mehr durchbringen, als ſie die ganze Woche bedurft hätten, um gemächlich zu leben. Sie ſind es vorzüglich, welche die verrufenen Säle von Fuchs, Dargerlob, Peter Ahrens ꝛc. füllen, ſie, die in Tivoli und den andern Sommertheatern viel mehr aufgeben laſſen, als ihre Umſtände erlauben, ſie, deren hübſche, an Putz und Vergnügen von Jugend auf gewöhnte Töchter ſo leicht dem Laſter in die Arme ſinken, nur um ferner noch, wenn die Eltern ſich ſchon ruinirt haben, ihrer Putz- und Vergnügungsſucht fröhnen zu können. Für die Frauen und Töchter der Handwerker ſind auch die ſogenannten Sommertheater eine wahre Peſt, indem ſie gleich nach dem Eſſen in Schaaren zu denſelben hinausziehen und bis zum Thorſchluſſe dort ſitzen, dem Spiele auf der Bühne zuſehen, ihren Thee trinken, den ſie zu Hauſe weit wohlfeiler haben könnten, und mit den Nachbarinnen plaudern, ſtatt im Hauſe ihren Geſchäften obzuliegen. Die unglaublich wohlfeilen Abonnementspreiſe befördern das Uebel; die Aufmerkſamkeit der Behörden ſoll indeß bereits auf dieſe Uebelſtände gerichtet und es im Werke ſeyn, die Sommertheater, wenigſtens für die Wochentage, zu ſchließen. — Die Krämer, bei uns ſeltſam genug Krautkrämer genannt, treiben den Kleinhandel mit Colonialwaaren, gelangen aber ſelten zum Wohlſtande und noch ſeltener zum Reichthum, da es in den größern Familien Brauch iſt, ſich mit den benöthigten Colonialwaaren im Großen zu verſehen. Dieſer Umſtand drückt dieſe gewerbthätige Claſſe, die, nur auf den „geringen Mann“ beim Verkaufe beſchränkt, oft viel Credit geben, und, der ſtarken Conkurrenz wegen, die Waare ſo billig als möglich liefern muß. Deßhalb falliren ſo viele Gewürzkrämer, und nur einige wenige — meiſt ſehr alte, berühmte Häuſer — gelangen zum Reichthum.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 9.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Miltwoch, den 11. Januar 1837.

— Einförmiger Kreislauf,
Den schlaftrunken Italien träumt!
Platen.

Italienische Städtebilder.

Dritter Brief.

Ich habe in meinem vorigen Briefe die italienische Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts zu schildern gesucht, und stelle nun diesem Bilde das der jetzigen Zeit gegenüber; vorher aber ein paar Worte von den Frauen.

Diese sind im Ganzen noch immer, was sie vor vierzig Jahren waren; sie halten in Italien mehr als anderswo zäh am Alten, und je weniger in den verschiedenen Provinzen das politische Leben durch fremden Einfluß bestimmt wurde, je mehr hat sich in ihren Profilen die antike Form, in ihren Gewohnheiten die hergebrachte Bildung überliefert. Sie werden heute wie ehemals im Allgemeinen in Klöstern erzogen, in denen sie auch jezt noch nicht viel mehr erlernen als nothdürftiges Schreiben und Lesen, etwas Französisch, ein geringes Maaß von Handarbeiten und die unerläßliche Gewohnheit, an Sonn- und Festtagen in die Messe zu gehen. Zeichnet außer diesen Pflichtstudien irgend etwas eine Italienerin aus, so ist dies meistens ihrem natürlichen Talent zuzuschreiben, dem sie es auch verdanken, daß ein italienisches Mädchen den Uebergang aus der klösterlichen Behausung in die Welt auf sehr ungezwungene Weise macht, und sich den Formen des gesellschaftlichen Lebens leicht und mit Hingebung anschmiegt. Das unverheirathete Mädchen wird noch fortwährend streng bewacht. Freilich ist es außer Rom allmählig sehr selten geworden, daß dem werbenden Jüngling der Eintritt in's Haus bis zum Tage der aktenmäßigen Verlobung versagt bleibt; er hat nicht mehr von Ave Maria bis ein Uhr in der Nacht auf der Straße zu stehen und mit seiner Schönen im zweiten oder dritten Stock die geheimöffentliche Conversation zu halten. Bei irgend ernstlichen Absichten ist ihm der Zutritt in das elterliche Haus seiner Braut gestattet; er wird von nun an als Glied der Familie angesehen, ohne daß jedoch das Mädchen, wenn auch nur auf Minuten, allein mit ihm gelassen würde. Dies hat, wie früher angedeutet, die Folge, daß beide Partien später im ehelichen Leben sich schadlos zu halten suchen, und namentlich jezt in Zerstreuungen aller Art sich theilen. Um die Erziehung der Kinder bekümmerte bis auf die allerlezten Jahre (die auch endlich dieses Bedürfniß zur Sprache gebracht haben) die italienische Mutter sich gar nicht, oder höchstens um den materiellen Theil derselben so lange, bis ein bequemes Frauenkloster sie auch dieser Sorge überhob. Was von innerem Leben, von Herz, von Gefühl bei solchen Zuständen noch übrig blieb, erschöpften die sentimentalen Opern Bellinis und die Verzweiflungsliteratur des modernen Frankreichs, welche die Damen neuesten Tons mit den gesunden, aber etwas

derben Comödien vertauſchten. Es mag dadurch zu erklären ſeyn, daß die herzliche Fröhlichkeit, die ein eigenthümliches Naturgeſchenk der an ſich kräftigen italieniſchen Frauen zu ſeyn pflegte, mit jedem Jahre, namentlich in den höhern Kreiſen, ſeltener wird. Der unwillkührliche Ausbruch eines herzlichen Lachens kann ſie jezt in Gegenwart eines Fremden ſchamroth machen. Auch dürfte es bald ſehr ſchwer ſeyn, zu ſagen, wie auf dieſen Geſichtern, deren Feuer jezt durch die ganze Langeweile der modernen Muſik und durch den waſſerreichen Strom neuerer Tragiker bis zum Verlöſchen gedämpft wird, ſich noch ein geſunder, das Laſter mit ſeinem wahren Namen nennender Witz eines Molière oder Goldoni ausnehmen könnte.

Der junge Florentiner von 1836 (ich wähle die Florentiner, weil ſie, den Süditalienern noch immer an Bildung voraus, hinter den Lombarden jezt zurück ſind, und ſo den beſten Durchſchnitt liefern) hat nach dem Aufſtehen um zehn Uhr Morgens nichts Eiligeres zu thun, als zu ſeinen Pferden in den Stall ſich zu begeben, und gründlich und genau zu unterſuchen, ob ſein Pferd von dem geſtrigen Ritt in die Caſcinen nicht dieſen oder jenen Schaden genommen. Die eigene Familiarität, welche im Süden überhaupt zwiſchen Herrn und Dienern allgemein iſt, erlaubt ſeinem adeligen Blut, das ganze Regiſter von Thierkrankheiten mit ſeinem Stallknecht durchzuſprechen und auf dieſe erbauliche Weiſe die erſte Morgenſtunde zu weihen. Nach dem Frühſtück ſchlägt er den Weg nach der Piazza St. Trinita ein, um dort im Caſſino dei Nobili den geſtrigen Tag im Geſpräch mit ſeines Gleichen nochmals an ſich vorübergehen zu laſſen. Alle ſchlechte oder gute Pferde, die man in den Caſcinen, alle Kutſchen und Hunde, die man am Arno oder auf der Piazza del Granduca geſehen, müſſen herhalten; kaum daß im Vorbeigehen von Abenteuern, von Damen überhaupt die Rede iſt.

Das Caſſino dei Nobili, deſſen ich Erwähnung gethan, hat außer ſeinen Meubeln und Kaminen, ſeinen Billards und Karten nichts, was irgend Unterhaltung gewähren könnte; kein einziges italieniſches oder fremdes Blatt wird hier gefunden. Man nimmt alſo am hellen Tage zu den Karten ſeine Zuflucht, während, als Reliquien einer frühern Zeit, drei bis vier alte „Marcheſen von den getrockneten Kaſtanien“ ſich ums Kamin gruppiren, und dieſe Stille zu einer wahren Klatſchmetzelei benutzen. Die junge italieniſche Welt hält es unter ihrer Würde zu klatſchen; ſie kennt die Moral des weiblichen Geſchlechts zu genau, als daß ſie an das punctum movens aller Klatſcherei, an die Möglichkeit einer Täuſchung noch irgend glauben könnte. Nicht einmal aus bloßer Neugier fragt ſie: wer iſt der Freund jener Signora? ſondern bedient ſich eines Ausdrucks, den wir nicht einmal italieniſch herſetzen mögen.

Nun kommt gegen halb ein Uhr die Zeit heran, zu Prinoth zu gehen. Ein Deutſcher denkt bei dieſem Namen an ein Leſekabinett, an einen Conditorladen, ein Kaffeehaus u. dergl. Der Italiener von heute iſt aber bei Weitem nüchterner, und begnügt ſich, bei dieſem Galanteriehändler, dies iſt Herr Prinoth, Modewaaren neueſten Styls zu bewundern und dabei anderthalb Stunden zu verplaudern. Auf dieſe Weiſe gelangt man bis zum Mittageſſen, und man ſchlendert mit einem kleinen Umweg über die Piazza del Granduca nach Hauſe. Wie die Tafel einer ſolchen Familie beſtellt iſt, kann ein Fremder nur von Hörenſagen wiſſen; man ſcheut das fremde Auge ſo ſehr, daß nur in äußerſt ſeltenen Fällen eine Einladung erfolgt. Kaum glaubt man, daß es dem Italiener bei ſolchen Mahlzeiten behaglich ſeyn kann, denn man trennt ſich zu ſchnell und eilt wieder aus einander, weil alle Stunden des Tags in Beſchlag genommen ſind. Man hat noch in dem Caſſino das unterbrochene Kartenſpiel wieder aufzunehmen oder ein neues vor drei-und-zwanzig Uhr zu beginnen. Um dieſe Stunde pflegt dann die Mutter oder die Frau vorzufahren, um unſere jungen Helden nach den Caſcinen zu entführen.

Wer dieſen wundervollen Garten, dem links der Arno, rechts die ſchöngeformten Berge von Fieſole zur Einfaſſung dienen, an einem klaren Sommerabende von bunten Menſchen und ſtattlichen Equipagen belebt geſehen hat, wird es den jungen Florentinern zu gute halten, daß ſie jeden Tag denſelben Gang wiederholen, und ohne ihn mit dem Gedanken: „diem perdidi“ ſich ſchlafen legen. Hier hält die Dame auf dem Platze vor dem großherzoglichen Pavillon jeden Abend an derſelben Stelle, um, umgeben von ihren Troubadours, die zu Roß oder zu Fuß herbeizueilen pflegen, den erſten Akt ihrer Hofhaltung zu beginnen. Mit der Dämmerung jagt man die ſchnurgerade Allee zurück, übergibt das Pferd dem Diener und eilt, um eine Erfriſchung zu nehmen und eine Zeitung zu leſen, in den Kaffé delle Colonne, ſeltener gleich für die erſte Abendſtunde (la prima sera) in eine Converſation. Es bleibt noch eben Zeit übrig, die Toilette zu machen, um im Theater oder in dem genannten Hof der Minne gratis ſeine Rolle zu ſpielen und ſo würdig den langen, mühevollen Tag zu beſchließen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Enke's oben mitgetheilte Anſicht, der auch der Königsberger Aſtronom Beſſel, mit dem wir uns über das merkwürdige Phönomen mündlich unterhalten haben,

weſentlich beitritt: daß es nämlich im Weltraume eine, mit der Subſtanz der Sternſchnuppen beſonders erfüllte, oder der Erzeugung dieſer Meteore vorzüglich günſtige Region gebe, und daß die Erde, bei Durchlaufung ihrer Jahresbahn um die Sonne, gegen die Mitte Novembers dieſe Region berühre, ſcheint daher die meiſte Aufmerkſamkeit zu verdienen. * Da ſich aber, wenn, wie wir nicht zweifeln, dieſe Erklärung die richtige iſt, die Erſcheinung ſchon ſeit Jahrtauſenden, immer zur nämlichen Zeit, wiederholt haben muß, ſo fragt man ſich mit Beſtürzung, wie ſie der Aufmerkſamkeit der Naturforſcher ſo lange habe entgehen können? Wäre denn dem Jahrhunderte, in dem wir das Glück oder Unglück haben zu leben, Alles vorbehalten?

Wir müſſen dies in der That zu glauben anfangen, indem wir ſo eben durch Pariſer Blätter die Beſtätigung der, mit dem Verſprechen, darauf zurück zu kommen, vorläufig bereits in unſern frühern Blättern erwähnten wichtigen, oder vielmehr unerhörten Entdeckung des franzöſiſchen Naturforſchers Thilorier erhalten, die fixe Luft (das kohlenſaure Gas) nicht nur in einen tropfbar flüſſigen, ſondern ſelbſt in einen, wenn wir ſo ſagen dürfen, eisähnlichen feſten Körper zu verwandeln. Luft zum feſten Körper zu verdichten — hat man ſo etwas jemals gehört? Auch erregten die Experimente Thiloriers, welcher ſich während der betreffenden Sitzung der Pariſer Akademie (am 3ten Oktober) in einem Nebenzimmer befand und mit ſeinem höchſt einfachen Inſtrumente in Blitzesſchnelle ſo viel Luft feſt machte, als die Herren Akademiker nur immer verlangen mochten, ſelbſt bei dieſen Männern vom Fach das größte Erſtaunen. Die Hauptſache beim Experiment, welches wir übrigens, ſobald uns eine genaue Beſchreibung jenes Thilorier'ſchen Inſtruments zugekommen ſeyn wird, genau erläutern werden, beſteht darin, daß man die luftförmige Kohlenſäure, wie ſie uns z. B. aus muſſirendem Weine, aus Bier u. ſ. w. überall in Menge entgegen tritt, einem ſehr bedeutenden Drucke ausſezt, wodurch man ſie augenblicklich in eine tropfbare, alſo waſſerähnliche Flüſſigkeit verwandelt. Leztere läßt man ſodann durch ein Ventil ſpringbrunnenartig ſpringen, wo ſie dann in Schnee- oder Eisgeſtalt niederfällt. Die alſo zum feſten Körper verdichtete fixe Luft hat einen außerordentlichen Kältegrad. Queckſilber in eine Höhlung ſolcher eisförmigen fixen Luft gebracht, gefriert augenblicklich (welcher Umſtand allein ſchon eine Kälte von 32° Reaumur ankündigen würde), und Thilorier wies ein Stück ſolchen Luſteiſes vor, in deſſen Mitte ein ganzes Pfund Queckſilber lag, welches ſo feſt gefroren war, daß es mit Hammerſchlägen zertheilt werden mußte, und dabei einen cryſtalliniſchen Bruch zeigte. Es erregte, heißt es wörtlich in unſerm Berichte, ein ganz eigenes Gefühl, Luft in feſten Stücken in der Hand zu halten; jeder konnte ſie berühren, ſchmecken, die Kälte fühlen, die gefrorene Luft in die Finger nehmen und dieſes Eis auf der Hand wieder verdunſten und ſeine urſprüngliche luftförmige Geſtalt neuerdings annehmen ſehen. Aether darauf gegoſſen, bildete damit eine halbflüſſige Maſſe gleich ſchmelzendem Schnee; Alkohol gefror ſogleich zu glänzendem Eiſe, jedoch nur in unmittelbarer Berührung mit dieſer gefrorenen Luft, nicht aber, wenn er z. B. in einem ſilbernen Gefäſſe auf oder in das Luſteis geſezt wurde. — Gleichzeitig hat Thilorier dargethan, daß die Kohlenſäure bei dieſen Metamorphoſen eine außerordentliche Zuſammendrückung und nachher wieder eine eben ſo ungemeine Ausdehnung erleidet, welcher Umſtand auf eine praktiſche, aus allen dieſen Entdeckungen zu ziehende Anwendung hinzuweiſen ſcheint. Die Sache iſt noch in ihrer Kindheit, aber irren wir uns nicht, ſo wird ſie von den allerwichtigſten Folgen nicht nur für die Wiſſenſchaft, ſondern auch für das Leben werden.

(Die Fortſezung folgt.)

* In einer Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris hat der bekannte Aſtronom Biot zu erweiſen verſucht, daß ſich die Erde am 13ten November in demjenigen Punkte ihrer Bahn befindet, wo ſie den unter dem Namen des Zodiakallichts hinreichend bekannten Sonnennebel berührt, der eine Menge mikroskopiſcher Planetengebilde enthalte, welche bei ihrer Aehnlichkeit mit den beobachteten Meteoren die Erſcheinung verurſachen ſollen. — Man ſieht, welche Aehnlichkeit dieſe Hypotheſe mit der oben entwickelten Enkeſchen hat, und daß die Periodicität des Vorgangs aus dieſer Modifikation gleich ſehr folgt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Guizots Aufnahme in die Akademie.

Die königlichen Akademien haben in dieſem Monate zwei öffentliche Sitzungen gehalten, und ſo etwas iſt in Paris ſtets eine Tagesbegebenheit, beſonders wenn ein berühmter Mann, wie diesmal Guizot, in der Académie française ſeine Antrittsrede hält. Nun unterlag zwar Guizots Beredſamkeit keinem Zweifel, denn auf der Rednerbühne der Deputirtenkammer hatte er Proben genug davon abgelegt, und zwar bei den wichtigſten Erörterungen, welche je die Volksrepräſentanten beſchäftigt haben. Auch als Profeſſor der Geſchichte hatte Guizot bewieſen, wie meiſterhaft er vorzutragen verſtehe; aber einen Miniſter zu hören, welcher den Akademikern wegen ſeiner Ernennung zu ihrem Collegen danken muß, hat immer für die Pariſer etwas Anziehendes. Vor zwei Jahren befand ſich Thiers in dieſer Lage, und nun kam die Reihe an Guizot. Die Doktrinärs bringen gern überall ihre ſtrengen Grundſätze an; deßhalb zweifelte man kaum, daß er auch die Antrittsrede dazu benutzen würde, um ſeinem Syſtem zu huldigen und das Lob deſſelben auf geſchickte

Weiſe in die akademiſche Rede einfließen zu laſſen. Dieſe Vermuthung iſt denn auch durch die That beſtätigt worden. Indeſſen kann man es einem Miniſter nicht verargen, wenn er auf der Rednerbühne der Deputirtenkammer ſowohl, als der Akademie behauptet, man beſitze jezt in politiſcher Hinſicht alle Vortheile, wornach man ſich ehemals geſeynt habe. Und wenn der Mann zu einer Partei, oder wenn man lieber will, zu einer Claſſe gehört, welche nicht mehr erwerben, ſondern bloß das Beſtehende erhalten will, und dieſe Tendenz in ihren Tageblättern beſtändig predigt, ſo iſt es ja natürlich, daß er in der Akademie nicht anders redet, als in den Journalen und in den geſetzgebenden Kammern. Die Rede Guizots war ſchon am Abend in einer miniſteriellen Zeitung gedruckt, und ging von da am folgenden Tage in die andern Blätter über; Jeder kann alſo darüber urtheilen. Daß das Streben der aufgeklärten Philoſophen, zu denen de Tracy, ſein Vorgänger, gehörte, darin meiſterhaft geſchildert iſt, erkennt man allgemein an, und ſicher wird ſich außer Frankreich auf dem Feſtlande kein Miniſter ſo freiſinnig ausdrücken, als es hier geſchehen. Noch muß ich bemerken, daß der Mißmuth, welcher, wie Guizot zeigt, den tiefſinnigen Denker de Tracy überfallen hatte, als nicht Alles ſich ſo herrlich geſtaltete, wie er es von der Julirevolution erwartet hatte, keine einzelne Erſcheinung iſt, ſondern an mehreren andern, eben ſo tiefſinnigen und erfahrungsreichen Männern bemerkt wird, welche zu der erſten Revolution beigetragen haben, und nun von der zweiten alle die Früchte hofften, welche in der vorigen nicht reif geworden waren. Wir werden ſogleich ein anderes Beiſpiel davon ſehen. Freilich ſind dieſe Männer nun alt und können nicht mehr hoffen, alle die edeln Gebilde ihres Geiſtes in's Leben treten zu ſehen; denn was im Jahr 1830 nicht geſchehen iſt, wo dem Anſcheine nach ſo leicht das Beſte zu bewerkſtelligen war, wie könnten ſie hoffen, es ſo bald entſtehen zu ſehen! Hätte de Tracy der Rede zuhören können, welche ſein Nachfolger Guizot zu ſeinem Lobe und einigermaßen zu ſeiner Entſchuldigung hielt, vielleicht hätte er ihn mit den Worten unterbrochen: „Ach! du biſt auch einer derjenigen, welche ſich der völligen Entwickelung der von uns ſeit langer Zeit entworfenen Staatseinrichtungen widerſezt haben! Wie ſollten alte Männer nicht muthlos werden, wenn ſie ſehen, daß diejenigen, welche durch ihre großen Geiſtesfähigkeiten am meiſten zur Einführung der beſten Regierungsform beitragen könnten, alle ihre Kräfte aufbieten, um etwas Anderes, Unvollkommeneres herbeizuführen!“ — In der folgenden Woche fand im königlichen Inſtitute eine andere öffentliche Sitzung ſtatt, welche im Grunde viel merkwürdiger war, als die Aufnahme Guizots, aber, weil hier kein ſo berühmter und mächtiger Mann auftrat, doch bei weitem nicht ſo viele Zuhörer herbeigezogen hatte. Es war die öffentliche jährliche Sitzung der Akademie der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften, einer Akademie, die wieder eine der nüzlichen und freiſinnigen Einrichtungen iſt, welche man der erſten Revolution verdankt, und die bekanntlich erſt nach der Julirevolution wieder hergeſtellt worden iſt. Eine ſolche Akademie kann nur in einem Staate beſtehen, wo völlige Preßfreiheit herrſcht und wo Alles auf Oeffentlichkeit beruht. Unter einer uneingeſchränkten Regierung würde eine politiſche Akademie entweder eine ganz unnüze Anſtalt ſeyn, oder ein Werkzeug in den Händen der Machthaber zur Durchſezung ihrer Plane werden. Welche wichtige Stellung jene Akademie in Frankreich ſich verſchaffen kann, läßt ſich bereits aus den von ihr in dieſem Jahr aufgeſtellten Preisfragen abnehmen, welche einige der wichtigſten Angelegenheiten für den Staat und die bürgerliche Geſellſchaft betreffen, z. B. die Urſachen des im Volk herrſchenden Elends und die Mittel, denſelben abzuhelfen, die freie Einfuhr fremder Producte, die Folgen der Vervielfältigung der Verkehrmittel zwiſchen den Völkern durch Dampfſchifffahrt und Eiſenbahnen. In England leiſten freilich zum Theil freie Vereine, was hier von der Akademie der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften geleiſtet wird; allein da hier dem Staat vor den politiſchen Vereinen bange iſt, weil ſie in der erſten Revolution viel Unheil geſtiftet haben, ſo muß die Akademie dieſelben erſetzen, und kann, da ſie die öffentlichen Angelegenheiten nur im Allgemeinen und ohne eigentliche Rückſicht auf gegenwärtige oder lokale Umſtände in Unterſuchung zieht, noch mehr Nuzen ſtiften, denn ſie muß mitten unter den Parteien ſtets ruhig bleiben. Sie hatte diesmal keinen Preis ertheilt; ein Beweis, daß die von ihr geſtellten Aufgaben ſchwer zu löſen ſind, und in der That gehören einige davon zu den Fragen, über welche ein Staatsmann lange nachdenken kann, ohne zu einem klaren Reſultate zu gelangen.

(Die Fortſezung folgt.)

Hamburg, December.

(Fortſezung.)

Volksbilder in aufſteigender Linie.

Die Kaufleute bilden mit Recht den ehrenwertheſten und ehrenvollſten Stand in unſerm Handelsſtaate. Zwar ſind jene wackern, zum Theil etwas derben Handelsherren der alten Hanſe zum größten Theil ausgeſtorben, allein Bravheit, Rechtlichkeit und beſonders lobenswerther Fleiß nicht zugleich mit ihnen. Ein Kaufmann jeziger Zeit darf nicht mehr, wie früher, unwiſſend ſeyn und all ſein Wiſſen ſich auf Rechnen und Schreiben beſchränken: er muß im Gegentheil viel wiſſen, muß vor Allem Sprachkenntniſſe beſitzen, und weder in der Geographie, noch Politik unerfahren ſeyn. Wie kommt es aber, daß trotz dem ſeine Unterhaltung meiſt trivial und wenig belebt iſt? Man darf wohl behaupten, ohne der Uebertreibung bezüchtigt zu werden, daß eine Geſellſchaft von lauter Kaufleuten dem faſt unerträglich erſcheint, der höhere Anſprüche an die Geſellſchaft und an eine gefellige Unterhaltung zu machen berechtigt iſt. Freilich werden in ſolchen Geſellſchaften die großen Fragen der Zeit berührt, aber auch nur berührt, und niemals wird erſchöpfend darüber verhandelt; das iſt für den, der zu denken gewohnt iſt, eine ſolche Pönitenz, daß er ſich bald veranlaßt fühlt, die Unterhaltung auf Gegenſtände zu lenken, in denen der Kaufmann eigentlich zu Hauſe iſt, auf den Handel, und da kann der Uneingeweihte manches Intereſſante erfahren. Der Hamburger Kaufmann hat dagegen viele ſehr achtungswerthe Eigenſchaften: er iſt großmüthig, ja oft ſogar großſinnig, gerecht gegen ſeine Untergebenen und von dem lebhaften Wunſche beſeelt, daß es Allen, die ihn umgeben, behaglich ſey. Seine Wohlthätigkeit iſt mit Recht berühmt; er iſt außerdem in der Regel — einzelne Ausnahmen zählen ja überhaupt nicht — ein zärtlicher Gatte und guter Vater, und vor allen Dingen Patriot. Wehe dem Fremdlinge, der dieſem Patriotismus durch irgend einen Tadel des einmal Beſtehenden zu nahe träte! Freilich läßt der Hamburger ſelbſt es ſich nicht nehmen, dieſes oder jenes an den Einrichtungen des Staates zu tadeln; allein dies darf kein Fremder ſich unterſtehen, und wie in der Anekdote von den zankenden Eheleuten, werden alle diejenigen zur Thüre hinausgewieſen, die ſich in den Zwiſt des Staats mit ſeinen Söhnen miſchen wollen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 12. Januar 1837.

— Immortal man hath glow'd
With all kinds of mechanics, and full soon
Steam-engines will conduct him to the moon.

Byron.
Don Juan.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

In das nämliche Gebiet des Unerhörten gehört die in diesen Tagen ausgeführte Luftreise der drei Engländer Green,* Holland und Mason, die weiteste, welche bis jezt noch stattgefunden hat. Die drei Luftschiffer stiegen Montag den 7ten November, Nachmittags zwei Uhr in London im Vauxhallgarten auf, kamen um fünf Uhr Abends nach Dower, passirten, durch eben eintretenden günstigen Wind unterstüzt, den über fünf deutsche Meilen breiten Kanal** in nicht mehr als zehn Minuten, sahen sich kurz vor sechs Uhr über Frankreich, um 11½ Uhr über dem Distrikt von Namür, hatten am andern Morgen nach fünf Uhr, bei einem Barometerstande von zwanzig Zoll, die größte Höhe (beiläufig von einer halben deutschen Meile) erreicht, und ließen sich zwei Stunden später, Dienstag den 28sten November, Morgens nach sieben Uhr, an der Lochmühle zwischen Dillhausen und Niederhausen, im herzoglich Nassauischen Amte Weilburg, nieder. Die Entfernung von London beträgt, in gerader Linie, etwa hundert Meilen, welche hiernach in wenig über siebenzehn Stunden zurückgelegt worden sind. — Der Ballon besteht aus rothem und gelbem Taffent, überzogen mit einer von Green eigends hiezu ausgedachten, die Haltbarkeit sehr vergrößernden Masse; derselbe hat eine ovale Form, sein großer Durchmesser hält 60, der kleinere 50 und der Umfang 160 Fuß. Dieser Ballon ist ganz von einem Netze umgeben, an welchem ein, von Holz und dem stärksten Sohlleder verfertigter Ring hängt, der die, mittelst geflochtener Seile befestigte, aus Weiden und Rohr geflochtene und mit rothem Baumwollendamast überzogene Gondel trägt. Die Höhe vom Boden dieser Gondel bis zu der ganz oben am Ballon angebrachten Klappe, welche, wenn man, um die Maschine sinken zu machen, Gas entlassen will, durch einen Zug geöffnet werden kann, beträgt 80 Fuß. In der Mitte der Gondel befindet sich eine Winde, an welcher der fünfzahnige Anker, gehalten von einem 1000 Fuß langen, zum Theil aus gummi elasticum bestehenden, uud dadurch viel dehnbareren und haltbareren Seile, herabgelassen wird. Zu dem nach dem Bedürfnisse des Steigens zu vermindernden Ballaste gehören auch kupferne, mit Wasser gefüllte Cylinder, welche mit Ventilen und Schnüren versehen sind, so daß man

* Green ist Mechanikus in London und hat schon über zweihundert Luftreisen gemacht; das hier angewendete Luftschiff gehört ihm und macht auch schon die sechste Reise. Die beiden andern Herrn sind reiche Partikuliers. Bei dieser Fahrt soll eine große Wette zu Grunde gelegen haben.

** Wir entlehnen diese für unsern Zweck hinreichenden summarischen Angaben über die Fahrt der Reisenden dem, von einem derselben (Holland) in der Gondel selbst geführten und bereits veröffentlichen „Lufttagebuche.“

ſie, wenn ſie entleert ſind und man über Waſſer kommt, hinein ſenken und neuerdings füllen kann. Ueber der Gondel hängt eine Lampe von ſehr dickem Glaſe und ſolcher Einrichtung, daß ſie nicht leicht erlöſchen kann. Um die Feuersgefahr zu vermindern, ſind Gefäſſe mit ungelöſchtem Kalk vorhanden, auf welchen man, wenn Speiſen oder Getränke erwärmt werden ſollen, Waſſer gießt. * Die ganze Maſchine wog gefüllt 1205 Pfund, der Ballaſt 1874, die Proviſionen 400, die drei Perſonen zuſammen 450 Pfund, Total 3929 Pfund. Die Aufſteigungskraft eines ſolchen Ballons beſtimmt ſich bekanntlich durch das Verhältniß der ſpecifiſchen Schwere der atmoſphäriſchen Luft, in der er ſchwimmen ſoll, und des Gaſes, mit dem er gefüllt wird. ** Zum lezteren iſt bis jezt noch immer Waſſerſtoffgas gewählt worden, welches man erhält, wenn man z. B. mit Waſſer verdünnte Schwefelſäure auf Eiſenfeile gießt, und welches dreizehn Mal leichter als die atmoſphäriſche Luft iſt. Da dieſe Art von Füllung aber bei der Größe des diesmaligen Ballons ſehr theuer zu ſtehen gekommen ſeyn würde, ſo hat man, und zwar zum erſten Male, was in wiſſenſchaftlicher Hinſicht beſonders hervorgehoben zu werden verdient, Steinkohlengas (Kohlenwaſſerſtoffgas, wie es durch trockene Deſtillation der Steinkohle gewonnen wird) angewendet, welches zwar viel ſchwerer, aber auch um das Sechsfache wohlfeiler iſt. In der That hat die ſolchergeſtalt bewirkte Füllung nur etwa 800 Rthlr. gekoſtet; die Koſten für die ganze Ausrüſtung ſollen aber doch über 10,000 Rthlr. ſteigen. Da das ſpecifiſche Gewicht dieſer lezteren Gasart ſehr verſchieden iſt, ſo können wir eine genaue Berechnung der Aufſteigungskraft des Ballons nicht anſtellen.

(Die Fortſezung folgt.)

---

* Dieſer Vorſorge ohnerachtet, hatten die Reiſenden unterwegs viel von Kälte gelitten. Einer von ihnen war ſogar nachher an den Folgen erkrankt.

** Ein ſchwimmender Körper verdrängt bekanntlich ein ſo großes Gewicht des Fluidums, in dem er ſich befindet, als er ſelbſt beſizt. Da nun der Luftballon angeführtermaßen mit einer Gasart gefüllt wird, welche viel leichter iſt, als die atmoſphäriſche Luft in ihren unterſten, dichteren Schichten, ſo ſteigt er bis zu Luftſchichten auf, wo das Gewicht des verdrängten Volumens Luft nur noch ſeinem eigenen ganzen Gewicht gleich iſt. Die Differenz zwiſchen dieſem ſeinem eigenen ganzen Gewichte und dem Gewichte einer Maſſe Luft aus jener tiefſten atmoſphäriſchen Schicht, deren Volumen dem ſeinen gleich iſt, bildet alſo offenbar die „Aufſteigungskraft des Ballons.“

Italieniſche Städtebilder.

(Fortſezung.)

So iſt in flüchtigen Umriſſen der junge Adelige vom Jahr 1836; ſo iſt im Allgemeinen auch der Bürgerliche, den übrigens ſeine geringeren Mittel zwingen, ſich mit mehr Kenntniſſen zu verſehen und auf dieſe Weiſe vor der völligen Apathie gegen höhere Intereſſen bewahren. Die Noth lehrt ihn Zeit gewinnen und ſchäzen. Iſt er bei dem ſchlechten Schulunterricht weit genug gekommen, um an geſunder Lectüre, an Geſchichte, Statiſtik und Nationalökonomie einmal Gefallen zu finden, ſo gibt er ſein ganzes Leben lang dieſe Studien nicht mehr auf. Was ein ſolcher Italiener in dieſer Beziehung aus ſich macht, gehört ihm erb- und eigenthümlich; von außen wird er in keiner Weiſe unterſtüzt. Wird ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften lebendig und feurig, ſo führt ſie gewöhnlich zu ausgezeichneten Reſultaten. Fachgelehrte, Fachwiſſenſchaften ſind eben ſo unbekannt, als der deutſche Buchhandel; alle Schwierigkeiten, die dadurch entſtehen, können nur durch eine ſich opfernde Liebe zur Sache überwunden werden. Botta und Sismondi führen ihn in die italieniſche Geſchichte ein und leiten ihn an, ſein Volk mit andern Völkern zu vergleichen. Iſt er auch im Stande, Franzöſiſch mit Leichtigkeit zu leſen und zu ſprechen, mit Hülfe eines Dictionärs den Galignani zu verſtehen, ſo gibt dies ihm, ſchlecht beſchlagen in allgemeiner Geſchichte und Geographie, wie er iſt, doch nicht Material genug an die Hand, um bei ſolch vergleichendem Studium zu andern, als oberflächlichen Reſultaten zu kommen. Ein ſolcher fürchtet den Franzoſen, weil er in dieſem ſein kräftigeres, entſchiedeneres Selbſt ſieht, das Original von allem, deſſen bloße Andeutung, deſſen verblichene Kopie er ſelber iſt. Zum Engländer ſieht er mit einer Art von innerlicher Verehrung hinauf; ihm imponirt in der Nation die beſonnene, kräftige Haltung, im Individuum die klingende Münze und die glatte Nettigkeit (la pulizia) der äußern Erſcheinung, während die Eigenthümlichkeit John Bulls ihm total unbegreiflich bleibt und ſchlechtweg als „Narrheit“ bezeichnet wird. Der Italiener, welcher Shakeſpeares Größe begriffe, ſoll noch geboren werden. — Deutſchland iſt ihm noch immer eine terra incognita. Die Abneigung, welche gegen alles Deutſche ſich eingeſchlichen hatte, fing ſich zu verlieren an, als plözlich die Begebenheiten von 1831 ſie von Neuem und heftiger als zuvor hervorrufen mußten. Die öſterreichiſchen Truppen, die Prigioni von Silvio Pellico, Filippis Grammatik waren bisher faſt das einzige Medium, durch welches man ſeinen Blick in jene ultramontanen Gegenden richtete. Seitdem nun die Franzoſen angefangen haben, ſich mit deutſcher Literatur zu beſchäftigen, ſeitdem Maffei's Ueberſezungen der Schiller'ſchen Tragödien über ganz Italien verbreitet ſind, und alles, was die öſterreichiſche Regierung in der Lombardie für Handel und Verkehr, für Belebung des Volksunterrichts und für Bildung überhaupt gethan hat, zu den merkwürdigſten, in Italien durchaus einzigen

Resultaten geführt hat, scheint auch dem Italiener die Zeit gekommen, wo er Oesterreicher und andere Deutsche genauer scheiden, dem deutschen Volk noch etwas anderes als Phlegma und Gelehrsamkeit einräumen, und neben die in Berühmtheit stereotypen Namen eines Friedrichs des Großen und Leibnitz noch andere deutsche Männer ersten Ranges stellen muß. Wie dankenswerth auch alle Versuche der Lombarden sind, die deutsche Literatur bei ihren Landsleuten einzuführen, die politische Stellung beider Nationen, die Verschiedenheit des Volkscharakters, die wirkliche, aber übertriebene Schwierigkeit der deutschen Sprache für einen italienischen Kopf und eine italienische Zunge, lassen das tiefere Verständniß des deutschen Volks von Seiten der Italiener nur noch in weiter Ferne erblicken.

Das Resultat des angedeuteten historischen Studiums bleibt für den jetzigen Italiener in Bezug auf ihn selber dieses, daß Rom der Welt Gesetze vorgeschrieben, daß die geistliche Macht, welche im Mittelalter alle christlichen Völker beherrschte, in Italien ihren Sitz hatte, daß endlich Napoleon ein Corse, ein Italiener war. Kaum wird dabei noch ein Verfall der Gegenwart eingeräumt, oder, wenn dieser auch zugegeben wird, doch unmittelbar wieder durch die Hinterthür eines Ma zu den Glanzperioden der Vergangenheit zurückgekehrt. Nur wenige hochgebildete Männer vermögen es über sich, im Gegensatz zu diesen politischen Schwätzern, alle dunkeln Schatten der Gegenwart gegen das glänzende Licht einer großen Vergangenheit zu halten. Leopardi, der den moralischen Muth hatte, in seinen Canti einen Schrei über das Elend Italiens auszustoßen, findet im Busen seines Volks geringen Widerhall. Und doch, so lange man nicht den Muth hat, mit sich über die Gegenwart wahr zu seyn, werden alle Versuche, welche jezt für die Erziehung kleiner und großer Kinder besprochen und theilweise gemacht werden, nur künstliche Erscheinungen bleiben, und die drei Worte: nazione italiana, progresso, incivilimento, welche seit einigen Jahren wie neu erfunden im Munde aller liberalen Italiener leben, immer nur einen hohlen Klang haben.

Zum Schluß ist es interessant, sich zurückzurufen, wie zwei Männer ersten Ranges, beide reiche Naturen, die Wehen dieser alten und neuen Zeit auf ganz verschiedene, beide aber auf merkwürdige Weise zu bestehen hatten. Alfieri wurzelte mit seinem ganzen Wesen, mit Allem, was ethisch an ihm genannt werden kann, in der Zeit von 1750; in seiner prosaisch-politischen Poesie, in der schroffen Sprödigkeit seines Charakters, in seiner Begeisterung für England und Italien, in der beschränkten, eitel zur Schau getragenen Verkennung Deutschlands anticipirte er das ganze junge Italien. Auch im Grafen Cicognara lebte als Element der neuern Zeit, als edelste Lebensflamme die Liebe zu seinem Vaterlande, die sich nicht darin kund gab, daß sie die Helden aller Nationen zu Republikanern von 1792 umgestaltete, sondern in einem umfangreichen Werk über die Geschichte der italienischen Bildnerei, in der werthvollen Arbeit über die Nielli und in der durch ihn hervorgerufenen größern Unternehmung über die venetianischen Gebäude auf weniger glänzende, aber auf solidere Weise sich bethätigte. Dabei verging kein Tag, daß er nicht da oder dort zur Tafel geladen, und mehrere Stunden durch Visiten, die er zu machen und zu empfangen hatte, und durch die Toilette seiner zweiten Frau, welche für ihn ernstlichste Beschäftigung blieb, in Anspruch genommen ward. Sah man ihn dann, wie er ganze Morgen die mechanischsten Niellooversuche mit der peinlichsten Sorgfalt anstellen konnte, dann, wie er als der beste Reiter auf Pferden aller Art sich zu tummeln, als einer der schönsten Männer seiner Zeit in gesellschaftlichen Cirkeln zu glänzen wußte, so erkannte man den Mann nicht wieder, der während der französischen Herrschaft einst eine sehr bedeutende Stellung seiner politischen Ueberzeugung geopfert hatte. Für Venedig schien er geboren, in Venedig so heimisch zu seyn, daß jede Trennung von dort einem Andern unmöglich geworden wäre. Die Elasticität des Charakters aber, welche Cicognara besaß, führte ihn in seinen frühern Jahren durch mehr als die Hälfte des gebildeten Europas, fesselte ihn dann plötzlich oft Tage, nicht selten Monate lang an einen elenden, unbedeutenden Ort, wo die Augen einer schönen Frau ihn Venedig und die Welt vergessen ließen, und machte endlich auch seinem vorgerückten Alter eine größere oder kleinere Reise durch Italien, einen längern Aufenthalt in Florenz, Rom oder Neapel zum eigentlichen Herzensbedürfniß. Gegen seine nächste Umgebung herzlich und ungebunden, in der Unterstützung von Kunst und Künstlern freigebig, liberal und edel, hatte er den Schein, auf äußerliche Formen zu halten, und mit sich selber mehr, als begreiflich war, beschäftigt zu seyn. Stifter der venetianischen Akademie, unbegrenzter Verehrer Canovas, schrieb er gegen die Akademien (in der Antologia) einen der heftigsten Artikel. — Die Memoiren dieser encyclopädischen Natur würden nicht allein an sich interessant, sondern auch für die Auffassung der alten und neuen Zeit in Italien eines der wichtigsten Dokumente seyn.

(Schluß des dritten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

(Fortsezung.)

Volksbilder in aufsteigender Linie.

Die Damen — ich schreibe dieses Wort mit einem Seufzer nieder, denn dem ritterlich gesinnten Manne fällt es schwer, selbst der Wahrheit zu Ehren ungalant seyn zu

ſollen — unſere Damen ſind weder der ſchönere, noch der liebenswürdigere Theil unſerer Bevölkerung. Woher mag das kommen? und iſt die Schul- oder die häusliche Erziehung Schuld daran, daß man ſo wenig geiſtreiche, ſo wenig liebenswürdige Frauen unter uns antrifft? Ich glaube, daß beide gleiche Schuld tragen. Das Kind wird, ſo wie es zu denken beginnt, in Schulen geſchickt, deren Vorſteherinnen oft ſelbſt ſo wenig Bildung beſitzen, daß ſie auch den mäßigſten Anſprüchen nicht zu genügen vermögen. Stirbt ein Kaufmann, ohne Vermögen zu hinterlaſſen, ſo errichtet ſeine nachgebliebene Gattin oder deren Tochter eine Schule oder gar eine Penſionsanſtalt, und iſt ſie nur aus guter, d. h. angeſehener Familie, ſo darf ſie faſt mit Sicherheit darauf rechnen, ihr Inſtitut bald gefüllt zu ſehen, gleichviel, ob ſie zur Menſchenbildung befähigt iſt oder nicht. Ich kenne ſolche Schuldamen, die noch mit der Grammatik und Orthographie ihrer Mutterſprache im Streite liegen, ſie haben aber trotz dem eine gefüllte Schule. Für den wiſſenſchaftlichen Unterricht der armen kleinen Mädchen wird dann durch Candidaten geſorgt, und zwar meiſt durch Candidaten der Theologie, die bei uns, wie wohl anderer Orten auch, gleichſam das Privilegium haben, geiſtlos zu ſeyn. Dieſer Unterricht ſelbſt iſt ſehr mangelhaft; am meiſten wird noch für Sprachkenntniſſe und Muſik gethan, eben weil die Lehrer fremder Sprachen und der Muſik *keine* Candidaten ſind. Mit dem fünfzehnten Jahr hört nun ſelbſt dieſer mangelhafte Unterricht auf, und das Kind wird durch die Confirmation zum Fräulein. Dann iſt es gänzlich unter die Aufſicht einer Mutter geſtellt, die, eben ſo erzogen und gebildet wie die Tochter, ſich wohl um den Kleiderſchnitt ihres Töchterchens bekümmert, aber nicht im Stande iſt, für die geiſtige Ausbildung deſſelben auch nur das Geringſte zu thun. Die Unterhaltungen jüngerer und älterer Damen ſind meiſtens der Art, daß man mit eben der Sehnſucht nach dem Kartentiſche blickt, wie der Wanderer in der Wüſte nach der Oaſe. Wenn es hoch kommt, unterhält man uns vom Theater oder von dem, was wir ſchon in den Tagesblättern geleſen. Ein Mann, zumal ein Fremder, bringt faſt immer die Wirkung auf den weiblichen Theil der Geſellſchaft hervor, daß dieſer gänzlich verſtummt oder unter ſich flüſtert.; jeder Verſuch, ein beſſeres Geſpräch auf die Bahn zu bringen, ſcheitert an dem abſoluteſten Schweigen der ganzen Geſellſchaft. Ich habe mich oft des Lächelns nicht erwehren können, wenn ich einen jungen geiſtreichen Fremden ſich abmühen ſah, dieſen Statuen Leben und Bewegung einzuflößen; man hörte ihm erſt mit vornehm-kalter Miene, am Ende aber gar nicht mehr zu, und die älteſte und angeſehenſte Dame der Geſellſchaft machte wohl gar ſeiner Beredſamkeit durch die Frage an eine jüngere plötzlich ein Ende: „Mein Deeren (meine Dirne), wo wohnt deine Schneidermamſell? Ich will ſie künftige Woche gerne haben.“ — Wenn man es häuslichkeit nennen kann, daß die Hausfrau um neun, zehn, ja um eilf Uhr Morgens aufſteht, Kaffee trinkt, ihre Morgentoilette macht, dann den Schlüſſelkorb ergreift und der Köchin ausgibt, was dieſe den Tag über bedarf, oder der Wäſcherin die Wäſche zuzählt, und endlich ſich zum zweiten Frühſtück um zwölf Uhr nochmals ankleidet, ſo ſind die reichen Hamburgerinnen häuslich. Die Kinder gehen in der Regel um acht oder neun Uhr zur Schule, ohne die Mutter vorher geſehen zu haben, und der fleißige Mann auf ſein Comptoir, nachdem er ſeinen Kaffee allein geſchlürft hat. Zwiſchen zwei und vier Uhr werden dann von der Dame des Hauſes entweder Viſiten gemacht oder empfangen; um vier Uhr wird zu Mittag gegeſſen und um ſieben Uhr fährt man entweder in's Concert oder Theater, oder putzt ſich auch zur Geſellſchaft. Dies iſt das Leben einer Hamburger Dame, dies das Eldorado, nach dem ſie ſich ſehnt, ſo wie ſie confirmirt iſt, und das ſie mit der Ehe betritt. Man rühmt den ſogenannten gebildeten Hamburgerinnen, ſowohl Frauen, als Mädchen, ſtrenge Sittſamkeit nach, und irrt, ſo weit meine Erfahrungen reichen, hierin nicht. Die jungen Mädchen ſind von einem Schimmer echter Jungfräulichkeit umfloſſen, der ihnen einen großen Reiz verleiht, und von den Lippen einer verheiratheten Frau wird man nie eine Frivolität vernehmen; dies wäre nun recht ſchön, wenn eben dieſe Lippen nur ſonſt etwas redeten.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, December.

(Fortſetzung.)

Sitzung der Akademie der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften.

Graf Simeon, der ehemalige Miniſter im Königreich Weſtphalen und dann in Frankreich, hatte in der Sitzung der Akademie der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften den Vorſitz. In ſeiner Einleitungsrede zu den Preisaufgaben ſagte er, da die Oeffentlichkeit jezt eine Hauptbedingung der Staatsverfaſſung ſey, huldige auch die Akademie derſelben durch dieſe Sitzung und durch die Erörterung wichtiger politiſcher Aufgaben. Dann wurden drei Aufſätze verleſen, die ſämmtlich verdienen, hier etwas näher beachtet zu werden. Sie ſtreifen ſämmtlich in das politiſche Gebiet über; allein wenn man bloß aus dieſer Rückſicht ihrer nicht erwähnen wollte, ſo müßte man von den Leiſtungen dieſer Akademie ganz ſchweigen. Von dem Sekretär der Akademie, Charles Comte, einem der freiſinnigſten Deputirten und ehemaligem Mitverfaſſer des bekannten Censeur européen, rührte die Lobrede auf den Engländer Malthus her. Comte behauptete gleich Anfangs, kein Schriftſteller der neuern Zeit ſey häufiger mißverſtanden und angegriffen, ja ſogar verleumdet worden, als der Verfaſſer des *Verſuches über die Bevölkerung*. Die Grundlage dieſes Werkes beruhte auf der von dem Verfaſſer gemachten Erfahrung, daß in Gegenden, wo es weder an Raum, noch an Nahrungsmitteln fehlt, die Bevölkerung in Zeit von 25 Jahren ſich verdoppelt, alſo in geometriſchem Verhältniſſe wächst, wogegen die Nahrungsmittel nur in arithmetiſchem Verhältniſſe vermehrt werden können, ſo daß dadurch eine große Noth entſtehen kann, welche dem Wohle des Staates und der bürgerlichen Freiheit gefährlich wird, wie denn Malthus auch bemerkt hatte, daß hauptſächlich nach Mißwachs und in Zeiten der Theuerung die Werber viele Rekruten bekommen, und alſo die Regierungen in Stand geſezt werden, Krieg zu führen, oder die Freiheit in ihrem Lande zu unterdrücken. Der Verfaſſer hatte eine ſo innige Ueberzeugung von der Richtigkeit ſeines Grundſatzes, daß nichts vermögend war, ſie im Geringſten zu erſchüttern, und dabei beſaß er einen ſolchen Gleichmuth und einen ſo ſanften Charakter, daß auch die heftigſten Angriffe nicht im Stande waren, ihn aus ſeiner gewöhnlichen Faſſung zu bringen. Leute, die fünfzig Jahre lang mit ihm gelebt haben, ſagen aus, daß ſie ihn nie im Zorn geſehen haben. Comte meinte, Malthus ſey doch zu weit gegangen, und habe ſeine Behauptungen ein wenig übertrieben, aber im Ganzen habe er doch Recht gehabt. Say bekämpfte ſeiner Zeit den engliſchen Schriftſteller; doch that dieſer Streit keineswegs ihrer gegenſeitigen Achtung Eintrag. Comte ſagte, er wolle ſich über dieſen Streit nicht entſcheidend ausſprechen; Say war nämlich ſein Schwiegervater; jedoch ſchien Comte Malthus Recht zu geben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 11.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 13. Januar 1837.

Blick' ich hinauf, hierher, hinüber,
Allunverändert ist es, unversehrt.

Goethe.

Stephanie.

Eine Erzählung.

Der Jubelruf im Schloßhofe von Felsheim war verstummt, die versammelten Vasallen standen noch in einzelnen Gruppen, die erleuchteten Schloßfenster und die brennenden Pechkränze betrachtend und sich dabei von ihrem jungen Gebieter unterhaltend, der so eben, nach achtjähriger Abwesenheit, wiederum in ihrer Mitte angelangt war. Das durch Hoffnung, Furcht und Erwartung geschärfte Auge des Untergebenen übersieht auch die kleinste Einzelheit nicht und zieht, nach Maßgabe der eigenen Befähigung, daraus die verschiedenartigsten Schlüsse. Gleich die Art und Weise, wie der Graf aus dem Reisewagen gestiegen, hatte Stoff zur Besprechung an die Hand gegeben: wenn er denselben früher rasch und eilig verlassen, mit einem flüchtigen, der Versammlung zugewandten Gruße, so waren jezt seine Bewegungen langsam und bedächtig gewesen. Sinnend hatte er die Menge überblickt, wie um die Persönlichkeit jedes Einzelnen dem Gedächtniß wiederum zurück zu rufen, und alsdann, mit einem herzlichen Danke für ihre Theilnahme, die Aeußerung verbunden, wie er von jezt an in ihrer Mitte zu leben gedenke und die Hoffnung habe, daß ihnen daraus Freude und Zufriedenheit erwachsen werden. „Er ist vernünftiger geworden," bemerkte einer; „Verstand kommt nicht vor Jahren," ein Anderer; „er sieht noch immer eben so hübsch aus," meinte eine der Frauen, wogegen eine zweite bemerkte: „und eben so gutherzig." Den Männern war der Schnurrbart und die etwas militärische Haltung ihres Gebieters nicht entgangen, sie zogen daraus den Schluß, daß er jezt ernster, gesezter, aber vielleicht auch strenger seyn werde.

Der Gegenstand so mannichfacher Gedanken hatte sich indessen in seine Zimmer verfügt. Als die Thüre geschlossen und der Hut bei Seite gelegt war, blieb er einen Augenblick sinnend stehen, schaute umher, wie in der Hoffnung, irgend ein Liebesgruß werde ihn empfangen, schüttelte dann wehmüthig das Haupt und überflog mit seinen Blicken die Reihe der erleuchteten Zimmer, eines so wohnlich, so angenehm, so einsam und verlassen wie das andere. Aus tiefem Sinnen erwachend, ging er in den Gemächern umher und ein Lächeln der Anerkennung flog über das Antlitz: Alles war, seinem Befehl zufolge, unverändert geblieben. In der Mitte des eigentlichen Wohnzimmers stand noch der Tisch mit den zum Theil aufgeschlagenen Büchern, in welchen er vor acht Jahren am Abend seiner Abreise gelesen. Noch stand der Lehnsessel, wie er ihn damals geschoben, halb abgerückt vom Tische, die Stellung und Anordnung des Geräths war die alte, man erkannte, daß liebevolle Sorgfalt über das

Ganze gewacht haben mußte. Der Graf nahm ein Buch nach dem andern in die Hand, ſchlug einige lächelnd wieder zu und ſezte ſich endlich in den Seſſel, um ein offen daliegendes näher zu betrachten. Es war Taſſos befreites Jeruſalem, und eine zierlich getrocknete Blume deutete auf nachſtehende Strophen:

Anmuth'ger Vogel ſüße Töne bringen
Wetteifernd aus der grünen Nacht empor,
Auch lockt die Luft mit ihren leiſen Schwingen
Aus Laub und Wellen manchen Ton hervor.

Eine liebliche Erinnerung ergriff mit Blitzesſchnelle die Seele des Grafen. Verwundert und nachdenklich betrachtete er die Blume, man ſah, daß ſein Sinnen darauf ging, ob dieſelbe von ihm dorthin gelegt worden ſeyn könnte; endlich, das Haupt ſchüttelnd, las und blätterte er weiter, mit dem Wunſche nach neuen Zeichen fremder Huld und Erinnerung; da trat Joſeph ein, ſein junger Inſpektor, ein Mann von einnehmendem Aeußern. Eine arme Waiſe in's Schloß gekommen, hatte er ſich zu ſeinem jetzigen Beruf vortrefflich herangebildet, und der Graf, welcher ihn außerordentlich liebte, nannte ihn immer nur bei ſeinem Taufnamen. Freundlich ſtreckte er dem Eintretenden ſeine Hand entgegen, die derſelbe mit dem Anſtande eines Menſchen erfaßte, bei welchem der Takt des Herzens die Stelle feinerer Bildung vertritt. „Mein guter Joſeph," ſagte der Graf herzlich, „du freuſt dich meiner Rückkehr. Verwalte nun wieder dein früheres Amt, bereite den Thee, und erzähle, was ſich während meiner Abweſenheit begeben hat. Ich will dir die Mittheilung erleichtern und Alles abfragen."

Die Unterhaltung wurde lebhaft geführt, endlich äußerte der Graf: „Nun haſt du noch der feindlichen Occupation zu gedenken; zu meiner Verwunderung gewahre ich, daß meine Zimmer unberührt geblieben ſind." Joſeph ertheilte Auskunft über Alles und fügte hinzu: „Es war ein Leben, von welchem Sie ſich ſchwerlich eine Vorſtellung machen. Ein paar Mal waren auch Damen hier einquartirt." Der Graf lächelte: „Hübſch?" — „So ſo, bis auf Eine — o, Herr Graf, ich dachte oft, ſo müßten Engel ausſehen! Eine ſo anmuthige Dame habe ich niemals, weder vor, noch nachher erblickt. Sie war die Frau eines franzöſiſchen Oberſten. Gerne hätte ich ihr jeden Wunſch an den Augen abſehen, ja mein Leben für ſie hingeben mögen!" Der Graf lächelte abermals: „Siehſt du, Joſeph, bei ſolchen Aeußerungen verdrießt es mich, daß du früher ſo viel mit mir gelebt haſt. Wenn du ganz deinem Stande und deinen einfachen, tüchtigen Anſichten getreu geblieben wäreſt, würdeſt du weder denken noch ſagen, daß du dein Leben für eine Unbekannte hätteſt hingeben mögen. Das iſt vornehmer Unſinn."

(Die Fortſezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſezung.)

Eben ſo wenig iſt bis jezt über die, durch dieſe neue Luftreiſe erreichten wiſſenſchaftlichen Zwecke etwas Näheres bekannt geworden. Green ſoll namentlich die Abſicht gehabt haben, eine ſehr bedeutende Höhe zu erſteigen, in der Hoffnung, dort auf Luftſchichten zu treffen, in welchen, wegen wegfallender telluriſcher Rückwirkungen, die Luftſtrömung auf lange Zeit gleiche Richtung behalte. Dies wenigſtens mag nicht gelungen ſeyn, denn, ſo viel wir wiſſen, iſt die Ausdehnung und Richtung der Fahrt bis in's Naſſauiſche nicht freiwillig geweſen. Auch ſind unſere Reiſenden nicht die erſten, welche das Wageſtück der Ueberfliegung des Kanals verſuchen. Blanchard, in Begleitung des Amerikaners Jefferies, hat denſelben Flug von der engliſchen Küſte aus ſchon im Jahre 1785 ausgeführt. * In der Hauptſache ſcheint die Luftſchifffahrt alſo während der ſeitdem verſtrichenen fünfzig Jahre keine Fortſchritte gemacht zu haben, und Green, dem ein Urtheil zuſteht, ſoll auch die Meinung ausgeſprochen haben, daß ſie in praktiſcher Hinſicht nie eine ausgedehntere Anwendung erlangen werde. ** Indeß denke ich, indem ich dies Urtheil des engliſchen Mechanikers und Luftſchiffers niederſchreibe, auch wieder an Mephiſtopheles: „Ein tiefer Blick in die Natur!" Unſer Jahrhundert führt gar zu beſondere Sachen im Schilde. ***

Es iſt in unſerm vorlezten Berichte die Rede von den ganz außerordentlichen Vervollkommnungen geweſen, welche die Conſtruction der Dampfwagen in Nordamerika erfahren hat, und in der That ziehen auch dieſe

---

* Dieſe Luftfahrt hatte am 7ten Januar des gedachten Jahres Statt. Die Reiſenden liefen dabei große Gefahr, indem ihr Ballon ſchnell ſank, ſo daß ſie, zur Erleichterung, ſelbſt ihre ganze Kleidung auswerfen mußten. Indeß landeten ſie doch endlich wohlbehalten im Walde von Guiennes. Blanchard erhielt für dieſe kühne Unternehmung vom Könige von Frankreich 12,000 Livres und eine jährliche Penſion von 1200 Livres.

** Es ſey denn, muß ich einſchränkend bemerken, daß die horizontale Direktion des Luftballons erfunden werde. In dieſem Augenblicke kündigt ein Herr Godin zu Lagrange bei Arcueil dieſe Erfindung an. In engliſchen Blättern wird der Streit darüber ſehr ernſthaft geführt, und der Courier behauptet ſteif und feſt, daß das Gewicht des Ballons eine hinlängliche Gravitation gegen die Luftſtrömung darbiete.

*** Wir erfahren eben, daß dieſe gelungene Luftfahrt unter den übrigen engliſchen Luftſchiffern einen großen Wetteifer erregt hat. Die Herren Gye und Hugues, Verfertiger eines noch größern Ballons als der Green'ſche, und dem ſie den Namen Vauxhall gegeben haben, kündigen eine Auffahrt zu Paris an, wozu den dortigen Akademikern zwei Gratisplätze in der Gondel angeboten worden ſind. Dieſe Gondel bietet Raum für achtundzwanzig Perſonen und alle Bedürfniſſe.

durch Gillingham und Winans in Baltimore für die Baltimore- und Ohioeiſenbahn erbauten Dampfwagen bereits die Aufmerkſamkeit aller Eiſenbahngeſellſchaften auf ſich, da deren Leiſtungen, nach den übereinſtimmenden Berichten ſachkundiger Augenzeugen, „bei weitem Alles übertreffen, was England, die Wiege der Eiſenbahnen, in dieſer Beziehung bis jezt hervorgebracht hat, und da mit dieſen Dampfwagen Steigungen überwunden werden, die außerdem wohl manches Bahnprojekt ganz unausführbar gemacht haben würden.“ (Eigene Worte eines vor uns liegenden ſachreichen Berichts über dieſe kaum verhoffte Vervollkommnung der Dampfwagenconſtruktion). Indeß klang doch dasjenige, was namentlich amerikaniſche Blätter darüber vorbrachten, ſo außerordentlich und widerſprach allen bisherigen Erfahrungen und Annahmen über die Grenzen der Dampfwagenwirkung bei Anſteigungen des Terrains ſo gänzlich, daß viele Leſer an der Zuverläſſigkeit der Angaben zu zweifeln anfingen, oder doch große Uebertreibung vorausſezten. Nun ſind aber alle dieſe Zweifel und Bedenklichkeiten gegenwärtig durch ein Schreiben des ſächſiſchen Konſuls Braun zu Baltimore gehoben, aus deſſen Entwicklungen hervorgeht, daß die Leiſtungen der neuen Baltimore-Locomotiven in der That dem davon verbreiteten Rufe vollſtändig entſprechen. Als Grenze der Steigung hat man nämlich bis jezt 1 auf 96 (alſo z. B. 1 Fuß auf 96 Fuß) angenommen; allein es iſt eine Thatſache, daß die Baltimoredampfwagen Steigungen von 1 auf 25 mit Leichtigkeit und Sicherheit, wenn auch etwas verminderter Schnelligkeit überwinden. Dieſes außerordentliche Reſultat, welches mehr als die doppelte Kraft der beſten jetzigen engliſchen Dampfwagen vorausſezt, wird durch Vervollkommnung der Dampferzeugung, * durch vergrößerten Durchmeſſer der Cylinder, größeren Kolbenhub und eine Einrichtung bewirkt, vermöge welcher die Dampfkraft auf beide Räderpaare wirkt. — Wie wir erfahren, hat das Direktorium der Leipzig-Dresdner Eiſenbahn bereits zwei dieſer verbeſſerten Dampfwagen beſtellt, und wird ſich dadurch das Verdienſt erwerben, dieſelben zuerſt nach Deutſchland zu verpflanzen. Indeß iſt aber in den Werkſtätten des Ingenieurs Norris zu Philadelphia ſchon wieder eine andere Locomotive erbaut worden, welcher man, wie unglaublich es klingt, noch ausgezeichnetere Leiſtungen nachrühmt. Auf der Bahn von Philadelphia nach Columbia nämlich befindet ſich, nahe bei erſterer Stadt, eine Anhöhe, wo die Steigung gar 1 Fuß auf 14 Fuß, alſo $^1/_{14}$ beträgt. Dieſe Steigung ward bis jezt durch eine, auf der Höhe angelegte, ſtehende Dampfmaſchine überwunden. Nunmehr aber ſteigt Norris Locomotive dieſe ſchiefe Ebene regelmäßig, ohne weitern Beiſtand, hinan, und leiſtet alſo, wenn ſich, wie wir glauben müſſen, Alles bewährt, wiederum mehr, als die Baltimore-Maſchine, welche, wie oben angeführt, als das Aeußerſte nur Steigungen von $^1/_{25}$ bewältigt. Natürlich ermuthigen ſolche Erfolge der fortſchaffenden Mechanik alle Eiſenbahnunternehmungen in der neuen Welt. Die Eiſenbahn von Neuyork an den Eriſee, welche zu zehn Millionen, und die Eiſenbahn durch die ſüdlichen Grafſchaften, welche zu ſieben Millionen Dollars veranſchlagt iſt, ſollen beide noch in dieſem Jahr fertig werden, und ſind es in dieſem Augenblick wahrſcheinlich ſchon. Dabei ſteigen Verkehr und Bevölkerung in dem nämlichen rieſenhaften Verhältniſſe. — Armes Europa!

* Nach dem erwähnten Berichte beträgt die Anzahl der Röhren dieſer neuen Dampferzeuger 400, die engliſchen Maſchinen enthalten deren dagegen ſelten mehr als 120. — Die engliſchen Maſchinenbauer, wie demüthigend es für ſie ſeyn mag, werden dieſe neue Conſtruktion alſo nur ſchnell nachahmen müſſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

(Beſchluß.)

Volksbilder in aufſteigender Linie.

Unter unſern Gelehrten zeichnen ſich die Aerzte in der Regel vortheilhaft aus. Die meiſten von ihnen ſind nicht nur gelehrt, ſondern auch reinſam und geiſtreich, und obendrein im höchſten Grade ehrenfeſt. Sie ſondern ſich aber, in geſelliger Hinſicht, vielleicht zu ſehr ab, denn eben durch ſie könnte die Geſelligkeit gehoben werden; indeß iſt es ihnen auch wieder nicht zu verdenken, daß ſie ihre wenigen Mußeſtunden nicht einer einförmigen Unterhaltung aufopfern mögen, und ſo bleiben ſie meiſt für ſich, mit Ausnahme der jüngern Aerzte, die der Praxis wegen ſchon ein Opfer bringen müſſen. Völlig unerträglich ſind aber die angehenden Geiſtlichen, hier Candidaten genannt, wovon überdies ein großer Theil ſich zum Myſticismus hinneigt. Der gemeſſene, ſchulmeiſterliche Ton dieſer Leute, womit ſie Gemeinplätze vortragen, der unverkennbare geiſtliche Hochmuth, der Abſcheu, den ſie gegen Alles unverhohlen ausſprechen, was die neueſte Zeit geboren hat — und wovon ſie freilich am meiſten beherrſcht werden — hat mich ſchon oft beluſtigt, wenn es mich nicht zu Tode langweilte. Zwiſchen den Aerzten und den Candidaten und Predigern in der Mitte ſteht der Rechtsgelehrte, der nicht ganz ſo geiſtreich und beredt wie jene, aber auch lange nicht ſo flach und abgeſtanden wie dieſe iſt. Es ſind meiſt recht praktiſche, oft ſehr beredte Leute, die ſich indeß mehr auf der Oberfläche der Dinge herumtummeln, als daß ſie ſich die Mühe gaben, in die Tiefe zu dringen; doch wären ſie, wenn ſie nur wollten, durch ihre Bildung dazu befähigt. Doctoren der Philoſophie gibt es hier, wie aller Orten, eine Menge; dieſe Herren ſind ſchwer zu claſſificiren, indem man die geiſtreichſten und die flachſten Männer darunter antrifft; ſie widmen ſich häufig dem Unterrichte, gleich den Candidaten der Theologie. Man erlaſſe es mir, über die Prediger etwas zu ſagen; ſie ſind hier, wie überall, und ſie flößen mir wahrhaftes Mitleid ein, wenn ich die Angſt ſehe, mit der ſie auf die Beſtrebungen der neueſten Zeit blicken, die den durch ſo viele Jahrhunderte mühſam von

ihnen errichteten und erhaltenen Bau gänzlich zu untergraben drohen. Man nennt hier nur einen einzigen bedeutenden Recner, den Doktor und Hauptpastor Schmalz, den man aus Dresden hieher berief, als Böckel uns verließ. Er ist als ein sehr aufgeklärter, freisinniger Mann den Mystikern ein Greuel.

Literatur und Kunst. Der Literaten gibt es hier, im Verhältnisse zu andern großen Städten, wenige, und selbst diese wenigen zählen kaum. Töpfer schreibt eine Menge bühnengerechter Lustspiele; A. Schoppe versieht die Welt zugleich mit Romanen und Jugendschriften, und erregt durch ihr Vielschreiben Erstaunen; Bärmann übersezt aus fremden Sprachen; Georg Low redigirt seine meist aus Uebersetzungen bestehenden „Originalien“ und läßt dann und wann ein Bändchen Erzählungen oder Gedichte erscheinen; aber alles dieses zählt wenig oder gar nicht. In der neuesten Zeit ist Oettinger von Berlin herübergekommen, und da wird es bald Zank und Hader in Fülle in unserer Gelehrtenwelt geben, da dieser Literat allein davon lebt. Indeß dürfte Oettinger hier schwerlich seinen Boden finden, denn so wie er es zu arg treibt, weist man ihn aus, wie man es schon mit ähnlichen Leuten früher gethan hat. Der politischen Zeitschriften haben wir jezt vier: den in früherer Zeit so berühmten, jezt ziemlich gesunkenen „Korrespondenten,“ der jezt wieder einen neuen Aufschwung zu nehmen bemüht ist, die „Neue Zeitung,“ die „Börsenhallenliste“ — die beiden leztern sind Abendblätter — und die „Wöchentlichen, besser täglichen, Nachrichten,“ die eine Reihe von Jahren zum bloßen Intelligenzblatte herabgesunken waren, jezt aber wieder Gebrauch von ihrem Rechte machen, auch politische Artikel liefern zu dürfen. Alle diese Zeitungen haben eine liberale Tendenz, müssen aber, durch eine sehr ängstliche Censur beengt, leise und vorsichtig auftreten. Der Censoren haben wir zwei, einen für die politischen Blätter, jezt Syndikus von Sienen, einen zweiten, Doktor Hoffmann, für die Belletristik; außerdem gibt es noch ein Obercensurcollegium, dessen Präses allemal der Oberpolizeiherr ist. Lassen Sie mich über diesen Gegenstand nichts mehr sagen, denn es geht in diesem Punkte jezt hier wie überall im Vaterlande. Ein Stempel, der seit einigen Jahren auch auf die nichtpolitischen Blätter gelegt worden, ohne diesen dafür das Vorrecht der sogenannten privilegirten, Anzeigen aufnehmen zu dürfen, zu gewähren, hat viel Geschrei und Mißmuth erregt, und drückt vollends Alles zu Boden, was einen literarischen Aufschwung nehmen möchte. Man hatte vielleicht gehofft, durch diese Maßregel einige höchst unbequeme Organe zum gänzlichen Schweigen zu bringen, allein man hat sich darin geirrt, und das Publikum bezahlt den Stempel für die Volksblätter, die es nicht entbehren kann, noch mag. — In Hinsicht der Kunst ist hier seit einigen Jahren ein Aufschwung zu bemerken, seit einige kunstliebende, wenn gleich nicht kunstübende Männer aus den ersten Familien eine Kunstausstellung bei uns in's Leben gerufen haben. Es fehlt uns nicht mehr an jungen, strebsamen Malern, wohl aber noch immer an einem Kupferstecher von Bedeutung, der sicher hier eine angemessene Beschäftigung finden würde, wenn er sich eines Rufs zu erfreuen hätte. Die Anlegung einer Malerakademie ist projektirt worden, doch nur als Privatunternehmung. — Die dramatische Kunst hat hier, wie fast überall, einen schweren Stand; das gute Alte will man nicht mehr sehen und hören, und gutes Neues taucht nirgends auf; die Bühne kann also nur unter Noth, Sorge und großen Bedrängnissen ihr Daseyn fristen, zumal jezt, wo aller Orten Sommertheater entstehen und die Einnahme beschränken, ohne daß dadurch die Ansprüche des Publikums verringert würden. Man muß der Direktion das Verdienst lassen, daß sie, wie ein geschickter und umsichtiger Pilot, das leche Bühnenschiff zu lenken und über Wasser zu halten bemüht ist, und mehr kann man nicht von ihr fordern. — Ich glaube jezt meinen Bericht schließen zu können, nachdem ich Alles berührt, was in der Weltstadt — denn so kann man Hamburg mit Recht nennen — in meinem geistigen Bereiche war.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Sitzung der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften.

Nachdem Comte's Rede vorgelesen war, trat Cousin auf und entschuldigte sich, daß er der Versammlung schnell aufgeschriebene Bemerkungen über die von ihm auf seiner Reise nach Holland gemachten Erfahrungen über das Schulwesen mitzutheilen wage; er hoffe, das Publikum werde nur die Wichtigkeit des Gegenstandes beachten. Ich war um so gespannter auf diese Reisebemerkungen, da sie bereits nach einer Vorlesung derselben in einer Privatversammlung der Akademie Aufsehen erregt, und in den Tagesblättern lebhaft besprochen worden waren, weil sie der in Frankreich von allen Freisinnigen so sehr begünstigten Methode des wechselseitigen Unterrichts das Urtheil sprechen sollten, was denn von Seiten eines im öffentlichen Unterrichtswesen so hoch gestellten Mannes als ein wahres Kriegsmanifest gegen den Verein zu Beförderung des Volksunterrichts anzusehen war. Aber entweder hat er diesen Ausfall unterdrückt, oder man hatte ihn mißverstanden, und die Zeitungen hatten, was nicht selten geschieht, die Sache unrecht dargestellt. Cousin erzählte, wie er zu Rotterdam viel Thätigkeit, Reichthum, Handelsgeist, aber wenig Neigung zu Kunst und Literatur bemerkt, jedoch die Volksschulen in einem vortrefflichen Zustande gefunden habe. Zwei vom Eifer für das allgemeine Beste beseelte Männer, Delprat und Mackaer (wenn ich recht gehört habe), dienten ihm zu Führern. Rotterdam besizt eine Schule für kleine Kinder, welche neben der Zwollschen und der Deventerschen die einzige in Holland ist. Hier werden hundert Kinder gehalten; eine solche „Wartschule,“ meint Cousin, sollte mit jeder Armenschule verbunden werden; nur sollte sie auch unentgeltlich seyn. Außerdem besteht zu Rotterdam eine große Armenschule für tausend Kinder, welche in mehrere Classen abgetheilt ist, und worin eine Kleinigkeit (wöchentlich ungefähr vier Sous) entrichtet wird. So etwas, sagt Cousin, fehle in Frankreich gänzlich. Zwischen den unentgeltlichen Schulen und den von Privatlenten gehaltenen theuern Schulen fehle eine Mittelgattung, in welche die minder Begüterten ihre Kinder schicken könnten, ohne ein großes Opfer zu bringen. In den von Privatlehrern gehaltenen Schulen fehle es aber oft an Zucht, Aufsicht und guter Unterrichtsmethode; man solle also das Beispiel der Rotterdamschen Schule zum Muster nehmen; diese falle der Regierung so wenig zur Last, daß sie sogar noch Gewinn abwerfe, und daß gerade durch diesen Gewinn die Kosten obengenannter Wartschule bestritten werden. Im Allgemeinen hat Cousin wohl Recht; allein darin irrt er, daß er glaubt, es gebe keine wohlfeilen Privatschulen in Paris; dergleichen bestehen in allen Stadtvierteln; in Paris kann man Alles zu beliebigen Preisen haben, es gibt wohlfeile und theure Anstalten, und die Concurrenz richtet sich nach der Verschiedenheit der Glücksgüter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 12.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 14. Januar 1837.

Gewalt'ge Ströme, drauf des Dampfschiffs Welle
Durch Urwaldswüsten und Savannen steigt,
Und, wie die Säule Rauchs einst Jakobs Volke,
Die Bahn zu neuen, schönern Eden zeigt!

A. Grün.

Die Dampfschiffe des amerikanischen Westens.

Nach Michel Chevalier.

(s. Nr. 309. 1836.)

Ohne Widerspruch ist wohl die Leichtigkeit, mit der man nun eine Reise unternehmen kann, ein Hauptpunkt, wodurch sich die Lebensweise der neuern Zeit von der der alten unterscheidet. Nur den höhern Ständen war früher die Möglichkeit zu reisen gegeben, denn um selbst als Philosoph zu reisen, mußte man reich seyn. Die Kaufleute zogen in Karavanen und bezahlten Tribut, sey es nun an die Beduinen der Wüste, an die Tataren der Steppen oder an die kleinen Herren, die von ihren an Gebirgspässen erbauten Raubschlössern gleich den Habichten herabfielen. Statt der Diligence bediente man sich der Sänfte, heute noch das Transportmittel in Asien und Südamerika, oder des Schiffs der Wüste, des Kameels, oder des vierspännigen Ochsenwagens; am gewöhnlichsten aber beförderte das Pferd den reisenden Bürger wie den eisenbekleideten Krieger. Statt der schwimmenden Paläste, des Paketbootes und des Dampfschiffes, hatte man sonst nur die unsichere, gebrechliche Barke, stets von Piraten auf Flüssen und Meeren verfolgt. Die Straßen waren elende Fußpfade, gefährlich durch Stegreifritter wie durch Abhänge. Ohne Massen von Mundvorräthen, Waffen, Dienern und Geleite wurde keine Reise unternommen. Wäre die bei Weitem größte Mehrzahl der Menschen nicht an sich schon glebae adscripti gewesen, so wären sie es dadurch geworden, daß sie an den Boden, der sie geboren, durch die Schwierigkeit jeden Verkehrs gefesselt waren. Die Verbindungsmittel in einen bessern Zustand zu versetzen, war daher wohl der natürlichste und praktischste Weg, das Menschengeschlecht zu entfesseln.

Es gibt ein Land, wo ganz allein die Vervollkommnung der Transportmittel zu Wasser eine Revolution hervorgebracht hat, die noch in der Gährung begriffen ist und deren Folgen für die wachsende Macht der neuen Welt unberechenbar sind. Dies ist das große Mississippithal, das zwar schon vor Fultons Erfindung den Rothhäuten und dem Rothwild abgekämpft war, das sich aber wohl ohne das Genie dieses Mannes nie mit reichen Staaten bedeckt und bevölkert haben würde. Nachdem die Eroberung Canadas der sterilen Herrschaft der Franzosen über den Ohio und Mississippi ein Ende gemacht hatte, begannen die Angloamerikaner sich dort auszubreiten. Ihre ersten Ansiedler ließen sich in Kentucky nieder und ergriffen Besitz vom Boden, indem sie diesen zu bearbeiten anfingen, und bald waren die geringen Spuren ihrer Vorgänger, der Franzosen, die sich fast ausschließlich

mit der Jagd beſchäftigt hatten, verſchwunden. Die neuen Ankömmlinge vermieden es, ſich, wie ihre Vorgänger, mit den Indianern zu vermiſchen, und ſtatt der aus dieſer Vermiſchung hervorgegangenen unkräftigen, unruhigen und unfleißigen Race entſtand eine, ganz den üppigen Erzeugniſſen des dortigen fruchtbaren Bodens entſprechende kräftige, thätige Bevölkerung, wie ſie in dem Kentuckier, Tenneſſeer und Virginier des Weſtens charakteriſtiſch hervortritt. Ihre ewigen Kämpfe mit den Indianern ſind bekannt, und noch jezt ſieht man ſie nie ohne ihr Gewehr.

Im Jahre 1811 hatten die Amerikaner, obgleich der furchtbare Tecumſeh und ſein Bruder, der Prophet, damals noch nicht durch General Harriſon beſiegt waren, bereits unbeſtritten ihre Herrſchaft über die reichſten Kantone des Weſtens ausgedehnt. Hier und dort ſah man neuerbaute Orte auftauchen; kein Wald war mehr zu finden, in deſſen Mittelpunkt nicht ein „Squatter“ oder ein Anderer, der auf geſetzlichere Weiſe in den Beſitz des Bodens gelangt war, eine Rodung vorgenommen und ſich aus den Baumſtämmen ſein Blockhaus erbaut gehabt hätte. Auf dem linken Ohiouſer waren Kentucky und Tenneſſee, die zuſammen 700,000 Einwohner zählten, zu eigenen Staaten erhoben worden, und Weſtvirginien fing an ſich zu bevölkern. Die Induſtrie des Neuengländers hatte einen Strom von Auswanderern auf das rechte Ohiouſer entſendet, und der Staat Ohio konnte ſich mit faſt 250,000 Einwohnern conſtituiren. Indiana und Illinois waren zwar damals noch bloße Territorien, berechtigten aber zu den ſchönſten Hoffnungen. Der Vertrag vom Jahr 1803 hatte Louiſiana, das bereits einen Staat und mehrere organiſirte Territorien mit einer Bevölkerung von mehr als 160,000 Seelen zählte, mit der Union verbunden. Der Weſten hatte ſchon damals eine Geſammtbevölkerung von nahezu anderthalb Millionen aufzuweiſen.

Dieſes weite Gebiet hatte nun zwar reißende Fortſchritte gemacht, da es aber von dem mexikaniſchen Meerbuſen durch die Sümpfe und Krümmungen des Miſſiſſippi und von den Städten des Oſtens durch die ſieben oder acht Gebirgsrücken der Alleghanys abgeſchnitten war, ſo mangelte es ihm an Abſatzwegen, und ſeine Fortſchritte mußten ſtillеſtehen. Der Embryo, dem die Kanäle verſchloſſen waren, durch die er ſeine Nahrung erhalten ſollte, konnte ſich nur langſam entwickeln. Nun ſind aber von allen Seiten Verbindungswege zwiſchen den Flüſſen des Weſtens und dem Littoral des Oſtens, auf dem die Handelshauptſtädte Boſton, Neuyork, Philadelphia, Baltimore, Richmond und Charleston gelegen ſind, entſtanden oder im Entſtehen begriffen. — Aller Verkehr des Weſtens wurde ſonſt auf dem Ohio und Miſſiſſippi betrieben, was noch jezt der natürlichſte und wohlfeilſte Weg iſt und wohl auch bleiben wird. Mehl und geſalzenes Fleiſch gingen mit den Reiſenden auf flachen Schiffen, denen ähnlich, auf denen die Kohlen nach Paris kommen, die Ströme hinab. Die Waaren Europas und der Antillen kamen dagegen auf Segel- oder Ruderſchiffen ſtromaufwärts, und bedurften zu ihrer Fahrt hundert, ja ſogar zweihundert Tage, in welcher Zeit man von Neuyork um das Kap Horn nach Canton fährt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Stephanie.

(Fortſetzung.)

Joſeph erwiderte erröthend: „Möglich, aber ich war nun einmal völlig in ſie verliebt. Die Zimmer hier habe ich ihr auch gezeigt, damit ſie ſelber ſich Bücher wählen möge, um welche ſie mich erſuchte. Sie ſezte ſich eben in die Ecke, in welcher Sie jezt ſich befinden, und drückte den Kopf, das ſchöne, liebreizende Geſicht in die Kiſſen und weinte bitterlich. Ich ſtand ganz ſtumm und erſchrocken da und blickte ſie an. Endlich richtete ſie ſich empor, ſchob die ſchönen blonden Locken aus den Augen, an welchen die Thränen wie Perlen hingen, und ſagte freundlich wie ein Engel: „Hier iſt Alles ſo wohnlich, ich weine, weil ich an die Heimath und an meine Mutter denke; ſeit fünf Jahren habe ich keine Heimath mehr.“ — „Sprach ſie deutſch?“ — „Sie war eine Deutſche, aus Südtyrol, ihre Sprache lautete wie Geſang. Hernach ſtand ſie auf und ſezte ſich in den Lehnſeſſel dort am Tiſche.“ Der Graf blickte unruhig und bewegt hin. „Sie las in dem aufgeſchlagenen Buche, legte beide Hände darauf, beugte ihr Haupt herab und weinte ſo lange und ſchmerzlich, daß es mir faſt das Herz brach. Ich hätte ſie in ihre Heimath tragen mögen! Vor Ihrem Bilde ſtand ſie lange, ſtreckte die Hand empor und ſagte leiſe, unverſtändliche Worte. Später erſchien ſie noch einmal in dieſen Zimmern mit ihrem Manne; ich wurde abgerufen und gewahrte wiederkehrend, durch die halb offene Thür, daß ſie die Arme um des Oberſten Hals geſchlungen hatte; ihr Kopf ruhte an ſeiner Bruſt und ſie weinte wieder. Er küßte ihre Locken und ſchien ſie zu tröſten; ſie ſtanden vor Ihrem Bilde.“ — „War der Oberſt jung?“ — „Jung und von ſehr angenehmem Aeußern, ein Corſe, ſein Name Freire.“ Der Graf bedeckte die Augen mit der Hand und ſagte nach einer Weile: „Dank für deine Mittheilung, guter Joſeph; ich habe Kopfſchmerz und möchte jezt allein ſeyn. Gute Nacht, und ſey überzeugt, daß es mir Freude gewährt, dich nun jeden Tag ſehen zu können.“

Sobald der Graf ſich allein befand, ſprang er haſtig auf, eilte dem Tiſche zu und küßte, den Kopf herabbeugend,

die Strophen, die Blume, welche dieſelben halb bedeckte. Schade, daß Joſeph dieſen Ausbrüchen des Gefühls nicht zuſehen konnte, er würde ſich überzeugt haben, daß der Lehrling den Meiſter noch nicht erreicht habe. — Dann ſtand er auf, ging lebhaft umher und zündete zuletzt die Kerzen an, welche auf Wandleuchtern neben dem Bilde einer ſchönen Frau befeſtigt waren. Lange, lange war der Graf in dem Anblick deſſelben verſunken. „Verloren! für immer verloren!“ ſagte er endlich mit faſt erſtickter Stimme; „dich, und Alles durch dich verloren!“ Seine Augen benetzten ſich, er lehnte die Stirne, wie Kühlung ſuchend, gegen die Wand und richtete ſeine Blicke endlich wieder, ernſt und gedankenvoll, dem Bilde zu. Dieſes war ſeltſamer und doch höchſt anziehender Art. Es ſtellte eine junge Dame in der Blüthe des Lebens dar, mit ſchwarzen Augen, ſchwarzen Locken, welche in großer Fülle auf den ſchön und edel geformten Hals ſich ſenkten. Ein ſchwarzes Gewand, die Entäußerung von allem, ſelbſt dem geringſten Schmucke, gaben dem Ganzen einen düſtern Anſtrich, nur gehoben durch die jugendliche Geſtalt der Dargeſtellten. Der etwas ernſte Mund war feſt geſchloſſen, wie man ihn bei Beſiegung tiefen Leides zu ſchließen pflegt, aber in dieſen großen, dunkeln Augen lag ſelbſt im Bilde eine Welt von Gedanken, ſo viel Schmerz, ſo viel Ernſt, ſo viel Ergebung, als ausreichen würden, das Leid eines ganzen Lebens auszudrücken.

Die Geſchichte dieſes Bildes enthielt auf gewiſſe Weiſe die des Grafen, und ſeine früheren wie ſpäteren Schickſale waren auf's Engſte darin verwebt. — Reich und unabhängig, ließ er ſich frühe aus Vorliebe im preußiſchen Heere anſtellen und nahm nach einigen Jahren unbeſtimmten Urlaub, um auf Reiſen die ſchönſten Länder Europas kennen zu lernen. Während einer Reiſe in der Schweiz wurde ihm die Bekanntſchaft zweier Damen zu Theil, der Frau von Sarry und ihrer Tochter, welche Beide ſeine Aufmerkſamkeit erregten und feſſelten: die Mutter durch eine angenehme, höchſt geiſtreiche Unterhaltung, durch jenen, nur ſolchen Perſonen eigenen Anſtand, welche in der beſten Geſellſchaft gelebt haben, die Tochter durch alle Reize der Jugend und des lieblichſten Gemüthes. Der Graf wußte auf geſchickte Weiſe die Reiſeplane der Damen zu erforſchen; er hatte andere Ideen gehabt, aber änderte ſie ſchnell, um ihnen folgen und ſie begleiten zu können. Nachdem man eine Weile in jedem Gaſthofe wieder zuſammengetroffen, der Graf den Damen bekannter geworden war, fand die Geſellſchaft es angenehmer und bequemer, mit einander abzufahren. Der feine, liebenswürdige Begleiter erhöhte den Reiz der ſchönen Reiſe. Die Geſchichte der Schweiz hat ſtets ein natürliches, nahe liegendes Intereſſe gehabt, und der Graf war in derſelben völlig bewandert. — Nicht ohne einige Selbſtgefälligkeit benuzte er alle Vortheile, welche eine glückliche Bildung jeder Art ihm verlieh, um den angenehmſten Eindruck hervorzubringen, und ſeine große Einfachheit, der anſcheinend geringe Werth, den er auf ſeine ausgezeichneten Eigenſchaften legte, erwarben ihm ſchnell Vertrauen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus der Tagesgeſchichte.

Die Parapluie-omnibus.

Es iſt unterhaltend, zu betrachten, wie ſelbſt die ſcheinbar einfachſten Erfindungen des Menſchen ihre verwickelte Geſchichte haben: Werkzeuge, die zum Comfort des täglichen Lebens gehören, ohne die wir uns das Menſchengeſchlecht nur mit einiger Anſtrengung der Phantaſie denken können, Vorrichtungen, bei denen uns jezt mit der erſten Idee alle Conſequenzen gegeben ſcheinen, mußten ſich mühſam durch eine Reihe von Metamorphoſen zur Verfeinerung des Tages heraufbilden, und ſo wiederholt ſich in jedem Inventarſtück des civiliſirten Menſchen die ganze Culturgeſchichte. Man denke an die von Lichtenberg ſo artig beſchriebenen Evolutionen der Lichtputze; man denke an den Regenſchirm, wie viele Wandlungen er durchzumachen hatte, bis er ſich aus der Rohr- und Wachstuchbarbarei zum Reifrock von Fiſchbein und der ſeidenen Robe verfeinerte, bis er aus einem Arm voll Ueberlaſt, die höchſtens dazu diente, bei Sonnenſchein einen Bologneſer darauf zu ſetzen, ein handhierbares Mittelding zwiſchen Pike und Keule wurde, bis er ſich auf den Kopf ſtürzte und den albernen Henkel oben zur praktiſchen Stockzwinge unten machte, bis ſich endlich der immer noch plumpe, metallene, klappernde Stockſchirm zum zephyriſchen Schirmſtock herausbildete. Immer aber blieb bis jezt dem Städter der Verdruß, ſich bei gutem Wetter mit dem Regenſchirm zu ſchleppen, und beim Regen keinen zu haben. Eine Pariſer Actiengeſellſchaft, die ſich ſo eben ankündigt, verſpricht dieſem Uebelſtand, vorläufig für Paris, abzuhelfen, und damit ſcheint der Parapluie in eine neue Phaſe ſeiner Vervollkommnung oder, wenn das Wort erlaubt iſt, Verbequemlichung zu treten. Die Ankündigung lautet folgendermaßen:

„Société en commandite des parapluies-omnibus. — Dieſe Unternehmung, welche alsbald in's Leben treten wird, bietet zwei bedeutende Vortheile: ſie nüzt dem Publikum und bringt den Actienträgern Gewinn. Man wandelt fortan bei jeder Witterung durch Paris, und weiß gewiß, daß man bei eintretendem Regen überall einen eleganten Regenſchirm findet gegen ein jährliches Abonnement von 1½ Franken. Dreißig bis vierzig Häuſer auseinander, je nach der Frequenz der Straßen, ſind an beſtimmten Standpunkten Leute aufgeſtellt, welche die Schirme abgeben und wieder in Empfang nehmen. Das Publikum kann ſie nach Belieben beim nächſten Angeſtellten oder beim Portier abgeben. Morgens und Abends werden ſie von eigens dazu beſtellten Leuten abgeholt. — Der Proſpectus thut auf's Ueberzeugendſte dar, daß im ungünſtigſten Falle die Actien 5; Procent Dividende tragen, ungerechnet 5 Procent Zinſen.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Sitzung der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften.

Sehr stark sprach sich Cousin gegen diejenigen Schulen aus, worin die Armen unentgeltlich und die nicht Armen gegen ein Honorar Unterricht bekommen. Solche Schulen, meinte er, haben große Nachtheile: die Armen sollten abgesondert unterrichtet werden; und nun kam die Stelle, welche wahrscheinlich die Veranlassung zu dem Aufsehen gewesen war, das Cousins Vorlesung schon vorher erregt hatte. Er wolle, fuhr er nämlich fort, und hier war die Aufmerksamkeit des Publikums sehr gespannt, seine Meinung unumwunden aussprechen, und zwar auf seine eigene Gefahr. Er glaube, zu Lehrern der unentgeltlichen Volksschulen in Frankreich eigne sich Niemand besser, als die sogenannten Frères de la doctrine chrétienne; denn erstlich verbiete ihnen das Statut ihres Ordens, Geld anzunehmen; der unentgeltliche Volksunterricht sey gerade der einzige Zweck ihres Instituts, und dann habe das Volk Zutrauen zu ihnen, und ihr etwas unbehülfliches, schwerfälliges Wesen bringe sie dem Volke näher. Nun ist es freilich sonderbar, daß ein Mitglied der jetzigen Regierung dieselbe Einrichtung in Schutz nimmt, welche während der Restauration den Lehrern der Schulen des wechselseitigen Unterrichts entgegengesezt und ganz besonders begünstigt wurde. Auch bedenkt Cousin wohl nicht, daß diese geistlichen Brüder noch von dem alten Mönchssinne beseelt sind, und daher auf kleinliche Andachtsübungen ein sehr großes Gewicht beim Unterrichte legen; aber allerdings können sie da, wo es an andern Schulen fehlt, gute Dienste leisten. Ferner hatte Cousin in dem Zuchthause zu Rotterdam die dort gestiftete Schule für junge Delinquenten besucht, und rühmte dieselbe sehr. Es ist ein Glück für die Stadt, daß sich ein junger, von Menschenliebe beseelter Lehrer gefunden hat, welcher ganz allein die sechzig jungen Delinquenten unterrichtet, und auch nach ihrer Entlassung mit ihnen in Verbindung bleibt und sie zu nüzlichen Bürgern umzubilden sucht. Dies gab Cousin wieder Anlaß, sich über die Gefängnißschulen auszusprechen. Er behauptete nämlich, solche Schulen müßten auf Volksschulen gestüzt werden, und nur in Ländern, wo gute Volksschulen vorhanden seyen, könnten sie Nutzen stiften. Nur was in Volksschulen gelehrt werde, bleibe haften, und eine Gefängnißschule müsse bloß die Eindrücke, welche man in den Elementarschulen erhalten, wieder zu erneuern suchen. Bei dieser Gelegenheit behauptete der Verfasser, den guten Volksschulen zu Rotterdam sey es beizumessen, daß dort so wenig Verbrechen begangen werden. Ich glaube aber, dem holländischen Volkscharakter kommt etwas von diesem Verdienste zu; der Holländer ist pflegmatisch, denkt vorzüglich auf den Handel und arbeitet unablässig; dies reicht schon hin, um manche Verbrechen, welche aus Müßiggang, hizigem Charakter und Armuth begangen werden, zu verhindern. Da, wo Jeder seinem Fleiße oder dem Fleiße seiner Vorfahren das Vermögen verdankt, das er genießt, und wo Jeder durch Arbeit und Nüchternheit auch reich werden kann, muß Neid und Bosheit geringer seyn, als an Orten, wo der Arme neben dem prassenden Reichen wohnt, mit der Ueberzeugung, daß er, er mag anfangen, was er will, doch immer ein elender Proletarier bleiben werde, ohne Hoffnung, je die Vorrechte seines üppigen und stolzen Nachbarn zu erringen. — Die beste Vorlesung in der öffentlichen Sitzung der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften war mit Recht für das Ende aufgespart, nämlich die Lobrede auf Sieyes, wenn man anders solch einen Aufsatz, worin die Leistungen eines berühmten Mannes unparteiisch geschildert werden, eine Lobrede nennen kann. Ich erinnere mich nicht, je eine bessere Notiz über einen verstorbenen Akademiker gehört zu haben, selbst von dem gewandten und gelehrten Cuvier nicht, welcher in dergleichen Reden eine wahre Meisterschaft besaß, als diese Notiz Mignets über den großen Staatsmann Sieyes: sie war der Akademie, in welcher sie gehalten wurde, der aufgeklärten Zeit, worin wir leben, und des Mannes, dem sie galt, würdig. Mignet hat noch den etwas harten, oder vielmehr scharf bezeichnenden Ton des mittäglichen Frankreichs beibehalten; dies vergißt man aber bald über dem bündigen, gehaltreichen Styl und dem Interesse des von ihm Vorgetragenen. Sieyes ist einer der Männer, welchen Frankreich die Abschaffung seiner alten Staatsmißbräuche und seine neue Gestaltung verdankt. Seine merkwürdige Schrift über den Tiers-etat erhob den Mittelstand wieder auf die ihm gebührende Stufe, und trug dazu bei, die von Adel und Geistlichkeit erzwungenen Vorrechte zu vernichten. Er war es, der die Eintheilung Frankreichs in Departements bewirkte, und dadurch den alten Provinzialgeist und den Lokalegoismus aufhob. Auf dieses lezte Verdienst war er stets mit Recht stolz geblieben; denn in der That hat dieses wesentlich dazu beigetragen, Frankreich diejenige Einheit und Gleichheit zu geben, welche es in Stand sezte, allen seinen Feinden im Innern und Aeußern zu widerstehen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der geographischen Homonyme in Nr. 6:

Strauß.

Räthsel.

O Räthselmuse, besteige dein Roß
Und fliege mit ihn in's verzauberte Schloß,
Das, aufgebaut auf dem weichsten Grunde,
Mehr Herren zählt auf dem Erdenrunde,
Als je ein adliges Schloß besessen,
Wenn hundert Erben darin gegessen;
Doch jedem der Herren gehört es ganz
Und alle beglückt sein hoher Glanz.

Hat einer lange zu seiner Qual
Umsonst gesucht nach dem Ideal,
Das seine Thränen verkehrt in Lachen,
Weiß all sein Sehnen zu Glück zu machen,
So laß er sich rüstig und ohne Zagen
Auf bahnlosem Weg nach dem Schlosse tragen:
Wie Eva dem weiland Erdenkloß,
Erfüllt sein Wünschen das Zauberschloß.

In seinen Hallen ist Allen so leicht,
Als hätten sie schon ihr Ziel erreicht,
Als hätten sie wirklich des Lebens Zweck
Mit dem Meisterschusse getroffen keck.
Doch wenn einstürzen die prächtigen Hallen,
So sind die Herrn wie vom Himmel gefallen,
Doch sind sie körperlich nicht verlezt,
Und eher gescheiter geworden jezt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 16. Januar 1837.

— Now my love is thaw'd,
Which, like a waxen image 'gainst a fire,
Bears no impression of the thing it was.

Shakespeare.
Two gentlemen of Verona.

Stephanie.

(Fortsetzung.)

Frau von Sarry, unfähig, jede Beschwerde der hin und wieder unumgänglich nothwendigen Fußreisen zu ertragen, gestattete mit großer Ruhe, daß ihre Tochter, nur von dem Grafen, ihrem Mädchen und einem Führer begleitet, Wege verfolgen durfte, welche sie oft erst nach Stunden zu dem Punkte zurückführten, wo sie ausruhte. Der Graf stuzte über das Vertrauen, welches man ihm bewies, aber nur augenblicklich. Es ist, wie Feßler sagt, der wahren Reinheit eigen, daß sie ihren Glanz um sich her verbreitet, und wer sich lange in ihrem Umkreise aufhält, der schämt sich schlimmer Gedanken. So erging es ihm, sein ganzer Sinn läuterte sich, er fühlte sich näher, inniger durch das angezogen, was zu tadeln er Anfangs sich nicht hatte enthalten können, und empfand zum ersten Male, welch ein wundersames Band Vertrauen zu knüpfen im Stande ist. — Halb absichtlich, halb durch unbewußte natürliche Liebenswürdigkeit getrieben, that er Alles, Fräulein von Sarry's Herz zu gewinnen. — Briefe aus der Heimath, aus Südtyrol, veranlaßten indessen die Damen bald zur Abkürzung der Reise. Man trennte sich wehmüthig, aber mit der angenehmen Aussicht, im Spätherbste in einer Hauptstadt des südlichen Deutschlands wieder zusammen zu treffen.

Eine unendliche Oede im Herzen, sezte der Graf seine Reise allein weiter fort; seine Gedanken übersprangen die schöne, blühende Gegenwart zu Schnee und Eis, die ihn ihr wieder nahe bringen sollten, welche ihn so ganz beschäftigte. Sein Gemüth verlor sich in Erinnerungen aller Art, und jede derselbe zeigte ihm Stephanie im willkommensten Lichte. — Kaum begriff er sich selber: unabhängig, in der glücklichsten Lage, hatte er ein Wesen gefunden, welches in jeder Beziehung ihn fesselte; weßhalb zögerte er denn, sein Glück zu sichern, insofern es von ihm abhing? — Unzufrieden, nicht ohne Besorgniß für die nächste Zukunft, beschloß er, sogleich beim ersten Wiedersehen einen entscheidenden Schritt zu thun.

Schon im September verfügte sich der Graf an den genannten Ort. Seine Empfehlungsbriefe und sein eigenes Auftreten verschafften ihm die erwünschteste Aufnahme. Zerstreuungen jeder Art nahmen ihn völlig in Anspruch. Bei einem sehr schönen Feste wurde ihm die Bekanntschaft der jungen Prinzessin von H. zu Theil, auf deren Anblick er seit lange gespannt gewesen. Der erste Eindruck war überraschend, aber nicht genügend. Des Grafen Blick traf auf ein Paar dunkler Augen, die ihn ernst und kalt betrachteten. Das Lächeln erstarb auf seinen Lippen, auch er sah unwillkührlich ernst und länger in diese schönen

Augen, als er ſich deſſen bewußt ſeyn mochte. Die Prinzeſſin war von mittlerer Größe, aber die ſchöne, faſt ſtolze Haltung ihres Halſes, die vortreffliche Biegung der Schultern ließen ſie größer erſcheinen; das Würdevolle ihres Benehmens verlieh ihr eine geiſtige Größe, welche man unbewußt der körperlichen hinzufügte. — Sie redete den Grafen höflich an und gab ihm Anlaß, Einiges von ſeinen Reiſen mitzutheilen. Das Geſpräch war kurz, aber es beſchäftigte ihn in der Erinnerung gleich dem Ergebniſſe von Jahren. Das Kalte im Benehmen der Prinzeſſin hatte ihn unwiderſtehlich angezogen, er konnte ſich von dem Wunſche nicht losſagen, einmal, einmal nur von dieſen ernſten Augen freundlich angeblickt zu werden.

Von nun an ging ſein Beſtreben darauf aus, der Prinzeſſin überall zu begegnen. Seine Blicke folgten den ihren, und wie der Magnet widerſtandslos das Eiſen anzieht, ſo ſchien auch endlich ihre Kälte vor der Glut ſeiner Huldigung zu ſchmelzen. Eines Abends gewahrte er, daß ſie, ſchnell das Haupt von ihm abwendend, ein liebliches, unwillkührliches Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte. Auch er lächelte; nach einer Weile blickten ſie ſich abermals an, und von dem Augenblicke beſtand ein ſtummes, aber vollſtändiges Einverſtändniß. Der Graf trat jezt, wenn gleich beſonnen, doch dreiſter hervor, und ohne ſeine Huldigung zu verhehlen, gab er derſelben den Anſtrich des ganz gewöhnlichen Verkehrs. Ob es ihm gelang, über dieſes Verhältniß ſo viel Dunkel zu verbreiten, als er wünſchte, ſteht ſehr zu bezweifeln; denn die Augen der Menge ſehen gewöhnlich ſchärfer, als die Betheiligten begreiflich finden. Für die Welt gibt es kein Liebesgeheimniß, da ſie ein ſolches zu errathen und vorauszuſetzen pflegt, ehe den Liebenden ſelber das Bewußtſeyn aufgegangen.

Es war jezt Anfang Decembers und der Graf verfügte ſich mit den angenehmſten Erwartungen zu einem großen Ball, welchem die Prinzeſſin gleichfalls beiwohnen ſollte. Sie befand ſich bei ſeinem Eintritte bereits dort, und da es ihm nicht gelingen wollte, gleich durchzudringen, ſo ſtellte er ſich in geringer Entfernung ihr gegenüber. Sie grüßte ihn im kaum merklichen Hinſtreifen des Blicks, und er ſtand in ihrem Anſchauen verſunken, als ein leiſes Gemurmel des Beifalls, von ſeinen nächſten Nachbarn ausgehend, auch ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Er drehte den Kopf und erblickte mit einer Ueberraſchung, welche halb Freude, halb Erſchrecken war, Fräulein von Sarry. — Auch ſie gewahrte ihn und beugte ihr Haupt freundlich und erröthend. Der Graf vergaß faſt, den Gruß zu erwidern; erſt in dieſem Augenblick wurde ihm deutlich, wie gänzlich er ſeine Liebe in den Schweizerbergen vergeſſen habe. Der gewandte Mann verlor jede Faſſung; bald aber ſiegte ein beſſeres Gefühl: er nahte ſich Frau von Sarry und ihrer Tochter und bezeigte ſeine Freude, ſie wieder zu ſehen. Die Mutter richtete die Augen ſtutzend und forſchend, Stephanie den unſchuldigen Blick freudeſtrahlend zu ihm hinauf. In ſeiner Seele wechſelten ſeltſame Empfindungen, die Vergangenheit ſtand vor ihm, er war gerührt, ergriffen, mehr von Stephanies Ausdruck und Anblick, als von der Regung des eigenen Herzens. Wunderbar wirken auch äußere Umgebungen auf die Stimmung, auf das Urtheil. Der Graf hatte Fräulein von Sarry faſt nur unter freiem Himmel oder in den Zimmern der Gaſthöfe geſehen, im Reiſekleide, mit dem leichten, oft durch ihn mit friſchen Blumen geſchmückten Strohhute, oder ganz einfach gekleidet, im Schmuck ihres ſchönen, blonden Haars. Jezt ſah er ſie in einem prächtig eingerichteten und erleuchteten Lokale, den Verhältniſſen angemeſſen gepuzt, mit einem Benehmen, welches, obwohl es immer fein und weiblich war, hier doch abgemeſſen erſchien. Augenblicklich mochte er ſie für die ſüße Stephanie nicht mehr halten, welche ihn ſo ſehr entzückt hatte. Und doch war ſie ſo ganz die nämliche; hier in dem Gewühle und Gedränge ihr ganz fremder Menſchen richtete ſie den Blick zutrauensvoll, wie beruhigt auf den Grafen. Es überſah es nicht, und es gemahnte ihn an die gefahrvollen Wege der Schweiz, wo ſie, ſo oft ein bedrohliches Hinderniß ſich darbot, den Blick zu ihm wandte, und ſelbſt dann, wenn er keine Hülfe zu leiſten im Stande war, durch ſeinen Anblick getröſtet und ermuthigt, ruhig weiter ging. Sein Herz wallte bei dieſer Erinnerung über, aber es war mehr ein Gefühl, welches der Vergangenheit angehörte; die Gegenwart hielt ihn in andern Banden gefeſſelt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Dampfſchiffe des amerikaniſchen Weſtens.

(Fortſetzung.)

Da die Bewohner des Weſtens von der übrigen Welt ſo abgeſchnitten waren, ſo nahmen ſie auch die Rohheit ihrer Wälder an, und daher kommt es, daß man vom Kentukier ſagt, er ſey halb Roß, halb Alligator. Die Zahl der Schiffe, die einmal des Jahrs die Fahrt die Flüſſe hinab und hinauf machten, überſtieg kaum zehn, die im Durchſchnitt hundert Tonnen laden konnten. Kleinere Schiffe mit dreißig Tonnen Laſt betrieben den Detailhandel auf den Gewäſſern des weiten Gebiets. Die Fracht von Neuorleans nach Louisville oder Cincinnati betrug ſechs, ſieben und ſelbſt neun Cents für das engliſche Pfund (700 bis 1100 Fr. für die Tonne). Heutiges

Tags wird die Reiſe von Louisville nach Neuorleans in der Regel in acht bis neun Tagen hin, und in zehn oder zwölf zurück gemacht; und die Fracht beträgt von Neuorleans bis nach Louisville oder Cincinnati oft noch weniger als einen halben Cent für das Pfund (60 Fr. für die Tonne). Dies iſt mit den Krümmungen der Flüſſe eine Entfernung von etwa fünfhundert fünfzig Poſtmeilen, und in Frankreich würde die Fracht 550 bis 600 Fr. betragen.

Im Jahre 1811 ging das erſte, von Fulton gebaute Dampfſchiff von Pittsburg nach Neuorleans ab; es trug den Namen lezterer Stadt. Die Schwierigkeiten der Beſchiffung des Ohio und Miſſiſſippi und die Unvollkommenheit dieſes Schiffes waren aber ſo groß, daß faſt ſechs Jahre abliefen, ehe ein Dampfboot herauf fuhr, und zwar nur bis Louisville, das noch zweihundert und fünfzig Meilen unterhalb Pittsburg liegt. Dieſe erſte Fahrt wurde in fünf-und-zwanzig Tagen zurückgelegt und erregte im Weſten allgemeines Aufſehen, ſo daß man dem Kapitän Shreve, der das Problem gelöst hatte, ein feierliches Mahl veranſtaltete. Von hier an datirt die Revolution im Weſten und der Sturz der Hunderttagsbarken. Im Jahre 1818 belief ſich die Zahl der Dampfſchiffe bereits auf zwanzig, mit einem Tonnengehalt von 3612 Tonnen. Im Jahre 1821 waren ihrer bereits zwei-und-ſiebzig, und in demſelben Jahre fuhr der Car of Commerce von Neuorleans nach Shawnee-Town, einer nicht ſehr weit unter Louisville gelegenen Stadt, in zehn Tagen. Im Jahre 1827 fuhr der Tecumſeh von Neuorleans nach Louisville in acht Tagen und zehn Stunden. Im Jahre 1829 belief ſich die Zahl der Dampfſchiffe auf zweihundert, mit einem Gehalt von 35,000 Tonnen, und gegenwärtig ſind ihrer bereits zweihundert und vierzig, mit 64,000 Tonnen Gehalt. Nach den mir aus den zuverläßigſten Quellen gewordenen Verſicherungen beläuft ſich der Handel, den ſie vermitteln, auf nicht weniger als 140,000 Tonnen, und dies iſt nur der Verkehr zwiſchen Neuorleans und dem Oberlande. Der Handel zwiſchen den Ohiothälern, Teneſſee und dem Obermiſſiſſippi bildet ein weitere, nicht unbeträchtliche Maſſe. Um ſich einen Begriff von dem Verkehr auf den Gewäſſern des Weſtens zu machen, muß man zu der genannten Summe noch weitere 160,000 bis 180,000 Tonnen an Lebensmitteln und verſchiedenen andern Gegenſtänden rechnen, die nach Neuorleans auf Flachbooten (flat boats) herabgeführt werden. Dies iſt eine ungeheure Summe, deſſenungeachtet aber iſt ſie bloß ein kleiner Theil deſſen, was die Flüſſe des Weſtens in zwanzig Jahren verſchiffen werden. Durch den Eriekanal, der dem Miſſiſſippi und Ohio gegenüber nur eine ſekundäre Linie iſt, ſind im Jahr 1833 auf einem einzigen Punkte, in Utika, in der Zeit von ſieben und einem halben Monat 120,000 Tonnen paſſirt.

So mächtig iſt der Einfluß dieſer Verbindungsmittel, welche Geſchwindigkeit mit großer Billigkeit vereinigen. Die Dampfſchiffe des Weſtens gleichen den ſogenannten Bädern Vigier auf der Seine in Paris, und ſtellen ſomit ein großes Haus mit einem Erdgeſchoß und einem erſten Stockwerke vor. Der Homer, ein berühmtes Schiff, hat ſogar noch ein Stockwerk mehr. Zwei große Kamine ſtrömen ihren ſchwarzen Dampf und ihre Funken aus, und ein drittes entläßt kreiſchend eine weißlichte Wolke, den überflüſſigen Dampf. Das Innere hat jenen koketten Anſtrich, der die amerikaniſchen Gebäude überhaupt charakteriſirt. Sie ſind ſämmtlich prachtvoll möblirt, und ſehen überhaupt ſehr hübſch aus. Sie führen oft 500 bis 600 Tonnen, gewöhnlicher aber nur 200 bis 300. Ihre Länge wechſelt von 35 bis 50 Metres. Trotz ihrer Größe und der Pracht der Einrichtung ſind die Koſten der Erbauung ſehr unbedeutend; gegenwärtig koſten die größten Dampfſchiffe höchſtens 40,000 Dollars (213,000 Franken). Ein Dampfſchiff von derſelben Größe würde bei uns 500,000 Fr. koſten; und dieſe Wohlfeilheit läßt ſich nur durch die geringen Holzpreiſe, die oberflächliche Arbeit an den Maſchinen und die ausnehmende Gewandtheit der Arbeiter erklären; denn der Amerikaner excellirt in allen Holzarbeiten. Ein hübſches Schiff, 35 Metres in der Länge, das geſetzlich 100 Tonnen zu laden hat und auch 150 führen kann, koſtet nicht mehr als 7000 bis 8000 Dollars.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſponden̄z-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

Die Oper und der dramatiſche Geſang.

Man iſt bekanntlich, beim gegenwärtigen Zuſtand des deutſchen Schauſpiels, darauf beſchränkt, die Erſcheinungen einzelner großer Talente oder Genies zu bewundern, und ihnen mit Selbſtverleugnung zuzuſehen, wie ſie eben durch die eigenſte Entfaltung ihrer Perſönlichkeit theils die Kluft zwiſchen ſich und den Leuten vom Handwerke immer mehr erweitern, theils die Hoffnung auf Einheit mehr und mehr in die Ferne rücken. Man ſollte zwar denken, daß in dieſer Hinſicht die Oper weit weniger anzuklagen wäre, als das Schauſpiel; allein beim Lichte beſehen, iſt es hier eben ſo ſchlimm, wenn nicht noch ſchlimmer, ſo wie man den Begriff der Oper, als eines dramatiſchen Kunſtwerks, feſthält. Denn allerdings iſt nicht zu leugnen, daß der bloße Muſikfreund immer mit verhältnißmäßig größerer Befriedigung aus dem Theater gehen wird, als der Freund des recitirenden Schauſpiels. Schon ein gutes Orcheſter vermag rückſichtlich der Erſcheinung des Kunſtwerks als eines Ganzen Wunder zu thun. Ueberhaupt iſt die mathematiſche Gebundenheit der Tonverhältniſſe für die Unterordnung des Eigenwillens der Darſtellenden ungemein förderlich. Wer

denn auch nicht mehr als ein Concert verlangt, mag sich mit unsern gewöhnlichen Operndarstellungen zufrieden geben. Soll nun aber nicht mehr gefordert werden, so ist es doch wahrlich mehr als überflüssig, die guten Leute, die nichts zu thun haben, als auswendig zu singen, mit so vielen bunten Lappen zu behängen. Warum dann eine Scene, warum eine Handlung? Allein ich fürchte, jene bloßen Musikfreunde möchten eben nicht den rechten Sinn haben für die Kunst, der sie sich zugethan bekennen. Wenn freilich nur von solchen Opern die Rede wäre, die selbst nur zusammengeflickte Concertstücke sind, so wäre nicht mit ihnen zu rechten; allein es handelt sich hier um solche, die ihrem Begriffe genug thun. Man denke nur an die unerreichbaren Muster echter, ganz und gar dramatischer Musik, an die Gluckschen Opern. Daß sie nicht mehr aufgeführt werden, möchte wohl mit ein Beweis dafür seyn, daß die Kunst, sie aufzuführen, verloren gegangen ist. Im Grunde eben so verhält es sich aber mit Mozarts Opern, ja selbst mit den besten Rossini's. An Beethovens Fidelio braucht kaum erinnert zu werden, da diese Oper der beste Prüfstein des dramatischen Gesangs ist. Wer hier die Schröder gesehen hat, überläßt es gern Andern, diese Rolle von bloßen Sängerinnen mißhandelt zu sehen. Ich will zugeben, daß das Spiel in der Oper noch weit schwieriger ist, als im recitirenden Drama, daß eine ganz eigenthümliche Constitution dazu gehört, denn das Spiel muß hier, wie im Ballette, wenn auch auf eine geistigere Weise, zugleich dem Rhythmus folgen, es muß von den Tönen getragen erscheinen. Wenigstens darf es sich nicht selbstständig nur neben diese stellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, December.

(Beschluß.)

Sitzung der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften.

Mignet fragte einmal Sieyes, ob er nicht einer der Urheber der Departementsorganisation gewesen sey? „Nicht einer derselben, sondern der einzige," erwiderte Sieyes mit festem Tone. Aber später sah der Revolutionsmann mehrere seiner politischen Vorschläge verwerfen, und von nun an beobachtete er in den Volksversammlungen ein unverbrüchliches Schweigen, obschon ihn einmal Mirabeau im Namen der Versammlung der Volksrepräsentanten und im Namen des Vaterlandes feierlich aufforderte, sein Gutachten über eine wichtige Frage abzugeben. Später zog er sich zurück, und überließ die Wüthriche, welche sich des Staatsruders bemächtigt, ihrem Unsinne. Als ihn Jemand nachher fragte, was er während der Zeit gethan habe, antwortete er: „ich habe gelebt," und dies war damals freilich keine Kleinigkeit. Nach der Schreckenszeit kam er als Mitglied des Direktoriums an die Spitze der Regierung, und sah nun ein, daß es eines handfesten Mannes bedürfe, um die Ordnung wieder herzustellen. „Ich habe ein Schwert nöthig," sagte er in seiner bündigen und geistreichen Sprache, und dachte an den jungen General Joubert. Dieser fiel aber in Italien, und nun hofften Sieyes und Andere auf Bonaparte. Der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Reinhard (jetzt auch Mitglied der Akademie), mußte an den General in Egypten schreiben; aber kaum war der Brief abgegangen, als Bonaparte schon in der Provence landete. Mignet sagt, sein Genie habe den Zustand der Dinge errathen; der Geschichtsschreiber vergißt dabei, daß Bonaparte's Brüder und seine vertrauten Freunde ihn von der Lage der Angelegenheiten gehörig unterrichtet hatten. Allerdings aber errieth er wohl Manches, was man ihm nicht gemeldet hatte. Nun half Sieyes zu der Staatsumwälzung vom 18ten Brumaire; allein schon Tags darauf sah er ein, daß der Consul weiter gehen würde, als er, Sieyes, wollte. „Dieser Mann," sagte er, „will Alles, weiß Alles und kann Alles." Man wollte Sieyes zum zweiten Consul machen, er wollte aber nicht; er hatte den Plan zu einer neuen Verfassung entworfen; Bonaparte nahm daraus, was seinen eigenen Planen entsprach, und verwarf das Uebrige. Sieyes zog sich wieder zurück und ließ den neuen Gebieter walten, ohne den geringsten Antheil an der Regierung zu nehmen. Noch muß ich eines merkwürdigen Zeitpunkts in seinem Leben erwähnen, nämlich seiner Sendung nach Berlin im Jahr 1798; hierüber gab Mignet einige Aufschlüsse, die er als Director des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten besser mittheilen konnte, als irgend ein Anderer. Die Sendung hatte den Zweck, Preußen von der neuen, eben damals entstandenen Coalition abzuhalten, und wo möglich diese Macht in eine Gegencoalition hineinzuziehen, welche Frankreich, Holland und einige andere Mächte bilden wollten. Dies schlug zwar fehl, jedoch vermochte Sieyes den jungen König leicht zur Neutralität. Er hatte zu Berlin mit einem Minister zu thun, den Sieyes scherzhaft den Minister des ajournemens nannte, und der, wie Mignet bemerkte, alle Händel gewonnen zu haben glaubte, die er in die Länge ziehen konnte. Ueber den Aufenthalt Sieyes am preußischen Hofe sind Briefe vorhanden, die eben so geistreich als scharfsinnig den damaligen Zustand dieses Hofes schildern sollen. Wahrscheinlich sind es die amtlichen Berichte, die Sieyes seiner Regierung einschickte, und hoffentlich werden sie einmal durch den Druck veröffentlicht werden. Nach der Rückkehr der Bourbonen wurde Sieyes aus Frankreich verbannt, und mußte fünfzehn Jahre im Auslande leben. Die Julirevolution schenkte ihm endlich ein Vaterland wieder; aber der Mann blieb verschlossen und unthätig; er gehörte zu den Männern, von denen ich vorhin sprach, und die wie de Tracy mit Unmuth sahen, daß nicht alle ihre Hoffnungen und Erwartungen in Erfüllung gingen. Und so endete Sieyes sein Leben, nachdem er wenigstens die Freude erlebt hatte, seine Hauptideen in's Staatsleben eingewebt zu sehen. Mignet beschloß seinen Vortrag mit einer kurzen Charakterschilderung des berühmten Mannes. Seinem Urtheil zufolge war Sieyes vielmehr ein politischer Denker (Metaphysicien, wie sich M. ausdrückte), als ein Staatsmann, mehr ein Theoretiker, als ein praktischer Beamter. Auch fehlte es ihm an dem nachgiebigen Wesen, das dem Staatsmann unentbehrlich ist. Immer sollte man entweder seine Ideen, oder seine Entlassung annehmen. Er war ein geistreicher Mann, und hatte Gewandtheit und Würde als Diplomat. In seinen Schriften hatte er mehr Verstand und Scharfsinn, als Glanz und Feuer. Er rechnete zu sehr auf die durchdringende Gewalt der Ideen, und berücksichtigte nicht hinlänglich die Hindernisse, welche einer gänzlichen Umgestaltung der Staatsverfassung im Wege stehen. Er gehört zu den vielen Männern, welche ohne die durch sie bewirkte Revolution nie groß geworden wären; denn er war Canonikus gewesen, und als solcher würde er schwerlich berühmt geworden seyn. Er war einer der ersten Geistlichen, welche sich gegen die Vorrechte ihres Standes erhoben. Die Pariser Gemeinde, welche dreißig Deputirte zu ernennen hatte, beschloß, keinen Geistlichen und keinen Adeligen zu wählen, und nachdem sie neunundzwanzig Bürgerliche ernannt hatte, widerrief sie ihren Beschluß und ernannte nun Sieyes zu ihrem dreißigsten Volksvertreter.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 14.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 17. Januar 1837.

— Lustig himmelan
Stürmt der Gigante Yankee-Jonathan.
A. Grün.

Die Dampfschiffe des amerikanischen Westens.

(Fortsetzung.)

Man darf nicht außer Acht lassen, daß, wenn diese eleganten Fahrzeuge wenig kosten, sie auch desto kürzere Zeit dauern. Wenn man auch in der Auswahl des Materials und in der Erhaltung des Ganzen noch so sorgfältig ist, so dient doch ein Schiff im Westen selten länger, als vier bis fünf Jahre. Erst kürzlich sagte mir ein alter Kapitän von seinem Schiffe, auf dessen Construction er alle mögliche Sorgfalt verwendet hatte, mit einem tiefen Seufzer: „es starb nach drei Jahren (she died at three years)!“ Die prächtige Vegetation des Westens erzeugt so gewaltige Bäume, daß die Eichen Europas Zwerge dagegen sind, aber so schnell sie auf dem durch das häufige Austreten der Flüsse in diesem großen Thale erzeugten Marschboden emporschießen, so schnell sterben sie auch wieder ab.

Die Zahl der Personen, welche auf diesen Schiffen reisen, ist sehr bedeutend, und fast immer sind sie überfüllt, ob es gleich deren gibt, welche, wie der Henry Clay, der Homer und der Mediterranean, zweihundert Schlafstellen zählen. Die Preise sind sehr niedrig; man fährt von Pittsburg nach Neuorleans für 50 Dollars (266 Fr.), Alles mit eingerechnet, und von Louisville dahin für 25 Dollars oder fünf bis sechs Sous die Meile. Noch weit billiger sind die Preise für die zahlreiche Classe der Schiffer, welche die Flachboote nach Neuorleans herabführten und nun ohne diese wieder zurückreisen. Ihrer werden oft fünf bis sechshundert in einem abgesonderten Raum des Schiffes, gewöhnlich im untern, zusammengepfropft; hier haben sie Schutz gegen das Wetter, Platz zum Schlafen und Feuer, und bezahlen hiefür bis nach Louisville vier bis sechs Dollars. Dagegen sind sie verbunden, das Holz herbeizuschaffen, so oft man dessen bedarf. Die Schnelligkeit, mit der diese Leute nun ihren Weg zurück zu machen im Stande sind, hat nicht wenig dazu beigetragen, den Verkehr des Westens so ungemein zu heben; denn gegenwärtig können sie in einer Jahreszeit drei bis vier Fahrten machen, während sie sonst nur Eine machten; ein Umstand, der in einem Lande, dem es an Händen fehlt, von größter Wichtigkeit ist. Bei der Hinabfahrt ist der Raum, den diese Leute bei der Rückfahrt einnehmen, mit Pferden und Rindvieh angefüllt, das nach dem Süden geführt wird, auch mit Sklaven, dem menschlichen Vieh, das den Boden des Südens mit seinem Schweiße düngen, den Abgang in den Zuckerpflanzungen von Louisiana ersetzen und den Baumwollenpflanzern zum Reichthum verhelfen soll. Virginien ist der Hauptstapelplatz

dieſes Handels; das Geburtsland Waſhingtons, Jefferſons, Madiſons iſt gegenwärtig, mit Schmerz ſage ich's, das Guinea der Vereinigten Staaten, und in Waſhington ſelbſt wird bedeutender Sklavenhandel getrieben.

So ſchön aber auch dieſe Fahrzeuge ſeyn mögen, und ſo wichtige Dienſte ſie Amerika leiſten, ſo hat doch, wenn einmal die erſte Neugierde befriedigt iſt, der Aufenthalt auf denſelben für Einen, der auf Bildung und feinere Sitte Anſpruch zu machen hat, gar wenig Anziehendes. Es wird wenige Europäer und ſelbſt Bewohner der Hauptſtädte des Oſtens von Amerika geben, welche nicht, wenn ſie endlich dieſen ſchwimmenden Kaſernen den Rücken kehren, im Paroxysmus ihrer üblen Laune einſtimmig die Schilderung der Miſtreß Trollope von der Geſelligkeit der Leute im Weſten vollkommen beſtätigen möchten. In dieſem Weſten herrſcht eine Art Gleichheit, die mit derjenigen, über die auf dem Papier gefabelt wird, oder über die man ſich luſtig macht, nichts gemein hat. Jeder, der nur einen einigermaßen anſtändigen Rock auf den Schultern trägt, iſt ein Gentleman; ein Gentleman wiegt ſo viel als der andere, und er glaubt ſich alſo vor ſeines Gleichen nicht geniren zu dürfen. Er beſchäftigt ſich bloß mit ſich ſelbſt, er nimmt nicht die geringſte Rückſicht auf ſeinen Nachbar, und denkt gar nicht daran, daß es dieſem nur einfallen könne, von ihm irgend eine Aufmerkſamkeit zu erwarten. Wohl zu merken iſt übrigens, daß mit dieſer Rohheit keine Spur von Böſartigkeit, ſondern im Gegentheil eine, den Gegner entwaffnende Gutmüthigkeit verbunden iſt. Der Mann des Weſtens iſt roh, aber nicht zankſüchtig; er iſt empfindlich, ſtolz auf ſich ſelbſt, ſtolz auf ſein Land, er iſt es im Uebermaß, aber ohne Geckenhaftigkeit und ohne Affectation. Man ziehe ihm den Mantel der Eitelkeit und der Eigenliebe ab, und man wird ihn mit einem reichen Kapital von Dienſtfertigkeit, ſelbſt von Demuth ausgeſtattet finden. Er iſt ein großer Rechenmeiſter, und doch nichts weniger als kalt, ja ſelbſt des Enthuſiasmus fähig. Er liebt das Geld mit Leidenſchaft, und iſt doch nicht geizig, ja zuweilen gar verſchwenderiſch. Wenn er grob iſt, beklagt er ſich doch wenigſtens über keine Grobheit; er wünſcht ſich für beſſere Geſellſchaft heranzubilden, aber er hat viel zu viel mit der Kultur des Bodens zu thun, als daß er an ſeine eigene kommen könnte. Es iſt natürlich, daß ſich in der erſten Generation der Einfluß ihrer rauhen Lebensweiſe nicht ſo leicht verwiſchen läßt; wenn ſich aber auch für die Zukunft bedeutende Verbeſſerungen in dieſer Hinſicht hoffen laſſen, ſo iſt doch die Gegenwart keineswegs geeignet, demjenigen, der einigen Werth auf Zuvorkommenheit und feine Sitte legt, das Leben auf den Dampfſchiffen des Ohio und Miſſiſſippi angenehm zu machen. Zudem iſt eine Fahrt auf dem Miſſiſſippi ſehr gefährlich, ja viel gefährlicher als ein Fahrt zur See, und zwar nicht etwa bloß von Europa nach Amerika, ſondern von Europa nach China. Man muß der Exploſion der Maſchine, man muß eines Brandes gewärtig ſeyn, und nicht geringere Gefahr droht ſtromaufwärts vom Treibholz, wobei ſich ganze Baumſtämme mit den Wurzeln auf dem Flußbett aufſtemmen und die Spitze dicht unter dem Waſſerſpiegel den heraufahrenden Schiffen entgegenkehren. Ferner iſt ſehr zu beſorgen, daß man in einer neblichten Nacht mit einem entgegenkommenden Schiffe zuſammenſtößt, der Unannehmlichkeit, auf einer Sandbank ſitzen zu bleiben, gar nicht zu erwähnen. Rechnet man hiezu noch die Einförmigkeit des Fluſſes, die Oede der flachen, ſumpfigen Ufer, den unangenehmen Anblick des ſchmutzigen Waſſers, die ungeſchliffenen Sitten der größern Hälfte der Paſſagiere, mit denen man in demſelben Käfigte zuſammengeſperrt iſt, ſo iſt es wohl zu begreifen, daß dies auf die Länge eine nichts weniger als angenehme Fahrt iſt. Es machen deßwegen auch die Pflanzer Louiſianas, die während der Sommerhitze im Norden reinere und friſchere Luft ſuchen, ihre Tour an Bord der zwiſchen Neuyork und Neuorleans ſtets hin und her gehenden ſchönen Paketboote zur See.

Die Exploſionen der Maſchinen kommen, ſey nun die ſchlechte Conſtruktion der Keſſel oder die Nachläſſigkeit der dabei Angeſtellten Schuld, häufig vor; und immer gibt es dabei große Unglücksfälle, da die Schiffe ſtets mit Menſchen überfüllt ſind. Erſt vor wenigen Tagen wurden auf dem Majeſtic ſechzig Perſonen theils getödtet, theils verwundet. Man muß übrigens ſagen, daß man von ſo ſchrecklichen Unfällen an Bord wohl beaufſichtigter Schiffe, bei deren Ausrüſtung weder am Mechanismus, noch an der Belohnung der Mechaniker geſpart worden iſt, nichts weiß. Ein guter Mechaniker hat auf einem der größern Schiffe des Weſtens monatlich 100 Dollars (533 Fr.) Gehalt, und deren ſind zwei angeſtellt. Eben ſo häufig kommt Feuer an Bord der Dampfſchiffe aus, und es iſt ſchon vorgekommen, daß ſelbſt bei niedrigem Waſſerſtande Menſchen und Güter zu Grunde gegangen ſind. Ich erinnere nur an das Unglück des „Brandywine," der im April 1832 bei Memphis mit etwa 110 Perſonen vom Feuer verzehrt wurde. Es iſt eine bekannte Sache, wie ſchrecklich unvorſichtig die Amerikaner mit dem Feuer ſind, und daß in den größern Städten kaum ein Tag ohne Feuerlärmen vergeht; dieſelbe Unvorſichtigkeit trifft man auf den Steamboats des Miſſiſſippi. Sie rauchen ganz gemüthlich mitten unter den zum Theil halb offenen Baumwollenballen, mit denen das Schiff angefüllt iſt, ſie ſchiffen Pulver mit ſo wenig Vorſicht ein, als ob es Mais oder Salzfleiſch wäre, und laſſen mit Stroh umwickelte Ballen ganz frei im Funkenregen der Kamine liegen.

(Der Beſchluß folgt.)

Stephanie.

(Fortſetzung.)

Die Muſik begann und der Graf fühlte, daß er nicht umhin könne, Stephanie um den erſten Tanz zu erſuchen. Unter andern Umſtänden würde dieſes mit tauſend Freuden geſchehen ſeyn, nun aber kam die Beſorgniß auf, wie andere ſchöne Augen theils die Unterredung, theils nach derſelben das Bewerben um den erſten Tanz aufnehmen möchten. — Daß Fräulein von Sarry leicht und zierlich tanzen müſſe, war ihm offenbar geworden, nachdem er ſie die hohen Berge hatte erſteigen ſehen, dennoch befriedigte es ihn höchſt angenehm, als ſie, wahrhaft ſchwebend, dem Takte folgte, ſo daß er nicht umhin konnte, nach Beendigung des Tanzes ihr ſeine Bewunderung auszudrücken und auf eine längere Unterhaltung einzugehen.

Während einer Pauſe ſuchte des Grafen Blick die Prinzeſſin, welche zufällig ihm faſt gegenüber ſtand. Auch ihr Auge war auf ihn gerichtet, mit einem kalten, ernſten, beinahe verachtenden Ausdrucke, und in dem plötzlich darauf folgenden Wegwenden des Hauptes ſchien ſich Geringſchätzung und Ueberdruß auszuſprechen. Mehr bedurfte es nicht, den Grafen in die äußerſte Unruhe zu verſetzen; Fräulein von Sarry richtete eine Frage an ihn, wobei ſie freundlich zu ihm aufſah; er antwortete kurz, mit einem eiskalten, faſt unwilligen Blick, mit dem Weſen eines Menſchen, welcher dem Himmel danken würde, aus ſeiner augenblicklichen Stellung erlöst zu ſeyn. Gekränkt und verwundert über eine ſo jähe Veränderung, verſank Stephanie in Gedanken, und da der Graf ſich ihr im Laufe des Abends nicht wieder nahte, ſo brachte dieſe gänzliche Vernachläſſigung ſeine Ausſöhnung mit der Prinzeſſin zu Stande.

Zu Hauſe, ſich ſelbſt überlaſſen, gedachte der Graf des verfloſſenen Abends, des ſchon begonnenen, vor ihm liegenden Tages mit tiefem Unmuthe, mit einer Unruhe, welche nur zu ſehr der Gewiſſensunruhe glich. Was ſollte er nun beginnen? Fräulein von Sarry und ihre Mutter gänzlich vernachläſſigen, ſie gar nicht aufſuchen? Wie konnte er es bei ſeinem Herzen, ſeiner Ehre verantworten? Suchte er ſie dagegen auf, ſo mußte ſich ſehr natürlich das frühere zutrauliche Verhältniß wieder ergeben, welches er der Prinzeſſin auf alle Weiſe zu verbergen wünſchte. Dem Charakter des Grafen lagen ſehr ſchöne Eigenſchaften zum Grunde, doch erlitten ſeine Grundſätze in Beziehung auf Frauen Modifikationen, welche er in jeder andern Rückſicht lebhaft verworfen und mißbilligt haben würde. Das Ergebniß ſeiner Betrachtungen war der Entſchluß, Frau von Sarry aufzuſuchen; er vertraute auf ſein gutes Glück und ſeine Gewandtheit, wobei vielleicht ein wenig Sehnſucht, ein wenig Eitelkeit, etwas von den tauſend Triebfedern menſchlicher Handlungen ſich mit in's Spiel miſchte.

Frau von Sarry empfing den Grafen mit der eigenthümlichen Weiſe, welche man Weltanmuth nennen könnte; aber die Kälte, welche ſie zu verbergen nicht im Stande war, machte ſich ihm deſſenungeachtet fühlbar, und gab ſeiner Haltung eine Unſicherheit, welche ihn lebhaft verdroß. Stephanien nahte er mit geringerer Beſorgniß; ſie begrüßte ihn freundlich, und er blickte forſchend, mehr neugierig, als liebevoll, in die klaren Augen, in deren Tiefe er zum erſten Male einen Anſtrich von Trübſinn gewahrte. Fragen, die Vergangenheit betreffend, boten nahe liegenden, willkommenen Stoff zum Geſpräche. Er lauſchte den Antworten flüchtig, und ein aufmerkſamer Beobachter hätte leicht gewahren können, wie wenig ihm daran gelegen war; dann aber, ſeiner Reiſen von dem Zeitpunkte ihrer Trennung an gedenkend, gab er einen intereſſanten, maleriſchen Umriß derſelben, und ſprach ſich ſo wieder in eine Art Vertraulichkeit hinein. Stephanie hatte, wie früher, die Augen auf ihn gerichtet, während er ſprach, und Frau von Sarry hörte ihm mit dem Wohlgefallen zu, welches Geiſt und Bildung immer hervorrufen. Wohl hätte man augenblicklich denken können, nichts Störendes liege zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart.

Mit dem Rechte eines alten Bekannten nahm der Graf ein Buch, welches neben Fräulein von Sarry lag; er hatte daſſelbe gleich am Einbande erkannt: es war Taſſo's befreites Jeruſalem, ein Buch, welches die Damen auf ihrer Schweizerreiſe mit ſich geführt, und woraus er ihnen häufig einzelne Strophen und Capitel vorgeleſen, wobei zugleich ſpielend kleine Blumen und Blätter, als eben ſo viele Andenken, von ihm hineingelegt worden waren. Nachläſſig ſchlug er jezt das Buch auf; ſeine Eitelkeit wünſchte lebhaft, dieſe kleinen Zeichen bewahrt zu finden. Befriedigt in dieſer Erwartung, aber eben dadurch gleichgültig, legte er das Buch wieder weg, mit einem Gefühle faſt wie Verdruß über ſo unverdiente Treue. Eine augenblickliche Pauſe entſtand; der Zufall kam dem Grafen abermals zu Hülfe. Das Kammermädchen der Frau von Sarry ging durch das Zimmer, und bei dem Anblick derſelben flog ein Lächeln über ſeine Züge, welches, ſobald ſie die Thüre wieder geſchloſſen, einem herzlichen Lachen Platz machte. — Das arme Mädchen war, des Anſtandes halber, Stephanien und dem Grafen auf allen Fußtouren zur Begleitung mitgegeben worden; wie faſt alle Perſonen ihres Standes nicht ſehr an weite Gänge gewöhnt, hatte ſie bisher nur in den Straßen oder auf wohlgeebneten Wegen und im ſchönſten Putze ihr hübſches Geſichtchen zur Schau getragen, und

jene meilenlangen, von so vielen Gefahren und Beschwerden umgebenen Wege erregten ihr nun den äußersten Abscheu. Sobald Ungebildete bestimmten Widerwillen gegen eine Sache empfinden, pflegt sich auch in ihrem äußern Benehmen großes Ungeschick zu offenbaren. So auch hier: jedes Hinderniß, welches Stephanie leicht überflog, erschien ihrer Begleiterin völlig unbesiegbar, und sie bewegte sich mit einer Ungelenkheit, als ob alle ihre Gliedmaßen zusammengeliehen wären. Da der Führer voran ging, so wurde immer dem Grafen die Aufgabe, ihr beizuspringen. Wie unbequem dieses auch mitunter seyn mochte, so war doch das Mädchen zu hübsch, als daß er Verdruß hätte zeigen sollen, und die Erinnerung an diese Situationen war es, was ihn jezt so munter stimmte. Stephanie, welche ihn sogleich errieth, stimmte fröhlich in das Gelächter ein; unzählige kleine Ereignisse kamen zur Sprache, und als der Graf endlich Abschied nahm, wurde er freundlicher entlassen, und er schied mit einem Gefühl der Befriedigung, welches er beim Kommen für unmöglich gehalten hätte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

(Fortsezung.)

Der dramatische Gesang. Fräulein Schebest.

Zugleich soll das Spiel doch vollkommenste Wahrheit haben, es soll doch jede unbedeutende Bewegung entfernt bleiben. Der Charakter soll sich vollständig bis in die kleinsten Züge entfalten, der Gesang soll keine Lücke hervorbringen, vor und hinter welcher mit den Händen gefochten wird, um sie dann, wenn die Arie beginnt, kreuzweis über die Brust zu legen oder wie Meilenzeiger auszustrecken. Es soll gehandelt, und nichts als gehandelt werden, wie im recitirenden Schauspiele, aber gehandelt im Medium der Musik, unter dem Gesetze gleichmäßig getragener Töne. Dazu reicht denn freilich weder das bloße musikalische Talent aus, noch auch die Gabe, einen Charakter darzustellen, an und für sich. Beide Fähigkeiten müssen vielmehr völlig sich durchdrungen haben und zu einer einzigen geworden seyn. Der Gesang muß nichts seyn, als Sprache der Leidenschaft, die Bewegung nichts, als lebendige Musik. Je seltener nun aber diese beneidenswerthe Kunst ist, um so lebhafter ist ihre Wirkung, und um so dringender die Aufforderung an die Kritik, solche Erscheinungen nicht vorübergehen zu lassen, ohne ihren hohen Vorzug rühmend anzuerkennen. Wir wollen jedoch nicht lobhudeln, sondern, je mehr im Uebrigen die Theaterkritik sich auf die schärfste Negation beschränkt sieht, um so mehr wollen wir streben, an der Erscheinung, welche wir hier vorzuführen haben, das wesentlich Gute, Treffliche, Nachahmungswürdige mit einfachen Worten aufzuzeigen.

Fräulein Schebest hat sich uns im vorigen Monate in den Rollen der Norma, Alice, des Romeo, Tancred und Othello gezeigt; sodann hat sie in einem der Concerte der Hofcapelle eine Arie aus der Semiramis, so wie eine Arie aus dem Titus gesungen. Ich habe sie als Norma und Alice nicht gesehen, hörte aber von gewichtigen Stimmen rühmen, daß sie mit sicherer Schärfe in beiden Rollen das Eigenthümlichste hervorzukehren gewußt habe, daß das Bild der leidenschaftlichen Prinzessin eben so vollkommen in sich abgerundet gewesen sey, als die Gestalt des einfachen, schüchternen französischen Landmädchens. Man brauchte die charakteristische Bezeichnung, jede dieser Rollen sey so durchaus wie für sie gemacht erschienen, daß man über der einen die Darstellung der andern vergessen oder gar nicht für möglich gehalten habe. Namentlich haben auch Kenner der bildenden Kunst bei der Ausführung der Norma den großen Reichthum an plastischer Phantasie heraus. So war man denn freilich auf etwas Ungewöhnliches gehörig vorbereitet, wagte aber doch noch nicht, sich einen so überwältigenden Eindruck zu versprechen, als ihn die Darstellungen des Romeo und Othello machten. In diesen beiden Rollen hat sich die Künstlerin auf dem Gipfel ihrer Kunst gezeigt. Die des Tancred dürfte mehr mit ihrem Concertgesange zusammengestellt werden; denn der matte Gang des Stücks, die lederne Persönlichkeit des Helden erlaubten ihr nur seltener, mit voller Kraft, wie man sagt, loszulegen. Wenn sie dann aber einmal mit vollen Segeln steuerte, so gilt für diese Momente Alles, was sogleich bei Gelegenheit des Othello und Romeo gesagt werden soll. Was nun den Concertgesang betrifft, so versteht es sich von selbst, daß das eigenthümliche Talent unserer Künstlerin, welche eben eine rein dramatische Sängerin nach der obigen Schilderung ist, sich hierin nicht mit der Kraft und schlagenden Größe entfalten konnte, wie in der Oper. Ja es war zu erwarten, daß sie sich gebunden fühlen würde, wie wir an manchem vortrefflichen Schauspieler, wenn er bloß recitiren soll, zu bemerken Gelegenheit gehabt haben; allein die Aufgabe wurde dennoch sehr gut gelöst. Schon in der Wahl der Stücke zeigte sich der richtige Verstand der Künstlerin; denn sowohl die Arie des Arsaces: Eccomi al fine in Babilonia (man denke an die Stelle: Schiuse il ciglio, mi guardo etc.), als die aus Titus (in F dur) boten eine reiche Gelegenheit für mannichfaltigste Modulation des Ausdrucks dar. Die Recitative wurden mit größter Kühnheit ausgeführt. Die seelenvollen Mittel- und die tiefen Glockentöne wurden herrlich durch den gutgebauten Saal getragen, und die hohen Töne halten nichts von dem Schneidenden, das denselben in Momenten der Leidenschaft oft bei zu emphatischem Einsatze anklebte. Die größere Ruhe erlaubte, die verschiedenen Stimmregister schön zu verschmelzen; und wenn in den Recitativen hie und da der dramatische Genius mit Wetterschlägen vorüberzuckte, so floß in dem schönen Thema aus F dur die Seele der Künstlerin vollkommen mild und ruhig gleich einem Schwane auf der sanftragenden Begleitung dahin. Wenn denn also auch Anfangs ein gewisses Ringen des lebhaften Geistes nach Ruhe und Fassung bemerklich wurde und im Hörer ein bängliches Gefühl erzeugte, so gab eben dieser Kampf dem Ganzen einen eigenthümlichen Reiz, und dem Siege doppelte Schönheit.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 18. Januar 1837.

Hier auch iſt ein Orient,
Wo die deutſche Liebe brennt,
Hier auch iſt ein Platz der Thränen.

Schenkendorf.

Der Stellplatz.

Droben auf dem mächt'gen Kulme, wo er ſich gen Oſten kehrt,
Iſt ein Räumchen Hohenſtaufens noch ein wenig unverſehrt.

„Stellplatz" nennen ſie die Stätte, kaum noch ſichtbar ausgedämmt,
Denn jahrhundertlanger Regen hat die Erde fortgeſchwemmt.

Dort auf jenem hellen Vorſprung, vom Naturſpiel hingeſchanzt,
Haben einſt die Staufentöchter ihren Reigen friſch getanzt.

Dort, wann ſich der Mai aus Wolken goldbeſchimmert niederließ,
Schwangen ſie ſich in den Wonnen, die der Schöpfer wehen hieß.

Staufen iſt die ſchönſte Höhe, die ein Lorbeerkranz umlaubt;
O wie glänzten jene Roſen lieblich auf dem Lorbeerhaupt!

Ach, die Blumen ſind verblühet, wie das Gras im Abendblick,
Und die Tänze ſind getanzet, und ſie kehren nicht zurück.

Alles iſt gleich einer Sonne, die im Meere längſt verſank,
Gleich dem Segler, der vor Jahren in der wilden Flut ertrank.

Aber wo die Jungfrau'n führten mit den Schweſtern ihren Reih'n,
Ruhet doch noch leiſeleuchtend heiliger Erinnrung Schein.

Hier auch ſtand der alte Friedrich, wann er von dem Kirchenthor
Drunten nach dem Abendſegen in die Höhe ſtieg empor.

Hier mit feiernden Gedanken ſtand der hohe Kaiſergreis,
Und im Abendwinde flogen ſeine Locken ſilberweiß.

Oſtwärts blickte dann ſein Auge, drang, dem frohen Adler gleich,
Weithin über Berg' und Wälder in ſein liebes deutſches Reich.

Oſtwärts, oſtwärts ging es weiter über Ström' und Meere fort,
Dorthin, wo Du einſt gewandelt, menſchgewordnes Gotteswort!

Oſtwärts ſpannt' er dann die Segel, glühend von Begeiſterung,
Und die alten Kaiſeradern ſchlugen alle wieder jung.

Oſtwärts ging ſein tiefes Lieben, ſeiner Seele höchſter Flug;
Golgatha und Zion waren ihm alleine recht genug!

Dortherüber drang ein Athem ew'ger Sehnſucht in ſein Herz,
Und ſo ließ er gern den Süden, ſtrebte freudig morgenwärts.

Iſt ſein Leib auch hingeopfert in des Kalykadnus Flut,
Wiſſen wir auch nicht die Stätte, wo ſein Sterbgebeine ruht:

Dennoch hat, nach ſeiner Weiſe, er ſein großes Kaiſerthum
Kindlichſtark dir hingegeben, ſüßes Evangelium!

Und ſo bleibt der Hohenſtaufen, wo Er hin nach Morgen ſah,
Ewig Dir im Geiſt verbrüdert, Zion, Oelberg, Golgatha!

Seine Burgen ſind zertrümmert, ſeine Kronen eingeſchmelzt,
Felſenlaſten der Vernichtung über Büren hingewälzt.

Aber hier vor allen Roſen blüht die Glaubensroſe doch,
Und der ew'gen Sehnſucht Flamme lodert auf dem Kulme noch.

Und der alte, hehre Stellplatz ſey von Keines Fuß gedrückt,
Der nicht geiſtlichhehr nach Oſten mit dem Kaiſer hingeblickt!

Albert Knapp.

Stephanie.

(Fortſetzung.)

Der Januar verging unter rauſchenden Feſten aller Art; faſt auf jedem derſelben trafen der Graf, die Prinzeſſin und Fräulein von Sarry zuſammen, aber in des Erſteren Herzen war jede Ungewißheit getilgt und ſeine Neigung völlig der Prinzeſſin zugewendet. Auch konnte bei einem eiteln Manne die Entſcheidung kaum anders ausfallen. Die Prinzeſſin erſchien als gefeierte Schönheit des Tages und durch ihre Perſönlichkeit für glänzende Feſte wie geſchaffen; ſie mochte der prachtvollſten Gartenblüthe verglichen werden, neben welcher Stephanie mit ihrem feinen, einfachen Weſen einer Feldblume glich. Wohl gab es eine Zeit, wo der Graf die beſcheidene Blume weit vorgezogen hätte, aber dieſe Zeit war vorüber. Er hatte die Prinzeſſin über ſein erſtes Zuſammentreffen mit Fräulein von Sarry aufgeklärt. Sie blickte während ſeiner etwas gezwungenen Mittheilung anſcheinend gleichgültig vor ſich hin und bemerkte nach einer Weile: „Fräulein von Sarry iſt ſehr hübſch.“ — „Sehr unbedeutend,“ entgegnete der Graf, und die Röthe, welche ſich bei dieſen Worten über ſein Antlitz ergoß, legte wenigſtens ein ehrenvolles Zeugniß für ſeine ſonſtige Wahrheitsliebe ab.

Eines Tags erfuhr der Graf faſt zufällig, daß Frau von Sarry nach zwei Tagen in ihre Heimath zurückzukehren gedenke. Er erhielt dieſe Nachricht von ſeinem Vetter Lysperg, der Stephanien mit einer Anbetung huldigte, welche ihn verdroſſen hätte, wäre dieſer junge Mann nicht ein vollendeter Geck geweſen. Vor dem Spiegel abwechſelnd mit Halsbinde und Haar ſich beſchäftigend, theilte er dem Grafen ſeine Abſicht mit, dem Plane der Damen durch ſeine Bewerbung eine andere Richtung zu geben. Der Graf lächelte: „Da die Abreiſe ſo nahe iſt, wird die Richtung ſchwerlich verändert werden; wäre ſie weiter hinausgeſchoben, dann möchte es möglich ſeyn.“ Herr von Lysperg hatte Verſtand genug, das Doppelſinnige dieſer Antwort zu fühlen. „So viel ich Gelegenheit gehabt habe zu bemerken,“ entgegnete er ſpitz, „fehlt es Fräulein von Sarry weder an Einſicht noch Geſchmack.“ — „Eben deßhalb,“ hätte der Graf erwidern mögen, da indeſſen zu ſolcher Unhöflichkeit kein beſonderer Grund vorlag, begnügte er ſich damit, ſeinem Vetter das beſte Glück zu ſeinem Vorhaben zu wünſchen. Ihm ſelber ſtand nun der Abſchied bevor, den zu nehmen er ſich nicht entheben konnte, und mit höchſt unerfreulichen Gefühlen betrat er die Wohnung ſeiner ihm früher ſo wohlgeneigten Freundinnen.

Mit halb empfundener, halb erkünſtelter Rührung äußerte er ſeine Ueberraſchung durch den ſo plötzlich gefaßten Entſchluß der Abreiſe. Frau von Sarry erwiderte kalt, aber äußerſt höflich einige Worte, in welche ſich, vielleicht gegen ihre Abſicht, eine feine Ironie miſchte. Helle Röthe übergoß des Grafen Antlitz, und tief gereizt, beſchloß er, ſich zu rächen. Mit großer Gewandtheit leitete er das Geſpräch auf allgemeine Gegenſtände, bis es ihm gelang, ſeinen Zweck zu erreichen, indem er, bei anſcheinend ſchicklicher Veranlaſſung, ſolcher Perſonen erwähnte, welche auf läſtige Weiſe unbegründete Anſprüche geltend zu machen ſuchten. Frau von Sarry begriff ihn augenblicklich und ging mit ſo großer Feinheit in das Geſpräch ein, daß es ihm zu ſeinem Verdruſſe ziemlich zweifelhaft blieb, ob er verſtanden worden ſey oder nicht. Während dieſer ſeltſamen Unterredung wandten ſeine Blicke ſich Stephanien zu. Sie arbeitete ruhig fort, dem Anſcheine nach ging keine Veränderung in ihren ſonſt ſo beweglichen Zügen vor; aber trotz dem weckte der erſte Blick auf die ſanfte Geſtalt lebhafte Reue im Herzen des Grafen. Der Gedanke, daß ſie ihn verſtanden haben könnte, erfüllte ihn mit Abſcheu gegen ſich ſelbſt; denn wie hatte ſie es verdient, ihre Huld gegen ihn ſo erwidert zu ſehen? Ton und Benehmen ändernd, war er während der übrigen Dauer ſeines Beſuches emſig bemüht, jeden ungünſtigen Eindruck wo möglich zu vertilgen. Endlich mußte Abſchied genommen werden, und der Graf würde dies ſchon früher gethan haben, wäre es ihm nicht aufgefallen, daß Stephanie jede ſeiner Bewegungen ängſtlich beobachtete. Die leiſeſte Hindeutung auf den Abſchied ſchien ſie mit Schauer zu erfüllen, und ſo blieb er, halb unſchlüſſig, halb ſelber ergriffen, länger, als es ſeine Abſicht geweſen. — Seine Wahrnehmung war richtig und unrichtig, wenigſtens der Auslegung nach: Stephanie wünſchte keineswegs ihn zu halten, ſah aber dennoch mit innerem Beben dem Augenblicke entgegen, wo ſie Faſſung genug haben müſſe, ihm, wahrſcheinlich für immer, Lebewohl zu ſagen. — Endlich ſtand er auf; Frau von Sarry hatte Mitleid mit ſeiner Befangenheit, ſie richtete, nicht eben freundlich, aber doch mit ruhiger Güte den Blick auf ihn und ſagte mild: „Wenn ich Ihrer gedenke, ſo wird immer der ſorgſame und liebenswürdige Reiſegefährte meiner Erinnerung

vorſchweben.“ Eine ſeltſame Bewegung ging über des Grafen Züge. „Gedenken Sie meiner nicht auf dieſe Weiſe,“ ſagte er gerührt; „Sie möchten dadurch auf Vergleichungen kommen, die mir nicht günſtig ſeyn können.“ Frau von Sarry blickte ihn überraſcht an, dann reichte ſie ihm ſchweigend die Hand, welche er lebhaft küßte. Zögernd trat er jezt auf Stephanien zu: „Und Sie, werden auch Sie meiner mit Güte gedenken?“ Stephaniens Wangen glühten von innerer Erregung, ſie hob die Augen zu ihm auf und ſagte mit weicher, bebender Stimme: „Gott laſſe es Ihnen wohl gehen!“ Dieſer einfache Wunſch erſchütterte ihn tief, Thränen drangen ihm in's Auge, er grüßte noch einmal, eigentlich ohne Jemanden zu ſehen, und verließ raſch das Zimmer. Die Damen reisten am beſtimmten Tage, woraus der Graf einen, für ſeinen Vetter nicht ganz günſtigen Schluß zog, der durch deſſen finſtere Mißlaune Beſtätigung erhielt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wie Dampfſchiffe des amerikaniſchen Weſtens.

(Beſchluß.)

Die durch das Treibholz veranlaßten Unfälle waren bisher ſehr häufig; die Stämme werden nach ihren verſchiedenen Lagen im Strombett logs, snags und sawyers genannt. Man ſieht ſich aber nun beim Bau der Schiffe dagegen vor, indem man die Schiffswände verſtärkt, und beſonders am Vordertheile eine doppelte Wand (buckhead) anbringt; und das Gouvernement hat zwei eigene Schiffe ausgerüſtet, um mittelſt eines ſehr zweckmäßigen Mechanismus den Lauf des Ohio und Miſſiſſippi von dieſen Hinderniſſen zu ſäubern, wofür die dieſen Strömen entlang gelegenen Staaten bisher keinen Heller aufgewendet haben. Durch die Vorrichtung des Kapitän Shreve auf den beiden Schiffen Heliopolis und Archimedes wurden die Flüſſe ſchon ſehr geſäubert, es bleibt aber immer noch viel zu thun übrig.

Wenn ſich in Europa ſo bedeutende Unfälle häufig wiederholten, ſo würde man allgemeine Klagen hören. Die Polizei und die geſetzgebenden Körper würden ſich alsbald in's Mittel legen; die Dampfſchiffe würden der Schrecken der Reiſenden, das Publikum thäte ſie in den Bann, und ſie könnten leer ihren Lauf fortſetzen. In den Hauptſtädten des Oſtens von Amerika, wo ſich nach und nach ein regelmäßiges Geſellſchaftsleben bildet und das Menſchenleben nachgerade einigen Werth erhält, wäre es bis zu einem gewiſſen Grade eben ſo. Anders iſt es im Weſten; die Maſſe der Auswanderer, die über die Alleghanys gegangen ſind, überflutet dort die Ebenen, und treibt den Indianer, den Büffel und den Auerochſen vor ſich her. Unter ihren Händen ſinken die gigantiſchen Forſte ſo raſch, wie das trockene Gras der Prairien unter der Brandfackel des Wilden. Sie ſind für die Civiliſation das, was Gengis-Khans und Attila's Heere für die Barbarei waren. Sie ſind eine Invaſionsarmee, bei der das Kriegsrecht herrſcht. Die Maſſe iſt Alles, der Einzelne Nichts; wehe dem, der ſtrauchelt! er wird zertreten und zermalmt; wehe dem, der an einen Abhang kommt! die vorwärts drängende Maſſe ſtößt ihn hinab, und er iſt vergeſſen. Jeder hat nur für ſich zu ſorgen: help yourself, sir! Das Leben des wahren Amerikaners iſt ein Soldatenleben; er iſt ſtets im fliegenden Lager, heute da, in einem Monate fünfzehnhundert Meilen weit weg. Wie im Lager, werden im Weſten alle Händel ſummariſch und auf der Stelle durch einen Zweikampf geſchlichtet, ſey es mit dem Dolch, mit der Büchſe oder der Piſtole. Es iſt ein ſteter, raſcher Wechſel von Glück und Mißgeſchick; heute elend, morgen reich, und vielleicht übermorgen wieder arm, je nachdem der Wind der Spekulationen von der einen oder andern Seite bläst; aber der Geſammtreichthum des Landes wächst dabei in fortſchreitender Progreſſion. Des Amerikaners Loſungswort iſt wie das des Soldaten: vaincre ou mourir! nur verſteht er unter dem Siege Dollars erobern, ohne einen Heller Vermögen ein reicher Mann werden, in Cleveland, Chicago oder Saint Louis Bauloose kaufen und ſie mit tauſend Procent Gewinn wieder verkaufen, Baumwolle nach Neuorleans führen, wenn das Pfund zwanzig Cents koſtet, und dergleichen. Schlimm für den, der den Kürzern zieht, der auf den Dampfſchiffen zu Grunde geht! Was liegt daran, ob ein paar Individuen verunglücken, wenn nur der große Haufen ſicher anlangt! Was die Dampfboote betrifft, ſo müſſen ihrer recht viele ſeyn, das iſt die Hauptſache: ob ſie dauerhaft ſind oder nicht, gut oder ſchlecht geführt, darauf kommt es nicht an, wenn ſie nur raſch und wohlfeil fahren. Dieſe Cirkulation der Dampfſchiffe iſt dem Weſten ſo nothwendig, als der Blutumlauf dem menſchlichen Organismus; daß man ſich aber hiebei an Vorſchriften binde, dazu iſt die Zeit noch nicht gekommen.

Der Weſten Amerika's, der zur Zeit, als die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten erklärt wurde, eine weite Einöde war, woran Niemand dachte, als die Hauptſtadt Waſhington gegründet wurde, wird ſich bei der nächſten Volkszählung als die mächtigſte der drei Territorialſectionen der Union ergeben. In Kurzem wird er die beiden andern an Seelenzahl überragen, er wird die Majorität auf dem Congreß für ſich haben, er wird die neue Welt beherrſchen. Bedenkt man nun, daß das ſichtbare Werkzeug dieſer ungeheuern Fortſchritte allein das

Dampfſchiff iſt, ſo begreift man, daß es Menſchen gibt, für welche die ganze Politik in materiellen Verbeſſerungen und den daraus entſpringenden Intereſſen beſteht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

(Fortſetzung.)

Fräulein Schebeſt als Othello.

Der Concertgeſang konnte ſich, wie geſagt, zu dem dramatiſchen nur wie der Kupferſtich zum Gemälde verhalten. Und die beiden obengenannten Rollen waren eben ſolche, welche den Löwen: Genius, nicht bloß aus der Klaue, ſondern in voller Pracht und Majeſtät zu erkennen, die reichſte Gelegenheit darboten. So wenig in beiden Opern von Shakespeare's Werk unmittelbar mag ſtehen geblieben ſeyn, dieſer Unergründliche iſt ewig unverwüſtlich, und noch der Schatten ſeines Bildes iſt von einer dramatiſchen Lebenskraft geſättigt, die manchen vornehmen Bettler reich machen könnte. Allein die goldene Ader liegt in beiden Opern nicht eben offen zu Tage, ſondern es bedarf der Wünſchelruthe des Genies, um ſie aufzuſchlagen. Beide Rollen gehören zwar zu denen, die gar nicht verdorben werden können; allein um ſo tiefer ergreift diejenige Darſtellung, die von Anfang an den Zauber des Dichters in der Urſprache enthüllt. Man könnte nun allerdings über die Wahl des Othello mit der Künſtlerin ſtreiten wollen, und in der That, die Einwürfe dagegen liegen auf platter Hand. So die Einwendung, daß die muſikaliſche Oekonomie des Stücks eine in der Tiefe hauptſächlich durchgreifende Männerſtimme erfordere, daß die berühmten Effektſtellen des zweiten Akts, von einem weiblichen Organe geſungen, gar zu ſehr in's Grelle fallen, daß überhaupt in dieſer Rolle Saiten anklingen, zu rauh und zerreißend für ein weibliches Gemüth, und daß, wenn ſie auch der Darſtellung gewachſen wäre, es dem Weibe kaum gebühre, auf dieſe Schwindelklippe, vor der ein Mann ſchaudert, ſich hinauszuwagen, daß das Weib hier in's Detail zu malen genöthigt ſey, wo ein Mann mit einigen derben Pinſelſtrichen abkomme, u. dgl. Man könnte dies Alles und noch mehr zugeben, und müßte dennoch die ausdauernde Kraft bewundern, womit unſere Künſtlerin ihren kecken Gedanken ausführte; allein ich vermag nicht einmal jene Einwürfe ſämmtlich als ſtichhaltig anzuerkennen. Wenn in gewiſſen Stellen die tiefe Fülle des Tenors vermißt wird, ſo wirkt dagegen in andern die leidenſchaftliche Kraft des Soprans ſo ſchmetternd, daß die Rolle dadurch ein ganz neues, überraſchendes Schlaglicht erhält. Die Glanzſtellen des zweiten Akts aber ſind mir allerdings unter allen und jeden Umſtänden zu grell erſchienen. Was ſodann die Einwendungen betrifft, die von der weiblichen Natur hergenommen werden, ſo ſind ſie für die Regel vollkommen zuzugeben; dennoch aber muß dem Genius das Recht gewahrt werden, auch einmal gegen den Strom zu ſchwimmen. Vermag er uns nur für den Augenblick vergeſſen zu machen, daß er das Unerlaubte thue, ſo mögen wir wohl hinterdrein mit ihm ſchmollen und uns morgen auf's Neue begeiſtern laſſen; in keinem Falle haben wir das Recht, ihm ſchon mit Vorurtheilen entgegenzutreten, wozu wir Deutſche freilich beſonders geneigt ſind. Selbſt ſein Mißgriff iſt noch edler und königlicher, als unſere laue Kritik, die ſich zum Voraus entſchließt, mit offenen Augen blind zu ſeyn. In Gottesnamen alſo ſelbſt den Mißgriff zugegeben, den ich jedoch nicht zugeben kann, ſo darf von unſerer Künſtlerin gerühmt werden, daß ſie auf der einmal betretenen Bahn mit einer bewundernswürdigen Conſequenz fortſchritt, und daß, wer ihr von Anfang an mit uneingenommener Seele folgte, dem Bilde, das ſie aufſtellte, die lebhafteſte Theilnahme ſchenken mußte. Ja man könnte verſucht ſeyn, zu behaupten, daß eben die geiſtreiche Bizarrerie dem weiblichen Othello in jedem Auge, das nicht in den Feſſeln blinder Angewöhnung liegt, ein ganz eigenthümliches Intereſſe gegeben habe. Eben nämlich, weil die weibliche Empfindung weniger maſſenhaft hervorbricht, wird der großen Scene des zweiten Akts ein unendlicher Reichthum an einzelnen Motiven geſichert, der, wenn mich nicht Alles trügt, ſowohl der mauriſchen Natur ſelbſt, als der Shakespeare'ſchen Gedankenfülle weit eigenthümlicher entſpricht, als das derbpathetiſche Spiel unſers beſten männlichen Othello's. So dürfte denn wohl geſagt werden, daß gerade der weſentlichſte Punkt der Rolle, nämlich die ſchauerliche Selbſtquälerei der eiferſüchtigen Liebeswuth, die jammervolle Unerſchöpflichkeit dieſer furchtbarſten von allen Empfindungen, jenes glänzende Elend der tiefſten Seelenarmuth, unmöglich lebendiger, reicher und treffender entwickelt werden konnte. Eben ſo wurde der dritte Akt durchaus meiſterhaft gegeben. Die ſchauerlichen Minuten, in welchen der gereizte Tiger vor der ſchlafenden Desdemona ſteht und ſie beleuchtet, waren eben von jenem geheimnißvollen Grauen erfüllt, das der große Dichter in dieſe Scene gelegt hat. Dies eben iſt ja der höchſte Triumph des Genius, nicht bloß einzelne Blitze zu ſchleudern, ſondern ganzen Scenen jenes dumpfe Entſetzen, jenen allgemeinen Schauer einzuhauchen, von dem Niemand ſagen kann, durch welche unſichtbare Kette von kleinſten Nüancen er hervorgebracht werde, den jede Bruſt wie ein dumpfes Geheimniß auf ſich laſten fühlt, ohne ihn von ſich ſchütteln zu können, unter dem, wie unter einer dunkeln Schickung, jedes einzelne Wort, jede einzelne Geberde doppelt grauenhaft dahinbebt. Alles Einzelne wird hier zum bloßen Zeichen, das noch Erhabeneres im Hintergrunde ahnen läßt; denn das Genie gibt ſich niemals ganz aus, wie dies oft das bloße Talent thut. Es ſcheint unter einem unheimlichen Götterbefehle zu ſtehen, der uns nicht unmittelbar kund wird, und jeder einzelne Wetterſchlag zeigt die ſchwarze Tiefe des Himmels, woraus er hervorbricht, noch bodenloſer und geheimnißvoller. Die Würgeſcene ſelbſt wurde mit löblichem Maße behandelt, und die Künſtlerin wählte ſtatt des gräßlichen Erwürgens einen raſchen Dolchſtich. Dies gab Gelegenheit, noch einen trefflichen Zug anzubringen. Nachdem Desdemona neben der Harfe niedergeſunken iſt, reißt Othello im unbehülflichen Wahnſinn ein rothes Tuch ab, das er um den Leib trägt, um den Leichnam zu verhüllen. Allein das Tuch iſt nur klein, und er wirft noch zitternd ſeinen Mantel darüber; erſt dann öffnet er den Pochenden. Wie ihm nun Brabantio ſeiner Tochter Hand anbietet, macht der ſchauervoll wiederholte Ausruf: „Deiner Tochter Hand!“ wobei Othello die Leiche aufdeckt, in der That einen unbeſchreiblichen Eindruck. Nicht um die Künſtlerin zu loben, ſondern bloß der Seltenheit wegen möge noch angeführt werden, daß ſie auch bei der Wahl des Coſtüms die Rückſichten der Eitelkeit durchaus dem Intereſſe der Kunſt unterordnete. Daß ſie deſſenungeachtet faſt zu artig für einen mauriſchen Kriegsmann ausſah, konnte ſie nicht verhindern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 19. Januar 1837.

There's nothing in the world like „etiquette“
In halls or chambers. —

Byron.

Einiges zur Geschichte des englischen Parlaments.

Die näheren Umstände liegen zwar noch im Dunkel, doch das Faktum hat seine Richtigkeit, daß die sogenannte Mace, die Keule, das Scepter, das Machtzeichen des Sprechers im Hause der Gemeinen, diesem vor einigen Tagen abhanden gekommen war, aber glücklicherweise wieder beigebracht worden ist. Ja wohl, glücklicherweise, denn das Parlament soll ungewöhnlich früh im Jahre, am 31sten Januar zusammentreten, und was hätte das Haus der Gemeinen ohne die Keule seines Sprechers anfangen sollen? Ein Ausländer, ich weiß nicht ob es von Raumer ist, hat über die Allongeperrücken der englischen Richter und Advokaten sich lustig gemacht, und ein englischer Recensent des deutschen Buchs hat klar und deutlich erwiesen, daß, wenn es da etwas zu lachen gebe, solches nur die Unwissenheit des Ausländers sey, indem aus den und den Gründen ein englischer Gerichtshof viel eher der Rechtsgelehrten, als die Rechtsgelehrten der Allongeperrücken entbehren könnten; ebenso ist es mit des Sprechers Keule. Jedermann weiß, daß das Haus der Gemeinen eines der drei, und in mehrfacher Hinsicht das stärkste und mächtigste der drei Glieder ist, welche den Körper der englischen Verfassung bilden. Man weiß ferner, daß es kein Haus der Gemeinen gibt ohne den Sprecher, und wie nun, wenn es keinen Sprecher gibt ohne Keule? — Eine Menge Menschen treibt die Neugier in die Vorhalle des Unterhauses, um dort nach stundenlangem Warten die Volksvertreter und den Sprecher an sich vorübergehen zu sehen, und sie sehen den Sprecher vorübergehen in seiner stattlichen Perrücke und in seinem unbeschreiblichen Ornate, und sehen vor ihm her einen großen, starken Mann schreiten, einen breiten Haarbeutel auf dem Kragen, einen schmalen Degen an der Hüfte und einen schwer vergoldeten Knüttel, statt des Knopfes mit einer Krone geschmückt, kurz, des Sprechers Keule auf der Schulter; und von den Vielen, die das sehen, haben die Wenigsten einen Begriff von dem wichtigen Einflusse dieses anscheinenden Spielzeugs auf den Organismus des Hauses. — So erfahre man denn, daß es ohne Keule kein Unterhaus gibt, daß die Anwesenheit der Keule bei den Berathungen des Unterhauses so unerläßlich ist, als die Anwesenheit des Sprechers, und daß, wie das Haus ohne den Sprecher keine Verhandlung eröffnen, so der Sprecher ohne die Keule seinen Präsidentenstuhl nicht einnehmen darf. Jeder erste Zusammentritt beginnt bekanntlich mit der Wahl des Sprechers. Während des Wählens führt der Sekretär den Vorsitz, und so lange

die Wahl dauert, liegt das koſtbare Zeichen von des Sprechers Macht und Würde unter der Tafel, an welcher der Sekretär ſeinen Platz hat. So wie jedoch die Wahl entſchieden iſt, wird die Keule aus ihrem Schlupfwinkel hervorgezogen und auf die Tafel gelegt, und hier muß ſie liegen, ſo oft und ſo lange das Haus ſizt. Sobald das Haus aufſteht, das heißt, die Sitzung geſchloſſen iſt, nimmt der Sprecher die Keule mit ſich hinweg und behält ſie ſtets in eigener Verwahrung.

In wie weit der Sprecher hiezu berechtigt iſt, wurde im Jahr 1763 ſehr ernſthaft erörtert und durch Abſtimmung entſchieden. Damals war Sir John Cuſt Sprecher des Hauſes. Eines Tags ließ er durch den Sekretär anzeigen, daß Krankheit ihn verhindere, den Vorſitz zu führen, und ſofort erhob ſich eine lebhafte Debatte, ob nicht bei Ueberbringung dieſer hochwichtigen Botſchaft die Keule hätte anweſend ſeyn ſollen. Daß ſie auf der Tafel hätte liegen ſollen, wagte Keiner zu behaupten; dagegen behaupteten Viele, daß der Anſtand des Hauſes ihre Gegenwart unter der Tafel erfordert hätte. Nach mehreren langen und glänzenden Reden kam es zur Abſtimmung; die meiſten Stimmen entſchieden, der Sprecher habe vollkommen recht gethan, ſich nicht von ſeinem Machtzeichen zu trennen, und demgemäß vertagte ſich das Haus mit dem ausdrücklich in das Protokoll aufgenommenen Beiſatze: „wegen Abweſenheit der Keule.“ Auch muß dieſer vergoldeten Gewalt Reſpekt bezeugt werden. Tritt ein Mitglied zwiſchen die Keule und den Stuhl, ſobald der Mann in Haarbeutel und Degen, der serjeant-at-arms, erſtere von der Tafel aufgehoben hat, ſo muß ihm ſolches, nach dem Geſetze des Hauſes, der Sprecher auf das Nachdrücklichſte verweiſen. Geſchieht es ferner, daß ein Verhafteter vor den Schranken erſcheint, wobei der serjeant-at-arms ihn begleitet, die Keule auf der Schulter, ſo kann ein Mitglied es noch ſo nothwendig erachten, dem Gefangenen perſönlich eine Frage vorzulegen, das Mitglied darf es nicht; warum? die Keule liegt nicht auf der Tafel. Alſo muß es ſeine Fragen, ehe der Arreſtant erſcheint, dem Sprecher ſchriftlich übergeben und ſie durch dieſen ſtellen laſſen, denn ſobald die Keule von der Tafel entfernt iſt, darf in der ganzen Verſammlung nur ein einziger Mund ſprechen, und zwar der des Sprechers. Verwandelt ſich das Haus in ein Comité, ſo verläßt der Sprecher ſeinen Siz und die Keule wird unter die Tafel geworfen; kurz, ein großer Theil der Verhandlungen des engliſchen Unterhauſes wird durch den Ort beſtimmt, wo, und durch die Lage, in welcher des Sprechers Knüttel ſich befindet. Man kann ſagen, und das in parlamentariſchen Ausdrücken: liegt die Keule auf der Tafel, iſt es ein Haus; liegt ſie unter der Tafel, iſt es ein Comité, befindet ſich die Keule außerhalb des Hauſes, kann keine Verhandlung Statt haben, befindet ſie ſich innerhalb des Hauſes auf der Schulter des Serjeanten, beſorgt der Sprecher Alles allein.

Ein anderes Curioſum bei den Verhandlungen des engliſchen Parlaments geht beide Häuſer an; es betrifft die Art und Weiſe, wie das Oberhaus mit dem Unterhauſe, und dieſes mit jenem communicirt. Die Art der Communication iſt verſchieden, obſchon beide Häuſer als geſetzgebende Körper ſich gleich ſind, und der Gegenſtand hat im Augenblick doppeltes Intereſſe, indem beim nächſten Zuſammentritte des Parlaments von Seiten des Unterhauſes die Aufhebung dieſer Ungleichheit beantragt werden und aus dem, was wieder als eine Lächerlichkeit erſcheint, ein verhängnißvoller Kampf zwiſchen beiden Häuſern entſtehen dürfte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Stephanie.

(Fortſetzung.)

An dem Tage, wo der Graf von Mutter und Tochter Abſchied genommen, ward zwiſchen dieſen Beiden kein Wort über ihn gewechſelt. Frau von Sarry ertheilte ihrer Tochter Aufträge, welche deren Zeit genügend in Anſpruch nahmen, und zog ſich dann in ihr Zimmer zurück. Nach ihrem Grundſatze mußte man jedem Menſchen Zeit laſſen, den Schmerz in ſeiner ganzen Tiefe und Bitterkeit zu ergründen, und erſt, wenn dieſes vollſtändig geſchehen, mit Troſtgründen Eingang zu finden ſuchen. Sie blieb demſelben auch bei dieſer Veranlaſſung treu und ließ Stephanien ruhig gewähren, ohne des Grafen mit einer Sylbe zu gedenken. Im Reiſewagen jedoch, bereits einige Meilen von der Stadt entfernt, redete ſie ihre Tochter an: „Wir eilen nun wieder der Heimath zu, Stephanie; ich hoffe, es iſt dir nicht unlieb?“ Stephanie ſchlug die Augen ruhig auf: „Ich kehre gerne zurück.“ — „Gerne, aber nicht freudig, ich weiß es. Du haſt die glücklichen Tage nicht gefunden, auf welche du zähltеſt. Glaube mir, Stephanie, daß ich es ſo tief gefühlt habe wie du, tiefer vielleicht, wenn das möglich iſt. Ich wünſchte, du wäreſt ganz offen und ſagteſt mir, welches Gefühl in deinem Herzen vorherrſchend iſt?“ — „Demüthigung,“ entgegnete die Tochter leiſe. — „Wie iſt das möglich? Stephanie, wie kann das ſeyn? Kann ein Unrecht, welches man dir zufügt und welches du ſchuldlos trägſt, dich in deinem Sinne herabwürdigen? ſtellt es dich nicht vielmehr hoch über denjenigen, von welchem es ausgeht? Ich war auf eine andere Antwort gefaßt.“ Stephanie erwiderte: „So viele Empfindungen haben meine Seele beſtürmt, daß ich

ihnen ſelber kaum Namen zu geben weiß, ſchmerzlich waren alle. Soll ich aber ſagen, was mich am tiefſten gekränkt hat, ſo war es die Aeußerung des Grafen am lezten Tage, worin er uns vorwarf, Anſprüche an ihn gemacht zu haben.“ — „Ich hoffte, dieſe Anſpielung ſey von dir völlig unbeachtet geblieben.“ — „O nein, ich nahm nur alle Kraft meiner Seele zuſammen, jede äußere Bewegung zu verbergen, denkend, wie ſehr es ihn bei ruhigem Nachſinnen beſchämen müſſe, mir einen Vorwurf gemacht zu haben, den ich ſo wenig verdiene.“ Frau von Sarry blickte auf die Landſchaft, um ihre Thränen zu verbergen, und ſagte nach einer Pauſe: „Ich kann dir dein Geſchick nicht vorher ſagen, meine Tochter; es iſt möglich, daß noch manche Stürme über dein junges Leben hinziehen. Eines kann ich ſagen: du verdienſt glücklich zu ſeyn. Denke aber nicht zu viel daran, daß du es werden willſt. Das Glück iſt keine Pflanze von dieſer Welt, die Knoſpe ſehen Manche, die Blüthe Wenige. Es iſt eine höchſt ſeltene Vergünſtigung des Himmels, wenn man dem Gegenſtande ſeiner erſten Neigung zu Theil wird; dir iſt ſie nicht beſchieden geweſen. Aber kann der Segen einer zärtlichen Mutter Heil bringen, ſo wirſt du einſt glücklich ſeyn; deine Seele wird ſich allmählig wieder emporrichten, Geiſtesruhe und Thätigkeit werden dir Troſt bringen; nur der Schmerz der Schuld iſt ewig, unvergänglich.“ Aehnliche Geſpräche beruhigten nach und nach Stephaniens tief aufgeregtes Gemüth, und die Heimath ſah bei ihrer Rückkehr zwei ſanft ergebene, wenn auch nicht glückliche Menſchen wieder.

Während deſſen hatte der Graf ſeinerſeits die ſchmerzlichſten Gefühle zu bekämpfen. Die Prinzeſſin, welche zum Beſuch bei ihrer Tante, der Fürſtin von H. ſich befunden, war jezt veranlaßt, zu ihrem Vater zurück zu kehren. Als waltete die Nemeſis, wurde ihm auch dieſe Kunde ſehr zufällig. Er war in Verzweiflung und zeigte dieſelbe der Prinzeſſin unverholen. Sie ſah ihn ruhig, aber nicht ohne Theilnahme an. „Wie kann,“ ſagte ſie gelaſſen, „ein ſo lange vorher zu ſehendes Ereigniß Sie auf ſolche Weiſe erſchüttern? Wer den Sonnenſchein des Lebens genoſſen, muß auf die Wolken gefaßt ſeyn. Die dankbare Anerkennung der Vergangenheit gibt mir den Muth, die Gegenwart zu ertragen.“ Dieſe und ähnliche Aeußerungen mußten ihre Wirkung auf den Grafen verfehlen; beruhigender war ihr Blick, der ihm beim Abſchiede ſchweigend die Erlaubniß gab, ſie wieder zu ſehen.

Zwei Monate ſpäter traf der Graf in der kleinen Reſidenz des Fürſten ein; die reizende Lage derſelben, die Nähe berühmter Heilquellen boten einen Vorwand für ſeinen dortigen Aufenthalt. Auf ſolche Weiſe verfloſſen beinahe zwei Jahre, welche der Graf faſt unausgeſezt dort zubrachte. Ueber ſein Verhältniß zur Prinzeſſin während derſelben waltete tiefes Dunkel. Nach Ablauf der gedachten Zeit ſah der Graf ſich zur Rückkehr in ſeine frühern Dienſtverhältniſſe genöthigt, welche ihn über ſechs Monate entfernt hielten. Das Gerücht von einer beabſichtigten Vermählung der Prinzeſſin erreichte ihn in der Ferne, und erfüllte ſein Herz mit Qual und Beſorgniß. So ſehr er ſeine Reiſe auch beſchleunigen mochte, er hörte es beſtätigt, bevor er die Reſidenz erreichte. Seine eiferſüchtige Verzweiflung überſtieg alle Grenzen. Nichts machte jezt die Fortſetzung ſeiner Reiſe nothwendig, er hätte umkehren können, dennoch trieb es ihn raſtlos vorwärts. Er mußte ſich überzeugen, weßhalb, für wen er geopfert ſey.

Tief empfundenes Weh läßt auch äußere Spuren zurück, und ſo bemerkte die Prinzeſſin nicht ohne innere Bewegung die Veränderung in dem Ausſehen des Grafen, als er ſich ihr zuerſt wieder vorſtellte. Sein Blick, aus welchem ſehr entgegengeſezte Leidenſchaften ſprachen, war während ſeines Glückwunſches durchdringend auf ſie gerichtet. Sie wich demſelben nicht aus, ihre Augen ruhten ernſt auf den ſeinigen, und dieſer Ernſt ging gegen das Ende ſeiner unzuſammenhängenden Rede in jenen dunkeln, tiefen, unergründlichen Blick über, den er ſpäter in ihrem Bilde wieder fand.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Algier, Ende Decembers.

Minorka. Majorka.

Es iſt ſchwerlich ein Ort der Welt, welcher dem Reiſenden heutiges Tages einen anziehendern Aufenthalt bieten könnte, als dieſe frühere Hauptſtadt des berüchtigten Korſarenvolkes. Lange Jahrhunderte war Algier für uns ein myſteriöſer Ort, eine Lieblingsheimath romantenhafter Sagen, trotz ſeiner geringen Entfernung vom civiliſirten Europa. Jezt lockt das dreifarbige Banner eine Menge neugieriger Beſucher nach dem Strande der Barbarei; die meiſten, um Geld zu gewinnen und ihr Glück zu machen, wenige, um Numidiens antike Denkmäler, um die Naturgeſchichte, Völker und Völkerſitten eines noch ſo wenig bekannten Erdſtrichs zu ſtudiren. Hier iſt die Beute für Alle reich. Der kluge Spekulant verdoppelt ſein Capital in wenigen Jahren, der Raritätenſammler findet Waffen, Münzen und alte Steine mit Inſchriften, den Naturforſcher lockt des Landes reiche Flora und ſeine wunderbare Inſektenwelt nach der Ebene von Metidſchad, an die Ufer der Aratſch und die Vorgebirge des Atlas. Doch darf er ſich dort nicht allzu weit verirren, denn die Kabylen, ſtets bemüht, ihre Schädelſammlung zu bereichern, ſchneiden ihm ohne Gnade den Hals ab. — Eine ſchöne Skizzenſammlung machen in dieſem Augenblicke zwei Maler. Der eine, ein Landſchaftmaler, zeichnet Gegenden, Gebäude und Ruinen, der andere, ein Genremaler, treibt ſich auf den Straßen umher, ſkizzirt dabei die Verſammlungen in Kaffeehäuſern und Barbierſtuben, die Marktſcenen und

Bedouinenſpiele. Dieſer merkwürdige Ort verbindet mit dem bewegten Leben eines europäiſchen Seehafens und dem kriegeriſchen Geräuſche eines großen Waffenplatzes das buntphantaſtiſche Gemälde einer afrikaniſch-muſelmänniſchen Stadt. Seine Bevölkerung, aus den verſchiedenartigſten und zum Theil ſeltſamſten Exemplaren des Menſchengeſchlechts zuſammengewürfelt, feſſelt den Blick des Fremden faſt bei jedem Schritte, während das reiche Grün der Landſchaft ſeinem Auge lacht und ihm lockend winkt unter eine wunderbare Tropenvegetation voll Paradiesbäumen und gekrönten Palmen.

Sehr ſchade iſt es nur, daß ſich noch immer keine Unternehmer gefunden haben, um eine Dampfſchiffverbindung zwiſchen Marſeille und Algier herzuſtellen. Die Kauffahrteiſchiffe bleiben gewöhnlich acht Tage, und bei ſchlimmer Witterung häufig einen Monat lang unterwegs. Auf den Staatsdampfſchiffen aber, welche die Ueberfahrt bei günſtigem Winde in drei Tagen machen, iſt der Reiſende ſehr ſchlecht untergebracht und muß die elende Nahrung zu einem enormen Preiſe bezahlen. Selbſt der Speiſetiſch der Offiziere, an welchem ich durch die Generoſität des franzöſiſchen Gouvernements Platz nehmen durfte, iſt keineswegs ſehr reichlich beſtellt, und da die heftigen Stürme uns neun Tage lang auf dem Meere zurückhielten, ſo wurden die Portionen gegen das Ende unſerer Fahrt ziemlich karg. Die Entfernung von Toulon bis Algier beträgt 165 Stunden. Auf der Hälfte Weges liegen die baleariſchen Inſeln, freundliche, grüne Eilande, die von einer ziemlich armen, aber ungemein liebenswürdigen, hübſchen, reinlichen Bevölkerung bewohnt ſind. Das Dampfſchiff verweilt in der Regel nur eine Stunde vor Mahon, der Hauptſtadt Minorka's, um ſeine Depeſchen abzugeben. Wenn das Meer aber ſehr ſtürmiſch iſt, finden die Schiffe in dem ſo bequemen Hafen einen äußerſt ſichern Ankerplatz. Uns hielt das ſchlechte Wetter einen vollen Tag in Mahon zurück; ich war damit, wie die übrigen Paſſagiere, ſehr zufrieden. Ich benuzte dieſe Zeit, die ungemein freundliche, ſaubere, ſchön gebaute Stadt zu beſichtigen, welche im Verhältniß zu ihrer anſehnlichen Größe eine ſehr geringe Bevölkerung beſizt. Faſt die Hälfte der Bewohner iſt nach Algier ausgewandert. Die Sprache auf den baleariſchen Inſeln iſt eine angenehm klingende ſpaniſche Mundart, nicht ſo ſchön zwar, wie das Caſtilianiſche, doch nähert ſie ſich dieſem mehr, als dem Patois der Catalonier. Die Tracht gleicht der andaluſiſchen; die Mantilla ſchmückt die ſehr ſchönen jungen Inſulanerinnen auf das Reizendſte. Man bemerkt unter ihnen viele Phyſiognomien, welche an die Maurinnen Algiers erinnern. Da der Tag unſers Aufenthalts in Mahon gerade das Namensfeſt der Königin von Spanien war, ſo hatten wir Gelegenheit, einen Ball mit anzuſehen, welcher von allen anweſenden franzöſiſchen und amerikaniſchen Marineoffizieren beſucht wurde. Man tanzte dort den Fandango und den Walzer, vorzugsweiſe leztern. Ueberall bemerkte ich unter Minorka's Bevölkerung ultraliberale Geſinnungen. Das Terrain dieſes Eilandes iſt nicht ſehr geſegnet und ſteht dem in jeder Hinſicht blühendern Majorka bedeutend nach. Palma, die Hauptſtadt Majorka's, welche ich bei meiner frühern Ueberfahrt zu ſehen Gelegenheit hatte, liegt noch weit maleriſcher im Hintergrunde einer felſigen Bucht. Rieſenhaft ragt dort die ſchöne gothiſche Cathedrale aus der Mitte der Stadt heraus. Am Ufer des Meers gewährt die Menge von Windmühlen einen wunderlichen Anblick. Die Berge der Umgebung bedecken Wälder von Orangen- und Citronenbäumen; faſt all die ſchönen Orangen, die man zu Marſeille findet, kommen von Majorka.

(Die Fortſezung folgt.)

Stuttgart, Januar.

(Fortſezung.)

Fräulein Schebeſt als Romeo.

Wenn Othello voll afrikaniſcher Gluth, in einer Siroccoatmoſphäre, ſtets in Begleitung der Furien erſchien, in wilder, zuckender Lebendigkeit, in jeder Bewegung die innerliche Zerriſſenheit wiederſpiegelnd, ſo ſchien Romeo unter einer ganz andern Sonne geboren zu ſeyn. Heiter, lebenskräftig, mit angenehmem Stolze, einen Zug von Schwärmerei in Antlitz und Haltung, edel vom Wirbel bis zur Zehe, trat er auf. Wie ganz anders ward hier der rührende Zorn dargeſtellt, nachdem die Bitte um Frieden höhniſch abgewieſen worden iſt! Unnachahmlich ſchön ward die Arie vorgetragen: La tremenda ultrice spada, beſonders die Stelle, wo das Hauptthema im zweiten Theile wieder eintritt. Hier ſchien die Stimme in bitterer Wehmuth zu verſagen, und brach dann, nach einer leiſen Dehnung des d, mit einem ſolchen Jugendtrotze wieder hervor, daß man auf's Lebhafteſte an die Scene des Trauerſpiels erinnert wurde, wo Romeo den Tybalt erſchlägt. Das Wunderbarſte aber war die gleich darauf folgende Scene mit Julietta. Hier kam das Geheimniß der Jünglingsbruſt, jene kecke, ſchwelgeriſche, wehmuthsvolle, ahnungsreiche, ſtolze und im Bewußtſeyn ihres Rechtes ſelbſt trotzig aufbrauſende Liebe auf das Ueberraſchendſte zu Tage. Die Knabenungeduld, der zärtliche Unmuth, und dann wieder das überſtrömende Gefühl, die hinreißende Beredtſamkeit der Sehnſucht wurden in zahlloſen Nüancen ausgedrückt. Hier war Alles Leben, kein ruhiger Augenblick. Trotz, Hingebung, Abweiſen, Anſchmiegen, Alles wird verſucht, um die Geliebte zur Flucht zu bereden. Vom ſchönſten plaſtiſchen Effekte iſt der Anfang des Allegro's. Romeo ſchreitet, das Auge feſt auf Julien gerichtet, das Haupt ſanft zur Bitte geneigt, langſam aus dem Hintergrunde hervor, und wie er nun die Geliebte berührt und, überwältigt von Sehnſucht, umfaßt, iſt die lezte hinſterbende Bewegung am Ziele kein Kniefall mehr zu nennen, vielmehr im lezten Schritte ſcheint die ganze Geſtalt, übermannt vom Gefühl, unwillkührlich nur ſanft dahinzufließen. Die Stelle: „du liebſt mich nicht.“ und „ſo fühlſt du nichts für mich.“ kann nicht ergreifender vorgetragen werden. Eben hier zeigte die Künſtlerin am unabweisbarſten, wie trefflich ihr der geiſtreiche Diebſtahl an dem eigenſten und geheimſten Leben der ahnungsvollen Jünglingsſeele gelungen iſt. So waren denn auch die Umarmungen grundverſchieden von jenen gewöhnlichen Gliedermannsbewegungen, vielmehr ſtets keck, raſch, und in jeder der verſchiedenſten Modifikationen äußerſt bezeichnend. Der belebende Hauch in dieſer Scene ſchien das Wort des Dichters zu ſeyn: „So thue denn ſein Aeußerſtes der Liebeswürger Tod!“ Der zweite Akt hält ſich größtentheils in der Sphäre allgemeinerer Leidenſchaftlichkeit. Wenn hier nicht einzelne Momente ausgezeichnet werden, ſo glaube man nicht, daß nicht ſolche mannichfach zu nennen wären; allein da hier auch das geringere Talent Wirkung thut, möge nur angedeutet werden, daß unſere Künſtlerin ſich bei aller verzehrenden Gluth der mächtigen Aufwallung ſtets auf's Sicherſte in den Grenzen edler Schönheit hielt. Der Schlußmoment, jener ſüße Triumphgeſang der Liebe, die einzige muſikaliſch große Stelle des Stücks, bot, wie ſich von ſelbſt verſteht, der begeiſterten Spielerin eine Kette von Triumphen dar.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 20. Januar 1837.

You must be purged too, your sins are rank.

Shakespeare.
Love's labours lost.

Stephanie.

(Fortsetzung.)

Wenige Tage nach dieser Unterredung wurde dem Grafen ein Kistchen mit einem Briefe zugestellt. „Es ist mir jezt vollkommen einleuchtend," hieß es in lezterem, „daß unsere Ansichten völlig von einander abweichen. Immer habe ich gedacht, daß man in der Welt lebe, um seinen Pflichten, seinem Berufe, seinem Wirkungskreise getreu zu seyn und demselben zu folgen. Sie scheinen Glück für den einzigen Zweck des Daseyns zu halten. Unsere Lebenswege trennen sich; sollen auch unsere Gesinnungen uns scheiden? — Fühlten Sie nicht, als Sie mich zuerst erblickten, daß Ihre Neigung hoffnungslos seyn müsse, in dem Sinne, wie die Welt es versteht? Und, wenn Sie es fühlten, worüber beklagen Sie sich jezt? — Nur ein Traum konnte Sie beglücken, aber es war ein Traum voll goldener Mährchen, und Sie haben seinen Zauber empfunden. Nun ist er vorüber, und ich habe ihn verscheucht, weil ich es mußte. Ich war die Fee Ihrer Träume; gedenken Sie meiner stets in diesem Sinne. Trennen Sie mich auf solche Weise von der Wirklichkeit, die nicht in das Gebiet der Phantasie gehört. — Ich sende Ihnen mein Bild, als sichtbare Erinnerung an eine Zeit, welche war und niemals wiederkehren kann. Leben Sie wohl, ich fühle die ganze Bedeutung dieses Worts, aber ich habe den Gedanken daran in den Tagen des Glückes nicht aus den Augen verloren."

Nach einem im Sturm der widersprechendsten Leidenschaften durchkämpften Tage stand beim Grafen der Vorsatz fest, ungesäumt abzureisen. Er konnte, er wollte es nicht über sich gewinnen, Zeuge des Glücks eines verhaßten und liebenswürdigen Nebenbuhlers zu seyn. Rastlos trieb ihn der Schmerz in die Weite, und er befand sich in Italien, ehe er sich nur etwas gesammelt hatte. Träumerisch hing er seinem Schmerze, der Erinnerung an seine Liebe nach, und nachdem er, gleich bei Beginn seiner Reise, das schöne Bild an Joseph geschickt hatte, mit einer genauen Anweisung, wie und wo dasselbe angebracht werden solle, war er auf seinen lange fortgesezten Wanderungen im Süden stets von der phantastischen Erinnerung an eine Vergangenheit begleitet, welche sein Daseyn beraubt und beglückt hatte. Doch der Aufenthalt in England, der großartige Eindruck des reellen Lebens führte endlich den allmählig ruhiger und älter gewordenen von der Poesie des Lebens zu der unausbleiblichen Prosa desselben über.

Jezt auf seine Besitzungen zurückgekehrt, mit ernsteren, männlicheren Ansichten, eines zwecklosen Daseyns völlig müde, begann der Graf sich mit Eifer und Ausdauer den Geschäften zu widmen, welche seiner Stellung

als Landeigenthümer am würdigſten waren. Ernſt blickte er auf die Verirrungen ſeines Lebens zurück, wozu er manche verkehrte Anſicht zählte, manche Anordnung, die mehr dem Schein als dem Nutzen gegolten haben mochte, und Beſchämungen dieſer Art nicht verleugnend, überzeugte er ſich bald, daß der feſte Rückblick auf eigene Irrthümer das belehrendſte aller Studien ſeyn möchte. Für ihn ging aus demſelben ein thätiges Leben, ein beſonnenes Wirken, ein richtiger Haushalt mit der Zeit hervor.

Zu den nach und nach auf Schloß Felsheim ſich einſtellenden Gäſten gehörte auch Herr von Lysperg. Der Graf empfing ihn mit einem Anfluge von guter Laune, und obwohl er der Narrheit ſeines Vetters die vollkommenſte Gerechtigkeit widerfahren ließ, gewährte es ihm doch Befriedigung, daß die Schönheit ſeines Schloſſes bei demſelben volle Anerkennung fand. Lysperg war in ſolchen Dingen ein Kenner, und es hielt ſchwer, ſeinen hochgeſtellten Anſprüchen zu genügen; er erſchöpfte ſich in Abhandlungen über Stoffe, Geräthe und Formen, welche ſein Wirth, am Ende doch gelangweilt, mit der Bemerkung unterbrach: „Bei den vortrefflichen Verhältniſſen, in denen wir Beide uns befinden, iſt es mir eigentlich doch unbegreiflich, daß wir als Junggeſellen uns wiederſehen. Warum haben Sie nicht geheirathet, Lysperg?“ Der alſo Befragte ſtutzte, warf die Lippe auf und ſagte mißlaunig: „Ich hatte allerdings einmal die Idee.“ — „Wenn ich mich recht erinnere,“ entgegnete der Graf, „haben Sie mir vor Jahren den freilich damals noch unausgearbeiteten Entwurf zu der zierlichſten Bewerbung mitgetheilt.“ — Lysperg erröthete: „Wäre mir damals bekannt geweſen, was nachher zu meiner Kunde gelangte, ſo würde ein, den Umſtänden nach ſo thörichter Plan nie in meinen Sinn gekommen ſeyn; hatte ich doch weder einen Grafentitel noch ein Schloß in die Wagſchale zu legen. Die Schöne hat freilich mit noch Geringerem vorlieb nehmen müſſen, als ich ihr zu bieten hatte.“ — „Lieber Freund,“ entgegnete der Graf ernſthaft, „wir thäten vielleicht Beide beſſer, bei dieſer Erinnerung nicht zu verweilen. Ich war damals ein ſinnloſer Thor, aber die Strafe iſt nicht ausgeblieben. War ich ſo glücklich, Fräulein von Sarrys Neigung zu beſitzen, ſo laſſen Sie ihr und mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß nicht äußere Vorzüge mir dieſelbe erworben.“ Lysperg lächelte mit unverhaltener Ironie: „Ich bin,“ ſagte er höflich, „weit entfernt, Ihnen die Art und Weiſe ſtreitig machen zu wollen, wie Sie zu dieſer Eroberung gelangt ſind. Nur in Einer Beziehung war ich vielleicht glücklicher als Sie, denn mir iſt der Vorzug zu Theil geworden, Fräulein von Sarry wiederholt im Laufe dieſer Jahre wieder zu ſehen: zuerſt auf einer Reiſe nach Italien, in dem reizenden Botzen, im Hauſe ihrer Mutter; ſpäter traf ich ſie in Spanien, als die Gemahlin des Oberſten Freire. Der Oberſt war ein Verwandter der Frau von Sarry und die Ehe ſchien mir außerordentlich glücklich.“

Der Graf ſchwieg nachdenklich, und nach einer Pauſe, während welcher Lysperg forſchend im Zimmer umher blickte, bemerkte dieſer: „Ich habe ein Auge für alles Angenehme, ſo wie für jeden Uebelſtand, und geſtehe Ihnen demnach, daß die ſeltſame Auswahl der Gemälde an den Wänden umher mir nicht ganz begreiflich iſt. Wir Kenner,“ fügte er nicht ohne Selbſtgefühl hinzu, „pflegen jedes Fach ſtrenge zu ſondern, und billig ſollte der Hiſtorienmaler ſich nie mit dem Landſchaftsmaler in zu naher Berührung befinden.“ Des Grafen Auge überflog die Bilder. „Das Wohnzimmer des Menſchen,“ ſagte er, „muß in etwas das Gepräge des Bewohners tragen. In meinem Sinne iſt nicht Alles geregelt und geordnet, Manches iſt darin wunderlich durcheinander geworfen, und ſo finden Sie es auch hier in meiner Umgebung: Ordnung, aber keine Pedanterie, das Schöne neben dem Mittelmäßigen, nicht weil es dahin gehört, ſondern weil es mir Erinnerungen bietet, welche ich mit meinen Augen wie mit dem Herzen feſthalten möchte.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Einiges zur Geſchichte des engliſchen Parlaments.

(Fortſetzung.)

Zu Botſchaftern des Oberhauſes an das Unterhaus ſind durch verjährtes Herkommen die zwölf Richter des Königreichs — the Judges of the land, oder auch ſchlechtweg Judges — beſtellt, wie der Lord Kanzler, der Lord Chief Justice u. ſ. w., der Oberkanzleidirektor — the master of the rolls — der Generalfiſcal und Generalprokurator — attorney und solicitor general — die königlichen Sachwalter — the king's sergeants — der Sekretär des Hauſes — the clerk of the parliaments — und die Kanzleibeiſitzer — the masters in chancery. Sobald einige dieſer würdigen Herren den Auftrag erhalten haben, dem Hauſe der Gemeinen eine Mittheilung zu machen, wie z. B., daß das Oberhaus die Ausſage eines Mitglieds zu vernehmen wünſcht und deßhalb um ſein Erſcheinen bittet, oder daß es einen verhandelten Geſetzvorſchlag zurückſendet, melden ſie ſich zuvörderſt bei dem sergeant-at-arms, dieſer meldet ſie dem Sprecher und der Sprecher meldet ſie dem Hauſe, wobei lezterer zugleich die Frage ſtellt: ob ſie eingelaſſen oder abgewieſen werden ſollen? Die Pflicht der Artigkeit befiehlt, die Frage einſtimmig zu bejahen. Deſſen beſcheidet hierauf der Sprecher den Sergeant, der Sergeant meldet

es den Botschaftern und führt sie ein. Fügt es sich, daß beim Eintreten des Sergeanten das Haus im Comité sizt, so schweigt der Sergeant so lange, bis der Sprecher den Präsidentenstuhl eingenommen hat, und ehe die Botschafter eintreten dürfen, muß die allbedeutende Keule aus ihrem Schlupfwinkel unter der Tafel hervorgelangt und auf die Tafel gelegt worden seyn. Bei ihrem Erscheinen machen die Botschafter dem Sprecher drei tiefe Verbeugungen, richten dann ihren Auftrag aus und schwenken demnächst ohne Verzug rechts nach der Vorhalle ab, hier die Antwort zu erwarten. Fällt solche bejahend aus, so wird ihnen das gesagt, besteht die Antwort in einer Verneinung, so werden sie um die Meldung ersucht, daß das Haus der Gemeinen die Antwort durch seine eigenen Botschafter übersenden wolle.

Es ist Vorschrift, daß jede vom Oberhause dem Unterhause bestimmte Mittheilung durch wenigstens zwei Botschafter überbracht werden muß, und obgleich daher einer der zwölf Richter oder sogar ein einziger Kanzleibeisitzer dem Auftrage vollkommen gewachsen wäre, so würde doch das Unterhaus sich etwas zu vergeben glauben, wenn es eine von weniger als mindestens zwei Abgeordneten überbrachte Mittheilung entgegen nähme. Es geschah einmal im Jahre 1611, daß eine solche Mittheilung durch eine einzige Person übersendet wurde, und sofort beschwerte sich das Unterhaus gegen das Oberhaus in sehr starken Ausdrücken über das, was es einen „himmelschreienden" Verstoß nannte. Auch säumte das Oberhaus nicht, seinen Fehler demüthig zu gestehen, und sowohl mit der Hast der Sendung als sich damit zu entschuldigen, daß es im Augenblicke nur einen einzigen Botschafter bei der Hand gehabt. Um aber das Versehen nach Kräften gut zu machen, übersendete es dieselbe Mittheilung noch einmal durch drei Abgeordnete, womit denn auch das Unterhaus sich für befriedigt erklärte. Gleichergestalt würde lezteres es sich nicht gefallen lassen, wenn etwa die Botschafter so frei wären, vor Empfang der Antwort abzuziehen. Davon enthält die Parlamentsgeschichte aus dem Jahre 1601 ein Beispiel. Zwei unglückliche Botschafter, des Wartens in der Vorhalle müde und überdrüßig, machten sich auf und davon, ehe es ihnen geheißen wurde, und augenblicklich ging deßhalb eine Beschwerde an die Lords ab, in deren Folge diese, wie sie sich ausdrückten, den Irrthum ihrer Botschafter mit tiefem Schmerz anerkannten.

Die Lords ihrerseits nehmen schlechterdings keine Mittheilung vom Unterhause an, die ihnen nicht wenigstens von acht Deputirten überbracht wird. Das Unterhaus hat keine, durch Gesetz oder Herkommen eigens bestimmten Botschafter. Wenn daher ein Gesetzvorschlag oder eine sonstige Botschaft an das Oberhaus gelangen soll, wählt der Sprecher zwei oder drei Mitglieder zu Ueberbringern, und fordert zugleich das Haus auf, diesen zu folgen. Fänden weniger als die Zahl acht voll machende Personen sich hiezu bereit, so könnte die Botschaft nicht abgehen; doch zeugt es von der Courtoisie des Unterhauses, daß ein solcher Fall nie vorgekommen ist. Im Gegentheil, es finden sich in der Regel mehr als acht, und die Zahl wächst mit der Wichtigkeit der Botschaft. Sobald nun die Deputirten an der Thüre des Oberhauses angekommen sind, melden sie sich bei dem usher of the black rod, dem Thürsteher mit dem schwarzen Stabe, oder dessen Stellvertreter. Besagter vornehmer Herr hat sich sofort an die Schranke zu verfügen und daselbst sehr laut zu rufen: My Lords, a message from the Commons. Hierauf fragt der Lord Kanzler oder wer eben den Vorsitz führt, ob es den Herren Lords gefällig, die Botschafter vorzulassen, und wird das, wie immer, bejaht, so erhält der Anmeldende Weisung, die Deputirten einzuführen. Jezt fliegen die Flügelthüren auf und herein stürzt das posse comitatus, jeder Einzelne begierig, die Botschaft auszurichten. Das erschreckt jedoch den Mann mit dem schwarzen Stabe nicht. Er, wohlerfahren im Ceremoniell des Hauses, stellt die Abgeordneten in Reih und Glied und sich an ihre Spitze, heißt sie thun, wie er thue, und marschirt unter drei Verbeugungen an die Schranke vor, gefolgt von den Deputirten, die alle seine Bewegungen wiederholen. Inzwischen verläßt der Lord Kanzler den Wollsack, nähert sich der Schranke und pflanzt daselbst seinen großen Beutel vor sich auf, indem er zugleich die Verbeugungen der Herren aus dem Hause der Gemeinen mit ähnlichen Bücklingen erwidert. Nach Empfang ihrer Botschaft verfügt er sich wieder auf den Wollsack und die Deputirten gehen rückwärts ab, unter augenscheinlicher Gefahr, sich gegenseitig auf die Hühneraugen zu treten, und unter dreimaligem Verbeugen, nach dem Vorbilde des Mannes mit dem schwarzen Stabe.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

(Beschluß.)

Fräulein Schevet als Romeo.

Vom dritten Akte möge angeführt werden, daß Tebaldo's Spiel als Folie das des Romeo doppelt hob, so daß die mit edlem Stolze und großer Lebendigkeit gesungene Stelle: „Ich verachte dich!" beinahe eine schaltische Nebenbeziehung erhielt. Das stumme Spiel beim Vorüberziehen des Leichenconducts, so wie die nachherige, in wildem Entsetzen einherrollende Anklage waren wiederum mehr der Tragödie würdig, als die Oper dieses Spiels. Unmöglich aber erscheint es, von der Grabscene, die eine Kette schlagender Blize war, eine getreue Relation zu geben. Hier scheint jede Bewegung von der Hand der Liebe selbst geleitet zu

seyn. Mit welcher innigen, in Schauer zerbrochenen Zärtlichkeit werden die Worte gesungen: „Oeffnet des Sarges Deckel!“ wie lieblich und des trefflichsten Malers würdig ist das Hinschmelzen der ganzen Gestalt auf die todtgeglaubte Julietta! Bei der Abweisung der Genossen wäre wieder an jene Kunst zu erinnern, die, ohne sich in einzelnen Tönen oder Geberden zu erschöpfen, einen allgemeinen Zauberhauch unendlicher Wehmuth über das Ganze auszugießen versteht. Der Triumph des dramatischen Gesangs scheint aber die darauf folgende berühmte Scene zu seyn. Hier ist wieder als einer jener Momente, die man sich nie als möglich gedacht hat, die aber, sobald sie einmal vom Genius erschaffen sind, ewiges Leben in sich tragen, die Stelle herauszuheben: „Wie steh' ich einsam und verlassen auf der Erde!“ Im Niederschreiten vom Sarge scheint Romeo bei diesem Gedanken, der ihm das Mark durchschauert, zermalmt in den Boden zu wurzeln. Welche Mannichfaltigkeit liegt hier im Ausdruck der Stimme! Wehmüthig klagend beginnt sie und stirbt auf dem Halte völlig dahin; nun erfolgt das krampfhafte Zucken, und bitter schneidend wälzt sich die jammervolle Klage, immer hohler rollend, in die Tiefe hinab, als wollte und müßte sie sich nach diesen Klängen in ewiges Schweigen begraben. Aber nun bricht die Gestalt zusammen, sie sezt sich auf die Stufen und singt das Thema aus C mit einer so herzzerschneidenden Wahrheit der Verzweiflung, mit so zerrissenen, schicksalanklagenden Wehlauten, daß man sich keinen ergreifendern Commentar zu den Worten des Dichters denken kann: O here will I set up my everlasting rest etc. Wen hat nun nicht, auch in der geistlosesten Darstellung, das Trinken des Giftes gerührt? Unsere Künstlerin läßt hier das Orchester pausiren. Vor und nach dem Trinken küßt sie Julietta, und schreitet dann über das Theater, um sich an einen Grabstein zu lehnen. Welcher Reichthum nun aber in den wenigen Momenten liegt, wo sie, Juliettens Stimme hörend, sich wendet, sie für einen Geist, ein Bild der erhizten Phantasie hält, dennoch hastig, voll Zärtlichkeit und voll Schauer auf sie zueilt, sie befühlt, und nun die ganze Seele in einem Schrei aushaucht, dies vermag nur der Dichter darzustellen. So sagen wir denn auch nichts mehr von dem lezten Duette, als daß auch hier ein unerschöpflicher Reichthum an plastischer Phantasie, mit dem höchsten Zauber des dramatischen Gesangs vereint, eine Reihe von Momenten hervorbringt, welche, so wie die ganze Darstellung, beweisen, daß unsere Künstlerin nur mit Einer ihrer Genossinnen, mit der trefflichen Schröder-Devrient, verglichen werden könne. — Das Publikum hat ihr Ehren angethan, wovon die Annalen unsers Theaters bisher nichts Aehnliches aufzuweisen hatten. Nur wäre das lächerliche Qui pro quo am Schlusse des Othello wegzuwünschen gewesen. Von unserer würdigen Canzi wurde die Künstlerin mit dem besten Erfolge unterstüzt, und es wäre zu wünschen, daß alle Damen, denen die schwere Aufgabe wird, neben einer so außerordentlichen Erscheinung aufzutreten, es für eine größere Ehre achteten, von ihr zu lernen, als in selbstgefälligem Stroyen eine gewisse Befriedigung wohlgegründeter Eifersucht zu suchen.

Algier, Ende Decembers.

(Fortsezung.)

Der Felsen Cabrera. Anblick von Algier.

Das Ungefähr, oder vielmehr der wüthende Orkan wollte, daß ich bei meiner diesmaligen Ueberfahrt Gelegenheit haben sollte, noch eine dritte balearische Insel zu betreten, wohin sich gewiß nur selten ein Reisender verirrt, nämlich den Felsen Cabrera, drei Meilen südlich von Majorka gelegen, welcher durch die Leiden der unglücklichen französischen Gefangenen im spanischen Kriege eine so traurige Berühmtheit erhalten hat. Hier war bekanntlich das Gefängniß und zugleich das Grab der meisten jener beklagenswerthen Tapfern. Dieses Felseneiland besizt einen trefflichen natürlichen Hafen, an dessen Eingang ein kleines Fort steht mit einer Besazung von zwölf Mann. Die Bevölkerung besteht aus wenigen armen Fischern. Da die Vegetation dieser Insel höchst arm ist, folglich der Aufenthalt für mich kein naturwissenschaftliches Interesse darbot, so beschäftigte ich mich, die vielen Namen und Verse in französischer Sprache zu lesen, welche auf allen Klippen und Gesteinen umher eingegraben oder geschrieben stehen. Das Meiste ist kaum mehr zu lesen. Die Wetterstürme haben die Buchstaben, wie die blutigen Thränen der Unglücklichen, die hier erbarmungslos verschmachten mußten, längst von dem Gesteine gewaschen. Nur hie und da sieht man noch die Spuren einiger Gräber, die Mehrzahl der Leichen mögen die Fluthen verschlungen haben. Auf der ganzen Insel wächst nicht so viel Holz, um einen einzigen Sarg davon zu zimmern; der Bauch der Haifische war wohl die Ruhestätte der meisten und ihr Grabgesang das Aechzen des Uhus. Meine Reisegefährten schenkten Anfangs den wenigen Spuren ihrer verwesten Landsleute große Aufmerksamkeit; aber es ist dem französischen Charakter nicht angemessen, sich lange mit so traurigen Bildern der Vergangenheit zu beschäftigen. Der Franzose liebt das Lustspiel mehr, als die Elegie. Während ich daher immer noch vertieft war, die halbverwischten Buchstaben zu entziffern, waren meine Gefährten längst schon nach einem andern Theile der Insel auf die Entenjagd gegangen, und da ihre Beute ansehnlich war, so kehrten sie in der besten Laune von der Welt auf unser Schiff zurück.

Das Dampfschiff verließ nach einem 24stündigen Aufenthalte den Felsen Cabrera. Das Wetter war heiter und der Wind günstig geworden. Die Entfernung zwischen Cabrera und Algier beträgt 18 Stunden, welche wir in 17 zurücklegten. Als wir in die Bucht von Algier einliefen, war es dieselbe schöne Mondscheinnacht, wie bei meinem frühern Besuche im Frühjahr 1835. Man muß den Anblick eines monddestrahlten Meeres, wenn jene Geisterlampe schräge ihren Schein über das unermeßliche Wogengetümmel wirft, selbst erlebt haben, um die erhabene Schönheit dieses wundervollen Naturschauspiels zu begreifen. Selbst die zerlumpten Soldaten, welche, etwa hundert an der Zahl, für die afrikanischen Disciplincompagnien bestimmt, auf dem Vordertheil unsers Dampfschiffes zusammengekauert saßen und bisher an der Seekrankheit arg gelitten hatten, schienen darüber in poetischen Enthusiasmus zu gerathen. Sie sangen allerlei Lieder und jubelten und jauchzten, daß sie nun bald Afrika betreten sollten. Die von Luft und Rauch geschwärzten Gesichter dieser Menschen, welche während neun Tagen sich weder gewaschen, noch rasirt hatten, ihre zerfezten Uniformen und muskulösen Gestalten repräsentirten eine Horde von Corsaren; so fehlte auch dieses Bild der frühern Zeit in der Nähe des Piratenlandes nicht. Man denke sich zu diesem Gemälde noch die immer deutlicher werdende Küste Afrika's, den kleinen Atlas und den Jurjura, dessen weiße Gipfel im Südosten über das kleine Atlasgebirge hervorspringen, im Westen endlich den colossalen Leuchtthurm und im Mittelgrunde das ungeheure weiße Amphitheater der Stadt Algier.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 18.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 21. Januar 1837.

— Sie laſſen
Kein Jota nach vom hergebrachten Brauch.

Shakespeare.
Coriolan.

Einiges zur Geſchichte des engliſchen Parlaments.

(Fortſetzung.)

Ich ſagte, der Lordkanzler trete an die Schranke, daſelbſt die Mittheilungen aus dem Hauſe der Gemeinen entgegen zu nehmen. Folgere jedoch hieraus Niemand, daß er gegen alle herüberkommenden Botſchafter zu gleicher Artigkeit verpflichtet iſt. Keineswegs: wenn z. B. das Unterhaus eines ſeiner Mitglieder abfertigt, dem Oberhauſe Papiere oder Documente zu überbringen, welche eine an daſſelbe eingelegte Berufung oder eine ſonſtige, dort obſchwebende Verhandlung betreffen, iſt der Empfang bei Weitem weniger artig. Angemeldet von dem Thürſteher mit dem ſchwarzen Stabe, tritt der Beauftragte ein, und die Schriften in der Hand, nähert er ſich unter drei Kratzfüßen der Schranke. So wie der Lordkanzler ihn anſichtig wird, ſchreit er, ja, um der Würde des Hauſes willen iſt es Vorſchrift, daß er ſchreie, und zwar in einem Tone, als wäre er eben durch das Eintreten ſeines Bedienten in einer tiefen Meditation geſtört worden — er ſchreit alſo vorſchriftmäßig: what have you got there? — was bringt Ihr da? Der angefahrene Deputirte vermeldet die Urſache ſeines Kommens, legt ſeine Papiere nieder, richtet das Erforderliche aus und wird dann vom Lordkanzler wieder in demſelben Tone bedeutet, ſich zu entfernen. Das thut er, ſo ſchnell er kann, und er könnte es ſchneller thun, wenn er ſich nicht dreimal verbeugen und dabei rückwärts abgehen müßte. Ich habe einmal Gelegenheit gehabt, O'Connell in dieſer Rolle zu ſehen, und was ich bei ſeinem Kommen und Gehen auf ſeinem Geſichte las, war ein Gemiſch von Schauer vor dem Tribunal, das die Macht hatte, ihn ſo verächtlich zu behandeln, von Verlangen, den ihn anfahrenden Lordkanzler in der Perſon des Lord Lyndhurſt dafür zu ſchütteln, und von Vorſatz, es recht bald, wenigſtens figürlich, zu thun.

Es geſchieht ſelten, und dann nur in ſehr wichtigen Fällen, daß das Unterhaus wegen einer einzigen Mittheilung eine Deputation abordnet. Die Herren ſuchen in der Regel mehrere Fliegen mit Einem Schlage zu treffen, mehrere Geſetzvorſchläge auf einmal zu überbringen. Das iſt jedoch wider die Vorſchrift, laut welcher jede einzelne Sache Gegenſtand einer beſondern Botſchaft ſeyn ſoll. Die Art, wie dieſe Vorſchrift umgangen wird, macht die Komödie vollſtändig. Sobald die Abgeordneten ihren Auftrag Nummer Eins ausgerichtet haben, treten ſie vier oder fünf Schritte von der Schranke zurück; der Lordkanzler verfügt ſich auf ſeinen Wollſack und theilt dem Hauſe die empfangene Botſchaft mit; darauf nähert ſich der Thürſteher mit dem ſchwarzen Stabe abermals der

Schranke und ruft: meine Herren Lords, eine Botschaft von den Gemeinen! Dem folgt die Frage an das Haus wegen Vorlassung oder Abweisung; dann kommt die Erlaubniß des Einlasses, dann schreit der Lordkanzler, gleich als ob er weder wisse noch sehe, daß die Deputirten bereits vor ihm stehen: let the messengers be called in! dann schreit ein Diener des Hauses, wo möglich noch lauter als der Lordkanzler: gentlemen of the House of Commons! und wieder treten diese unter dreimaligen Verbeugungen an die Schranke, wieder verläßt der Lordkanzler den Wollsack, schleppt sich wieder mit dem schweren Beutel, pflanzt ihn wieder auf der Schranke vor sich auf und empfängt nun die Meldung Nummer Zwei. Und solches wiederholt sich mit dem größten Ernste und ohne die geringste Abweichung, bis die lezte Nummer der beabsichtigten Mittheilungen in die Hände des Lordkanzlers übergegangen ist.

Wie die hohe Bedeutung, welche der Keule des Sprechers anklebt, und die ängstlichen Formen, an welche die Communicate beider Parlamentshäuser gebunden sind, zu den nicht allgemein bekannten Dingen gehören dürften, so ist solches vielleicht auch hinsichtlich der im Druck erscheinenden Verhandlungen beider Häuser der Fall. Manche verwundern sich, wie es möglich sey, daß bogenlange Reden schon wenige Stunden, nachdem sie gehalten worden, von den öffentlichen Blättern mitgetheilt werden können, sie bewundern die Schönheit der aus dem Stegreife gesprochenen Reden, sie äußern ihr Mißtrauen gegen die Glaubwürdigkeit des Mitgetheilten, wegen der politischen Farbe, welche jedes Blatt trägt. Aber die Verwunderung muß aufhören, die Bewunderung sich mäßigen und das Mißtrauen schwinden, sobald man mit der Einzelnheiten des interessanten Instituts der parlamentarischen Berichterstatter bekannt geworden ist. Dieses Institut hat sich den scherzhaften Beinamen des vierten Standes, des vierten Gliedes am dreigliedrigen Körper der englischen Constitution erworben, und es geht diesem Scherze wie manchem andern, er enthält mehr Wahrheit als er zu enthalten scheint. Der Einfluß der Berichterstatter auf das große lesende Publikum diesseits wie jenseits des Kanals muß unberechenbar groß seyn; ich sage ihr Einfluß, weil Alles, was ihre Mittheilungen betrifft, lediglich Sache ihres eigenen Ermessens ist. Kein Eigenthümer, kein Herausgeber der verschiedenen Zeitungen, für welche sie arbeiten, instruirt sie, über was und über was sie nicht berichten sollen, und ihre geschlossenen Berichte gehen aus ihren Händen unverzüglich in die Hände der Setzer über, ohne daß irgend Jemand ein einziges Wort daran ändert, der Herausgeber etwas wegläßt oder hinzusezt. Obgleich daher ihr Einfluß auf die öffentliche Meinung groß seyn muß und sie verhältnißmäßig Mißbrauch damit treiben könnten, so ist doch Lezteres glücklicherweise fast nie der Fall. Es ist unerhört, daß ein Berichterstatter bei Ausübung seiner öffentlichen Obliegenheit von einer Partei sich hätte bestechen lassen. Sie messen regelmäßig die Länge ihrer Mittheilungen nach dem Grade des Ansehens, in welchem der Redner bei dem Publikum steht, und nach dem Interesse des Gegenstandes ab, über welchen er spricht, und ihr Takt ist in der That merkwürdig: sie wissen stets auf ein Haar, welche Redner das meiste Gewicht haben, und wie viel oder wie wenig Werth die Masse des Publikums diesem oder jenem Gegenstande beilegt. Das System der Theilung der Arbeit hat sich überall bewährt, und auf ihm beruht auch die Trefflichkeit des Instituts der parlamentarischen Referenten in seiner gegenwärtigen Gestalt.

(Der Beschluß folgt.)

Stephanie.

(Fortsezung.)

Während der Graf so redete, waren seine Blicke auf einige Schweizerlandschaften gerichtet, und er fragte, nachdem er eine Weile nachdenklich geschwiegen: „Wann sahen Sie Fräulein von Sarry zulezt? — ich kann sie nun einmal nicht anders nennen.“ — „Ich habe,“ entgegnete Lysperg, „seltsam genug, sie in drei verschiedenen Epochen ihres Lebens gesehen, als Mädchen, Frau und Wittwe; als leztere sah ich sie vor drei Monaten in Botzen wieder.“ — „Als Wittwe?“ fragte der Graf bewegt. — „Oberst Freire ist im russischen Feldzuge geblieben und seine Frau lebt wieder mit ihrem allerliebsten Kinde bei der Mutter. Ich wußte es, und der unbesiegbare Wunsch, sie wieder zu sehen, zog mich dorthin. Ich habe längst jede Hoffnung aufgegeben und würde,“ fügte er stolz hinzu, „iezt jede verwerfen, welche man mir geben würde.“

Der Graf war aufgestanden und ging lebhaft im Zimmer auf und nieder, nach einer Weile sagte er, indem ein flüchtiges Lächeln seine Züge überflog: „Sie und ich, Lysperg, sind vielleicht die zwei verschiedensten Menschen, welche es geben mag. Unser Geschmack, unsere Lebensansichten weichen fast durchgängig von einander ab. Ich könnte vielleicht eine juridische Abhandlung schreiben, würde es aber schlecht verstehen, die kunstgemäße Beschreibung einer Draperie zu liefern, worin Sie wahre Meisterschaft erlangt haben. Eben so wenig bin ich in alle Abstufungen des guten Tons und derjenigen Toilettenkünste eingeweiht, welche Sie für unumgänglich nothwendig halten. Eigentlich gibt es nur Einen Berührungspunkt zwischen uns, und der ist, daß Sie ein braver Mann sind, und daran halte ich mich. Früher konnte

ich nicht offen gegen Sie ſeyn; ich machte keine Anſprüche an Fräulein von Sarrys Hand und mußte es Ihnen überlaſſen, Ihr gutes Glück zu verſuchen. Stand ich Ihnen dabei im Wege, ſo war dieſes auf jeden Fall ein Glück ohne Verdienſt. Wie aber auch damals meine Geſinnung geweſen ſeyn mag, ich dachte früher anders: es gab eine Zeit, wo ich mir zu erwerben bemüht war, was ſpäter von mir gering geachtet worden. Wer hätte in ſeinem Leben nicht einmal Aehnliches zu beklagen gehabt? — Jezt aber — manche Frauen haben mich augenblicklich gefeſſelt, aber nur zwei haben den Gedanken in mir erregt, mein Leben mit ihnen zubringen und beſchließen zu wollen: — die Eine war Fräulein von Sarry. — Die Nachricht, daß ſie Wittwe iſt, hat mich tief ergriffen. Sehen muß ich ſie auf jeden Fall; ob noch eine Stimme für mich in ihrem Herzen ſpricht, ob ich bei ihrem Anblick vergeſſen kann, daß ſie einem Andern angehört, ihn ſehr muthmaßlich geliebt hat, das Alles weiß ich nicht; nur der Augenſchein kann mich darüber belehren. Haben Sie in Wahrheit jeden Anſpruch aufgegeben, ſo wird meine freimüthige Erklärung Sie nicht verletzen.“ Lysperg ſchwieg eine Weile und erwiderte dann lächelnd: „Ich will mir einbilden, Ihnen zu gönnen, was von mir als die höchſte Seligkeit des Lebens betrachtet worden wäre.“

Zwei Monate ſpäter befand ſich der Graf an einem wundervollen Herbſtabende in Botzen. Er war zum erſten Male dort; ſein Auge faßte mit Entzücken die Schönheit dieſer reichen Gegend auf. Bewegt blickte er in die blaue, duftig verhüllte Gegend; das Entfernte zeigte ſich in ungewiſſen, verſchwommenen Umriſſen; ein Bild ſeines und jedes menſchlichen Schickſals. Ahnend dachte er ſich das Beſte, aber nebelverhüllt lag die Zukunft vor ihm. Noch einmal überflog er die Vergangenheit: wenn eigener Schmerz, wenn Reue Verſöhnung herbeiführen konnten, ſo mußte ihm Vergebung werden.

Die Wohnung der Frau von Sarry war leicht erfragt; ſeufzend betrat er das reizend gelegene, mit Weingehängen und ſchönen Schlingpflanzen bekleidete Haus. Seine Abſicht, ſich anmelden zu laſſen, wurde durch das unerwartete Entgegentreten der Frau von Sarry vereitelt. Dieſe bewillkommte ihn herzlich und liebreich; nur kleinlich geſinnte Menſchen gedenken nach langer Trennung des Störenden, welches vielleicht bei derſelben obgewaltet, während der beſſere Sinn einzig für die Freude des Wiederſehens offen iſt. Von ihr geleitet, betrat der Graf einen Gartenſaal, wo ſich Stephanie befand. Sie ſaß bei einer Arbeit, den Kopf niedergebeugt; die unvergeßlichen ſchönen Locken verdeckten in dieſer Stellung ihr Antlitz zu ihren Füßen ſpielte ein kaum fünfjähriger Knabe, mit blondem, gelocktem Haar. Stephanie hob das Geſicht, erröthete vor Ueberraſchung und behielt ihren Platz, ohne zu grüßen, wortlos, in ſtummem Erſtaunen. Obgleich vorbereitet, war die Lage des Grafen nicht viel wünſchenswerther. Am Ende faßten ſich Beide, ſo gut es gehen wollte. Stephanie beugte ſich nach der erſten Begrüßung zu ihrem Kinde nieder: „Stehſt du nicht auf, Stephan, und ſagſt guten Abend?“ Der Knabe gehorchte, und der Graf nahm die kleine, dargebotene Hand, ſich im ſchnellen Hinblicke überzeugend, wie ganz er das Ebenbild ſeiner reizenden Mutter ſey.

Das Geſpräch drehte ſich zunächſt um die wundervolle Lage Botzens, als nach einer Weile Frau von Sarry abgerufen wurde. Der Graf benuzte die augenblickliche Pauſe, welche nach ihrer Entfernung entſtand, und ſich etwas zu Stephanien beugend, ſagte er bewegt: „Meine Lage iſt ſeltſam; ich kann keine Verzeihung erbitten, keine Erläuterung geben, keine Reue äußern, aber ich wollte, Sie ſagten mir nur mit einem Blicke, daß Sie mir vergeben haben.“ — Stephanie ſah ruhig, aber nicht ohne Gefühl zu ihm auf. „Ich habe Ihnen längſt vergeben,“ entgegnete ſie mild. In dieſer Aeußerung lag jede Befriedigung, welche er wünſchen konnte, und dennoch fühlte er ſich halb durch dieſelbe verlezt. So hätte eine Schweſter dem Bruder ſagen können: ich habe dir längſt vergeben; keine merkliche Erſchütterung, kein ſchnelleres Pochen des Herzens war in den einfachen Worten vernehmbar. Gedankenvoll lehnte er in ein Fenſter, Beide ſchwiegen, bis die Rückkehr der Frau von Sarry dem Geſpräche neuen Schwung gab.

(Die Fortſezung folgt.)

Aus der Tagesgeſchichte.

Die Omnibus-reſtaurans.

Die Leſer kennen längſt den Vicomte Botberel, deſſen Rieſenunternehmung ſogar die Phantaſie der ſanguiniſchen Pariſer erſchreckt hat. Wie der Gott der Juden ſein ganzes Volk in der Wüſte Sin mit Manna und Wachteln ſpeiſte, ſo wollte der Mann alle ſeine Mitbürger Tag für Tag mit ihrer Julienne, ihren Cotelettes und ihrem Carafon verſorgen, oder vielmehr, er will es immer noch, trog des bisherigen ſchlechten Fortgangs der Sache und des großen Aufwandes, den er aus eigenen Mitteln gemacht. Dies geht aus einem wunderlichen Schreiben hervor, das er vor Kurzem an die Actionäre erlaſſen. Er beklagt ſich darin auf's Bitterſte, daß man ſein Unternehmen von Anbeginn mit Spott und Epigrammen und ſchwarzer Verleumdung verfolgt habe, und daß in ganz Paris kein Menſch ſo vernünftig geweſen ſey, ihm auf ein ſchuldenfreies unbewegliches Eigenthum von 400.000 Fr. im Werth Geld vorzuſtrecken. — „Aber,“ fährt er fort, „mit unſäglicher Mühe und Aufopferung von meiner Seite ſind jezt endlich alle Schwierigkeiten beſiegt, Alles iſt fertig, und in wenigen Tagen fangen wir an. Die Sachen ſtehen ſo, daß die Geſellſchaft, ſtatt das ungeheure Glück zu machen, das ich ihr ganz beſtimmt verſpreche, jeden Monat 12.000 Fr. verlieren dürfte, und ich dennoch die Unternehmung vier Jahre lang fortführen

könnte. Darum Vergebung den Spöttern und Neidern! und die Großmuth wird uns leicht, denn durch sie hat die Gesellschaft ihr Glück gemacht. Sie haben es so laut und so oft ausgeschrieen: aus der Unternehmung könne nimmermehr etwas werden u. dgl., daß ganz Paris, Freund und Feind, in unsern Cafés-restaurans wird speisen, frühstücken, soupiren, Kaffee und Punsch trinken, daß Alles rohe Nahrungsmittel bei uns wird kaufen wollen; unser Wahlspruch ist: gut, viel, ökonomisch; man findet Anfangs Alles gut, dann immer besser, und so kommt Jeder wieder. — Wie Sie wissen, meine Herren, zerfällt die Unternehmung in vier große Abtheilungen: 1) Versendung der besten Weine zu den billigsten Preisen durch ganz Paris, und zwar auf hängenden Wagen nach Art der Berlinen; 2) Versendung roher Nahrungsmittel aller Art, auf ähnlichen Wagen; 3) die Cafés-restaurans in den verschiedenen Stadttheilen; 4) endlich die Küchenwagen mit Oefen, welche Speisen aller Art von Haus zu Haus führen. Da der erste Versuch mit leztern Fuhrwerken nicht ganz gelungen ist, so werden wir zum Anfang in der Umgegend der Straße Neuve-Vivienne Diners und Frühstücke in der gewöhnlichen Weise abgeben; mein ursprünglicher Plan ist deßhalb keineswegs aufgegeben. — Jedermann wird leicht einsehen, daß bei einem so ausgedehnten Geschäft Alles baar bezahlt werden muß, daß man in die Häuser weder Tafelzeug, noch Silber abgeben kann, und daß es grausam wäre, unsere Leute lange warten zu lassen. — Indessen, ich sage es mit tiefem Bedauern, wird sich das Publikum noch etwas gedulden müssen; man klage noch so sehr, daß unsere gebratenen Hühner und Seefische immer noch nicht durch ganz Paris wandern wollen, nichts in der Welt soll mich von der weisen Zögerung abbringen, die ich in einer so wichtigen Sache für Pflicht halte."

Korrespondenz-Nachrichten.

Algier, Ende Decembers.

(Fortsetzung.)

Ankunft in Algier. Die Biskaris.

Ich habe mit Reisenden gesprochen, welche fast alle merkwürdigen Orte des Abendlandes und des Orients gesehen haben. Nach ihrer Behauptung gibt es manche Städte, deren Lage noch schöner und malerischer, deren Umgebung noch paradiesischer ist, aber sie gestehen dabei, daß von allen Orten keiner einen so fremdartigen, so unendlich eigenthümlichen, einzigen Anblick gewähre, als das ungeheure Gebirgschaos von weißgrauen Terrassengebäuden dieser seltsamsten aller Städte. Denjenigen meiner Reisegefährten, welche Algier noch nie gesehen, ging es eben so, wie mir bei meinem ersten Besuche, sie wollten, so lange die dämmernde Mondillumination die Gegenstände nicht gehörig unterscheiden ließ, nicht glauben, daß der weiße Berg vor ihnen eine Stadt seyn könne. Sie hielten ihn für einen Steinbruch oder Kreidefelsen, und die schimmernden Laternen für die Grubenlichter arbeitender Bergleute. Erst als die Sonne aufging und Meer und Küste verklärte, begriffen sie, daß sie wirklich Algier, das altberühmte Raubnest, vor sich hatten.

Wir ankerten auf der Rhede zwischen zwei andern Kriegsschiffen östlich von dem Hafen. Dieser ist klein, seicht und gegen Nordosten hin völlig offen, also allen Windstößen von dorther ausgesetzt. Dieser schlimme Umstand, dem nur mit unermeßlichen Kosten abzuhelfen wäre, vernichtet alle Aussicht, aus Algier je einen bedeutenden Stapelplatz für den Handel zu machen. Wenn sich Unglücksfälle, wie der im Januar 1835, wo die Hälfte der dort liegenden Schiffe scheiterte oder Schaden nahm, öfters zutragen, welcher Kaufmann oder Schiffseigenthümer wollte dann noch sein Eigenthum dem tückischen Meereswinkel anvertrauen? Und wahrlich! beim Anblick dieses elenden Hafens muß man sich noch wundern, daß dergleichen Ereignisse sich nicht alle Monate wiederholen. Dessenungeachtet ist der Hafen in diesem Augenblick mit Kauffahrteischiffen gefüllt und die Kais sind mit aufgeschichteten Waaren bedeckt. Es sind Fahrzeuge von fast allen Seestaaten Europa's, auch Dänen, Griechen, Deutsche, aber die französischen Flaggen bilden bei weitem die Mehrzahl.

Unser Dampfschiff war bald wie gewöhnlich von den Kähnen der Biskaris umschwärmt, welche kamen, uns mit unserm Gepäcke nach den Kais zu rudern. Die Biskaris sind die Tagelöhner in Algier und bilden hier eine ganz eigene Menschenclasse. Die Franzosen, wenig um die Abstammung und Sprache der Völker sich kümmernd, welche sie beherrschen, nennen sie „Bedouins," wie die Mauren, Kabylen und Araber auch. Von der Oberflächlichkeit der französischen Autoren gibt ein unlängst in Paris erschienenes Werk: „Guide du voyageur et du colon en Algérie, par Armand Pignel," einen Begriff. Der Verfasser sagt darin, „Biskari" bedeute in maurischer Sprache „Commissionaire." Der Verfasser bildete sich dies deßhalb ein, weil die Biskaris sich für Geld zu Allem brauchen lassen. Die Biskaris sind nach den genauen Nachforschungen, die ich über die verschiedenen Volksstämme der Barbarei anstellte, und nach dem, was ich von ihnen selbst und den Mauren über ihren Ursprung erfuhr, Auswanderer aus dem Lande Zab, welches zwischen dem Atlas und der Sahara liegt. Sie haben ihren Namen von Biskara, der Hauptstadt desselben. Es wundert mich sehr, daß selbst Wilhelm Schimper in seiner sonst so gründlich geschriebenen Reise nach Algier über Ursprung, Heimath und Namen der Biskaris noch ganz zweifelhaft ist. Ganz sicher sind diese Menschen einerlei Stammes mit den Mauren, doch mögen sie wohl schwerlich Nachkommen jener Mauren seyn, welche einst Spanien bewohnten, denn lezlere sind sämmtlich civilisirter, von edleren Physiognomien, und ihre Sprache enthält eine Menge spanischer Wörter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 12:
Luftschloß.

Räthsel für alle fünf Sinne.

Von mir sollst du loben,
Sind reif nur die Proben,
Die Röthe so schön,
Und der Klapper Getön
Und den lieblichen Duft.
Dann magst du mich speisen,
Den Wohlgeschmack preisen;
Oder wirf in die Luft
Und fange den Ball,
Und fühle den Fall.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 23. Januar 1837.

— Leb' wohl!
Zerſchlagen iſt die Urne, die ſo lang
Der Liebe Freuden und der Liebe Schmerzen
In ihrem Buſen willig faßte; raſch
Entſtürzet das Gefäß ſich der Verwahrung.

Goethe.

Stephanie.

(Fortſetzung.)

Zu Stephaniens Verwunderung verweilte der Graf ruhig in Botzen: er kam jeden Tag und hatte wiederholt lange Unterredungen mit ihrer Mutter. Gegen ſie war ſein Benehmen durchaus ungleich, launiſch, leidenſchaftlich, kalt, und alles dieſes im ſeltſamſten Wechſel, obgleich ihre freundliche, gehaltene Ruhe dazu wenig Anlaß bot. Bei kleinen Ausflügen in der Umgegend verſuchte er zuweilen, den Ton früherer Zeit geltend zu machen, aber ihm fehlte die Zuverſicht, welche die Ueberzeugung, geliebt zu ſeyn, einzig zu verleihen im Stande iſt.

Eines Tags, als der Graf in's Zimmer trat, lief eben Stephan in demſelben umher, nach Kinderart den Kopf lebhaft hin und her ſchüttelnd, wodurch ſeine Locken in maleriſcher Unordnung das liebliche Geſicht umſpielten. Ergriffen vom Anblick, faßte der Graf ihn in die Arme und ſezte ſich nieder, abſichtslos, auf die unbefangenſte Weiſe mit dem Kinde ſpielend. Stephan ſchlang endlich mit herzlicher Liebe die Arme um ſeinen Hals; überraſcht, liebkoſte der Graf das Kind und fühlte entſchieden, daß es ihm möglich ſeyn werde, daſſelbe väterlich zu lieben. Frau von Sarry theilte noch an demſelben Abend ihrer Tochter die Wünſche und Plane des Grafen mit. Gedankenvoll hörte Stephanie ihr zu. „Wie ſeltſam und traurig!“ ſagte ſie nach einer Pauſe; „er entzog mir ſeine Neigung zu der Zeit, wo ſie mich beglückt haben würde, und mein ganzes Leben bekam dadurch eine andere Richtung. Ich gab meine Hand dem theuern, unvergeßlichen Freunde, weil ich die Möglichkeit einſah, ihm gut ſeyn zu können, weil es Ihr Wunſch war. Nie habe ich dieſen Schritt bereut, obwohl das Geſchick meines Mannes mich in Bahnen fortzog, für welche ich nicht geſchaffen bin. Durch faſt alle Länder Europas ihm folgend, habe ich nie das Glück gekannt, unter dem eigenen Dache ſein Leben verſchönern, für ihn ſorgen, ihn erheitern zu können. Immer war ich für ihn eine geliebte Laſt, welche ihn mit Sorge erfüllte, und von welcher er gleichwohl weder laſſen konnte noch wollte. — Freudig darf ich auf die Vergangenheit zurückblicken, inſofern nur von meinem Bewußtſeyn die Rede iſt, aber ach! welch ein anderes Glück wähnte ich einſt zu finden! — Wie entzückend lag das Leben vor mir, und wie bin ich getäuſcht worden durch den, welchen ich zuerſt und über Alles geliebt! Früher, wie ſchlug mir das Herz, wenn er nahte, wie öde und endlos erſchien mir jede Zeit, welche ich ohne ihn verlebte! — Jezt — kein lebhafteres Pochen meines Herzens verkündet mir ſeine Nähe; ich erfreue mich ſeines liebenswürdigen Umgangs, aber ſein Gehen und Kommen hat keinen Einfluß auf das Glück meiner Tage. Das iſt vorüber. — Ich war hier

ſo in Ruhe, ſo ohne allen weiteren Wunſch für das Leben, und wieder muß er es ſeyn, der den Frieden meiner Tage trübt! Die Seinige kann ich nicht werden; der frühere Traum war zu ſchön, das Erwachen zu ſchmerzlich! Ich dachte, er ſey ein Engel; jezt, da ich nur zu ſehr weiß, daß menſchliche Schwächen ihm nicht fremd ſind, würde ich vielleicht dieſelben mit eben ſo viel Ungerechtigkeit beachten, wie ich ſie früher mit ſchwärmeriſcher Vorliebe überſah. Wie mag er nur daran denken, ein Band wieder anknüpfen zu wollen, welches er ſelber mit ſo viel Härte zu zerreißen im Stande war?“ — „Jahre liegen dazwiſchen,“ ſagte die Mutter, „er rechnet auf deine Vergebung.“ — „O, die hat er längſt, aber kein Wunſch, kein Wille kann das Gefühl mir zurückgeben, mit welchem ich früher an ihm hing. Manchmal wünſchte ich mir nur eine Spur der ſüßen Täuſchung, der liebevollen Bewunderung, des grenzenloſen Vertrauens zurück: das iſt Alles vorbei und kommt nicht wieder!“ — „Gedenke der Zukunft, Stephanie, gedenke der Zeit, wo ich nicht mehr ſeyn werde! dann ſtehſt du ganz allein.“ — „Nein, an die Zeit mag ich nicht denken, und habe ich nicht Stephan? Beſize ich nicht in ihm einen theuern Lebenszweck? Daß mein Entſchluß einer Vergeltung ähnlich ſieht, das allein iſt es, was mich betrübt, aber meine Härte iſt unfreiwillig. Sagen Sie ihm in meinem Namen ein wehmüthiges Lebewohl, denn wiederſehen kann ich ihn nun nie mehr; es iſt unmöglich!“

Der Graf reiste am folgenden Morgen ab. Die rauhere Jahreszeit war bereits eingetreten, die Tage wurden kurz und unfreundlich, und manchmal war es beiden Damen, als müßte der liebenswürdige Freund am Abend eintreten und durch ſeine Unterhaltung den Gang der ſchleichenden Stunden beflügeln. Aber Stephanie war dennoch völlig ruhig, nie zeigte ſich in ihrem Benehmen die geringſte Reue über den gefaßten Entſchluß; fortgeſezte Thätigkeit und zärtliche Sorgfalt für Stephan verliehen ihrem Leben Zweck und Reiz. So kam der Frühling heran. Die Gegend ſchmückte ſich wieder in ihrer vollen Herrlichkeit, und mit dem bunteren Leben der Jahreszeit trat auch das Bild des Entfernten tiefer in den Hintergrund. Er ſelber aber ſorgte dafür, es aufzufriſchen.

(Der Beſchluß folgt.)

Einiges zur Geſchichte des engliſchen Parlaments.

(Beſchluß.)

Bis vor zwanzig und dreißig Jahren, und zurück bis zum Jahre 1780 hatte jede in London erſcheinende Zeitung einen einzigen Berichterſtatter. Er mußte die ganze Verhandlung über im Hauſe anweſend ſeyn und dann vom Anfang bis zum Ende Bericht davon geben. Da ihm nicht erlaubt war, nachzuſchreiben oder auch nur Notizen zu nehmen, und er daher einzig und allein auf ſein Gedächtniß vertrauen mußte, ſo war dies nicht bloß eine ermüdende und mühſelige Arbeit, ſondern auch das Referat wenig mehr als eine unvollkommene Skizze. Alles das ſieht jezt ganz anders aus. Jezt beläuft ſich die Zahl der bei ſämmtlichen Londoner Zeitungsexpeditionen angeſtellten Berichterſtatter auf ungefähr achtzig. Davon ſind gegen ſechzig bei den Morgens, die Uebrigen bei den Abends erſcheinenden Tageblättern beſchäftigt. Die Corps der Berichterſtatter für die geleſenſten Zeitungen ſind zwölf bis fünfzehn Mann ſtark. Der Reihe nach wohnt Jeder der Parlamentsſitzung in der Regel fünf-und-vierzig Minuten lang bei. Sobald dieſe Zeit abgelaufen iſt, verläßt er die Galerie, denn bekanntlich haben beſagte Corps in beiden Häuſern ihre abgeſperrten Sitze, und während der Nächſte an der Reihe ſeinen Plaz einnimmt, verfügt er ſich in die Expedition, bei welcher er angeſtellt iſt, ſchreibt hier ſeine Notizen leſerlich nieder und behändigt das aus ſchmalen, bloß auf einer Seite beſchriebenen Papierſtreifen beſtehende Manuſcript dem Oberdruckaufſeher, der die Papierſtücke an die Seßer vertheilt. Das Beſchreiben bloß einer Seite erleichtert dem Seßer die Arbeit, und durch das Zerſchneiden der Handſchrift in einzelne Streifen können zu gleicher Zeit fünf oder ſechs Seßer beſchäftigt werden, von denen Jeder ſeinen mit möglichſter Schnelligkeit zuſammengeſtellten Saß dem Druckaufſeher zum Einlegen in die Form übergibt. Hat nun der eingetretene nächſte Berichterſtatter ſeine Dreiviertelſtunden abgeſeſſen, ſo löst ihn ein Anderer ab, und er ſelbſt thut gleich ſeinem Vorgänger, begibt ſich in die Expedition und bringt ſeine Zeichenſprache in leſerliche Worte. Auf ſolche Weiſe geht es die ganze Nacht hindurch in alphabetiſcher Ordnung fort, bis ſämmtliche Berichterſtatter an der Reihe geweſen ſind. Von dem, was ich hier als Regel genannt, gibt es zwei Ausnahmen: die eine, wenn das Haus ſeine Sitzung ſchließt, ehe das Corps durch iſt, und die andere, wenn dieſer Fall früher eintritt als jener. Bei erſterer Ausnahme fängt die Reihe morgen da an, wo ſie heute aufgehört hat; bei lezterer iſt der betreffende Fall entweder vorauszuſehen oder nicht. Iſt er es, ſo nimmt jeder Berichterſtatter eine ganze Stunde oder noch länger, und tritt der Fall unerwartet ein oder reicht die Verlängerung nicht aus, ſo beginnt die Reihe wieder von vorne. Daß dies aber während einer ſechs und ſiebenmonatlichen Parlamentsſitzung kaum einmal zu geſchehen pflegt, beweiſt den richtigen Geſchäftsblick ſämmtlicher Corps.

Beim Reinſchreiben ſeiner Zeichenſprache ſezt der Referent über den erſten Papierſtreif ſeinen Namen und den ſeines Vorgängers, gewöhnlich ſo: Jowers folgt Byrn, oder wie die Herren ſonſt heißen, und am Schluſſe des

lezten Papierſtreifens ſezt er wieder ſeinen Namen und den ſeines Nachfolgers, z. B. Sharpe folgt Jowers. Hiedurch wird es dem Druckaufſeher möglich, die von mehreren Berichterſtattern ihm gleichzeitig zugehenden Streifen gehörig zu ordnen. — Was ein Referent in einer Stunde notirt, koſtet ihn meiſt fünf Stunden, um es leſerlich abzuſchreiben, und der Druck füllt dann ungefähr zwei Spalten des Formats, in welchem jezt die Times und einige andere Zeitungen erſcheinen. Jene Zeitbeſtimmung modifizirt ſich allerdings nach der individuellen Fähigkeit des Schreibenden; gleichwohl erfordert es ſchon eine fertige Hand, einen fertigen Kopf und ununterbrochene Anſtrengung, eine der genannten Spalten in drittehalb Stunden zu concipiren, und es ſind nur wenige Beiſpiele bekannt, daß die Arbeit in zwei Stunden gethan worden iſt. Aus dem Geſagten folgt von ſelbſt, daß es zwar unerläßliche Pflicht des Berichterſtatters iſt, jeden Falls den Sinn und Geiſt der gehaltenen Reden aufzufaſſen und, wo möglich, auch die von den Rednern gebrauchten Worte und Phraſen wieder zu geben, jedoch durchgängige Treue in lezter Beziehung geradehin zu den Unmöglichkeiten gehört. Man kann hievon ſich am beſten überzeugen, wenn man ſich die Mühe nimmt, den Text einer nicht ganz kurzen Rede aus zwei verſchiedenen Zeitungen neben einander zu ſtellen. Den Sinn und Geiſt des Redners wird man ſtets, ſeine Worte nur Ausnahmsweiſe übereinſtimmend finden. Ich hebe dies vorzüglich deßhalb heraus, weil eine deutſche Ständeverſammlung ihren Schnellſchreibern anſann, alle aus dem Stegreif geſprochenen Worte und Reden „verbatim“ zu liefern, und die Proteſtirenden an die vermuthete überlegene Geſchicklichkeit der engliſchen Berichterſtatter verwies. Kein Parlamentsglied denkt daran, daß die gedruckte Rede ſeiner geſprochenen Wort für Wort entſprechen ſoll, und Mancher iſt der Unähnlichkeit herzlich froh. Diejenigen aber, die ein hohes Gewicht auf ihre Worte legen oder jeder Verfälſchung ihrer Reden vorzubeugen wünſchen — und das ſind in der Regel diejenigen, die ſelten ſprechen — arbeiten dieſelben vorher aus, memoriren ſie, weil das Ableſen verboten iſt, und ſenden zum Behuf des Abdrucks Copien an die verſchiedenen Zeitungsexpeditionen. Daß aber ſolches geſchehen, wird dann vom Berichterſtatter jedesmal ausdrücklich erwähnt, und in dieſen Fällen iſt es keine ungewöhnliche Erſcheinung, daß der Leſer etwas ganz Anderes zu leſen bekommt, als was der aus dem Concept gefallene Redner geſagt hat. Die Referenten ſind bisweilen boshaft genug, dieſe Wahrnehmung ſelbſt einzuſchalten. Wenn nun aber das eigene Concipiren der Berichterſtatter die Leſer und die Redner um die wörtliche Mittheilung rhetoriſcher Schönheiten bringt, ſo gleicht ſich dieſer Nachtheil vollkommen dadurch aus, daß der Leſer weniger verwirrtes Zeug zu leſen bekommt und dem Redner manche Verſpottung erſpart wird; denn es iſt Grundſatz der Referenten, Sprachverſtöße nicht zu rügen, und andere, dem Sprechenden zu Gute zu haltende Verſehen ſtillſchweigend zu verbeſſern. Ehe die Redner das inne wurden, beſchwerten ſich manche darüber, daß die Referenten ihnen andere Worte in den Mund legten. Dieſer Beſchwerde angeblich abzuhelfen, in der That aber, das Unkluge derſelben darzuthun, ſtellte Dr. Stoddart, gegenwärtig Sir John Stoddart, als er die Herausgabe der New-Times übernahm, einige Schnellſchreiber ausdrücklich zu dem Zwecke an, die gehaltenen Reden wörtlich aufzunehmen. Und was war die Folge? Daß er von vielen Seiten um's Himmelswillen gebeten wurde, die wörtliche Mittheilung zu unterlaſſen. Die unſinnigſten Dinge kamen zum Vorſchein; der Druck hielt feſt, was an den Ohren der Hörer flüchtig vorübergeſtreift war, und was ſchlimmſten Falls hundert Hörer belacht hatten, das belachten nun tauſend und abertauſend Leſer. Lord Caſtlereagh zeigte ſich, „fußfällig ſtehend am Throne der Majeſtät“ und „unverwandten Auges vorwärts ſchreitend mit ſich ſelbſt zugekehrtem Rücken.“. Zu denen, die über die ſogenannte Verſtümmelung ihrer Reden am lauteſten und bitterſten klagten, gehörte vorzüglich ein iriſcher Deputirter, Sir Frederick Flood, ein heftiger, excentriſcher Mann, von welchem es ein ganzes Buch voll Anekdoten gibt. Ihn beſchwichtigte Dr. Stoddart durch den wörtlich treuen Abdruck einer einzigen ſeiner kürzeſten Reden. Sie lautete folgendermaßen, und ich wiederhole bloß, daß ein Irländer ſpricht: „Mr. Spaker, as I was coming to the house to perform my duty to the country and ould Irelant, I was brutally attacked, Sir, by a mob, Mr. Spaker, of ragamuffins, Sir. If, Sir, any honourable gintlemin is to be assaulted, Mr. Spaker, by such a parcel of spalpeens, Sir, as were after attacking me, Mr. Spaker, then I say, Mr. Spaker, if you do not, Mr, Spaker, be after protecting gintlemin, like myself, Sir, we cannot be after coming to the house of Parliament at all, at all, Mr. Spaker. And, Sir, may I be after axing you, Sir, what, Sir, would become, Sir, of the bisness of the country, Mr. Spaker, in such a case, Mr. Spaker? Will you, Sir, be after answering myself that question, Mr. Spaker? It's myself that would like an answer, Sir, to the question, Sir, as soon as convanient, Sir, which I have asked you, Mr. Spaker.“

Korreſponden̄-Nachrichten.

Paris, December.

Sizung der geographiſchen Geſellſchaft.

Mehrere gelehrte Geſellſchaften hielten in dieſem Monat öffentliche Sizungen. Zuerſt die geographiſche, wobei ein ſehr langer Bericht über die Arbeiten des Vereins im lezten Halbjahr verleſen wurde, zum Beweis, daß die

Thätigkeit deſſelben nicht erſchlafft, obwohl er mehrere ausgezeichnete Mitglieder verloren hat. Auf dem Tiſche lagen manche neue und ſchöne Geiſtesprodukte, Landkarten und geographiſche Werke, unter andern eine Ueberſetzung alter und ſeltener Reiſebeſchreibungen aus verſchiedenen Sprachen von Ternaux, wovon bereits vier Bände erſchienen ſind. Ich habe neulich von der Sammlung alter und ſeltener Reiſebeſchreibungen berichtet, welche Ternaux veranſtaltet hatte, und die hier verſteigert worden iſt. Jezt iſt wohl die dem Akademiker Walckenaer gehörende Sammlung von Reiſebeſchreibungen die vollſtändigſte Privatſammlung, welche Paris beſizt. Dieſer Gelehrte hatte auch eine koſtbare Bibliothek philologiſcher Werke; dieſe hat er aber verſteigern laſſen, um ſeine geographiſche Bibliothek vervollſtändigen zu können. General Peter, Direktor des Kriegsdepots und Vorſtand der geographiſchen Geſellſchaft, ſprach von der ſchönen Landkarte Frankreichs, welche unter ſeiner Leitung von den Offizieren des Generalſtabs verfertigt wird, und wovon jährlich zehn bis fünfzehn Blätter erſcheinen. Es wird aber noch lange dauern, bis ſie vollſtändig iſt, und dann werden nicht viele Privatleute im Stande ſeyn, ſie ſich anzuſchaffen; allein man kann einzelne Blätter bekommen, und die Hauptſachen werden in andere Karten übertragen, beſonders in diejenigen einzelner Departements. Die Leiſtungen der Berliner und beſonders der Londoner geographiſchen Geſellſchaft wurden in dem Berichte des Sekretärs rühmlich erwähnt, und dabei gezeigt, welch wichtigen Einfluß die Bemühungen aller drei Vereine auf die Fortſchritte der Erdkunde ausüben können. Unter den franzöſiſchen Reiſeunternehmungen wurde der nunmehr glücklich beendeten Expedition nach Island vorzüglich erwähnt. Dieſe Inſel iſt von der franzöſiſchen Regierung beinahe als eine Terra incognita behandelt worden, und einer der Gelehrten, Marmier, ein junger, in Deutſchland gebildeter Literator, hatte ſich den beſondern Auftrag geben laſſen, „alte Sagas aufzuſuchen.“ Natürlich hat ſich keine unedirte Saga den Forſchungen des jungen Gelehrten dargeboten, und er hat die Reiſe bloß zu ſeinem Unterrichte benuzt, wovon ein kleiner Band zeugen wird, den er über Island herausgeben will. Auch die Naturforſcher haben auf einer bereits von mehreren Gelehrten durchreiſten und unterſuchten Inſel nicht viel Neues aufgefunden; allein ſie haben die hieſige Naturalienſammlung mit manchen ihr fehlenden Stücken, auch lebenden Thieren verſehen, und da ihnen die größten Hülfsmittel zu Gebote ſtanden, wie ſie kein Privatreiſender beſizen kann, ſo waren ſie im Stande, ältere Beobachtungen entweder zu berichtigen, oder zu beſtätigen. Wahrſcheinlich werden keine Koſten geſpart werden, um die von ihnen gelieferten Erfahrungen durch den Druck auf ſplendide Weiſe bekannt zu machen, wie denn überhaupt alle auf Staatskoſten unternommenen Reiſen zu ſehr glänzenden und im Allgemeinen befriedigenden typographiſchen Werken Anlaß geben; beſonders wird auf die Abbildungen viel Fleiß verwendet, und eine Menge von Künſtlern bekommt dadurch Beſchäftigung und Aufmunterung. Nachdem der Sekretär des geographiſchen Vereins ſeinen Bericht verleſen hatte, trat ein Offizier des Generalſtabs auf und erſtattete Bericht über die von franzöſiſchen Offizieren in Griechenland angeſtellten Höhenmeſſungen; das wichtigſte, oder wenigſtens das auffallendſte Reſultat war, daß der Parnaß um ſeinen Ruhm als höchſter Berg gekommen iſt, indem ſich aus den neuen Meſſungen ergibt, daß ihm bloß die dritte Stelle unter den höchſten Bergen Griechenlands gebührt; alſo wiederum ein degradirter Berg, wie vor einigen Jahren der Montblanc erniedrigt wurde, bis ihn ſpäter Jemand wieder auf ſeine vorige Höhe brachte.

(Die Fortſezung folgt.)

Algier, Ende Decembers.

(Fortſezung.)

Die Biskaris.

Die Biskaris ſind hier ein ſehr unglücklicher Menſchenſchlag; die Armuth ihrer Heimath bietet ihnen nicht Brod genug, und ſie ſind daher zur Auswanderung nach den fruchtbareren Gegenden gezwungen, wo ſie als freiwillige Sklaven arbeiten, etwa wie in Europa die Savoyarden. Um ſich hier durch tägliche Arbeit ein Sümmchen Geld zu erübrigen und dann heirathen zu können, müſſen ſie immer fünfzehn bis zwanzig Jahre lang unermüdet arbeiten, dabei ſchlecht eſſen und auf der Straße ſchlafen, was während der kalten Regenzeit gewiß ein höchſt trauriges Loos iſt. Obwohl längſt an den Anblick gewöhnt, kann ich mich doch nie einer tiefen Regung des Mitleids enthalten, wenn ich dieſe armen Teufel bei froſtiger Nacht, in ihren zerlumpten Bernuß gewickelt, auf den harten Steinen liegen ſehe. Die über einander vorſpringenden Stockwerke der Häuſer ſchüzen ſie freilich vor dem Regen, doch mag der kalte Sturmwind und hie und da auch der leere Magen die Unglücklichen oft aus ihren Träumen rütteln. Wahrhaftig, auch der Bettler in meiner Heimath würde bei dem Anblicke dieſer Menſchen vergeſſen, mit dem Himmel zu hadern. Für die Biskaris iſt die Ankunft eines Dampfſchiffes ſtets ein Ereigniß von Wichtigkeit. Wer ſo glücklich iſt, ſich zuerſt des Gepäckes eines Reiſenden zu bemächtigen, gewinnt leicht Brod für eine Woche. Daher ſezt es auch immer eine gute Portion Püffe und Rippenſtöße unter ihnen, ſo oft eine Paſſagiergondel an den Kais landet. Gewöhnlich ſtürzen ſich ſchon Einige dem Fahrzeug entgegen in das ſchmuzige Hafenwaſſer, und ſuchen dadurch bei dem Reiſenden das Recht geltend zu machen, ſeinen Koffer nach dem Gaſthofe tragen zu dürfen. Bei aller Philanthropie kann man ſich hier manchmal nicht enthalten, Stockſchläge links und rechts unter dem unbeſchreiblich zudringlichen Geſindel auszutheilen, denn dies iſt das einzige Mittel, ſie wenigſtens einen Schritt weit vom Leibe zu halten. Die Biskaris ſind treffliche Laſtträger von wahrhaft herkuliſcher Stärke. Es gewährt einen komiſchen Anblick, dieſe gelbbraunen Geſtalten, je zwei und zwei, mit einer Stange quer über den Schultern, an deren beiden Enden die Laſten feſtgebunden ſind, im Trotte auf und ab laufen zu ſehen, wobei ſie die Vorübergehenden faſt umrennen und immer „Welak! Welak!“ (d. h. Achtung! Achtung!) ſchreien. Alle dieſe Menſchen tragen Arme, Bruſt und Beine bloß. Ihr weiter Anzug in morgenländiſchem Schnitt iſt dergeſtalt mit Schmuz bedeckt, daß man die urſprüngliche Farbe des Stoffes nicht mehr erkennen kann. Das Haupt iſt kahl geſchoren und ein rothes Müzchen bedeckt den Haarbüſchel auf dem Wirbel. Es herrſcht in den Phyſiognomien dieſes niedern Volkes ein ſo widerlicher Zug thieriſcher Sinnlichkeit, daß man den Blick bald mit Ekel von ihnen abwendet. Doch darf man ſich dem ſchlimmen Eindrucke, welchen dieſe erſte Bekanntſchaft mit den Afrikanern macht, nicht hingeben. Am Hafen ſieht man gewöhnlich nur den niedrigſten Theil der Bevölkerung, die ſchmuzigſte Pöbelheſe verſammelt, weil ſich dort am erſten Gelegenheit zeigt, durch einige Arbeit das tägliche Brod zu verdienen. Geht man eine Strecke weiter nach dem obern Theile der Stadt, ſo wird man eben ſo ſehr durch die impoſante Schönheit der Eingebornen und den Reichthum ihrer maleriſchen Coſtüme, als kurz zuvor durch die Häßlichkeit des Hafenpöbels überraſcht.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 20.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 24. Januar 1837.

— Ihr sollt nicht rasten!
Daß fürder Mensch nicht Menschen dingen möge,
Geh, Feuer, du und trage seine Lasten!
Leb', Eisen, du und wandle seine Wege!

A. Grün.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte. *

Von

Dr. Nürnberger.

(Fortsetzung von Nr. 10.)

Wir haben früher Zweifel über die industrielle Lösung des Problems einer Dampfschiffverbindung zwischen Europa und Amerika geäußert und uns dabei auf die über diesen Gegenstand vom französischen Physiker Chevalier im Journal des Débats angestellten ausführlichen Berechnungen bezogen, aus welchen hervorzugehen scheint, daß die zur Ueberschiffung des atlantischen Oceans mitzuschleppende Kohlenprovision einen zu bedeutenden Raum des Fahrzeuges in Anspruch nehmen dürfte, als daß sich ein Gewinn von der Unternehmung hoffen ließe (was wir eben unter „industrieller Lösung des Problems" verstehen). Zwar soll sich nun von der, in unsern Blättern auch schon erwähnten Anwendung der Anthracitkohle eine Ersparung an Feuerungsmaterial erwarten lassen; indeß fehlen über diesen leztern Gegenstand noch bestätigende Versuche. Gleichwohl aber will, wie wir eben erfahren, die englisch-amerikanische Dampfschifffahrtsgesellschaft zu London noch einen Versuch zu einer regelmäßigen Dampfschiffverbindung zwischen London und Neuyork machen, und läßt zu diesem Zweck jezt ein Liniendampfschiff, das erste dieser Art, bauen, welches also drei Verdecke und 1700 Tonnen Gehalt haben wird. Zwei Maschinen, jede von 225 Pferdekraft, sollen dieses riesenmäßige Dampfgebäude in Bewegung sezen; es ist aber außerdem und vorzugsweise so eingerichtet, daß die Vortheile der Segelfahrt mit denen des Dampfes verbunden werden können. Auf diesen Umstand scheint, hinsichtlich der Kohlenersparung, wohl besonders gerechnet zu seyn; und wir wollen nun sehen, in wie weit dieser neue Versuch geeignet seyn wird, unsern und Chevaliers oben geäußerten Zweifel zu entkräften.

Während sich die Dampfkraft aber solchergestalt des Oceans bemeistert und bald auch die höchsten Gebirge zu übersteigen droht, ist sie auf dem bescheidenen, aber vielleicht noch segensreicheren Gebiete der Ackerfläche nicht weniger thätig, und wir finden, mit aufrichtiger Theilnahme, im Morning Chronicle eine Mittheilung über endliche wirkliche Darstellung und gelungene praktische Anwendung von Dampfpflügen. Man verdankt diese vortreffliche Erfindung den rastlosen Bestrebungen eines gewissen Heathcoat,

* Wir mußten gegen unsere Gewohnheit diesen Bericht abbrechen, und eilen jezt, ihn vollends mitzutheilen.
A. d. R.

Parlamentsglied für Tirerton, in der engliſchen Grafſchaft Devon, welcher ſich ſchon früher durch Angabe einer Maſchine zur Verfertigung der Spitzen Anſprüche auf die Dankbarkeit der Menſchheit erworben hat. Der auf den erſten Blick ſonderbar erſcheinende, aber darum nicht minder große Gedanke einer ausſchließlichen Dampfwirthſchaft, welche die Anwendung aller thieriſchen Kräfte überflüſſig machte, ſcheint dadurch ſeiner Realiſation einen bedeutenden Schritt näher gebracht zu ſeyn. Wenn aber der Dampf ſolchergeſtalt der Schifffahrt das pittoreske Segel und dem Pfluge das muntere, wiehernde Roß raubt, ſo läßt ſich andernſeits nicht ableugnen, daß der hier in Rede ſtehende Dampfpflug auf ſeine lebloſe, proſaiſche Weiſe für das rein materielle Bedürfniß faſt Unglaubliches leiſtet. Dieſe Maſchine, in einen noch nie beackerten Moor gebracht, arbeitete, nach der Verſicherung von Augenzeugen, mit der Geſchwindigkeit einer halben deutſchen Meile in der Stunde, und warf Furchen von achtzehn Zoll Breite und neun Zoll Tiefe auf, wobei die ganze Oberfläche vollſtändig umgekehrt wurde. „Der vollkommene Mechanismus dieſes Pfluges,“ heißt es wörtlich in dem vor uns liegenden Berichte, „die Wirkung des arbeitenden Pflugeiſens und der Vorſchneidemeſſer, welche alle im Wege ſtehenden Wurzeln des Moors augenblicklich zertheilen, die Breite und Tiefe der umgeſtürzten Furche, die Anwendung eines neuen, bewundernswürdigen (zu unſerm Bedauern nicht näher angegebenen) Zugmittels an der Stelle von Ketten und Seilen, verbunden mit der Leichtigkeit der Anwendung der treibenden Kraft, überraſchten alle anweſenden Landwirthe auf das Angenehmſte.“ Was aber vorzüglich die Bewunderung der competenten Zuſchauer erregte, war der Umſtand, daß ein Locomotiv von ſolcher Größe und ſolcher Kraft ſo zuſammengeſezt werden konnte, um ſich mit Leichtigkeit über rauhen Moorgrund hin zu bewegen; und die anweſenden Irländer waren der Meinung, daß kein Rothmoor (Red-moss), womit ein großer Theil der Oberfläche ihres unglücklichen Vaterlandes bedeckt iſt, den Wirkungen dieſes Dampfpfluges widerſtehen werde. Es ſcheint ſich mit demſelben alſo eine ganz neue Ausſicht für die Kultur namentlich dieſes ſo ſehr vernachläſſigten Landes zu eröffnen.

Wir können das Dampf- und Gaskapitel * für diesmal mit der intereſſanten Nachricht beſchließen, daß ſich in Cöln * eine eigene Gasfabrik etablirt hat, in welcher aus Oel und Oelſtoffen portatives Gas bereitet wird, ſo daß ſich, wie wir dieſen Erfolg in unſern frühern Berichten vorhergeſagt haben, Jeder ſeinen Bedarf an Leuchtgas in dazu eingerichteten Gefäſſen aus dem Kramladen ſelbſt holen kann. Die mit dieſem Gaſe in eigends zu dieſem Zwecke conſtruirten Lampen erzeugte Flamme übertrifft die Oel- und Talgflamme an Intenſität, und kommt dabei wohlfeiler zu ſtehen. Dieſe neue Art von Beleuchtung ſoll bereits in vielen Häuſern eingeführt ſeyn, und man hofft, daß die Stadtlaternen bald nachfolgen werden. Dies wäre ein außerordentlich wichtiger Fortſchritt in der Gasinduſtrie.

(Die Fortſezung folgt.)

* Die Gasarten unterſcheiden ſich von den Dämpfen durch die Unmöglichkeit einer Verdichtung mittelſt der Kälte: Dämpfe, z. B. Waſſerdämpfe, werden durch Kälte zu tropfbaren Flüſſigkeiten verdichtet; Gas bleibt luftförmig, welcher Kälte man es auch ausſeze. — Nur für das kohlenſaure Gas ſcheint Thilorierś früher erwähnte Entdeckung eine Ausnahme von dieſer Regel zu machen.

* Der Name des wackern Entrepreneurs findet ſich in dem uns eingeſendeten Berichte zu unſerm Bedauern ganz unleſbar geſchrieben; vielleicht Strooh oder Strooß.

Stephanie.

(Beſchluß.)

Unerwartet trat der Graf eines Tags zu Stephanie ein, welche ihn überraſcht, doch nicht erſchrocken empfing. „Wie ſehr,“ ſagte er nach dem erſten Gruße, und nachdem er ſeinen Platz ihr zur Seite genommen hatte, „wie ſehr begünſtigt mich das Glück, daß ich Sie allein treffe, denn ich habe Ihnen unendlich viel zu ſagen. Hören Sie mich gütig an; zur Verſtändigung über das Mitzutheilende gehört von Ihrer Seite ein milder Rückblick auf die Vergangenheit, die Erinnerung an eine Zeit, welche mir unvergeßlich geblieben iſt. Es geht mit dergleichen Erörterungen immer wunderlich; denn wie ſoll ein Mann Worte finden, zart genug, um ein Frauenherz nicht zu verletzen? — Zur richtigen Würdigung deſſen, was ich ſagen werde, gehört die menſchlich einfache Anſicht, daß es im Laufe des Lebens unmöglich iſt, ſich der Zuneigung zu erwehren, daß der entſchiedenſte Wille dazu nicht ausreicht. — Nach dieſer Einleitung hoffe ich ſagen zu dürfen, daß es meiner Beſtrebung gelang, mir Ihr Herz zu erwerben; Sie erwiederten eine Zuneigung, welche ſich ihnen ſo unverſtellt, glühend und wahr zeigte. — Ihr Geſchlecht iſt ſo ſehr über das unſrige erhaben, daß man es ſelten des Wankelmuths beſchuldigen darf. Kann man Frauen einen ſolchen Vorwurf machen, ſo pflegt ſie Geringſchätzung zu treffen, während bei uns ein Vergehen dieſer Art milder gerichtet wird. Dieſe gänzlich verſchiedene Stellung macht es uns leichter, dem Hange nach Veränderung nachzugeben. Ich ward Ihnen untreu, nachdem ich Alles gethan

hatte, Ihr Herz mit tausend Banden an das meinige zu knüpfen. Glauben Sie wenigstens, daß ich während dieser seligen Zeit mit unendlicher Liebe an Ihnen hing. Ich habe für die Prinzessin eine Leidenschaft empfunden, welche mir vielleicht zur Entschuldigung dienen könnte: es war eine verzehrende Flamme, deren Entstehen man kaum beachtet, deren Fortschritte man nicht zu hemmen vermag. Hätte ich damals das Ziel meiner Wünsche erreicht, hätten wir uns damals verbunden, wer weiß, ob unser Glück dadurch begründet worden wäre? Der Uebergang von der glühendsten Leidenschaft zum ruhigen Seyn des häuslichen Lebens mag leicht Klippen darbieten, an welchen das verwöhnte Gefühl scheitert. Daß ich unendlich tiefes Weh erfahren habe, wissen Sie; auch darin hat Uebereinstimmung zwischen uns obgewaltet. Sie empfanden die erste und bitterste Täuschung, welche ein junges Herz zu erschüttern vermag, ich die Strafe eigener Thorheit. Ich trug verschuldeten, Sie verrätherisch über Sie verhängten Schmerz; wie viel glücklicher waren Sie! Jahre liegen zwischen so Unerfreulichem, und ich lasse Ihr Geschick, welches Sie gänzlich von mir schied, unberührt. — Nur zwei Frauen habe ich jemals geliebt: Sie sind die Eine, Sie mit der stillen und doch lebendigen, stets wieder erwachenden Neigung, welche mir Glück verheißt. Zeit und Verhältnisse haben Ihr Bild nicht aus meiner Erinnerung getilgt: Ihr Reiz hat selbst meine Eifersucht besiegt, und mit ruhiger Ueberlegung wird das Versprechen von mir gegeben, daß Stephan nicht Ihr Sohn, daß er in Wahrheit unserer seyn würde. — Kann das Alles mir kein milderes Urtheil zu Wege bringen? — Ich habe sechs Monate fern von Ihnen zugebracht, nicht in Verzweiflung, denn mir blieb Hoffnung, aber in unendlicher Sehnsucht. — Sie sollten Zeit haben, sich zu rächen; das ist doch nun wohl vollständig geschehen? — Ein nützliches, thätiges Leben liegt vor mir, aber dazu bedarf es Ihrer Gegenwart. Ein Aufenthalt ohne Sie scheint mir unmöglich, und nur ein rastloses Umhertreiben in der Welt würde mir übrig bleiben. Können Sie das verantworten? — Wenn ich," sezte er mit einnehmendem Lächeln hinzu, „damit zufrieden bin, daß „kein schnelleres Pochen Ihres Herzens mich begrüßt, kein Sehnen nach dem Entfernten Sie ergreift," was haben Sie dann noch gegen mich einzuwenden?"

Stephanie erröthete: „O wie bin ich verrathen!" Der Graf faßte ermuthigt ihre Hand und wollte bittende Worte hinzufügen, aber Stephanie wendete in dem Augenblicke das Antlitz ganz zu ihm hin, sie betrachteten sich mit unendlicher Rührung, und als Frau von Sarry später in's Zimmer trat, spielten Beide mit dem Knaben, wobei Stephanie das Haupt an des Grafen Schulter lehnte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Algier, Ende Decembers.

(Beschluß.)

Französische Gasthöfe. Neubauten. Märkte.

Es gibt jezt in Algier eine Menge französischer Gasthöfe, wo man dieselbe reichbesezte Table d'hôte, dieselben bequemen Betten und hübschen Aufwärterinnen im neuesten Modecostüme findet, wie zu Paris, Lyon oder Marseille. Bei dem unglaublichen Zuströmen von Reisenden stehen sich ihre Unternehmer vortrefflich; ihre Zimmer und Speisetafeln sind stets mit Gästen besezt. Ich erwähne unter den ersten Gasthöfen das Hôtel Belvedère und Hôtel du nord. Lezteres hat einen prächtig dekorirten Spiegelsaal in französischem Geschmack, wo auch Table d'hôte gehalten wird. In den übrigen Gasthäusern wird noch in den innern Höfen, die nach der alten maurischen Bauart von schönen Säulengalerien umgeben sind, gegessen. Mir gefällt diese lezte Einrichtung besser. Der maurische Bausyl behagt in dem ersten Momente dem an andere Formen gewöhnten Auge nicht sehr; sobald man aber das Innere gesehen, jene viereckigen Höfe mit der magischen Beleuchtung von oben, jene freundlichen Galerien mit den reichen Marmorcolonnaden und die lustigen Terrassen, wo eine Abendpromenade durch den Anblick eines glänzenden Himmels und der unverschleierten maurischen Damen in der Nachbarschaft, welche die milde Abendkühle trinken, so große Reize bietet, da vergißt man gerne unsere europäischen Paläste, welche zu dieser Himmelszone ohnehin schlecht passen würden. Unendlich ist in diesem Augenblicke die Regsamkeit im Bauen. Marschall Clausel hat in seiner Proklamation die Wahrheit gesagt: man wird bald gezwungen seyn, die Mauern Algiers niederzureißen, um Platz für seine anwachsende Bevölkerung zu gewinnen. Die Straße Bab-el-Wad besizt schon eine Reihe Arkaden mit den prächtigsten europäischen Magazinen. Die Hälfte ihrer Häuser ist in europäischem Style mit Fenstern, die auf die Straße gehen; in wenigen Jahren wird man da kein maurisches Gebäude mehr sehen. Die Straße Baba-zun, die längste und ansehnlichste, welche nach dem Thore gleiches Namens führt, ist jezt fast gesperrt durch die Masse von Baugerüsten und Trümmern abgebrochener Häuser. Statt der schönen Moscheen, die man zu zerstören im Begriffe steht, werden dort in kurzer Zeit stattliche Kaufläden, Wirthshäuser und Liqueurbuden erstehen; lezlere finden sich wegen der starken Garnison in besonders großer Zahl. Die Rue de la Marine ist ganz europäisch, mit Ausnahme der beiden großen Moscheen, welche von dem französischen Gouvernement begnadigt wurden. Die eine derselben erhält jezt sogar noch eine Verschönerung durch eine Säulenreihe von weißem Marmor, Ueberreste der abgebrochenen Tempel. Das französische Gouvernement hat diesen Bau auf seine Rechnung unternommen, und der Herzog von Nemours legte den Grundstein bei seiner jüngsten Anwesenheit. Auf dem großen Platze endlich wird durch Privatunternehmer ein riesenhaftes Gebäude aufgeführt, welches für den Bauplatz allein eine Rente von 15,000 Franken zu bezahlen hat. Dieses colossale Haus wird auf der schönsten Stelle der Stadt erbaut und hat die Aussicht auf den Hafen, das Meer, die Landschaft und den großen Marktplatz, wo jeden Morgen ein ungeheures Gewühl von Eingebornen und Europäern durcheinander wogt. Dieses Schauspiel eines arabisch-europäischen Marktes hat etwas unendlich Originelles. Man erblickt da täglich irgend eine neue interessante Gruppe. Die Araber bringen ihr

ungeſäuertes Brod, Wild, Geflügel, hie und da auch ein Pferd oder Kameel zum Verkauf, die Mauren ihre Gemüſe und Gartenfrüchte, die Spanier ihre Fiſche, die Franzoſen ihre Quincailleriewaaren. Dieſe Leute haben ſich bereits ſo an einander gewöhnt, daß ſie ſich ohne Dolmetſcher verſtehen. Einen noch viel eigenthümlichern Anblick gewährt der Markt vor dem Thore Baba-zun. Derſelbe ſtellt ein echtes Beduinenlager vor. Dort ſind die Käufer und Verkäufer lauter Eingeborne, und die fränkiſche Tracht ſtört die Originalität der wilden Verſammlung nicht. Die Kinder der Wüſte und des Atlas, ſo verſchieden in Sitten, Sprache und Phyſiognomie, lagern dort auf dem Abhange eines Hügels. Feuer lodern ringsum, ſchwarze Weiber kochen und verkaufen den Kuskuſu, vier blinde Kabylen machen Muſik mit Tamburin und Rohrpfeifen, Araber unterhalten ſich mit ihren ſeltſamen, ſchwer zu erlernenden Spielen, Alles erinnert dort an den merkwürdigen Markt von Buſſarik. Doch Sie ſollen hierüber eine ausführlichere Schilderung in meinem nächſten Briefe erhalten. Der Ramadan iſt in wenigen Tagen zu Ende, wo dann der Bairam, das Freudenfeſt der Muſelmänner, beginnt. Zu dieſer Zeit ſollen dann dieſe Marktſcenen noch unendlich fröhlicher, belebter und origineller ſeyn.

Paris, December.

(Fortſetzung.)

Der philotechniſche Verein. Die Malibran. Guichard. Bouilly.

Vielleicht ſteht dem Parnaſſusberge ein ähnliches Schickſal bevor; vor der Hand aber iſt ihm die erſte Stelle genommen, und der Dichterberg gehört nunmehr zu dem untergeordneten Volke der Gebirgswelt. Nachdem dieſe Entthronung vorgenommen war, blieb keine Zeit zu weitern Vorleſungen übrig, und dieſen Abend wenigſtens wurde kein Berg mehr ſeiner hohen Würde entſetzt. Unter den Zuhörern befand ſich Monk-Maſon, einer der kühnen Luftſchiffer, welche neulich aus England in Deutſchland herabfielen; wenn ich recht gehört habe, ſo wurde in der Sitzung des geographiſchen Vereins angekündigt, er beabſichtige eine Reiſe nach Amerika. Eine Luftreiſe dahin wäre ſo kühner Leute, wie Green und er ſind, völlig würdig; ſie werden dieſelbe auch antreten, ſobald die Luft angenehm zu bereiſen ſeyn wird. — Einige Zeit nach der Sitzung des geographiſchen Vereins hielt auch die philotechniſche Geſellſchaft ihre halbjährliche öffentliche Sitzung, die wie gewöhnlich aus Vorleſungen und Muſik beſtand. Es wurde ein Aufſatz von Berville: Züge aus dem Leben der gefeierten, neulich in England verſtorbenen Sängerin Malibran, verleſen. Sie war eines der liebenswürdigſten, reizendſten, gefühlvollſten Geſchöpfe; Wohlwollen beſeelte ſie, und man kennt die edelſten Züge von ihrer Wohlthätigkeit. So berichtete Berville, ein Freund habe ihr gerathen, von dem Gelde, welches ſie als Primadonna an der italieniſchen Oper erhielt, monatlich ein Gewiſſes bei Seite zu legen, damit ſie ſich auf ihr Alter ein Vermögen ſichere. Sie fand den Rath gut, und brachte ihm einige Monate lang ihr Spargeld; aber mitten im Winter kam ſie nicht wieder. Als der Freund ſie endlich wieder ſah, erinnerte er ſie an ihr Verſprechen. „O Freund,“ unterbrach ſie ihn, „es iſt dieſen Winter ja ſo grimmig kalt geweſen!“ Man erfuhr nachher, ſie habe in dieſem einzigen Winter an die Armen 10,000 Franken verſchenkt. Auch ſcheute ſie ſich nicht, die Armen in ihren elenden Dachſtuben aufzuſuchen, um ihr Elend zu erleichtern. — Der Dichter Viennet las mehrere ſogenannte politiſche Fabeln vor. Eigentlich gehören die politiſchen Fabeln beſſer in die Länder, wo die politiſchen Meinungen nicht frei ausgeſprochen werden dürfen. In Frankreich bedarf es keines Verhüllens durch Fabeln. Er erzählte z. B. den bekannten Zug aus dem Leben Kaiſer Karls V., welcher nach ſeiner Abdankung in einem ſpaniſchen Kloſter zum Zeitvertreibe Uhren machte, welche ſeine kaiſerliche Majeſtät nie in ganz gleichförmigen Gang zu bringen vermochte. Seitdem, ſchloß der Dichter, hat die Uhrmacherkunſt bedeutende Fortſchritte gemacht; Breguets Kunſt hat es dahin gebracht, den Uhrwerken die größte Präciſion zu geben; aber für die politiſchen Uhrwerke wird noch ein Breguet erwartet. Dies könnte der Dichter auf jede andere Art von Meinungen anwenden; denn in welchem Fache ſind alle Menſchen gleichen Sinnes, außer in den Grundſätzen des allgemeinen Rechts und der Billigkeit? — Bouilly las wieder ein Bruchſtück aus ſeinen Memoiren oder Recapitulationen vor; es betraf den Dichter Guichard, einen gutmüthigen, obwohl auch im Nothfalle ſehr epigrammatiſchen Gelehrten dieſes Jahrhunderts, den man ſo ziemlich vergeſſen hat, weil er eigentlich nichts hervorbrachte, als Fabeln und Erzählungen, zwei Gattungen, worin ſich beinahe alle Dichter Frankreichs verſuchen, und welche daher mit Originalität behandelt werden müſſen, wenn der Dichter durch dieſelben Aufſehen erregen will. Guichard führte gerne ein unabhängiges, eingezogenes Leben, und da ihm ſeine Gedichte wenig einbrachten, wie denn überhaupt das Dichten eben nicht das einträglichſte Gewerbe iſt, wenn man ſich nicht V. Hugo oder Lamartine nennt, ſo gerieth er dadurch in Mangel. Um ihm nun in ſeinen letzten Jahren aus der Noth zu helfen, ohne dadurch ſeine Eigenliebe zu beleidigen, beſchloſſen ſeine Collegen in der philotechniſchen Geſellſchaft, durch freiwillige Beiträge ihm einen Gehalt auszuſetzen, und ihm dieſen als Ertrag ſeiner Gedichte im Namen des Buchhändlers einhändigen zu laſſen. Der Mann hatte alſo die Freude, zu wähnen, ſeine Gedichte gehen ſehr gut und werfen ihm ſeinen jährlichen Unterhalt ab. In dieſem Wahne iſt der Mann auch geſtorben, und erſt jetzt macht Bouilly den ſchönen Zug ſeiner Collegen bekannt. Von den Bouilly'ſchen Memoiren iſt kürzlich der zweite Theil erſchienen, worin der Verfaſſer die Fortſetzung der Geſchichte ſeiner dichteriſchen Laufbahn und ſeines Verkehrs mit der Pariſer Welt mittheilt. Unter andern erzählt er, wie er zur Dichtung des Vaudevilles Fanchon la Vielleuse gekommen, das in Frankreich und auch in Deutſchland ſo großen Beifall gefunden hat. Er wohnte bei einer Tante ſeiner Frau, einem geiſtreichen Frauenzimmer, welche ſehr gut erzählte, und viele Anekdoten aus der alten Zeit wußte. So erzählte ſie ihm zuweilen von einem ſavoyiſchen Leiermädchen, welches einſt jeden Abend auf dem Boulevard du Temple erſchien, und durch ihren reizenden Geſang auf dieſem Spaziergang, wo ſich damals der beau monde der Stadt Paris zu zeigen pflegte, ſtets eine Menge von Zuhörern um ſich her ſammelte. Dieſes Mädchen gewann viel Geld, empfing hohe Beſuche, und führte ſich ſehr gut auf. Dabei war ſie wohlthätig, wie die Malibran, und rettete einmal einen Spezereihändler, vor deſſen Hauſe ſie zu ſingen pflegte und der ihr jedesmal ein Zweiſousſtück gab, vom Untergang, indem ſie durch Vorſtreckung einer bedeutenden Geldſumme ſeine Gläubiger befriedigte, ohne daß er erfuhr, welche wohlthätige Hand die Gefahr eines Falliſſements von ihm abgewendet habe. Dieſe Erzählung entzückte den Dichter, er idealiſirte das Bild vollends, und ſo entſtand ſeine Fanchon.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 21.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 25. Januar 1837.

Ist nicht da drinnen Lust genug,
Im dichten, bunten Hofgedränge
Gelegenheit zu Spaß und Trug?

Goethe.

Die Theater in Lissabon.

Erster Brief.

Eine genügende Ansicht von den innern und äußern Verhältnissen des Lissaboner Theaterwesens zu geben, ist mir darum nicht möglich, weil mein Aufenthalt in der schönen Hauptstadt von Portugal zu kurz war, um dieselben mit gehöriger Gründlichkeit auffassen und durchschauen zu können. Denn erwägt man die unendliche Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die Fülle neuer, mir durchaus fremdartiger Erscheinungen, die sich mir bei der Landung in jener Hauptstadt entgegendrängten; die Lebensformen, so vollkommen verschieden von allen mir bis jezt bekannten; denn Portugals Boden und Himmel, seine Menschen, Sitten und Pflanzen bilden eine Welt für sich, deren Elemente den Fremdling auf ganz eigene, wunderbare Weise umfangen; erwägt man eine sehr geringe Vorkenntniß dieser seltsamen, halb afrikanischen Landessprache von meiner Seite, und endlich, daß die Theaterzustände, meiner Stellung zu Folge, nur nebenbei Gegenstand meiner Aufmerksamkeit werden durften, so wird man es begreiflich finden, daß ich in zwei Monaten kein vollständiges Bild davon in mir aufzunehmen im Stande war. Um jedoch dem Wunsch der Redaktion dieser Blätter nachzukommen, will ich hier von meinen Theaterbesuchen in Lissabon erzählen und dabei bemerken, was mir von jedem einzelnen Theater, deren es fünf in der Hauptstadt gibt, bekannt geworden ist.

Das erste, welches den Namen führt: Real Theatro de San Carlos, ist das größte und vornehmste, und zugleich die italienische Oper. Ich betrat es zum ersten Mal an dem Abend, wo die Königin mit ihrem jungen Gemahl den Tag nach ihrer Vermählung dort erscheinen sollte. Es war ein Sonntag und die Bevölkerung der Hauptstadt von den eben gesehenen Festen und feierlichen Aufzügen noch sehr bewegt und erregt. Die Menge wogte laut lärmend auf den Straßen, Plätzen und auf den prachtvollen Terrassen von Alcantara, Campolidos, Bemposta und andern, die so entzückende Aussichten bieten, daß sie hierin vielleicht einzig in der Welt sind.

Es kostete mich in der That ein wenig Ueberwindung, aus dieser süßen, weichen Luft auf den Höhen der Stadt, von dem Aroma der Granatblüthen geschwängert, niederzusteigen und die vollkommene Schönheit dieser Natur gegen die, vielleicht sehr unvollkommene einer theatralischen Vorstellung zu vertauschen. Indessen Alles zog nach San Carlos, und der neue Bekannte, der mich nebst meinem Gefährten begleitete, ein Eingeborner Lissabons, hätte uns nicht begriffen, wenn wir keine Lust bezeigt hätten, die Königin im Theater erscheinen zu sehen. So fügte ich mich denn; es war etwa sieben Uhr, und wir gingen

dem Strom der Menge nach über den Platz do Loreto zwiſchen den beiden Kirchen durch, die dieſen ſchmücken, von wo die niederſteigende Calcada beginnt, welche zu dem tiefgelegenen Platz des Pallaſtes von San Carlos führt. Er erſchien mir als ein großes, in edlem Styl, jedoch ohne architektoniſchen Luxus aufgeführtes Gebäude mit vielen Zugängen und einer Vorhalle, welche jezt dicht mit Menſchen angefüllt war. Der Platz wimmelte von jenen zweirädrigen, mit Maulthieren beſpannten Fuhrwerken, Sejas genannt, den eigentlichen Liſſaboner Equipagen, von Pferden, Eſeln, Sänften, Liteiras (eine von Maulthieren getragene Sänfte), Soldaten, Gallegos und neugierig Herzuſtrömenden. Da nur unſer Begleiter mit einem Billet verſehen war, die Kaſſe aber keine mehr verkaufte, ſo hätten wir an den Pforten des Tempels wieder umkehren müſſen, wenn Jener nicht ein Auskunftsmittel gefunden hätte, das ich erzähle, weil es ein charakteriſtiſcher Zug iſt, der einen Blick in die Polizei des Theaters San Carlos werfen läßt. Garrido, ſo hieß unſer Freund, ließ ſich von Jedem von uns einige Cruſados geben, hieß uns ihm auf wenige Schritte folgen und führte uns ſo durch verſchiedene Corridors, bis er plötzlich zu einem der Schließer trat und einige Worte leiſe zu ihm ſprach, wobei er ihm die Hand drückte. Der ehrliche Mann ſchüttelte zwar den Kopf ein wenig, ließ ſich jedoch den Handdruck gefallen und warf einen Seitenblick auf uns, die wir unſer Schickſal von ihm erwarteten. Alemaos? fragte er unſern Führer, und auf deſſen Bejahung ging er zur Thür, die er bewachte, öffnete ſie und ließ uns eintreten.

Wir befanden uns im Parket des Hauſes bei den geſperrten Sitzen und konnten uns nach Gefallen Plätze unter dieſen wählen. Sie waren numerirt und hatten, obgleich die meiſten noch leer waren, Jeder ſeinen berechtigten Eigenthümer, weßhalb ich die Bemerkung nicht unterlaſſen konnte, daß mir unſere ungerechte Beſitzergreifung leider nur von kurzer Dauer ſcheine, denn wir würden genöthigt ſeyn, ſie aufzugeben, ſobald der wahre Beſitzer mit ſeinem Billet erſcheine. „Vielleicht zu anderer Zeit,“ entgegnete der Portugieſe, „heute aber nicht. Wer heute hier im Beſitz iſt, iſt im Recht. Mögen jene ſehen, wo ſie Platz finden, wir weichen nicht; auch reſpektirt man Sie als Alemaos, die zum Prinzen gehören.“ Dem war auch ſo, und ich fand nun Zeit, mir das Haus zu betrachten. Es war groß, prächtig dekorirt und erleuchtet. Vier oder fünf Logenreihen liefen in weiten Halbbogen über einander. Die königliche Loge befand ſich in der Mitte. Der Eindruck, den das Haus machte, war im Ganzen großartig und ſteigerte ſich von Minute zu Minute, je mehr die Räume ſich füllten, je mehr prächtig geſchmückte Damen und Herrn in Gallauniformen in den beiden erſten Logenreihen ſichtbar wurden. Garrido, der Jedermann kannte und gern ſprach, war mir hier ſehr nützlich, denn er nannte mir alle Erſcheinenden mit Namen, darunter manchen berühmten. „Sehen Sie die Dame dort, die ſo eben eintritt?“ — „Es ſind ihrer zwei: die rechts etwas blaß, aber ſchöne, ſprechende Augen, ein langer Hals; aber, guter Garrido, welch ein Diadem! Die Krone der Königin war ja kaum prachtvoller: es iſt eine Sonne von Juwelen!“ — „Nun, die Marqueza de Lanlé kann dergleichen ſchon tragen. Iſt ſie nicht eine ſchöne Frau? ſie ſieht Dom Miguel ähnlich. Betrachten Sie, mit welcher Grazie ſie das Glas hält!“ — „Auch ihre Begleiterin iſt hübſch und prachtvoll geſchmückt.“ — „Das iſt ihre Buſenfreundin, die Herzogin von Terceira. Ja, ſie gilt nach ihr für eine der ſchönſten Damen Liſſabons. Links geſchaut! die Herzogin von Palmella mit ihren Töchtern und jezt — in dieſer rothen, goldgeſtickten Loge die Familie des Grafen Farrobo, dem das Haus gehört. Man hält ihn für den reichſten Fidalgo in Portugal. Sehen Sie die Gräfin; ſie iſt eine Spanierin aus Andaluſien, und die ſchönen Knaben ſind ihre Söhne. Im Ganzen werden ſpaniſche Frauen gern hier geſehen, was aber unter uns bleibt, denn es iſt keine Schmeichelei für unſere Damen.“

So plauderte der muntere junge Mann, und keinem tauben Ohre, denn ich war ſein aufmerkſamſter Zuhörer. Wir hatten Zeit zu allerlei Bemerkungen und Beobachtungen, denn die Ankunft des Hofes war erſt um neun Uhr beſtimmt, und natürlich zog denn auch der Vorhang der Bühne am Ende meine Blicke auf ſich. Er war ſehr bunt, und ich glaubte hier abermals jenem Ungeſchmack zu begegnen, der ſich in Portugal bei allen Leiſtungen der Kunſt ſo häufig ausſpricht, beſonders aber in der Malerei. Ein plumper Sonnengott auf ſeinem Wagen war in der Mitte des Vorhangs zu ſchauen, die Zügel von Roſſen haltend, die ein Boshafter füglich für Maulthiere hätte anſprechen können; zu beiden Seiten dieſes Apolls ſchwebten Genien des Ruhms, welche die Charte des „immortal Dom Pedro“ (zu jener Zeit der Stereotypausdruck der Journale) entrollten; außerdem noch verſchiedene Namenszüge, Kränze, Allegorien auf die ſo eben vollzogene Vermählung, genug, ein großer, bunter Bilderbogen, der eine wahrhafte Kindheit der Ideen, wie der Ausführung beurkundete. Er war eine Schöpfung der jüngſten Zeit, ſo wie man denn der ganzen Ausſchmückung des Hauſes, der Draperie der Logen, der Malerei der Decke und der Brüſtungen das Neue, ſo eben erſt fertig Gewordene deutlich anſah. Dies ſtörte etwas die Großartigkeit des Eindrucks; man fühlte ſich nicht ſo gemüthlich, wie in den alten, ſolid-prächtigen Schauſpielſälen von London oder Paris, die immer gleich ausſehen, ob Könige hineinkommen oder nicht; hier war etwas Ungewöhnliches, Aufgeputztes.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

In einer der lezten Sitzungen der Royal Society zu London wurde ein Schreiben unseres A. v. Humboldt an den Präsidenten der Gesellschaft, den durch die edelste Neigung für die Wissenschaft so ausgezeichneten Herzog von Sussex, vorgelesen, die Einladung enthaltend, zur Anstellung von Beobachtungen über die Variation der Abweichung und Neigung der Magnetnadel an möglichst vielen Punkten der Erdoberfläche mitzuwirken. In diesem Schreiben empfiehlt Humboldt, Behufs der genauesten Anstellung solcher Beobachtungen der Magnetnadel, den von uns schon mehrfach erwähnten Apparat von Gauß. Neuere Beobachtungen mit diesem, sehr genaue Resultate gewährenden Apparat haben nämlich für die entferntesten Orte, z. B. Mailand und Kopenhagen, eine ganz unerwartete, früher gar nicht geahnete Uebereinstimmung in der Zeit und dem Gange der magnetischen Veränderungen ergeben, so daß sich darauf die Hoffnung der wirklichen endlichen Entdeckung der Gesetze des Erdmagnetismus gründen läßt, unter welchem Gesichtspunkte es dann freilich unendlich wichtig erscheint, das Netz gut gewählter magnetischer Stationen über die ganze Erdoberfläche auszudehnen.

Um aber den heutigen Stand dieser wissenschaftlichen Angelegenheit in ihrem ganzen Zusammenhange zu übersehen, dürfen wir zunächst die Kenntniß des Verhaltens des Magnets zum Eisen und der Magnetnadeln unter einander als allgemein bekannt voraussetzen. Die Erde zeigt sich uns indeß zugleich selbst als ein Magnet, gleichsam als mit einer nur auf die magnetisirten Körper wirkenden eigenthümlichen Kraft begabt, wodurch im Allgemeinen auf der nördlichen Halbkugel der nach Norden, auf der südlichen dagegen der nach Süden zeigende Pol der Magnetnadel angezogen wird. Daß sich dabei die allercomplicirtesten Anomalien veroffenbaren, daß die angegebene allgemeine Richtung der Nadel in längeren oder kürzeren Perioden, ja tägliche, stündliche, allaugenblickliche, und außerdem sehr bedeutende örtliche Veränderungen erleidet, dem zufolge die magnetische Erscheinung als der eigentliche Proteus in der Natur auftritt, den Humboldt, ein zweiter Aristäus, nun eben gefangen nehmen will, dies ist unsern Lesern aus den mehrfachen früheren Auseinandersetzungen unserer Blätter darüber gleichfalls erinnerlich. Sie erinnern sich eben daher, daß die ältere Theorie des tellurischen Magnetismus, wie besonders Halley dieselbe aufgefaßt hat, den Grund dieses verwickelten Vorganges im Innern der Erde sucht, und daß man daselbst einen oder mehrere große Magnete angenommen und ihnen eine periodische Bewegung beigemessen hat, welcher also die Bewegung der Nadel selbst folgen müsse. In unserm Jahrhundert war es sodann ganz besonders Christopher Hansteen, Professor zu Christiania, der sich in seinem großen Werke: „Untersuchungen über den Magnetismus der Erde," Christiania, 1819, um Erklärung dieses schwierigen Problems bemüht hat. Auch dieser Forscher nimmt, im Sinne der obigen Halley'schen Hypothese, Magnetpole und eine Bewegung derselben um die Erdpole, zugleich aber „magnetische Stäbe" oder sogenannte Aren an, durch welche die magnetischen Pole der nördlichen und südlichen Halbkugel verbunden seyn sollen.

Wir gehen indeß auf das Detail dieser Vorstellungsart desto weniger ein, da die neueste Ansicht über das Wesen des tellurischen Magnetismus sich gänzlich davon unterscheidet, und durch die Beobachtungen, deren Fortsetzung und Ausdehnung Humboldt nun eben deßwegen mit solchem Eifer empfiehlt, gleichwohl täglich so sehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß sich selbst Hansteen bewogen gefunden hat, auf die fernere Haltbarkeit seiner, übrigens mit den wichtigsten andern Erfahrungen genau übereinstimmenden Hypothese zu verzichten. Lezterer neuesten Ansicht vom Erdmagnetismus zufolge, ist der Grund der Erscheinung nämlich nicht ferner im Innern der Erde zu suchen, sondern die Erde wird vielmehr durch das Sonnenlicht unmittelbar, oder durch die vermittelst desselben erzeugte Wärme mittelbar, auf ihrer Oberfläche magnetisch; und in der That stimmen wenigstens die täglichen Variationen der Declination und Inclination der Magnetnadel so augenfällig mit dem Laufe der Sonne und dem Gange der durch ihr Licht bewirkten Erwärmung der Erdoberfläche überein, daß man nicht umhin kann, einen Causalnexus zwischen lezterer und dem Erdmagnetismus anzunehmen. Nach einem so bedeutenden Ergebnisse darf man sich aber allerdings schmeicheln, endlich auch das übrige Detail des verwickelten Phänomens auf dieselbe Grundursache zurückgeführt zu sehen, und die von Humboldt empfohlenen vervielfältigten Beobachtungen mit dem Gauß'schen magnetischen Apparate sollen, bei der davon zu erwartenden Genauigkeit, nun eben dazu dienen, diese allgemeine Erklärung begründen zu helfen. Diesen Gauß'schen magnetischen Reflexionsapparat, so genannt, weil die Vibration der Nadel in einem Spiegel, also durch Reflexion gesehen wird, haben wir schon früher genau beschrieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Bouilly. Literarische Cirkel. Mode.

Eben so idealisirte Bouilly einen Zug aus dem Leben des berühmten Taubstummenlehrers Abbé de l'Epée, welcher

bekanntlich einem seiner Zöglinge zu seinem Erbtheil verhalf, das ihm habsüchtige Verwandte rauben wollten. Bouilly erzählt, bei der Vorstellung dieses Stücks, welcher Napoleon beiwohnte, habe das Publikum im Theater laut und einstimmig den Wunsch ausgesprochen, der Nachfolger des Abbé de l'Epée, Abbé Sicard, welcher damals noch verhaftet war, möchte in Freiheit gesetzt werden, ein Wunsch, der auch bald erhört wurde, worauf denn sogleich der Abbé in seinem Taubstummeninstitute eine öffentliche Sitzung veranstaltete, worin der Vorsteher dem Dichter öffentlich dankte. Auch die Zöglinge des Instituts kamen zu ihm, und bezeugten ihm durch rührende Geberden, wie dankbar sie dafür seyen, daß der Dichter ein so schönes Bild eines Taubstummen dem Publikum vorgeführt habe. Etwas Aehnliches widerfuhr Bouilly, als er mit Cherubini den „Wasserträger oder die beiden Tagwerke" gegeben hatte, wobei er wieder ein Ereigniß, das während der Revolution in seiner Provinz, der Touraine, vorgefallen war, benuzt hatte. Diesmal waren es die Pariser Wasserträger, meistens Auvergnaten von Geburt, welche ihm einen Blumenstrauß zur Dankbarkeit für die Darstellung eines edeln Wasserträgers überreichten, und sich dabei in ihrer Volkssprache erboten, ihn ein Jahr lang unentgeltlich mit Wasser zu versehen. Alle diese dramatischen Stücke waren etwas weinerlichen Inhalts, und hatten dem Dichter den Beinamen le Larmoyant zugezogen, wie er selbst gesteht. Man hatte über die Thränen gespottet, die bei seinen Stücken wie ein Regen von den Logen herabfielen. Auch Mehül, der mehrere seiner Operetten in Musik gesezt hatte, war nicht ohne Tadel geblieben. Man warf ihm in den Feuilletons der Journale den Ernst, ja sogar die Rauheit und das Wilde seiner Musik vor, was den Tonkünstler sehr verdroß. Bouilly schlug ihm vor, sie wollen sich an den Kritikern rächen, und zwar dadurch, daß sie Beide zeigten, daß sie auch wohl etwas Lustiges zu dichten und zu setzen vermöchten. Dieser Vorschlag gefiel Mehül; der Dichter nahm ihn mit sich auf's Land zu der Tante seiner Frau, und hier, in einer heitern Landschaft und einer muntern Gesellschaft, setzte Mehül jeden Auftritt einer Operette in Musik, so wie der Dichter ihn vollendet hatte. In Kurzem war das Stück une Folie fertig; das Schauspielercomité des Feydeautheaters erstaunte nicht wenig, als Bouilly nicht allein den fertigen Text zeigte, sondern Mehül auch die bereits fertige Partitur hervorzog. Die besten Schauspieler nahmen Rollen in dem Stücke an, das mit großem Beifall gegeben und ein Lieblingsstück des Publikums ward. Jezt wird une Folie nur noch selten gegeben; aber in den Provinzialstädten spielt man das Stück noch häufig, und mancher junge debütirende Schauspieler sucht sich in einer Rolle desselben hervorzuthun. — Noch andere gelehrte Gesellschaften hielten gegen Ende des Jahrs öffentliche Sitzungen, z. B. das Athénée des arts und die Société d'encouragement, welche beide auch Damen zu Mitgliedern aufnehmen. Die Zunft der schreibenden und dichtenden Damen ist jezt außerordentlich groß in Paris, und mich wundert, daß sie noch nicht eine besondere Akademie für sich errichtet haben. Auf der Bühne, in den Musenalmanachen, in den Leihbibliotheken, überall trifft man sie an. Neulich war eine glänzende Soirée bei einer ehemaligen Schauspielerin, welche jezt Frau Gräfin heißt, ein Titel, der sie nicht so sehr ziert, als ihr erster berühmter Name. Hier gab es der gelehrten Damen und Herren eine Menge. Die Frau vom Hause machte in einem mit großer Eleganz verzierten Salon die Honneurs auf äußerst zuvorkommende Art, so auch der Graf, ihr Gemahl. Ich sah hier die Herzogin von Abrantes mit ihren beiden großen Söhnen, die aber nichts Herzogliches in ihren Zügen haben, wofern sich das Herzogliche im Gesichte ausdrücken kann. Die Herzogin ist jezt eine der notabeln Personen in Paris, die man in den meisten großen Cirkeln antrifft, besonders da, wo berühmte Leute aus der gelehrten Welt zusammenkommen. Oft hat man sie auch auf dem Privattheater des Grafen von Castellane auftreten sehen, auf welchem im Winter häufig gespielt wird. Dieser Graf besizt ein schönes Hotel in der Vorstadt St. Honoré, und vereinigt daselbst eine geistreiche Gesellschaft, wozu auch die Theater- und Romanendichterin Gay gehört; diese soll ebenfalls gut spielen. Die Herzogin von Abrantes hat einen ziemlich rauhen Ton, was denn wiederum nicht sehr herzoglich ist. Uebrigens bedeutet, wie man weiß, Herzog, Graf u. dergl. nicht viel in Paris, und manche Leute, denen diese Titel gebühren, legen sie ganz ab. In der oben erwähnten Soirée sah ich auch Madame Waldor, ebenfalls eine Dichterin und Romanschreiberin, welche leider häßlich ist, sich sonderbar kleidet und nicht die geringste Bildsigkeit sich vorzuwerfen hat. Die Frau vom Hause las ein neu von ihr gedichtetes Lustspiel in einem Aufzuge vor, ein elegantes Conversationsstück, welches sie vortrefflich vortrug. Dann traten mehrere Dichter auf; ein junger Mann, welcher, wie ich hörte, ein Journal herausgibt, das im Ausland mehr Abonnenten haben soll, als in Frankreich, sagte ein Sonett her auf den wandernden Juden. Was für ein Einfall, über diese Sage ein kurzes Sonett zu dichten! Hernach recitirte er etwas Besseres über das ewige Streben der Menschheit. Ein anderer junger Dichter hatte Verse auf das Aufsteigen des Greenschen Luftballons gedichtet, und sagte sie mit vieler Zuversicht her, Er sprach darin den Wunsch aus, mit einer Geliebten in einem solchen Ballon über die Wolken bis zum Himmel zu steigen und die „Liebe der Engel" mit ihr zu genießen. Ich zweifle aber, ob sich eine Geliebte bereitwillig finden würde, der Liebe halber so hoch zu steigen. Madame Waldor recitirte sodann recht arge Strophen auf einen treulosen Liebhaber; es wurde nicht gesagt, ob dies Wahrheit oder Dichtung sey; Verse waren es aber sicher, und zwar sehr kraftvolle. Den jungen Damen in der Gesellschaft war mit den vielen Versen nicht hinlänglich gedient; sie wollten auch tanzen. Diesem Wunsche waren der Herr und die Frau vom Hause zuvorgekommen, und ein paar Musikanten waren in Bereitschaft gehalten, um gegen Mitternacht zum Tanze aufzuspielen. Hier konnte man das Abgeschmackte der jezigen Moden nach dem Zuschnitt der aus dem Zeitalter Ludwigs XV. wieder hervorgesuchten Trachten bemerken. Bliebe das Nachahmen jener alten Trachten noch in den gehörigen Schranken, so ließe es sich dulden; aber manche Damen übertreiben diese Alterthumssucht auf die geschmackloseste Weise, und sicher haben sich ihre Urgroßmütter besser gekleidet, als sie. Als während der französischen Revolution die antiken Trachten wieder aufkamen, und die Damen sich als Griechinnen oder Römerinnen kleideten, war die Uebertreibung eben so arg, und manche machten sich durch allzu sklavische Nachahmung der Alten lächerlich; aber selbst in dieser Uebertreibung zeigten sie doch classischen Geschmack, und der Künstler konnte sie nicht tadeln. Was hat aber die Kunst mit der abgeschmackten, wieder vorgenommenen Damentracht von Anno 1750 zu thun? Man traut kaum seinen Augen, wenn man eine junge Dame in einem Reifrock, in herabhängenden, schlotternden Ermeln und einer langen Taille tanzen sieht. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 26. Januar 1837.

Der Mensch mag die Elemente noch zu manchem schweren und zierlichen Dienst abrichten und immer mehr seinen Haushalt von allzeitfertigen Sklaven vergrößern, aber —

Lichtenberg.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Im Maschinenwesen,* auf welches wir jezt einen Blick werfen, hat die Erfindung eines Nordamerikaners Aufsehen erregt, die Ebbe und Fluth als Bewegungskraft zu nutzen. Dieser Mann wendet seine Maschine, auf welche ihm bereits ein Patent ertheilt worden ist, zunächst zur Ausziehung der stärksten Pfähle aus Meeresgrunde an, indem er die gedachte Maschine bei eingetretener Ebbe an die Pfähle befestigt und sofort die keinerlei Widerstand duldende Kraft der steigenden Fluth darauf wirken läßt. Nach dem vor uns liegenden Berichte darüber ist der Erfolg bewundernswürdig. Gleichergestalt benuzt derselbe Mann bei eintretender Ebbe die zugleich mit dem Wasser sinkenden Schiffe als Gegengewicht für zu hebende große Lasten. — Ebbe und Fluth sind nun schon seit so vielen Jahrtausenden thätig; aber es war wieder erst unserm merkwürdigen Jahrhundert vorbehalten, industrielle Anwendung von den rohen Naturkräften zu machen. Wozu wird es die lezteren noch zu zwingen verstehen?

Auf dem nämlichen Gebiete begegnen wir einem Senkblei von neuer, höchst sinnreicher Construction, als dessen Erfinder ein Däne Ericsohn genannt wird, über welches uns aber erst eine vorläufige Nachricht mitgetheilt ist, so daß wir darauf werden zurückkommen müssen. Die Grundidee besteht indeß in Vermeidung der bei den bisherigen Einrichtungen unumgänglichen Messung der Senkleine, um die bis zum Meeresgrunde stattfindende Tiefe zu bestimmen, wogegen in Ericsohn's Instrumente, welches aus einem hohlen, mit Ventilen versehenen Cylinder besteht, die Luft im Verhältnisse der erreichten Wassertiefe comprimirt und der Grad dieser Compression zugleich durch sich selbst angemerkt wird.

Endlich bemerken wir, als hieher gehörig, aus einem uns von München zukommenden Schreiben, daß sich in dem dortigen optischen Atelier der Herren Wörle * und

* Wir dürfen, auf Veranlassung dieser technologischen Auseinandersetzungen, eines hieher gehörigen Werkes, der „Bausteine.“ von Preusker. Leipzig, Hartmann. 1835. 5 B. Erwähnung thun, welches unter diesem bedeutungsvollen Titel die vortrefflichsten Andeutungen zur Förderung des Gewerbsfleißes enthält, und in geschickter Popularität die technologischen Kenntnisse und die Mittel zu ihrer schnellsten Erwerbung entwickelt. Von Werken dieser Art lassen sich nur segensreiche Folgen erwarten, und Preuskers Arbeit verdient daher die Empfehlung, die wir demselben hier gewähren.

* Wörle ist ein würdiger Schüler des großen Optikers Frauenhofer.

Rueborffer ein ſchönes induſtrielles, der Wiſſenſchaft unendliche Vortheile verſprechendes Streben kund gibt. Das erforderliche Flint- und Crownglas wird, unter Wörle's Aufſicht, in ganz vortrefflicher Qualität auf der Hütte Kohlgrub bei Murnau fabricirt, und zwanzig bis dreißig geſchickte Schleifer ſind daſelbſt beſtändig mit Verfertigung neuer Objectivgläſer beſchäftigt, woraus auf den Umfang des Geſchäfts geſchloſſen werden mag. Wörle denkt jezt zunächſt auf eine Vervollkommnung der von Littrow zu Wien angegebenen, und zuerſt vom dortigen Optikus Plößl ausgeführten dialytiſchen Fernröhren, von denen in unſern frühern Berichten ausführlich die Rede geweſen iſt.

Den Schluß unſeres diesmaligen Berichts machen wir mit einer Beſchreibung des merkwürdigen Nordlichts vom 18ten Oktober, welches in ganz Deutſchland, in Frankreich (nur nicht in Paris, wo ein dicker Nebel die Obſervation verhinderte), ja ſelbſt in Italien geſehen worden iſt. * In beſonderer Pracht aber zeigte ſich daſſelbe zu Königsberg in Preußen, und über die dortige Erſcheinung liegt uns eine Mittheilung des trefflichen Beſſel vor. Bald nach dem Untergang der Sonne gedachten Tages zeigte ſich daſelbſt, weſtlich von Norden, eine beſondere Helligkeit des Himmels, welche man ſogleich einem Nordlicht beimeſſen konnte, da ihre Mitte in der Richtung der Magnetnadel lag, und da einige Tage vorher auch ſchon Nordlichter, wenn gleich in viel ſchwächerem Grade erſchienen waren. Denn die Nordlichter haben ihren Mittelpunkt meiſtens in dieſer magnetiſchen Richtung (eine Bemerkung, auf welche wir unten zurückkommen werden), und es iſt nicht ungewöhnlich, daß ſie ſich kurz hinter einander wiederholen. ** So waren dieſen Herbſt, und zwar wenige Tage vorher, ſchon zwei Nordlichter, den 11ten und 12ten Oktober, beobachtet worden, von denen das leztere ebenfalls zu den ſchöneren gehörte, indem es häufig Strahlen bis zum Polarſtern hinauf trieb. Das am 18ten Oktober erſcheinende entwickelte ſich aber ſo vollſtändig, daß es, wenigſtens für unſere Gegenden, zu den ſehr ſeltenen Erſcheinungen gehörte und an die ſchöne Beſchreibung von Maupertuis erinnerte, den die Pracht der Nordlichter in Tornea entzückte, als er ſich, jezt gerade vor hundert Jahren, daſelbſt befand, um eine denkwürdige wiſſenſchaftliche Unternehmung * rühmlich auszuführen.

(Der Beſchluß folgt.)

* Ich habe dieſes Nordlicht auch beobachtet und außerordentlich ſchön gefunden. Profeſſor Struve aus Dorpat meldet ebenfalls, daß er nie ein ſchöneres geſehen habe.

** Auch dieſer Umſtand ſcheint für die von uns ſchon mehrmals erwähnte Kaſtnerſche Hypotheſe über die Natur der Nordlichter zu ſprechen, der zufolge die Polarlichter nämlich die den magnetiſchen Erdpolen periodiſch entſtrahlende Erdelektricität ſind, ſo daß die mehrtägige Wiederholung, wenn der Proceß einmal eingeleitet iſt, weiter nichts Beſonderes hat.

* Nämlich die unter den Auſpicien des damaligen franzöſiſchen Miniſters der Marine, Maurepas, von franzöſiſchen Gelehrten, namentlich Maupertuis, 1736, alſo gerade vor hundert Jahren, ausgeführte und von Lezterm in ſeinem Werke: De la figure de la terre. Paris. 1738. beſchriebene Gradmeſſung in der Nähe des nördlichen Polarkreiſes. Seite 60 fgg. dieſes Werkes gibt Maupertuis eben die oben erwähnte reizende Beſchreibung der von ihm beobachteten Nordlichter. Wir haben derſelben ſchon einmal erwähnt.

Die Theater in Liſſabon.

(Fortſezung.)

Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß ſämmtliche Logen des erſten Ranges ganz nach portugieſiſcher Weiſe mit Vorhängen, zum Theil prächtigen und reichen, verſehen waren, wie man denn ſolche überall antrifft, in den Kirchen, den Palläſten, an Kutſchen und Sänften. Alle Thüren und Fenſter ſind mit Vorhängen bedeckt, welche ſehr häufig von goldgeſticktem Sammt ſind und die Wappen ihrer Beſizer tragen. Von blauem Sammt, reich mit Silber belegt, war das ſchöne Gehänge, welches die königliche Loge den Augen der zahlloſen Zuſchauer noch verbarg. Endlich deutete die Uhr im Periſtyl der Bühne auf die neunte Stunde; die Spannung des Publikums wuchs, alle Rücken waren der Bühne, alle Antlize und Hände der Loge zugekehrt. Da ertönte innerhalb derſelben ein leiſes, ſonderbares Pfeifen, das ſich bald darauf wiederholte, und nun rauſchte der Vorhang, nicht der Bühne, ſondern der Loge, welche jezt auch eine Bühne war, empor, und gewährte einen Anblick, der ohne Zweifel eine Art von Vorbereitung bedurft hatte, wie die Gruppirung der Schauſpieler, bevor die Gardine ſich hebt. Die Königin ſtand in reichem Schmuck dicht an der Brüſtung, am Arm ihres jungen Gemahls, neben dieſem zu ſeiner Linken die Kaiſerin von Braſilien; Herren und Damen in reichſter Hoftracht zeigten ſich hinter ihnen aufgeſtellt in faſt maleriſchen Gruppen; das Ganze mußte ſo geordnet worden ſeyn, um gerade ſo erſcheinen zu können. Ein rauſchender Zuruf, der viermal wiederholt und jedesmal mit huldvoller Verneigung von Seiten der königlichen Perſonen erwidert ward, brach nun los; das Orcheſter begann die portugieſiſche Hymne zu ſpielen, und während dem hatte ſich, in der That vollkommen unbemerkt, der Vorhang der wirklichen Bühne gehoben, die Muſik ging in die Ouvertüre der Oper über, welche gegeben werden ſollte, und man kann annehmen, daß die

Hälfte des erſten Aktes ſchon durchgeſpielt und geſungen war, bevor das Publikum ſich nach und nach bequemte, der Darſtellung einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Mit mir war es aus verſchiedenen Urſachen derſelbe Fall; ich ſah Anfangs nur mit halbem Auge, hörte nur mit halbem Ohre, bis denn endlich meine Aufmerkſamkeit ſich ganz der Bühne zuwendete. Ich erblickte als Dekoration eine prachtvolle antik-römiſche Straße, das Forum in der Ferne, eine Dekoration, die jedem Theater Ehre gemacht haben würde. Den Namen der Oper und ihres Componiſten habe ich nie recht erfahren, und wenn es wäre, hätte ich Beides vergeſſen, da ſie nur dieſen einen Abend gegeben ward und dann nicht wieder, und ich überdies nichts von Muſik verſtehe. Ich glaube jedoch, ſie hieß l'Esigliato in Egitto. Die Sänger und Sängerinnen (Italiener) waren brav, beſonders die Primadonna und der Baſſiſt. Ihre Action möchte ich vollendet nennen; ſie war leicht, unbefangen, edel und leidenſchaftlich. Ueberhaupt ging die Darſtellung vortrefflich, und Alles griff harmoniſch in einander. Bei Veränderung der Bühne ward das Signal durch das nämliche Pfeifen gegeben, das vorhin in der königlichen Loge vor dem Aufrollen ihres Vorhangs ertönte. Am Schluß des erſten Aktes fiel nicht der Apollovorhang mit der Charte und dem immortal Dom Pedro, ſondern zu meinem größten Erſtaunen ſenkte ſich ein Landſchaftsgemälde herab, das alle Blicke durch einen ganz eigenthümlichen Zauber überraſchte und feſſelte. Das entzückende Grün einer paradieſiſchen Landſchaft lachte und duftete uns an: ein Thal in der reichſten Blätterpracht des Südens, mit Hainen und Gärten voll herrlicher Bäume mit goldenen Früchten, Hütten, zwiſchen Pomeranzen- und Oelbäumen verſteckt, das üppige, breite Cactusgeſträuch am Wege, mit der Weinrebe um den Platz ringend, die ſchlanke Aloeſtaude mit ihren ſpitzen Rieſenblättern, nackte Felſen, ein ſtürzender Bach; und über dieſe glückliche, entzückende Natur hinweg wölbte ſich ernſt und majeſtätiſch, wie ein großer Gedanke, ein in weite Ferne fortlaufender Bogengang von ſo ungeheurer Höhe und außerordentlichen Dimenſionen, daß Felſen und Berge, Bäume und Hütten nur klein unter ihm erſchienen. Er verband die gegenüber liegenden Berge, indem er eine Bahn durch die Luft von einem Gipfel zum andern zu führen ſchien, während der Fuß ſeiner Rieſenbogen unten im Thal ruhte. Durch ſie hin erblickte man weiße Segel in der Ferne. Garrido bemerkte mein freudiges Erſtaunen. „Welch ſchönes Gemälde!“ ſagte ich, „und wie reich die Phantaſie des Malers, die es erſchuf!“ Da zuckte es ſtolz um den Mund des jungen Portugieſen. „Nichts von Phantaſie,“ ſprach er, „hier iſt Wirklichkeit! Morgen führe ich Sie in dieſes Thal dort und dann auf den Aquäduct. Es iſt das Thal von Alcantara, zwei Leguas von der Stadt, und dieſe Bogen bilden die Leitung der Agoas libres aus der eſtremaduriſchen Sierra.“ — Ich habe es ſpäterhin geſehen, das Original des Vorhangs in San Carlos, dieſes ſchöne, berüchtigte Thal von Alcantara, in deſſen Schluchten und Schatten die wilden Ziegenhirten ihre Morde begehen, das man nur in Geſellſchaft und bewaffnet betreten kann, wenn man ſeines Lebens ſicher ſeyn will. Ich habe die Luft dieſes kleinen Paradieſes geathmet, welche von Blüthenaroma, wie vom Todesröcheln Ermordeter geſättigt iſt. Doch zum Theater zurück!

Nach dem zweiten Akt folgte das Ballet, das, wie ich ſpäter erfuhr, hier immer der Oper eingeſchaltet wird. Beim erſten Erſcheinen der Tänzer und Tänzerinnen ſah jedoch auch ein nur wenig geübtes Auge ſogleich, daß hier keine italieniſchen Füße, keine portugieſiſchen, keine ſpaniſchen, ſo graziös die lezteren ſind, ſich bewegten, auch wahrhaftig! keine engliſchen, und auch deutſche nicht: dieſes Schreiten, dieſe Bewegungen, dieſe unnachahmliche Körpermuſik, ſie gehörten dem Lande jenſeits der Pyrenäen, aus welchem Eliſabeth Valois ihre Bürgen kommen laſſen wollte, dem ſchönen Frankreich, das nur derjenige haſſen kann, der es nie geſehen hat. Sämmtliche Mitglieder des Ballets waren Franzoſen, und zum Theil reich bezahlt, wie man mir ſagte.

Etwas nach Mitternacht war die Vorſtellung zu Ende; ich verließ das Haus ſehr befriedigt von dem erſten Eindruck, den eine theatraliſche Darſtellung in Portugal auf mich gemacht hatte, indem ich mir vornahm, San Carlos oft zu beſuchen. Dieſer Vorſatz kam nicht zur Ausführung, aus Gründen, die ich hier übergehen will, wovon aber einer war, daß das Nachhauſegehen aus dem Theater in ſpäter Nachtzeit für den Fremden äußerſt gefährlich iſt.

Was ich nun über das Theater San Carlos in Erfahrung gebracht habe, beſteht in Folgendem. Es iſt königliches Inſtitut; das Perſonal der Oper wie des Ballets erhält Beſoldungen von der Regierung und ſteht unter einem Oberintendanten. Das Haus aber iſt Eigenthum des Grafen v. Farrobo, eines ſehr reichen Privatmannes, der auch Antheil an der Leitung des Ganzen zu nehmen und bei den ökonomiſchen wie artiſtiſchen Verhältniſſen der Bühne betheiligt zu ſeyn ſcheint. Das Perſonal iſt bedeutend, da es jedoch äußerſt ſchwer hält, einen Theaterzettel zu erhalten, die in ſehr großem Format nur an die Straßenecken geklebt, niemals ausgegeben werden, ſelbſt nicht für Geld an der Kaſſe, ſo habe ich die Namen der Angeſtellten nicht erfahren können. Dekorationen und Koſtüm waren, wie geſagt, anſtändig und einer großen Stadt würdig. Ueber das Orcheſter will ich nicht urtheilen, es war aber ſehr zahlreich und die Muſik, was in Portugal ſo ſelten iſt, volltönend und ſchön. — Nicht wie auf deutſchen Bühnen, ſucht man in San Carlo

das Publikum durch Abwechslung zu reizen und anzuziehen. Vielmehr bleibt eine Oper, die berühmt ist oder gefallen hat, so lange auf dem Repertoire und wird jeden Abend ohne Ausnahme gegeben, bis man ihrer allmählig satt wird und das Haus leer bleibt. Dies ist bekanntlich italienische Sitte. Auf diese Weise sind fast sämmtliche Werke Rossini's, Bellini's, Aubers und Anderer den Portugiesen vorgeführt worden. Sie wissen wohl, was gut und schön ist, und haben viel natürlichen Sinn dafür, wenn ihre Nation selbst auch keine Künstler mehr erzeugt, die wie Blüthen eines Baumes sind. Ein sterbender Baum bringt keine Blüthen mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

Das Monument Leo's XII. Thorwaldsen.

Am Weihnachtsfest wurde das Monument Pabst Leo's XII. in der Peterskirche aufgedeckt. Der regierende Pabst ließ es seinem Vorgänger setzen, und übertrug die Ausführung dem Bildhauer Fabris, einem Venetianer, der lange in Canova's Schule war. Im rechten Seitenschiff der Kirche, dem Denkmal der Schwedenkönigin Christine gegenüber, und an der Stelle, wo man früher das schmucklose Grabmal Innocenz XIII. sah, steht das neue Werk, in ziemlich beengtem Raume, zwischen zwei der gewaltigen Säulen, welche die Wölbung unterstützen; unten sieht man eine Thüre, über derselben öffnet sich eine Loggia, und in ihr steht der Pabst, in Pontificalkleidung, die dreifache Krone tragend, ein wenig nach vorne geneigt und die Hand zum Segen erhebend. Im Hintergrunde, zu beiden Seiten des Stuhls, hinter welchem die großen Fächer von Pfauenfedern angebracht sind — eine unglückliche Aufgabe für die Sculptur — erblickt man vier Cardinäle (oder richtiger, man sollte sie sehen, wozu aber bei der Höhe, welche das Denkmal einnimmt, und der bedeutenden Tiefe keine Möglichkeit vorhanden ist); unter ihnen ist Cardinal Cappellari, der jetzige Pabst, welchem Leo XII den Purpur verlieh. Ueber der Loggia sieht man die sitzenden Figuren der Religion und der Gerechtigkeit in Relief, und in der Mitte das Wappen der Familie della Genga. Die Inschrift heißt: Memoriae Leonis XII. P. M. Gregorius XVI. P. M. Der Kopf Leo's soll ähnlich seyn; dies ist aber auch so ziemlich das einzige Verdienst der ganzen Arbeit, welche die schon übergroße Zahl der mittelmäßigen und schlechten Monumente der Peterskirche um eines vermehrt. Ueberhaupt möchte Fabris leichtlich derjenige unter den hiesigen Bildhauern seyn, welcher, während im Allgemeinen ein merklicher Fortschritt zu bemerken ist, am wenigsten Talent, wie Geschmack zeigt, und die ihm zu Theil werdenden, zum Theil sehr bedeutenden Aufträge so handwerksmäßig ausführt, daß an irgend eine höhere Auffassung durchaus nicht zu denken ist. Ein trauriges Beispiel davon ist das höchst geschmacklose und dabei auf unangenehme Weise ruhmredige Denkmal Torquato Tasso's, welches in der Klosterkirche von S. Onofrio, wo der Sänger der Gerusalemme in einfacher Zelle, vor sich das Panorama der gewaltigen Stadt, seine Unterhaltung mit dem Himmel begann, die Stelle des gutgemeinten, aber höchst unbedeutenden, welches Bonifaz Cardinal Bevilacqua setzen ließ, einnehmen soll, und zu welchem eine Menge von Theilnehmern beigetragen haben. Man lacht und raisonnirt in unsern Tagen so viel über die sogenannte Perrückenzeit, der wir keineswegs das Wort reden wollen; um so trauriger ist es, daß man nicht aufhört, mit großen Kosten Werke hervorzurufen, die um kein Haar besser sind, als jene. Die römischen Kirchen können Zeugniß davon geben.

Wenden wir uns nun zu erfreulichern Erscheinungen. In Thorwaldsens Werkstatt geht es sehr rührig zu. Er selbst arbeitet bald an Basreliefs, zu welchen ihn eine gewisse Vorliebe zu ziehen scheint, und in denen er sich den schönsten Mustern des griechischen Alterthums, im Geist, wie in der Form, genähert hat wie Keiner, bald an Modellen größerer Werke, z. B. der Statue Conradins, welche er im Auftrage des Kronprinzen von Baiern verfertigt, der dieselbe in der Carmeliterkirche zu Neapel aufstellen lassen will, wo der Letzte der Hohenstaufen nebst seinem Freunde und Unglücksgefährten hinter dem Hochaltare ruht. So werden die Bildsäulen der Mutter und des Sohnes einander nahe stehen, und den Bewohnern des Südens die tragische Geschichte von dem nordischen Königshause erzählen. Vollendet stehen die Modelle der Denkmale Schillers und Gutenbergs für zwei süddeutsche Städte. Einer der Schüler, Namens Galli, führt unter des Meisters Augen ein großes Relief aus, Apollo unter den Hirten, welches für eine bei Castel Gandolfo gelegene Villa des Kommandeurs Don Carlo Torlonia bestimmt ist. Zu Thorwaldsens neuern kleinern Arbeiten gehören u. a. die Jahrszeiten, vier Basreliefs in kreisförmiger Umschließung, so wie ein länglich-viereckiges, Rafael, von Resten des Alterthums umgeben, auf einer Tafel zeichnend, die ein Liebesgott mit der Rechten unterstützt, während er ihm mit der Linken Rose und Mohn darbietet, zwischen zwei Genien, von denen der eine, weibliche, die Palme trägt und im Begriff steht, einen Lorbeerkranz auf sein Haupt zu drücken, während der andere, männliche, eine brennende Fackel emporhält. — Unter dem Titel: Anacreonte nuovissimo del commendatore Alberto Thorwaldsen, ist eine Sammlung von Umrissen nach den kleinern Basreliefs dieses berühmten Künstlers erschienen, einundzwanzig an der Zahl, mit poetischen Erläuterungen von Angelo Maria Ricci. Ohne der ursprünglichen Intention nach einen Cyclus zu bilden, reihen diese zu verschiedenen Zeiten vom Jahr 1809 an, großentheils aber 1830 entstandenen, anmuthigen Darstellungen, welche den Liebesgott in den verschiedensten Situationen, und so recht in seiner über Alles sich erstreckenden, Alles unterwerfenden Macht vorführen, sich vortrefflich aneinander, und es ist um so erfreulicher, sie hier vereinigt zu sehen, da die Originale im Norden und Süden zerstreut sind. Die Erläuterungen bestehen in Gedichten, welche großentheils Themata griechischer Lyriker behandeln, und in melodischer Sprache die Situation meist gut auffassen und gewandt wiedergeben, wenn auch hie und da die reizende Einfachheit der griechischen Dichtkunst in dem etwas hochtrabenden Ton und Wortschwall, von dem die italienische Lyrik sich noch nicht recht frei machen kann, untergegangen seyn sollte. Die wenigsten der Reliefs bedürfen übrigens einer solchen Erklärung, und darin scheint uns ein Hauptvorzug des Künstlers zu liegen, daß bei ihm die Geschichte so gut erzählt, die Absicht so gleich deutlich gemacht wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 27. Januar 1837.

Notre gloire est sans seconde:
Français, où sont nos rivaux?
Nos plaisirs charment le monde!

Béranger.

Die Theater in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Ich muß eines Ballets noch erwähnen, von dem ich in der lezten Zeit meines Aufenthalts viel reden hörte, und das ich mich endlich zu sehen entschloß. Es hieß: Ludowiska, ou a Regicida, Espectaculo com à Dança. Die Handlung dieses Tanzspektakels spielte in Polen, und das Publikum Lissabons sah mit geheimem Grauen beschneite Gegenden, und Hütten, von Schnee belastet und halb erdrückt. Dann kam ein breister Strom vor, auf dessen Spiegel Schlittschuh gelaufen wurde. In der That führten die südlichen Darsteller dieses Kunststück, auf kleinen Rollen unter den Füßen, recht hübsch aus, so daß ein Russe ihnen Beifall geklatscht haben müßte. Ich konnte mich nicht enthalten, die Gesichter meiner portugiesischen Nachbarn im Parkett dabei zu beobachten. Alle hatten den Ausdruck jenes lächelnden Wohlgefallens, mit dem man etwas Wunderbares, Mährchenhaftes hört oder betrachtet. Manches Haupt schüttelte sich leise und ungläubig und schien an den Tajo zu denken, dessen Rücken noch niemals eine schmähliche Eisscholle, geschweige einen Schlittschuhläufer getragen hat. Auch der Schnee ist in den schönen Ebenen von Estremadura ein Fremdling, oder liegt es ja weiß auf den Moosdächern der Hütten, so sind es die Blüthen der Pomeranzenbäume, der Maçaos, der Limonien, der Citronen. Dazu ist der Norden, Deutschland sogar, dem Portugiesen eine terra incognita, von der er wohl dann und wann hört, aber ohne recht zu wissen, ob und wo diese Länder eigentlich existiren.

Die zweite Bühne, dem Range nach, ist das Théâtre français, in der Rua das Condes. Wer die große Ausdehnung Lissabons kennt, wird wissen, wie weit diese Straße von dem Largo do Loreto, an welchem San Carlos liegt, entfernt ist. Man steigt die lange Rua nova de Almada und die Straße do Chiado bis zu dem breiten, prächtigen Rocioplatz hinab, der zu überschreiten ist. Am ehemaligen Inquisitionspallast wird man französische Comödienzettel angeklebt finden. Diese Zettel sind eine wahre Lust zu lesen, denn da sie in einer portugiesischen Druckerei erscheinen, wimmeln sie von naiven Sprachschnitzern. Da heißt es: Henri IV. et sa Courte, au B'énefice de . . . cette piex sera pr'ec'de'e, und dergleichen mehr. Oft aber machten diese Zettel, daß ich stille stand und den Inquisitionspallast anlächelte. Nun sage noch Einer, daß Frankreichs süße Heiterkeit nicht allmächtig ist! Ich, mit einem Herzen voll Inquisitionshaß, vielleicht dem einzigen gerechten Haß, den es gibt, stehe vor einem der Tempel dieser furchtbaren historischen Gottheit, woran jeder Stein ein vollzogenes Todesurtheil ist; meine Seele blutet, und ich muß lachen, und dazu

zwingt mich, dreihundert Meilen von Frankreich, ein ellenlanger Zettel, mit franzöſiſchen Worten bedruckt. Henri IV. et sa courte, an den Inquiſitionspallaſt von Liſſabon geklebt, darin liegt die ganze Ironie der Weltgeſchichte.

Vom Inquiſitionspallaſt rechts herum führt eine kurze Straße auf den großen Vorplatz des Paſſeio publico, neben welchem die Rua Oriental nach der Rua das Condes hinabläuft, eine unanſehnliche Traveſſa, in welcher ſich der unanſehliche Eingang des Theaters befindet. — Es iſt weder groß noch ſchön, hat nur zwei Logenreihen über einander, und darf ſich ſeinem Aeußern nach keinem Provinzialtheater zweiter Claſſe in Frankreich, z. B. dem von Havre de Grace, Rouen, Breſt, Orleans, an die Seite ſtellen. Doch iſt es mehr noch, als San Carlos, der Vereinigungspunkt der vornehmen Welt, des diplomatiſchen Corps, der Fremden. Die Königin und ihr junger Gemahl beſuchen es faſt täglich. Man ſieht hier nach und nach alle neuen dramatiſchen Erſcheinungen von Paris an ſich vorüberführen, unter der verſtändigen und geſchmackvollen Leitung des Regiſſeurs Meriel, der zugleich erſter tragiſcher Held iſt; die erſte tragiſche Heldin iſt Dem. Charton.

Ein eigenthümliches Unglück, welches der Director während meiner Anweſenheit erlebte, war Schuld, daß ich ſeine Bühne nicht in dem glänzenden Zuſtand geſehen habe, in welchem ſie ſich nunmehr ohne Zweifel befinden wird. Er hatte nämlich einen neuen Vorhang, prächtige neue Dekorationen, einen neuen Luſtre von Paris verſchrieben, Gegenſtände, auf welche das Publikum, ſchon ſeit lange vorbereitet, mit Spannung wartete. Da gaben die Zeitungen Kunde von einer franzöſiſchen Handelsbrigg, la Constance, die angekommen und wegen Defraudation und Contrebande von der Douane mit Embargo belegt worden ſey. Das heißt ſo viel, die ganze Ladung war confiſcirt und der Kapitän in eine Strafe von dreißigtauſend Cruſados verfallen. Was aber befand ſich mit auf dem unglücklichen Schiffe? Monſieur Meriels neue Dekorationen, Vorhang, Luſtre, die nun nicht eher ausgeliefert werden ſollten, als bis jene Geldbuße erlegt war. Da ich eben den Tajo zum lezten Male befuhr, um an Bord meines Schiffes beim Thurm von Belem zu gehen, kam ich noch unter dem Spiegel der armen Conſtance vorbei, welche mit gekappten Maſten und portugieſiſchen Douanenwachen auf ihrem Verdeck ganz traurig dalag. Die Matroſen in den Luken ſehen beſchämt aus, und es gibt keinen wehmüthigeren Anblick, als einen beſchämten Franzoſen. Ich nahm im Stillen ihre Partie, verwünſchte die Douane und fuhr weiter. Hoffentlich wird bald der Zeitpunkt erſchienen ſeyn, wo leztere die confiſcirten Wälder, romantiſchen Gegenden und Thronſäle Monſieur Meriels herausgeben mußte.

Dies wäre ſo ziemlich Alles, was ich vom franzöſiſchen Theater in Liſſabon zu ſagen weiß, und ich gehe nun zu dem portugieſiſchen über, dem Theater des Volks, welches an den beiden erſten Bühnen nur ſehr beſchränkten Antheil nimmt. Ich fühle, daß meine Aufgabe hier an Intereſſe gewinnt, zugleich aber auch ſchwieriger und bedeutender wird, weil ich es hier nicht mit den Forderungen und dem Geſchmack der vornehmen Welt, die ſich mit wenigen Nüancen überall gleich iſt, zu thun habe, ſondern mit dem Charakter eines fremden Volks. Wenn nun das, was ich hier darüber ſagen werde, keineswegs genügen wird, ſo muß ich an die zu Anfang erwähnten Umſtände entſchuldigend erinnern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Beſchluß.)

Unſer Nordlicht zeigte zunächſt einen röthlichen Schimmer, welcher einen Theil des nördlichen Himmels bedeckte, aber nicht ſehr lebhaft und von kurzer Dauer war. Dann aber ſtrömte die ganze Gegend um den urſprünglichen Mittelpunkt der Erſcheinung her plötzlich häufige Strahlen aus, welche, wie dies bei Nordlichtern gewöhnlich iſt, in wenigen Augenblicken entſtanden, faſt bis zum Zenith aufſchoſſen, wieder verſchwanden, und immer wieder durch neue erſezt wurden. Dieſe Strahlen ſind geraden Kometenſchweifen durchaus ähnlich; oft drängen ſich deren ſo viele zuſammen, daß ſie an die dicht gedrängten Stämme eines Tannenwaldes erinnern. Bis dahin zeigte indeß der Vorgang noch nichts beſonders Hervorſtechendes: allein um 7 Uhr 15 Minuten erſchienen zwei Strahlen, welche ſich ſowohl durch ihre ganz außerordentliche Lebhaftigkeit, als durch den Ort, den ſie einnahmen, auszeichneten. Beide entſtanden nämlich an entgegengeſezten Punkten des Horizonts, der eine etwa 15 Grad nördlich von Oſten, der andere eben ſo weit ſüdlich von Weſten. Sie ſchoſſen in Richtungen aufwärts, welche ſüdlich vom Scheitelpunkte vorbeigingen, und hatten die Helligkeit hoher, weißer, durch ſtarkes Mondlicht erleuchteter Strichwolken. Man ſah deutlich, daß die „Ausſtrömung,“ welche ſie erzeugte, kräftig unterhalten wurde, denn ihre Formänderungen waren ſtark und ſchnell. Als dieſe Strahlen kaum entſtanden waren, zeigte ſich am nördlichen Rande eines jeden derſelben gleichſam ein Auswuchs; dieſe beiden Auswüchſe verlängerten ſich und näherten ihre Enden, ſo daß ſie bald zuſammenſtießen und nun einen Bogen bildeten, welcher beide Strahlen mit einander verband und deſſen höchſter Punkt

etwa 30° nördlich vom Zenith lag; dieser Bogen sammt den Strahlen, von welchen er ausging, erschien im lebhaften weißen Lichte, dessen Glanz indeß vom eben scheinenden Monde etwas geschwächt wurde. Der Bogen verblieb aber nicht lange in der angegebenen Stellung, sondern rückte allmählig dem Scheitelpunkte zu, und dann, durch denselben hindurch, über 40° nach Süden, wo er sich verlor. Ehe dies aber geschah, nahm er auf der Westseite eine unregelmäßige Krümmung an, indeß er auf der Ostseite regelmäßig gekrümmt blieb. Der Himmel zeigte jezt nur noch überhaupt eine auffallende Helligkeit, bis das Schauspiel bald nach neun Uhr plötzlich überaus prächtig wurde. Die ganze Nordhälfte des Firmaments bedeckte sich zu dieser Zeit mit einer tiefen Carminfarbe, deren Glanz zugleich so stark wurde, daß er, trotz dem Mondlichte, sichtbare Schatten warf. Dies tiefe Carmin ging aber im Norden nicht bis zum Horizont hinab, sondern ein etwa 30° hoher, bogenförmiger Raum blieb davon unbedeckt, über welchem gleichsam ein Vorhang von hochrothem, durchsichtigem Stoffe schwebte.* Hinter diesem Vorhange schossen blendend weiße, schimmernde Lichtstrahlen hervor. Einige glänzende Sternschnuppen, die sich am verhängten Theil des Himmels zeigten, vermehrten noch die Pracht und Abwechselung der Scene. Etwa nach einer Viertelstunde trennte sich dieser herrliche Vorhang, der farblose Raum vergrößerte sich allmählich nach beiden Seiten, und bald war nur noch einige Helligkeit am nördlichen Saume des Horizonts zu erblicken.

Der merkwürdigste wissenschaftliche Gewinn, den die Beobachtung dieses ausgezeichnet schönen Nordlichts gewährt hat, ist die Bestätigung des Zusammenhanges der Nordlichter mit dem Magnetismus gewesen. In Paris, wo, wie gesagt, eines dicken Nebels wegen die Erscheinung selbst gar nicht wahrgenommen worden war, hatten die Astronomen nach den, bei solcher Gelegenheit immer eintretenden Schwankungen der Magnetnadel das Meteor gleich angekündigt. In Berlin wurden diese Schwankungen ebenfalls beobachtet und sehr bedeutend gefunden: die nach Norden gekehrte Spitze der Nadel folgte dabei sichtbar dem Gange des Meteors, wich demgemäß von ihrer dortigen gewöhnlichen nordwestlichen Richtung erst bedeutend nach Norden ab und kehrte dann langsam nach Westen zurück; auch machte sie am folgenden Tage noch auffallende Schwingungen, welche man doch nur der Fortdauer der in der Natur einmal eingetretenen magnetisch-elektrischen Aufregung beimessen kann.

Der innige Nexus zwischen Elektricität und Magnetismus, wie ihn (vergl. unsere frühern Berichte) Oersted auch im Experiment so auffallend gezeigt hat, und die elektrisch-magnetische Natur des Nordlichtes selbst, wahrscheinlich im obigen Kastnerschen Sinne, erhalten hiedurch, wie gesagt, eine neue, unabweisbare Bestätigung. Aber mit diesem Ausdrucke ist nur das Allgemeinste angedeutet, und man steht starren Auges vor der geheimnißvollen, schwankenden Nadel, und fragt sie vergeblich um das Detail ihres tiefen Mysteriums.

* So ist diese prächtige Phase des Vorgangs auch in meinem dermaligen Wohnsitze (Landsberg a. d. Warthe in der Neumark) beobachtet worden.

Lebensloos.

Der Pflanze gleich' ich, die ein Fels begraben
In früher Jugend schon mit schwerer Last,
Dran sich die Stengel vorgedrungen haben,
Und deren Wurzel kennet keine Rast.

Sehnsüchtig schmachtend unter seinem Drucke,
Treibt Blüthen aus ihr qualbeängstigt Herz,
Die zieren noch den Stein mit heiterm Schmucke,
Der sie darnieder hält in stummen Schmerz.

Hinaus zum Felsen will sie Samen streuen,
Damit er aufgeh' in dem Boden frei,
Sie möchte junger Keime sich erfreuen,
Von ihr gezeugt in ihrer Sklaverei.

Wohl kommen Viele, die die Blüthen loben,
Doch nach dem Stamme fragen sie nicht viel;
Noch Keiner hat den Felsen weggehoben,
Sie zu befrein in treuem Mitgefühl.

Wohl hört betrübt sie Manchen freudig sagen:
„Ein Wunder, sehet unter diesem Stein!"
Sogar noch Früchte kann sie endlich tragen,
Und doch ist sie gedrückt von harter Pein.

„Ja, wäre sie, verpflanzt, in besserer Erden!"
Spricht wieder vornehm eines Andern Mund;
Doch Keiner denkt, was sie noch könnte werden,
Vom Drucke frei in ihrem eignen Grund.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

(Fortsezung.)

Thorwaldsen. Tenerani. Finelli. Bienaimé. Rinaldi.

Wenn wir hier manchen Darstellungen begegnen, die uns schon aus frühern Ausgaben von Thorwaldsens Werken

bekannt und liebgeworden ſind — wir rechnen dazu namentlich das eben ſo geiſtreich aufgefaßte, wie vortrefflich ausgeführte Relief, welches den menſchlichen Lebenslauf darſtellt, und der Liebe Aufkeimen und Seligkeit, Unbeſtand und Ueberdruß in wenigen Gruppen ſchildert; Amors nächtlichen Beſuch bei Anacreon, Amor und Pſyche, Amor, von einer Biene geſtochen, ein Gegenſtand, der auch in Italien im Liede volksthümlich geworden iſt, u. a. m. — ſo finden wir daneben viele neue, die nicht minder anziehend ſind als jene, und den beſten Beweis geben, wie auch in vorgerückteren Jahren die Phantaſie dieſes großen Künſtlers ihre Jugendlichkeit und Schöpferkraft, ſein Gemüth ſeine ganze Liebenswürdigkeit bewahrt hat. Die kleinen Gruppen, welche den Liebesgott darſtellen, wie er den Löwen, den Aar, den Delphin, den Cerberus zähmt, wie er das Ney flicht, u. ſ. w., gefallen namentlich, und wenn man den ganzen Cyclus überblickt, ſo muß man über die große Mannichfaltigkeit ſtaunen, welche der Künſtler in die einzelnen Situationen zu bringen gewußt hat, wenn uns auch dünkt, daß einige Gegenſtände ſich weniger als die andern zur plaſtiſchen Darſtellung eignen. Daß ein reiner Styl bewahrt, daß Spielerei ſelbſt da, wo in ſie zu verfallen leicht geweſen wäre, ferne gehalten worden iſt, dies bedarf bei denen, welche Thorwaldſen kennen, keiner Verſicherung. Ein paar Blätter ſcheinen der Sammlung nicht eigentlich anzugehören, z. B. das Basrelief der Nemeſis (1833), deſſen Original dem Herrn Mylius in Mailand gehört, und welches den Band beſchließt. Wir glauben nicht zu viel zu ſagen, wenn wir es zu den großartigſten Werken dieſer Art rechnen. Auf einer Biga, deren Räder im wechſelnden Umſchwunge Glück und Unglück, Ueberfluß und Mangel bezeichnen, und die von zwei ſchönen Roſſen gezogen wird, von denen das eine gemeſſen und ruhig einherſchreitet, das andere ungehorſam ſich bäumt, den Kopf zurückwirft und von der Geißel bedroht wird, ſteht die geflügelte Göttin, mit ernſtem Blicke, im Zodiacus über ihrem Haupt die Wage. Vor dem folgſamen Pferde ſchreitet der Hund der Treue, dem Wagen folgen zwei Genien, deren einer mit ſchmerzvollen, Unheil blickenden Zügen das Schwert der Strafe in der Rechten hält, der andere, geflügelte, heitere, in ſeinen Händen das Horn des Ueberfluſſes und den Caduceus, am Arme Ruhmeskränze trägt. In dieſer edeln Darſtellung erkennen wir die Gottheit, die urgebürtige, von welcher der Dichter ſingt:

La sovrana de' numi tu sei
Che la ruota avvicendi del mondo,
Premio ai buoni, flagello de' rei,
Dea tremenda, che hai Giove secondo
E ministro a' tuoi cenni il destin.

Die Umriſſe in dieſem Bande ſind ſauber und ſorgfältig ausgeführt, und ſo iſt das Ganze ein erwünſchter Anhang zu den frühern Ausgaben von Thorwaldſens Werken, der römiſchen, wie der deutſchen, und ein Vorläufer einer neuen Sammlung, welche ſeine in den letzten Jahren entſtandenen Arbeiten aufnehmen ſoll.

Unter den italieniſchen Bildhauern in Rom iſt Pietro Tenerani jedenfalls der ausgezeichnetſte. Seine frühern Arbeiten, auf welche ſein Lehrer Thorwaldſen nicht geringen Einfluß gehabt haben mag, ſeine am Fuß verwundete Venus und die ſitzende Pſyche (bei Mme. Medici-Lenzuoni zu Florenz und anderwärts), ſind auch auswärts ziemlich allgemein bekannt geworden, und haben ihm mit Recht einen bedeutenden Ruf erworben. Weibliche Geſtalten gelingen ihm vorzugsweiſe. Seine zweite Pſyche, in dem Moment dargeſtellt, wie ſie die Unterwelt verläßt und ohnmächtig hinſtürzt, ſteht vielleicht der frühern nach, iſt aber dennoch ein anmuthreiches Werk. Sein neueſtes, noch nicht vollendetes, iſt ein Hautrelief für den Altar der Capelle, welche die Familie Torlonia in der Laterankirche einrichten läßt, und in welcher das Grabmal des verſtorbenen Herzogs von Bracciano, Marino Torlonia (von einem Modeneſer Namens Mainoni), aufgeſtellt werden ſoll, welches Anfangs für die kleine Kirche S. Pantaleo beim Pallaſt Braſchi beſtimmt war. Die erwähnte Arbeit Tenerani's iſt eine Pietà. Vier Figuren bilden dieſelbe, und wir erkennen darin eine weiſe Mäßigung des Künſtlers, der ſich auf das zur Handlung Unerläßliche beſchränkt und alles Ueberflüſſige weggelaſſen hat. Joſeph von Arimathia ſteht noch auf der an's Kreuz gelehnten Leiter und hält den ſchon herabgenommenen Leichnam des Heilandes, deſſen Kopf und rechter Arm auf der Schulter Maria's liegen, welche die eine Hand ſanft an die Bruſt des geliebten Sohnes legt, während Johannes ſtehend die Füße umfaßt und unterſtützt. Die Gruppe iſt harmoniſch componirt, die Köpfe ſind ſchön, der Ausdruck der Phyſiognomien in den verſchiedenen Abſtufungen ſehr lobenswerth; namentlich muß der Attitüde der Madonna Erwähnung geſchehen, welche äußerſt zart gedacht iſt. In dem Ganzen ſpricht ſich ein inniger, tief empfundener Schmerz aus, weit entfernt von dem lärmenden, zur Schau getragenen mancher deklamatoriſchen Produktionen. Tenerani's Vorzüge möchten übrigens minder in einer kräftigen, ſchöpferiſchen Phantaſie beſtehen, als in einer edeln Auffaſſung und höchſt ſorgfältigen Wiedergebung der Natur und in einer vortrefflichen Ausführung. — Nicht ohne Eigenthümlichkeit iſt Finelli, zu deſſen beſten Arbeiten eine Gruppe der Horen und eine andere, Amor und Pſyche darſtellend, gehören. Auch in coloſſalen Werken verſucht er ſich nicht ohne Glück. Anſprechender vielleicht iſt Bienaimé, ein Carrareſe, deſſen Gruppen eines Schutzengels mit einem Kinde, der Diana u. ſ. w., vielen Beifall gefunden haben. Das Canova'ſche Element ſpricht ſich mehr aus bei Rinaldi, der eben eine Statue der Jungfrau von Orleans vollendet hat, wie ſie in voller Rüſtung, ihre zuſammengelegte, mit der Lilie geſchmückte Fahne in der Linken haltend, die Rechte auf die Hüfte gelegt, den Blick halb aufwärts gerichtet, in Betrachtung verloren ſteht. Die Behandlung des Ganzen iſt nicht ohne Geſchick, der Ausdruck des Kopfes ſchön, der Gliederbau ſchlank; die Stahlkleidung gibt aber doch der Figur etwas Steifes. Manche andere Arbeiten ſtehen halb vollendet in der Werkſtatt des Künſtlers, welcher ein großes Relief für das Giebelfeld der vor der Porta Pia gelegenen Villa Don Aleſſandro Torlonia's geliefert hat, den Triumphzug des Bacchus darſtellend, mit ſehr vielen Figuren und etwas verworrener Gruppirung. Die erwähnte Villa gehört dem jüngſten der Brüder, dem Bankier, welcher dieſelbe, ſo wie ſeinen am Corſo gelegenen Pallaſt auf eine großartige Weiſe ausſchmücken läßt (in letztern werden u. a. Statuen der griechiſchen Gottheiten in den Niſchen des großen Saales aufgeſtellt werden), und den meiſten hieſigen Bildhauern von Ruf bedeutende Aufträge gegeben hat. Von den Arbeiten Rinaldi's und anderer Künſtler für die im Aufbau begriffene Paulskirche werden wir wahrſcheinlich bald Gelegenheit haben, in einigen Bemerkungen über dieſes rieſenhafte Unternehmen zu reden.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 24.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 28. Januar 1837.

Insignis annus hieme gelida ac nivosa fuit, adeo ut viae clausae.

Livius.

Das Neujahr in Paris.

I.

Der heilige Chriſt hat den Pariſern den Winter beſcheert; ſeit dem erſten Weihnachtstage ſind die Straßen und Dächer der Hauptſtadt mit Schnee bedeckt, und die ziemlich ſtrenge, anhaltende Kälte verſchafft den Reichen und Vornehmen das außerordentliche Vergnügen, auf den Boulevards, in den Champs-Elyſées und im Bois de Boulogne Schlitten zu fahren und einen neuen Luxus zu zeigen, während die Armen und Unbemittelten in ihren luftigen Speichern und Dachſtuben ſich auf ihren Strohſäcken zuſammenkauern oder ein Krankenbett im Hoſpital als die höchſte Gnade erflehen, um die von Froſt gelähmten Glieder zu wärmen. Es iſt ſeit vier Jahren das erſte Mal, daß ich Paris in dieſem Winterkleide ſehe, und ich muß geſtehen, die Hauptſtadt bietet gegenwärtig ein phantaſtiſches Gemälde dar. Paris ohne Lärm und Tumult kommt Einem wie ein Traumgebilde vor; der gellende Ruf jener Hunderte von ambulirenden Kleinkrämern, welche ihre Waaren ausſchreien, iſt verſtummt, die Drehorgel ſchweigt, das Wagengeraſſel iſt kaum vernehmbar und gelangt nur in dumpfen Tönen an unſer Trommelfell; faſt traut man ſeinen eigenen Ohren nicht, man meint, man ſey taub geworden. Wenn wir aus dem Hauſe treten und einen Gang durch die Stadt machen, bietet ſich uns vollends ein ungewöhnliches Schauſpiel. Alle Augenblicke gleitet Jemand aus und fällt in den Schnee, und von Zeit zu Zeit fallen wir ſelbſt, indem wir dem Gefallenen aufhelfen wollen. Die Cabriolets und Fiaker fahren wider einander; da die meiſten Straßen nur Eine Goſſe haben und das Pflaſter von den Häuſern abwärts läuft, rutſchen die Wagen, weil die Räder ſich nicht drehen, ſtets nach der Mitte zu; die armen Pferde ohne geſchärfte Stollen an den Hufeiſen ſtürzen hundertmal des Tags; die Omnibus ſind gezwungen, faſt an jeder Brücke und in den Stadttheilen, wo es nur ein wenig bergig iſt, Vorſpann zu nehmen, und trotz dem verſehen ſie ihren Dienſt nur den kleinſten Theil des Tags; die ſchweren Fuhrwerke können gar nicht fort; jezt mehr als je darf man ſagen: Paris iſt eine Hölle für die Pferde. Ganz luſtig iſt es, mit anzuſehen, wie dieſe froſtigen Pariſer über die Trottoirs eilen, denn zu Hauſe können ſie einmal platterdings nicht bleiben; die Damen mit rothen Augen und blauen Wangen, ganz in Pelz gehüllt und mit koſtbaren Caſhmirſhawls vermummt; die Männer dicht in ihre Carbonaris gewickelt, die Mantelkragen in die Höhe geſchlagen und das Geſicht mit einem Shawl oder Tuch ſo verbunden, daß man oft nichts als zwei Augen zwiſchen einem Hute und einem Foulard herausblicken ſieht. Die Stutzer und Badauds glauben nach Petersburg verſezt zu ſeyn; die Illuſion wird zur

vollſtändigen Wirklichkeit, wenn das Schellengeklingel auf den Boulevards die Ankunft eines Schlittens verkündet; die Spaziergänger bleiben dann in Maſſe ſtehen, die Portiers erſcheinen mit Frau und Kindern vor der Hausthür, ſelbſt die friedlichſten Bewohner der anliegenden Häuſer reißen ſich vom warmen Kamin los und eilen an's Fenſter, der Kaufmann vergißt, den Kunden ſeine Waare anzupreiſen, die Gäſte in den Kaffeehäuſern legen ihre Zeitungen aus der Hand, kurz Alles, Groß und Klein, Arm und Reich, drängt ſich herbei, um jene außerordentliche, fabelhafte Erſcheinung anzuſtaunen.

Es kommt nun noch ein beſonderer Umſtand hinzu, dieſen wunderlichen Anblick, den die Straßen von Paris im Augenblicke gewähren, noch ſtärker hervorzuheben. Acht Tage vor und nach dem Beginn des neuen Jahrs herrſcht hier ein ungemein reges Leben, welches ſich vorzüglich in induſtrieller Hinſicht beurkundet und für den Handel von beſonderer Wichtigkeit iſt. In der lezten Decemberwoche ſezt mancher Pariſer Kaufmann und Fabrikant einen größern Vorrath von Waaren ab, als ſonſt im Laufe des ganzen Jahrs; ja die Einnahme eines einzigen Tags überſteigt oft die Summe, womit der gewöhnliche Gang der Geſchäfte ſeine Kaſſe in mehreren Monaten anfüllt. Um dieſe Zeit machen gewöhnlich die Bewohner der Hauptſtadt und der 83 Departements ihre Einkäufe zu Neujahrsgeſchenken, wofür hier alljährlich unermeßliche Summen verſchwendet und in Umlauf geſezt werden. Bei ſo bewandten Umſtänden iſt es gleichſam ein Muß, in dieſen Tagen, trotz der bittern Kälte, auszugehen und die Neujahrsausſtellungen in den Läden zu beſuchen. So ſehen wir das regſte Leben in allen Straßen, und die rauhe Witterung bringt eine Miſchung von Emſigkeit und Schweigen hervor, welche für den Beobachter des menſchlichen Treibens nicht ohne Intereſſe iſt. Die Leute ſchreiten raſch zu, die Frauen trippeln ſo geſchäftig, als wenn ſie zu ſpät zum Tanze kämen, die Männer machen ab und zu einen kleinen Dauerlauf, um ſich zu wärmen, und faſt Jeder hat ein Paket unterm Arm. Der Eine trägt einen papiernen Eſel, deſſen indiskrete graue Ohren aus der Schachtel oder aus der Hülle hervorgucken, worin er eingepackt iſt; ein Anderer ſchleppt ſich mit einem hölzernen Pferde; dieſer hat eine Puppe in Lebensgröße, jener einen Hund oder ein Lamm unterm Mantel, Alle rennen wie beſeſſen oder wie wenn das Lebensglück eines geliebten Kindes von ihrer Nachhauſekunft abhinge; dabei theilen ſie nicht ſelten tüchtige Rippenſtöße und Püffe mit den Ellenbogen aus, und unterlaſſen ſogar die weit und breit gerühmte Pariſer Höflichkeit, indem ſie weiter eilen, ohne um Verzeihung zu bitten.

Die Boutiken ſind mit Käufern angefüllt, viele ſogar zum Erdrücken und Erſticken voll. Dem Fremden, welcher dieſen Zeitpunkt zu einer Reiſe nach Paris gewählt, wird ohne Zweifel die außerordentliche Pracht vieler Kaufläden auffallen, die zwar in der Regel das ganze Jahr hindurch reich und luxuriös ausgeſtattet ſind, während der lezten Tage vor Neujahr jedoch die größten Koſtbarkeiten und Seltenheiten zur Schau auslegen, um Kauflustige anzulocken. Dieſe ganze Neujahrsherrlichkeit kann man umſonſt in Augenſchein nehmen; man iſt keineswegs gezwungen, beim Eintritt etwas zu hinterlegen oder aus Delikateſſe für eine Kleinigkeit den vierfachen Werth zu bezahlen; ein ſolches Verlangen an das Publikum zu ſtellen, dazu iſt der Pariſer Krämer viel zu ſchlau, ſpekulativ und human. Er ſchleppt mit unermüdlicher Gefälligkeit und ſtets heiterer Laune alle ſeine Artikel herbei, lobt ſie, bittet, ſie anzuſehen, und vergißt nie, ſo oft als möglich zu wiederholen, wie geſchmackvoll und verhältnißmäßig billig Alles ſey. Wenn man auch trotz dem nichts kauft und nur beim Weggehen nicht zu ſagen unterläßt: Monsieur, je suis fâché de votre peine, ſo macht er eine ganz freundliche Miene dazu und begleitet Einen unter Complimenten bis an die Ladenthür, gleich viel, ob man das Ausſehen eines Millionärs oder eines kleinen Rentiers hat; denn er weiß wohl, daß die mit ſolcher Höflichkeit verabſchiedeten Kunden ſchon ein anderes Mal wieder einſprechen und die feſtgeſchürzten Knoten ihrer Geldbörſe löſen.

(Die Fortſezung folgt.)

Die Theater in Lissabon.

(Fortſezung.)

Geht man durch die hohen, grauen, von Volk wimmelnden Straßen Lisboa's, ſo wird man an den Ecken der Palläſte, über den mannichfaltigen Zetteln und Anſchlägen, die da zu leſen ſind, große, bunte Bilder erblicken, die ungemein in's Auge fallen und die ſeltſamſten Dinge darſtellen. Hier zeigt ſich eine Folterſcene in einem Kloſterkerker, wobei dicke Mönche thätig ſind, dort legt ein Ritter die Hände Liebender zuſammen; hier wird eine Stadt mit Sturm erobert, dort ſieht man die ſieben Mädchen in Uniform exerziren. Alle dieſe Bilder ſind nicht etwa Holzſchnitt oder Steindruck, ſondern gemalte Originale, die täglich wechſeln und zu den Anſchlagezetteln der drei Volkstheater gehören, womit dieſe ihr Publikum blenden, locken, bezaubern und zugleich über den Inhalt des zu gebenden Stücks belehren. Denn die großgedruckten Theaterzettel ſind doch zulezt nur für ſolche verſtändlich, die in ihrer Jugend ſo glücklich waren, leſen zu lernen; deren ſind aber nicht Viele, es mußte alſo für die große Mehrzahl eine Sprache erfunden werden, und ſo prangen jene Gemälde über den Affichen, oft von der

beträchtlichſten Größe und zuweilen mit Talent componirt und entworfen. Ohne es zu wiſſen, genießen daher die meiſten, in das Portugieſiſche übertragenen Dramen aus Frankreich, England und Deutſchland die Ehre, in Liſſabon in Reihen von Gemälden, die vielleicht der Rambergſchen Galerie zu Schiller und Goethe an die Seite geſezt werden dürften, bildlich dargeſtellt zu werden. Ich war begierig, den Künſtler kennen zu lernen, denn ſie ſchienen ſämmtlich von Einem und demſelben abzuſtammen; dem Manne war Phantaſie, Erfindung und Geſchick nicht abzuſprechen, und da die Malerei in dem maleriſchen Portugal in ihre Kindheit zurück geſunken iſt, ſo war ein ſolches Genie immer beachtenswerth; aber es gelang mir nicht, ſeinen Namen zu erforſchen.

Als ein beſonderes Zeichen der Zeit verdient bemerkt zu werden, daß dieſe Gemälde es wagten, alle erdenklichen Kloſtergreuel den Augen des Volkes zu enthüllen, wobei die Regierung die Hand im Spiele haben mochte. Da ſah man: Os Atrocidades dos Frades Dominicanhos, As crudelas Acaos dos Frades do Coracao de Jezus (die Barbareien der Brüder Dominikaner, die Grauſamkeiten der Brüder vom Herzen Jeſu), und Anderes dergleichen in Grauſen erregenden Bildern dargeſtellt, und die Zettel darunter verkündeten für den Abend die dramatiſche Darſtellung derſelben auf dem Theatro Nacional do Salitre, oder im Circos Olympicos auf dem Praça do Salitre, oder im Campo Santa Anna, den ehemaligen Schauplätzen der Stiergefechte. Obgleich es mir Mühe koſtet, will ich dennoch einen portugieſiſchen Theaterzettel, den einzigen, deſſen ich habhaft werden konnte, getreu copiren.

Theatro Nacional do Salitre. Domingo 29 de Maio de 1836. Em Benefico do primo Actor: Joaquim Joze de Barros. Se ha de expôr em Scena o novo e appacotoso Espectaculo seguinte. Principiará o divertimento por huma escolhida Symphonia e representando-se hum Prologo do Drama abaito annunciado e que lhe serve de fundamento, intitulado: Huma Manha em Trianon (ein Morgen in Trianon). Seguira-seha logo a Representacao do grande Drama, divido em tres Epocas e cinco quadros que tem per titulo: Latude, ou Trinta e cinco annos de Captiveiro ect. etc. etc.

Weit am öſtlichen Ende der Stadt, unfern des Chaſarir von Andaluſia, liegt der Platz und das Theater Salitre mit dem damit in Verbindung ſtehenden Circus. Das Haus iſt groß, aber unfreundlich und ohne allen architektoniſchen Schmuck. Ich habe ſein Parterre nur einmal betreten, denn mich langweilte die Darſtellung in einer Sprache, von der ich ſo viel als nichts verſtand; dazu klingt dieſe Sprache, ſo herrlich ſie geſchrieben oder gedruckt ſich ausnimmt, von Portugieſen geredet, nicht angenehm. Sie verſchlucken die Fülle prächtiger Vokale und Dyphthongen, aus denen ſie zuſammengeſezt iſt, ſelbſt im feierlichſten Bühnendialog, auf die unverantwortlichſte Weiſe, und ziſchen dabei ihr s in der Mitte oder am Ende der Worte, ſo daß etwas herauskommt, das nicht viel beſſer und melodiſcher klingt, als das Engliſche, was doch in der That ſehr viel geſagt iſt; denn es gibt für ein mit lezterer Sprache unbekanntes und folglich unparteiiſches Ohr keine größere Disharmonie, als das Geſpräch zweier Britten: es iſt die Theorie der Seekrankheit. Nun iſt es gewiß eine kecke Behauptung, daß ein ſüdliches, mit dem Spaniſchen ſo nahe verwandtes Idiom Aehnlichkeit mit jenen Sumpf- und Nebellauten habe, wie ſie das Amphibium von ſich gibt. Aber man gehe nach Salitre und höre dort die hohe Lingoa dos Portuguezas. Uebrigens heimelte mich die Action der Schauſpieler an. Früher hörte ich ſchon, daß die ſpaniſche Darſtellungsweiſe ſich, namentlich in Tragödien, am meiſten der deutſchen nähere. Inwiefern nun die ſpaniſche und portugieſiſche Tragik einander verwandt ſind, will ich nicht entſcheiden; ſo viel aber iſt richtig, daß, wenn ich die Ohren zuhielt, ich mich der ſüßen Täuſchung vollkommen hingeben konnte, in einem deutſchen Schauſpielhaus dritter Claſſe zu ſeyn, in einer recht anſtändigen Stadt Thüringens oder Frankens, die jeden Winter eine wandernde Truppe kommen, ſpielen und bankerott werden läßt, um doch in dramatiſcher Rückſicht mit der Zeit fortzuſchreiten. Dieſelbe Art von Pathos, jenes Fechten mit den Armen, jenes Abgehen der Helden und Heldinnen mit Eclat, alles dies längſt Gewohnte und Beſpöttelte fand ich in Salitre wieder. Das Publikum dagegen war ganz ein anderes, als ein deutſches oder das in San Carlos oder dem Théâtre français. Hier war nicht die Elite der Geſellſchaft, hier war das Volk mit ſeinem laut ausgeſprochenen Beifall, ſeinem tumultuariſchen Tadel und Lob. — Galerie, Logen, Parket und Parterre fand ich dicht beſezt. Die Stücke, welche ich ſah, waren die auf dem obigen Zettel angezeigten. Im Ganzen mißfiel mir nichts, aber ich verſtand auch nichts. Die Marqueza de Pompadour, Favorita de Luiz XV. mochte noch ſo zärtlich, noch ſo intriguant ſeyn, Latude, der arme, 35 Jahre eingekerkerte Mann noch ſo verzweiflungsvoll ſich gebehrden, mir war Alles eins. Das Publikum aber lärmte, tobte, nahm Theil an der Handlung. Vielleicht daß die Kerker von Belem und St. Julian vor ſeine Erinnerung traten. Aber immer blieb es intereſſant, ein ſüdliches Publikum zu beobachten, und zwar ein portugieſiſches. In Paris, in London, in Rom und Neapel gibt es zwar auch ein lautes, gebieteriſches, heftig verlangendes Volk; aber hier iſt Braſilien und Afrika mit im Parterre, und wer dies nicht verſtehen oder nicht glauben will, gehe ſelbſt nach Salitre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſponden̄-Nachrichten.

Rom, Januar.

(Beſchluß.)

Byſtröm. Fogelberg. Wolff. Gibſon. Wyatt.

Unter den ausländiſchen Bildhauern müſſen wir neben J. M. Wagner, der neuerdings mehr für das gelehrte Fach thätig geweſen iſt, namentlich der Schweden Byſtröm und Fogelberg, Emil Wolffs aus Berlin, und der Engländer Gibſon und Wyatt gedenken. Byſtröms meiſte Arbeiten ſind nach ſeinem Vaterlande gewandert, ſowohl in die königlichen Schlöſſer, als in den Beſitz von Privatperſonen. Er verweilt jezt in Carrara, wo er mehrere coloſſale Bildſäulen ſchwediſcher Monarchen beinahe vollendet hat. Am gelungenſten dürften ſeine Gewandfiguren ſeyn; auch in Monumenten iſt er glücklich. In ſeinem Atelier ſieht man u. a. eine Hero mit der Fackel, ſo wie eine ſchlafende Juno, an deren Bruſt der kleine Herkules liegt, eine Figur, die das Verdienſt einer ſchönen Ausführung hat, und durch ihre vollen, üppigen Formen Manchen gefallen mag, welche aber eben nicht ſehr von einem Eingehen in den Geiſt der Antike zeugt. Mehr iſt dies bei Fogelberg der Fall, welcher ſeinen Landsmann vielleicht an kräftigem, ſchaffenden Geiſte nicht erreicht, ihn aber an ernſtem Studium und reinem Geſchmack gewiß übertrifft. Er hat einen die Leier haltenden Apollo ausgeführt, und eine Venus mit dem Apfel, nach welchem der kleine Amor langt, beinahe vollendet: beide Statuen, voll Grazie, ohne ſüßlich zu ſeyn, edel gedacht und glücklich ausgeführt, und von denen wir der leztern den Preis zuerkennen möchten, ſind für das Schloß zu Stockholm beſtimmt, wo ſich von demſelben Künſtler bereits eine coloſſale Bildſäule König Carls XIII. und eine andere Odins befindet, ein moderner Verſuch einer plaſtiſchen Darſtellung ſcandinaviſcher Gottheiten, der ſeine großen Schwierigkeiten hat, dem man aber eine gewiſſe Originalität nicht abſprechen kann, wenn man auch gegen das ganze Unternehmen Einwendungen zu machen geneigt ſeyn ſollte. Ein ſehr freundliches Figürchen iſt ein kleiner, ſchalkhafter Liebesgott, auf dem Rand einer großen, von einem Delphin getragenen Muſchel ſitzend, die ihm zugleich als Schirm dient. Der Marmor befindet ſich bei Herrn Björkman in Stockholm. — Wolff, welcher gleich den Obengenannten ſchon ſeit Jahren in Italien lebt, gefällt ſich häufig in Statuen und Gruppen mittlerer Größe, welche genreartig ſind, wozu z. B. ſein Fiſcher, ein heimkehrender Jäger, eine Hirtin, Telephus mit der Hindin (das Motiv von einem pompejaniſchen Gemälde entlehnt) u. a. gehören, die namentlich das Verdienſt der Natürlichkeit und des gelungenen Ausdrucks des Charakters beſitzen. Daneben hat er auch andere Darſtellungen geliefert, welche ſchon vermöge ihres Gegenſtandes höhere Anſprüche machen. Unter dieſen bemerken wir eine anmuthige Gruppe der Thetis mit den Waffen Achills, auf dem Rücken eines Delphins die Fluth durchſchneidend, wovon das Original ſich im Beſitz der Gräfin Wielhorski (aus dem Hauſe Biron-Wartenberg) zu Petersburg befindet, und einen Amor mit den Attributen der Stärke, die Löwenhaut über den Kopf gezogen, die auf den Boden geſtüzte Keule in der Rechten, eine ſchöne Knabengeſtalt von den ausgebildetſten, kräftigſten Verhältniſſen, die ſich auf der lezten Berliner Kunſtausſtellung befand und dort blieb. Gegenwärtig iſt Wolff mit dem Modell eines großen Werkes beſchäftigt: es ſtellt eine an der Bruſt verwundete, auf's Knie hingeſunkene Amazone dar, welcher Helm und Waffen entfallen ſind, und welche ſchmerzvoll zu einer andern aufblickt, die ihr zu Hülfe eilt und mitleidig ſie zu halten ſucht. In allen dieſen Werken erkennen wir mit Vergnügen reine Formen, ungezwungene Stellungen und ſorgfältige Ausführung. — John Gibſon, aus Liverpool gebürtig, verdankt ſeinen Ruf namentlich der coloſſalen Statue Huskiſſons, welche vollkommen das Lob verdient, das ihr in England gezollt worden iſt. Die Gegenſtände ſeiner Werke ſind ſonſt meiſt mythologiſche. Zu den beſten gehören Hylas, von den Nymphen in die Fluth hinabgezogen, und Pſyche, von den Winden getragen, für Sir George Beaumont ausgeführt, jezt für Aleſſ. Torlonia wiederholt. Die beiden ſchlanken, leicht einherſchreitenden, mit Roſen bekränzten Jünglinge haben das zarte Mädchen von dem Felſen, auf welchem ſie ausgeſezt war, auf ihre Schultern emporgehoben, und halten ſie ſorgſam, den Blick auf ihre holde Laſt gerichtet. Pſyche, deren Gewand auf Schooß und Hüften herabgefallen iſt, blickt, etwas vorwärts geneigt, ängſtlich zu Boden, und legt beide Hände auf Nacken und Schulter ihrer Träger. Die Gruppe iſt höchſt graziös, in der Compoſition, wie in der Ausführung. Die Schmetterlingflügel der Zephyrn tadelt man vielleicht nicht ohne Grund; Pſyche iſt ungeflügelt. Sehr lobenswerth iſt auch eine Statue Amors, mit lockigem Haar, für Lord Selſey beſtimmt. Das neueſte Werk Gibſons (noch unvollendet) iſt eine Amazone, welche den Kampf verlaſſen hat und den linken Schenkel entblößt, um nach einer Wunde zu ſehen, die ſie eben erhalten hat. Die Arbeiten dieſes Künſtlers ſind, ſo viel wir wiſſen, meiſt in England. Wenn die größere Zahl derſelben der Gattung des Anmuthigen und Zierlichen angehört, ſo hat er ſich in der zu Liverpool aufgeſtellten Statue Huskiſſons von einer ernſtern und großartigern Seite gezeigt. — Ein ſchönes Talent iſt auch Wyatt. Eine ſeiner gelungenſten Statuen iſt eine Nymphe, die in's Bad ſteigen will, und mit höchſt naiver Geberde und vortrefflicher Haltung des Körpers den Fuß vorwärts ſezt, um die Tiefe des Waſſers zu unterſuchen. Auch ſieht man bei ihm eine andere Nymphe, welche ſich zum Baden entkleidet, Diana, welche ihrem Lieblingshunde einen Dorn aus dem Fuße zieht, einen Jäger mit einem Hunde, eine Hebe, Zephyr und Flora, ſämmtlich Werke von Verdienſt, graziös und mit vieler Liebe ausgeführt, die aber wohl dabei gewinnen würden, wenn im Ausdruck mehr Wechſel und Mannichfaltigkeit vorwaltete. Wyatt ſcheint übrigens durch ſeine Individualität und Richtung ſo ſehr auf dieſes etwas eng begrenzte Feld hingewieſen, auf dem er ſich indeß mit Leichtigkeit und Glück bewegt, daß er vielleicht nicht wohl daran thun würde, es zu verlaſſen, um heroiſche oder andere ernſtere Gegenſtände zu wählen, bei denen man ſchon von vorne herein die Forderung eines ſtrengern Styls machen würde. Rt.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 18:
Der Schlotter (Klapper-) Apfel.

Räthſel.

Es iſt ein Mann, und doch kein Mann,
Ein Zwerg, doch ohne Knochenmark;
Sein Kopf iſt leicht, ſchwer iſt der Fuß,
Und ſchief, auf dem er ſtehen muß;
Und bötеſt du ihm einen Sitz,
Das wäre nur Bajazzowitz.

Das Liegen auch verſteht er nicht,
Und mit dem Fuße gebt er nicht,
Sonſt reget er ſich gar geſchwind,
Sein Sprung erfreut ein manches Kind,
Doch bleibt er ſtehn auf ſeinem Kopf,
So iſt er hin, der arme Tropf. J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 25.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 30. Januar 1837.

Du Lieb' und Stolz für's Vaterland,
Erfandſt, was kein Betrug erfand,
Unſterblichkeit! — Zu Luft verwehn
Die Helden und in Moder gehn
Die Thatenthäter? Nein!

Herder.

Sonette zur Feier Justus Mösers.

1.

Du großes Deutſchland, wie die Nacht mit Sternen,
Dicht überſä't mit goldnen Geiſteslichtern,
Gekrönt mit Glanz von Denkern und von Dichtern,
Durchirrt von Diogenen mit Laternen:

Du ſchauſt in alle Tiefen, alle Fernen!
Wir weiſen ſtill, mit Seherangeſichtern
Stets neue Schätze wie berufnen Richtern
Den Völkern, welche nahn, von uns zu lernen.

Unendlich keimt und blüht der Geiſterſame;
Kaum noch der ſeltnen Blume kannſt du achten,
Und manche, ſchön und einzig, muß verſchmachten.

Doch wieder auf taucht jeder große Name,
Und endlich weckt den Würd'gen ein Erlöſer:
So ſtrahlt jezt, neu gefeiert, Juſtus Möſer.

2.

Der Schulgelehrſamkeit papierner Veſte
Entſprang er früh und folgte den Geſchicken
Der deutſchen Vorzeit mit verjüngten Blicken,
Warf goldnes Licht auf dunkler Kunden Reſte.

„So wurden wir, ſo werden wir auf's Beſte,
„So mindern wir die Bürden, die uns drücken,
„So wird uns Recht, Natur und Wahrheit ſchmücken,
„So ſind wir unſers Bodens weiſe Gäſte.“

Dies lehrt' er uns, der Krösus an Erfahrung,
Der raſtlos handelnd ihre Schätze nuzte
Zu ſeines Heimathlandes Wohl und Wahrung.

Ein Meiſter in der höchſten Kunſt: zu leben,
War er's, der ſiegreich jedem Unrecht truzte,
Gleich treu dem Fürſten und dem Volk ergeben.

3.

Seht dieſe Stirn, die ewig wolkenloſe,
Umgaukelt von der Laune buntem Flügel!
Seht dieſen Mund, erblüht am Muſenhügel,
Umſcherzt von loſer Genien Gekoſe!

Er lockt, der Schalk, euch mit der Anmuth Roſe
Und führt euch lächelnd vor den Sittenſpiegel,
Zum Blumenband wird ſeiner Weisheit Zügel
Und Poeſie die leichtbeſchwingte Proſe.

Ob auch umringt von düſtern Actenſtichen,
Mit allen Grazien tauſcht' er holde Rede
Und wußte frohen Lebenswein zu miſchen.

Als Harlekin mit Spaß und Scherzen blöde
Aus Leipzig floh, von Gottſched plump beleidigt,
Hat Möſer ihn getröſtet und vertheidigt.

4.

Verborgen brannte Deiner Liebe Feuer,
Getreues Osnabrück, das nicht vergeſſen
Des größten ſeiner edlen Söhne, deſſen,
Der Dein vor Allen war, Weſtphalen, Euer!

Es brachten Tauſend ihrer Liebe Steuer,
Sein Standbild weihend, Lorbeern und Cypreſſen
Dem Manne, der im Götterrath geſeſſen,
Dem Menſchenfreunde, Helfer und Erfreuer.

Dank für den Dank Euch! Ehre für die Ehre!
Denn Preis auch heiſcht der Genius, der hehre,
Und nicht genügt des Moslem's: „Groß iſt Allah!“

Kehrt, all' ihr großen Deutſchen, heim aus Eden,
Laßt euer Antlitz laut zum Volke reden,
Sey, Deutſchland, bald ein einzig groß Walhalla!

Adolf Peters.

Das Neujahr in Paris.

(Fortſetzung.)

Das Neujahr in Paris führt nun aber regelmäßig nicht bloß eine commerzielle, ſondern auch eine vollſtändige ſociale Revolution herbei. So lange dieſe Revolution dauert, iſt einem, als ſey gleichſam ein Wohlgeruch von allgemeiner Friedfertigkeit und Leutſeligkeit um einen verbreitet. Wenn Kant und Fichte um dieſe Zeit in Paris gelebt hätten, wären ſie überzeugt geweſen, der ewige Friede und das allgemeine Entwaffnungsſyſtem laſſe ſich auf die Wohnungen der Menſchen nieder. Das Pariſer Neujahr ſargt alle gehäſſigen Unarten, alle Verläumdungen, böſen Meinungen und widerwärtigen Grobheiten ein. Man ſieht nur lächelnde Geſichter, man hört nur Worte chriſtlicher Nächſtenliebe und Verträglichkeit. Leute, die Einen ſonſt das ganze Jahr nicht anſehen, grüßen freundlich; wo man hinkommt, wird man mit der größten Zuvorkommenheit behandelt. In den Häuſern, wo man eingeführt iſt, ſpringen Einem die Kinder ſchon von Weitem entgegen und rezitiren Lafontaine's Fabeln; der Bediente nimmt uns den Mantel ab und bürſtet ihn ſogar aus, die Bonne leuchtet uns beim Weggehen mit ſchelmiſcher Miene die Treppe hinunter, was ſonſt nie geſchieht. Die Garçons in den Reſtaurationen und Kaffeehäuſern ſind über alle Maßen höflich; erſtere wärmen einem die Teller und nehmen ohne Weiteres die Gerichte wieder fort, an denen man etwas auszuſetzen hat; Leztere ſchenken einem die halbe Taſſe und das petit verre voller als gewöhnlich und bringen unaufgefordert die Abendjournale herbei u. ſ. w. Wenn es allen Leuten ſo geht, wie mir, müſſen alle Leute gegenwärtig glücklich und zufrieden ſeyn, mögen ſie nun auf dem Throne, in glänzenden Palläſten oder in niedrigen Hütten leben. Seit vierzehn Tagen iſt meine Exiſtenz wie von einem ſchweren Alp befreit. Mein grober Portier erkundigt ſich nach meinem Befinden, wenn ich ihm den Schlüſſel bringe; meine Journale, welche ich ſonſt nur um eilf Uhr, und zwar zerleſen, beſchmuzt, kurz jämmerlich zugerichtet erhielt, liegen ſchon um ſieben Uhr, noch ganz friſch und feucht, ganz unberührt und jungfräulich in meinem Vorzimmer; der Briefträger bringt mir die Briefe ſelbſt herauf und hat mir mit einem Glückwunſch zum neuen Jahr einen prächtigen Wandkalender geſchenkt; meine Bücher, meine Meubeln werden ſorgfältig abgeſtäubt, mein Zimmerfußboden glänzt, daß man ſich darin ſpiegeln kann; meine Stutzuhr wird aufgezogen, ohne daß ich das Mindeſte zu ſagen brauche, und wenn ich nach Mitternacht Einlaß begehre, klopfe ich nicht erſt, wie ſonſt, zehn Minuten, ſondern beim erſten Schlage wird mir aufgemacht.

Die Löſung dieſes Räthſels ſind die ſogenannten Etrennes; ihnen zu Liebe kehrt ſich hier die Welt auf vierzehn Tage um. Schade, daß dieſer kurze ſociale Frieden nur ein Ergebniß unſeliger Spekulation und eine faule Frucht der Civiliſation iſt. Schon freut man ſich, daß mit dem denkwürdigen Jahr 1837 die Hegira des menſchlichen Geſchlechts begonnen habe; und nach den erſten acht Tagen wird man inne, daß das große Jubel- und Erlöſungsjahr doch nicht angebrochen, vielleicht noch, wie Fichte meint, über Billionen Jahre hinausgerückt iſt. Von dem 8ten Januar an geht Alles wieder den alten ſocialen Schlendrian, und man fällt aus ſeinen vierzehntägigen Glückſeligkeiten und Freuden plump in die ſchnöde Wirklichkeit eines neuen Jahrs hinein, das ganz ſo anfängt, wie das alte, wenn nicht noch ſchlimmer. Der Portier behält unſere Briefe wieder drei Stunden lang unten, er erneuert ſein Anrecht auf unſere Journale, die Milch wird wieder wäſſeriger, die ſauertöpfiſchen Mienen nehmen wieder überhand; kurz, die Welt iſt wieder in's Gleichgewicht gebracht und man lebt, nach wie vor, zwiſchen Undank und Verrath, jenen Zwillingsgeſchwiſtern des Egoismus. Alle Schafe haben ihren Pelz abgeworfen und ſind wieder Wölfe, die Maske fällt von allen Geſichtern, und man ſcheut ſich, ſie genauer zu unterſuchen. Bis dahin nämlich hat man allen dieſen Leuten zu Neujahr beſcheert. Die Kinder unſeres Freundes, welche ſich ſchon auf die Chokolatflinten und Kanonen von Debauve und Gallois geſpizt hatten, ſind mit den unſchuldigen Bonbons

und Zuckermandeln von Berthellemot nicht zufrieden; der Portier, welcher zehn Franken bekommen, erwartete vielleicht einen Napoleon; mit einem Wort, man hat es Niemanden recht gemacht.

Glücklich, dreimal glücklich iſt der Sterbliche zu preiſen, welcher die Kunſt zu geben zu allſeitiger Zufriedenheit auszuüben verſteht! Mich wundert, daß noch kein franzöſiſcher Dichter, der zugleich Millionär iſt, wie es deren bekanntlich in Paris gibt, auf den Einfall gekommen iſt, ein Werk zu ſchreiben über die „Kunſt zu geben,“ als Gegenſtück zu der ovidiſchen „Kunſt zu lieben.“ Ich halte dieſe leztere Kunſt für lange nicht ſo ſchwierig, als jene; die eine betreibt man mit Freuden, die andere übt man mit Mißvergnügen, zum Glück nur einmal im Jahr.

Die Sitte der Neujahrsbeſcheerung iſt ſehr alt; in Deutſchland findet ſie nicht, wie hier, am erſten Tage des neuen Jahrs, ſondern am heiligen Abend vor Weihnacht Statt. In einem großen Theile von Norddeutſchland, wie in Mecklenburg, Pommern und Holſtein, werden die Geſchenke am Chriſtabend mit dem Ruf „Juulklapp“ auf die Hausflur geworfen, weßhalb man auch in jenen Gegenden die Weihnachtsbeſcheerungen gewöhnlich Juulklappen nennt. Die Familien ſind alsdann um einen runden Tiſch verſammelt, auf dem der Chriſtbaum mit ſeinen Lichtern brennt, und die myſteriöſen, von unbekannter Hand in's Haus geworfenen Pakete werden unter großen Ceremonien geöffnet, wobei es Stoff genug zum Lachen und zu ausgelaſſener Freude gibt. In Frankreich iſt der kindlich-lyriſche Chriſtbaum unbekannt, die uralte Sitte der Etrennes wird jedoch ſtreng in Ehren gehalten. Nach Feſtus kannten ſchon die Römer dieſe Feierlichkeit unter dem Namen Strenae, woraus die Franzoſen ihr Subſtantiv étrennes gebildet haben. Wenn ein armer Client ſeinem reichen Patron das Neujahrsgeſchenk überbrachte, mußte er demſelben noch eine Silbermünze beifügen, wie es ſeine Mittel erlaubten. Der Senat, die Ritter und das Volk ermangelten nie, mit dem Anfang des neuen Jahrs dem Kaiſer Auguſtus die Etrennes zu bringen; wenn er abweſend war oder gerade Beſuche machte, ließen ſie ihre Gaben auf dem Kapitol zurück, was damals, wo man die Thür- und Fenſterſteuer noch nicht kannte, eine höfliche Manier war, Contribution zu bezahlen. Das Neujahrsgeſchenk, welches man den Nachfolgern des Auguſtus zu geben pflegte, beſtand in einem goldenen Buch, 72 Solidi an Werth; das iſt wenigſtens die Anſicht des gelehrten Gronovius. Dieſer gegenſeitige Austauſch von Complimenten, Beglückwünſchungen und Geſchenken geſchah an den Kalenden des Januars, womit das neue Jahr anfing. — Die erſten chriſtlichen Biſchöfe erhoben ein gewaltiges Geſchrei gegen dieſe Sitte; aber ihre Nachfolger befanden ſich ſo wohl dabei, daß die frommen geiſtlichen Herren, gleichwie die alten Heiden, die Neujahrsgeſchenke in Ehren erhielten. So hat ſich dieſer Brauch von Hand zu Hand bis auf unſere Tage vererbt.

(Die Fortſezung folgt.)

Die Theater in Lissabon.

(Fortſezung.)

Agoa! Agoa! Agoa dor! (Zuckerwaſſer) Agoa gelata! (Eis) iſt der Ruf, den in den Zwiſchenakten wunderſchöne Knaben, mit Körben voll der genannten Erfriſchungen ſich zwiſchen den Bänken durchdrängend, ertönen laſſen; denn man behauptet nicht zu viel, wenn man ſagt, der größte Theil des männlichen Geſchlechts in Portugal ſey ſchön, auf Koſten des weiblichen. Wie viel kräftige männliche Geſtalten, mit den dunkeln, ausdrucksvollen Geſichtern, den ſchwarzen Locken, den blendend weißen Zähnen zwiſchen purpurnen Lippen, und wie ſelten ein Weib, das alle dieſe Vorzüge in ſich vereinigt! Eine zwar habe ich gekannt, die ſchöne Mariquinha, aber ſie gehört nicht hieher.

Von einem Akt portugieſiſcher Gerechtigkeit war ich in Salitre Zeuge. Auf einer Bank vor mir hatte ein junger Menſch von fünfzehn bis ſiebzehn Jahren Platz genommen, der während der Vorſtellung auf das Muthwilligſte laut und ſtörend wurde. Neben ihm ſaß ein Schwarzer von ungefähr gleichem Alter, der ſich vollkommen ſtill und ruhig verhielt. Plötzlich erhielt dieſer Unſchuldige von einem Nationalgardiſten an meiner Seite über mehrere Bänke hinüber einen derben Schlag auf den Kopf mit der Säbelſcheide. Verwundert, mit einer Miene des Schmerzes, ſah ſich der Schwarze um; auch ſein Nachbar, der Ruheſtörer, blickte nach der Urſache des Donnerſchlags, der neben ihm niedergefallen war, und der Soldat erhob lächelnd die Hand. Hierauf ward der junge Menſch ganz ſtill, der Neger ſagte auch nichts, ich aber wandte mich beſcheiden zum Gardiſten und bemerkte ihm, der Schwarze ſey unſchuldig geweſen. „Si, Senhor,“ war ſeine lachende Antwort, „ma esta Nero è o outro esta Pidalho.“ (Ja doch, mein Herr; aber er iſt ein Neger und der Andere iſt ein Adeliger.)

Wenn ich nun zum Circus von Salitre übergehe, ſo beſchreibe ich damit zugleich den von Campo Santa Anna und auch den kleinern in der Rua Formoſa bei Alcantara. Alle drei dienten noch vor wenigen Jahren unter der Regierung Dom Miguels zu Stiergefechten, und man darf nur in den ungeheuern Raum des Circo von Salitre eintreten, um ſogleich zu erkennen, mit welcher Vorliebe Volk, Adel und Hof dieſen Schauſpielen vor allen andern beizuwohnen pflegten. Hier iſt portugieſiſche oder ſpaniſche Gemüthlichkeit, die Nationalpracht der pyrenäiſchen Halbinſel. Fünf Logenreihen über

einander, in der Mitte die königliche Tribüne, mit den reichſten Sammtdraperien geſchmückt, nehmen den einen Halbkreis des Circus ein; ihnen gegenüber läuft der Sole oder die amphitheatraliſchen Sitze, ohne Abſonderung und Baldachin, für das Volk. Wahre Kühnheit gehört dazu, auf kleinen Treppen hier bis auf die oberſten Bankreihen zu gelangen. Der ſehr große Raum, der unterhalb dieſer Bänke, wie auch unterhalb der Logen ſich befinden muß, iſt theilweiſe zu Ankleidezimmern für die Taureiro's (jezt Schauſpieler und Kunſtreiter), zu Ställen für die Roſſe, Bären, Löwen, großen Hunde und andern Thiere, die etwa zur Aktion gebraucht werden, und endlich zu Erfriſchungsſälen für die Zuſchauer benuzt. Die Mauer, welche den ganzen Circus einſchließt und die außerordentlich hoch iſt, prangt auf ihrem oberſten Rand, von zehn zu zehn Schritten, mit coloſſalen Waffentrophäen, Fahnen und Standarten, was in der That ſtattlich und prachtvoll ausſieht. Die Decke dieſes wunderlichen Kreiſes iſt blau, immer tiefblau, obgleich ſehr hoch geſpannt: es iſt der ſchöne, geliebte, unvergeßliche Himmel von Luſitanien, der immer mit gleicher Milde herabſchaut, ob er kämpfende Stiere, Blut und Sterbende, oder gepuzte Seiltänzerinnen, ob er Mönche, oder Coburgiſche Kammerjunker in dieſen Räumen erblickt.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Der vergrabene Schaz. Gemälde aus Düſſeldorf.

Vor Kurzem gewährte die glänzende Hoffnung eines nach vieljährigem Aufenthalte im Auslande Zurückgekehrten manchen Stoff zur Unterhaltung. In einem ſpaniſchen Lazareth mit einem todtkranken Franzoſen bekannt geworden, hatte er vom Sterbenden erfahren, wie dieſer während des Kriegsjahrs 1813 nahe bei Dresden ein anſehnliches Capital in Goldſtücken vergraben habe, welches ohne allen Zweifel noch unberührt dort liegen werde. Da der ſterbende Franzoſe dem Sachſen dieſen Schaz abgetreten, auch den Ort deſſelben ſehr genau und umſtändlich bezeichnet hatte, ſo zeigte er ſolches der hieſigen Behörde an, mit der Bitte, Nachgrabungen anſtellen zu dürfen. Dieſes wurde ihm zugeſtanden, jedoch ſo, daß dieſelben unter dem Auge der Obrigkeit geſchähen. Wirklich fand ſich ungefähr eine Stunde von der Stadt, in der Nähe einer von Wald umgebenen Förſterwohnung ein Platz, ganz der Beſchreibung des Sterbenden ähnlich. Beſonders entdeckte man auch an einem der Bäume das Merkzeichen, deſſen er dabei gedacht hatte. Die zuweilen etwas gutherzige, jederzeit aber ungemein geſchwäzige Fama war wiederholt bemüht geweſen, enorme Summen auszuſprechen, welche wirklich aufgefunden ſeyn ſollten. Allein nach ſichern Nachrichten haben, trotz jenes hoffnungsreichen Anſcheins, wiederholte Nachgrabungen bis jezt nicht den mindeſten Erfolg gehabt. — Allgemeine Anerkennung findet das verdienſtliche Streben des Ausſchuſſes des hieſigen Kunſtvereins, ſeine Wirkſamkeit beſonders auch durch Herbeiziehung und Aufſtellung von Gemälden ausländiſcher Meiſter gemeinnüzig zu machen. Seiner Uebereinkunft mit mehreren der bedeutendſten ausländiſchen Kunſtvereine hinſichtlich eines wechſelſeitigen Austauſches neuer Kunſtprodukte zur Expoſition, verdankt das hieſige Publikum ſo eben den großen Vortheil, in dem jezt zu den Proſpekten des Canaletto und mehreren andern Tableaux benuzten Raume einen wahrhaften Schaz ausgezeichneter Kunſtwerke der Düſſeldorfer Kunſtakademie ſchauen zu können. Schon die zuerſt angelangten vier Bilder: die Huſſitenpredigt von Leſſing, Jeremias auf den Ruinen Jeruſalems von Bendemann, Chriſtus Leichnam in Mariens Schooße von Schadow, und der zu Canoſſa vor dem Pabſte ſich demüthigende Kaiſer Heinrich IV. von Begas, ſtellten unſerer Zeit ein köſtliches Zeugniß darüber aus, daß in ihr, trotz der mannichfachen Irrungen und Zerwürfniſſe, die heitere Region der Kunſt nicht nur ungetrübt geblieben, ſondern ſogar Früchte gedeihen, wie ſie immer ſeltener geworden waren. Leſſing löst mit ſeiner Huſſitenpredigt das verroſtete Schloß vom Sarge einer längſt untergegangenen Periode mit einem Zauberſchlage. In völliger Jugendfriſche und Farbenfülle ſteigt ſie aus dem dumpfen Moder herauf vor das Auge des klaren, freien Himmels. Auf erhöhtem Platze unter einem Baume ſteht der eifernde Prediger, die Herzen der um ihn Verſammelten jedes Standes und Alters mit ſeiner ſo wilden, als frommen Rede ergreifend. Weit entfernt von idealer Körperſchönheit, tragen ſeine wohlgewählten Geſichtszüge die ganze, gewaltthätige Leidenſchaft der ſchrecklichen Zeit eines Religionskrieges. Die Flamme des Heils, welche ihm aus Auge, Mund und Geberden lodert, hängt genau zuſammen mit dem Feuer, in dem man ſo eben ein benachbartes Kloſter aufgehen ſieht. Als ſey der von ihm hoch empor gehaltene goldene Kelch ein heiliges Unterpfand der ewigen Seligkeit, ſo krampfhaft umſchlingt ſeine Rechte das dem Laien entzogene Gefäß. Aus jedem Zuge, jedem Muskel ſeines leidenſchaftvollen Körpers zuckt ihm der Wahlſpruch: Sterben mit dieſem Kelche, ja, aber nie mehr ohne ihn leben! Und höchſt verſchieden, wie die ihn Umgebenden an Geſtalt, Stand, Alter und Gewohnheiten ſind, eben ſo verſchieden ſpiegelt ſich der Spruch auf dem Antlitz und in der Geberde jeder der dargeſtellten Perſonen. Tage lang könnte man vor dem ſinnvollen Kunſterzeugniſſe ſtehen, und doch würde man ſich bei einer künftigen Wiederkehr immer von neuen Schönheiten überraſcht fühlen. — Von gleicher geiſtiger Gewalt iſt der Eindruck vor dem bereits viel beſprochenen Gemälde des Jeremias auf den rauchenden Ruinen. Die edle Geſtalt des, eine Papyrusrolle in der Rechten, die Mitte des Gemäldes ſitzend einnehmenden greiſen Sehers ſcheint der innern Qual beim Schauen der von ihm vorausverkündeten Zerſtörung erliegen zu wollen. Und welch ein unauflöslicher Verein von Natur und Kunſt in den das über der ſchönen Stadt ausgeſprochene Weh verſinnlichenden Menſchengruppen! Der glänzendſte Triumph einer für untergegangen geachteten Kunſthöhe ſtellt ſich beſonders in der Mutter zur Rechten des Propheten heraus. Die unendliche Schönheit dieſes Geſichts mit dem Ausdrucke des bereits in Wahnſinn übergehenden Seelenleidens iſt erſchütternd. Man zittert, daß ſie über dem Tode des Kindes, welches bereits zu ihren Füßen liegt, alles Bewußtſeyn verlieren, und damit auch der noch übrige einzige Schaz, der Säugling, ihr aus den bebenden Armen fallen könne, dem vielleicht ihr entſetzlicher Zuſtand die Nahrung verweigert.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 26.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 31. Januar 1837.

Quatuor aut plures aulaea premuntur in horas,
Dum fugiunt equitum turmae, peditumque catervae;
Esseda festinant, pilenta, petorrita. —

Horat:

Die Theater in Lissabon.

(Beschluß.)

Ich muß frei bekennen, daß die Darstellungen auf diesen Circos, ganz nach Art und Weise der Franconischen in Paris, für mich mehr Reiz hatten als San Carlos und das Théâtre français. Ein San Carlos durfte ich in jeder großen Stadt wieder zu finden hoffen; diese Circos sind so nur in Lissabon oder in Madrid. Wie gesagt, hier ist Spanien und Philipps Zeit, und nimmer werde ich glauben, daß die gepuzten Leute, die sich da unten herumtummeln, und deren Federn und goldene und silberne Schärpen flattern, französische Kunstreiter sind. Es sind Taureadores oder portugiesische Toareiros; ich höre das Schnauben der Stiere, ihr Brüllen, ihr Todesröcheln, und dieses wilde Geschrei des Volkes auf dem Sole, dieses lärmende Händeklatschen in den Logen, es begleitet den Sturz eines Matadors, nicht die Bewegungen des berühmten Monsieur Avrillon, der eben den immortal Dom Pedro zu Pferde darstellt.

Was die Vorstellungen selbst betrifft, so waren sie höchst mannichfach und in der Regel immer ergötzlich. Jeder Geschmack, vom rohesten bis zum feinsten, fand hier Befriedigung. Gewöhnlich begann das Schauspiel um fünf Uhr Nachmittags und dauerte bis zur Dunkelheit. Tanz auf dem Seil, Productionen zu Pferde und Thierkämpfe wechselten mit jener hübschen Art von militärischen Schauspielen und Scenen, die französische Erfindung sind, und in der That alle Sinne bestechen. Da sah man Evolutionen, Cavallerieattaken, Erstürmungen; Kanonen, ganze Batterien donnerten, vermischt mit dem Knattern der Kartätschen, und dann wieder Lagerscenen und andere Auftritte aus dem Soldatenleben. Der kaum beendigte Kampf gegen den Usurpator war in Salitre die unerschöpfliche Quelle solcher Darstellungen, und bei jeder erschien ein schöner, großer Mann mit starkem Bart, der die erstaunlichsten Heldenthaten verrichtete, und endlich nach vielem wilden Umherjagen, Reiten, Commandiren, Säbelschwingen nach Verdienst triumphirte. Dieser Triumph ward in der Regel durch ein Feuerwerk verherrlicht.

Ein anderes Stück, welches ich auf dem Campo Santa Anna sah, hieß: A Tomada do Argel. Gewiß wird man nur schwer darauf kommen, daß Argel Algier heißt — also der Sturm von Algier. Hier sah man den Dey mitten unter seinen Adalisken auf einer prächtigen Bühne, dann erblickte man das französische Lager und darüber — ein kleiner Irrthum in der Zeit — die dreifarbige Fahne; es traten auf Marschall Bourmont und ein mächtiger Generalstab in Schärpen von Tricolor; nun erschien Artillerie und die hohe Kasauba, eine wahrhaft schöne Dekoration, wurde beschossen. Zur Belustigung der

Zuſchauer ſah man Türken und Franzoſen in grimmem Kampfe, verſchiedene Gefangene wurden geköpft, geſpießt, von den Thürmen herabgeſchleudert. Endlich zog die Armee ſiegreich in Argel ein, wozu die Pariſienne und Marſeillaiſe geſpielt ward. Dieſe kleinen, naiven Zeitverrechnungen um wenige Monate fand ich höchſt beluſtigend, gewiſſermaßen für mich die einzige Würze der Tomada do Argel.

Was nun die Thiere betrifft, die in den Circos zuweilen als Hauptperſonen auftreten, ſo muß ich vorzüglich einiger Pferde gedenken, die außer den gewöhnlichen Kunſtſtücken, zu welchen dieſe Thiere in dergleichen Akademien abgerichtet zu werden pflegen, doch auch deren von höherer Bedeutung zeigten. In der That, Spiel kann man es nennen, was ich ein Pferd executiren ſah, das die Titelrolle in der Pantomime: das Pferd des Trompeters, gab. Denn der Ausdruck von Furcht, von Trauer in dieſem ſchönen Thier, als ſein Herr, der Trompeter, verwundet aus ſeinem Sattel ſinkt und zu ſeinen Füßen ſtirbt, war mehr zu nennen als bloßes Abrichten. Welches Entſetzen in den Augen des guten Thieres, als es ſich endlich vom Tode des Reiters überzeugt, welches Schnauben der Nüſtern, welches Umblicken nach Hülfe! Dieſes Pferd ſowohl, als ein anderes Thier, das bei anderer Gelegenheit hier figurirte, malte Gefühle. Es war dies der Hund des Regiments (O Cam do Regimento), der in einem langen Stück in hundert Situationen eine wahrhaft ſchwierige Rolle durchzuführen hatte. Zuletzt ſieht er auf der Leiche ſeines Freundes und Herrn, den ſeine Kameraden zu Grabe tragen; hinter ihm geht traurig ſeine Geliebte, eine Marketenderin. Wie der Hund dieſe anblickt, wie er ihre Wangen leckt, als wolle er Troſt geben und empfangen, die Wehmuth, der Seelenſchmerz im Auge dieſes verdammten Hundeacteurs — man hätte weinen können darüber.

Ich ſchließe mit der Bemerkung, daß nur an Sonntagen in den ſämmtlichen hier erwähnten Schauplätzen zugleich Vorſtellungen gegeben werden. San Carlos iſt die Woche über vier oder fünf Mal, das Théâtre français eben ſo oft geöffnet, Salitre dreimal, und die drei Circos wechſeln an den Wochentagen mit einander. Sonntags dagegen haben die Straßenecken kaum Raum für alle Zettel und erklärenden Gemälde. Da ſtehen denn in ihren ſchmucken Sonntagskleidern die braunen Söhne des Meers, die vielleicht geſtern erſt aus einer entfernten Weltgegend kamen und kein Wort portugieſiſch verſtehen, und ergötzen ſich an den vielverſprechenden Bildern, indem ſie heimlich den Entſchluß faſſen, dieſe Herrlichkeit Abends näher zu betrachten. Ich ſehe immer gern dieſe Matroſengeſichter mit ihren Seegedanken. Auf dem Schiff — ich muß es der Wahrheit gemäß bekennen — haben ſie wenig Poetiſches, ſondern ſind geplagte, unreinliche Sklaven, aber auf dem Land, das ſie mit einer gewiſſen Geringſchätzung betreten, und wo ſie oft ſo ſtürmiſch glücklich ſind, erſcheinen ſie intereſſant, liebenswürdig, poetiſch.

Sehenswürdigkeiten und Schauſtellungen, wie ſie die Jahrmärkte und Meſſen unſerer geehrten deutſchen Städte zu verherrlichen pflegen, kommen in dem hohen, ernſten Liſſabon niemals zum Vorſchein. Es liegt zu weit von den beglückenden Beſitzern der Wachskabinette, Zwerge und großen Guckkaſten, die jetzt Panoramen genannt werden, um dieſe Herrn hinzulocken. Denn der Weg führt entweder durch das gebirgige und gefährliche Spanien, oder über die Wogen des atlantiſchen Meeres, das auch wenig Spaß verſteht. — Zum Erſatz für jene nördlichen Herrlichkeiten hat Liſſabon ſeinen Himmel, ſein Cintra, ſeinen Tajo, ſeine Rua's und Terraças, ſeine öffentlichen Erzähler, ſeine lauſchenden, hingelagerten Lazzaronis, und Alles, was es zu dem macht, was es wirklich iſt.

Das Neujahr in Paris.

(Fortſetzung.)

Heutzutage ſind die Etrennes in Frankreich eine wahre Plage und Frohne geworden, die ſich Jeder vom Halſe zu ſchaffen ſucht, ſo gut er kann, nicht ſo wie er will. Ich für mein Theil möchte es wenigſtens machen können, wie der Abbé Dubois, welcher ſich am wohlfeilſten aus dieſer Affaire zog. Jener Apothekersſohn aus Brives-la-Gaillarde hatte einen Intendanten, deſſen Spitzbübereien und Veruntreuungen ihm haarklein bekannt waren. Als daher dieſer geſchmeidige Intendant ſeinem Herrn, dem vertrauten Günſtling Ludwigs XV., zum neuen Jahr gratulirte, gab der geſcheite Abbé anſtatt der Etrennes die einfache Antwort: „Ich ſchenke Euch Alles, was Ihr mir geſtohlen habt.“ — Dieſer ökonomiſche Ausweg iſt den reichen Herrn ſehr anzurathen; wir armen Bürgersleute aber können dies Auskunftsmittel nicht in Anwendung bringen, und wir müſſen Neujahrsgeſchenke geben und zahlen ohne Gnade, wofern wir es nicht, was ich nicht rathen möchte, jenem Unbekannten in Rennes nachthun wollen, auf deſſen Grabſtein man folgende Inſchrift lieſt:

Ci-gît dessous ce marbre blanc
Le plus avare homme de Rennes,
Qui mourut tout exprès le premier jour de l'an,
De peur de donner des étrennes.

Die egoiſtiſchen Betrachtungen über unſer eigenes illuſoriſches Glück und die hiſtoriſchen Nachweiſungen über den Urſprung der Etrennes haben nun aber das eigentliche Ziel, welches wir uns urſprünglich vorgeſteckt, unſern Augen entrückt; es lag nämlich in unſerer Abſicht, mit dem Leſer einige der glänzendſten Neujahrsausſtellungen

in Paris zu beſuchen; wenn es beliebt, treten wir jezt ohne Verzug die Wanderung an. — Das uns zunächſt gelegene und zugleich faſhionabelſte von allen Magazinen der Hauptſtadt iſt der reiche Bazar der Herrn Alphonſe Girour und Comp. in der Rue de Coq Saint-Honoré. So wie wir auf dem Platz vor dem Louvre anlangen, ſehen wir zwei Munizipalgardiſten zu Pferde, welche lediglich damit beauftragt ſind, den Equipagen der Vornehmen und den Fiakern der gewöhnlichen Bürgersleute, welche bei Girour abgeſtiegen ſind, die zu beobachtende Rangordnung anzuweiſen. An der Eingangsthür des Ladens ſelbſt ſtehen zwei andere Munizipalgardiſten zu Fuß, um den Zudrang der Menge abzuwehren und den herbeiſtrömenden Käufern die Treppe zu zeigen, welche allein zum Hinaufgehen in die Gemächer beſtimmt iſt, damit kein läſtiges Gedränge entſtehe. Wir treffen hier bei Girour zwar keine ſo prächtige Vorhalle, wie im Diorama der Gebrüder Gropius in Berlin, wo eine kleine Fontaine, aus einem Marmorbecken hervorſprudelnd, und ein in ſeinem Ringe ſich wiegender, ſchnatternder Papagai die Eintretenden angenehm überraſchen; aber wir begegnen hier einem Schauſpiel anderer Art. Auf der Hausflur wimmelt es von grünen Jägern mit Hirſchfängern, Federbüſchen und Cocarden, von ſchwarzen und weißen Lakaien, von bordirten und unbordirten Domeſtiken, welche die Mäntel der Damen auf dem Arm und die Möpſe der Herrſchaft an ſeidenen Schnüren halten. Vom wohlgeheizten und vermittelſt einer Glasthür geſchloſſenen Periſtyl aus führt eine ſchmale, aber elegante Treppe, mit gußeiſernem Geländer und Blumenvaſen geſchmückt, in den Entreſol, wo der Beſitzer ſeit vergangenem Jahre vielfache Veränderungen und Verbeſſerungen vorgenommen hat. Der erſte Saal iſt ganz im Geſchmacke der franzöſiſchen Renaiſſance meublirt und dekorirt; Tapeten, Spiegelrahmen, Armſeſſel, Fenſterbekleidungen, Wandzierrathen, Karniſſe, Kamine — Alles trägt das Gepräge jener Kunſtepoche, und wir müſſen geſtehen, verräth eine geſchmackvolle Anordnung. Welche Maſſe von allerliebſten, unendlich mannichfaltigen Gegenſtänden, wie ſie das Zeitalter Franz I. liebte! und das Alles iſt hier nicht bloß zum Anſchauen, ſondern zum Auswählen. In den übrigen Stockwerken ſeines Hauſes hat Girour noch zwölf Säle eingerichtet, worin wir die wunderbarſten Kunſtſchöpfungen in ſo buntem Gemiſch und in ſo reichem, koſtbaren Vorrath erblicken, daß ſelbſt einem Krösus die Wahl ſchwer fallen würde. Jene echten Porzellanvaſen von Sèvres mit vergoldeten Henkeln und ſchönen Gemälden, jene Bücherſchränke mit gewundenen Säulen und künſtlichem Schnitzwerk, jene zierlichen Hand- und Arbeitskörbe, jene eleganten Schreibmappen, Agenda's, Schriftſtellernecaſſaires und Wirthſchaftsbücher für Herrn und Damen, jene geſchmackvollen bronzenen Dintenfäſſer und Briefbeſchwerer in hunderterlei Formen und Figuren, jene Papiermeſſer mit elfenbeinerner Klinge und agatnem Griff, welche für Königinnen gearbeitet ſcheinen, jene hölzernen fantaſtiſchen Männchen, wie ſie nur die Phantaſie eines Hoffmann träumen kann: kurz dieſe ganze Welt von theuren Kleinigkeiten und Nichtigkeiten — möchte man nicht einen Theil davon beſitzen oder wenigſtens kaufen können, um guten Freundinnen, Kindern und Erwachſenen eine angenehme Ueberraſchung zu bereiten?

Die Säle mit Kinderſpielzeug ſind in der That erſtaunlich reich und mannichfaltig. Jener kleine Mylord hält gerade einen mechaniſchen Tänzer, der bei jedem Kortelzuge, unter Begleitung eines vollen Orcheſters, die ſeltſamſten, ſchwierigſten Touren ausführt; mit dieſen Puppen hier kann Jeder, wer Gefallen daran findet, dieſelben künſtlichen Menſchenpyramiden conſtruiren, welche die dreizehn Beduinen voriges Jahr auf dem Theater der Porte St. Martin, unter dem rauſchenden Beifall eines entzückten Publikums, aufgebaut haben; mit dem Inhalt jener Schachtel kann Jeder, wer auch vom Brücken- und Waſſerbau nicht das Mindeſte verſteht, den Pont des arts zuſammenſetzen und wieder auseinandernehmen; dieſe Mühle klappert und mahlt wirklich, wenn man den Behälter daran mit Waſſer füllt und dann die Schleuſen aufzieht. Dort in der Ecke ſteht ein Schenktiſch mit mittelalterlichen Humpen, und daneben liegen Schwerter, Lanzen, Helme, Küraſſe, kurz vollſtändige Rüſtungen für kleine Ritter von drei bis vier Schuh. An jenen Lichtſchirmen kann man die ſchönſten Dekorationen der Hugenotten vor ſich vorüberziehen laſſen und die Lebensgeſchichte Napoleons ſtudiren; dieſe Unterhaltung iſt für Kinder vielleicht angemeſſener, als ein Beſuch in der großen Oper und eine fade Geſchichtsſtunde in der Schule. Mit den Kinderpuppen wird hier ein wahnſinniger Luxus getrieben; ich habe bei Girour eine Puppe in den reichſten Kleidern nach der Mode des vorigen Jahrhunderts geſehen, die mich in Erſtaunen ſezte: ſie ſaß auf einem prächtigen Sopha ihres vollſtändig möblirten Boudoirs, worin nichts, ſelbſt die Klingelſchnur nicht vergeſſen war; auf dem Tiſche vor ihr ſtand ein Korb mit Hochzeitgeſchenken. Dieſe wächſerne Braut nebſt ihrem Boudoir koſtete tauſend Franken; ich war wie vom Schlage gerührt; ich dachte mit Schrecken an die Mutter, welche eine ſo liebe, verzogene kleine Tochter hat, die dieſe Puppe durchaus zu beſitzen wünſcht. — Wer ſeinen Sohn zu einem Admiral bilden will, kaufe jene Seehäfen mit Baſſins voller Maſten und Schiffe, in denen man bequem das Manöver einer Seeſchlacht einüben kann; alle Fregatten ſind complet bemannt, und am Takelwerk fehlt kein einziges Segel; den kleinen künftigen Artilleriſten ſchenke man ein Polygon, jenes franzöſiſche Lieblingsſpiel, welches darin beſteht, daß man in einiger Entfernung ein Faß als

Kugelfang, an eine Stange gebunden, aufstellt, und nun mit einem aus einem Mörser geschossenen Gummiball in die Oeffnung hineinzutreffen sucht. Erwachsene Leute, vorzüglich Soldaten, stellen diese Uebung sehr häufig in den Champs élysées an, wo solche Polygone zu Dutzenden im Sommer aufgeschlagen sind; drei Schüsse kosten einen Sou; wer in das Faß hineintrifft, gewinnt einen Blumenstrauß, der unten mit dem Balle zugleich herausfällt.

Außerdem bemerkte man noch sehr hübsch gearbeitete Bauernhäuser, ländliche Zimmer mit Kukuksuhren, kleine Diorama's, großartige Hanswürste u. s. w. Besonders amüsant waren zwei Bären, aus deren Köpfen, wenn man auf eine geheime Feder drückte, die beiden Koryphäen der Pariser Eulenspiegel, Odry und Alcide Tousez, hervorsprangen; überhaupt sah man hier alle französischen Bühnencelebritäten in ihren vorzüglichsten Rollen als kleine mechanische Mannequins ausgestellt. — Den Aquarellen, Handzeichnungen und Albums war ein eigener Saal eingeräumt; außer einer italienischen Hütte in Aquarell von Girour sahen wir jedoch nichts Ausgezeichnetes; in diesem Fache hat Girour seinen Meister gefunden, den wir im nächsten Briefe kennen lernen werden.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Beschluß.)

Gemälde aus Düsseldorf. Landtag. Denkmal König Antons.

Die später angekommenen Gemälde stehen wegen ihres verhältnißmäßig kleinern Umfangs beim Zusammentreffen mit den früher eingelangten im Nachtheil. Darum ergötzt man sich aber doch an ihnen ebenfalls, um so mehr, da ja auch sie im Allgemeinen das erste Erforderniß des echten Kunstwerks, ein besonderes inneres Leben beurkunden. Das Gesicht von des Goldschmieds Töchterlein hat Blank mit gar sorgsamer Liebe gepflegt. Uhlands köstliche Romanze hat der wackere Künstler in ihrer ganzen Tiefe erfaßt, um das Eigenthümliche für dieses süße Antlitz herauszufinden. Kreyßmars in Sinnen versunkenes Aschenbrödel, Rustigers Einquartirungsscene und die Elfen nach Tieck von Steinbrück, welche freundliche Erscheinungen! Steinbrück hat sich in den muntern, schelmischen Geist der kleinen, lustigen Wesen auf das Anmuthigste hineingedacht. Daß er das Ganze skizzenhaft behandelte, gibt den nebulistischen Gestalten einen besondern Reiz. „Der Knabe auf dem Berge, nach Uhland;“ unter dieser Bezeichnung ist ein höchst ansprechendes Gemälde von Müller mit ausgestellt. Sollte es der Knabe aus des herrlichen Sängers Gedichte: „Des Knaben Berglied“ seyn, so könnte man den schönen, gelblockigen, von den Rosen des Morgens verklärten Jungen recht wohl dafür hinnehmen. Diese und mehrere andere der ausgestellten Tableaux sprachen das im Ganzen für so schönen Kunstgenuß recht empfängliche Publikum vorzüglich an.

Die Landtagsverhandlungen behaupten ihren gehaltenen, würdigen Gang. Uebrigens würde man der als wahrhaft aufgeklärt sich erweisenden Versammlung gewaltig Unrecht thun, wollte man die Ursache der anständigen Ruhe in irgend einem überwiegenden Einflusse suchen. Am besten beweisen das die beiden von den Verhandlungen Bericht erstattenden öffentlichen Blätter. Alle darin geschilderten Diskussionen stellen die Freimüthigkeit überzeugend heraus, mit der die vorkommenden Gegenstände von allen Seiten beleuchtet werden. Unter andern haben die Debatten über das neue Strafgesetzbuch, und hauptsächlich die Gründe für und wider die Todesstrafe und körperliche Züchtigung zu den interessantesten Ansichten und Bemerkungen Veranlassung gegeben. — Zu den Festlichkeiten, welche den 27sten December 1835, den letzten Geburtstag, welchen König Anton erlebte, so ganz ungemein auszeichneten, gehörte auch die Legung des Grundsteins zu seiner colossalen Büste. Die Einwohner der Friedrichstadt hatten nämlich beschlossen, ihm ein Denkmal dieser Art auf einem dazu passenden Platze zwischen der dortigen Allee und dem Weiserißflusse zu errichten. Nachdem in dem verflossenen Jahr 1836 der Guß des vom Professor Rietschel gefertigten Kunstwerks in der benachbarten Eisengießerei zu Burgk im Plauenschen Grunde, und sodann hinter einem Verschlag ihre Aufstellung auf einem hohen Postament von Granit bewirkt worden, so erfolgte am 27sten December vorigen Jahrs die feierliche Hinwegnahme der Hülle im Beiseyn des jetzigen Königs und des gesammten königlichen Hauses, unter dem Zudrange einer außerordentlichen Menge von Schaulustigen. Der Bürgermeister und ein zahlreicher, von Marschällen geleiteter Zug hatte sich auf dem Platze eingefunden. Mehrere Reden und Gesänge bezeichneten die Würde des der dankbaren Erinnerung an den abgeschiedenen Monarchen gewidmeten Festes. Die Freude, ihn gerade an seinem Geburtstage in treuem Abbild, als eine bleibende Erinnerung, wieder zu sehen, war um so größer, da auch Büste und Postament auf die von allem Prunk entfernte Einfachheit in des Vollendetem ganzem Sinne und Wesen hindeuteten. Nach antiker Weise faltet sich ein Gewand über der Brust des Dargestellten. Die Inschrift hält sich ebenfalls fest an seinen so einfachen, als liebevollen Charakter. Sie lautet: Anton, dem Gütigen, von den Bewohnern der Friedrichstadt, den 27sten December 1835.

„Das Fräulein vom Lande,“ ein neues Lustspiel in fünf Akten von der Verfasserin des Drama's „Lüge und Wahrheit,“ erschien auf unserer Bühne. Im Verein mit dem unverkennbaren, rühmlichen Wetteifer der das Stück darstellenden Künstler erregte es einen außerordentlichen Beifallsrausch unter den zahlreichen Zuschauern. Das Herausrufen nahm kein Ende. Gleicher Beifall wird dem vor Kurzem unter dem Titel: „Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne“ von der Verfasserin zum Vortheil der wohlthätigen Zwecke des hiesigen Frauenvereins herausgegebenen ersten Theil ihrer dramatischen Werke. Er enthält die Schauspiele: Lüge und Wahrheit, die Braut aus der Residenz, und der Oheim. — Der Winter faßt seit Weihnachten festen Fuß. Unsere ganze Gegend ist in ein dickes Gewand von weißer Unschuld eingehüllt; und damit letztere nicht unscheinbar werde, hört der Himmel beinahe nicht auf, mit neuen Flocken immer nachzubessern. Die Schlitten fliegen lustig hin und her. Um daher wenigstens die menschliche Unschuld vor körperlicher Züchtigung sicher zu stellen, hat die Polizei sich mit Recht bewogen gefunden, das alte Verbot der Knallpeitschen beim Schlittenfahren in der Stadt zu erneuern.

Auflösung des Räthsels in Nr. 24:
Das Hollunderm ännchen.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 9 u. Monatsregister Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 27.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 1. Februar 1837.

Seht ihr die neckiſche Fortuna nicht
Aus jener goldnen Wolke niederlauſchen?
Sie ſchaut das Schiff im heitern Morgenlicht,
Sie hört die muntern Ruderſchläge rauſchen.
Denn wird ein Anker irgendwo gelichtet,
Dahin iſt gleich Fortunens Blick gerichtet.

Uhland.

Liſardo.

Novelle.

Ein dichter Schwarm Lazaroni ſammelte ſich am Ufer um die Barke, in die ſo eben ein Jüngling von faſt mädchenhafter Schönheit einſtieg. Seine reiche Kleidung zeugte eben ſo ſehr von der äußern, als ſeine ſelbſtbewußte, etwas trotzige Miene von der innern Sicherheit ſeines Daſeyns; aus ſeinen ſchwarzen Augen leuchtete ein hoffnungsvoller Jugendübermuth, der über die ganze Welt, ja ſelbſt über die Zukunft gebieten zu können ſchien; ein blauer Mantel und ein Federbarett vollendete das Idealiſche ſeiner Erſcheinung. Er wandte ſich gegen die zerlumpte Menge und rief: „Lebt wohl, meine Freunde, und nehmt hier noch ein Andenken.“ Mit dieſen Worten warf er ihnen eine volle Börſe zu, die alsbald einer der Vorderſten auffing, offenbar zu nachheriger allgemeiner Vertheilung, denn keiner machte ihm ihren Beſitz ſtreitig; derſelbe, der einen angeſehenen Rang in dieſem Bettlerſtaate zu bekleiden ſchien, ſchwenkte die Börſe klingelnd in der Luft und rief als Sprecher der Andern: „Guten Wind und glückliche Fahrt! Es lebe Don Liſardo, unſer großmüthiger Gönner, der flottſte und wackerſte Student in ganz Neapel!“ Ein donnerndes Lebehoch erſcholl aus dem Haufen, den der Begrüßte lächelnd und mit verſchränkten Armen muſterte; endlich ſchwang er ſeine Barett gegen die Stadt und rief: „Nun, ſo lebe denn wohl, Neapel, du Stätte meiner fröhlichen Jugendjahre! und möge der Gruß in Erfüllung gehen: guten Wind und glückliche Fahrt in's Leben hinein!“

Er winkte dem Schiffer, abzuſtechen, dieſer aber trat etwas verlegen zu ihm heran und ſagte: „Um Vergebung, Herr! Ihr werdet es nicht übel nehmen, daß ich gewagt habe, Euch einen Reiſegefährten zu verſchaffen. 'S iſt ein wohlanſtändiger Herr, der wünſcht, die Fahrt mitzumachen.“ Liſardos ſchönes Geſicht verfinſterte ſich: er antwortete nichts und blickte forſchend gegen das Ufer. Nach einer Pauſe ſagte er: „Wie kamſt du dazu? Ich habe die Barke für mich allein gemiethet!“ — „Ich bitte Euch,“ erwiderte der Schiffer, „Ihr werdet's gewiß nicht bereuen. Ihr habt dann doch eine Unterhaltung.“ — „Unterhaltung!“ ſagte Liſardo verdrießlich, „ich unterhalte mich am beſten mit mir ſelbſt.“

Eben wollte er ernſtlich den Aufbruch befehlen, als die gaffende Menge ſich theilte und einen Mann in gewöhnlicher anſtändiger Kleidung durchließ, der alsbald in's Boot eilte, um Entſchuldigung ſeines langen Ausbleibens bat und ſich mit ſchicklichen Worten zur Mitfahrt einlud. „Ein Zufall,“ ſagte er, „führte mich gerade zu dieſem Schiffer, von dem ich erfuhr, daß ſeine Barke bereits nach Salerno vermiethet ſey; nun dachte ich, zu zweien reiſt man

angenehmer und auch wohlfeiler. Wenn Ihr derſelben Anſicht ſeyd, Signor, ſo bin ich ſo frei, Euch zu begleiten.“ Das Wort wohlfeil klang verletzend für Liſardos ſplendiden Sinn. Er ſagte mit einer Verbindlichkeit, durch welche jedoch ein ſtolzer Ton durchklang: „Was die Koſten betrifft, ſo habe ich die bereits übernommen, und ſchätze mich daher um ſo glücklicher, die Annehmlichkeiten dieſer Fahrt ganz allein Eurer Begleitung zu verdanken, wozu ich Euch hiemit freundlich eingeladen haben will.“ — „Verzeiht,“ erwiderte der Fremde etwas gemeſſen, „es würde mir zum Vorwurf gereichen, Euch ſo dreiſt angegangen zu haben, wenn Ihr mir nicht erlauben würdet —“ — „Macht nicht ſo viele Umſtände, Signor Petronio,“ unterbrach ihn der Schiffer, „das läßt ſich Alles unterwegs in's Reine bringen.“ — Ingeheim dachte er: „für mich fällt jedenfalls dabei was ab.“

Nach einigen höflichen Redensarten, die noch gewechſelt wurden, befahl Liſardo dem Schiffer, abzufahren. Während dieſer die Barke losband, erhoben die Lazaroni, die indeſſen der Verhandlung ſtillſchweigend zugeſehen hatten, ein abermaliges Lebehoch. „Wir ſehen uns vielleicht nicht ſo bald wieder!“ rief ihnen Liſardo zu, „da, nehmt noch was und trinkt auf mein Wohlſeyn.“ Er griff in ſeine Börſe und zog eine Handvoll Goldſtücke heraus, die mit dem unbändigſten Jubel empfangen wurden. Petronio ſah ihn verwundert an und ſchien eben nicht ſehr erfreut über den Vorgang, dem er es Ehrenhalber nun auch nachthun mußte. Er warf eine Münze unter die Bettler, und ſchien es nicht zu bemerken, daß keiner Miene machte, ſie aufzuheben. Es bedurfte eines ſtrengen Blicks von Liſardo, den dieſe ſtillſchweigende Juſtiz innerlich ſehr ergötzte, um eine laute Ausübung derſelben zu verhindern.

Indeſſen war das Fahrzeug flott geworden und glitt ſchnell über die blaue, ruhige Fläche hinweg, immer in der Nähe des Landes, hinter deſſen Ecken und kantigen Vorſprüngen die Hauptſtadt bald verſank. Liſardo ſtand nachdenklich und halb verſtimmt. Er betrachtete ſeinen Gefährten, der ſich's auf einem Sitze bequem gemacht hatte, prüfend von der Seite: „Hol der Henker dieſe Fahrt,“ ſagte er zu ſich, „und dieſes langweilige, vom Arbeiten gebleichte Geſchäftsgeſicht! Er ſcheint kaum vier Jahre älter zu ſeyn als ich und iſt ſchon ſo eine ölige, ausgetrocknete Citrone. Möge die Peſt mich treffen, ehe ich ſo mit der Welt capitulire!“ Er fühlte die Pflicht der Höflichkeit und wandte ſich an den Fremden: „Seyd Ihr ſchon mehr in Salern geweſen?“ — „Nein, ich bin nur einmal von Neapel nach Rom gekommen, ſonſt nirgends hin.“ — „Das verlohnt ſich ſchon eher der Mühe, aber Salern iſt ja ſo nahe.“ — „Man läßt oft das Nächſte liegen und wählt das Fernere, wenn es einen näheren Zweck hat.“ — „Dies iſt wahr. Ueberhaupt geſchieht es oft, daß man eine Stadt oder Gegend in der Nähe unbeachtet liegen läßt, welche von Andern aus weiter Ferne beſucht wird. So war ich zum Beiſpiel noch nie auf Capri.“ — „Ihr reist alſo nicht zum erſten Male nach Salern?“ — „Es iſt meine Vaterſtadt, in die ich nach vollendeten Studien zurückkehre.“ — „Ah, ich habe mir's doch gedacht,“ ſagte Petronio mit einer vielleicht nicht abſichtlichen Ironie, „daß Ihr gerade von der Univerſität kommt. Die Lazaroni haben einen bedeutenden Gönner verloren.“ — „Ich weiß nicht,“ erwiderte Liſardo ruhig, „ob man gerade Student ſeyn muß, um ſich mit dieſen abzugeben. Das drollige, charaktervolle Weſen der Burſche hat mich ſehr angezogen, ich ließ ihnen etwas zu Gute kommen wo ich konnte, und ſie leiſteten mir gelegentlich auch wieder einen Dienſt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Neujahrsgedanke über England.

Es iſt der erſte Tag des Jahrs. Der hellſte Nebeltag, der in dieſer Jahreszeit von der Londoner Atmoſphäre geſpendet werden kann, ſcheint mir durch's Fenſter auf's Papier, die ſchmiegſamſte Feder, die je aus der Stahlfabrik des erfinderiſchen Perry in den Detailhandel gekommen iſt, eine echte Patent Perryian under Spring pen liegt an ihrem elaſtiſchen Halter mir zwiſchen Daumen-, Zeige- und Mittelfinger, und es drängt mich, meinem Vaterlande einen Neujahrsgruß zu ſenden.

Man hat geſagt, der Deutſche lerne ſein Vaterland erſt in der Entfernung lieben, und einer der ausgezeichnetſten engliſchen Schriftſteller hat geſagt, England müßte das ſchönſte Land von der Welt ſeyn, wenn es nicht von Engländern bewohnt wäre. Jenes iſt ein charakteriſtiſch deutſches, dieſes ein charakteriſtiſch engliſches Wort, und was hat zu beiden die Veranlaſſung gegeben? Kaum etwas Anderes, als daß England mehr ſcheint als es iſt, Deutſchland mehr iſt als es ſcheint. England hat glänzende Inſtitutionen, und Glanz iſt geeignet zu blenden, wie äußerer Schimmer immer Mängel zu verdunkeln pflegt. Achtung vor Englands freier Preſſe! Gewöhnt an ſie, weil er unter ihr aufgewachſen, erkennt der Engländer in ihr ſein freies, angebornes Eigenthum. Achtung vor Englands Jury! Mag auch ein Vormann, nachdem er im Namen und Auftrage ſeiner Mitgeſchworenen den Angeklagten für nichtſchuldig erklärt, einmal den Finger gegen dieſen aufheben und ihn warnen, das Gethane nicht wieder zu thun — es gibt Fälle, wo das mildeſte Geſetz zu ſtreng und wo, weil das Geſetz ſtrafen muß, es die Pflicht der Menſchlichkeit iſt, das Geſetz nicht ſtrafen zu laſſen. Achtung vor Englands Volksvertretung! Vieles dabei iſt Wahn; aber ein Wahn, der den Menſchen beglückt, iſt eine Wahrheit

werth, die ihn zu Boden drückt. Achtung vor dieſen drei Palladien von Englands bürgerlicher Freiheit; ſie ſind eine untrennbare Trias. Ohne Volksvertretung kein Glaube an die Gerechtigkeit des gegebenen Geſetzes, ohne geſchworene Gerichte kein Glaube an die gerechte Anwendung des Geſetzes, ohne freie Preſſe kein Glaube an gleichmäßige Vollſtreckung des Geſetzes, ohne Glauben kein Vertrauen, ohne Vertrauen kein Beſtand, ohne Beſtand keine Freiheit, und ohne Freiheit kein Glück. Jene drei Palladien ſind Englands Glanz, und die Strahlen, welche ſie um das Haupt der Britannia flechten, reichen weiter als der Schatten und hindern deßhalb die Fernſtehenden, den Schatten zu ſehen, welcher die Bewegungen der Britannia in der Nähe begleitet.

Der Engländer hat recht zu jauchzen im Wonnegefühl ſeiner bürgerlichen Freiheit; aber er hat auch recht zu ſeufzen unter dem Drucke ſeiner geſellſchaftlichen Sklaverei. Sein Geſellſchaftsleben kennt keine andern Unterſcheidungszeichen als den Maßſtab der Geburt und die Abſchätzung des Reichthums; Geltung hat nur, wer hochgeboren oder reich iſt; Reichthum öffnet viele, hohe Geburt öffnet alle Pforten; und den dritten Stand, der über Geburt und über Reichthum ſteht und den England in voller Zahl beſizt, den Stand der Intelligenz — ihn vermiſcht es mit dem Stande der Dienſtbarkeit, weiſt ihm in ſeinem geſellſchaftlichen Leben die unterſte Stelle an. Die Werke der Künſte und Wiſſenſchaften werden vielleicht nirgends theurer bezahlt als in England, aber eben weil ſie käuflich ſind, gelten ſie mehr nach den Summen, die ſie koſten, als nach den Namen, die ſie tragen; die Produkte werden nach dem Marktpreiſe, die Produzenten für Lohnarbeiter geachtet, und der Künſtler, der nichts mehr zu erſchaffen, und der Gelehrte, der nichts mehr zu ſchreiben vermag, kann ſich ruhig in den Tod legen. Seinem Andenken wird wahrſcheinlich ein glänzendes Monument geſtiftet, aber den Lebenden ehrt keine Auszeichnung, ſchüzt ſelten ein karges Jahrgeld vor dem lezten, bitterſten Schmerze. Heißt denn, die Erzeugniſſe der Kunſt und Wiſſenſchaft bezahlen, die Erzeuger ehren? Heißt es Kunſtſchätze ſammeln, wenn die Sammlungen unter Schloß und Riegel gelegt, nur der Geburt und dem Reichthum ſich zeigen? Wie das einer großen Nation unwürdig iſt, ſo durchdringen auch die nachtheiligen Folgen der Geringſchätzung derer, die in engliſcher Phraſe nichts werth ſind, das innerſte Mark der Nation, vergiften ihr edelſtes Blut. Kein Verbrechen wird in England härter gezüchtigt, als das England eigenthümliche Verbrechen der Armuth. Wozu geiſtige Speiſen für den Armen, der doch nur geboren iſt, mit ſeinem Körper zu arbeiten als Handlanger für die Reichen und Vornehmen? In natürlicher Folge gibt es keine Volkserziehung, keine Volksbildung. Wie könnte es dieſe geben, da es keine Schulgeſetze, wie Schulgeſetze, da es keine Volksſchulen gibt! Alſo wachſen von dreißig Kindern, welche in England geboren werden, neun-und-zwanzig in Unwiſſenheit, in Rohheit, in einem durch die Verfeinerung der höhern Stände verpeſteten Naturzuſtande auf. Der Plantagenbeſitzer pflegt ſeine kranken Sklaven, nicht weil er ſie liebt, ſondern weil er mit ihrem Leben ſein Kaufgeld verliert. Eigennutz tritt an die Stelle der Menſchenpflicht; aber dem Sklaven, der zu geneſen wünſcht, kann es gleich gelten, ob Eigennutz oder Menſchenpflicht ihm Arzt und Arzeneien ſendet. Warum ſollte man in England für die Geſundheit der Armen Sorge tragen, da ja die Vornehmen und Reichen ſie nicht zu kaufen brauchen, da ſie ihnen aus freier Hand zuwachſen? Daher gibt es in England weder Medizinalordnung, noch Medizinalbehörden. Die Vornehmen und Reichen vermiſſen Beides nicht. Für die Guinee, mit welcher ſie jeden Beſuch des Arztes lohnen, ſind ſie wohlerfahrener Hände und kunſtgeübter Köpfe ſtets verſichert, und ſorgfältig ſtößt der Apotheker für den Reichen das Pulver und miſcht bedachtſam für ihn den Trank, denn nicht um Erhaltung des Patienten, ſondern um Erhaltung des Kunden iſt es ihm zu thun. Aber die Armen! Jedem Apotheker iſt ärztliches Practiziren geſtattet, und Jeder iſt Apotheker, der es ſeyn will, d. h. der Geld oder Credit hat, einen Laden mit Flaſchen und Schachteln, mit Kräutern und Salben anzufüllen, der vor ſeiner Thüre eine Laterne aufhängt, durch deren grün und gelb, blau und roth gefärbte Gläſer das Licht die längſte Straße hinableuchtet, und der Gewiſſensſtärke genug beſizt, mit ſeiner Unwiſſenheit Lebensproben anzuſtellen, und Arſenik und Blauſäure Jedem zu verabreichen, der es begehrt. Wo die Apothekerkunſt ein freies Gewerbe iſt und keine Controle den Verkauf der Gifte beſchränkt, da verſteht es ſich von ſelbſt, daß das Geſetz keine Verantwortlichkeit verhängt und Quackſalber ſich überall ihre Gerüſte bauen dürfen. Keine Fürſorge alſo von oben für des armen Volkes geiſtiges und leibliches Wohl, und, ſtatt in die Schulen, gehen die Kinder in die Branntweinladen, ſtatt Liebe und Anhänglichkeit knüpft Furcht und Selbſtſucht das Band zwiſchen Diener und Herrn, ſtatt friedlicher Ehen prügelt der Mann ſeine Frau, die Frau ihren Mann, ſtatt den ſauer verdienten Lohn zu Ernährung und Bekleidung der Seinen zu verwenden, vergeudet der Arbeiter ihn in Völlerei und taumelt er am Sonntag zerlumpt und ſchmuzig der Hütte des Elends zu, die Verbrechen häufen ſich und der Selbſtmord hält reiche Ernten.

An alles dies iſt der Engländer gewöhnt, wie er an ſeine freie Preſſe gewöhnt iſt, und an ſeine Jury und an die Wahl ſeiner Repräſentanten für das Haus der Gemeinen. Anders der Deutſche, der nach England

hinüberzieht. Erſt bewundert er, dann vergleicht er, dann ſtellt er neben den Glanz das Elend, den Glanz hat er gekannt, das Elend lernt er kennen, und wenn er die Rechnung ſchließt, ſo findet er, daß England mehr ſcheint als iſt, Deutſchland mehr iſt als ſcheint, daß der Deutſche den Werth ſeines Vaterlandes erſt in der Entfernung verſteht, und England das ſchönſte Land der Welt ſeyn würde mit ſeiner bürgerlichen Freiheit, ohne ſeine geſellſchaftliche Sklaverei, mit ſeinen politiſchen Tugenden, ohne ſeine geſelligen Laſter, mit ſeiner Achtung des Bürgers, ohne ſeine Verachtung des Menſchen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Athen, Januar.

Memoiren aus dem griechiſchen Befreiungskriege.

Unter dem Titel *ἀπομνημονεύματα πολεμικὰ* iſt kürzlich hier der erſte Band eines neuen Werkes des Oberſten der königlich griechiſchen leichten Truppen und Ritters des Erlöſerordens, Chriſtophoros Perrhäbos, erſchienen, der ſich ſchon früher durch ſeine Geſchichte von Suli und der Sulioten rühmlich bekannt gemacht hat, und von unſerm großen Niebuhr, vielleicht zu ſchmeichelhaft, mit dem Namen eines zweiten Thukydides geehrt worden iſt. Perrhäbos will in dieſen Memoiren keine vollſtändige Geſchichte des griechiſchen Aufſtandes geben, ſondern erzählt nur die Gefechte, Unternehmungen und Begebenheiten, bei welchen er mithandelnd oder als Augenzeuge zugegen geweſen; und flicht von den übrigen Vorgängen, an denen er nicht unmittelbar Theil genommen, nur ſo viel ein, als zur Herſtellung des Zuſammenhangs unerläßlich iſt. Der erſte Band umfaßt nur die Vorgänge bis zu Ende des Jahrs 1822, bis zur Niederlage der Sulioten und ihrer Flucht nach den joniſchen Inſeln, und behandelt vorzugsweiſe die Kämpfe in Epeiros, da ſich der Verfaſſer ſelbſt bei dem Heerhaufen der Sulioten befand. Perrhäbos findet ſich alſo hier in Rivalität mit Pouqueville, deſſen Geſchichte ebenfalls vorzugsweiſe die Begebenheiten auf dieſem Theile des Kriegsſchauplatzes zum Gegenſtande hat; und eine gerechte Beurtheilung muß bekennen, daß in Hinſicht auf Schreibart, dramatiſche Behandlung und wirkungsvolle Darſtellung der Franzoſe diesmal den Griechen hinter ſich zurückläßt, während die ungeſchminkte Erzählung des Griechen häufig vielleicht der Wahrheit näher kommt, als das kunſtvolle Epos ſeines Vorgängers. Indeß die genauere Abwägung des hiſtoriſchen Werthes beider Schriften gegen einander mögen die Geſchichtsforſcher anſtellen; hier nur einige Auszüge aus den Kriegserinnerungen des greiſen Oberſten, zur Ankündigung dieſer erfreulichen Erſcheinung. Wir geben zuerſt das erſte Capitel, wo Perrhäbos als Augenzeuge die Stimmung im Peloponnes unmittelbar vor dem Ausbruche des Aufſtandes ſchildert.

Perrhäbos, der ſich im Jahr 1820 in Sparta * unter der Herrſchaft des Petros Mavromichalis aufhielt, ging nach Konſtantinopel und von dort nach Dacien, Beſſarabien und Odeſſa, wo er A. Hypſilantis und G. Kantakuzenos fand, welche die höchſten Grade der Hetärie bekleideten, und mit unbeſchreiblichem Enthuſiasmus ſich rüſteten, gegen den Sultan in's Feld zu ziehen. Faſt dieſelbe Begeiſterung ſah man nicht allein in jenen Gegenden, ſondern über ganz Griechenland, ſowohl bei den Vornehmeren, als bei den Griechen aller Stände, in Städten, Flecken und Dörfern. * „Ich ſchäme mich nicht," ſagt er, „zu bekennen, daß ich gegen den Aufſtand war; nicht als ob ich die Freiheit meines Volkes nicht gewünſcht hätte, ſondern weil mir das Unternehmen noch unreif ſchien, da die Griechen ohne Kriegsübung und die meiſten ohne Waffen, die Gefahren aber groß waren." — Nach einer zehnmonatlichen Reiſe kam Perrhäbos auf's Neue durch Konſtantinopel und ſchiffte von dort nach Sparta, wo er ſich kaum drei Monate im Schooße ſeiner Familie ausgeruht hatte, als durch die innern Gährungen der Hetärie der Aufſtand die Maske abzulegen anfing. Die peloponneſiſchen Osmanlis erlangten die Gewißheit, daß die Hellenen die Waffen zu ergreifen im Begriff ſtänden; Tag für Tag wuchs der Haß und die Abneigung der Hellenen gegen ſie, und äußerte ſich unverholen; doch konnten ſie ſich nicht vorſtellen, daß die Griechen wagen würden, allein dieſe große und gefahrvolle Bahn zu betreten, ſondern ſie wähnten, daß ſie die Europäer, und vor Allen die Ruſſen zu Bundesgenoſſen hätten. Dies iſt die Urſache, welche die Ottomanen in Furcht hielt, und weßhalb ſie nicht mit gewaffneter Hand den aufrühreriſchen Bewegungen der Peloponneſier zuvorkamen. Unter dieſer Lage der Dinge ſammelten ſich die angeſehenſten Türken in Tripolis, um ſich zu berathen, was zu thun ſey; und ſie beſchloſſen gemeinſam, die Biſchöfe und Vornehmſten des Peloponnes dorthin zu berufen, ſie zu ergreifen und in Haft zu ſetzen, um jeden Funken des gefargwohnten Aufſtandes ſofort zu erſticken. Dieſe Zuſammenkunft ſchreckte die Peloponneſier ſehr. Der Metropolit von Monembaſia, der Biſchof von Chriſtianupolis und der angeſehenſte Bürger von Lakedaimon, P. Krevatas, kamen, im Einverſtändniß mit vielen Andern, nach Kalamata, und luden Petros Mavromichalis und Perrhäbos ein, ſich mit ihnen über die Gefahren der damaligen Lage zu berathen; ihr eigentlicher Zweck aber war, daß, wo möglich, für jetzt die Begeiſterung der Griechen gelöſcht und unterdrückt, und aus den Gemüthern der Türken jeder Verdacht getilgt werde, um zu einer andern, geeignetern Zeit das Unternehmen mit größerer Klugheit und Energie zu beginnen. Die Meinung der Biſchöfe und des Primaten war nicht unvernünftig und ohne Grund; denn ſie ſahen deutlich die Gefahr vor Augen, der ſie entgegengingen. Den Griechen mangelte Alles, was zu einem ſo großen und waglichen Unternehmen nöthig war, ſie waren nur höchſt dürftig mit Waffen verſehen, und hatten keinen gemeinſamen Plan, wo, wann und wie ſie den Krieg zuerſt beginnen ſollten, ſondern jede Provinz, jede Stadt ſpornte die andere an, den Anfang zu machen und ein Beiſpiel zu geben. Kurz, die Sache war auf einen ſolchen Grad von Begeiſterung und Aufregung gelangt, daß ſelbſt wer die Beredſamkeit des Demoſthenes zehntauſendfach beſeſſen und ſie angewandt hätte, um den Aufſchwung der Hellenen zu hemmen, nicht allein ſich vergebens bemüht, ſondern ſelbſt ſein Leben auf's Spiel geſetzt haben würde; denn einen ſolchen hielt das Volk für einen Türkenfreund, und vorzüglich waren die Biſchöfe und Demogeronten dieſer Gefahr ausgeſetzt, da ſie als Repräſentanten ihrer Provinzen beſtändige Verbindungen mit den Türken zu unterhalten genöthigt waren.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Sparta nennt man jetzt die Mani, das Land der Maniaten.

* Nur das griechiſche Feſtland war, aus Furcht vor Ali Paſcha, nicht ſehr tief eingeweiht.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 28.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 2. Februar 1837.

Die Eisenstange glüht in hellem Glanz,
Vom lauten Hammer springt der Funkentanz.
Nic. Lenau.

Des Schmieds Tagewerk.

Aus schwarzem Schlot
Steigt's feuerroth
Zur Nacht;
Doch Frühluft weht,
Der Haushahn kräht:
Erwacht!
Die Kohle glüht,
Der Funken sprüht;
An's Werk!
Komm, Knabe, schnell
Heran zur Stell',
Und merk':
Wie Meisters Hand
Mit Schick und Kraft
Der Esse Brand
Den Stoff entrafft,
Und dann
Trotz Widerstand,
Kühn mit ihm ringt,
Und wohl gewandt,
Ihn formend zwingt.
Das kann
Wer früh mit Lust
Dem Schweren trotzt,
Bis Arm und Brust
Von Stärke strotzt,
Der Mann!
Der Nerv' erschlafft
Im Ruheschooß,
Doch kleine Kraft
Zieht Uebung groß.
Wohlan!
So schön erklingts
Rundum im Kreis,
Wie Sternlein springts
Vieltausendweis!
Schlag an! —
Da hebt der Junge des Hammers Wucht
Und keucht;
Der Meister lächelnd zu zürnen sucht
Und reicht
Dem schmächtigen Knäblein ein Hämmerlein
Gar leicht,
Und ruft den Junggesellen herein;
Der gleicht
Vulkans Cyclopen, und greift im Nu
Rasch zu!
Und klopft
Rüstig drauf
Ab und auf,

Hin und her,
Kreuz und quer. —
Da ſtopft
Die Morgenpfeife der Meiſter recht
In Ruh,
Und ſchmaucht und ſchaut dem haſtigen Knecht
So zu;
Der hämmert, daß das Herz ihm pocht,
Wie Glut
Die Wange brennt, und ſiedend kocht
Sein Blut. —
Der Meiſter ſchaut, und ſchweigt, und nickt —
Kein Lob,
Der Jüngling ärgert ſich, erſchrickt
Darob.
Und heftiger ſchmettert des Hammers Gewicht
Auf's Erz,
Das, ach! unförmlich gedehnt, zerbricht.
O Schmerz!
Doch hämmert — verwirrt, erſchöpft und bleich
Er fort;
Da winkt der Meiſter, und ſpricht zugleich
Dies Wort:

Es blickt der Mann mit Lächeln auf den Knaben,
Deß Ohnmacht ſich vermißt, ihm vorzugreifen;
Ihn freut ſolch früher Muth; er ahnet Gaben
Und Kräfte, die allmählig wachſen, reifen;
Doch wenn ſich Jünglingskräfte ſelbſt zernichten —
Sich und ihr Werk — das muß er ernſtlich richten.

Daß dich dein eigen Thun belehrend ſchrecke! —
Ob will'ger Muth, doch ohne Ziel und Schranken,
Ob üpp'ge Kraft, doch ſinnlos, ohne Zwecke,
Nicht unterthan dem herrſchenden Gedanken,
Bis zur Erſchlaffung ſich vergeudend ringen —
Doch wird kein Werk und kein Gebild gelingen.

Nur wo die Kraft mit edlem Geiz geſparet,
Mit klugem Vorbedacht beſonnen waltet,
Nur wo das Maaß ſie ehrt und treubewahret,
Nur da wird Aechtes, Tüchtiges geſtaltet.
Was ſolche Kraft vermag, mit Kraft im Bunde,
Das ſollſt du ſchauen, Jüngling, gleich zur Stunde.

Da naht der Altgeſell; gedrungen
Iſt ſeine Stärke, feſt ſein Gang;
Schon fernher hat ſein Tritt erklungen
Und, aus gewölbter Bruſt, Geſang.

Urplötzlich tönen hochgeſchwungen,
Die Hämmer eines Taktes Klang;
Der Ambos dröhnt, die Funken ſpritzen;
Wie Donner ſchallts; es ſtrahlt wie Blitzen.

Der Knabe ſtaunt den Rieſenſchlägen,
Der Sehnkraft und der Fauſt Gewalt;
Der Jüngling ſinnt, ein innres Regen
Bewegt die ganze Kerngeſtalt.
Er zeigt durch ernſtliches Erwägen
Was ihm des Meiſters Rede galt;
„Dem Muſter folg' ich, ſey's beſchloſſen,
Des Meiſters und des Altgenoſſen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Liſardo.

(Fortſetzung.)

„Darf ich fragen, was Ihr ſtudirt habt?“ fragte Petronio einlenkend. Liſardo erwiderte nach einer kleinen Pauſe: „Meine Fakultät war die juriſtiſche.“ — „Da ſind wir Kollegen!“ rief jener freundlich. Liſardo verbeugte ſich und ſagte: „Ich weiß nicht, ob ich dieſe Ehre mit gutem Gewiſſen in Anſpruch nehmen darf; ich habe mich eigentlich mehr mit Philoſophie und ſchönen Künſten abgegeben und auch in der Rechtswiſſenſchaft meine Richtung mehr auf's Allgemeine genommen.“ — „Das iſt nicht gut!“ rief Petronio mit einem faſt gar zu ſtrengen Ernſt: „es iſt ſchädlich, ſich nur auf's Allgemeine zu wenden. Das Leben weiſt uns überall auf's Einzelne, da muß Hülfe, da muß Rath geſchafft werden; das Allgemeine iſt eine Erkenntniß, die ſich erſt auf dieſem Wege bildet. Wer im Detail bewandert iſt, der ſchreitet ſicher vor und läßt gewöhnlich die Philoſophen hinter ſich, die nicht einmal im Stande ſind, einen Riegel aufzuſtoßen, ohne mit den Begriffen Cauſalität, Wechſelwirkung und weiß der Himmel was noch mehr angezogen zu kommen, während ſie am Ende doch wie jeder andere Sterbliche die Hand dazu nehmen müſſen.“ — „Unerträgliches Geſchwätz!“ murmelte Liſardo vor ſich hin.

Petronio bemerkte ſeinen Aerger nicht und fuhr in dieſem Tone fort, ſeinem Enthuſiasmus für ein ſtrenges Geſchäftsleben Luft zu machen. Man hätte den Schluß ziehen mögen, dieſe Erkenntniß ſey ihm ſelbſt noch etwas neu und treibe ihn deßhalb ſo ſehr in's Feuer. Auch geſtand er, einmal warm geworden, daß er nach einer ziemlich leichtſinnig verbrachten Jugend ſich plötzlich an einer Grenzſcheide befunden habe, wo ihm der ſchwere Entſchluß, den Weg der Beſchränkung und Unterordnung einzuſchlagen, nothwendig geworden ſey. Dieſe Lebensänderung verſchaffte ihm bedeutende Gönner, die ihm nach einigem geduldigen Harren zu einem Amte verhalfen, deſſen Hauptertrag darin beſtand, daß es die Ausſicht zu den wünſchenswertheſten Ehrenſtellen eröffnete, eine Ausſicht, die, wie er behaglich merken ließ, durch ſeine gegenwärtige Reiſe ſehr in die Nähe gerückt wurde. Liſardo

dachte: Eine leichtſinnige Jugend beweiſt den ſelbſtſtändigen Geiſt noch nicht. Wie leicht wird es doch dieſen Leuten, ſich der herrſchenden Geſinnung anzuſchließen! Sie halten es für eine Umkehr, und in der That iſt es nur die Offenbarung ihres eigentlichen Charakters, mit Aufopferung einiger äußerlichen Bequemlichkeiten ſich die geiſtige Behaglichkeit, die Freiheit von allem eigenen Denken, Streben und Drängen, die mühelose Erreichung eines hölzernen Zieles zu erkaufen. — Indeſſen ging der vertrauliche Ton, womit der Andere ſprach, nicht an ihm verloren, die Unterredung blieb in einem freundlichen Gang, und unvermerkt ſchlich ſich in Liſardos Seele das Gefühl ein, daß es ſich doch mit Jedermann leidlich leben laſſe. Als er ſich nach der Gegend umſah, waren ſie zu ſeiner Verwunderung ſchon an Sorrent vorübergeſegelt und hatten Capri vor Augen.

„Es wird mir immer ſchauerlich zu Muthe!“ rief Liſardo, „wenn ich an dieſe Inſel und ihren einſtigen Bewohner denke. Ein Gefühl von Zerſtörung, ein Athem der Verweſung kommt über mich bei dieſem Namen! Welch eine Zeit muß es geweſen ſeyn, als hier ein Fürſt, der Krone und des Lebens überdrüſſig, ſich in die trüben Wellen der verzweifeltſten Genüſſe begrub, indeß ſein Reich, aller lebendigen Säfte beraubt, langſam zerbröckelte.“ — „Und doch,“ fuhr Petronio fort, „erregt keine andere Zeit ſo ſehr unſere Bewunderung als eben dieſe. Gibt es einen erſtaunlicheren Anblick, als eine Macht, die von der Geſchichte ſchon längſt zum Tode verdammt und ſo zu ſagen hingerichtet iſt, noch Jahrhunderte lang ſich erhalten zu ſehen, von nichts geſtützt, als von der rieſenhaften Großartigkeit ihrer Formen? Ich wünſchte, damals gelebt zu haben, damit ich ſo Vieles, was mir jezt unerklärlich iſt, in der Nähe hätte ſehen und begreifen können!“ — „Das wünſche ich nicht,“ ſagte Liſardo. „Der Geiſt findet ſeine Rechnung nicht in einer ſolchen Zeit.“ — „Nun,“ erwiderte Petronio, „ich bin nicht unzufrieden, daß mein Leben in dieſes Jahrhundert gefallen iſt. Wir haben in der Welt ungeheure Ereigniſſe geſehen, und in unſerm eigenen Reiche eine Entwicklung von Staatsformen, die es ſich wohl der Mühe verlohnte, mit zu durchleben. Wer unſern Zuſtand, wie er vor dreißig Jahren war, mit dem jetzigen vergleicht, dem darf es wohl ſcheinen, als hätte eine Zeit der Barbarei und Verwilderung einer goldenen Aera den Platz geräumt. Wie viel iſt zur Verbeſſerung geſchehen, und wie viel wird noch geſchehen, wenn unſer junger König mit ſeinem trefflichen Willen, ſeiner unwandelbaren Thatkraft ſo lang, als dieſes Land es bedarf, am Leben und an der Regierung bleiben wird!“ Petronio ſprach dies mit großer Wärme; er ging in eine genaue Schilderung der früheren Landesverfaſſung und aller der wohlthätigen Veränderungen, welche ſie erlitten, ein, und Liſardo fühlte den Unterſchied zwiſchen einer allgemeinen Kenntniß und der Ueberzeugung, welche aus dem Prüfen und Vergleichen der einzelnen Thatſachen, aus dem Durchforſchen des ganzen Geäders eines Staatshaushalts entſpringt. Er mußte ſich geſtehen, daß dies mehr werth ſey, als nur obenhin die Phyſiognomie der Zuſtände zu kennen, er empfand Achtung vor Petronios Erfahrung, und fühlte in ihm eine Tüchtigkeit, der es mit allem Guten Ernſt ſey; er gewann ein großes Vertrauen zu ihm und ſagte bei ſich: „Ich wäre fähig, dem wackern Manne meine zeitlichen Angelegenheiten in die Hände zu legen und ihm für's ganze Leben verbunden zu bleiben, da es ihm nun einmal nicht gegeben iſt, meine geiſtigen Intereſſen zu theilen. Uebrigens,“ dachte er hinzu, „ſehe ich nicht ein, warum Jeder ſo ſeyn ſollte: auch er befolgt ja nur ſeine eigenthümliche innere Richtung, und ſo würde ich mich keineswegs ſchämen, auf meine Weiſe zu leben und den braven Weltmenſchen für mich ſorgen zu laſſen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Weihnachtsmarkt.

Das Weihnachtsfeſt gewinnt mit jedem Jahr an quantitativer Bedeutung. Vor vierzig Jahren war es eine beſcheidene Budenreihe, die, mit dünnen Wachslichtern erhellt, in der Brüderſtraße die Freude der Kinderwelt ausmachte. Ludwig Tiecks kleine Novelle: das Weihnachtsfeſt, liefert unſern Nachkommen eine vortreffliche Urkunde darüber, wie es dazumal in Berlin war und nicht wiederkehren wird. Es würde ſich nicht lohnen, eine Geſchichte davon zu ſchreiben, wie es allmählich anders geworden iſt; in einem halben Jahrhundert möchte Glanz und Pracht von heute, wenn der Weihnachtsmarkt in dem Verhältniß fortſchreitet, nur wie ein dämmernder Anfang erſcheinen. Jezt ſchon iſt nicht allein die lange Brüderſtraße überfüllt mit Buden: ſie quellen, dicht an einander gebaut, auf zwei Plätze und in mehrere kleine Winkelſtraßen aus, und der große, freie Schloßplatz iſt von mehreren parallel laufenden Budenreihen ſo dicht bedeckt, daß die Fahrſtraße auf einen ſehr geringen Raum beſchränkt wird. In jener kommenden Zeit wird vielleicht die ganze Königsſtraße, der Luſtgarten und die Linden (wohl der geeignetſte Raum dafür) ein Markt flimmernder Buden werden. Wenn nur auch eine Zunahme an qualitativer Bedeutung ſichtlich würde; aber die Erfindung für die Kinderluſtbarkeit ſchreitet für ſich nicht fort, und die Produktionen halten nur Schritt mit den allgemeinen induſtriellen Progreſſen. Daher denn auch hier viel Fabrikwaare, aber nichts überraſchend Neues, auch nur für den Schönheitsſinn der Kinderwelt. Unſere Bilderbücher, unſere bleiernen Soldaten ſind nicht hübſcher geworden, ja bei weitem nicht mehr ſo charakteriſtiſch, als um Anfang dieſes Jahrhunderts. Die Puppenwelt iſt zwar in vollem Flor; aber ſie verliert ſich in's Gebiet der Mode, und an erquicklichen Nußknackern, Hampelmännern, Däumchen u. dergl. gebricht es. Wer ſchwinden doch auch mehr und mehr die uralten Formen der Pfefferküchler, die dem Antiquar noch manchen Stoff böten, und es kommt dafür nichts Neues auf. Die Bleybuden der

Klempner flimmern, aber mehr von ſchönen Lackfarben, als von ſchönen Formen. Glas, Cryſtall, Stoffe brilliren zwar anders als in jener Zeit, aber ſie ſind nicht eigentliche Waare des Weihnachtsmarkts. Auch in den ſogenannten Ausſtellungen ſind die Fortſchritte mißlich. Vordem waren es die Hände erwachſener Kinder, die hierin allein für die Jüngern ſchafften; das Material war Moos, Glas, Birkenrinde, Tannenreiſer, Kork, höchſtens etwas Licht und Waſſer dabei. Welchen Jubel konnten die ſogenannten „Krippel,“ aus der katholiſchen Zeit ſtammend, verurſachen! Als es aus den Familien in die Oeffentlichkeit überging, übernahmen Buchbinder und Zuckerbäcker die Arbeit. Es gab ſchwindliche Ritterburgen, ſchauerliche Verließe und ſüße Karrikaturen, und während vorne ſteife Püppchen ihre Glieder ausſtreckten, ſchien auf der bemalten Hinterwand der Mond, oder gar verſuchte die Sonne aufzugehen; aber die Natur ſpielte noch mit, vermöge wirklichen Sandes, Fichtenzweige und Moos. Nun aber hat die Kunſt gemeint, ſie müſſe den Kindern und den Buchbindern das Geſchäft abnehmen, und ſie producirt unter himmliſcher und irdiſcher Beleuchtung herrliche gemalte Gegenden aus allen Welttheilen, die es mit der Kritik zu thun haben, aber nicht mit den Kindern. Die Kritik will nicht immer damit zufrieden ſeyn — ſie hat Unrecht, denn es iſt Weihnachten — aber den Kindern wäre ein Fels von Moos und Kieſelſteinen lieber, und ein transparenter Mond mit einem Mannsgeſichte mehr werth, als der täuſchendſt gemalte Mondſchein. Allein Kinder ſind da, um mit der Bildung fortzuſchreiten, nicht um ſie zu machen. Bei den Zuckerbäckern fehlt es wohl nicht an Luſt, im alten Geleiſe zu bleiben; aber dem Leben fehlt es an Karrikaturen, und die da ſind, wollen ſich nicht in Zucker ſehen, und eine gewaffnete Hülfe ſteht ihnen ſofort zur Hand, wenn ſie Beſchwerde führen. Die thätigen Gebrüder Gropius haben wohl den Willen, Humor und Luſt aus dem bunten Volksleben zu ſchöpfen, und eine Ehe, wenn auch nur zur linken Hand, mit der Kunſt zu vermitteln, aber mit beſtem Willen und größtem Geſchick läßt ſich aus einem verſchütteten Brunnen nichts ſchöpfen. Außerdem, wie tauſendfältig ſind ihnen die Hände gebunden! Sonſt brannten Wachslichter, jezt Gas- und Spiritusflammen; das wäre der kürzeſte Unterſchied von dem Weihnachten ehemals und heute. Nach einer alten Berliner Tradition muß um Weihnachten gutes, klares Froſtwetter ſeyn; iſt es die Tage vorher nicht, ſo tritt es am Heiligabend ein. Die Zuverſicht hat auch in dieſem Jahr nicht getäuſcht. An dieſem Abend wird bis in die Nacht hinein verkauft; der Weihnachtsabend für die Kinder der Kaufleute und Fabrikanten iſt auf den Morgen des nächſten Feſttages verlegt. Nur Ein Stand iſt unzufrieden mit dem Weihnachtsfeſt: die unglücklichen Poſtbeamten. Mit Jahr zu Jahr mehrt ſich die überwältigende Arbeit, die Berliner Weihnachtsgeſchenke in die Provinzen zu verſenden. Pferde, Menſchen, Wagen und Speicherräume reichen nicht mehr aus, und das Poſthaus, um dieſe Zeit im Gewirr der abgehenden und der abgeforderten Collis, ſteht keinem in einer Welthandelsſtadt nach.

(Die Fortſezung folgt.)

Athen, Januar.

(Fortſezung.)

Memoiren aus dem griechiſchen Befreiungskriege.

Die Peloponneſier fürchteten nicht ſo ſehr die eingebornen Türken, als einen neuen Einfall der türkiſchen Albaneſen, welche früher, zur Zeit des Alexis Orlof im Jahr 1769, und des Lampros Katzonis im Jahr 1790, wie Bergſtröme hereinbrechend, Viele ermordet oder in Knechtſchaft geſchleppt und den größten Theil des Peloponneſes verheert hatten. Solche ſchreckliche Beiſpiele verſezten ſie in Unruhe und verminderten ihre Hoffnungen; aber die Beſorgniß wurde ſchnell gehoben, und Furchtloſigkeit trat an ihre Stelle, als Petros Mauromichalis, damals Fürſt von Sparta, ihnen die Verſicherung gab, daß er alle Spartiaten in den Waffen bereit halte, und zuerſt gegen die angrenzenden Türken losbrechen werde, dann aber überall, wohin die Stimme des Vaterlandes ihn rufe, ſeine Bürgerpflichten zu erfüllen gelobe: wie er wirklich ſein Verſprechen bis zu Ende gehalten hat, ohne je vor den zahlreichen Opfern ſeiner Söhne, Brüder, Verwandten und Landsleute zurückzubeben; Perrhäbos aber benahm ihnen die Furcht vor den türkiſchen Albaneſen, indem er ihnen verſprach, ſelbſt nach Suli zu gehen, und durch Herbeiführung beſtändiger Fehden in jenen Gegenden jeden Ausmarſch der Albaneſen gegen den Peloponnes zu verhindern. Drei Tage darauf reiste er mit ſeiner Familie nach Suli ab.

Kriegführung und Kampfweiſe in jenen Gegenden weichen ſo ſehr von den europäiſchen Sitten ab, daß man es dem Verfaſſer Dank wiſſen muß, wenn er manche charakteriſtiſche Züge zu ihrer Schilderung mittheilt. Bei der Belagerung von Variades, einer verſchanzten Ortſchaft in Epeiros, beſchreibt er die Kampfweiſe der Sulioten. „Sie bekämpften die Belagerten weniger bei Tag als bei Nacht, vorzüglich wenn die Nacht recht finſter war. Dann näherten ſie ſich leiſe und ohne Geräuſch ringsum dem Graben und den Verſchanzungen; jedoch hielten ſie ſich immer Einer von dem Andern zwei Schritte entfernt, ſowohl beim Hinanrücken, als im Fall der Noth beim Rückzuge. Alle bewegten ſich gleichmäßig mit demſelben Schritte, indem ſie auf einander Acht gaben, daß Keiner verwundet oder getödtet werde, und aus Unachtſamkeit in den Händen der Feinde bleibe, weßhalb der Nebenmann von den Kampfgenoſſen angeklagt und getadelt wird. Bruſt und Rücken bieten ſie dem Feinde nie dar, ſondern die ſchmale linke Seite, weßhalb ihr Gang dem der Krebſe gleicht; ihr kurzes Gewand (die Fuſtanelle) und ihr Hemde müſſen ſo ſchmuzig als möglich ſeyn, damit der Feind ſie bei Nacht nicht unterſcheiden kann.“ — Da die Belagerung von Variades ſich in die Länge zog, ſo verſuchten die Sulioten und ihre Verbündeten eine Kriegsliſt. „Zwei Schritte von dem Eingange der Verſchanzung lag ein Brunnen, aus welchem die Belagerten während der Nacht ihr Trinkwaſſer ſchöpften; die Belagerer beſchloſſen daher, das Waſſer zu verunreinigen, ob jene vielleicht, durch den Durſt gezwungen, ſich zur Uebergabe neigen möchten. Damit ihre Erfindung zum Zwecke führe, näherten ſich in einer nach Wunſch finſtern Nacht fünfhundert von ihnen der Verſchanzung, und eröffneten ein ununterbrochenes Feuer, die Seite aber, wo der Eingang war, ließen ſie frei, um die ganze Aufmerkſamkeit der Belagerten auf die Angreifer zu ziehen, und damit jene Seite nicht von dem Gewehrfeuer beleuchtet werde. Unterdeß ſchlichen ſich fünf ihrer Mitſtreiter ohne Geräuſch an den Brunnen, und warfen eine drei Tage alte türkiſche Leiche und zwei Schweine, in vier Stücke zerhauen, mit allen ihren Eingeweiden hinein. Von dieſen Fünfen wurden zwei verwundet, aber ohne Gefahr.“ Dies unſaubere Strategem hatte den gewünſchten Erfolg; die eingeſchloſſenen Türken capitulirten, jedoch nicht ohne bittere Vorwürfe gegen ihre, im Intereſſe des Ali Paſcha, damals mit den Sulioten verbündeten Glaubensgenoſſen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 3. Februar 1837.

Der Ruderſchlag verſtärkt den Schlag der Herzen,
Freundſchaft und Lieb' erwacht.

E. Schwab.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Wie im engen Raum eines Wagens oder einer Barke die Körper genöthigt werden, ſich an einander zu ſchmiegen, ſo geſchieht es auch den Seelen: es gibt kein ſicheres Mittel, die verſchiedenartigſten Gemüther zu vereinigen, als das Zuſammenreiſen. Die beiden Jünglinge konnten einander ihre Neigung nicht verbergen; der Wunſch, ſo mit einander verbunden über die Lebenswellen hinwegzugleiten, ward in ihnen rege, und ſo kam es denn bald, daß der aufgeſchloſſene Liſardo ſeinem Freunde die Geſchichte ſeines Glücks und ſeiner Hoffnungen mittheilte. „Wenn es erlaubt iſt," ſagte er, indem er ſich niederließ und den Mantel zum Schutze vor dem friſcher werdenden Abendwind über die Schultern zog, „wenn es erlaubt iſt, ein Leben vollendet zu nennen, dem der gerade Weg von Sehnſucht zur Befriedigung, von Freude zu Freude bis an die äußerſte Grenze vorgezeichnet iſt, ſo darf ich mich füglich ſchon jezt bei lebendigem Leibe unter die Abgeſchiedenen, unter die ſeligen Geiſter zählen. Denn da, wo andere erſt ihre Rechnung mit der Welt anzufangen pflegen, bin ich ſchon fertig mit ihr: ſie iſt nur der Planet, auf den ich zufällig geſezt bin und der, wenn er mich auch in ſeinem Laufe mitnimmt, mich doch nicht hindern kann, auf ihm meinen eigenen, ja den entgegengeſezten Weg zu gehen, der mir nur dazu dienen ſoll, auf ihm meine Hütte zu bauen und der Geliebten zu rufen: „Komm, hier wollen wir wohnen!" — „Ach!" rief Petronio, „jezt merke ich erſt, warum Ihr ein ſeliger Geiſt ſeyd. Ihr ſeyd alſo ſchon Bräutigam?" — „Da läßt mich der Planet gleich einen ſeiner Einflüſſe vernehmen," ſagte Liſardo lächelnd, „dieſe Formen ſtehen mir freilich noch bevor und ich werde es der Welt mit vielen Beſchwerlichkeiten zahlen müſſen, daß ſie mich losgibt. — Nein, mein Freund! Bräutigam bin ich noch nicht, ſonſt würde ich mich nicht ſo ſehr auf den Kuß meines Liebchens freuen. Jezt muß das Geheimniß freilich verrathen werden, das bis jezt noch keinen Mitwiſſer hatte." — „Nun, ſo laßt mich den Erſten ſeyn, der es erfährt. Ihr könnt keinen Theilnehmenderen finden."

„Namen thun nichts zur Sache," entgegnete Liſardo, „laßt mich alſo davon vorerſt noch ſchweigen. Und jezt fällt mir noch überdies ein," fuhr er fort, nachdem er ſich ein wenig beſonnen hatte, „daß ich Euch vom Uebrigen auch nicht viel erzählen kann, denn es iſt gar nichts Verwickeltes an der Geſchichte. Während ich mich auf meine akademiſchen Studien vorbereitete, etwa ein Jahr ehe ich nach Neapel ging, kam ich oft in ein Haus, mit dem ich verwandt bin. Die Verwandtſchaft ſchlug ich freilich bloß deßwegen ſo hoch an, weil ſie mir den Zutritt zu

meiner ſchönen Baſe erleichterte. Eigentlich müßte ich jezt, wenn ich den Anfang unſerer Liebe betrachte, dieſe eine literariſche nennen, aber mit Unrecht: unſere Herzen hatten ſich längſt im Stillen verwandt gefühlt, und es bedurfte nur der äußern Veranlaſſung, um ſie zu vereinigen. Dies war der Krieg zwiſchen den Claſſikern und Romantikern, der eben damals unſere Literatur in eine ſo heftige Bewegung ſezte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir Beide von ganzem Herzen romantiſch waren. Der Graf Carmagnola war unſer Loſungswort, Manzoni unſer Liebling. Ihr werdet Euch wohl vorſtellen können, daß der gemeinſame Zug unſerer Herzen dabei Nahrung und Befeſtigung genug erhielt. Die literariſche Fehde, die auch in unſern Kreis herüberſpielte, that das Ihrige, um den Roman zu vollenden: ein angeſehener Arzt, der ebenfalls in das Haus kam, machte den Claſſiker und ſezte mir um ſo heftiger zu, da er zugleich ſein claſſiſches Auge auf meine romantiſche Bundesgenoſſin geworfen zu haben ſchien; aber eben dies verdarb ihm das Spiel, ihr Widerwille gegen die Partei wurde durch die Abneigung vor dem Manne verſtärkt, und als er mit ſeinen Hoffnungen entſchiedener hervorzutreten begann, flüchtete ſie ſich in meine Arme, wir ſchloſſen ein Schutz- und Trutzbündniß, und die Romantik hatte auch hier, wie überall, geſiegt. Als ich auf die Univerſität ging, erhielten wir das Bündniß durch die zärtlichſten Briefe aufrecht, und jezt habe ich an das Leben keinen Anſpruch weiter, als ſie zur Meinigen zu machen und unſere Zukunft ihrem Willen anheim zu ſtellen: dazu bin ich auf dem Wege und — das Lied iſt zu Ende, die unbedeutendſte aller Liebesgeſchichten, die ich Euch hätte erzählen können.“ — „Sie iſt ja noch nicht zu Ende,“ warf Petronio ein. „Und doch!“ rief Liſardo, „ſie iſt es, denn von allen Hinderniſſen, die ich mir denken könnte, habe ich keines zu fürchten, kein einziges paßt auf meinen Fall.“ — „Man kann aber nicht wiſſen,“ ſagte Petronio, „was noch dazwiſchen kommen kann. Nichts iſt zu Ende, ehe es ganz fertig iſt. Jedenfalls wünſche ich Euch, daß das Schickſal Euer gutes Zutrauen rechtfertigen möchte. Merkwürdig iſt es aber doch, daß wir Beide zuſammengetroffen ſind, denn wir haben denſelben Weg und, daß ich's Euch nicht verhehle, auch denſelben Zweck.“ — „Wie?“ rief Liſardo erſtaunt, „das hätte ich mir nicht vermuthet! Alſo auch Euch führt die Romantik über dieſe Wellen?“ — „Die Romantik nun eben nicht,“ erwiderte der Andere lachend, „ich muß faſt befürchten, Ihr möchtet mich einen Claſſiker ſchelten. Ich bin ebenfalls auf dem Wege, mir eine Frau zu holen, die mir meine Gönner in Neapel zugedacht haben: die Verſchwägerung mit dem bedeutenden Hauſe, von dem ſie ſtammt, wird, wie man mir Hoffnung gemacht hat, meinen Planen ſehr förderlich ſeyn.“ — „Alſo eine gewöhnliche Convenienzheirath?“ rief Liſardo mit Unwillen. „Wie man es nennen will, wenigſtens iſt keine Leidenſchaft dabei im Spiel.“ — „Und Ihr habt Eure künftige Gattin noch nicht einmal geſehen?“ — „Nein. Uebrigens bin ich in dieſem Punkt beruhigt: ſie ſoll ſchön ſeyn. Schön, reich, von angeſehenem Hauſe, was will ich mehr?“ — „O der geiſtigen Dürftigkeit!“ rief Liſardo verächtlich, „mehr alſo gibt es nicht zu wünſchen? Gibt es keine innern Schätze? keinen Bund der Seelen? Doch ich verſchwende meine Worte. Wenn Ihr glücklich ſeyn könnt mit einem Weibe, die Ihr nur zum Werkzeug Eures Ehrgeizes braucht, ſo gönne ich Euch Euer Glück von Herzen, aber —“

Das Aufſtoßen der Barke unterbrach ihn, er ſah auf und fand ſich zu Salern. „Wir ſind zur Stelle!“ rief der Schiffer. Petronio befahl ihm, ſein Gepäck in einen anſtändigen Gaſthof zu ſchaffen, wo er ſeinen Lohn erhalten ſolle. Dann wandte er ſich zu Liſardo und dankte ihm für die erwieſene Gunſt. „Wo können wir uns wieder treffen?“ fragte er. „Die Geſellſchaft,“ erwiderte dieſer mit höflicher Zurückhaltung, „wird uns von ſelbſt zuſammenführen. Als Gaſt eines angeſehenen Hauſes beſucht Ihr dieſelben Cirkel wie ich. Indeſſen lebt wohl und möge es Euch wohlergehen.“ Petronio folgte dem Schiffer, Liſardo blieb ſtehen und ſah unmuthig in's Meer hinaus. Als er ſich endlich wandte, um die langentbehrte Heimath wieder zu ſehen, wiederholte er ſeinen Schwur und rief mit heftiger Stimme: „Möge die Peſt mich treffen, ehe ich ſo mit der Welt kapitulire!“

(Die Fortſezung folgt.)

Des Schmieds Tagewerk.

(Beſchluß.)

Der Knabe nach des Herrn Geheiße
Regiert der Blaſebälge Zug;
Der Jüngling lenkt nach Meiſters Weiſe
Im Dreiklang nun des Hammers Flug;
Und jener ſpricht, dem ſteten Fleiße
Zum ſeltnen Lob, das Früchte trug:
„Glückauf, ſolch' ein'ger Kraft von Dreien
Muß auch das Schwerſte wohl gedeihen.“

Und wohl gelang's. Die Stunden flogen,
Geſell'ge Arbeit kürzt die Zeit. —
Schnell wölbt ſich für den Rieſenbogen
Des Rheinweinfaſſes, hoch und weit
Der Reife Kreis, und angezogen
Wird ihm das knappe Panzerkleid;
Und eh' noch Feierabend dämmert
Iſt ſchon das Tagwerk ausgehämmert.

Drauf ſpricht der Meiſter: „Lieben Söhne!
Für eure Mühe ziemt mein Dank;
Drum nach der Hämmer Lärm ertöne
Der Becher, und zum Rebentrank
Ein Lied, das unſre Luſt verſchöne.
Gelagert auf der Ruhebank
Laßt uns der Tonne Schmuck von Eiſen
Ja, laut die Kunſt der Eſſe preiſen.“

Da riefen: „So ſey es beſchloſſen!“ —
Die luſtigen durſt'gen Genoſſen.
Bald klangen die winkenden Becher;
Da ſangen die rüſtigen Zecher:

I.

Erſt preiſen wir hoch was von oben ſtammt,
Was die Tiefen der Erden durchglühet,
Was aller Erſchaffenen Leben entflammt,
Was uns aus dem Weine jezt ſprühet:
Das Feuer, die furchtbare ſegnende Kraft,
Die Alles zerſtöret und Alles erſchafft.

Das Feuer iſt recht des Schmieds Element;
Der hält es zum Segen in Schranken,
Daß der Menſch ſich den Herrſcher der Erde nennt,
Das hat er dem Schmied nur zu danken;
Der zwingt ihm das Eiſen in jede Geſtalt
Durch der Fäuſte Macht und des Feuers Gewalt.

Ob Gold und Edelſtein glänzet und blizt,
Der Preis doch gebühret dem Eiſen.
Was da bindet und löſet, und ſchirmet und ſchüzt,
In tauſend Formen und Weiſen —
Aus Eiſen ſchafft es und ſchuf es die Hand,
Eh die Welt noch geblendet des Goldes Tand.

Draus ſchmieden wir, härtend, den kräftigen Stahl,
Und den Hebel, den Anker zum Retten;
Ja kühnlich die Feſſel dem Blizesſtrahl,
Und die Art und gelenkige Ketten,
Ja Ketten dem Sklaven, dem Böſewicht,
Für den Bruder, den freien Bürger, nicht.

Der ehrt das Geſetz, den bindet die Pflicht;
Dem ſchmieden wir Wehren und Waffen,
Womit er fremde Ketten zerbricht,
Um frei, wie Gott ihn geſchaffen,
Zu ſterben, oder mit neuer Luſt
In rühmlicher Freiheit zu heben die Bruſt.

Und iſt's ihm gelungen: darf frei und krank
Der Bürger ſich wiederum regen;
So jauchzen wir Alle mit Jubel und Dank
Dem Kämpfer für Freiheit entgegen:
„Nun ſchmieden wir fortan den friedlichen Pflug
Aus dem Schwert, das den Würger der Völker ſchlug.“

So ſangen die eifrigen Zecher;
Geſangesluſt quillt aus dem Becher. —
Und kräftiglich, wie es verklungen
So ward auch der Tonne geſungen.

II.

Du ſtattliche Tonne, du Bacchuspallaſt,
Gezimmert aus rieſigen Eichen,
In kühner Wölbung gefugt und gefaßt,
Wohl Heidelbergs Faß zu vergleichen:
Wie ſchmückt dich der Reife gediegenes Band,
Womit kundige Stärke dich heute umwand!

Bald ſtrömet des Moſtes ſchäumende Glut
In die felſenfeſte Rotunde;
Drin ſänftigt ſich mählig das junge Blut
Zur Labſal für Krank' und Geſunde;
Erſt berauſcht — einſt beſeligt es Jung und Alt;
Erſt raſt es; ihm trozt nur der Ringe Gewalt.

Drum, lädt uns der Himmel nach Jahren zu Tiſch
Zum Zeichen göttlicher Gnade,
Daß Gaumen und Athem im Nektargemiſch
Im zweiten Eifer ſich bade:
Dann gießt mit Vertrauen das heilige Naß
In das eichene, ehernumgürtete Faß.

Und brauste und tobte und göhr' er ſchon,
Als wär' ihm auf Erden zu enge;
Laßt brauſen und träumen den Flammenſohn,
Daß die alte Feſſel er ſprenge; —
Doch hält ſie den Jüngling in ſicherer Acht,
Bis der Träumer, zum Manne gereift, erwacht.

So lobet das Werk einſt den Meiſter, den Knecht,
Und das Faß iſt ein Denkmal für Beide;
Draus ſchöpfet ein glückliches Enkelgeſchlecht
Noch Stärkung und jauchzende Freude,
Wenn längſt, vom grünenden Raſen bedeckt,
Uns Schläfer kein irdiſcher Jubel mehr weckt.

Doch wohlauf und wohlan! der Wein, der Wein
Verſüßt und verlängert das Leben;
Die Stunde iſt unſer; und käme Freund Hain,
Und träf' uns beim Safte der Reben —
Er blieb auf der Schwelle; er ginge fürbaß. —
So trinkt denn, lobpreiſend den Wein und das Faß!

F. W.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortſezung.)

Drahtende Puppe. Vindocci. Valentini. Schadowſtraße.

Die Weihnachten brachte wenigſtens eine ſeltſame Neuigkeit: eine Holzpuppe, welche auf alle Fragen Antwort gab. Das Automat hieß Preciosa, und wurde von zwei angeblichen Mechanikern, die es verfertigt haben wollten, gezeigt. Für fünf Silbergroſchen konnte jeder Beſuchende ſo viel

fragen, als er Luſt hatte, und kurze Antworten ſchallten zurück, die, zwar dunkel, ſich doch nicht ſchlimmer bewährten, als die aller Oratel. Die Holzpuppe wußte z. B. anzugeben, was für Wetter war, wie viel Perſonen im Zimmer ſich befanden, ſie wußte ſogar, daß Humboldt der berühmteſte Mann in Berlin ſey, und half ſich mit beachtungswerther Geiſtesgegenwart auf der Stelle bei verfänglichen Fragen. Bisweilen irrte ſie freilich, und als ſie auf die Frage eines Mannes mit ſchwarzem Haar und hochgebogener Naſe: wie er heiße? antwortete: „Wie du getauft biſt.“ ſo wäre es von einer Holzpuppe zu viel verlangt geweſen, zu wiſſen, daß der Fragende gar nicht getauft war. Ueberraſchend ſogar war es, die Maſchine mehr antworten zu hören, als ihr Herr und Meiſter ſie gelehrt hatte und ſelbſt wußte. Z. B. erklärte der Magier, als man Preciosen fragte: wer vor Friedrich Wilhelm III. in Preußen regiert, das könne man von ſeinem Machwerk nicht verlangen, da er es ſelbſt nicht wiſſe; allein die Puppe, die angeblich doch nur einige hundert Antworten erlernt haben ſollte, antwortete ſofort: Friedrich Wilhelm II., was zu eben ſo viel Heiterkeit, als die Antwort auf jene andere Frage Anlaß gab. Damit hätte es ſein Bewenden haben und die Kritik nicht zu ſtreng forſchen ſollen. Es gab in den Zeitungen zu Diskuſſionen Anlaß, welche dieſes neueſte Automat nicht als einen Weihnachtsſcherz, ſondern als ein Beireisſches Kunſtwerk antaſteten, was es gar nicht zu ſeyn prätendirte. Um dieſen verwickelten Forſchungen, die aller Magie unerſprießlich ſind, zu entgehen, hat der Magier es für das Beſte gehalten, plötzlich zu verſchwinden. Er ſoll einige Fragen in Geldangelegenheiten unerledigt, aber was ebenſowohl von ſeiner Klugheit zeugt, die hölzerne Puppe zurückgelaſſen haben. Die Puppe wird unter der Leitung eines gewandten Vormundes alle Sprachen lernen (was läßt ſich nicht aus Puppen machen!), engliſch und italieniſch. Ja ich zweifle nicht, daß, wenn ein Bindocci dahinter ſteckt, ſie auch im beſten florentiniſch improviſirt. Daß dieſer berühmte Improviſator im vorigen Monate hier zwei Abendunterhaltungen gab, vergaß ich Ihnen im lezten Berichte zu melden. Er gehört nicht zur Claſſe der Charlatane, wenn er gleich, mit unſern Sitten nicht bekannt, ſeine erſte Ankündigung an die Straßenecken klebte, und dadurch faſt kein Publikum hatte; denn unſere Eckenſteher verſtehen trotz der Bildung, die unſere Lokaldichter ihnen einimpfen wollen, noch kein Italieniſch. Dafür war ſeine zweite ordnungsmäßig berufene Verſammlung deſto glänzender, und der geiſtvolle Mann befriedigte die Erwartungen ſeiner gebildeten Zuhörer. Vorgearbeitet war ihm durch die vor Kurzem hier vom Profeſſor Valentini geſtiftete italieniſche Geſellſchaft, welche unter unſern Societäten noch zu den lebendigen gehört, und unter der großen Zahl angeſehener älterer und jüngerer Künſtler, die in Rom waren, lebenvolle Theilnehmer findet. Es wird nur italieniſch geſprochen und italieniſch gegeſſen, zwei tüchtige und ausſchließende Bindemittel. Dennoch hält ſich keine Geſellſchaft der Art, trotz der trefflichſten republikaniſchen Geſetze, ohne einen monarchiſchen Agens, der ſtets für panis und circenses ſorgt. Herr Valentini, deſſen römiſches Feuerblut in unſern Nebeln nicht verdampft iſt, wird der Mann dazu ſeyn. — Dem Veteranen unſerer Künſtler, dem Direktor Schadow, hat des Königs Majeſtät aus ganz eigener Anregung eine hier noch nicht vorgekommene Ehre erwieſen, indem er der Straße, wo des Bildhauers Haus, in eigenthümlich edlem Geſchmacke von demſelben ausgeſchmückt, ſteht, den Namen Schadowſtraße beigelegt hat. Selbſt längſt verſtorbenen und von der Glorie der Erinnerung umſchwebten Künſtlern iſt dieſe Ehre hier noch nicht geworden. (Die Forts. folgt.)

Athen, Januar.

(Fortſetzung.)

Memoiren aus dem griechiſchen Befreiungskriege.

Einer der gelungenſten Abſchnitte iſt die Schilderung des Gefechtes von Vaſilika im fünfzehnten Capitel. Wir laſſen den Verfaſſer ſelbſt ſprechen. „Ehe ich den Zug gegen Arta beſchreibe, halte ich für paſſend, hier die Schlacht von Vaſilika einzuſchalten, die zu Ende Auguſts in demſelben Jahr (1821) geliefert wurde. Vaſilika iſt vier Stunden von den Thermopylen und acht Stunden von Lebadeia entfernt: ein enger, bewaldeter, auf beiden Seiten von Bergen eingeſchloſſener Paß, der ein langes Thal bildet. Dort beſchloſſen die Griechen den Bairam Paſcha anzugreifen, der mit einem Heere von 9000 Mann, faſt lauter Reiterei, hier durchziehen mußte, und viele Mund- und Kriegsvorräthe auf Wagen, Kameelen und einer Menge von Laſtthieren mit ſich führte. Er ſelbſt (denn er hatte großen Kriegsruhm), mit ſeiner perſönlichen Tapferkeit und Tüchtigkeit prahlend, hatte dem Großherrn verſprochen, ihm Lebadeia, Theben und Athen zu unterwerfen. Die Hellenen, gegen zweitauſend an der Zahl, theilten ſich in drei Corps; das erſte, aus fünfhundert Saloniten beſtehend, nahm ſeine Stellung an dem Eingange in das Thal, wo es ſich in dem dichteſten Gebüſch verbarg; es hatte zum Führer den hochwürdigen und tapfern Prieſter Andreas aus dem Dorfe Kokoviſta. Das zweite Corps, von gleicher Zahl mit dem erſten, und unter der Führung des Baſileios Buſtos und Konſtantin Kalyvas, beſetzte den Mittelpunkt des Thals, und verſteckte ſich wie das erſte im Dickicht. Tauſend Mann endlich, geführt von Nakos Panurias und Johann Guras, nahmen eine Stellung vor dem Ausgange des Thals; ſie ſollten, nach der Verabredung, zuerſt die Vorhut des Feindes angreifen und ſein Entkommen verhindern; dann ſollten auch die andern Corps das Feuer beginnen, um die Türken in Verwirrung und Rathloſigkeit zu bringen, ſo daß ſie, weder zur Rechten, noch zur Linken einen Rettungsweg findend, faſt Alle in jener Schlucht hätten geopfert werden müſſen. Unterdeß fing der Feind in ſeinem gewohnten prahleriſchen Aufzuge an in das Thal einzurücken, mehr als ob es zum Feſt, als zur Schlacht ginge; denn jeder berittene Streiter ſchleppte zwei bis drei mit Mundvorräthen und andern Dingen beladene Laſtthiere, überdies noch einen Stallknecht und einen griechiſchen oder türkiſchen Sklaven hinter ſich her. In das Thal eingerückt, ſammelten ſie ſich auf einer ebenen Fläche, die vor dem Eingange des eigentlichen Engpaſſes liegt, verrichteten nach Gewohnheit ihr Gebet, ſchoſſen zuerſt vier Kanonen ab, und begannen dann ein Kleingewehrfeuer, begleitet von unordentlichem Geſchrei. Ihr Zweck dabei war (da ſie ſowohl über die Stärke, als die Kriegsliſt der Griechen in Unkunde waren), daß, wenn Griechen in dem Paſſe verborgen wären, ſie entweder vor Furcht fliehen, oder zum Kampfe ſich ſtellen ſollten, ehe ihre Streitmacht ſich in Bewegung ſetze. Aber je mehr die Türken ſchoſſen und ſchrien, deſto tiefer verbargen ſich die Hellenen in das Dickicht. Daher glaubten jene außer Gefahr zu ſeyn, fingen an ihre Pauken zu rühren und ſtellten ſich in Marſchordnung. Als ihre Vorhut ſich dem Ausgange des Paſſes näherte, kamen plötzlich die Griechen aus dem Gebüſch hervor, und ſperrten Anfangs den Weg mit ihrer Bruſt, bald aber machten ſie ihn durch ihr wohlgenährtes und wohlgerichtetes Feuer unzugänglich durch die übereinander gehäuften Leichen und den verwirrten Knäuel der herrenlos gewordenen Pferde.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 30.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 4. Februar 1837.

Paris, enclin
Au trait malin!
Béranger.

Das Neujahr in Paris.

II.

Im vorigen Briefe hatte ich den Leſer in das faſhionabelſte der Pariſer Magazine geführt, das nur die höhern und höchſten Claſſen beſuchen, und wo die Königin der Franzoſen und ihre Prinzeſſinnen jährlich bedeutende Einkäufe machen. Wir verlaſſen nun Giroux und ſetzen unſere Wanderung fort, bleiben aber ſchon nach wenigen Häuſern vor Martinets Bilderladen ſtehen, den Horace Vernet und Charlet während der Reſtauration berühmt gemacht haben. Es lohnt ſich ſchon der Mühe, einen Augenblick zu verweilen. In dem erſten Glaskaſten ſehen wir die Porträts der lebenden literariſchen Notabilitäten von Frankreich; in der Mitte hängt Victor Hugo, bei deſſen Anblick es kaum möglich iſt, nicht an ſo etwas, wie ſträubende Haare, ſtarr vor ſich hinbrütende Verzweiflung, Nervenzuckungen, romantiſche Galgenideen und mittelalterliche Spukgeſchichten zu denken. Warum nur der Verfaſſer der „Lucrèce Borgia“ ſeinem Maler eine ſo finſtere, grämliche, miſanthropiſche Miene gezeigt hat? Im gewöhnlichen Leben habe ich an Victor Hugo nur eine ſehr heitere, menſchenfreundliche Phyſiognomie bemerkt. Wie freundlich nimmt ſich dagegen ſein Kollege, Alexander Dumas, aus! wie ſeine kleinen, lebendigen Mulattenaugen wetterleuchten, wie ſorglos ſeine Stirn unter dem krauſen Wollenhaar hervortritt! Neben jenen beiden Dramaturgen erblicken wir das Porträt des doppelten J., wie Jules Janin jezt allgemein heißt, des Feuilletoniſten des Journal des Débats, mit dem Ausdruck des koſtbarſten Schmunzelns. Er hat ſich behaglich auf die Rücklehne ſeines Arbeitsſtuhls à la Voltaire hingeſtreckt, beide Hände in den Hoſentaſchen und mit gefälliger Selbſtapprobation alle Welt belächelnd; das Mäulchen, von der Zufriedenheit ſelbſt geſpizt, ſcheint eine Anekdote von der Pompadour zu erzählen; er bläst ſeine vollen Backen auf, als wolle er eben eine ſchwülſtige Lobhudelei gegen 10,000 Franken baare Bezahlung in die Welt poſaunen.

Hinter den Ladenfenſtern bei Martinet ſind verſchiedene Sujets von Raffet ausgelegt, welche auf die erſten Zeiten der franzöſiſchen Republik Bezug haben: zehn von Laune, Witz und charakteriſtiſchen Zügen jener Epoche überſprudelnde Blätter. Auf dem einen ſehen wir ein Bataillon jener republikaniſchen Eiſenfreſſer hinter einem Hügel bis über die Knie in Sumpf und Moraſt ſtehen; ihr Anführer ſagt eben: es iſt jezt ſieben Uhr, morgen früh um vier brechen wir aus unſerm Hinterhalt hervor und überraſchen den Feind, der uns hier nicht geborgen glaubt. Zugleich bemerkt er den Soldaten, es ſey verboten zu rauchen, aber ſie dürfen ſich ſetzen. Ein anderes

Blatt zeigt uns einen Volksrepräsentanten zu Pferde vor der Fronte eines ganz zerlumpten Regiments ohne Fußbekleidung: er liest ein Dekret des Nationalconvents ab, welches jedem Mann des 63sten Regiments wegen seiner Bravour in der lezten Schlacht und zur Belohnung seiner Verdienste um das Vaterland ein Paar Holzschuhe bewilligt. Auf einem dritten Blatt trägt ein alter Sergeantmajor seinen vor Frost mit den Zähnen klappernden Kameraden folgenden Bescheid vor: le représentant a dit, avec du pain et du fer on peut aller en Chine; il n'a pas parlé de chaussures. Die meisten Köpfe jener Krieger sind höchst ausdrucksvoll; die Bedeutung ihrer Blicke und die Gesten ihrer Hand bedürfen keines Commentars; die Galerie der Raffet'schen Blätter hilft jene Revolutionsepoche deutlicher erklären, als manches gute Geschichtswerk.

Ein anderes Fenster ist mit neuen Tagescarrikaturen behängt; seitdem der französische Grabstichel keine Geißelhiebe gegen gewisse Personen mehr richten darf, ist er darauf beschränkt, sich über Sitten und Zustände des häuslichen und bürgerlichen Lebens lustig zu machen. Hier glänzen Daumier und Bouchot vor allen übrigen Künstlern dieses Fachs; ersterer in seinen Robert-Macairiaden, lezterer in seinen Tribulationen der Nationalgarde, zwei Sammlungen von Carrikaturen, welche reich an Beziehungen auf die socialen Verhältnisse der Gegenwart sind.

Unter den neuen Carrikaturen gemischter Art kommt viel Schlechtes und Grobes zum Vorschein; einzelne machen sich jedoch durch launigen Spott bemerkbar. Dort sehen wir den Affen Jack im Krankenbette; ein Neger fühlt ihm den Puls, auf dem Tische stehen Arzneigläser und kriechen Blutegel herum. Mitten in der Stube sehen wir Herrn Geoffroy Saint Hilaire und einen zweiten Arzt; jener beugt sich gerade über einen bekannten mystischen Topf hinüber, wozu ihn sein weiser Kollege auffordert, indem er sagt: examinez le vase et vous êtes sûr de mettre le nez sur le mal. Mit diesem Orangoutang treibt man in der That Affenschande; als er krank war, hat man soviel Umstände mit ihm gemacht, daß es ein öffentliches Aergerniß gab; neulich zeigte sogar der Moniteur an, daß Herr Jack wegen seines fortdauernden Unwohlseyns keinen Besuch annehmen könne. — Eine andere Carrikatur zeigt uns zwei alte Weiber vor dem Obelisken von Luxor, worauf eine menschliche Figur mit einem Thierkopfe, ein Vogel und ein Wagenrad mit einer Deichsel abgebildet sind. Die eine der Frauen sagt zur andern: Moi qu'a servi chez feu Mr. Champoignon, je vais vous expliquer les niéroglyphes de l'Obelixque: d'abord ce grand flaneur que vous voyez-là bas c'était leur roi Ze-Sostris; le moineau c'était leur bon dieu O-Ziris; la chose là-haut c'était leur omnibus, et puis le reste c'est des bêtises. Neben diesen Damen steht ein Pariser Stutzer in gelben Handschuhen und im luxorfarbnen Frack mit Metallknöpfen, wie man dergleichen jezt in Soiréen trägt.

(Die Fortsezung folgt.)

Lisardo.

(Fortsezung.)

Als Lisardo die wohlbekannte, mit Lava gepflasterte Straße gegen die Cathedrale hin wandelte, wo das Haus seiner Väter lag, schimmerte ihm dieses in festlicher Beleuchtung entgegen, und Musik empfing ihn unter der Thüre. Es waren seine vorausgesandten Diener, die den Tag seiner Ankunft gewußt und diese Feier bereitet hatten. Mit wenigen herzlichen Worten nahm er ihre Huldigung auf, da trat der alte Lorenzo, der ihn noch als Kind auf den Armen getragen hatte, mit bedeutungsvollem Blicke zu ihm und überreichte ihm eine Einladung in die Vecchia zum Gouverneur. „Wie? heute noch?“ fragte Lisardo. Der Diener nickte. „Ich danke dir, mein Alter!“ rief der glückliche Jüngling; „du hattest von jeher stets das Beste für mich. Gesegnet sey diese Stunde, gesegnet meine Ankunft in der Heimath! Wie verschwenderisch empfängt mich das ungeduldige Glück und schüttet mir, da ich kaum die Schwelle betrete, das ganze Füllhorn seiner reichen Gaben auf das Haupt.“ Er wandte sich grüßend gegen die Dienerschaft, drückte dem Alten die Hand und eilte hinweg; Lorenzo aber sah ihm kopfschüttelnd nach.

Durch die glänzend hellen Säle, in welchen sich die Gesellschaft durch einander trieb, eilte Lisardo, von Ungeduld gestachelt. „Wie ist mir doch?“ sagte er zu sich, „mit einem Herzen voll Hoffnung und jauchzender Lust kam ich hieher, und nun ist mir zu Muthe, als wäre ich bei einem Leichenbegängniß! — Nur keine bösen Ahnungen! nur kein unnützes Bangen! Ist es ja doch meine alte Wunderlichkeit, daß mich eine glänzende Beleuchtung trübe stimmt. Muth, du klopfendes Herz, für dich soll es heute keine Gespenster geben! Vor Octavias Anblick müssen alle Nachtgesichte verschwinden!“

„Wenn mich meine alten Augen nicht trügen, so ist das Vetter Lisardo!“ rief ein stattlicher Greis und faßte ihn am Arm. Es war der Gouverneur. „Immer noch der alte Träumer, immer noch der alte Phantast!“ fuhr er fort. „Vetter! Vetter! wer wird denn in diesem mittelalterlichen Anzug in eine wohlerzogene Gesellschaft kommen? Habt Ihr Euch denn immer noch nicht in's Leben fügen gelernt?“ Lisardo fiel aus allen seinen

Himmeln: er hatte ſo eben den Verwandten freudig begrüßen wollen; nun aber wandte er ſich halb von ihm ab und ſagte: „Es iſt eine unverzeihliche Sünde, Herr Gouverneur, daß ich Eure Hausordnung nicht beſſer beobachte. Ich weiß mich nicht anders zu beſtrafen, als indem ich die wohlerzogene Geſellſchaft ſogleich verlaſſe und nicht eher wieder in Eurem Haus erſcheine, bis ich den modernſten Schneider in Salerno gefunden habe.“ — „Und der alte Hitzkopf iſt er auch noch!“ rief der Gouverneur. „Unartiger Junge! glaubt Ihr denn, ich werde meine Gäſte hofmeiſtern wollen? Ich bin ſchon zufrieden, wenn man mir die Ehre erweist, zu mir zu kommen. Aber auf Euch — macht nur ein recht trotziges Geſicht! — auf Euch erneure ich meine alten Anſprüche: Ihr habt ſonſt gern ein väterlich Wort von mir gehört, und das müßt Ihr Euch nun ſofort gefallen laſſen. Doch dazu iſt morgen noch Zeit; für jezt laßt Euch Euern Bekannten vorſtellen, lieber Vetter!“

Hiemit ergriff er ſeine Hand, und ehe Liſardo ein Wort ſprechen konnte, ſtand er ſchon vor einem Kreiſe; der Gouverneur entſchuldigte ihn wegen ſeiner Kleidung mit der Reiſe und dankte ihm für die liebreiche Eilfertigkeit, womit er ſich ihm vorgeſtellt habe. So war dem Anſtand Genüge geleiſtet. Liſardo konnte der Herzlichkeit des alten Mannes nicht widerſtehen, er ſah im Stillen ſein Unrecht ein und fühlte ſich bald behaglich in der Geſellſchaft, die ihn freundlich bewillkommte.

„Aber warum fragt Ihr denn gar nicht nach meiner Nichte? Ihr wart ja immer Ein Herz und Eine Seele!“ ſagte der Gouverneur zu ihm, nachdem die nöthigen Redensarten gewechſelt waren. Er wollte noch weiter reden, Liſardo unterbrach ihn. „Mein Gott!“ rief er, „ich habe ja noch gar nicht zu mir kommen können! Wo iſt ſie denn? Ach! dort ſehe ich ſie!“ Mit dieſen Worten riß er ſich los und eilte in das anſtoßende Zimmer, wo ein Theil der Geſellſchaft in eifrigem Geſpräch ſaß. Als er auf das Sopha zuging, auf dem er Octavien erblickt hatte, ſah er ſeinen Reiſegefährten von heute im Kreiſe einiger Herrn, ſämmtlich von der Juſtiz und Verwaltung; er warf ihm einen flüchtigen Gruß zu und eilte zu der Geliebten. War es wieder eine geſpenſtiſche Ahnung, oder waren die Lichter daran ſchuld? ſie kam ihm bleicher vor als in den glücklichen Tagen, von welchen er Petronio erzählt hatte. Sie erröthete flüchtig, als er auf ſie zutrat, und hieß ihn willkommen; die allgemeine Unterhaltung, die ſie führen konnten, war bald zu Ende, und Octavia ſtellte ihn ihren Nachbarinnen vor. Liſardo wählte ſich einen Platz, wo er ſie im Auge behalten konnte, und das unterbrochene Geſpräch ſtellte ſich wieder her.

„Ihr wolltet uns noch Einiges über dieſe furchtbare Krankheit ſagen, Signor Tiſano,“ wandte ſich Octavia gegen einen jungen Mann, der ungern das Wort verloren zu haben ſchien. — „Ich beehre mich,“ fuhr dieſer fort, „der Geſellſchaft eine Hypotheſe über die Entſtehung dieſer Hydra mitzutheilen. Ich habe mit vieler Wahrſcheinlichkeit ausgemittelt, daß ſie im eigentlichen Sinne weder contagiös, noch miasmatiſch iſt, ſondern gewiſſermaßen Beides zuſammen. Sie wird nämlich durch kleine, dem gewöhnlichen Auge unſichtbare Inſekten fortgepflanzt, welche, gewiſſen Dispoſitionen der Atmoſphäre folgend, ſich feſt an die Haut anhängen, und ſo dem Körper das anſteckende Gift mittheilen.“ — „Wovon iſt denn die Rede?“ fragte Liſardo ſeinen Nachbar, „und wer iſt der gelehrte Sprecher?“ — „Die Rede,“ ſagte dieſer ſeufzend, „iſt von der Cholera, und der gelehrte Sprecher iſt ein junger Arzt, der ſeine Ungeduld nicht bezähmen kann, irgend eine abgeſchmackte Theorie, die er in einem mediziniſchen Journale geleſen haben wird, brühwarm als ſeine eigene Weisheit vorzutragen.“ — „Aber woher kommt ſie denn eigentlich?“ fragte den Redner ein reizendes, noch ſehr junges Mädchen, das neben Octavien ſaß. — „Die Cholera,“ erwiderte Signor Tiſano, „iſt aus dem fernſten Indien gebürtig, ſchöne Lucrezia, und ſcheint vor etwa fünfzehn Jahren die Idee einer allgemeinen Völkerwanderung gefaßt zu haben, die ſie nun mit großer Beharrlichkeit auszuführen entſchloſſen iſt. Das heißt, ſie will bei den Völkern herumwandern und die Völker will ſie in's Grab wandern laſſen.“ — Die geiſtreiche Bemerkung fand den verdienten Beifall. — „Nachdem ſie viele Jahre gebraucht hatte,“ fuhr Tiſano fort, „um über den Kaukaſus zu kommen, bürgerte ſie ſich endlich im aſiatiſchen Rußland ein — bei den Kirgiſen, Mongolen und Perſern,“ ſezte er gegen Lucrezien hinzu, „und von dort iſt ſie ohne Zweifel durch den polniſchen Krieg nach Europa verſezt worden.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Athen, Januar.

(Beſchluß.)

Memoiren aus dem griechiſchen Befreiungskriege.

„Als die beiden andern Corps das Krachen des Gewehrfeuers hörten, ſtürzten ſie ſogleich mit derſelben Begeiſterung auf den Feind. Das Unerwartete des Angriffs, die Enge des Paſſes, das unabläſſige Geſchrei der Verwundeten und Sterbenden, das angſtvolle Jammern der Troßbuben und Sklaven, und die aus der Menge der Laſtthiere entſtehende Unordnung verſezten die Türken in eine ſolche Beſtürzung und Rathloſigkeit, daß ſie faſt eine Viertelſtunde lang zu Pferde halten blieben, nicht wiſſend, was zu thun ſey. Endlich fingen ſie an mit ſolcher Angſt und Eile zu fliehen, daß die Stärkeren die Schwächeren zu Boden rannten und mit Füßen traten; die griechiſchen Sklaven aber verbargen ſich zu ihrer Rettung im Gebüſch. Als die Hellenen die Feinde in ſolcher Auflöſung und Verwirrung ſahen, ſtürzten ſie

von allen Seiten rücksichtslos auf sie ein, mordend und schlachtend, und gewiß wäre Keiner von den dreitausend entkommen, die schon in den Engpaß eingerückt waren, wenn sich die Sieger nicht über die Beute hergemacht hätten, vorzüglich über die Waffen, da Viele von ihnen nur halb bewaffnet waren. Dennoch schlachteten sie zweitausend vierhundert Asiaten, die Verwundeten ungerechnet, und Alle, die sie lebend fingen, außer einigen griechischen Sklaven, tödteten sie ebenfalls. Von den Siegern aber fielen nur drei und fünf wurden verwundet. Sie nahmen auch viele Mund- und Kriegsvorräthe, zwei Geschütze, vierzehn Fahnen, eine reiche Beute und über fünfzehnhundert Pferde. Das Gemetzel dauerte länger als drei Stunden; den Plan zu diesem Hinterhalt hatte der Kapitän Jannis Dyovuniotis entworfen, den wegen seines hohen Alters, seiner Kriegserfahrenheit und Tapferkeit Alle verehrten. Alle Griechen und ihre Anführer zeigten sich ohne Ausnahme tapfer; der Preis aber gebührt dem Priester Andreas, der mit zweihundert Streitern den Feind zwei Stunden weit verfolgte, noch Viele tödtete, und mit doppelter Beute siegreich zu seinen Kampfgenossen zurückkehrte."

Das sind freilich Kämpfe, die sich nur mit den Schlachten der Schweizer gegen Oesterreich und Burgund, oder mit den blutigen Siegen der Dithmarscher über die Fürsten und Herren vor Dänemark und Holstein vergleichen lassen. Alles wirkte hiebei nur durch höhere Fügung auf Ein Ziel zusammen: Unvorsichtigkeit, Ungeschick, Unbeholfenheit und verachtender Stolz auf Seiten der Uebermacht, kluge Benutzung der Vortheile des Terrains, Ausdauer und Begeisterung auf Seiten der schwächern Sieger. Aber der Verfasser bemerkt selbst, daß diese glänzendsten Waffenthaten in die ersten Jahre des Aufstandes fallen, „als noch Ein gleicher und unbegrenzter Enthusiasmus das ganze Volk beseelte, die Gefahr nicht überlegt wurde und die Kriegsthaten und Siege ein Gemeingut waren; im Verlaufe der Zeit," fährt er fort, „welkte die Begeisterung hin, man scheute sich vor der Gefahr. Tapferkeit und Sieg wurden nur denen zugeschrieben, die als Kriegshauptleute anerkannt waren, sich kriegserfahren zeigten, und von Anfang bis zu Ende in einem patriotischen Sinne handelten; denn Viele ermatteten in den Kämpfen für das Vaterland. Dies Erkalten des Eifers fing seit 1825 an."

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Staatsaktionen und Hoffeste sonst und jetzt.

Was bedeuteten Staatsaktionen und Hoffeste noch vor fünfzig Jahren! Ein großes Capitel der Sittengeschichte ließe sich darüber, und wie es anders geworden, schreiben. Wenn heute ein solches Fest statt finden muß, betrachten selbst die, welche daran Theil nehmen und es arrangiren müssen, dasselbe nur als einen Tribut, dem Decorum gebracht, und freuen sich der überstandenen Last, wenn es vorbei ist, während vordem überall der Sinn von Hohen und Niedern in so frohen Ereignissen aufging. Während in den schwerbeweglichen Tagen unserer Vorväter weite, kostspielige Reisen unternommen wurden, um dem Schaugepränge von fürstlichen Hochzeiten und Begräbnissen beizuwohnen, freut man sich heute, wenn man nicht nöthig hat, dabei zu seyn, und bedauert daher die, deren Stellung es fordert. Und dies ist kein Symptom unzufriedener, abgünstiger Gesinnung, denn eben wie in jenen aristokratischern Zeiten gerade das Volk durch den Anblick jener Feierlichkeiten, von denen es doch abgeschlossen blieb, am meisten sich beseligt fühlte, so scheint in unsern mehr demokratischen die Bürde am meisten von denen gefühlt zu werden, welche darin glänzen müssen. Bei der Masse ist aus der Theilnahme eine stumme Neugier geworden. Es würde eben so vergebene Mühe seyn, dieser Sinnesänderung, die in der Zeit liegt, entgegen zu wirken, als thöricht, sie anzuschuldigen. Die Familie des Prinzen Wilhelm, des königlichen Bruders, ist hier so verehrt und geachtet, wie man es nur seyn kann, und Jeder wünscht der liebenswürdigen Tochter einer so vortrefflichen, durch würdige Gesinnung und Wohlthätigkeit hoch ausgezeichneten Mutter das reinste Glück bei ihrer Vermählung mit einem edeln Prinzen; aber es ist außer unsern Gefühlen, in der Staatsaktion der fürstlichen Hochzeit, wie unsere, nicht mehr loyalen Väter als wir, es gethan hätten, ein hochfrohes Staatsereigniß mitzufeiern. Sentimental-loyale Gemüther bedauern vielleicht im Gegentheil den formellen Zwang, dem eine zarte Prinzessin, ein beglückter Prinz und edle Eltern ausgesetzt seyen, die das frohe Ereigniß mehr und wahrhafter im stillen Familienschooße genossen hätten. — Aehnlicher gewiß ist sich das Gefühl der Trauer als das der Freude in den verschiedenen Zeiten geblieben; und doch wird eingeständlich und bewußt von allen Seiten darauf hingearbeitet, die Symbole derselben zu vermindern und die Dauer abzukürzen. Während noch jüngst jener freie lettische Bauer sich überglücklich fühlte, als zum großen feierlichen Schmause bei der Beerdigung seines Sohns die vornehmen Gäste vier Meilen weit herbeikamen, und durch Essen und Trinken mit ihm des Sohnes Angedenken feierten, stirbt hier eine der höchsten und ausgezeichnetsten Frauen, die Stammmutter eines edeln Fürstenhauses, unserm königlichen nahe verwandt, und der tiefe Schmerz der Nächststehenden weiß doch jeden Pomp zu beseitigen. Die Symbole stimmen nicht mehr mit dem Gefühl, und letzteres hat gesiegt.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

1.

Du Zerrbild eines feineren Organes,
Du Instrument des häßlichen Gejahnes,
Du Apparat, der besser taugt zum Malmen,
Als zum Gesang von Arien oder Psalmen:
Dein tüchtig Maß bezeichnet den Philister,
Denkt er auch wenig, um so stärker ißt er;
Du passest herrlich für den Ochsenkopf,
Zart bist du auch, doch allererst im Topf.

2. 3.

Ein andres Instrument, womit die Zahmen
Den Kriegeslärm der Wilden gut nachahmen.
Du Jubelton für Straßenjungenohren,
Für mich hast du den Reiz schon längst verloren;
Du taugst am besten, Bären zu dressiren,
Und Eselsfelle sind es, die dich zieren.
Dein ganz Verdienst, wenn man dich tüchtig plackt,
Besteht in deinem äußerst groben Takt.

1. 2. 3.

Dies rohe Paar in Ein Werkzeug verbunden,
Muß, meint ihr, greulich Ohr und Herz verwunden?
O nein! ihm sind mit reinen Engelzungen
Die schönsten Himmelslieder schon gelungen;
Wenn seine feinen Glockenklänge bimmen,
Wenn seine Harmonieen sanft verschwimmen,
So finden sie den Weg in eure Brust.
So schwimmt das Herz in sel'ger Götter Lust.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 6. Februar 1837.

So nahe glaubt' ich mich dem sichern Hafen,
So fest vertraut' ich auf des Glückes Pfand,
Und alle Stürme glaubt' ich eingeschlafen —
Da kommt ein Sturm, aus heitrer Luft gesandt!

Schiller.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

„Für Strafgerichte Gottes," sagte Lisardos Nachbar, „hält man zwar die Krankheiten nicht mehr, wenigstens nicht unter den Gebildeten, aber ich kann doch nicht umhin, in dieser eine politische Nemesis zu sehen." — „Es ist nicht der Beruf des Gelehrten," sprach Tisano lächelnd, „moralische Folgerungen zu ziehen, ich beschränke mich auf Thatsachen. Also die Cholera," fuhr er fort, „die ist nun einmal in Europa, mag sie gekommen seyn auf welche Art sie will. Sie ging aus Rußland nach Polen, von da nach Preußen und an die Ostsee, was uns nicht zu bekümmern braucht, denn das ist für uns die ultima Thule. Aber nun ist sie auch in England und Frankreich, und was uns am nächsten angeht, sogar in Wien ausgebrochen, und da wäre es doch möglich, daß auch bei uns die Aerzte Veranlassung erhielten, sich mit dieser interessanten Krankheit in der Nähe bekannt zu machen." — „O pfui!" rief Lucrezia, „ich glaube, das könnte Euch noch Freude machen!" — „Wen sollte es nicht freuen," sagte der Arzt mit stolzem Lächeln, „sein Vaterland, ja die ganze Welt von einer solchen Plage zu befreien?" — „Signor Tisano scheint ein gutes Zutrauen zu der vaterländischen Medizin zu haben," rief Petronio herüber. „Wie sollte ich nicht?" erwiderte der Angeredete; „die italienischen Aerzte dürfen kühnlich jede Vergleichung aushalten. Und," fügte er hinzu, indem er sich rings verbeugte, „und was Salerno betrifft, so habe ich die verehrte Gesellschaft nur zu erinnern, daß von dieser Stadt im Mittelalter die medizinische Wissenschaft ausging und ganz Europa durchdrang; ich will doch hoffen, die berühmte Civitas hippocratica werde bei herannahender Gefahr noch einige Spuren ihres alten Glanzes aufzeigen können."

Lisardo sah während dieser Reden verstohlen zu Octavien hinüber, sein Auge begegnete dem ihren, er traf auf einen vollen Blick der Liebe und versank in die seligsten Träume. Aus diesen weckte ihn Petronio, der ihn etwas laut anrief: „Nun, Signor Lisardo, was haltet Ihr von der Sache?" Lisardo entgegnete unbefangen: „Ich muß gestehen, ich fühle mich zu glücklich, als daß ich im Augenblick fähig wäre, auf so düstere Gegenstände einzugehen." Die Geschäftsmänner sahen einander bei dieser offenherzigen Aeußerung bedenklich an; doch ehe Jemand etwas äußern konnte, ertönte eine lebhafte Tanzmusik aus dem Innern der Säle; zugleich trat der Gouverneur herein und lud die junge Welt auf den Ball. Das Zauberwort verwischte alle traurigen Eindrücke, die glänzend gepuzten Damen erhoben sich, die

Herren folgten, und bald waren die so eben vom tiefsten Jammer durchschütterten Herzen in den rauschenden Wirbel der Freude hingerissen.

Lisardo tanzte mit Octavien. „Endlich, Geliebte,“ sagte er, indem er sie fest an sich drückte, „endlich ist es uns vergönnt, in diesem Menschenstrudel einander frei in die Augen zu sehen. Nun ist unsere Sehnsucht gekrönt, ich bin wieder da und bringe dir meine Treue, mein Herz, mein Leben. Hier hast du mich, mache aus mir, was du willst.“ — „O Lisardo!“ entgegnete sie und ihre Augen blinkten von Thränen, „das Leben meint es anders mit uns, als wir in den morgenrothen Träumen unserer Jugend uns vorgespiegelt haben.“ — „Wie?“ rief er, „was muß ich hören? Treten mir nun die Gespenster wirklich entgegen, die mein ahnendes Herz beim Eintritt in dieses Haus umschwebt haben?“ — „Lieber Lisardo,“ sprach sie, mit bebender Stimme nach Festigkeit ringend, „laßt es einen Traum gewesen seyn! Die Träume sind ja immer schöner als das Wachen. Ich werde ewig an diese Träume denken.“ — „Aber was ist denn so plötzlich zwischen unser Glück getreten?“ — „In den Feenmährchen,“ erwiderte sie, „die wir in der Jugend lasen, war es gewöhnlich ein Dämon, ein Riese, der die treue Liebe trennte und ihrer Vereinigung Gefahren in den Weg legte, die sie doch zulezt überwand. Hier ist von nichts dergleichen die Rede: eine nüchterne Wirklichkeit trennt uns, die sich auch durch die tapferste Ritterlichkeit nicht entzaubern läßt. Deßhalb, mein edler Freund, hört meine lezte Bitte: sucht nicht gegen die Nothwendigkeit zu kämpfen, bleibt ruhig, wie es nun einmal das Leben will, und vergeßt einen Traum, der mir mein ganzes Leben lang nachklingen wird!“ — „Und wer ist denn der Riese,“ fragte Lisardo, „der so schnell unsere Feenträume zerstört hat? Ich verstehe dich wohl, Octavie, und es lüstet mich, seine Kraft auf die Probe zu stellen. Ich ergebe mich nicht so schnell wie du, ich will nicht so umsonst gehofft und geträumt haben. Sage mir, geliebtes Herz, an wen will man dich verkaufen?“ — „O fragt nicht, Lisardo; ergebt Euch geduldig, es ist nicht zu ändern.“ — „Nun, man wird doch fragen dürfen,“ rief er bitter, „wer der Glückliche ist, dem man zu Octaviens Besitze Glück wünschen darf?“ — „Ihr kennt ihn schon,“ sagte sie; „er erzählte mir, daß er die Reise bisher in Eurer Gesellschaft gemacht habe.“ — „Wie? der? der gemeine Glückmacher? So seyd verflucht, gesellige Tugenden, und verflucht ich selbst, wenn ich je wieder ein Wort aus meiner Seele an einen Menschen verschwende, dem das Siegel der Ebenbürtigkeit nicht an der Stirne steht! So? das ist die glänzende Partie, die ihm seine Gönner verheißen haben? Und du, Octavie, du willst dich einer gemeinen Seele opfern, die nichts aus dir machen will, als die Leiter zu irgend einem elenden Amte, das viel Quälerei, viel Niederträchtigkeit und — viel Ehre bringt?“ — „O faßt Euch, Lisardo!“ entgegnete das zitternde Mädchen, „es war mir sehr bang auf dieses Zusammentreffen, aber ich bitte, beschämt mich nicht öffentlich! Faßt Euch, fügt Euch in das Unabänderliche! Euch steht die ganze Welt offen.“ — „Die Welt!“ rief er mit gedämpfter Stimme, „was geht die Welt mich an! bei dir ist meine Welt, außer dir ist der leere Raum, der Tod, das Nichts! Kannst du denn so gleichmüthig deine Hand aus der meinigen reißen? kannst du mich so ruhig verlassen, Octavie? Thust du es freiwillig?“ — „O Lisardo, wie wenig kennst du mein Herz!“ — „Und warum thust du es?“ — „Aus Dankbarkeit! es ist der Wille meines Oheims, der Vaterstelle an mir vertreten hat. Es ist meine Pflicht, ihm zu gehorchen: mein Entschluß ist unerschütterlich.“ — „Weiß er um unsere Liebe?“ — „Ich glaubte es manchmal, dann schien es mir aber wieder, er habe nichts entdeckt. Gesprochen hat er nie davon.“ — „Nun, so ist es noch nicht zu spät,“ sprach Lisardo aufathmend. Ich verlasse dich sogleich, zu trägen Seufzern ist jezt nicht die Zeit, es muß gehandelt werden. O Gott! noch kann Alles gut gehen!“

(Die Fortsezung folgt.)

Das Neujahr in Paris.

(Fortsezung.)

Doch es ist Zeit, daß wir den Bilderladen bei Martinet verlassen, damit wir uns nicht in die Erklärung der Kupferstiche vertiefen. Besuchen wir zunächst Monsieur Lesage, welcher den reichen Baronen der hohen Finanz bei der Meublirung ihrer Hotels seine weisen Rathschläge zu geben pflegt. Der Laden des Herrn Lesage ist in der Rue Grange-Batelière und hat die Ueberschrift: à l'union des arts. Die Künste haben bei ihm freilich ein etwas sonderbares Bündniß geschlossen, ein Bündniß nach der Mode. In diesen Sälen finden wir Alles, was unsere Großeltern so hoch in Ehren hielten; Alles, was es in jenen Tagen Kostbares an Meubeln und werthvollen Luxusgegenständen in den Salons gab, ist hier zusammengetragen und aufgespeichert; es fehlen bloß noch die Perrücken, Haarbeutel und Schminkpflästerchen. Ich bemerke insonderheit eine reiche Sammlung von ausgewählten japanischen und chinesischen Porzellanvasen, welche mit aller nur ersinnlichen Pracht überladen waren; ein Paar davon sollte 3000 Franken kosten; außerdem aber hatte man noch die Wahl zwischen einer Menge von Kunstgegenständen aus demselben Porzellan, welche ungleich billiger zu stehen kommen und als Neujahrsgeschenke viel gekauft wurden. Als ich diese Ausstellung besuchte, kaufte

eine ſchöne, reichgekleidete Frau ein chineſiſches Theeſervice, welches der Kaufmann Tſaou-ſan nannte; es war aus einem wunderlich geformten Theetopf, ditto Zuckerdoſe, Milchnapf und ſechs Taſſen zuſammengeſezt; anſtatt auf einem Präſentirteller ſtanden dieſe Gegenſtände auf einer Art Schenkbrett in Form eines Bücherbretts, das man an der Wand befeſtigen konnte. Die Dame legte dafür ein Bankbillet von 500 Franken auf den Zahltiſch; ich weiß nicht, wie viel ſie zurück bekommen hat. Die Mode der Reichen hat ſich auf's Beſtimmteſte für die „Chinoiſeries“ erklärt. Ich begreife nicht, wie ſich die groben, unförmlichen Kunſtwerke des nordöſtlichen Aſiens als Ornamente in die Pariſer Salons haben eindrängen können; erſt neulich ſah ich den Sims eines im Styl der Renaiſſance koſtbar gearbeiteten Kamins mit dickbäuchigen chineſiſchen Götzen und Magots verunſtaltet. Wie iſt es möglich, daß Leute mit großem Vermögen und feiner Bildung einen ſo gänzlichen Mangel an Schönheitsſinn verbinden! Leſage hatte dies Jahr direkt aus Pecking eine große Sammlung ſolcher Chinoiſerien erhalten; darunter war auch merkwürdiges Kinderſpielzeug, z. B. kleine mechaniſche Puppen, welche ganz allein auf und ab marſchirten, wie erwachſene Mädchen auf der Promenade; es fehlte ihnen nichts als die Sprache. Aus der Maſſe der vernünftigeren Gegenſtände bei Leſage führen wir noch an: ſchöne Büffets, Schenk- und Sophatiſche, Jardinières, Gueridons, Damenfauteuils, Kaminſchirme mit Paliſſanderholz ausgelegt, der tauſenderlei andern koſtbaren Meubeln gar nicht zu gedenken.

In vielen Pariſer Läden ſieht man eine Maſſe von Verkaufsgegenſtänden ſo durch einander gewürfelt, daß oft ein widerlicher Contraſt entſteht, ſo ſehr die kunſtreiche Hand nnd das geübte Auge des Kaufmanns denſelben zu verbergen ſucht. Dieſen Vorwurf kann man aber Monſieur Chaulin in der Rue Saint-Honoré nicht machen. Die ſtrenge Auswahl ſeiner Artikel, die Gewiſſenhaftigkeit, mit der er ſich nur innerhalb ſeiner Specialität bewegt, zeugen hinlänglich für ſeinen guten Geſchmack. Das Meiſte in ſeinem Laden iſt ſchön, Manches zugleich nützlich und angenehm, zwei bekanntlich ſehr ſchwer vereinbare Eigenſchaften. Alles, was nur das Kabinet eines reichen Kunſtliebhabers, eines äſthetiſirenden Dandy's, eines romantiſchen Bankiers und eines Dichters, der 50,000 Franken Renten hat, verſchönern kann, bietet ſich hier unſern Blicken dar: geſchnittene Steine, Pettſchafte, die beliebten Timbres secs, Preſſen zum Papierſtempeln, welche die Wappen und Namenszüge der Beſitzer ſo ſchön ausdrücken und daher zu einem nothwendigen Meubel für die hieſigen literariſchen oder bloß ſchlechtweg ariſtokratiſchen Notabilitäten geworden ſind; ferner die Pol"graphes, Maſchinen, welche für vielbeſchäftigte Geſchäftsleute von ſo unberechenbarem Nutzen ſind und womit die modernen Don Juans vom Boulevard de Gand zwei, drei Liebesbriefe auf einmal ſchreiben können; florentiniſche Kunſtſachen in Bronze, allerlei zierliche Figuren von Elfenbein und carrariſchem Marmor; endlich eine große Auswahl von Gegenſtänden, um Arbeitspulte, Sekretäre, Kamine zu ſchmücken, elegante Briefſtaſchen, Kirchen, Feſtungen und alte Schlöſſer, in Kork geſchnizt, und was weiß ich ſonſt noch Alles. Dagegen aber weiß ich ſehr wohl, warum die Damen ſo zahlreich dieſen Laden beſuchen; es iſt nämlich daſelbſt für ſie ein wahrer Schatz, ein unglaublich ſchöner Pelzkragen von Kolibri- und andern aus Mexiko gebrachten Vogelfedern, der inwendig mit Eiderdunen gefüttert iſt. Wie glücklich wird die große Dame ſeyn, der es vergönnt iſt, dieſe Regenbogenpracht eines andern Welttheils um ihren ſchönen Nacken auszubreiten!

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Eduard Lytton Bulwer als Dramatiker.

Vor zwei oder drei Monaten erklärte ich am Schluſſe eines Theaterberichts, daß ich auf längere Zeit von der Bühne Abſchied nehme, und ſolches war mein entſchiedener Vorſatz. Ich bin ihm auch treu geblieben, trotz einiger mir in den Weg getretenen Lockungen zur Untreue. Am ſiebten November ſtarb in ſeinem ſieben-und-ſiebzigſten Jahr John Banniſter, und kein Wort habe ich von ihm geſagt, obgleich er einen ganzen Bogen verdient hätte. Er iſt derſelbe Mann, deſſen Sir Walter Scott in ſeinen vermiſchten Schriften erwähnt hat. „Da iſt Jack Banniſter, der ehrliche Jack,“ heißt es dort, „er, der im Privatleben wie auf der Bühne den Nationalcharakter Alt-Englands ſo trefflich darzuſtellen verſtand. Jack Banniſter, dem ein Leid zuzufügen, ſelbſt die Strauchdiebe nicht über's Herz bringen konnten; denn als eines Abends zweie ihn anfielen, hatten ſie ihn kaum erkannt, ſo baten ſie ihn um Verzeihung und wünſchten ihm eine gute Nacht. Da ſizt er, um das Haupt die edeln Locken, die, jezt mit Schnee überſtreut, nicht minder ſchön ſind, als es die ſchwarzen Locken auf der männlichen Stirne waren, und ſingt ſeinen Enkeln die Lieder, die einſt vollgeſtopfte Häuſer mit Entzücken hörten und mit donnerndem Beifalle lohnten.“ Sieben-und-dreißig Jahre war er eine Zierde der engliſchen Bühne; er war der Lezte, der mit Garrick geſpielt, und derſelbe, für den Garrick in ſeiner Maid of the oaks eine Rolle geſchrieben. Dann erſchien auf dem Drury-lanetheater und gleichzeitig im Buchhandel ein fünfaktiges Schauſpiel von James Sheridan Knowles, dem geachteten Verfaſſer des Virginius und des Hunchback. Der gedruckte Titel nannte es die Tochter, der Comödienzettel des Strandes Tochter — the wreckers daughter —; die Kritik erklärte es des Dichters würdig, die Theaterwelt für ein Phänomen, für eine Oaſe in der dramatiſchen Wüſte; aber um meines Vorſatzes willen ſagte ich nichts davon. Ferner trat Charles Kemble von der Schaubühne ab — nicht von der des Lebens,

ſondern vor der Hand bloß von der bretternen, und wie viele Perioden hätten ſich abrunden laſſen über das Abtreten des lezten Kemble von der durch ſeine Familie reich geſchmückten engliſchen Bühne! Nicht eher wollte ich wieder von den hieſigen Theaterereigniſſen ſchreiben, als bis ich im Stande ſeyn würde, die große Neuigkeit zu verkünden, daß ein zweiter Shakespeare für Englands Bühne erſtanden ſey in der Perſon Eduard Lytton Bulwers, und das ließ ſich vor Anfang der hieſigen Season gar nicht, eigentlich nur in ihrer Blüthenzeit erwarten. Wer hätte glauben ſollen, daß Bulwer die erſte Frucht ſeiner theatraliſchen Muſe dem Publikum zu einer Zeit aufſchüſſeln werde, wo London leer heißt, weil die ariſtokratiſche Seite der Orfordſtraße leer iſt, daß er nicht vielmehr die erſte Vorſtellung ſeines erſten Drama's verzögern werde, bis die in allen faſhionablen Novellen figurirenden adeligen Gebäude von Hannoverſquare und Grosvenorſquare ihre vier- bis fünfmonatlichen Bewohner aufgenommen haben, um dann auf der guten Seite der Orfordſtraße die neue Erſcheinung beſprechen zu hören und ſich als friſchen dramatiſchen Löwen bewundert zu ſehen? Obgleich daher ſchon ſeit einem halben Jahr oft genug die Buchhändleranzeige in den öffentlichen Blättern ſtand, daß ein Drama Bulwers unter der Preſſe ſey, daß es an demſelben Tage ausgegeben werden ſolle, an welchem es über eine der beiden Nationalbühnen gehen werde, und daß man deßhalb ja die Beſtellung von Exemplaren beeilen möge — wer Bulwers Eigenthümlichkeit kannte, glaubte nicht daran, und brachte die Anzeigen unter das weitläufige Capitel vom „Humbug.“ Nur wer England kennt, wie es iſt, verſteht die volle Bedeutung dieſes Wortes, und in ihm drückt ſich viel von dem aus, was gegenwärtig dem engliſchen Charakter angehört; das deutſche „Aufſchneiderei“ iſt keine erſchöpfende Ueberſezung. Das Wunderbarſte hieran iſt aber keineswegs der Widerſpruch mit dem, was England früher war, wenigſtens laut allen Erzählungen geweſen ſeyn ſoll, das Land der Solidität und der Wohnſiz eines ſich einfach kleidenden und einfach handelnden Geſchlechts, ſondern das, daß der in Wahrheit über England herrſchende Humbug daſelbſt mehr gehaßt zu werden ſcheint als die ſieben Todſünden. Humbug! iſt jezt das dritte Wort im Munde des Engländers, und keiner ſpricht es aus ohne alle Zeichen des höchſten Abſcheus in Ton und Geberde, ſo bitter und giftig, wie meiſt nur alte Jungfern vom Betruge der Liebe ſprechen. Doch was beweiſt gerade der ſo gehäufte Gebrauch dieſes Wortes? Daß man keinen Schritt gehen und keine Zeile leſen kann, ohne Humbug zu erblicken und zu leſen. In mehr als einer Hinſicht eine der erſten Nationen des Erdballs, darf das engliſche Volk ſich jezt auch des Vorrangs rühmen in der Aufſchneiderei. So viel Marktſchreierei, ſo viel Wortgepränge und Charlatanerie als in England, und zwar durch alle Stände, in allen Handelszweigen, in allen Künſten und Wiſſenſchaften, zu Tage zu fördern, würde zwei andere der civiliſirteſten Völker gemeinſchaftlich Anſtrengung koſten. So viel Cymbelgeklingel und Pauken- und Trompetenſchall wie in England ertönt in keinem andern Lande von der doppelten Zahl ſeiner Quadratmeilen, und könnten in England die zwei Claſſen der Täuſchenden und Getäuſchten auf den Kopf genau gezählt werden, ſo müßte am Ende die Summe der Bevölkerung ſich daraus von ſelbſt ergeben. Solches mag vielleicht das unvermeidliche Reſultat des Handelsgeiſtes ſeyn, einer ungeheuern Nationalſchuld, der Uebervölkerung, des Reichthums Weniger und der Armuth Vieler, aber ich rede nur von dem, was iſt, nicht davon, warum es ſo iſt.

(Die Fortſezung folgt.)

Berlin, Januar.

(Beſchluß.)

Die Fürſtin Radziwill. Mordthat.

Die Fürſtin Louiſe Radziwill, geborne Prinzeſſin von Preußen, hat in ihrer ſtillen, wohlthätigen Wirkſamkeit ſich ein unvergängliches Denkmal geſezt. Es ſtritte gegen den ſchönen Sinn ihrer Thätigkeit und das Princip ihres Lebens, nach ihrem Tode es auszupoſaunen. Eine glückliche Gattin und glückliche Mutter, trafen die erlauchte Verſtorbene doch während ihres Lebenslaufes ſo viel bittere Erfahrungen und tief ſchmerzliche Ereigniſſe, wie ſie in bürgerlichen Familien ſelten ſind, und vielleicht in dem Maße ſich nicht häufen können. Welche tragiſchen Conflicte müſſen ſich nicht in dieſer edeln Familie zwiſchen Doppelneigung und Doppelpflicht während des lezten polniſchen Krieges gedrängt haben! Die Fürſtin wußte mit dem ſchönen Takt edler Frauen beiden zu genügen. Durch ihre Vermittelung gingen die großen, ſchmerzſtillenden Beiträge von hier nach dem unglücklichen Lande. Ein herber Todesfall nach dem andern bereitete darauf die Dulderin zu dem lezten erſehnten Schritte vor, zur Vereinigung mit ihren vorausgegangenen Lieben. In nächtlicher Stille ward ihr Leichnam zuvörderſt nach Schleſien gebracht, um von da in der noch nicht vollendeten Familiengruft der Radziwills zu Antonin bei Gneſen beigeſezt zu werden. Der Raum der Radziwillſchen Gruft in Poſen war ſchon ganz und gar angefüllt.

Ein trauriger Exceß in einer benachbarten Stadt hat hier die allgemeinſte Theilnahme und den tiefſten Unwillen erregt. In Frankfurt an der Oder hat ein Fähndrich, in prämeditirter Rache für eine verdiente Disciplinarſtrafe, ſeinen vorgeſezten Offizier meuchelmörderiſch um's Leben gebracht. Man weiß nicht, ob man mehr über die kaltblütige Frechheit des Mörders erſtaunen, oder das verhängnißvolle Unglück des Ermordeten bedauern ſoll. Der Leztere wird als einer der trefflichſten und durchgebildetſten jüngern Offiziere der Armee gerühmt. Er war überdies Bräutigam, und die Braut mit ihren Eltern zu der in den nächſten Tagen angeſezten Hochzeit eben nach Frankfurt gekommen. Um das Gräßliche dieſes Balladenſtoffes noch zu erhöhen, muß der Verbrecher, über deſſen frühere Aufführung die Nachrichten ſehr ungünſtig lauten, an die blutende Leiche geführt werden, weil man meint, der Anblick werde doch ſein jugendliches Gemüth erſchüttern; aber er bleibt in ſeiner frechen Ruhe, und ſingt im Gefängniß leichtfertige Lieder und liebäugelt mit vorübergehenden Schönen. Die theilweiſe Begnadigung eines ähnlichen Verbrechers hatte dem Unſeligen den Glauben eingegeben, auch er könne für eine ſolche Blutſchuld mit einer leichten Haft davon kommen. Es iſt gewiß ein beklagenswerthes Anzeichen von übelbegründetem Mißtrauen im größern Publikum, wenn man am Orte der That fürchtet, es werde auch hier eine Begnadigung, wenigſtens eine bedeutende allmähliche Milderung eintreten, weil der Meuchelmörder einer adeligen Familie angehört, der Ermordete aber ein Bürgerlicher iſt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 7. Februar 1837.

Aeraque et artes
Suspice, cum gemmis tyrios mirare colores.
Horat.

Das Neujahr in Paris.

(Fortsezung.)

Die beiden Magazine von Susse, wovon das eine in dem Passage des Panoramas, das andere am Börsenplatze befindlich, hatten auch dies Jahr, wie gewöhnlich, einen großen Zuspruch. Susse nennt sich papétier (Papierhändler), ich weiß nicht warum; man kauft bei ihm alles Mögliche, nur kein Papier, das englische Briefpapier mit durchbrochenen Rändern etwa ausgenommen, wovon jedes Quartblättchen zwanzig Sous kostet. Da man natürlich eine Enveloppe in demselben Genre dazu nehmen muß, welche eben so theuer ist, so kommt das bloße Schreibmaterial für einen einzigen Brief auf vierzig Sous. Dies Jahr sah man bei Susse auch karlistisches Briefpapier mit schwarzen, künstlich ausgezackten Rändern, linker Hand oben mit einer goldenen Krone oder drei goldenen Lilien gestempelt; diese schwarze und goldene Einfassung war in der That sehr geschmackvoll; ich habe nie eleganteres Briefpapier gesehen; sechs Blätter kosteten fünf Franken. Diese Läden des Herrn Susse sind nun aber, wie schon bemerkt, keine Papierhandlungen, sondern vielmehr brillante Kunstkammern. Die Neujahrsgeschenke, welche man dort kauft, sind fast ausschließlich Kunst- und ausgesuchte Industriegegenstände. Viele hiesige Künstler pflegen einzelne Erzeugnisse ihres Pinsels und Meißels zur Ausstellung hieher zu schicken; Charlet, Dekamps, die Gebrüder Johannot, Camille Roqueplan, Paul Delaroche, Bellangé und mehrere andere ausgezeichnete Maler lassen von Susse ihre Aquarelle und kleineren Genrebilder verkaufen. Diese Aquarelle sind hier außerordentlich gesucht und werden gut bezahlt, weßhalb auch die ersten Maler diesem Genre ihre Thätigkeit und ihr Talent zuzuwenden nicht verschmähen. Die Damen besonders, welche hier in nicht geringer Anzahl die Malerei üben, tragen viel dazu bei, dem Handel mit Aquarellen eine große Ausdehnung zu geben. Es gehört zum guten Ton, ein Album mit Aquarellgemälden zu besitzen und es bei Soiréen herum zu reichen; ihren Hauptabsatz finden jedoch diese Kunstgegenstände im Ausland.

Sehr hübsche Sachen hatten dies Jahr die Bildhauer bei Susse ausgestellt. Eine bronzene Statuette der Fanny Elsler, wie sie den Cachucha tanzt und sich mit den Castagnetten selbst dazu begleitet, fand viele Liebhaber; der Künstler Barre sagte mir, daß binnen kurzer Zeit mehrere tausend Exemplare davon abgesezt worden seyen. Desprez hatte eine Statuette der Malibran angefertigt, und Antoine Moine zeigte uns dieselbe Künstlerin als Desdemona. Sie hat so eben die schöne Romanze: Assisa al pie d'un salice beendet und das Geräusch von kommenden Schritten gehört; sie stüzt sich auf ihre Harfe und

ſcheint aufzuhorchen, ob es Othello ſey, der nahe. Ihre Phyſiognomie iſt wunderbar ausdrucksvoll, die Falten ihres langen Nachtgewandes fallen weich herab; kurz, es iſt nicht wohl möglich, in einem kleinen Kunſtwerke eine glücklichere Auffaſſung und Ausführung zu beurkunden. Derſelbe Bildhauer hat ferner einen Bonaparte und einen Don-quirotte in gelungenen Statuetten abgebildet; der Sieger bei Arcole iſt im Koſtüm eines republikaniſchen Generals dargeſtellt; der Held von la Mancha hat den Mambrins-helm auf und iſt von Kopf bis zu Fuß gewappnet; mit der Rechten faßt er ſeine Lanze, und die Linke in die Seite geſtemmt, ſchaut er ſtolzen, gravitätiſchen Blicks in die Welt. Ueberhaupt iſt der irrende ſpaniſche Ritter in neuerer Zeit der Lieblingsgegenſtand der franzöſiſchen Künſtler; Delamps zeigte ihn und ſeinen getreuen Knappen voriges Jahr in einem trefflichen Aquarell, welches, neben-bei geſagt, mit 1000 Franken bezahlt wurde, und Tony Johannot führt in dieſem Augenblick die Kupferſtiche zu Viardot's Ueberſetzung des Donquirotte aus, wo wir den Helden in allen Scenen ſeines Lebens dargeſtellt ſehen.

Die Galerie der Danton'ſchen Gypscarrikaturen aller lebenden Pariſer Celebritäten figurirt ebenfalls hinter den Spiegelfenſtern bei Suſſe. Zu den neueſten grotesken Porträts dieſes genialen Zerrbildners gehört der berühmte Clavierſpieler Lizſt, der Vertraute Lamennais und der Ma-dame Dudevant; einmal ſehen wir ihn, wie er, mit zehn Fingern an jeder Hand, Clavier ſpielt, während ſeine langen Haare auf den Taſten herumfahren; das zweite Mal hat ihn der Künſtler als eine lange, hagere Geſtalt abge-bildet, welche den Erzengeln gleicht, die man in den Hallen der gothiſchen Münſter erblickt. Der Ingenieur Lebas konnte natürlich wegen ſeines geſchickt ausgeführten Ma-növers zur Aufrichtung des Obelisken der Ehre der Ab-konterfeiung nicht entgehen: Danton zeigt uns Lebas, wie er mit dem Obelisken unterm Arm auf dem Seile tanzt.

Von Bildhauerſachen bemerkte ich ſonſt noch bei Suſſe die Sammlung der bronzenen Thiere von Fratin; nicht bloß einzelne Hirſche, Pferde, Hunde, Bären u. ſ. w., ſon-dern ganze Thiergruppen, z. B. eine Kampfſcene zwiſchen einem Tiger und einer Schlange, Fanghunde, die einen Eber ſtellen u. ſ. w. hat dieſer Künſtler in gelungenen Darſtellungen ausgeführt; ſie eignen ſich ganz vortrefflich zu Ornamenten auf Kaminen oder Arbeitstiſchen. Merk-würdig iſt bei Suſſe eine Art Viſitenkarten, wovon das Dutzend 100 — 200 Franken koſtet. Wer nur einigermaßen auf den Ruf eines Faſhionable Anſpruch macht, der darf ſich hier nicht erlauben, weiße Viſitenkarten abzugeben, worauf als einziger Schmuck der bloße Namen in gothiſchen oder engliſchen Charakteren gravirt iſt. Das kann man ſich wohl erlauben, wenn man ſchlicht bürgerlich gekleidet iſt und bürgerliche Anſtandsbeſuche zu machen hat; wer aber einen lurorfarbenen Frack mit goldbeſponnenen Knöpfen, ſammtnem Kragen und Aufſchlägen, eine weiße Cra-vatte und ſtrohgelbe Handſchuhe, eine damaſtene Weſte, ſchwarze Caſimirhoſen und Glanzwichsſtiefeln ohne Abſätze trägt und zu dieſem Anzuge eine jährliche Rente von 40,000 Franken hat, darf bei ſeinen Viſiten natürlich nur Karten abgeben, wie wir ſie bei Suſſe ſehen. Dieſelben ſind nämlich mit einem zierlich durchbrochenen Rande eingefaßt und auf der einen Seite mit Landſchaften oder Genreſcenen in Aquarell bemalt. Auch gibt es eigene Viſitenkarten für Damen, worauf dieſe allerlei Stickereien machen oder machen laſſen, um ſie dann ihren Freundinnen zu verehren. Danton hat voriges Jahr angefangen, bei ſeinen ſpeziellen Bekannten ſeine eigene Porträtcarrikatur in Gyps als Viſitenkarte zurückzulaſſen, und man verſichert, dieſer ſpaßhafte Einfall habe ihm zahlreiche Beſtellungen für dieſes Jahr zugezogen, welche er natürlich ablehnte. — Man kann nicht wohl köſtlichere papierne Blumen ſehen, als bei Suſſe; ſie ſind ſo zart und fein, daß ſie den Morgenthau fürchten; ſie liegen in Körben von täuſchend nachgeahmten Weidenzweigen, deren Rinde und Knoten ſo natürlich und ſo graziös ſind, als wären ſie eben aus dem Gebüſch ge-ſchnitten und von der Hand eines kunſtfertigen Fauns zuſammengeflochten.

Brechen wir auf; folgen wir nur jener Dame, welche ihrem Kammermädchen eben einen ganzen Pack der artig-ſten Sachen zum Nachhauſetragen übergibt und ſie nach Verlauf einer halben Stunde wieder in die Rue des Saints-Pères beſtellt, um dort die übrigen Einkäufe in Empfang zu nehmen. Doch nein, gehen wir noch nicht; wir haben unter dieſem tauſendfach funkelnden Kram gerade das Beſte zu betrachten verſäumt. Wir finden nämlich bei Suſſe außer den Aquarellen, geſtickten Viſitenkarten und papier-nen Blumenkörben auch eine Sammlung von alten und neuen Gemälden, unter denen ſich die paſſendſten, aller-dings auch die unpaſſendſten Neujahrsgeſchenke befinden. Wir haben hier eine ziemlich reiche Auswahl: Anſichten von Granet, Landſchaften von Cobat, Genrebilder von Steuben, muſicirende Affen und Affen als Köche von Delamps, niederländiſche platte Cochonnerien, italieniſche Heiligenbilder, Madonnen und feine Obſcönitäten hängen hier friedlich neben einander.

(Die Fortſetzung folgt.)

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Liſardo drückte Octavien die Hand und eilte hinweg. Im Corridor ſtieß Petronio auf ihn und fragte: „Iſt Eure Donna auch in der Geſellſchaft? Ich habe alle Damen

nach der Reihe gemuſtert, und wäre ſehr begierig, die Auserwählte zu ſehen.“ — Das Schickſal gibt mir einen Wink, dachte Liſardo und ſagte: „Kommt mit mir auf die Seite, wir haben etwas Wichtiges zu reden. Wie ich Euch heute auf der Fahrt erkannt habe, halte ich Euch für einen Mann, der ſich in vorkommenden Fällen treu und zuverläſſig, auch edel beweiſen kann. Gebt mir nun eine Probe! Die Braut, um die man von Neapel aus für Euch geworben hat, iſt meine Geliebte.“ — „Wie?“ rief Petronio, „Octavia ſelbſt?“ — „Sie iſt es, von der ich erzählt habe. Wollt Ihr nun, da Ihr mein Geheimniß wißt, die treuſte Liebe verrathen, Octavien unglücklich machen und Euch ſelbſt nicht glücklicher? denn ſie reicht Euch die Hand nur aus Zwang, ihre Liebe werdet Ihr nie gewinnen!“

Petronio ſtrich ſich verdrießlich durch die Haare und zuckte die Achſeln. Nachdem er einige Male auf und ab gegangen war, blieb er vor Liſardo ſtehen und ſagte: „Das iſt ein wunderlicher Fall; ich wollte ich wäre anders wohin gerathen. Die Sache iſt ſchon zu weit gediehen. Wenn es ſich bei mir bloß um eine Neigung, eine Leidenſchaft handelte, ſo würde ich mich ſchwerlich lange beſinnen, Euch den Gefallen zu thun. Aber meine Ausſichten! meine Exiſtenz! Und Ihr habt auch eine vermaledeite Art, einen zum Edelmuth aufzufordern! Sezt Euch einmal an meine Stelle: Ihr könntet ſo edelmüthig ſeyn, mir zu Liebe auf eine reiche Frau, auf eine angeſehene Familie zu verzichten?“ — „O wie gerne, wenn es nur das wäre! Gebt mir Octavien, und ich will Euch ihren Rang, ihren Reichthum mit Freuden überlaſſen!“ — „Das iſt bald geſagt, und wenn auch eine ſolche Sonderung möglich wäre, ſo will ich nicht hoffen, daß Ihr im Ernſte redet, denn handeln laſſe ich nicht gerade mit mir. Damit Ihr übrigens ſeht, daß Ihr nicht mit Unrecht zu mir Vertrauen gefaßt habt, will ich Euch einen Vorſchlag thun. Wir wollen Beide zum Gouverneur gehen, ich gebe mein bereits erworbenes Recht in ſeine Hand zurück, und er ſoll zwiſchen uns Beiden von Neuem wählen. Seyd Ihr das zufrieden? iſt es nicht ein ehrlicher Handel?“ — „O ja, es iſt ein ehrlicher Handel!“ erwiderte Liſardo, das lezte Wort bitter betonend. „Und das müßt Ihr mir auch noch verſprechen,“ fügte Petronio hinzu, „wenn Ihr das Spiel gewinnt, ſo verpflichtet Ihr Euch, Euer ganzes Anſehen bei Euerm Schwiegervater geltend zu machen, daß er ſich in Neapel weiter für mich verwendet. Man kann nicht genug thun, um in der Welt vorwärts zu kommen.“ — „In Gottes Namen!“ rief Liſardo, „ich verſpreche Alles, ſogar das, was ſich von ſelbſt verſteht.“

Die beiden Gegner gingen zuſammen und ließen den Gouverneur, der bei einer Spielpartie ſaß, um eine geheime Unterredung bitten, worin ihm Petronio nach ſeiner Weiſe den Gegenſtand vortrug. „Wenn,“ ſo ſchloß er, „meinem Nebenbuhler das Glück zu Theil wird, ſo gönne ich's ihm von Herzen, und bitte nur um Eines, nämlich den Hergang der Sache in Neapel ſo darzuſtellen, daß mein Zurücktreten nicht ungünſtige Folgen für mich hat.“ Dieſe lezten Worte machten auf den Gouverneur ſichtlichen Eindruck; er ſah wohl ein, daß er, um den jungen Mann zu entſchuldigen, alle Schuld auf ſich nehmen müſſe, und fürchtete ſich, dies zu thun. Deßhalb ſprach er: „Es thut mir leid, lieber Liſardo, aber Ihr kommt wahrhaftig zu ſpät; es iſt ſchon Alles unwiderruflich ausgemacht, und man würde eine Aenderung meines Entſchluſſes in Neapel nicht begreifen können. Ich müßte doch eine Urſache angeben, warum mir Petronio nicht gefiele, und das kann ich nicht, ohne ihm das größte Unrecht anzuthun.“ — „Und iſt denn Octavia's Liebe, Octavia's Schmerz keine Urſache?“ rief Liſardo verzweifelnd. — „Ach! das ſind jugendliche Galanterien!“ ſagte der Gouverneur; „ich weiß ja, wie das iſt. Ich bin auch einmal verliebt geweſen und habe nicht reuſſirt. Ihr werdet Beide die Sache bald vergeſſen, glaubt mir's! und zumal Octavia wird mir, wenn ſie ſich nur einmal an ihr Glück gewöhnt hat, nicht genug danken können. Deßhalb gebt Euch in Gottes Namen zufrieden, die Sache iſt nicht mehr zu ändern.“ — Liſardo trat dicht vor ihn und fragte mit ſchneidendem Tone: „Iſt der Handel unwiderruflich geſchloſſen?“ — „Ja,“ erwiderte der alte Mann ärgerlich; „macht jezt nur, daß die Comödie einmal zu Ende kommt.“ — „Nun, ſo ſoll Gott mir helfen!“ rief der Jüngling und ſtürzte hinaus. — „Solch tolles Weſen iſt mir in den Tod zuwider!“ ſagte der Gouverneur zu Petronio. „Ich hätte ihm meine Nichte wahrſcheinlich auch ſonſt nicht gegeben; er iſt viel zu ungeſtüm und paßt nicht recht in die Welt. So war er von jeher, er wußte ſich nie in die Umſtände zu fügen.“ — „Doch dauert er mich,“ ſprach Petronio; „wir könnten wenigſtens die Rückſicht beobachten, die Hochzeit nicht hier in der Stadt abzuhalten. Ich wünſchte nicht gern unter ſeinen Augen zu triumphiren.“ — „Das iſt wacker geſprochen,“ erwiderte der Gouverneur, „und ich bin auch Eurer Meinung. Wir können ja die Ceremonie auf meiner Villa am Meere vornehmen.“ — „So ſey es!“ ſprach Petronio, und folgte ſeinem Gönner in's Spielzimmer.

(Die Fortſeyung folgt.)

Aus der Tagesgeſchichte.

Der Entrepreneur de succès.

In Deutſchland hört man wenig von Stücken, welche durchfallen, und folgerecht auch wenig von ſolchen, welche

großen Enthusiasmus erregen. Der Anstand zügelt bei uns die dramatischen Leidenschaften und läßt kein Extrem aufkommen. Zu dieser Bemerkung veranlaßt uns ein Artikel der Gazette des Tribunaux, der an sich merkwürdig genug ist, und uns zudem das angenehme Gefühl gegeben hat, daß an der Pariser Dramatik wenigstens etwas ist, was wir nicht nachzuahmen brauchen: mögen immerhin französische Dramen unentbehrlich seyn, eine entreprise générale du succès desdites pièces wird ewig entbehrlich bleiben. — Der Artikel des Pariser Journals lautet wie folgt:

„Eine kürzlich anhängig gemachte Klage hat folgenden, zwischen einem Entrepreneur de succès (der Ausdruck ist Gottlob! unübersetzbar) und einem der besuchtesten Theater abgeschlossenen Vertrag zu Tage gefördert: — Zwischen den Unterzeichneten ꝛc. — Der Direktor des — Theaters überläßt mit allen Garantien, vom — an, dem Herrn Y. ausschließlich die Entreprise, die von besagtem Datum an auf obgenanntem Theater aufzuführenden Stücke auf der Bühne aufrecht zu halten, sammt allen mit besagter Entreprise verknüpften Emolumenten und Rechten, wie folgt: 1) Haben außer ihm selbst zwei seiner Leute freien Eintritt, so lange die Entreprise dauert. 2) Erhält er für jedes Stück, das am Tage aufgeführt wird, vier Parterrebillets, welche die Autoren zu liefern haben und wofür die Intendanz haftet; nie sollen weniger als zwölf Billets der Art abgegeben werden, die er nach Willkühr auf seine Rechnung verwerthen kann. 3) Gleicherweise erhält er fünf-und-zwanzig Billets auf das Parterre und sechs auf das Amphitheater, über die er im Interesse seiner Entreprise ganz nach Gutdünken verfügt. — Der Unternehmer, Herr Y., übernimmt seinerseits folgende Verbindlichkeiten: 1) Er wird thun, was in seinen Kräften steht, um die neuen Stücke, welche während der Dauer seines Vertrags auf dem Theater gegeben werden, aufrecht zu halten. 2) Er richtet sich durchaus in Allem nach dem Herkommen der Intendanz, und spricht demgemäß täglich um vier Uhr Nachmittags bei der Intendanz vor, um die nöthigen Instruktionen für den Abend einzuholen. 3) Er wohnt den Hauptproben der neuen Stücke bei, und benimmt sich mit dem Direktor über das bei der Aufführung besagter Stücke zu befolgende Verfahren. 4) Er nimmt die Schauspieler und Schauspielerinnen, welche die Intendanz zum ersten Male auftreten läßt, in seinen Schutz und unterstützt diejenigen, die man ihm zu diesem Zwecke empfiehlt. 5) Er nimmt nur anständig gekleidete Personen in seinen Dienst. — Endlich bezahlt er dem Direktor die Summe von 20.000 Fr. für die Dauer seiner Unternehmung. — Der Direktor seinerseits macht sich verbindlich, daß, falls er selbst die Leitung des Theaters aufgeben sollte, die neuen Direktoren besagten Herrn Y. in seinem Amte belassen werden; ferner kann er Herrn Y. unter keinem Vorwande entlassen, ohne zur Rückzahlung obgenannter Summe von 20.000 Fr. gehalten zu seyn, so lange Herr Y. den von ihm eingegangenen Verbindlichkeiten nachkommt. Ferner garantirt er ihm bei der ersten Vorstellung von Stücken in drei Akten das ganze Parterre, bei den andern, ein- und zweiaktigen Stücken dagegen 100 — 200 Billets, und macht sich anheischig, sich bei den zwei nächstfolgenden Vorstellungen der genannten Stücke nach dem Herkommen zu richten; endlich steht ihm gegen Herrn Y., auf den Grund, daß eines der auf dem Theater gegebenen Stücke kein Glück gemacht habe, keinerlei Reklamation zu, es wäre denn, daß Herrn Y. ein Verstoß oder Fahrlässigkeit in seinem Amte nachgewiesen würde.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Bulwers Herzogin von la Vallière.

Kenntniß des allgemeinen Humbugsystems führte zu der Vermuthung, daß das angekündigte Drama keineswegs unter dem Preßbengel, sondern noch im Kopfe des Dramatikers liege, und der Erfolg hat die Vermuthung insofern gerechtfertigt, als sich die Erscheinung über sechs Monate verzögerte. Nach Bulwers Charakter war es übrigens auch jetzt noch nicht, sondern erst in der Blüthe der Season, etwa im Mai, zu erwarten, und es überraschte daher, als plötzlich am vierten Januar The Duchess de la Vallière im Buchladen und in Coventgarden zu sehen war. „Mr. Bulwer's the Duchess de la Vallière — five and sixpence!“ riefen, nahe am Theater, fünf oder sechs in zweckmäßiger Entfernung von einander stationirte Männer, jeder eine Last Bücher unter dem linken Arme und ein geöffnetes in der rechten Hand, jeder über die Herzogin und ihren ausländischen Namen rasch hinwegschlüpfend, dagegen allen Nachdruck auf Bulwer und den Preis seines Drama — einen Thaler zwanzig Groschen — legend, und jeder das aufgeschlagene Titelblatt jedem anständig gekleidet Vorübergehenden vor die Augen haltend. Diese Schachermethode ist indessen keineswegs etwas Ungewöhnliches; sie ist vor den hiesigen Theatern durchaus gebräuchlich. Der Hauptgrund, warum Ausgabe und Vorstellung des Stücks auf einen und denselben Tag angesetzt worden, bestand unstreitig darin, daß der Kritik die voreilige Naseweisheit verleidet und dadurch jede nachtheilige Wirkung derselben vermieden werden sollte. Wozu lesen, was der Recensent viel kürzer erzählt? Wozu um ein Urtheil sich bemühen, das ohne Mühe sich dem Recensenten nachreden läßt? Die Journale hatten allerdings Ursache, damit nicht zufrieden zu seyn; ihnen schadete, was dem Verleger nützte. Doch ließ nur ein einziges, und zwar das sehr geachtete Athenäum, seinen Unwillen darüber, daß die Verlagshandlung diesmal von der Sitte abgewichen, vor der öffentlichen Ausgabe eines Buchs den Journalinstituten Exemplare zuzustellen, in einer seiner kurz vorhergehenden Nummern in der lakonischen Bemerkung aus: „As to the Duchess de la Vallière Mr. Bulwer, we suppose, must be held responsible for tempting a publisher to reprint such a tissue of maudlin immorality.“ Das Athenäum versteht indessen den menschlichen Charakter sehr schlecht, wenn es durch eine Aeußerung solcher Art vom Lesen des Buchs und vom Besuche der Vorstellung hat abhalten wollen. Man kann wetten, daß von hundert Lesern dieser Stelle neun-und-neunzig zu sich gesagt: ein Gewebe trunkener Unsittlichkeit — ei, das wollen wir uns denn doch betrachten.

Es thut mir leid, daß ich den deutschen Frauen in Bulwer nicht einen zweiten Shakespeare vorzustellen vermag, es thut mir leid um der englischen Bühne willen, die an guten dramatischen Dichtern bis zur Nacktheit arm ist. Aber die deutschen Frauen mögen selbst entscheiden, ob der von Bulwer für seine erste dramatische Dichtung gewählte Gegenstand ein lobenswerther genannt werden darf. Das englische Gefühl hat ihn bereits wegen seiner Unsittlichkeit verworfen, und will lieber gar keine Bühne haben, als eine unreine.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 33.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 8. Februar 1837.

Die Bruſt, das Herz —
In Reim und Leben
Liegt dicht daneben
Die Luſt, der Schmerz.

Fr. Haug.

Lieder eines Autodidakten.

Schmerz und Luſt.

Und wenn ich ewig ſänge,
Und ſänge nur von Schmerz,
Wenn ſtets darauf nur klänge,
Als Reim, das arme Herz:

Es wäre doch geſungen
Mit Wahrheit im Gemüth,
Es wäre doch entſprungen
Dem Buſen, der geglüht,

Und würde tief empfunden
Von jedes Menſchen Herz,
Das auch in trüben Stunden
Hat heimgeſucht der Schmerz.

Auch könnt' ich ewig ſingen
Und ſingen nur von Luſt,
Und laſſen drauf erklingen,
Als ſüßen Reim, die Bruſt.

Der Dichter fühlet Schmerzen,
Wenn er die Welt erblickt,
Und fühlet Luſt im Herzen,
Vom Himmel ihm geſchickt.

Drum ſteigen dieſe Töne
Ihm gern aus Herz und Bruſt;
Dran knüpfen ſich zwei ſchöne
Gedanken: Schmerz und Luſt.

Der verſunkene Denkſtein.

Du grauer Denkſtein, längſt vergeſſen,
Und doch geſetzt zum Angedenken,
Lang hat die Zeit an dir gefreſſen,
Nun willſt du müde dich verſenken.

Was ſollſt du auch hier länger treiben,
Ein Schrecken nur bei Nacht den Leuten?
Kein Kundiger weiß zu beſchreiben,
Was deine Stelle zu bedeuten.

Von Moos und Rinde überzogen,
Iſt deine Schrift nicht mehr zu leſen;
Das Alter hat dich krumm gebogen,
Man ſieht nicht mehr, wie du geweſen.

Die Elemente ſelbſt begraben
Dich nach und nach in ihrem Gange,
Denn Wetter, Wind und Regen haben
An dir gedeckt jahrhundertlange.

Doch eh' du ganz hinabgegangen,
Laß mich in dich mein Schickſal klagen
Mit tiefer Schrift wie mein Verlangen,
Und nimm mit dir hinab die Plagen!

Und wenn ſie dich einſt wiederfinden,
Ein Alterthum aus fernen Zeiten,
Mög' ihnen dieſe Schrift verkünden,
Wie ich mit Schmerzen mußte ſtreiten.

Dann lieg' ich, auch hinabgeſunken,
Schon lang in meiner Todentruhe,
Und all mein Leiden iſt ertrunken
Im ſtillen Meer der ew'gen Ruhe.

Nic. Müller.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Indeſſen wagte Liſardo den lezten Verſuch und beſtürmte Octavien noch einmal. Er hatte keine geringere Abſicht, als ſie zur Flucht zu bereden, aber ſeine Kraft ſcheiterte an ihrer frommen Entſchloſſenheit. „Es iſt kein Glück," ſagte ſie, „das man durch ein Verbrechen erkauft. Der Himmel hat uns frühe prüfen wollen; vielleicht bedarf er zerknirſchter Herzen, um eine edle Saat darin zu pflanzen. Nicht im Uebermuth des Glücks, in demüthiger Unterwerfung unter die Laſten dieſes Lebens reift der edlere Theil des Menſchen heran. Mir gebeut mein Herz, gehorſam zu ſeyn: würden wir im Trotz eine eigenwillige That begehen, ſie brächte uns keine Roſen. So laßt uns freiwillig ſcheiden, theurer Freund, und vergebt mir den Kummer, den ich über Euch gebracht habe." — „Ach, Octavia," ſeufzte Liſardo, „ich habe dir nichts zu vergeben! was kannſt du dafür, daß du nicht ſtark genug biſt, mich zu lieben?" — „Nicht ſo! mein Freund, kränkt mich nicht im lezten Augenblick, ich verdiene dieſe Bitterkeit nicht. Laßt uns in Lieb' und Frieden ſcheiden und Jeder ſein unvermeidlich Geſchick ertragen. Und ſo lebt wohl! wir ſehen uns doch zum lezten Male heute? lebt wohl! Man wird mir nicht verbieten können, an Euch zu denken." — „Fahr hin, mein Glück, mein Alles!" rief der Unglückliche mit dumpfer Stimme; „fahre wohl, du Licht meines Lebens! Du gehſt unter und läſſeſt mich in ewiger Nacht zurück."

Mit ſchwindelndem Haupt, mit wankendem Fuße trat er in die Nacht hinaus. Bewußtlos irrte er durch die ſtillen Straßen und ſtand endlich vor der alten, prächtigen Kirche. Die Thüre war offen, er ging hinein. „Da ſuchen ſie Troſt!" rief er, daß es in den weiten Hallen wiederdröhnte, „ich finde keinen! So wenige Stunden reichen hin, ein Urtheil auszuſprechen und zu vollziehen? Zu den Abgeſchiedenen habe ich mich gezählt, und ſiehe, es iſt eingetroffen: aber nicht unter den Seligen bin ich, ich gehöre zu den ſtummen Todten, die keine Hoffnung, keine Freude, kein Schmerz mehr bewegt. Den ſchäumenden Becher des Glücks ſezt' ich an die Lippen, ein Windſtoß reißt ihn mir aus der Hand — und die Scherben liegen mir vor den Füßen." Nun lag er auf dem kalten Marmorboden hingeſtreckt, das lautloſe Rauſchen der Nacht umfing ihn, durch die Porphyrſäulen hindurch glitt das zitternde Licht der ewigen Lampe und verbreitete eine matte Dämmerung durch den öden, nächtlichen Raum.

Der alte Lorenzo trat mit geſenktem Kopf in das Zimmer, worin ſein Herr ſchon ſeit drei Tagen, ohne ein Wort zu ſprechen und faſt ohne einen Biſſen zu ſich zu nehmen, ſaß. „Befehlt Ihr nichts, gnädiger Herr?" fragte er ihn. Liſardo ſchüttelte ſchweigend den Kopf, ohne ihn anzuſehen. Nach einer geraumen Weile richtete er ſich auf und fragte: „Wie heißt der Diener, der mir vorhin Speiſe gebracht hat?" — „Stephano," erwiderte der Alte. „Laß ihn kommen." Beide erſchienen. „Höre Stephano," hub er an, „du haſt ein luſtiges Liedchen getrillert, als du eben gegen meine Thüre kamſt, und die Freude leuchtete dir aus den Augen, als du in's Zimmer tratſt. Was macht dich ſo vergnügt?" — „Gnädiger Herr," antwortete Stephano verlegen, „warum ſollte ich nicht vergnügt ſeyn? ich bin ja noch ſo jung." — „Mach keine Ausflüchte!" fuhr Liſardo mit gütigem Tone fort; „es lag etwas ganz Beſonderes in deinem Blick, du mußt einen außerordentlichen Anlaß zur Freudigkeit gehabt haben. Geſteh, was es war." — „Nun, wenn Ihr's befehlt, Herr," ſagte der Burſche erröthend, „ſo will ich's Euch ſagen: ich hatte ſchon ſeit einem Jahre mein Auge auf die kleine Ninetta drüben geworfen, die des alten Fiſchers Lucio Tochter iſt, aber ſie war immer ſchnippiſch gegen mich und ſagte, ich ſolle ſie nicht ſo anſehen, ich habe den böſen Blick; nun heute hat ſie mir endlich bekannt, daß ſie mich leiden könne, und darum bin ich ſo vergnügt." — „Wann willſt du ſie heirathen?" fragte Liſardo weiter. „Ach, gnädiger Herr! das geht nicht ſo geſchwind," erwiderte Stephano, „da muß ich mir immer noch ein gutes Schock Denare zuſammenſparen, bis ich ein Weib erhalten kann." — „Geh ſogleich zum Haushofmeiſter," gebot Liſardo, „und laß dir geben, ſo viel du dazu brauchſt." Der Burſche ſah ihn ganz erſtaunt an; der ſtrenge Ton, mit dem ſein Herr redete, hinderte ihn, ſeine Bewegung laut ausbrechen zu laſſen. „Alſo ſoll ich Ninetten auf der Stelle heirathen?" fragte er faſt kleinlaut. Liſardo nickte. „Und Ihr nehmt ſie noch zu mir in den Dienſt?" fragte Stephano weiter. „Im Gegentheil!" rief Liſardo.

Du ſelbſt biſt von nun an daraus entlaſſen.“ — „Gnädiger Herr!“ ſtammelte Stephano betreten, „warum denn?“ — „Weil ich keine verheiratheten Leute im Hauſe haben mag. Kurz und gut! du haſt jezt die Wahl: entweder heirathest du dein Mädchen und verläſſeſt mich mit der Ausſtattung, die du bedarfſt, oder du thuſt es nicht; in dieſem Falle kannſt du bleiben, und es iſt dir unbenommen, betrübt auszuſehen, ſo oft du willſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Neujahr in Paris.

(Fortſetzung.)

Es iſt wirklich merkwürdig, wie viel verrätheriſche Schlingen um dieſe Zeit überall ausgeworfen ſind, um die Frivolität, Koketterie und Leckerei zu fangen, welch verführeriſche Künſte das induſtrielle, bewegliche Genie der Pariſer Kaufleute aufgeboten hat, um alle die zu berücken, welche nach den Meiſterwerken des Luxus und Glanzes Verlangen tragen. Mit beſonderer Perfidie ſind die reichen Erzeugniſſe der Mode ausgeſtellt, welche den Mädchen und Frauen die Köpfe verdrehen, und vor denen jeder nur irgend galante Ehemann die Knoten ſeiner Börſe aufſchnüren muß, ohne ſich die mindeſte Einwendung gegen den hohen Preis des gewünſchten Gegenſtandes zu erlauben.

Zunächſt wollen wir jezt einige Chokolatefabrikanten und Zuckerbäcker beſuchen, welche jedesmal um dieſe Jahreszeit in Reichthum und künſtlicher Verarbeitung ihres Materials einander den Rang ſtreitig machen. Die Kunſt — weiß der Himmel, wo ſich die Kunſt am Ende noch einniſten wird! — erzeugt hier auch Meiſterwerke in Zucker und Chokolate und ſchafft wunderbare Sachen, welche ſowohl dem Gaumen als dem Auge angenehm ſind. Unter den Chokolatefabrikanten ſind die Herren Debauve und Gallois in der Rue des Saints-Peres 26 die berühmteſten. Dieſe beiden Namen verdienen in der That den koloſſalen Ruf, welchen ſie errungen haben; was Chevet für die Gaſtronomen, ſind Debauve und Gallois für die Chokolateeſſer und Trinker. Ihre Chokolate iſt zart, fein, ſchmackhaft, kurz vortrefflich. Es gibt ſo leicht Niemand in Paris und in ganz Frankreich, der die Erzeugniſſe dieſer Fabrikanten nicht gekoſtet hätte. Dieſelben haben ſich nun aber keineswegs damit begnügt, den Liebhabern überhaupt ein ſtärkendes Labſal zu bereiten, ſondern dahin geſtrebt, ihre Chokolatearten wirklich in's Unendliche zu variiren. Wir wollen einmal die Hauptſorten aufzählen: ſtärkende Chokolate mit perſiſchem Salep, beſänftigende Chokolate mit Mandelmilch, ſogenannter Théréobrome oder Chocolat à la minute, Chokolate mit indiſchem Tapirka, toniſche Chokolate mit gummiartigem, gewürzhaltigem japaniſchen Saft, Chokolate mit Mokkaaroma, Magenchokolate, Chocolat au roconusco, welcher die Verdauung befördert, krampfſtillende Chokolate, mit Orangenblüthe vermiſcht, ſehr beliebt bei nervöſen Damen, weiße Chokolate mit Arrow-root, graue, ambraduftende Chokolate, welche die Stutzer in der Taſche zu tragen pflegen, und noch ſo viele andere Sorten, welche es gewiß mit der Ambroſia der Olympier aufnehmen würden, wenn das Recept jener famöſen Götterſpeiſe nicht für ewig verloren gegangen wäre. — Doch dies Alles ſind nur reizende Gegenſtände für Feinſchmecker; nun betrachte man aber jene Vaſen, Kiſten und Kaſten, Wirthshäuſer, Sennhütten, Schweizermädchen, ländliche Tanzplätze, Neceſſaires, Maieur's, Robert Macaire's und Bertrands; jene Thermometer, welche beſtändig ſchönes Wetter andeuten, jene federleichten Fangſpielbälle, jene geſchmackvoll eingebundenen Bücher, jenes vollſtändige Arſenal von Feuerſchlünden großen und kleinen Kalibers, denen man ſich mit Freuden entgegenſtürzen möchte, jene aufgefahrenen Batterien von Kanonen mit brennenden Lunten, welche gewiß Jedermann ſich anheiſchig macht, einzunehmen; endlich jene Neufoundländer von ganz echter Race, jene engliſchen Rennpferde pur sang, d. h. pur caraque; — das Alles iſt aus Chokolate, reiner Vanillechokolate verfertigt. Da widerſtehe Einer der Verſuchung zu kaufen, wenn er Geld bei ſich hat.

Von den Zuckerbäckern wurden dies Jahr beſonders zwei beſucht, nämlich Terrier in der Rue Saint-Honoré, 251, und Lemoine in der Rue des Lombards, 30. Zwei prächtige vergoldete Palmbäume tragen den Periſtyl des graziöſen Tempels der Leckerei in der Rue Saint-Honoré, deſſen innere und äußere Ausſtattung einen wahrhaft orientaliſchen Luxus, eine Feenpracht verräth, die allein mehr als hinreichend wäre, um den Zuckerbäckerladen Terriers weit und breit berühmt zu machen. Im Innern deſſelben erſtaunen wir jedoch noch mehr über die große Mannichfaltigkeit der Formen, der Farben und des Geſchmacks, welche dieſer geſchickte Kunſtbäcker ſeinen Bonbons zu verleihen gewußt. Wer könnte die Maſſe von kleinen reizenden Gegenſtänden in Zucker nennen, welche man in „den beiden Palmbäumen“ (ſo lautet das Aushängeſchild des Ladens) bewundert: jene mit Palliſanderholz ausgelegten Körbchen, voll des ausgeſuchteſten Naſchwerks, jene chineſiſchen und japaniſchen Fratzen und Götzen, jene köſtlichen boites anglaises, jene zierlichen deutſchen Binſenkörbe, welche man hier corbeilles de Hongrie nennt, jene ſchildpattenen, mit Perlenmutter ausgelegten Handſchuhſchachteln u. ſ. w. — Alles das iſt von Zucker und lieblich zu ſchauen, noch lieblicher zu beſitzen, und am lieblichſten zu ſchmecken. Terriers Blumen, vorzüglich ſeine Roſen,

Nelken und Camelien von Zucker ſcheinen in der That mit der Morgenröthe aufgebrochen zu ſeyn; Frühling und Herbſt haben ſich hier unter den Palmbäumen Rendezvous gegeben. Wer geräth nicht in Verſuchung, jene Johannisbeeren, Aprikoſen, Mirabellen, jene ſaftigen Trauben, jene königlichen Bergamottes, jene fetten poires de beurrée blanche zu pflücken, jene Wallnüſſe aufzuknacken, jene Himbeeren, Citronen und Orangen zu koſten? Ganz vorzüglich ſind die bonbons à thé zu empfehlen, welche einen ſo herrlichen Wohlgeruch um den verbreiten, der ſie trägt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus der Tagesgeſchichte.

Sheep und Mutton.

Die zahlreichen Fälle, wo der Buchſtaben der engliſchen Geſetzgebung lebendig macht, das heißt, Spitzbuben auf freien Fuß ſetzt, ſind kürzlich durch einen vermehrt worden, der in ſprachlicher Beziehung Erwähnung verdient. — Zwei Burſche, welche ein Schaf geſtohlen, und bei deren jedem man eine Hälfte des entwendeten Thiers gefunden hatte, wurden vor den Aſſiſen der Grafſchaft Wilt freigeſprochen, einzig und allein, weil zu der Sprache und dem geſellſchaftlichen Zuſtand des jetzigen Englands mehrere Völker ihren Beitrag geliefert haben. Spricht der Engländer von ſeinem lebendigen Schlachtvieh, ſo iſt er Sachſe. Bauer und Viehzüchter; er ſpricht deutſch und ſagt: ox, Ochſe, sheep, Schaf, calf, Kalb. Handelt es ſich aber vom Fleiſch der Thiere, alſo in der Küche und bei Tafel, iſt er Normann und ſpricht franzöſiſch, beef, mutton, veal (veau). — Nun waren die Diebe angeklagt, Schafffleiſch, mutton, geſtohlen zu haben, und aus den Verhandlungen ergab ſich, daß ſie ein lebendiges Schaf, ein sheep, entwendet hatten. Das „Indictment“ war unabänderlich, und ſo erklärte der Präſident ſelbſt den Geſchwornen, daß ſie die Angeklagten freiſprechen müßten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortſetzung.)

Bulwers Herzogin von la Vallière.

Der Inhalt des fraglichen Drama's iſt folgender. Mademoiſelle de la Vallière, die ſchöne Tochter eines verſtorbenen Veteranen, iſt, ehe noch die Knoſpe ihres Lebens ſich entwickelt, dem Marquis von Bragelone verlobt worden, einem vertrauten Freunde ihres Vaters und einem tapfern, ritterlichen Edelmann. Er liebt ſie um ihrer ſelbſt willen, innig und rein; aber ihr iſt es unmöglich, ſeine Liebe zu erwiedern. Dazu dünkt ihr ſchon der Abſtand ihres Alters zu groß, und dann hat ſie Romane geleſen und ſich ein Liebhaberideal geſchaffen, eine ſtolze Geſtalt, welcher die Natur das Wort Herrſcher auf die Stirne gezeichnet. Als daher die Pflicht des Kriegers den Marquis in's Feld ruft, koſtet die Trennung der Braut keine Thränen, und es braucht keine lange Ueberredung, ſie während ſeiner Abweſenheit an den Hof Ludwigs XIV. zu ziehen. Ihre Reize erobern ihr hier ſofort den jungen König. Allein ſchwerer als der König iſt Mademoiſelle de la Vallière zu erobern. Obſchon leidenſchaftlich glühend für den, ihrem Ideal entſprechenden Ludwig, nährt ſie doch mit ſiegreicher Kraft die keuſche Flamme der Tugend, und vereitelt jeden wider ſie entworfenen Verführungsplan. Alles das bleibt natürlich am Hofe kein Geheimniß. Ludwigs markirte Aufmerkſamkeiten werden das Tagesgeſpräch, und kommen endlich dem Marquis von Bragelone zu Ohren. Er zweifelt an der Wahrheit; doch treibt der Zweifel ihn aus dem Feldlager nach Verſailles, wo er in einer Unterredung mit Mademoiſelle allerdings ihre Liebe zum König, aber auch zugleich erfährt, daß ihre Tugend bisher über alle ſeine Lockungen den Sieg erkämpft. Letzteres freut den Marquis ſo ſehr, daß er darüber das Geſtändniß ihrer Liebe zum König ſtillſchweigend verzeiht. Weil er indeſſen in Betreff fernerer Tugendſiege eigene Bedenken hat, ſo erlaubt er ſich, der jungen Dame das äußerſt Gefährliche ihrer Lage zu Gemüthe zu führen und ſie von der Nothwendigkeit einer Ortsveränderung zu überzeugen. Mademoiſelle ſchwankt zwiſchen ihrer Liebe zum König und der Sorge für ihren guten Ruf, und nachdem ſie eine Zeit lang geſchwankt hat, wirft ſie ſich dem Marquis in die Arme, der ſie ohne Zeitverluſt in den Schutz eines Kloſters führt. Wie der König von der Flucht Kunde erhält, droht er raſend zu werden. Gefolgt von einer Zahl gefälliger Hofleute, eilt er flugs nach dem Kloſter, ſtürzt wüthend in die Kapelle, findet daſelbſt Mademoiſelle de la Vallière, wie ſie vor dem Bilde des Heilands mit Inbrunſt das Kreuz umklammert, und erneuert ſeine Anträge. Der Aufruhr widerſtreitender Gefühle und Empfindungen überwältigt Mademoiſelle; es wird ihr ſchwach, und in der darauf folgenden Ohnmacht trägt der König mit ſeinen Genoſſen ſie von dannen. Nach Beendigung des Zwiſchenakts erſcheint Mademoiſelle wieder bei Hofe als Herzogin, jedoch traurig und unglücklich inmitten aller ſie umgebenden Pracht und Herrlichkeit. Ihr ſteter Trübſinn mißfällt dem luſtigen König, und mißfällt ihm um ſo mehr, je ſchärfer er bereits einen andern Gegenſtand auf's Korn gefaßt hat: Madame de Monteſpan. Momentan in vollem Beſitze von Ludwigs wandelbarer Gunſt, bietet ſie, in Verbindung mit dem Herzog von Lauzun, ihren ganzen Einfluß auf, ihre Nebenbuhlerin, die Frau Herzogin, zu entfernen. Der Plan gelingt: bei einer öffentlichen Feierlichkeit wird das arme, einer heißen Phantaſie und einem weichen Herzen zum Opfer gefallene Weib ſchmählich inſultirt; ihrer Rivalin wirft der franzöſiſche Sultan ſein Schnupftuch zu, und niedergeſchlagenen Auges hebt die ſtolze Rivalin es lächelnd auf. Der Herzog von Lauzun, der den König kennt, bittet ihn jetzt um Erlaubniß, ſich der Herzogin de la Vallière zum Gatten anbieten zu dürfen. Der König genehmigt es. Lauzun wirbt und wird mit Verachtung abgewieſen. Jedermann begreift, daß alle dieſe Begebenheiten den Raum mehrerer Jahre einnehmen, und ſo ſtellt es ſich als ſehr natürlich heraus, daß der Marquis von Bragelone dieſe ganze Zeit über für todt gegolten hat. Aber der Mann lebt und erſcheint zu Verſailles in derſelben Stunde, in welcher Lauzun ſich den Korb holt, jedoch nicht, wie früher, in der Rüſtung des tapfern Kriegers, ſondern in der ſchmutzigen Kutte eines Bettelmönchs. Er ſchleicht um den Pallaſt und gewinnt Einlaß; er verſchafft ſich Zutritt zur Herzogin, und ſie erkennt ihn nicht, denn Zeit und Schmerz haben ſein Aeußeres beträchtlich verändert.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 34.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 9. Februar 1837.

— Tanta est quaerendi cura decoris;
Tot premit ordinibus, tot adhuc compagibus altum
Aedificat caput. —

Juvenal.

Das Neujahr in Paris.

(Fortsezung.)

Bei Lemoine erblicken wir wiederum neue Wunder der Zuckerbäckerkunst. Die Bonbons dieses Conditors sind gleichfalls wegen ihrer außerordentlichen Feinheit und Delikatesse bekannt; außerdem sehen wir hier in der That so reizende Nachbildungen in Zucker, daß wir sie kaum anzutasten, geschweige denn zu zerstören und aufzuessen wagen; unter anderm weiße oder rosafarbene Atlasschuhe, für so kleine, zierliche Füßchen gearbeitet, wie sie nicht einmal die Pariserinnen, höchstens die Nixen und Elfenköniginnen aufzuweisen haben; ferner kleine Kinder in Windeln mit allerliebsten Zuckermäulchen zum Küssen oder zum Davonlaufen, denn mehrere greinen auf's Natürlichste; auch hübsche Zimmerverzierungen, Vogelbauer, Porzellanpfeifen, Tabakodosen und Cigarren liegen in bunter Auswahl da; dort vor dem Fenster kriecht eine ungeheure Schildkröte, welche eben in Begriff scheint, ihr schweres Schilderhaus in Marsch zu setzen; kurz, das Magazin zur „Königin von Frankreich" ist ein Heiligthum aller Pariser Zuckerneuigkeiten. Wenn man z. B. jene dort aufgestellte Vogelreihe von der sanften, girrenden Turteltaube an bis zum blutgierigen, kreischenden Lämmergeier sieht, glaubt man sich in den Jardin des Plantes vor die geräumigen Vogelkäfige versezt; alle jene Vögel sind getreu der Natur nachgezeichnet und wirklich schön; die Kenner und Gutschmecker ziehen ihnen aber doch die Bonbons mit Mandelmilch und die vergoldeten Pastillen vor, wovon Lemoine einen unermeßlichen Vorrath absezt.

Jezt ist es Zeit, uns von den Süßigkeiten zu trennen und uns nach dem Börsenplatz zu begeben, um von da aus den Weg durch die Rue Vivienne nach dem Palais-royal einzuschlagen. So durchschneiden wir zu guter Lezt gerade das Hauptquartier der Mode. Die lezten Tage des Jahrs sind für die Putzmacherinnen, was die Blüthezeit für die Bienen ist; jedoch unterscheiden sie sich von diesen dadurch, daß sie nicht ausfliegen, um zu schwärmen und süße Nahrung einzusammeln, sondern daß sie ruhig in ihren Körben, das heißt Boutiken, sitzen bleiben und die Blumen aussaugen, welche sich an diesen Tagen zu Hunderten in ihre brillanten Läden drängen, um mit den dort eingekauften prächtigen Farben die reichen Beete der Salons in den Tuilerien und in den Hotels der Chaussée d'Antin während der Wintersaison zu schmücken. Die Pariserinnen leihen unter ihren beiden großen Putzmacherinnen, Natur und Kunst, der leztern das geneigteste Ohr, und diese ist hier eine so freundliche, plauderhafte Hexe, daß sie bald Herrin in allen Häusern wird, und wenn jene sich zurückzieht und abtrünnig wird, weiß diese mit ihrem Flitterwerk alle Flecken und Mängel auf

eine so unendlich feine Weise zuzudecken, daß sie die Natur im eigentlichsten Sinne des Worts zu Schanden macht.

Ich will es doch nicht unterlassen, Einiges über den neuesten Pariser Damenputz zu melden; man erwarte aber keine Einzelnheiten und weitläuftige Details, in welcher Hinsicht ich auf das Modejournal verweise; es genüge, die Hauptartikel der in die Augen springenden Moden zu besprechen. Sollte auch noch selbst in diesen Stücken meine Beschreibung mangelhaft ausfallen, woran ich keinen Augenblick zweifle, so bitte ich, diesen Umstand den unzureichenden Kenntnissen und Erfahrungen eines in diesem Zweige der schönen Künste unbewanderten Laien freundlichst zu Gute halten zu wollen. Ich fange von oben an, d. h. mit dem Kopfputze.

Die Hüte, welche hier von jüngeren Damen bei Morgenbesuchen, von Matronen über die Tag- und Nachtgleiche eines Säculums hinaus aber auf Soiréen getragen werden, sind dies Jahr viel größer als sonst, nach oben zu weit ausgeschnitten, fast ausgeschweift, und unten nach den Backen hin fest anschließend. Die hochrothen Hüte sind ganz abgekommen und dafür die weiß- und schwarzsammtnen an die Stelle getreten; außerdem bemerkt man auch die braunrothen, kastanienfarbigen Nüancen; Damen, welche nicht fürchten, ein zu cavaliermäßiges Aussehen zu haben, verschmähen auch die dragonergrüne Farbe für ihre Hüte keineswegs. Blumen sieht man wenig an Hüten, dafür desto mehr Federn; gewöhnlich steckt man zwei etwas große oder drei mittelgroße an. Von unten auf bis ohngefähr zur Mitte hat die Feder dieselbe Farbe wie der Hut, von da an spielt sie in zwei und mehreren Nüancen, welche mit den Farben der Bandschleifen harmoniren. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß ich diese hübschen Hüte weder auf der Straße noch im Tuileriengarten gesehen; die unaufhörlichen Wasserströme, welche der Himmel über Paris ausschüttete, so wie die garstigen Windstöße, welche fast unablässig durch die Straßen pfiffen und brausten, verhinderten die öffentliche Erscheinung dieses Kopfputzes; denn eine Elle Taffet, am Ende eines Stocks über den Kopf gehalten, ist bald durchweicht, und Federn und Sammet können einem Sturme nicht widerstehen, der im Stande war, die dicksten Leinwandsegel einer Fregatte auf hoher See zu zerreißen. Ich habe die Form und den Schnitt dieser Hüte in der neueröffneten Kirche Notre-Dame de Lorette studirt, welche in Zukunft das Rendezvous der eleganten Welt zu werden verspricht. Lezten Sonntag hielt eine Menge glänzender Equipagen auf dem Platze vor der Kirche, und der Zudrang andächtiger und gläubiger Seelen war so stark, daß man, wie vor dem Theater, Queue machen mußte, um Eintritt zu erlangen. Hier werden die Pariserinnen künftig ihre Morgentoiletten, wie in der großen Oper ihren Abendstaat zur Schau tragen, was um so bequemer angeht, da die große Oper und Notre-Dame de Lorette als gute Nachbarn beisammen liegen. Uebrigens ist diese neue Kirche so recht, was man in den Salons allerliebst, charmant nennt; im äußern Baustyl und der innern Ausschmückung haben Koketterie und Geschmacklosigkeit mit einander gewetteifert. Die griechischen Säulen des Eingangs erinnern an die Zeit Aspasiens, die innern Zierrathen an die Boudoirs der Damen während der Regentschaft, oder an die Kaffeehäuser und Restaurationen des Palais-royal mit ihrem Luxus von Vergoldungen und Malereien. Was auf den ersten Blick in diesem katholischen Gotteshaus überrascht, sind die vielen Beichtstühle, welche in den Seitengängen angebracht worden; die Geistlichkeit dieses Kirchsprengels ist offenbar der Meinung, daß es in der Chaussée d'Antin und Rue Lafitte viele Sünderinnen gebe. Sie sind grün angestrichen, mit goldenen Zierrathen und sammtnen Polstern ausstaffirt, so daß es eine wahre Lust seyn muß, darauf hinzuknieen.

(Der Beschluß folgt.)

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Lorenzo gab dem verblüfften Diener einen Wink und verließ mit ihm das Zimmer. Nach einiger Zeit kam er zurück und sagte: „Ihr solltet nur das Glück mit ansehen, das Ihr gestiftet habt, gnädiger Herr. Der gute Stephano geberdet sich wie ein Trunkener. Ich begleitete ihn zum Haushofmeister, damit er nicht zu wenig verlangte, denn er hatte seine fünf Sinne nicht mehr bei einander. Als er nun das Geld empfing, eilte er zu Ninetten hinüber, und jezt singen und tanzen sie mit einander, wie wenn sie von Taranteln gestochen wären. In seiner Freude wollte er sie zu Euch bringen, damit sie sich mit ihm bedanken sollte; ich hab's ihm aber untersagt. Oder soll ich sie hereinlassen?“ Lisardo machte eine abwehrende Bewegung. „O seyd nicht so niedergeschlagen!“ sprach der Greis mit rührender Stimme weiter. „Gönnt einem alten, treuen Diener ein vertrauliches Wort! Sagt, kann ich denn gar nichts thun, was Euch zu Gefallen wäre?“ — „Nichts,“ erwiderte Lisardo. „Oder wenn du durchaus beschäftigt seyn willst,“ fuhr er mit einem schweren Seufzer fort, „so geh, nimm eine Kohle und schreibe über meine Thüre: Per me si va nell' eterno dolore!“ — „O laßt Euch rathen, lieber Herr!“ sprach Lorenzo und beugte sich zu ihm herab; „bleibt nicht so in der Einsamkeit, hängt Eurem Kummer nicht so hartnäckig nach! Sucht Euch zu vergessen, macht eine Reise!“ Lisardo schüttelte den Kopf. „Oder thut wie Eure Vorfahren, und versucht es mit der Jagd. Glaubt mir, ich bin oft dabei gewesen! Wenn die Hörner schmettern, die Schüsse krachen, dann geht dem Menschen ein anderes Leben auf, ein neuer

Sinn erſteht in Euch, und was Euch vorher gequält und gepeinigt hat, das ſchwindet mit dem fliehenden Gewild hinweg. Kommt, laßt den alten Lorenzo nicht vergeblich bitten!“ — „Nun,“ rief Lorenzo und erhob ſich unmuthig, „daß du ſiehſt, wie viel du giltſt, will ich dir diesmal nachgeben. Wenn die Probe aber mißlingt, ſo iſt es mit deinem Rathgeben aus. Merke dir die Bedingung! Nimm zwei Gewehre und folge mir.“

Im verbiſſenen Schmerze liegt der Keim zum Böſen. Liſardo ſchritt ſo heftig in die Berge hinein, daß ihm der arme Lorenzo kaum folgen konnte. Mühſam keuchte er hinter ihm her, und das mehrere Stunden lang, da ſich nirgends ein Wild zeigen wollte. Endlich ſtieß ihnen in der Ferne ein Reh auf. Liſardo näherte ſich ihm leiſe, da es noch außer der Schußweite war. Das aufgeſchreckte Thier entfloh und Liſardo folgte ihm in ſchnellem Laufe, die Kreuz und Quere durch die Berge ſtreichend, über Felſenſtücke, die ſteilſten Höhen hinan. Auf dem höchſten Gipfel machte das Thier plötzlich Halt und ließ ſeinen Verfolger zu deſſen Verwunderung ganz nahe an ſich heran kommen. Aber indem er anlegte, that es einen Satz und war verſchwunden. Er eilte auf die Stelle zu und fand ſich am Abhang einer Felſenwand, die viele hundert Fuß tief jäh in's Meer hinabſtürzte. Erſah trüb in die Tiefe hinunter; „armes Thier!“ rief er, „das war alſo der einzige Ausweg für dich, dem einen Tode durch den andern zu entgehen!“ Er ſpähte nach dem heldenmüthigen Thiere, aber er konnte nichts erblicken, als die weißen Schaumkronen, unter denen die Wellen gegen den Felſen heranſtürmten. Die Brandung toste dumpf herauf. So ſtand er lange, in die gähnende Tiefe hinunterblickend, wirre Gedanken jagten ſich durch ſein Haupt und umnebelten ihm die Beſinnung, er neigte ſich gegen den Abgrund hin. „Schützt uns, ihr Heiligen!“ rief Lorenzo, der ihn in dieſem Augenblick erreichte und von hinten kräftig in die Arme faßte. Die Flinte, die ſeinen Händen entfallen war, ſtürzte, an den Felſenkanten aufſchlagend, in's Meer hinunter. Liſardo bewegte ſich nicht, Lorenzo zitterte ſo ſehr, daß er nicht von der Stelle konnte, aber er hielt ihn fortwährend gefaßt. Nach langer Zeit war er endlich im Stande, ihn von dem unglücklichen Platze hinweg zu führen. „Was war das, Herr?“ rief er, mit einem Blicke des Vorwurfs ihm in das grauenhaft erbleichte Antlitz ſchauend. „Ein Schwindel,“ erwiderte Liſardo ruhig; „laß uns nach Hauſe gehen.“ — „Unverzüglich,“ rief Lorenzo; „und verhüte es Gott, daß ich Euch je wieder zur Jagd berede.“

Sie ſtiegen abwärts und befanden ſich bald auf den Bergen, die über die Stadt hereinragen. Ueber ihnen ſtieg die alte Feſte ſchroff aus dem Boden. Liſardo blieb, den Blick auf ſie gerichtet, ſtehen und ſagte: „Hier liegen Trümmer einer wilden, grauſamen Zeit. In dieſen Mauern hauste ein ſteinherziges Geſchlecht: hier gebot Tancred, hier der unbeugſame Robert Guiscard. Was meinſt du, Lorenzo? würdeſt du die heutige Welt jenen Tagen vorziehen?“ — „Gewiß!“ erwiderte der Diener und betrachtete forſchend ſeinen Herrn. — „Du haſt Unrecht, mein Freund!“ fuhr dieſer fort, und klopfte ihm auf die Schulter. „Sieh, damals war Freund und Feind offenherzig: wer mich beleidigte, gegen den zog ich das Schwert, und wenn ich unterlag, ſo war es meine Schuld. Jezt gilt ein feiges Fauſtrecht, wo der Feigſte immer der Sieger bleibt, wo man unter der Maske des Geſetzes, der Ordnung und der Gerechtigkeit dem Armen ungeſtraft ſein einziges Lamm ſtehlen kann. Komm weiter, mein Kopf ſchmerzt mich.“

Aus dem Thale trugen die Lüfte den Klang einer Tanzmuſik herauf. Liſardo wandte ſich nach jener Seite. „Wem gehört die erleuchtete Villa dort rechts gegen das Meer hin?“ fragte er gleichgültig. — „Dem Gouverneur,“ antwortete Lorenzo mit gezwungener Faſſung. — Liſardo wurde aufmerkſam. „Was wird hier für ein Feſt begangen?“ fragte er. — „Ich weiß es nicht,“ erwiderte Lorenzo leiſe. — „Rede, Menſch!“ rief Liſardo, und faßte ihn krampfhaft am Arme; „was wird für ein Feſt begangen?“ — „Eine Hochzeit,“ ſagte Lorenzo furchtſam, mit zitternder Stimme. — Liſardo ließ ihn los und ſchritt gegen den Rand des Berges vor. Dort warf er ſich vor einem Steine nieder, ſtützte die Arme darauf und ſchaute lang mit unverwandten, ſtarren Blicken hinunter. Endlich löste ſich die grauſame Spannung in ſeinem Innern, er verbarg ſein Geſicht in den Händen, und ein wohlthätiger Thränenſtrom brach ihm aus den Augen. Der greiſe Diener kniete ſeitwärts und ſprach ein ſchmerzliches Gebet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, Januar.

Brief einer Mailänderin an Franz I. Italieniſche Plaſtik.

Unter den im Laufe des vergangenen Jahrs von Molini herausgegebenen Dokumenten zur italieniſchen Geſchichte befindet ſich ein Brief ſo merkwürdiger und ſeltener Art, daß er zur allgemeinen Kunde des Auslandes gebracht zu werden verdient. Dies Schreiben, welches eine italieniſche Freundin an den ritterlichen König von Frankreich, Franz I., richtet, beſtätigt in einem unglaublich naiven Patois das Gerücht, welches dem Monarchen Vorliebe für italieniſche Schönheiten Schuld gibt. Es lautet in der Ueberſetzung alſo: „Sire, ich benachrichtige Ew. Majeſtät, daß ich mit einem braven Mann geſprochen habe, der mich verſichert, daß das Unternehmen, welches Ew. Majeſtät vor hat, ſiegreich und ruhmvoll ſeyn werde; denn ſo iſt der Wille Gottes. Sie ſollen uns von dieſer äußerſten Noth erlöſen. Keine menſchliche Zunge wäre im Stande, all die ungeheuern Dinge auszuſprechen, welche jeden Tag hier geſchehen. Wenn Ew. ſüße (dolza) Majeſtät Ihr Mailand ſehen wird, wird Sie weder die Menſchen, noch das Land wieder erkennen, ſo übel iſt ihm mitgeſpielt worden, und

täglich noch gebt es ſchlimmer. Die armen Unglücklichen bitten Gott, daß er uns unſern allergnädigſten König von Frankreich ſende, daß er uns erlöſe. Gott gebe es, und ſchenke Ihm Alles, was Sein Herz begehrt! Jezt gibt es keine Schwarzen und keine Weißen mehr (mailändiſch ſprichwörtlich für „keine politiſchen Parteien“). Alle haben denſelben Wunſch: ſie verlangen nach unſerm großherzigen Könige. Kommt Ew. Majeſtät nach Mailand, ſo wird Sie ſehen, daß alle Welt Sie anbetet; denn jeden Tag höre ich ſo freundliche Worte, daß, wenn ſie hingeben, Sie auf die Schultern nehmen und nach Mailand tragen könnten, ſie es von Herzen gerne thun würden, denn ſie haben ihre große Unwiſſenheit einſehen lernen. Ich für meinen Theil weiß, daß die kleine Franzöſin (la franza pizinina) nie ſo wohl gelitten und ſo gehätſchelt ward, als jezt; ſie kann ſagen, was ſie will. Alles iſt wohl geſagt; denn ſie erkennen jezt, daß ſie damals den Verſtand verloren hatten. Und Perſonen genug haben mich um Vergebung gebeten, und geſagt, daß ſie ihr Glück nicht kannten, und daß Gott ſie deßhalb hart genug gezüchtigt habe. — Ich ſende Ewr. Majeſtät einige Verſe, die mir jener brave Mann gegeben hat, von welchem ich obbenannte Sachen weiß. Er und die andern Diener Gottes beten unaufhörlich für Ew. Majeſtät, und wenn ſie etwas Beſſeres thun könnten, würden ſie es von Herzen gerne thun. Sonſt empfehle ich mich unterthänigſt Ewr. ſüßeſten Majeſtät. Gegeben im Fegefeuer den 10 Januar 1527. Unterthänige und ergebene Dienerin von ganzem Herzen, Ew. kleine Franzöſin.“ — Der verſprochene Sieg jenes braven Mannes ging nicht in Erfüllung, die Freundin harrte im Fegefeuer vergebens auf Erlöſung, Franz I. ſah weder ſein Mailand, noch ſeine kleine Franzöſin wieder.

Was ich Ihnen neulich über den Bau eines kuppelförmigen Grabdenkmals für den verſtorbenen Demidoff meldete, iſt nicht bloß Gerücht, ſondern Wahrheit geweſen. Bartolini's für dieſes Gebäude beſtimmte Miſericordia iſt ſchon bedeutend vorgerückt. Sie ſtellt wieder eine Mutter dar, die ihrem kranken Kinde, das ſie auf den Armen trägt, zu trinken gibt. Da dies nun an ſich proſaiſch ſcheinen, und Deutſche im Allgemeinen in dieſem, wie in den früher in dieſen Blättern beſchriebenen Werken dieſes Künſtlers zunächſt Erfindung vermiſſen dürften, ſo iſt zu bemerken, daß die italieniſchen Künſtler von Verdienſt, namentlich die Bildhauer, ſich eine ganz andere Aufgabe ſtellen. Sie wollen, daß die jedesmalige Figur in ſich feſtſtehe und ruhe, und ſuchen dies, wie es nicht anders ſeyn kann, durch das ſorgfältigſte Studium des Knochengebäudes, durch Zeichnung und durch die liebevollſte, eigenhändige Ausführung in Marmor zu erreichen. Man wird von artiſtiſchem Standpunkt aus dies nur zu billigen, und in dieſer Anſicht einen Reſt jenes antiken, plaſtiſchen Sinns zu erkennen haben, der den Italienern alle maleriſchen Verſuche, Basreliefs u. dgl., erſchweren wird: Was in der neueſten Zeit den Italienern glückte, waren immer nur einzelne Figuren; fortlaufende Compoſitionen fielen dagegen im Allgemeinen höchſt ungenügend aus. In dieſer Beziehung verhält ſich der Maler Canova zum Bildhauer Canova wie 1 zu 10 oder zu 100, wenn man will.

(Die Fortſezung folgt.)

London, Januar.

(Fortſezung.)

Bulwers Herzogin von la Vallière.

In rührenden Worten zeigt Bragelone der Herzogin die Mutter auf dem Todenbette, an gebrochenem Herzen ſterbend, und ſchildert ihr den Edelmuth des verſtoßenen Bräutigams, wie er den Fluch, welchen die Mutter gegen ihr Kind hat ausſtoßen wollen, auf der blaſſen Lippe feſtgehalten und in einen Segensſpruch verwandelt. Die Herzogin weint Thränen der Rührung und der Reue, und in ihrem aufrichtig zerknirſchten Gemüthe beſchließt ſie, im Kloſter der Carmeliterinnen den Schleier zu nehmen, was der Mönch außerordentlich billigt. Der Morgen des zu Ausführung des Entſchluſſes beſtimmten Tages bricht an, und Frau von Montespan rüſtet ſich, Augenzeuge des lezten Triumphs über ihre Nebenbuhlerin zu ſeyn; aber Lauzun verdirbt ihr die Freude. Der boshafte Menſch hat den König plözlich ſo ſehr wider ſie eingenommen, daß dieſer ihr am ſelben Morgen den ſchriftlichen Befehl ſendet, augenblicks den Pallaſt zu verlaſſen. Indeſſen ſchreitet die Ceremonie der Einkleidung vor. Die Herzogin iſt heiter und glücklich, denn Bragelone hat ſich ihr entdeckt, und ſie fühlt ſich nun befreit von dem furchtbaren Vorwurfe, die Urſache ſeines Todes geweſen zu ſeyn. Während indeſſen die heiligen Gebräuche verrichtet werden, erſchallt des Königs Stimme. Aus ihrem Schlummer iſt ſeine Leidenſchaft für die Herzogin mit verdoppelter Heftigkeit erwacht. Wieder bricht er herein in das Heiligthum, und wieder würde er, wenn nichts Schlimmeres thun, gewiß ſein Opfer von dannen tragen, wenn nicht Bragelone, der Mönch, den Frevel verhinderte, indem er das Kreuz gegen den König aufhebt und, dafern er nicht abſteht von ſeinem Beginnen, mit dem Fluche der Kirche ſein ſchuldiges Haupt zu beladen droht. Das ſchreckt den König, und als auch die Herzogin ihm in's Gewiſſen redet und endlich rund heraus erklärt, daß ſie ſchlimmſten Falls ſich beſſer wie früher gegen ihn zu vertheidigen wiſſen werde, da durchſchauert den König die Reue des Büßenden, und ſo ſchnell er nur immer kann, ſtürzt er von der Bühne ab, wahrſcheinlich in die Arme der Frau von Montespan. Unter Muſik und Geſang wird nun die feierliche Handlung fortgeſezt, und ſobald Bragelone der neuen Schweſter ſeinen lezten Segen ertheilt hat, fällt der Vorhang und das Stück iſt aus.

Man möchte fragen, wo Bulwer ſeinen Kopf gehabt, als er dieſen Stoff aufgriff und während er ihn bearbeitete? hat er Moral predigen wollen, und wem? In Bulwers Drama tritt das Unmoraliſche weit ſchärfer und deutlicher hervor, als die moraliſche Lehre. Ein anderer böſer Umſtand iſt das immerwährende Einmiſchen politiſcher und religiöſer Dogmen. Nun ja, die Welt weiß es, daß Bulwer die Ehre hat, die Stadt Lincoln im Parlamente zu vertreten. Pardon, daß die Stadt Lincoln die Ehre hat, in Herrn Eduard Lytton Bulwer einen ihrer zwei Repräſentanten im Hauſe der Gemeinen zu beſizen; allein er ſollte lieber da über Politik ſprechen, wo er meiſt politiſch ſchweigt, im Unterhauſe. Was Bulwers religiöſe Anſichten ſind, iſt der Welt aus einigen ſeiner Novellen bekannt; ihm aber hätte bekannt ſeyn ſollen, daß die Welt nicht erwartet, das Weitere von der Bühne herab zu erfahren, und daß Religion ein Gegenſtand iſt, der dort nicht zu ſelten und dann nicht zart genug berührt werden kann. Auf ſolchem Grunde ſcheint eine große Stimmenzahl ſich in dem Glauben zu vereinigen, daß nur ein Mann, deſſen rege Eitelkeit in dem Kreiſe ſeiner Coterie ungeheuer geſchmeichelt worden, und der alle Achtung gegen die, wahrhaftig nicht überſtrengen Regeln der bienséance, welche zur Zeit noch im geſelligen Verkehre gelten, aus den Augen verloren, die Keckheit gehabt haben könne, ein Drama auf die Bühne zu ſenden, das nichts Anderes verſpricht, als die Laſter eines berüchtigten Monarchen und ſeines zügelloſen Hofes.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 35.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 10. Februar 1837.

— Es iſt
Mein dringendes Bedürfniß, iſt mein letzter,
Verzweifelter Verſuch — —
Jetzt laſſen Sie mich von ſich unerhört!

Schiller.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Der Gouverneur von Salerno ſaß am Fenſter und las ein von Neapel gekommenes Schreiben. Waren es die Schatten der abendlichen Beleuchtung, die über ſeine Züge fielen, oder hatte eine innere Bewegung ſein faltiges Geſicht mehr als gewöhnlich zuſammengezogen? Er legte den Brief langſam auf die Seite und ſah nachdenklich gegen die Berge hinaus. „So kurz ſchreibt keine glückliche Frau,“ ſagte er vor ſich hin; „der vergnügte Ton kommt mir gezwungen vor, und wenn irgend etwas in dem Schreiben aufrichtig iſt, ſo iſt es ihre Zärtlichkeit für mich. Es iſt nicht richtig, es muß irgendwo fehlen.“ Ein Diener trat herein und ſagte: „Hier iſt noch ein Brief; er iſt mit dem andern Schiffe gekommen.“ — „Nun werden wir ja ſehen!“ rief der Greis und riß begierig das Siegel auf. Es war ein Schreiben eines Freundes, den er um Nachrichten über die beiden Neuvermählten gebeten hatte. Es waren keine fröhlichen. „Man würde,“ hieß es, „ſehr Unrecht thun, wenn man dieſe Ehe eine unglückliche nennen wollte, denn der Gemahl Eurer Nichte läßt es weder an Freundlichkeit noch Aufmerkſamkeit fehlen; nur will man wahrgenommen haben, daß in ſeinem Weſen eine gewiſſe Kälte liege, und daß überhaupt dem ganzen Verhältniſſe die Herzlichkeit abgehe. Wie ich Octavien kenne, muß ich fürchten, daß ſie dieſen Mangel tief empfinden möchte. Uebrigens wenn nur einmal die erſte Jugend verflogen und das Gemüth etwas abgedämpft iſt, darf man mit Zuverſicht hoffen, daß ſich eine recht verſtändige Zuneigung zwiſchen den beiden Gatten feſtſetzen werde. Petronio iſt ein Mann, der ſeinen Weg machen muß, und das ihm bevorſtehende glänzende Loos, das ihm zugleich eine freiere, ſogar in Betreff des Aufwandes weniger bedächtliche Stellung erlauben wird, kann die Wirkung auf ſeine Gemahlin mit der Zeit nicht verfehlen.“ — „In einem Eurer früheren Schreiben,“ ſo lautete die Nachſchrift, „habt Ihr mich nach dem jungen Liſardo gefragt. Erſt jetzt war ich im Stande, vollſtändige Erkundigungen über ihn einzuziehen. Man ſchildert ihn als einen jungen Mann von trefflichen Gaben und anziehendem, zuweilen ſelbſt liebenswürdigem Benehmen, ſchreibt aber ſeinem Temperament etwas Ungewiſſes und Unſtätes zu. Mit ſeinen Studien waren ſeine Lehrer nicht zufrieden, ſie ſollen keine ſolide Richtung gehabt haben; Beſchränkungen ſey er auf eine hochfahrende, ja verletzende Weiſe entgegengetreten. Ueberhaupt ſoll er, wie ſich Jemand, der ihn näher kannte, ausgedrückt hat, ſeine Hörner noch bedeutend abzuſtoßen haben. Raſch und entſchieden, wie er iſt, könnte er, wenn er ſeine Talente in Anwendung bringen wollte, ein ſehr brauchbarer,

oder auch ein ſehr ſchädlicher Menſch werden. So aber iſt von ihm weder etwas zu hoffen noch zu fürchten, da er keinen Plan und keinen Zweck für's Leben hat.“

„Lupus in fabula!“ unterbrach ſich der Gouverneur im Leſen, als ihm Liſardo gemeldet wurde. „Willkommen, Signor Liſardo!“ rief er dem Eintretenden entgegen; „es freut mich, freut mich herzlich, Euch zu ſehen! Ich ſchließe daraus, daß Eure Freundſchaft zu mir keinen Stoß erlitten hat, wie ich faſt befürchten mußte.“ — „Mein Herr und Freund,“ erwiderte der Jüngling, indem er die dargebotene Rechte ergriff, „mich führt ein wichtiger Entſchluß zu Euch, und wenn Eure Freundſchaft noch die alte iſt, ſo gewährt mir dazu Euren Beiſtand. Laßt mich von dem Ereigniß ſchweigen, das mich ſo plötzlich um mein ganzes Glück, um meine Hoffnungen, meinen Lebensmuth gebracht hat. Ich war völlig in mir gebrochen und vernichtet und lebte viele Tage in dumpfer, regungsloſer Stille hin. Hätte ich in dieſem Scheintod, in dieſem Pflanzenleben verharren können, ich wäre glücklich geweſen; aber es ſoll nicht ſo ſeyn: die innere Lebenskraft läßt ſich nicht unterdrücken, mein Geiſt arbeitet gewaltſam in mir, ich muß die Einſamkeit und die herben, wilden Gedanken fliehen, die ſie gebiert. Nur Eines bleibt mir übrig: die beſchwichtigende, raſtloſe Thätigkeit. Da ich mit meinem eigenen zu Ende bin, ſo will ich für der Andern Wohl bemüht ſeyn. Auf welche Weiſe, iſt mir gleichgültig: ich will nur Eines, Arbeiten und Vergeſſen. Dazu nun ſeyd mir behülflich und weiſt mir irgend einen mühſeligen Poſten in Eurer Verwaltung an.“

Wie oft tritt ein Fall im Leben ein, wo man wünſchen möchte, ein theilnehmender, verſtändiger Freund möchte unverſehens dazwiſchen kommen, einen guten Vorſatz deutend zu fördern, einen peinlichen Knoten zu ſchlichten und Alles die rechte Straße zu weiſen. Aber ſo gut wird es uns nicht, der Deus ex machina läßt vergebens auf ſich warten, die Verwicklung geht ihren Gang und fordert ihre ſchmerzlichen Opfer. Der Gouverneur hatte den Bittſteller Anfangs etwas verwundert angehört, nach und nach aber, wie er zu merken glaubte, wovon die Rede ſey, wurde er freundlich, rieb ſich vergnügt die Hände und ſagte, als jener geendet hatte: „Freund, Ihr habt einen ſehr vernünftigen Entſchluß gefaßt, und ich freue mich aufrichtig darüber. Ja, das iſt es, was ein junger Menſch nöthig hat, Thätigkeit, Fleiß und Ordnung! Ein nützliches Mitglied des Staats und der Geſellſchaft zu werden, das iſt beſſer als all die unnütze Träumerei und Schwärmerei, und belohnender obendrein; denn es iſt doch auch nicht zu verachten, wenn man ein angeſehener Mann iſt und die Achtung ſeiner Mitbürger genießt.“

Liſardo hatte dieſe Ueberſetzung ſeiner Gedanken etwas unmuthig an ſich ergehen laſſen; wie erſtaunte er aber, als der Gouverneur fortfuhr: „Nun, an mir ſoll's nicht fehlen, ich will gern das Meinige thun, damit Ihr ſeht, wie gut ich's mit Euch meine. Eben heute iſt ein Poſten vakant geworden, den ich Euch ſogleich übertragen will; er iſt in meiner Regiſtratur und wird Euch ſo ziemlich im Athem erhalten.“ Liſardo trat zwei Schritte zurück und ſagte: „Es ſcheint, wir haben einander nicht recht verſtanden, Herr Gouverneur!“ — „Nun?“ — „Ich habe mir unter der Thätigkeit etwas anderes vorgeſtellt. Ich will doch hoffen, daß ich noch mehr leiſten kann, als ein Abſchreiber. Wenn mir darum nur zu thun wäre, ſo könnte ich's zu Hauſe und zu meinem Privatvergnügen treiben. Eine öffentliche Thätigkeit aber habe ich mir ein wenig höher gedacht.“ — „Der Ehrgeiz übermannt Euch zur unrechten Zeit, Signor!“ ſagte der Gouverneur mit kaltem Tone; „man muß von unten anfangen, wenn man etwas werden will.“ — „Gott ſey mein Zeuge,“ rief Liſardo, „ob ich ehrgeizig bin! das iſt's ja eben, daß ich gar keine Laufbahn im Sinne habe! ich will bleiben was ich bin, nicht tiefer anfangen und es nicht höher bringen.“ — „Das verſtehe ich nicht,“ ſagte der Gouverneur; „es iſt mir noch kein vernünftiger junger Mann vorgekommen, der nicht in aller Ordnung ſeine Carriere machen wollte, und anders geht's auch nicht. Im Geringen muß man geprüft werden, um zum Größeren tüchtig befunden zu werden.“ — „Ich möchte doch wiſſen,“ lächelte Liſardo, „ob man's einem am Abſchreiben anſehen kann, weß Geiſtes Kind er iſt. Uebrigens rede ich unnütze Worte, wir werden uns nicht verſtehen.“ — „Ich weiß auch gar nicht, was Ihr wollt!“ rief der Gouverneur verdrießlich. „Am Ende meint Ihr gar, ich ſolle Euch meine Provinz auf ein paar Wochen leihen, um Experimente damit zu machen!“ — „So etwas wär's beinahe geweſen,“ entgegnete Liſardo freundlich; „aber wir ſind in unſern Gedanken ſo weit auseinander, daß ich Euch unmöglich mehr ſagen kann, was ich eigentlich wünſche. Das Einzige kann ich Euch zum Schluß vertrauen, daß ich nicht Regiſtrator werden mag.“ Er verbeugte ſich und ging hinweg. Der Gouverneur ſah ihm lange nach und fuhr ſich dann bedenklich über die Stirne. „Der arme Schelm!“ ſagte er, „den hat der Kummer um den Verſtand gebracht; wenn ich ihn nur überreden könnte, die Stelle anzunehmen, vielleicht würde er über der trockenen Arbeit wieder zu ſich kommen. Ein Anderer wäre froh daran.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Neujahr in Paris.

(Beſchluß.)

Als Kopfputz auf Soiréen, Bällen und bei andern Feſtlichkeiten ſind die Turbans ſehr en vogue; in den

Modeläden der Rue Vivienne ſieht man viele ausgeſtellt. Im Magazin „der drei Sultaninnen“ ſteht ein Turban vor dem Fenſter, der ſich durch ſeinen wahrhaft orientaliſchen Luxus auszeichnet. Er iſt aus einem koſtbaren Caſchemirſhawl gewunden und mit Perlen und einem ganzen Paradiesvogel geziert. Mit Damenhauben wird ebenfalls großer Aufwand gemacht. Die ſchönſten und neumodiſchſten ſah ich in der Opera comique und bei der Aufnahme Guizots in die franzöſiſche Akademie; beſonders gefielen mir die Hauben von rothem oder blauem Sammt, mit Perlen oder auch einfach mit Blonden und Spitzen verziert; ihre Form glich faſt den Hauben à la Marie Stuart. Die meiſten ſind mit Blumen geſchmückt, doch ſieht man auch viele mit Blonden, und anſtatt der Blumen mit Marabouts geziert, noch andere mit Spitzen in Form eines Diadems; dieſe ſind mit roſenfarbenen, blauen oder ſtrohgelben, in tüllene Schalen gehüllten Sammtbändern, jene mit gleichfalls in Gaze eingeſchloſſenen Sammtblumen geſchmückt. Die allerneueſten Hauben endlich nennt man à l'Italienne. Zwei Schmetterlinge von Seidenſpitzen, welche über die Wangen herunterfallen, während die Spitzen auf der Stirne platt anliegen, verleihen dieſen Hauben eine eigenthümliche Grazie, und die gefälteten Spitzenſtreifen, welche das Geſicht wie ein ſchöner, gleichmäßiger Backenbart einrahmen, werden in der Mitte von einer goldenen Aehre zuſammengehalten, was die Eleganz dieſer Hauben nur noch vermehrt. Was aber dieſem Kopfputze unwiderſtehlichen Reiz gibt, iſt ein Roſenzweig mit Knoſpen und Blättern, der ebenfalls von einer goldenen Aehre gehalten und ſo befeſtigt wird, daß die Blätter und Knoſpen ſich auf die Wangen herabneigen und mit ihnen vermählen, wie jene beſcheidenen Blumen, welche, anſtatt den Blick ſtolz gen Himmel zu erheben, ihn demüthig zur Erde ſenken und ſich mit dem Grün der Wieſen vermiſchen.

Die beliebteſten Stoffe für Damenkleider ſind ſchwarzer, violetter, himmelblauer, granat-, kirſch- und levkoienfarbiger Sammt, Sammt auf Caſchemir und Atlas, weißer oder roſenfarbener afrikaniſcher Sammt; ferner die orientaliſchen Atlasarten, Salomonsatlas, Zebraatlas. Kleider von Atlasdamaſt, mit Gold, Silber oder Seide durchwirkt, finden vielen Beifall. Wie dieſe Kleider ausgeſchnitten und beſezt ſind, will ich unerwähnt laſſen; ich bemerke nur noch, daß die platten Ermel unbedingt über die weitbauſchigen Gigots geſiegt haben. Die wichtigſte Neuerung in den weiblichen Kleidermoden iſt aber unſtreitig, daß die Pariſer Damen anfangen, Röcke von demſelben Tuch, wie wir Männer zu tragen. Das iſt ſtark; nachdem ſie ſich hier mit Madame Dudevant des Romans und der Revuen, mit Mademoiſelle Püget der komiſchen Oper, mit Mademoiſelle Bertin der großen Oper und mit Madame Ancelot des Théâtre français bemächtigt, ſtehlen ſie den Männern auch noch einen Stoff, der bis auf den heutigen Tag ihr alleiniges Erbtheil war, und ihnen das Recht gab, alle weiblichen Kleidungsſtücke mit dem Titel „Flitterſtaat“ zu bezeichnen. Die königs- und juſtemilieublauen Damenüberröcke waren dieſen Winter ſehr zahlreich auf Promenaden zu ſehen; vorne an der Bruſt ſind ſie zugeknöpft und mit geſtickten Schnüren geſchloſſen; die Ermel ſind oben ein wenig bauſchig und werden nach der Hand zu enger; am Handgelenke knöpft man ſie mit zierlich geformten und ſeidengeſponnenen Knöpfchen zu. Zu dieſem Anzuge trägt man kleine Halbſtiefeln, ebenfalls mit Seidenknöpfchen. Dieſe Halbſtiefeln ſind ein zweiter Eingriff in die Männerrechte: jezt fehlt bloß noch, daß die Damen hier das ſpaniſche Rohr in die Hand nehmen. — Damit ſchließe ich meinen heutigen Bericht, kann aber nicht umhin, nochmals die Bitte zu wiederholen, alle Verſtöße gegen genaue Beſchreibung weiblicher Toilette verzeihen zu wollen.

Die Roſe meiner Schweſter.

Roſe meiner Schweſter!
Sie allein hat dich getränkt,
Vor dem Froſte dich geborgen,
Deiner Blüthen Luſt gelenkt
Und geſonnet jeden Morgen.

Roſe meiner Schweſter!
Als ſie blühend dein gepflegt,
Blühteſt du mit ihr ſo ſelig;
Als man ſie in's Grab gelegt,
Welkteſt du, wie ſie, allmählig.

Roſe meiner Schweſter!
Bliebeſt, wie die Schweſter, todt,
Kam nicht mehr dein milder Schimmer;
Ach, der Wangen mildes Roth
Kam auch meiner Schweſter nimmer!

Roſe meiner Schweſter!
Trau' ich meiner Augen Treu'?
Fängſt ja an zu blühen wieder?
Blüth' und Blätter werden neu,
Mooſig friſch wird dein Gefieder!

Roſe meiner Schweſter!
Pflegt ſie dein als Engel dort?
Sollſt du wieder Blüthen tragen,
Weil ſie blühet immerfort?
Und ſollſt du's uns Lieben ſagen?

K. J. Schüler.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Beſchluß.)

Bulwers Herzogin von la Vallière.

Weil Bulwer den Stoff ſeines Dramas Allem nach einer franzöſiſchen Novelle entnommen, hat er es vermuthlich conſequent erachtet, ihn auch im Geſchmacke der neuern franzöſiſchen Romantiker zu bearbeiten, und wenig fehlt, er hätte ſich als vollendeten Schüler dieſer verworfenſten aller Geſchmacksſchulen bewieſen. In der Scene, wo Mademoiſelle de la Vallière das Kreuz umklammert, iſt dem Könige ein ſo ſtürmiſches Verhalten vorgeſchrieben, daß ich einige für ihre und ihrer Töchter Augen beſorgte Mütter die Logen verlaſſen ſah, und von der Galerie, ſogar von der Galerie, wo das Viergroſchenperſonal ſich nicht leicht aus der Faſſung bringen läßt, eine Baßſtimme ein zweimaliges: shame, shame, hören ließ. Bulwer iſt in Paris geweſen, und weil er dort ähnliche Scenen den Beifall der Menge ſich hat gewinnen ſehen, ſcheint er nicht den geringſten Zweifel gehegt zu haben, daß die Londoner Welt dem Beiſpiele der Pariſer folgen werde. Das iſt aber ein Fehlſchuß, der dem ſcharfen Schützen, zu welchem Bulwer in ſeinem „England und die Engländer“ ſich aufgeworfen hat, wenig Ehre macht. Noch hält man in England etwas auf die altväteriſche Sitte des Erröthens, und die Frage, ob, wenn Bulwer ſich etwa vorgenommen hat, ſeine Landsleute durch das Organ der Bühne franzöſiſch zu romantiſiren, ihm das gelingen werde, dürfte wohl verneint werden.

Die Sprache des Drama's iſt zierlich und niedlich, überall, wo der Strom der Rede ruhig fließt, emphatiſch und beredt in zwei oder drei der bedeutenderen Scenen, aber ihrem allgemeinen Charakter nach ſchwächlich; manche hübſche Phraſe, manches gefällige Bild in einem ungeheuern Schwall von Worten, aber nur wenige Zeichen tiefen oder geſunden Denkens. Die zwei erſten Akte dürften die beſten ſeyn: es zeigt ſich hier mehr Kraft und Feuer, als in den andern dreien. Der dritte iſt qualvoll langweilig, und die langen Reden, welche im vierten und fünften vorkommen, verrathen zu deutlich die Urſache ihres Daſeyns, den Zweck, fünf Akte und den Theaterabend zu füllen. Alle Charaktere ſind entweder ſchwach, oder laſterhaft, oder Beides; ſelbſt der ritterliche Bragelone iſt von dem Vorwurfe ſtrafbarer Schwäche nicht frei, und die Herzogin — zwei redliche Gefühlsausbrüche abgerechnet, thut die gute Dame fünf lange Akte hindurch faſt nichts als weinen. Bei ſo bewandten Umſtänden hatte Bulwer nur der zahlreichen Anweſenheit ſeiner Freunde, wie der Courtoiſie des hieſigen Theaterpublikums und dem nach Kräften guten Spiele der Repräſentanten ſeiner Charaktere die Aufnahme zu danken, welche der erſten Vorſtellung zu Theil wurde. Wo mit dem geringſten Scheine von Rechtfertigung ein Applaus ſich anbringen ließ, da erſchallte einer, zwar dünn, doch ohne durchdringenden Widerſpruch. Am folgenden Abend wurde die Herzogin wiederholt, bei einem vollen Hauſe, mit demſelben Erfolge. Tags darauf zeigte die Theaterdirektion in den öffentlichen Blättern an, daß der Dichter das Stück einer ſorgfältigen Sichtung unterworfen, und deßhalb die hiemit für den Abend angekündigte Vorſtellung eine durchaus veränderte ſey. Bedeutende Schnitte haben das Stück beträchtlich abgekürzt: die dritte Vorſtellung ging eine halbe Stunde früher zu Ende, und das war gut, oder claſſiſcher mit Shakespeare zu reden: for this relief much thanks. Das Haus war aber leer, und das Publikum ſo kalt, daß die Direktion dienlich erachtet hat, mit dieſer dritten Vorſtellung das Stück bei Seite zu legen. Solches iſt das tragiſche Ende von Bulwers erſtem dramatiſchen Auffluge. Das Fegefeuer der Bühne hat ihm die wächſernen Flügel geſchmolzen. Wird die Kritik ihn veranlaſſen, ſich dauerhaftere zu fabriziren? W. S.

Florenz, Januar.

(Fortſetzung.)

Fräulein v. Fauveau. Ein Antonello de Meſſina.

Daher mag auch zu erklären ſeyn, daß die Bildnerei jetzt der Malerei bedeutend vorausgeeilt iſt; wie ebenfalls, daß die Arbeiten fremder, auch verdienſtvoller Künſtler hier ſo wenig geſchätzt, und dagegen die Werke Canova's immer noch als capodopera angeſehen werden. Es heißt ſeinem patriotiſchen Sinn gar zu gütlich thun, wenn man, wie dies oft und noch neulich wieder geſchehen, von einer europäiſchen Kunſt träumen, und hier und in Frankreich einen Einfluß durch, oder eine Annäherung an deutſches Kunſtleben erkennen will. Es ſind immer die ſchwächern, unbedeutendern Künſtler in beiden Ländern geweſen, welche dem germaniſchen Streben huldigten; die bedeutendern haben theils nie auf die Lockungen ſolcher Stimmen gehört, theils, nach einem kurzen Umwege, ſpäter nur deſto feſter und ſicherer in ihrer eigenen Natur ſich ausgebildet. Echte Liebe zur Kunſt wird auf den Ruhm verzichten, über alle Länder der Welt eine Woge deutſchen Lebens hinrauſchen zu ſehen, und nie müde werden, dem reichfließenden Strome deutſcher Erfindung das Machwerk romaniſcher Nationen entgegenzuſtellen. Hat man doch nach Schlegel lange genug, und mit nicht zu berechnendem Schaden für deutſche Literatur, die dramatiſche Poeſie der Franzoſen und Italiener als nutzlos und abgethan angeſehen. — Dem Fräulein von Fauveau, jener eifrigen Carliſtin, welche die Herzogin von Berry in die Vendée begleitete, und ſeit jenem verunglückten Ritterzuge hier im Exil die Fahne des Aufruhrs mit dem Meißel vertauſchte, waren wirklich die zwei Bronzethüren zu dem oben genannten Denkmal angetragen worden. Sie ſollten ſechs Basreliefs mit Vorſtellungen aus dem Leben des verſtorbenen Demidoff und die Höhe von neun Fuß haben. Die Künſtlerin rechnete auf ſechs Jahre Arbeit, und verlangte für Mühe, Material, Guß und Reinigung, Alles in Allem, die Summe von 115,000 Franken. Das hieß aber den Beſteller wenig kennen. Demidoff, der ſich freigebig, ja glänzend zu zeigen pflegt, und ein Bild, das zu 8000 Franken bedungen war, bei der Ablieferung mit 20,000 belohnte, fand die Forderung ungeheuer, und brach die ſchon eingeleitete Unterhandlung plötzlich wieder ab. Und doch wird die Summe Keinem, der die Koſten eines ſolchen Unternehmens zu berechnen im Stande iſt, außerordentlich ſcheinen. Um bei glücklicher Beendigung des Ganzen verhältnißmäßig ſplendid ſeyn zu können, hätte es freilich wenigſtens 300,000 Franken bedurft. — Die berühmte Galerie der Uffizi, welche ſeit langer Zeit um kein erhebliches Bild reicher geworden, hat neulich ein wahres Juwel aus der Sammlung des hier anſäßigen Venetianers Cellotti acquirirt. Dieſes Bild, an ſeinem frühern Platz und auch noch jetzt als Antonello de Meſſina bezeichnet, iſt das Porträt (faſt en face) eines Mannes in ſchwarzer Gewandung von mehr als mittlern Jahren, auf deſſen Haupt aber noch das dicke, etwas buſchige Haar wie bämmernde Nacht ruht, während der gelbliche Ton des Carnats dazu in vortrefflicher Harmonie ſteht.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 36.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 11. Februar 1837.

Es scheint, was sich am schnellesten bewegt,
Für uns zu ruhn; es schweiget unserm Ohr
Der lauteste Sternenklang. —

Herder.

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1837.

Dargestellt

von

Dr. Nürnberger.

Das begonnene Jahr 1837, über dessen Himmelsbegebenheiten wir den gewöhnlichen Rapport abzustatten eilen, wird sich nicht besonders reich an ausgezeichneten Himmelserscheinungen beweisen. Zwei im April und im Oktober zu erwartende totale Mondfinsternisse, auf welche wir an ihrem Orte speciell zurückkommen werden, sind wohl das Auffallendste. Indem wir uns so ausdrücken, beziehen wir uns aber freilich nur auf unser Planetensystem und einige wenige der glänzendsten, unsern Beobachtungen zugänglichsten Fixsterne. In den unergründlichen Tiefen des Firmaments können sich zahllose wichtige astronomische Ereignisse zutragen, wovon uns selbst unsere gewaltigsten Fernrinstrumente keinerlei Kunde geben. Nur eine Ahnung solcher entfernten Vorgänge in den weiter abstehenden Fixsternregionen erwecken die Andeutungen der neuesten Astronomie, besonders über die Natur der Doppel-, Trippelsterne u. s. w., wie wir uns im vorigen Jahrgange unserer Blätter ausführlich darüber erklärt haben; und wir bezeichnen daher auch als eine Himmelsbegebenheit des anhebenden Jahrs, daß in demselben die Vollendung des großen Werkes über solche Doppelsterne erwartet werden darf, an welchem der berühmte Dorpater Astronom Struve seit langer Zeit arbeitet, und dessen Druck jetzt auf Kosten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg ausgeführt wird. Aus diesem Werke wird dann ersehen werden, daß es in jenen Tiefen der Himmel Sonnen gibt, welche andere Sonnen in Perioden umkreisen, die nach Jahrtausenden zählen, und daß die Bildungen des Firmaments nicht auf die einzige Form von Sonnen mit einem Gefolge von Planeten und Nebenplaneten eingeschränkt seyen.

In den engeren Grenzen unseres Himmels dagegen, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ist zunächst eine Opposition Jupiters mit der Sonne zu bemerken, welche in der Nacht vom 1sten auf den 2ten Februar eintritt. Beide Gestirne sind dann in Länge genau um eine Himmelshälfte von einander entfernt, so daß Jupiter durch die obere Hälfte des Meridians geht, wenn sich die Sonne in der untern Hälfte befindet, d. h. wenn wir Mitternacht haben. Der Planet in seinem herrlichen, gelblichen Lichte leuchtet dann also die ganze Nacht hindurch und wird sich, wenn die Witterung günstig ist, vortrefflich beobachten lassen. Dies ist um so interessanter, da sich, wie Gruithuisen anführt, jetzt große Veränderungen

in den Streifen zutragen, die die Oberfläche dieſes Weltkörpers auszeichnen, und welche auch diejenigen Leſer, die nicht ſelbſt Beobachter ſind, auf jeder Abbildung deſſelben wahrgenommen haben werden.* — Wenige Tage ſpäter (den 6ten Februar) ereignet ſich eine ſolche Oppoſition auch für den Mars, und es liegen dann alſo die Mittelpunkte des Mars, der Erde und der Sonne in einer und derſelben Ebene (obwohl nicht unbedingt in derſelben geraden Linie). Am 18ten Februar, ganz kurz vor Mitternacht (11 Uhr 58′ 36″ mittlere Berliner Zeit) beginnt eine Bedeckung des Mars durch den Mond, welcher leztere faſt voll iſt und hoch im Meridian ſteht. Die genaue Beobachtung dieſes Ereigniſſes kann wichtig für die Entſcheidung der Frage nach der größeren oder geringeren Höhe und Dichtigkeit der Mondsatmoſphäre werden, da ſich der Glanz des Planeten beim Eintritt in dieſe Atmoſphäre ſchon etwas verdunkeln muß, ehe er ſelbſt hinter dem eigentlichen Mondkörper ganz unſichtbar wird. Umgekehrt muß es ſich eben ſo bei ſeinem Wiederhervortritte verhalten, welcher um 1 Uhr 12′ 12″ (derſelben Zeit) erfolgt. Wir empfehlen dieſe intereſſante, allenfalls auch mit bloßen Augen anzuſtellende Beobachtung allen unſern Leſern ganz beſonders.

In den vorlezten Tagen des Februars erlangt der veränderliche Stern Mira im Wallfiſch ſein größtes Licht. Dieſer Stern nämlich, den ſchon ältere Aſtronomen deßwegen auch den wunderbaren (Mira ceti) genannt haben, iſt einer eigenthümlichen Lichtabwechslung unterworfen, deren Periode etwa 11 Monate dauert, binnen welcher ſein Licht bis zum völligen Verſchwinden abnimmt und nachher ziemlich mit der nämlichen Regelmäßigkeit wieder zurückkehrt. Der ſchwediſche Aſtronom Wargentin hat dieſen Stern einmal ſo glänzend als den Aldebaran (α Tauri) geſehen, dann war er wieder, ſelbſt mit Fernröhren, gar nicht aufzufinden. Es gibt mehrere dergleichen veränderliche Sterne am Himmel, unter denen wir nur noch Algol im Meduſenhaupte (β Persei) nennen, deſſen Periode beſonders regelmäßig iſt; und man hat dieſen wunderbaren Vorgang von einer Arendrehung dieſer Sterne und der gleichzeitigen Annahme abhängig machen wollen, daß ihre eine Halbkugel viel glänzender als die andere ſey. Alle Umſtände der Erſcheinung werden aber durch dieſe Hypotheſe noch nicht erklärt und die vollſtändige Aufklärung bleibt einer ſpätern Aſtronomie vorbehalten.

(Die Fortſezung folgt.)

* Dieſe merkwürdigen Streifen der Jupiteroberfläche laufen bekanntlich dem Aequator dieſes Planeten parallel, und ſind ohne Zweifel atmoſphäriſche Verdichtungen. Was jenen Parallelismus betrifft, ſo verdient als Vergleichung berückſichtigt zu werden, daß die tropiſchen Regen in einerlei Parallelkreiſen der Erde ziemlich gleichzeitig entſtehen, und dem entfernten Beobachter alſo auch als ſolche dunkle, dem Erdäquator parallel um die Erde laufende Gürtel erſcheinen müſſen. Die Verdichtungen in der Jupitersatmoſphäre ſind wahrſcheinlich nur intenſiver.

Liſardo.

(Fortſezung.)

Liſardo war in den lezten Tagen ein ganz Anderer geworden. Sein dumpfer Gram hatte einer andern, eben ſo einförmigen Stimmung Platz gemacht, einer völligen Menſchenverachtung. „Zuerſt haben ſie mich beſtohlen,“ ſagte er, „und nun, da ich ihnen doch etwas ſeyn will, ſtoßen ſie mich von ſich. So will ich ihnen denn auf ewig fremd werden.“ Er konnte nicht mehr zu Hauſe bleiben, das Umhergehen in ſeinen Gemächern war ihm zuwider, die Bitterkeit, die ſich ſeiner Seele bemächtigt hatte, ließ ihm keine Ruhe, ſie trieb ihn hinaus in die Berge, wo er oft ganze Tage herumſchweifte, ohne dem alten Lorenzo, ſo inſtändig er darum bat, das Mitgehen zu erlauben.

Eines Abends ſtieg er, erhizt und ſehr müde, eine Seitenbiegung des Bergkeſſels herab. Das herrliche Thal, das ſich vor ihm ausbreitete, konnte ihm keinen Blick der Freude abgewinnen. Dies lag ſchon urſprünglich in ſeinem Weſen: die Natur war ihm von jeher gleichgültig und der Menſch der Gipfel aller ſeiner Beobachtungen und Beſtrebungen. Nun hatte ihn ein feindliches Schickſal mit dem Menſchengeiſt entzweit: wie hätte er da noch den Couliſſen eine Aufmerkſamkeit ſchenken können, nachdem ihm der Held von der Bühne geſchwunden war! Er folgte einem ſchmalen Fußſteig, und an den Rand eines Berghanges gekommen, ſah er plözlich eine unerwartete Scene unter ſich. Eine fröhliche Menſchenmenge ſaß an wohlbeſezten Tiſchen umher oder trieb ſich im Grünen lachend und ſchäkernd durch einander. Liſardo war überraſcht und ſah lange hinab; ein dicker Mann und ein ſchlankes, junges Mädchen trugen Speiſen und Getränke zu. Endlich gewahrte er das Dach eines Hauſes, das halb hinter dem Berge, halb zwiſchen Bäumen verſteckt lag. Nun war ihm das Räthſel gelöst; er wußte, daß hier eine Schenke war, urſprünglich zur Einkehr der Landleute beſtimmt, die ihre Erzeugniſſe nach Salerno brachten, ſpäter aber wegen ihrer bequemen Lage von der ganzen Nachbarſchaft zum Schauplatz ihrer Vergnügungen erwählt. Eine lärmende Muſik, bei deren Schall ein lebhafter Tanz auf dem Raſen begann, überzeugte ihn, daß die Taverne auch heut ihre Beſtimmung pflichtlich erfüllte. „Macht euch nur einen guten Tag,“ dachte er, „und vergnügt euch, wie die Fliegen in der Sonne ſchwärmen! euer Elend wird euch doch nicht verlaſſen, es

folgt euch wie der Schatten dem Körper folgt!“ Er wandte ſich ab und ging in den Krümmungen des ſchmalen Pfades fort, der in entgegengeſetzter Richtung lief. Wie es aber bei Bergpfaden häufig der Fall iſt, der Fußſteig beſchrieb einen Bogen und Liſardo befand ſich, ehe er ſich's verſah, unten in dem luſtigen Gewühl. Während er auf einen Ausweg bedacht war, kamen ihm einige junge Männer von Stand entgegen, die er in der Vecchia beim Gouverneur getroffen hatte. Beide Theile waren etwas verwundert, ſich hier zu finden, jene aber, in der Vorausſetzung, unſer Wanderer habe, ſo gut wie ſie, luſtige Geſellſchaft aufſuchen wollen, luden ihn zu ſich ein, und Liſardo konnte ſich nicht entziehen. Bald war eine übermüthige Unterhaltung angeſponnen, an welcher der Jüngling, aufgeregt und verwildert in der langen Einſamkeit, lebhaften Antheil nahm. Seine Geſellſchafter ließen merken, daß ſie gern aus der langweiligen Vornehmheit der Stadt hieher zu fliehen pflegten, um ein ungebundenes Vergnügen zu genießen, und Liſardo, dem der Ton neu war, pflichtete ihnen aufrichtig bei; die Bitterkeit gegen jene Kreiſe, wo ihm die tödtlichſte Kränkung zugefügt worden war, überwältigte ihn, und er ließ es nicht an Spottreden fehlen, die mit dem lauteſten Beifall aufgenommen wurden. Er fühlte ſich nach und nach behaglich und gefiel ſich in einer ausgelaſſenen Luſtigkeit. Ein Improviſatore, woran es bei ſolchen Gelegenheit nie fehlte, unterbrach das Geſpräch und ſang Verſe, die von witziger Zügelloſigkeit überſprudelten. Liſardo, der nun einmal im Zuge war, antwortete ihm in der gleichen Manier, und um nur etwas zu ſagen, mußte er ihn überbieten. Das Glück, das ſeine Scherze machten, ſteigerte ihn, er warf eine Tollheit um die andere hin, ohne zu wiſſen, wo er ſie hernahm, und riß ſeine Umgebung zu einer ſchrankenloſen, trunkenen Poſſenhaftigkeit fort, an der das Landvolk, wiewohl in ehrerbietiger Entfernung, Antheil nahm.

„Nicht wahr, Mattheo, ſo arg iſt's lange nicht bei dir zugegangen?“ rief einer der Jünglinge dem dicken Wirthe zu. — „Das will ich meinen,“ erwiderte dieſer; „aber ich wollte nur, es wäre alle Tage ſo! Ja, wenn uns ein ſolcher Herr mit ſeinem Beſuche beehrt!“ — „Was? du Wallfiſch! ſind wir denn gar nichts?“ rief ein Anderer. „O, meine Herren —“ entgegnete Mattheo und verbeugte ſich; dann brach er aber ſchnell ab und ſtieß das junge Mädchen, das neben ihm ſtand, mit dem Ellbogen an und rief: „Siehſt du nicht, daß Signor Liſardo ein leeres Glas hat? Wart, träge Dirne, ich will dir hinſtehen und gaffen!“ Das hübſche Mädchen hüpfte eilig herbei und ſchenkte ihm ein. Sie ſah ihn dabei mit einem Blicke an, daß die andern Geſellen in ein lautes Gelächter ausbrachen. „Pippa,“ rief einer, „ſieh den Herrn nicht ſo an! ich glaube, du haſt etwas Böſes im Sinn. Nimm dich in Acht, ſonſt wirſt du als Hexe verbrannt.“ — Pippa zog ſich beſchämt zurück, aber der Auftritt hatte eine Spur in Liſardo's Gemüth zurückgelaſſen. Es wurde Abend und die Schenktiſche leerten ſich nach und nach. Liſardo's Geſellſchaft blieb zurück, um ſich in ſtürmiſchen Tänzen auszutoben. Ein paar ländliche Schönheiten hatten ſich herzu gefunden, Liſardo zog die hübſche Pippa an ſich und hatte, ehe er daran dachte, ihr Herz in ſeiner Gewalt. Grimm und Trunkenheit ſtachelten ihn auf, und von den widerſtreitendſten Gefühlen durchſtürmt, ſtürzte er ſich in den wilden Taumel des Genuſſes.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Breslau, Januar.

Zeitungskorreſpondenten. Hoffnungen.

„Bin ſo frei, grad' herein zu treten,“ wie Mephiſtopheles, auf die Gefahr hin, Vielen meine Sache nicht recht zu machen. Eine Korreſpondenz zu führen, iſt keine Kleinigkeit, erſtens dem großen deutſchen Publikum gegenüber. Soll man nichts berichten, als was das ganze große deutſche Vaterland intereſſirt, ſo findet ſich wenig Stoff, beſonders im Gebiete des Unpolitiſchen, und beſonders in unſerm guten Breslau. Was unſere lange und breite Provinz mit ihrer nicht unbedeutenden Hauptſtadt für Deutſchland Intereſſantes liefert, wird am früheſten und ausführlichſten in den politiſchen Zeitungen abgehandelt, die ſich natürlich jeglichen Gegenſtandes aus dem öffentlichen Leben bemächtigen. Nur in der Anſicht, in unverſtellter, aufrichtiger Darſtellung kann einem Korreſpondenten von hier noch Selbſtſtändigkeit vorbehalten ſeyn. Und zu dieſer Selbſtändigkeit gehört Muth, denn die Breslauer ſind ſehr empfindlich, wenn ſie von einer öffentlichen Korreſpondenz berührt werden. Was ſie in fremden Blättern aus Breslau leſen, ſoll mit allen den Rückſichten geſchrieben ſeyn, die ſie in dem ſpießbürgerlichen Schlendrian des Alltaglebens gegen einander beobachten. Dazu kommt, daß ſie allerdings Urſache haben, mit mehreren ihrer Korreſpondenten nach auswärts unzufrieden zu ſeyn. Der in unſerer neueſten Unterhaltungsliteratur verbreitete Hang, Perſönlichkeiten abzuhandeln, iſt für manche hieſige Berichterſtatter zu verlockend, als daß ſie ihm nicht nachgeben ſollten. Da leſen wir denn z. B., daß Der oder Jener gerne ſchläft, oder funkelnde Augen hat und wenig Haare, oder gerne ſpricht, oder gerne Glühwein trinkt, oder einen Ziegenbart trägt, und dergleichen; zuweilen ſind ſogar die Namen genannt. Aber ich begreife trotz dem nicht, wie ſich Jemand über ſolche Korreſpondenzen ärgern kann. Wer ſie ſchreibt, zeigt, daß er nicht weiß, was er ſchreiben ſoll, und daß er weder guten Ton, noch guten Geſchmack beſitzt. Dieſes Unweſen beweiſt aber, daß ein Korreſpondent mit dem Beſtreben, das auswärtige Publikum zu unterhalten, noch die Abſicht verbinden kann, auf das einheimiſche zu wirken. In der That läßt ſich aus vielen Gründen bei der beſten Geſinnung und dem beſten Willen über Oertliches (ich rechne dazu auch das Provinzielle) am Orte kaum ſchreiben, ſchon um der Cenſur willen; denn wenn die Cenſur auch in allen deutſchen Staaten gleich wäre, ſind es doch die Cenſoren nicht. Ferner liegt es in dem Intereſſe des Journals, für welches man

ſchreibt, auf das Publikum, aus deſſen Mitte man ſchreibt, Eindruck zu machen; und Korreſpondenzartikel werden nirgends begieriger geleſen, als an dem Orte, aus welchem ſie kommen. Der Korreſpondent kann alſo in ſeiner Gegend für die Verbreitung des Journals arbeiten, oder er kann wenigſtens den einmal gewonnenen Leſerkreis erhalten und befeſtigen helfen. Er kann aber auch das Gegentheil, und dies ſollten diejenigen bedenken, welche mit ihren unſchicklichen Berichten ſich und die Blätter compromittiren, mit denen ſie in Verbindung ſtehen.

Aus dem alten Jahr nehmen wir zwei Hoffnungen hinüber in das neue: die Hoffnung, die Cholera wieder loszuwerden, und die Hoffnung, ein neues Theatergebäude zu bekommen. Erſtere dürfte zunächſt realiſirt werden, wie überhaupt die aſiatiſche Brechruhr diesmal weit weniger um ſich greift, als früher. Auch der Charakter der Krankheit ſcheint ſich bei uns geändert zu haben. Ihr Verlauf iſt raſch und tödtlich, aber äußerlich weniger ſchrecklich. Erbrechen und Durchfall ſind minder heftig, auch bedeckt die Kranken jene entſetzliche Marmorkälte nicht, wie früher; dagegen treten gewaltige Congeſtionen nach dem Kopfe ein und der Tod erfolgt apoplektiſch. So ſagt mir ein Arzt, der eine Anzahl ihrer jüngſten Opfer zu beobachten Gelegenheit hatte. Die Hoffnung auf ein neues Theatergebäude ſchimmert nur bleich. Vor zwei Monaten war die öffentliche Meinung ſehr damit beſchäftigt. Der Freiherr v. Baerſt, Beſitzer der Breslauer Zeitung, unterzog ſich dem alten Projekte. Er ließ ſich die Unterſtützung der Lokalbehörden, einiger Häupter des ſchleſiſchen Adels und einiger reichen hieſigen Kaufleute zuſichern, ſuchte bei der Bauvererdnetenverſammlung einen Bauplatz nach, der ihm auch bereitwillig angewieſen wurde, und reiste nun nach Berlin, um das Wichtigſte zu holen: die Conceſſion. Anfangs glaubten Viele dieſe Angelegenheit in Kurzem erledigt, jetzt zweifeln Viele an dem glücklichen Erfolge überhaupt; denn man ſieht es für ein böſes Omen an, daß Herr. v. Baerſt Berlin bereits wieder verlaſſen hat und nach Paris gegangen iſt. Ob ſich das Publikum über dieſe Wendung betrüben oder damit zufrieden ſeyn ſolle, anzudeuten, behalte ich mir auf den Augenblick der Entſcheidung vor.

Florenz, Januar.

(Beſchluß.)

Kunſt. Copieen. Literatur.

Es iſt unmöglich, ſich eine ſtrenger gezeichnete und zugleich gefühltere Linie vorzuſtellen, als die iſt, welche auf der rechten Seite von der Schläfe bis an's Kinn hinunterläuft. Der dunkelblaue Ton der Luft, die einzelnen, dick- und engbelaubten Bäume, das ganze Anſehen des Bildes ſtehen in der nächſten Beziehung zu Hemmling, zur niederrheiniſchen Schule überhaupt, ſo daß es für die Kunſtgeſchichte intereſſant ſeyn müßte, den Meiſter dieſer einzigen Schöpfung zu ermitteln. Für die, welche ſolche Studien intereſſiren, kann hier bemerkt werden, daß aus derſelben Sammlung in den Beſitz des Herrn von Portalès in Paris ein ähnliches, wie es heißt, beſſer beglaubigtes Bild deſſelben höchſt unbekannten Meiſters gekommen iſt. Ein anderes Bild des Antonello, das hier in Florenz Namen und Jahrzahl trägt, ſteht mit einer ganz andern Schule in Verbindung. Das Porträt wäre, als Antonello außer Zweifel geſtellt, ſchwerlich je an ſeinen jetzigen Platz, wohl aber längſt in eine auswärtige Sammlung gekommen. Aus derſelben Kunſthandlung iſt ferner der große, längſt feilgebotene Titian (?), Chriſtus in Emaus vorſtellend, nebſt einigen kleinern Tafeln für die nicht unbedeutende Summe von 6000 Scudi in die Sammlung Demidoffs übergegangen. Dies, und daß der bekannte Pampeloni an einer ſchreitenden Venus arbeitet, iſt ungefähr alles, was aus der hieſigen Kunſtwelt in dieſem Augenblick intereſſiren kann. Durch zwei Worte aber dürfte das Ausland vor Copien zu warnen ſeyn, die hier aus der in ſolcher Nachahmung ſehr glücklichen Hand eines Florentiners hervorgehen, und als Originale in die Welt geſchickt werden. So kam vor Kurzem eine Wiederholung jener wundervollen Madonna del Granduca von Rafael zum Vorſchein, welche in einzelnen Retouchen, in ſtellenweiſen Abblätterungen, in einer kleinen, im Rafaelſchen Styl entworfenen Landſchaft ein ſehr altes Anſehen hatte. Bartolini, der ſelbſt hinter's Licht geführt ſeyn mochte, mit vielen andern berühmten Künſtlern, erklärte das Bild für ein Originalwerk Rafaels, während Andere ſich genügſamer zeigten und es für eine alte Copie ausgaben. Durch andere Werke aus derſelben Fabrik ſind bei Weitem vorſichtigere Leute als Bartolini hintergangen worden. Es übertreffen dieſe Arbeiten durchaus jene Verſuche, welche in ähnlicher Weiſe in Bologna und im Wiedergeben venetianiſcher Originale in Venedig angeſtellt werden. Die Leichtigkeit und Feſtigkeit, womit namentlich die Tafeln nach der erſten Manier Rafaels beſchafft ſind, iſt für die kurze Zeit, welche der Maler auf ſie verwendet, und für die immer große und wirklich nicht geiſtloſe Aehnlichkeit durchaus merkwürdig. Auch einträglich könnte dies Gewerbe werden, wenn der Künſtler nicht glücklicherweiſe eitel genug wäre und zuletzt ſelbſt ſein Geheimniß ausplauderte. — Vom literariſchen Leben ſpürt man ſehr wenig. Niccolini iſt ſtark mit einer Darſtellung der ſizilianiſchen Geſchichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts beſchäftigt, von der man ſich allgemein viel zu verſprechen ſcheint. Seine neue Tragödie: Roſamunde, dürfte der Beendigung nahe ſeyn. — Ueber Dante werden hier von Centofanti ſtark beſuchte Vorleſungen gehalten.

Auflöſung der Charade in Nr. 30:

Maultrommel.

Räthſel.

Wie heißt der Herr Papa,
Der ſeine Kinder nicht allein gezeuget
Mit einer Frau, vor der er tief ſich beuget,
Der ſeine Kinder auch mit Luſt geboren,
Oft mehr als eins bei Einem Tanz der Horen.

Er puzt ſie, wie ein Bär
Die kaum geworfnen, ungeleckten Jungen,
Doch manches iſt aus wilder Eh' entſprungen;
Erkennt die Frau ſie nicht an als die Ihren,
So wird er Malz und Hopfen wohl verlieren.

Ein manches echte Kind
Wird lange ſeinen Vater überleben,
Indeß die wilden bald den Geiſt aufgeben,
Der nur von außen ihnen angeflogen
Und nicht als Gaſt bei ihnen eingezogen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 37.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 13. Februar 1837.

— Von Freud' iſt nicht die Rede:
Dem Taumel weih' ich mich, dem ſchmerzlichſten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.

Goethe.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Als Liſardo am andern Morgen in einem Zimmer der Schenke erwachte, war ihm das Vergangene wie ein Traum. Aber der Traum wurde lebendig vor ihm; mit ſtarren Augen ſah er die Bilder des Geſchehenen aufſteigen, er konnte ſie nicht abwehren, und bald fühlte er die nagende Pein des Geiers im Herzen. „Dein Syſtem iſt fertig," ſprach er höhniſch zu ſich ſelbſt; „geſtern war es noch unvollkommen. Du haſt die Menſchen verachtet, aber Einen vergaſſeſt du, dich ſelber! Das kannſt du jezt nachholen. Fühlſt du nun hinlänglichen Ekel vor der Menſchheit?" In dieſen Gedanken trat ihm plötzlich ein Bild vor die Augen, das unſchuldige, trauernde Antlitz Octaviens, und durchzuckte ihn mit einer Erſchütterung, die durch Mark und Bein ging. Er glaubte einen Wehſchrei zu hören und ſah wild um ſich her. Endlich faßte er ſich, drückte die Hände auf's Herz und ſagte: „Ich weiß ſchon! da wird es weh gerufen haben!"

Wir gehen über einen langen Zeitraum kurz hinweg. Reue war jenes Morgenfühl Liſardo's nicht eben geweſen, wenigſtens nicht unvermiſcht; dies zeigte der Erfolg. Einige Tage verſtrichen ihm in dumpfer Stille, die durch nichts unterbrochen wurde, als durch den Kampf, jede Erinnerung an Octavien aus ſeiner Seele auszuwurzeln. Wie hätte ſie auch neben dem Andenken an die Scenen jenes Abends beſtehen können! Er zwang ſich, den bittern Trotz, der ſein ganzes Innere durchdrungen hatte, gegen die Geliebteſte zu kehren. „Sie hat mich verrathen," ſagte er zu ſich, „aus Schwäche iſt ſie mir treulos geworden! Thor, der du in verzweifelnder Treue dich zu mönchiſcher Abgeſchiedenheit verdammen wollteſt, gehe nur aus deiner Nacht hervor an's bunte, luſtige Tageslicht! Den Abgrund, dem du verfallen biſt, findeſt du überall: weide dich an den brennend rothen Blumen, die dich locken, ſtürze dich blind auf ſie zu, der morſche Boden wird dich nicht lange tragen, bald wird ſich die gähnende, willkommene Tiefe aufthun, die ſie lügneriſch überkleiden. Du folgſt nur den Geſetzen der verzweiflungsvoll aus ihrer Bahn geſtoßenen Kraft, und übſt an ihr eine Rache, deren Grauſamkeit nicht auf deine Rechnung kommt."

Wir würden Unrecht thun, dieſe Wendung, die es mit Liſardo's Leben nahm, andern Einflüſſen als dem brauſenden Drang in ſeiner Bruſt zuzuſchreiben. Wohl wird ſich Niemand erwehren können, an den Märtyrer des Zweifels zu denken, wie er „dem Taumel ſich, dem ſchmerzlichſten Genuſſe" weiht, an die quälende Selbſtzerfleiſchung des brittiſchen Dichters, der, den Süden

persönlich berührend, um so eher hier als Vorbild angesehen werden könnte, an die poetische Krankheit, die bei uns zum spottenden Sprichwort wurde. Wohl kreist in allen, die das Leben und die Gemeinsamkeit ihrer Epoche theilen, ein verwandtes Blut; aber Jedem strömt es doch aus dem eigenen Herzen, das allein die Kraft wie die Schwäche des Pulsschlages bedingen kann, und für ein verwundetes oder zerrissenes Herz sind die Heilmittel leicht anzugeben, aber schwer anzuwenden.

Lisardo war bald ein täglicher Gast in Mattheo's Hause, und stand an der Spitze einer geistreichen, unbändigen, mißvergnügten Jugend, die, wie die Geächteten aus den Ghibellinenzeiten, einen förmlichen Krieg, aber mit den Waffen des Friedens, gegen alle friedliche Bürgerlichkeit führten. Verhöhnung aller hergebrachten Formen, auffallende Lebensart, zügellose Streiche, wobei der gewandte Wirth häufig die Ausführung übernahm, dies war das Feldgeschrei, wodurch sie bald zum Schrecken aller gesezten und ruhigen Personen in Salerno wurden. Die Verachtung wurde mit Verachtung erwidert, und durch die furchtbare Waffe des Witzes, worin sie immer das Recht des Stärkern geltend machten, im Zaum gehalten. Die Behörden hatten Anfangs ein wachsames Auge auf sie, beruhigten sich aber, als sie sahen, daß sie nur mit moralischen Rebellen zu thun hatten. In dieser Einsicht wurden sie bestärkt, als sie in's Geheim erfuhren, daß Lisardo die Anträge einer politischen Gesellschaft mit herber Entschiedenheit abgelehnt hatte. Einige in Neapel gemachte Bekanntschaften mochten die erste Veranlassung gegeben haben, daß man von jener Seite die Aneignung seiner Person, vielleicht auch seines Vermögens beabsichtigte. Aber der Plan war auf eine falsche Berechnung seines Charakters gebaut. „Ihr könnt mich nicht brauchen," antwortete er dem Emissär, „und ich eben so wenig euch. Wenn ich wüßte, daß ihr die Ungerechtigkeit, die Unterdrückung, die rechtschaffene Schurkerei aus der Welt verbannen könntet, so würde ich mit Freuden beitreten, und kostete es auch Ströme von Blut. Aber ihr könnt die Schlechtigkeit nicht abschaffen, der Eigennutz steckt tief in euern eigenen Absichten; denn was ihr wollt, wollt ihr nicht um der Welt, sondern um eurer selbst willen, und wenn ihr eure Plane durchsezt, so wird der zweite Betrug ärger als der erste seyn." — Er gab ihm eine Summe Reisegeld und entließ ihn.

Die dissolute Lebensart, der sich Lisardo und die Seinen ergaben, konnte durch nichts zusammengehalten werden als durch eine sprudelnde Quelle von Geist und Witz, und daran gebrach es ihnen nie. Es gäbe ein langes Kapitel, wenn man die Geschichte ihrer genialen Thorheiten schreiben wollte. Ein gelegentlicher Einfall Lisardo's gab der Gesellschaft den Namen. Der alte Lorenzo, der es sich ausgewirkt hatte, daß er beständig um seinen Gebieter seyn durfte und dessen demüthige Einsprache manche Uebertreibung verhinderte, trat einst herein und fragte ihn mit seinem gewöhnlichen kummervollen Ton: ob er ihm nichts aufzutragen habe? Lisardo erinnerte sich unwillkührlich an jenen früheren Befehl und sagte lachend: „Du kannst ja wieder zur Kohle greifen, trübseliger Mensch, und über die Thüre schreiben: Per me si va tra la perduta gente!" Auf diese Worte erhoben die Andern ein ausgelassenes Beifallsgeschrei, stießen an und ließen sich leben als verlorene Höllenbrände, arme Seelen, reiche Geister, und dergleichen. Lisardo genoß, wie in alten Zeiten die Hauptleute der Geächteten, als Fürst der gente perduta, der unbeschränktesten Anhänglichkeit seiner Genossen, und empfand oft einen, wiewohl flüchtigen Schimmer von Glück, oder wenigstens von Behaglichkeit. Pippa entfaltete neben ihm eine Poesie des Leichtsinns, wie sie nur bei einem warmen Weib des Südens denkbar ist.

Während so in Salerno eine unblutige, aber ernstliche Fehde geführt wurde, traf plötzlich wie ein Donnerschlag die Nachricht ein, daß die Cholera in Neapel herrsche. Diese Botschaft machte auf die beiden Parteien, wie sich denken läßt, den entgegengesezteſten Eindruck: die eine ließ, von Furcht gelähmt, die Hände sinken und harrte der Dinge, die da kommen sollten, der andere beschloß, den schäumenden Lebensbecher noch vorher bis auf den Grund zu leeren, ehe er von selbst auf die Neige ginge.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1837.

(Fortsezung.)

Zu Anfang des März kann Merkur wahrscheinlich in der Morgendämmerung, kurz vor Sonnenaufgange, wahrgenommen werden, ein Umstand, welchen wir darum auszeichnen, weil dieser der Sonne nächste Planet unseres Systems selten einen der Beobachtung günstigen Stand hat. — Am 20sten April Abends findet sodann die erste der beiden, von uns vorläufig schon oben erwähnten totalen Mondfinsternisse Statt. Kurz vor drei Viertel auf 8 Uhr fängt der Mond an in den Schattenkegel einzutreten, den die Erdkugel der sie bestrahlenden Sonne gegenüber hinter sich wirft, und gerade eine Stunde später hat er sich gänzlich in diesen Erdschatten eingetaucht. Gleichwohl dürfte er auch dann noch mit Fernröhren in einem trüben, röthlichen (kupferfarbenen) Lichte wahrzunehmen seyn, was durch die in der Erdatmosphäre gebrochenen, und also in den Schatten gelangenden

Sonnenſtrahlen verurſacht wird.* Aus demſelben Grunde ſchwindet auch den Mondbewohnern die Erde während der totalen Finſterniß nicht ganz aus den Blicken: der Rand der im Schatten liegenden, ihnen zugekehrten Halbkugel zeigt ſich von der Dämmerung umgeben. Kurz vor 10½ Uhr fängt der Mond wieder an, aus dem Erdſchatten hervorzutreten, d. h. die totale Finſterniß hört dann, nachdem ſie etwa anderthalb Stunden gedauert hat, auf, und beinahe eine Stunde ſpäter iſt der Mond wieder völlig aus dem Erdſchatten getreten, und die ganze Finſterniß iſt damit, nach beiläufig 3¾ſtündiger Dauer** beendet. — Am 4ten Mai kommt Saturn mit der Sonne in Oppoſition, ſteht alſo um Mitternacht im Meridian und leuchtet die ganze Nacht; ſein prächtiger Ring wird gut zu ſehen ſeyn, und wir empfehlen dieſe Beobachtung, da kein anderer Planet Aehnliches zeigt. Einer in dieſelbe Zeit fallenden kleinen Sonnenfinſterniß erwähnen wir gleich einer früheren, eben ſo kleinen, gar nicht, da beide für uns ganz unſichtbar bleiben.

Der Monat Juni iſt vollkommen leer an erwähnenswerthen aſtronomiſchen Ereigniſſen. — Am 2ten Juli erreicht die Erde ihr Aphelium, d. h. denjenigen Punkt ihrer elliptiſchen Bahn (in deren einem Brennpunkte die Sonne liegt), wo ſie von der Sonne am weiteſten entfernt iſt. Die Differenz zwiſchen dieſer weiteſten und der kürzeſten Entfernung der Erde von der Sonne beträgt 700,000 Meilen, die ganze mittlere Entfernung aber etwa 21 Millionen Meilen, aus welchen Angaben deutlich erhellt, daß die elliptiſche Erdbahn doch nur wenig von der Kreisgeſtalt abweicht, und daß man dieſe Abweichung in den Zeichnungen nach kleinerem Maßſtabe nur ſchwer erkennt. — Am 9ten Auguſt hat der ſchon oben erwähnte Stern Mira ſein kleinſtes Licht und verſchwindet bald völlig. — Am 4ten September gelangt Veſta, bekanntlich eine der vier ſogenannten Planetoiden, mit der Sonne in Gegenſchein (Oppoſition); ſie wird aber dem Himmel, ihrer außerordentlichen Kleinheit wegen, keine beſondere Zier verleihen, da ihre Oberfläche kaum den eintauſendſten Theil der Erdoberfläche beträgt. — Am 2ten Oktober erſcheint Venus nahe neben der ſchmalen Mondsſichel, was gewöhnlich einen ſehr prächtigen Anblick gewährt, da der ſtarke Glanz dieſes Planeten, welchen man vielen, auf ſeiner Oberfläche befindlichen weißen Felſen, die das Sonnenlicht beſonders ſtark reflectiren, beimißt, dann vorzüglich auffällt.

Am 13ten Oktober findet die von uns ebenfalls ſchon erwähnte, zweite diesjährige totale Mondfinſterniß ſtatt. Sie beginnt um 10 Uhr 24 Minuten (mittlere, hier überall gemeinte, Berliner Zeit) Abends, und endigt um 1 Uhr 57 Minuten nach Mitternacht (alſo ganze Dauer 3 Stunden 33 Minuten); völlig in den Erdſchatten verſenkt bleibt der Mond dagegen nur von 11 Uhr 21 Minuten bis 12 Uhr 56 Minuten, mithin 1 Stunde 32 Minuten, was demnach die Dauer der totalen Verfinſterung iſt. Dieſe Mondfinſterniß wird übrigens ziemlich den Anblick der oben ausführlich beſchriebenen, im April ſtatt findenden Finſterniß gewähren; wir gehen alſo nicht nochmals auf dies Detail ein, ſondern benutzen die Veranlaſſung lieber zur Anführung einiger hieher gehörigen allgemeinen, aber ſeltener vorkommenden Bemerkungen über Finſterniſſe. Die Erſcheinungen dieſes Jahrs beſtätigen nämlich zunächſt den längſt bekannten Satz, daß, je größer die Mondfinſterniſſe in einem Jahr ſind, deſto kleiner die Sonnenfinſterniſſe ausfallen: wir haben, angeführtermaßen, im beginnenden Jahr zwei totale Mondfinſterniſſe, aber nur zwei kleine Sonnenfinſterniſſe zu erwarten. Der Grund davon liegt in der reſpectiven Stellung der Mondbahn mit ihren Knoten, und der Bahn der Erde um die Sonne, gleichwie im Verhältniß der Bewegungsgeſchwindigkeiten beider Weltkörper. Die Anzahl aller, in einem Jahr vorkommenden Mond- und Sonnenfinſterniſſe kann ferner höchſtens bis auf ſieben ſteigen, und alsdann treffen dieſelben im Januar, Juni, Juli und December ein; ein Beiſpiel gibt das Jahr 1787 mit vier Sonnen- und drei Mondfinſterniſſen. Dagegen können ganze Jahre vorkommen, in denen Mondfinſterniſſe gänzlich fehlen (wie z. B. 1788); Sonnenfinſterniſſe aber, größere oder kleinere, bei uns ſichtbare oder unſichtbare, müſſen in jedem Jahre wenigſtens zwei eintreten.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſponden̄-Nachrichten.

Paris, Januar.

Neujahrsſatiren. Feſtäle. Dramatiſche Statiſtik des vorigen Jahrs.

Die kleinen Theater waren auch diesmal dem alten Gebrauche treu geblieben, und hatten zu Neujahr kleine Vaudevilles oder ſogenannte Revües gegeben, um die Modenthorheiten durchzuhecheln und die Tagesbegebenheiten von der lächerlichen Seite darzuſtellen. Die Pariſer haben im lezten Jahr manche auffallende Geſchöpfe auftreten ſehen, welche ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen. Da war z. B. der Orang-Outang, welcher bei der ſtrengen Kälte am Ende des Jahrs verſchieden iſt, vielleicht mit einem ſchmerzlichen Rückblick auf die Gewürzinſeln, wo er das Licht der Welt

* Indeß verſchwindet der Mond, zumal wenn die Finſterniß mit der Erdferne zuſammentrifft, zuweilen auch gänzlich, wie Hevelius z. B. in der Selenographia, S. 117, eines merkwürdigen ſolchen Falls erwähnt. In unſern Tagen ward der Mond ganz unſichtbar bei der Finſterniß vom 10ten Juni 1816.

** Die äußerſte Dauer der totalen Mondfinſterniß, wenn ſie zugleich central iſt, kann auf 1⅔, und der ganzen Finſterniß auf vier Stunden ſteigen.

erblickt. Guzikow mit seiner Strohfidel hat nur eine Weile das Glück gehabt, ein Gegenstand des Tagesgespräches zu seyn. Die Reichern hat der Zwerg Gulia eine Zeit lang belustigt, denn diesen mußte man tüchtig bezahlen, und das Journal des Débats hatte hierüber keinen Zweifel gelassen, indem es das Publikum benachrichtigte, daß der Zwerg die Aussteuer seiner künftigen Frau und jetzigen Geliebten betreibe. Da die losen Vaudevilledichter in diesen dramatischen Uebersichten auch die berühmten Leute nicht schonen, so hatten sie auch Madame Dudevant mit einer Cigarre im Munde, aber freilich nicht unter ihrem Namen, auftreten lassen. Einige ernsthafte Journale haben diesen Spaß sehr übel genommen, und behauptet, eine Dame, welche in der neuern französischen Literatur so sehr glänze, verdiene zu viel Achtung, als daß sich das Theater solchen aristophanischen Scherz erlauben dürfte. Warum aber sollte das Theater, wenn es auf Kosten so vieler andern Personen sich lustig macht, nicht auch einen Zug aus der sonderbaren Lebensart einer berühmten Schriftstellerin aufgreifen, wenn dieser Zug nicht entehrend ist? Emile de Girardin, der auch ein wenig durchgehechelt wurde, hat sich nicht beklagt, und die Tageblätter, das seinige, la Presse, etwa ausgenommen, auch nicht. Die Darstellung dieser kleinen satirischen Vaudevilles pflegt gegen die Mitte Januars aufzuhören, und es ist dann weiter keine Rede davon. Diese Stücke sind also ganz evhemerer Art, und das Witzigste daran pflegen die eingelegten Couplets zu seyn, welche wahre Epigramme auf Personen und Begebenheiten sind. Ferner wird der Neujahrstag durch die vielen Glückwünschungsreden bezeichnet, welche bei Hofe gehalten und beantwortet werden. An diesem Tage ist es nicht gut König seyn; denn läßt sich etwas Langweiligeres für den Fürsten denken, als Stunden lang alle diese Reden anzuhören und auf dieselben aus dem Stegreif zu antworten? Diesmal hatte man jedoch ein Mittel gefunden, die lange Ceremonie bedeutend abzukürzen. In Rücksicht auf den neuen Mordanschlag hatte man für dienlich erachtet, die freien Vereine, gelehrte sowohl, als philanthropische und religiöse, welche seit der Julirevolution zugelassen wurden und eine Menge von Bürgern dem Könige näher brachten, nicht mehr vorzulassen. Unter diesen Vereinen befanden sich freilich manche bloße Subscriptionsvereine, das heißt solche, in welche man vermittelst eines jährlichen Beitrags ohne irgend eine Prüfung und ohne alle moralische oder literarische Garantie aufgenommen wird, deren Mitglieder also einander nicht einmal kennen, geschweige denn für einander verantwortlich seyn können. Wie leicht hätte sich da ein Mörder einschleichen können, da man doch nun einmal den Mordfanatismus zu fürchten hat? Man hatte daher nur den Diskussionen und den vom Staate anerkannten und zum Theil besoldeten Vereinen den Zutritt gestattet. Es ist allerdings schlimm, daß die Umstände eine solche Verfügung erheischt haben. Der Hof hatte sonst durch das Erscheinen so vieler freien Vereine ein ganz anderes Ansehen, als jetzt, wo fast nur Militär- und Civiluniformen daselbst zu sehen sind. In einem großen Reiche steht der Regent ohnehin sehr fern von den Bürgern, und ist nur von Wenigen näher gekannt; verlieren sie nun auch noch die seltenen Gelegenheiten, die sie hatten, sich ihm zu nähern, so ist zu fürchten, daß er ihnen vollends fremd werde. Auch die Bälle bei Hofe haben jetzt das bunte Ansehen nicht mehr, das sie in den ersten Jahren des neuen Königthums hatten. Damals war es ein Leichtes, Zutritt zu bekommen; man hatte große Achtung vor der Nationalgarde, und die Uniform dieses Bürgercorps war ein hinlänglicher Schmuck; jetzt spricht man wieder von habit habillé, und gibt in den Modejournalen die Trachten an, die bei Hofballen gebräuchlich sind. Auch ergehen die Einladungen meistens nur an Beamte oder durch Namen oder Talente sehr ausgezeichnete Bürger. Die legitimistischen Blätter können nicht mehr über die Frau Tuchhändlerin oder Metzgerin spotten, welche ihren Mann, den Bürgergardisten, nach Hofe begleitet; denn wenn auch solche Damen nicht ganz ausgeschlossen sind, wenn ihre Männer Offizierstellen bei der Bürgergarde haben, so werden sie doch weit seltener eingeladen, und die Hofballe bekommen nunmehr ein glänzenderes Ansehen und gleichen allen Hofballen Europa's, oder wenigstens solchen, wo sogenannte Hoffähigkeit keine unerläßliche Bedingung des Eintritts ist. Es ist zu bedauern, für das neue Königthum sowohl, als für Frankreich, daß die häufigen Mordanschläge so große Vorsicht und eine Kluft zwischen Fürst und Volk nöthig gemacht haben.

Nach jährlichem Gebrauche hat man in den hiesigen Tagesblättern die Theaterstücke zusammengezählt, welche im Laufe des Jahrs 1836 auf den vielen Bühnen von Paris neu gegeben worden sind, und da hat man denn die Zahl 295 herausgebracht, und dies ist wohl mehr als je. Im vorigen Jahr waren derselben 72 weniger. Eigentlich aber kann man die neuen Stücke fast nicht mehr berechnen; denn die Blätter, welche die 295 Stücke zusammengezählt haben, sind zu dem Geständnisse genöthigt, daß sie die auf mehreren kleinen Bühnen neu aufgeführten Stücke außer Acht gelassen. Hätte man sämmtliche dramatischen Produkte, große und kleine, addirt, so würde die Summe die Zahl 500 weit übersteigen haben. Es kann also noch einmal dahin kommen, daß so viel neue größere Stücke gegeben werden, als Tage im Jahr sind; denn je mehr Theater entstehen, desto fleißiger müssen sie seyn, und desto mehr Novitäten müssen sie dem Publikum bieten, wenn sie ihren Nebenbuhlern den Rang ablaufen und das Publikum herbeilocken wollen. Man sollte nun glauben, nirgends seyen die dramatischen Dichter glücklicher, als in Paris, und nirgends sey es ihnen leichter, ihre Stücke aufführen zu lassen, als hier. Vaudevilles freilich bedarf man in Menge, und in dieser Gattung ist der Verbrauch so stark, daß es wohl nicht schwer fällt, auf irgend einem der vielen Vaudevilletheater ein neues derartiges Produkt spielen zu lassen. Wenn es aber darauf ankommt, eine neue Operette, ein großes Lust- oder Trauerspiel anzubringen, so ist die Noth der Dichter außerordentlich groß. Wenigstens klagen sie so, und behaupten, ohne die Errichtung eines zweiten Théâtre français und einer zweiten Opera comique können sie nicht bestehen. So hörte ich neulich in einer Gesellschaft einen bereits durch mehrere Lust- und Schauspiele bekannten Dichter jammern, daß drei oder vier Dichter sich des Théâtre français ausschließlich bemächtigt hätten (wahrscheinlich meinte er damit Casimir Delavigne, Scribe u. s. w.), so daß für Andere gar kein Aufkommen möglich sey, und daß diese Monopolisten, wie er sie nannte, bereits einen Vertrag mit dem Unternehmer des zweiten Théâtre français geschlossen, so daß sie auch hier wieder dreihundert Tage im Jahr mit ihren Stücken besetzt haben werden, wenn das Unternehmen zu Stande komme. Dem Minister des Innern sollen so dringende Klagen von Seiten des Comité dramatique, das heißt des Vereins der Theaterdichter, vorgelegt worden seyn, daß er zuletzt ganz ungeduldig die zudringlichen Dichter abgewiesen habe, mit den Worten, sie möchten sehen, wie sie fertig werden, er wolle mit dem Unternehmen nichts weiter zu schaffen haben, und auf Geldunterstützung von Seiten der Regierung dürften sie nicht rechnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 14. Februar 1837.

— Respirons au bout de la carrière
Ce calme avantcoureur de l'eternelle paix.
Lamartine.

Abschluſs.

Ich hab' mich längſtens ſchon gewöhnt,
Mit Gleichmuth Luſt und Leid zu tragen,
Bin mit dem Schickſal ausgeſöhnt,
Mag's Wunden heilen oder ſchlagen.

Was iſt ein froher Augenblick,
Der mich mit Grauen nur durchſchauert,
Weil hinter ihm das Mißgeſchick
Mit ſeinem langen Hader lauert? —

Drum jauchz' ich nicht bei Tanz und Schmaus,
Wo Andre ſich vor Luſt nicht kennen,
Weil auf dem Wege oft nach Haus
Schon wieder Dorn und Neſſeln brennen.

Ich jauchze nicht dem Morgenroth,
Weil hinter ihm der Glutball glühet,
Und mit den Feuerſtrahlen droht
Zu Staub zu ſengen, was noch blühet.

Nur Eines wünſchet ſich mein Herz,
Daß, wenn der Tod mir ſchließt das Auge,
Ich unter einem leichten Schmerz
Aus meinen lezten Seufzer hauche;

Daß einen Kranz mein treues Weib
Von Perlen auf die Stirn mir thaue,
Und nach des Vaters ſtarrem Leib
Sein Kind mit einem Lächeln ſchaue.

Fr. Güll.

Liſardo.

(Fortſezung.)

Liſardo kehrte mit einigen ſeiner Genoſſen von einer langen Jagdpartie zurück. An der Normannenburg, wohin wir ihn ſchon früher einmal begleitet haben, machten ſie Halt und genoſſen den Reſt des mitgenommenen Weins. Indem wendete einer den Blick auf's Meer hinaus und machte die andern durch einen Ruf der Verwunderung aufmerkſam. Ein Fahrzeug ſchwamm langſam von Norden her über die windſtille, ſpiegelglatte Fläche, auf ſeiner Spitze wehte eine ſchwarze Flagge; es war etwas Feierliches in ſeinem leiſen Dahergleiten, ein Gefühl von Ernſt und Trauer ſchien ſelbſt den todten Kiel durchdrungen zu haben. Endlich lief es in den Hafen ein, wo es zwiſchen den andern Schiffen verſchwand.

„Was hat das zu bedeuten?“ rief einer. „Es muß etwas Beſonderes in Neapel vorgegangen ſeyn. Iſt am

Ende der König —?“ — „Unmöglich,“ ſagte Liſardo; „das wäre nicht durch ein ſo kleines Schiff gemeldet worden.“ — „Es könnte aber doch ein königliches geweſen ſeyn,“ entgegnete ein Anderer. Sie redeten eine Zeitlang über Vermuthungen hin und her, bis endlich Liſardo rief: „Was zum Henker! ihr fallt ja ganz aus der Rolle! wer wird denn von Todesfällen, von Haupt- und Staatsactionen ſprechen? Was geht das uns an? Vorwärts über die ſchwanke Lebensbrücke, wer auch links und rechts hinunterfallen mag! Vorwärts! das Gewimmel nimmt deßwegen doch nicht ab. Wenn wir ſelbſt einmal aus den Reihen hinausgedrückt werden, dann iſt's Zeit genug, daran zu denken.“ — „Bravo!“ fiel einer ein, „es lebe die Sorgloſigkeit!“ — „Es lebe der Gleichmuth!“ rief ein Anderer. „Es lebe die Gleichgültigkeit!“ rief Liſardo und ſtieß mit ſeinem Glas an die andern. Alle tranken aus und ſchleuderten die leeren Becher an das alte Gemäuer. „Wer keucht denn da den Steinweg herauf?“ ſagte einer. „Wenn ich nicht ganz irre,“ rief Liſardo, „ſo iſt's mein Alter; was hat der Eiliges zu bringen?“

Alle ſahen aufmerkſam hin und erkannten den alten Lorenzo. Er erreichte den Rand der Gipfelplatte, ſah ſich um und eilte athemlos auf ſeinen Gebieter zu. „Was haſt du? was gibt's?“ fragte dieſer. „Kommt mit mir auf die Seite!“ rief Lorenzo und faßte ihn an der Hand. Sie umgingen das Schloß. „Wißt Ihr, wer angekommen iſt?“ fragte der Alte, als ſie weit genug von den Andern weg waren. — „In dem Schiff mit dem ſchwarzen Wimpel? Rede, um Gottes Willen! der Anblick hat mir das Herz zuſammengeſchnürt!“ — „So habt Ihr's alſo geahnet?“ — „Iſt ſie's? ſprich, Lorenzo! iſt ſie's ſelbſt?“ — „Sie iſt's und trägt Trauerkleider,“ erwiderte der Greis. „Eine Wittwe! Und Petronio?“ — „Die Peſtilenz hat ihn weggerafft.“ — „Requiescat in pace!“ ſprach Liſardo dumpf. Eine lange Stille trat ein, dann wandte er ſich zu Lorenzo und rief: „Geh, Alter, geh und entſchuldige mich bei den Andern, du kannſt vorbringen, was du willſt, nur entſchuldige mich! Ich kann mich jezt nicht vor ihnen ſehen laſſen, ich kann nicht mit ihnen reden. Fort! hinab! zu Hauſe triffſt du mich.“ Er winkte zum Abſchied und eilte den Berg hinab.

Die Sonne war kaum aufgegangen, ſo ſtand Liſardo ſchon in ſeinem Zimmer und ging unruhig auf und ab. Sein trübes, brennendes Auge zeigte, daß er die Nacht wenig oder gar nicht geſchlafen hatte. „Unverzeihliche Thorheit!“ rief er und ſchlug ſich vor die Stirne, „unbändige Raſerei, mein Leben zu vergeuden und beim erſten ſchiefen Blick meiner Sterne ſo alle Hoffnung aufzugeben! Wenn mir geahnet hätte, daß es ſo gehen würde! Octavia! Octavia! habe ich dich zum zweiten Male verſcherzt? Mein Name iſt ſtinkend geworden vor den Leuten, mit der ganzen Welt bin ich in Feindſchaft — und doch! darf ich nicht hoffen, daß ihr klares Auge durch all den Nebel hindurch mich erkennen werde, wie ich von jeher war, wie ich noch immer bin? Hat ſich mein Herz im Staub und Schmuz des Lebens geändert? Wird nicht meine Verzweiflung für mich ſprechen? Wie gerne werfe ich alle die abgeſchmackten, erzwungenen Freuden weg! Sie wird, ſie muß mich verſtehen! Sie hat die leere Welt kennen gelernt, ſie weiß, daß ich nicht aufhören kann, Liſardo zu ſeyn! Ich muß zu ihr, die Unglückliche hat der Liebe ſo lang entbehrt, ich muß ihr ſagen, daß ich der Alte bin, ſie muß mein werden, und ich will mich in ihren Willen, in jeden Aufſchub geduldig fügen!“

Er bereitete ſich zu dem Gange vor; im Gefühl, daß nichts Nachläſſiges, nichts Unordentliches in ſeiner Erſcheinung ſeyn dürfe, trat er vor den Spiegel. Er fuhr zurück; er hatte ſich lange nicht geſehen. „Wie grau!“ rief er, „wie iſt aller Schmetterlingsſtaub abgewiſcht! O meine Jugend! Was wird Octavia zu dieſem bleichen, fahlen Antlitz ſagen? Wird ſie mir nicht vorwerfen, ich habe ſie um mich betrogen? Nein, ich fühl's! meine Jugend hat ſich nach innen geflüchtet: ich bin noch reich, Geliebte! du wirſt nicht vergebens bei mir ſuchen, ich kann noch immer deinem Herzen Nahrung geben. Muth, Muth! ſey ſtolz, verzagtes Herz! hoffe, trau auf dich ſelbſt! Noch kann Alles glücklich werden.“

Ein leiſes Klopfen unterbrach ihn, Lorenzo erſchien an der Thüre. „Was bringſt du mir, alter Freund?“ rief Liſardo. „Wollt Ihr mir verzeihen, gnädiger Herr,“ ſagte der Greis, „was ich ungeheißen that? Ich war dieſen Morgen ſchon bei der Dienerſchaft des Gouverneurs.“ — „Was hörteſt du dort?“ — „Allerlei confuſe Reden. Im Allgemeinen konnte ich ſo viel merken, daß die Signora durch ihre Wittwenſchaft nicht ſehr unglücklich geworden iſt. Die Bedienten, die ſie mitgebracht hat, ſind den ganzen Tag beſchäftigt geweſen, ihren Hunger und Durſt zu ſtillen, und behaupten, es ſey ihnen lange nicht ſo gut geworden. Alle ſagen, ſie ſey ihrem Oheim mit Freudenthränen in die Arme geeilt. Das will ich nun dahin geſtellt ſeyn laſſen, das Volk ſchwazt viel dummes Zeug, wenn's Muße hat. Was ich ſelbſt von ihr ſagen kann —“ — „Wie? du haſt ſie geſehen?“ unterbrach ihn Liſardo. „Ja, von Weitem.“ — „Nun, wie ſieht ſie aus?“ — „Nicht betrübt, ſo viel ich ſehen konnte, aber ſehr ernſthaft.“ — „Kleide mich an, und zwar ſorgfältig, hörſt du? Ich gehe zu ihr, ſobald es ſchickliche Zeit iſt, und du mußt mich begleiten.“

Von dem Alten gefolgt, ſchritt Liſardo auf den Pallaſt des Gouverneurs zu und durch die erſtaunte Dienerſchaft hindurch, die ihn nicht zurückzuhalten wagte, die breite Marmortreppe hinauf. Eine Zofe, die er oben nach

Octavien fragte, gab ihm zur Antwort, ſie ſey allein und nehme keine Beſuche an. „Ich habe der Signora etwas Wichtiges zu ſagen,“ entgegnete er und eilte an dem Mädchen vorbei in das Zimmer, aus dem ſie gekommen war. Octavia erhob ſich raſch und unwillig über den ſtörenden Beſuch; als ſie ihn aber erkannte, ſchlug ſie mit einem Ausruf des Zorns und Jammers die Hände zuſammen und wandte ſich von ihm ab.

Liſardo näherte ſich. „Vergebung, Octavia!“ rief er und faßte ſie bei der Hand. Sie entzog ihm die Hand und antwortete nicht. Er blickte ihr von der Seite in's Antlitz: ſie war ſchöner als je. Der Gram, der ihre Augen beſchattete und ihre Stirn mit einer leiſen Linie befurchte, gab den ſeelenvollen Zügen einen unendlichen Reiz. „Octavia,“ hob er an, „wir ſehen uns anders wieder als damals, wo wir ſchieden. Vieles iſt anders geworden ſeitdem. Laßt mich ſchweigen von mir! ich habe gehandelt wie ein Thor, und meine Schuld iſt ſchwer. Die Erinnerung an Euch, meine Octavia, hat mich zu Zorn und Grimm getrieben, ach! und ſie hätte mir Frieden bringen ſollen! Iſt noch ein Friede möglich? Kann dein liebebedürftiges Herz, das in eine kalte Welt verſtoßen war, kann es noch etwas hoffen von dem meinigen? Ja, nenne du es einen vergrabenen Schatz, den du nur ſuchen darfſt und wie leicht wieder finden wirſt! Laß uns da fortleben, Octavia, wo wir Beide zu leben aufgehört haben; können wir nicht die Zwiſchenzeit vergeſſen? Ach, es war ja keine! es war keine Zeit, keine Leben! es war nur ein unſeliger Traum, der jezt vor einem holden Erwachen verſchwindet. — Ich will dein ſchwarzes Gewand nicht beleidigen, Octavia! ich will nicht unzart in dich dringen — nur einen Blick der Hoffnung gewähre mir, nur Einen! ſprich ein einziges Wort, das mir eine holde Zukunft eröffnet, ſey ſie auch noch ſo fern! Ich will dein Antlitz meiden, bis du mir es wieder zu ſehen vergönnſt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1837.

(Beſchluß.)

Außer dieſen Sonnenfinſterniſſen aber, welche unſern Planeten unmittelbar betreffen, müſſen wir auch noch derjenigen Erwähnung thun, welche ſich auf den übrigen Planeten unſeres Syſtems zutragen; denn da Jupiter, Saturn und Uranus bekanntlich mehrere Monde haben, ſo werden ſich auf dieſen Planeten in ähnlicher Art, und wegen der Mehrheit der Monde noch viel öfter Mond- und Sonnenfinſterniſſe ereignen. Für Saturn und Uranus iſt indeſſen die Beobachtung derſelben, bei der großen Entfernung, kaum ausführbar; Jupiter dagegen mit ſeinen vier Monden gewährt das Schauſpiel ſehr oft. Dieſe vier Jupitermonde laufen nämlich außerordentlich ſchnell um ihren Hauptplaneten. Der dem Jupiter nächſte von ihnen (der erſte) umläuft ſeinen Hauptplaneten gar ſchon in 42 Stunden, wogegen der (ſynodiſche) Umlauf des Erdmondes, wie bekannt, 29½ Tag dauert; ihre Bahnen ſind nur unter ſehr kleinen Winkeln gegen die Bahn des Jupiters um die Sonne geneigt; ihre Entfernungen vom Hauptplaneten ſind klein, der leztere, und alſo auch ſein Schattenkegel, iſt dagegen überwiegend groß, und ſo geſchieht es, daß die drei, dem Jupiter zunächſt ſtehenden Monde bei jedem Umlaufe, und auch der vierte ſehr oft verfinſtert werden. Man ſieht ſie auch wirklich ganz deutlich in den Schattenkugel des Jupiters eintreten, ihr Licht darin verlieren und wieder daraus hervorkommen, parfaitement comme chez nous. Gehen, umgekehrt, dieſe Monde zwiſchen dem Jupiter und der Sonne hindurch, ſo werden ſie, wenn ihr Schattenkegel den Planeten noch erreicht, Sonnenfinſterniſſe auf demſelben verurſachen; und in der That ſehen wir in dieſem Falle den Schatten des Trabanten als einen runden, ſchwarzen, aber verhältnißmäßig kleinen Fleck über die hellglänzende Jupiterſcheibe rücken. Der Jupiter hat alſo dieſe Erſcheinung, nur in größerer Ausdehnung, vollſtändig mit der Erde gemein, und der intereſſante Schluß, daß er noch manches Andere, aber auch in größerm Maßſtabe, mit ihr gemein habe, liegt demnach ganz nahe. — Ich hoffe mir mit dieſen Auseinanderſetzungen und Andeutungen, welche ſich in andern Ankündigungen der zu erwartenden Himmelsbegebenheiten wohl nicht finden dürften, der Leſer Dank erworben zu haben.

Am 17ten Oktober tritt Pallas mit der Sonne in Oppoſition, zeigt ſich alſo zu dieſer Zeit um Mitternacht im Meridian, und wird die ganze Nacht hindurch geſehen werden können. Im November kommt der ſchöne Planet Venus als Abendſtern immer mehr hinter der Sonne herum; im folgenden Monate December wird ihr Licht noch glänzender, und ſie kann bis gegen acht Uhr Abends beobachtet werden. Jupiter aber iſt gegen Ende dieſes Monats und des Jahrs die ganze Nacht hindurch zu ſehen, wird ſich, auch ohne nähere Ortsbezeichnung, an ſeinem ſchönen hellgelblichen Lichte leicht erkennen laſſen, und zeigt dann wohl einen Theil ſeiner oben erwähnten Mondserſcheinungen, wiewohl die Quadraturen, aus leicht zu überſehenden Gründen, ſchicklichere Momente zur Beobachtung derſelben ſind. Mehr läßt ſich im anhebenden Jahr für unſere Beobachtung vom Sternenhimmel nicht erwarten.

Korreſponden̄-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortſetzung.)

Die Oper und die franzöſiſchen Tonſetzer. Scribe's Camaraderie.

Was das Opernweſen betreffe, fuhr der unzufriedene Erzähler fort, ſo habe ſich Folgendes zugetragen. Ein junger Tonkünſtler, Namens R**, welcher 100,000 Franken jährliches Einkommen von Haus aus beſitze, ſey vor einiger Zeit aus Italien zurückgekommen und habe für's Theater zu arbeiten verlangt. Die große Oper habe ihn kurz abgefertigt, nicht viel beſſer ſey er von der Direktion der komiſchen Oper behandelt worden, worauf der junge Mann dem Miniſter des Innern ſein Erſtaunen darüber bezeigt habe, daß es einem jungen franzöſiſchen Tonkünſtler nicht möglich ſey, eine Oper aufführen zu laſſen, wogegen deutſche und italieniſche Tonſetzer an beiden Singtheatern das ausſchließliche Vorrecht zu haben ſcheinen, für dieſelben Opern zu ſetzen, und außerdem eine italieniſche Oper ebenfalls italieniſche Tonkünſtler beſchäftige, obſchon das Geld zur Unterſtützung aller dieſer drei Opern aus franzöſiſchen Taſchen komme und zur Aufmunterung franzöſiſcher Talente vergegeben werde. Der Miniſter habe den jammernden Tonkünſtler mit der baldigen Errichtung einer zweiten Opéra comique getröſtet. Nachher habe jedoch das Miniſterium bedacht, daß der junge Mann zu einer einflußreichen Familie gehöre, welche leicht zur Oppoſitionspartei übergehen könnte, wenn man ihr gerechte Urſache zur Unzufriedenheit gebe, worauf dem Operndirektor Duponchel angekündigt worden ſey, er ſolle für den jungen Mann etwas thun. Duponchel habe nun dem Tonkünſtler erlaubt, eine Oper zu ſetzen, aber nur eine kleine, in einem Aufzuge, weil zu größern unmöglich Raum und Zeit vorhanden ſey. So ſtehen alſo die Sachen, und natürlich rufen alle jungen Tonkünſtler: „Ihr Herren Miniſter, errichtet eine zweite Operettenbühne, damit wir, die wir Preiſe im Muſikconſervatorium erhalten und auf Staatskoſten uns in Italien ausgebildet haben, auch in Stand geſetzt werden, euch zu zeigen, was wir vermögen.“ Aber natürlich zaudert das Miniſterium, und wagt es auch kaum, einem Privatmanne die Erlaubniß zu einem ſolchen Unternehmen zu ertheilen, weil alsdann die ältere Operettenbühne dadurch in ihrer Einnahme beträchtlich geſchmälert werden und ganz dem Staate zur Laſt fallen würde. Ueberhaupt koſten alle großen Theaterunternehmungen den Staat bedeutende Summen, und nicht immer entſpricht der Erfolg den Aufopferungen, welche die Nation zu ihren Gunſten macht. Das Unglück der Dichter und Tonſetzer, die nicht dazu kommen können, daß man ihre Stücke ſpielt, rührt aber großentheils daher, daß das Publikum ſeine Lieblingsſchriftſteller hat, deren Geiſtesprodukte es immer gerne ſieht, wogegen es gegen die neu auftauchenden Talente ſich ſehr mißtrauiſch zeigt. Die Schuld liegt alſo weit weniger an den Theaterdirektoren, als am Publikum, nach deſſen Geſchmack und Launen die Direktionen ſich richten müſſen. Wenn alſo gewiſſe Dichter und Tonſetzer beinahe im ausſchließlichen Beſitze der Bühnen ſind, ſo iſt es der Wille der Zuſchauer, die allzu oft durch unreife Verſuche unbekannter Dichter und Künſtler mißmuthig geworden ſind, und ſich daher lieber an die Geiſtesprodukte bewährter Männer halten, auf deren Verdienſt ſie beſtimmt rechnen können. Iſt es ihnen auch wohl zu verdenken, wenn ſie z. B. Scribe's Stücke lieber ſehen, als die Mißgeburten ſo vieler jungen Dichter, welche die abſcheulichſten Dinge erſinnen, um nur originell zu ſcheinen? Was können Direktionen, Miniſter und Staat dafür, daß überall ſein Name auf den Anſchlagzetteln erſcheint, und daß zuweilen an einem Abend auf fünf oder ſechs Theatern ſeine verſchiedenen Stücke, Opern, Operetten, Luſtſpiele und Vaudevilles dargeſtellt werden? Das Publikum findet Gefallen daran, weil ſie witzig und geiſtreich ſind. Dafür iſt aber auch Scribe jezt ein Millionär unter den Dichtern; ich habe ſein Einkommen auf 80,000 Franken anſchlagen hören, und man meint, es könne ſich wohl noch höher belaufen. In der That vermehrt es ſich mit jedem Jahr, denn beſtändig kommt Scribe mit etwas Neuem zum Vorſchein. Erſt in den lezten Tagen wurde die Operette l'Ambassadrice auf dem Théâtre de l'opéra comique, und la Camaraderie auf der Bühne des Théâtre français zum erſten Male gegeben und mit großem Beifalle aufgenommen. In erſterm Stücke hatte er als Tonſetzer ſeinen gewöhnlichen Gehülfen Auber genommen, und da bisher alle Operetten dieſer beiden Freunde in's Deutſche übergegangen ſind, ſo wird auch die Frau „Geſandtin“ nicht ermangeln, in deutſchem Gewande eheſtens auf der Bühne zu erſcheinen. Das Luſtſpiel la Camaraderie ſchildert ganz franzöſiſche oder eigentlich nur Pariſer Sitten, Charaktere und Zuſtände; an dieſem Stücke würde ſich daher ein auswärtiges Publikum nicht ſehr ergötzen; ja es möchte daſſelbe ohne einen Commentar nicht einmal verſtehen. Obſchon überall Ränkeſucht das zu erlangen ſtrebt, was nur dem Verdienſte gebührt, ſo äußert ſich doch die Intrigue in dem großen Gewühle der Hauptſtadt auf eigenthümliche Weiſe, und dieſe muß im Auslande höchſt fremdartig erſcheinen. Die Mittelmäßigkeit und Schlechtigkeit nimmt hier zu Ränken ihre Zuflucht, um Deputirter, königlicher Beamter, Akademiker, Ritter der Ehrenlegion, Maire u. ſ. w. zu werden, ſogar um den Tugendpreis bei der Académie française zu erhalten oder einem Begünſtigten zuzuwenden. Der Bewerber gibt es ſo viele, und eine einträgliche Stelle iſt ſo ſchwer zu erlangen, daß Manche ſich heimlich einſchleichen, wo die Andern offen voranſchreiten, oder ſich mit andern Intriguanten verbinden, um ſich gegenſeitig zur Erreichung ihrer Zwecke zu verhelfen. Solch einen Intriguantenverein hat Scribe in ſeinem neuen Luſtſpiele ſchildern wollen, und zwar in den höhern Sphären, wo es ſich um Pairs- und Deputirtenſtellen handelt. Jules Janin hat es im Feuilleton des Journal des Débats dem Dichter vorgeworfen, daß er allen Anſtand bei Seite geſetzt und die Nichtswürdigkeit ſogar in die Pairskammer verſetzt habe. Der ariſtokratiſchen Anmaßung jenes Journals muß ſo etwas natürlich mißfallen; allein darin beſteht eben der hohe Beruf des Theaterdichters, daß er die Untugenden bis in die höhern Regionen verfolge, wenn ſie dort einheimiſch zu werden drohen, und das Laſter ohne Anſehen des Standes geißele. Nur hat Scribe mehr Nichtswürdigkeit in ſeinem „Kameradenvereine“ aufgehäuft, als man wohl beiſammen zu finden pflegt; allein auf der Bühne kann man ſchon die Farben ein wenig ſtark auftragen, ohne deßhalb in's Unnatürliche zu fallen. Auch der Tartüffe, wie ſie Molière geſchildert hat, gibt es wohl wenige; dies verhindert jedoch nicht, daß man ſtets das Molière'ſche Luſtſpiel als ein treues Gemälde der abſcheulichen Scheinheiligkeit angeſehen hat. Es mußte ſehr ſchwierig ſeyn, der politiſchen Ränkeſucht eine komiſche Seite abzugewinnen; allein Scribe beſizt in dieſem Fache eine ſo bewährte Gewandtheit, daß man im Voraus verſichert ſeyn konnte, er werde ſich mit Geſchick aus allen Schwierigkeiten ziehen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 39.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 15. Februar 1837.

You are „the best of cut-throats:“ — do not start;
The phrase is Shakspeare's, and not misapplied: —
War's a brain-spattering, windpipe-slitting art,
Unless her cause by right be sanctified.
If you have acted once a generous part,
The world will decide. —

Byron.

Die burgundischen Schlachtfelder.

Grandson.

Es ist in der neuesten Zeit bei den Streitigkeiten der Schweiz mit Frankreich so oft von den Heldenkämpfen der Schweizer gegen Burgund laute und rühmende Rede gewesen, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, meinem früher, bei Gelegenheit meines Ausflugs in den Jura gegebenen Versprechen zufolge, jene Geschichten einmal wieder beim Licht zu betrachten, um darin Recht vom Unrecht zu trennen.

Von dem Umfang des alten Königreichs Burgund, von seiner Eintheilung in das cis- und transjuranische Burgund, wie sich lezteres später vom alten Königreich losgerissen und ein eigenes Land unter eigenen Fürsten gebildet, davon habe ich eben damals (s. Nr. 267 ff. v. J.) gesprochen, und ich brauche hier nur darauf zurückzuweisen. Karl der Kühne war der erste Herrscher des Landes, der alle Eigenschaften vereinigte, um an die Wiederherstellung jenes alten Burgunds denken zu können; er dachte auch daran, und wer mag ihm dies verargen? Hofft doch das jetzige Deutschland auch sein Hochburgund, Elsaß und Lothringen einmal wieder zu bekommen und mit Belgien und der Schweiz wieder in nahe Verbindung zu treten wie ehemals. Geschichtlich steht fest, daß Karl der Kühne den Kampf nicht anfing und den Schweizern auch keine Ursache zum Krieg gegeben hatte; denn daß einige Züricher und Berner Kaufleute von dem burgundischen Commandanten des Forts Ferrette angehalten worden waren, und ähnliche Beamtenanmaßungen, dies kann doch gewiß nicht als eine Ursache des Kriegs angeführt werden. Aus dem heroischen und edeln Volk des vierzehnten Jahrhunderts, das seinen Herd und seine Freiheit mit Heldenmuth vertheidigte, waren die Schweizer des fünfzehnten Jahrhunderts schon anmaßliche, habsüchtige und grausame Eroberer geworden, die günstigen Umstände und die Schwäche der Nachbarn benutzend, um Länder an sich zu reißen, auf die sie gar kein Recht hatten. Sie fingen den Krieg gegen Burgund an, weil König Ludwig IX. von Frankreich, der Herzog Renatus von Lothringen und der Herzog Sigismund von Oesterreich die Kriegslustigen und Beutegierigen dazu aufforderten und ihnen Geld gaben. So fielen sie und mit ihnen die verbündeten Friburger, Basler, St. Galler und Schaffhauser sengend, brennend, plündernd und verwüstend in Hochburgund ein. Den Grafen von Savoyen und die waadtländischen Ritter ließen sie ihre Anhänglichkeit an das Haus Burgund schwer entgelten. Damals fielen heldenmüthig ihre Burgen, unter andern Clées und Orbe, und nichts wurde im Lande verschont, denn die Eidgenossen wütheten dergestalt auch gegen die Einwohner, daß hinter ihrem Heere nur ausgeplünderte und

rauchende Einöden lagen. Die Berner nahmen Murten (Morat) und belagerten Grandſon, das ſich ihnen auch ergeben mußte. Als aber eine ſehr begreifliche Staatskunſt Ludwig IX. und dem Kaiſer Sigismund rieth, aus der Verbindung mit einem ſo mächtig, grauſam und vernichtend um ſich greifenden Volke zu treten, um es ſich nicht über den Kopf wachſen zu laſſen, als die Schweizer nun lediglich auf ſich verwieſen waren und Karl von Burgund mit einem mächtigen Heer gegen ſie angerückt kam, da ſank ihnen auf einmal der Muth und ſie ſchickten ihm Geſandte, die den erzürnten Fürſten ſogar kniend um Frieden baten, aber umſonſt. Bis hieher war Glück und Ehre auf burgundiſcher Seite; ſo aber ſollte es nicht bleiben.

Karl beging gleich im Anfang einen großen ſtrategiſchen Fehler, daß er nicht mit ſeinem, beſonders an Geſchütz und Reiterei reichen Heere, alle engen Päſſe vermeidend, von Jougne, wo er mit ſeinem Heer über den Jura gezogen kam, nach Orbe und in die reichen Ebenen Freiburgs, Berns und Solothurns rückte, wodurch der Krieg wahrſcheinlich zu ſeinem großen Vortheil einen andern Charakter angenommen hätte, wie ſpäter die Gigantenſchlacht bei Marignano bewies. Kleinlich hielt er ſich an die Einnahme einiger feſten Schlöſſer, die er nur hätte einſchließen und mit kleinen Truppencorps aushungern ſollen, wo ſie dann bald in Folge größerer Kriegsereigniſſe ohne Entſatz von ſelbſt gefallen wären. Er vergaß ganz das Beiſpiel von Morgarten und die Lieblingsſtrategie der Schweizer, herrſchende Höhen dicht an Seen zu beſitzen, den Feind in Engen einzukeilen, dadurch ſeine Reiterei zuerſt in's Stocken und dann in große Unordnung zu bringen, zuletzt aber den geſchlagenen Feind in den See zu treiben. Karln ſchien es von der größten Wichtigkeit, Grandſon zu nehmen, das Montbovon mit ſeinen Schweizern tapfer vertheidigte.

So rückte er denn mit einem ſiebenzigtauſend Mann ſtarken Heer über Beſançon, Pontarlier, Jougne, Orbe, Yverdun gegen Grandſon an und umging es, ſo daß ſeine nördlichen Poſten in Vaurmarcus, einem Fort am See, ſtanden. Das Heer der Eidgenoſſen war ſechs Stunden davon bei Neuchatel gelagert. Das burgundiſche Heer beſtand aus den beſten und kriegsgeübteſten Truppen der damaligen Zeit, mit zahlreicher Reiterei, Geſchütz und andern Kriegsmaſchinen, unter der Anführung tüchtiger und erfahrener Offiziere und unter einem Haupt wie Karl. Darum ſchien auch dem Herzog der Sieg gewiß, die Demüthigung und Unterwerfung der ſtolzen Schweizer ganz unzweifelhaft. Es ſollte dieſer Feldzug ein Triumphzug ſeyn; darum hatte Karl ſeinen ganzen prächtigen Hof mit ſich geführt. Burgund ſollte in morgenländiſcher Herrlichkeit erſcheinen und kein Königshof ihm gleich kommen. Man zählte über dreitauſend, großentheils ſehr ſchöne Frauenzimmer, die in Sammt- und Seidenkleidern und goldenen Ketten im Lager zwiſchen den vierhundert rothſeidenen Zelten der Offiziere umhergingen. Nachts ſchien hier dann ein großer Ball aufgethan, ja einige Chroniken berichten von einer Mummerei, wobei die Mädchen Soldatenkleider anlegten und dieſe ſich in die Weiberröcke bequemten. Das Zelt des Herzogs war ganz von Goldbrocat, und ſeine innern Wände glänzten von Perlen und Edelſteinen. Die gewöhnlichſten Gegenſtände waren darin von Silber und manche ſogar von Gold. Um all dies Geräth fortzubringen, waren vierhundert Wagen im Gang. Der Herzog ſelbſt, ſonſt ſo ſtolz und vornehm, fand doch großes Vergnügen an Muſik und Geſang der Jongleurs, an den rohen Scherzen ſeiner Soldaten und Offiziere. Hätten die Eidgenoſſen dieſen Zuſtand des burgundiſchen Lagers gekannt, ſo würden ſie es gewiß in einer Nacht überfallen haben, ehe noch Grandſon fiel. So gingen mehrere Tage verloren, wo es hätte gerettet werden können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Liſardo hatte Octaviens Hand nochmals ergriffen und kniete neben ihr, mit ſtehenden Blicken emporſchauend. Sie ſchwieg lange, gleich als hörte ſie noch immer zu. Als es ſo ſtill wurde, ſchrack ſie zuſammen, entwand ihm die Hand, kehrte ihm ein Geſicht voll ſtrengen Ernſtes zu und rief mit ſchneidendem Ton: „Ihr wagt es noch, vor mir zu erſcheinen! Glaubt Ihr, durch ein paar ſchöne Worte laſſe ſich jedes Vergehen wieder gut machen? Wenn Ihr gegen Sitten und Geſetze, gegen alles, was den Menſchen hoch gilt, gefrevelt habt, ſo nennt Ihr das einen böſen Traum, aus dem man nach Belieben aufwachen kann? Mir iſt es kein Traum geweſen, mit offenen Augen habe ich Euer jammervolles Leben anſehen müſſen. Ja, ich wollte, ich hätte geträumt; wie würde ich mich geſchämt haben beim Erwachen, daß ein böſer Geiſt mir ſolche Gedanken in die Seele flößen konnte und Liſardo, den edlen Liſardo herabwürdigen zum Bunde mit der Gemeinheit und Verworfenheit! Nun reibe ich mir erſtaunt die Augen aus und ſage: es iſt kein Traum, es iſt wache, unſelige Wirklichkeit! es iſt Liſardo! er iſt es, das verſtümmelte, beſchmuzte Götterbild, das ich vor mir ſehe! — Glaubt Ihr denn, ich könne das Vergangene ſo leicht vergeſſen wie Ihr? Nein, Ihr ſelbſt ſeyd daran ſchuld! Euer Bild hat ſich mir ſo tief in die Seele geprägt, daß ich keinen Zug davon verlor: rein und unentſtellt wohnt es in meiner Erinnerung und will zu der neuen Geſtalt, die Ihr mir zeigt, nun und nimmermehr paſſen. Ich liebte den alten Liſardo, der neue iſt nicht

für mich da. Lisardo, Lisardo! wie konntest du dich so vergessen? — Entschuldigt Euch nicht! kein Grund reicht auf diese Tiefe Eures Falls hinab! Meint Ihr denn, ich hätte keinen Anlaß gehabt, der Tugend abzusagen? meint Ihr, ich hätte nicht gelitten? o mehr als Ihr: ein tiefes, nagendes, stilles Leiden, ein tägliches Unrecht! Meint Ihr, es habe mir an Gelegenheit gefehlt, mich zu rächen? Wenn nun ich, ein schwaches Weib, den bösen Geist überwinden und mein Gewissen rein erhalten konnte, wie viel mehr Ihr, der Ihr die Stärke des Mannes und den wohlthätigen Anlaß, in ehrenvolle Thaten Euch zu versenken, für Euch hattet! An Euch hielt ich mich aufrecht in Kummer und Anfechtung, Euer edles Bild leuchtete mir vor auf den Steppen meines Lebens, und nun, da ich gerettet wieder komme, nun finde ich mein Heiligthum geschändet und den wilden Thieren Preis gegeben! O, es ist ein Jammer, den keine Zunge auszusprechen vermag! Entfernt Euch! beleidigt diese reine Stätte nicht länger durch Eure unreine Gegenwart! Aus meinen Augen! und wenn Ihr noch einen Funken Freundschaft für mich habt, so sorgt, daß ich Euch nie wieder erblicke!“

Lisardo war bei den ersten Worten zurückgefahren, Schrecken und Zorn auf dem Gesichte; nach und nach aber faßte er sich wieder und hörte die übrige Rede so ruhig an, als ob sie einem Andern gegolten hätte. Als Octavia geendet hatte, trat er dreist vor sie hin, sah sie fest an, so fest, daß sie die Augen vor seinem Blicke niederschlug, und sagte gelassen: „Ich danke Euch, Signora, Ihr habt mir eine Beichte erspart, die mir sehr unbequem gewesen wäre. Was Ihr mir gesagt habt, war eigentlich Alles in meinen Worten enthalten, und sogar noch mehr. Ich brauche deßhalb nichts hinzuzusetzen. Nur Eines vergönnt mir noch schließlich zu sagen: um alle meine Sünden, die zwar groß und viel sind, möchte ich das Schwert nicht so geführt haben, wie Ihr. Es gebührt keinem Menschen gegen den andern, dieses Schwert! Hütet Euch, daß sich seine Schneide nicht gegen Euch selber kehre!“ Er wandte sich und ging still zur Thüre hinaus. Octavia fiel in ihren Sessel zurück und rief mit strömenden Augen: „O Gott! konnte ich denn anders reden? aber es bricht mir das Herz!“

„Fahre hin, kleinlich-große Tugendheldin!“ rief Lisardo, indem er der Treppe zuging, mit übereinandergebissenen Zähnen: „ich hätte mir's voraus sagen können; wer einen Petronio heirathet, muß sich gewaltig in die Moralität verbeißen. Uebrigens könnte man den boshaften Schluß ziehen, ihre Tugend habe ihr viele Mühe gekostet, sonst hätte sie mich's nicht so arg büßen lassen. Fluch über eine solche Civilisation, wo so ein schwaches Geschöpf seine Nadel zum Maßstab machen darf für einen Mann! Aber hier sey's geschworen,“ fuhr er wüthend fort, „feierlich sey's geschworen, daß ich dem ganzen Geschlecht den Krieg ankündigen will!“ Er war in einem Aufruhr, daß er kaum wußte, was er sagte. In diesem Augenblick begegnete ihm Lucrezia, die wir in jener Abendgesellschaft kennen gelernt haben, auf der Treppe. „Das ist die Erste,“ dachte er; „frisch auf, Don Giovanni!“ Er redete sie an, sezte ihr mit den zierlichsten Worten zu, und ehe er sie ganz die Treppe heraufgeleitet hatte, war ihr schon eine feurige Liebeserklärung in's Ohr gedrungen. Das erstaunte Mädchen stammelte einige verlegene Worte, entschuldigte sich mit dem ungeeigneten Ort und ging zögernd in Octaviens Zimmer. „Der Teufel lenkt mir die Zunge!“ rief Lisardo zurückkehrend, „die hat schon Feuer gefangen!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Lebrun und Cerf. Vindication geistigen Eigenthums.

Eine Rechtssache interessirt in diesem Augenblick hier die juristischen und literarischen Kreise. Der Gegenstand ist nicht bedeutend; um so bedeutender dürften die Folgen der endlichen Entscheidung für Dichter, Schriftsteller und Künstler aller Art seyn, die ihre Schöpfungen der Oeffentlichkeit widmen. Der ehemalige Theaterdirektor Lebrun in Hamburg hat nämlich die Geschichte seines Rechtshandels mit dem Direktor des hiesigen Königsstädtischen Theaters, Cerf, und die drei darin ergangenen Urtheile durch den Druck bekannt gemacht. Das faktische Resultat ist, wie gesagt, unbedeutend, und man könnte behaupten, daß der Kläger um des Kaisers Bart stritt; allein es handelte sich um ein Recht, und durch den Ausspruch unsers höchsten Tribunals ist ein Grundsatz festgestellt, welcher einem wesentlichen Mangel unserer Gesetzgebung mit einem Male auf einfache Weise abhilft, und den von unsern Juristen mit so ängstlicher Hartnäckigkeit bestrittenen Begriff eines geistigen Eigenthums feststellt. Lebrun hatte seine Bearbeitung des französischen Drama's: „die eiserne Maske,“ an das Theater zu Magdeburg und die hiesige Hofbühne zur Aufführung verkauft. Herr Cerf wünschte dieselbe für das Königsstädtische Theater, und schrieb deßhalb an Lebrun. Dieser verweigerte ihm die Zusendung des Manuscripts aus speciellen Rücksichten gegen das Hoftheater. Nichtsdestoweniger erschien plötzlich die eiserne Maske auf dem Königsstädtischen Theater, und zwar nach der Lebrunschen Bearbeitung. Sie ward mehrere Abende mit Succeß gegeben. Die Art und Weise der Erwerbung des Herrn Cerf blieb nicht verborgen. Derselbe hatte an die Direction des Magdeburger Theaters geschrieben, sich eine Abschrift des betreffenden Stückes auf seine Kosten erbeten, und hinzugefügt, er werde sich wegen des Honorars mit dem Autor einigen. Dieser, keineswegs damit einverstanden, kam nach Berlin und sezte Herrn Cerf wegen einer Handlung, die ihm im mildesten Lichte als unerlaubte Selbsthülfe erschien, zur Rede. Herr Cerf selbst schien von einer Verschuldung seinerseits keine Ahnung, und genug gethan zu haben, wenn er Lebrun irgend ein beliebiges Honorar anbot. Dieser aber, damit keineswegs zufrieden, forderte eine schriftliche Erklärung des Königsstädtischen Theaterdirektors, des Inhalts, daß derselbe sich unrechtmäßiger Weise in den Besitz des Manuscripts gesezt und unrechtmäßiger Weise das betreffende

Stück zur Aufführung gebracht habe. Als Herr Cerf sich dazu nicht verstehen wollte, erhob Lebrun gegen ihn beim hiesigen Stadtgericht Klage, und trug darauf an: 1) daß er das Manuscript herausgebe, 2) daß ihm die fernere Aufführung des betreffenden Drama's interdicirt und er zur Deponirung einer bestimmten Geldsumme, als Caution für den Fall der Uebertretung des Verbots, verurtheilt werde, 3) daß er über die Einnahmen bei den bisherigen sieben Vorstellungen Rechnung ablege, um eine gewisse Quote davon als Honorar und Schadenersatz dem Autor zu zahlen. In zwei Instanzen, sowohl vom Stadtgericht, als vom Kammergericht, wurde der Kläger vollständig mit seinen Anträgen abgewiesen, und zu Tragung der Kosten und der herkömmlichen Succumbenzstrafe verurtheilt. Dieses Urtheil, gegen welches Gefühl und gesunder Menschenverstand sich sträuben wird durch den Buchstaben der Gesetze gerechtfertigt, und ist es noch jetzt, nachdem ein reformatorisches Erkenntniß der höchsten Instanz erfolgt ist, in den Augen der großen Mehrzahl unserer Juristen; denn eine Vindication, eine eigentliche Zurückforderung von Eigenthum könne deßhalb nicht stattfinden, weil nach der buchstäblichen Erklärung der Gesetze über das Eigenthum hier kein solches vorhanden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Scribe und V. Hugo. Costa. Bertini. Deutsche in Paris.

Die verschiedenen Intriguen in Scribe's Camaraderie durchkreuzen sich ohne Verwirrung, das geistreiche und heitere Element schimmert stets durch, und das Ganze findet, da es vortrefflich gespielt wird, großen Beifall. Scribe ist der erste Dichter, welcher es wagt, auch das, was die Deputirtenkammer Lächerliches oder Fehlerhaftes darbietet, scharf zu zeichnen. Es ist kein Grund vorhanden, weßhalb die Bühne für diesen Staatskörper mehr Nachsicht haben sollte, als für andere. Im Gegentheil erweist der Dichter durch diese scharfe Zeichnung seinem Vaterlande einen Dienst; denn wichtig ist es, die sich einschleichenden Fehler zu rügen, ehe sie unverbesserlich geworden sind, und nur durch gänzliche Umgestaltung des Staatskörpers ausgerottet werden können. Dieses Stück, welches man dem Scribe'schen Bertrand und Raton zur Seite stellt, wird wahrscheinlich eine Menge von Darstellungen erleben. Victor Hugo würde sich glücklich schätzen, wenn seine Esmeralda an der großen Oper eben so viel Beifall gehabt hätte, als Scribe's Ambassadrice. Sicher ist zehnmal mehr Poesie in der V. Hugo'schen Oper als in der Scribe'schen Operette, und dennoch muß die Oper jetzt schon bei Seite gelegt werden, so wenig hat sie gefallen. Dies beweist, daß erstlich zur guten Aufnahme eines musikalischen Stückes reine Poesie nicht hinreicht, und zweitens, daß der arme Dichter bei einer großen Oper ganz von dem Tonkünstler abhängt. V. Hugo soll geäußert haben, er habe den Text zu der Oper Esmeralda aus wahrem Mitleid und aus keinem andern Beweggrunde geschrieben. Er hatte nämlich die bedauernswürdige Dlle. Bertin in ihrem krüppelhaften Zustande gesehen, wie sie, dieser Körperschwäche ungeachtet, doch ganz für die Musik glühte, und es als das größte Glück ihres Lebens ansah, zu einem echt poetischen Texte eine großartige Oper componiren zu können. Dieses edle Vorhaben glaubte er durch seine Bereitwilligkeit unterstützen zu müssen, und hatte so aus seinem Romane Notre-Dame de Paris ein lyrisches Stück zu machen versucht, in der Hoffnung, dem musikalisch glühenden Mädchen dadurch manche selige Stunden zu verschaffen. Wie mag aber jetzt dem armen Mädchen zu Muthe seyn, da sie sieht, daß das Publikum zwar einigen Nummern ihrer Partitur Beifall schenkt, das Ganze aber mißfällig aufgenommen hat! wie lange mag sie sich mit dieser großen Arbeit abgegeben haben, die nun in Vergessenheit sinken soll! Zwar wird die Partitur nun gestochen; es ist aber fast ohne Beispiel in Paris, daß eine auf der Bühne verworfene Oper sich durch die Bekanntmachung der Partitur wieder in der öffentlichen Gunst gehoben hätte. Nicht besser als der Dlle. Bertin ist es dem neapolitanischen Tonsetzer Costa ergangen, dessen Oper Malek-Adel, trotz der meisterhaften Darstellung an der Opéra italien, als ein sehr mittelmäßiges Stück und eine schwache Nachahmung des Bellinischen Styls einstimmig von den Theaterkritikern verworfen worden ist. Warum hat Bellini so früh seiner Kunst entrissen werden müssen! Dieser Künstler hätte sich hoch emporschwingen können. Costa wird Mühe haben, ein zweiter Bellini zu werden. Jetzt ist auch die Zeit der Concerte. Deutsche Virtuosen treten in Menge auf, doch habe ich nicht gehört, daß irgend einer außerordentliches Aufsehen erregt hätte. Es gehört schon eine sehr große Virtuosität dazu, um in Paris unter den Künstlern ersten Ranges zu glänzen. Indessen hat man doch dem Talente der fremden Tonkünstler völlige Gerechtigkeit widerfahren lassen. In einem Privatconcerte bei Lemoine hatte ich auch Gelegenheit, den berühmten Tonsetzer Bertini, welcher öffentlich fast niemals auftritt, auf dem Fortepiano zu hören; ich nenne ihn berühmt, da seine in Bonn und Mainz nachgestochenen Oeuvres beweisen, daß er auch in Deutschland beliebt ist. Kunstliebende Damen sprechen hier mit Entzücken von ihm, und in der That ist ein von ihm componirtes und vorgetragenes Stück das Lieblichste, was man hören kann. Es ist Alles so anmuthig und graziös, daß ich wohl begreife, wie die Damen besonders diesem Meister so hold sind. Lemoine, bei welchem das Concert stattfand, ist der Verleger der Bertinischen Compositionen; den Winter hindurch werden bei ihm äußerst angenehme Matinées musicales gegeben, bei denen man nur durch besondere Vergünstigung Zutritt erhält, und wo sich außer Bertini noch andere Tonkünstler hören lassen, deren Werke Lemoine verlegt, z. B. Thenard, welcher oft schöne Romanzen vorträgt, ehe sie noch im Druck erscheinen. Ich sprach vorhin von deutschen Virtuosen, welche sich diesen Winter hier hören lassen. Glücklich sind diejenigen, welche mit Talent ausgerüstet hieherkommen, und wenn sie auch nur wenigen Beifall einernten, doch wieder in ihre Heimath zurückkehren können und dort Freunde, Verwandte, Gönner und einträgliche Stellen wieder finden. Solch eines Glückes können sich manche Ausgewanderte nicht rühmen, welche in hülflosem Zustande hier ankommen, zum Theil nicht wieder zurückkehren *können*, und zwar aus verschiedenen Gründen, und wenn sie keine ihrer übertriebenen Erwartungen befriedigt finden, in Verzweiflung gerathen und häufig ein trauriges Ende nehmen. In einer einzigen Woche hat sich hier ein deutscher Jüngling auf dem Vendômeplatze erschossen und ein anderer in die Seine gestürzt, und manche Andere flehen bei ihren Landsleuten um schleunige Hülfe, da sie von Allem entblößt sind. Was geht denn jetzt in Deutschland vor, daß so viele junge Menschen, welche ihrem Vaterlande nützlich seyn könnten, ohne alle Hülfsmittel in ein fremdes Land flüchten, wo sie gar keine Aussicht haben? Fehlt es an gutem Willen von unten, oder an Nachsicht von oben, oder etwa an Beidem, und ist es nicht möglich, mit beiderseitigem Nachgeben sich mit einander zu verständigen? Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 40.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 16. Februar 1837.

— Now breathless wrong
Shall sit and pant in your great chairs of ease,
And purſy indolence shall break his wind
With fear and horrid flight!

Shakespeare.
Timon.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Liſardo ſaß mit ſeinen Geſellen in Matthéo's Hauſe und zechte wilder als jemals; er hatte ſeinen Arm um Pippa geſchlungen, er betrachtete ſie lange, endlich fragte er: „Höre, Pippa, ſage einmal ehrlich, was hältſt du von mir?“ — „Was ich von dir halte?“ erwiderte ſie, „nun wahrlich, das iſt eine ſeltſame Frage! Ich denke, du ſeyſt ein großer Sünder.“ — „Und du ſcheuſt dich nicht, deine Seele an einen ſolchen Sünder wegzuwerfen?“ — „Nein, gewiß nicht! Darnach habe ich gar nicht zu fragen, das iſt deine Sache, du biſt mein Herr und Gebieter, und wenn du in die Hölle gehſt, ſo begleite ich dich, ohne mich viel zu beſinnen.“ — „Bei Gott!“ rief Liſardo bitter lachend, „ſolchen Glauben habe ich nicht gefunden in Iſrael. Du ſollſt leben, Pippa!“ — „Trinke nur nicht ſo haſtig, du wilder Menſch!“ rief ſie und hielt ihm den Arm. Da eilte Matthéo herein und ſchrie mit erzwungener Luſtigkeit: „Was Neues, ihr Herren!“ — „Nun, was gibt's?“ — „Wißt ihr, was dem Becker Giuſeppe in der Stadt fehlt, an was der Fleiſcher Todi krank liegt und an was der Fiſcher Cola ſo eben geſtorben iſt?“ — „Cholera? Cholera?“ riefen alle durcheinander. „Errathen!“ ſchrie Matthéo; „jetzt müſſen wir auch dran.“ „Vortrefflich!“ riefen die Andern, „jetzt wird's einen Lärm geben! Auf, Brüder, laßt uns die kurze Spanne Zeit noch benutzen! Raſch gelebt und herzhaft geſtorben! Was kümmern wir uns um die Cholera!“ — „Wer wagt's, ihr einen Willkomm zuzutrinken?“ rief Liſardo. „Ich, ich!“ antworteten alle einſtimmig. „Es lebe die Cholera, die unſere Lebensgeiſter noch einmal auf's Höchſte ſpannt!“ — „Sie lebe,“ rief Liſardo, „die einmal wieder ſäubernd durch den Schlamm der Menſchheit fährt!“ — „Es lebe die demagogiſche Krankheit, die Alles gleich macht, vor der Alles ſich beugt!“ — „Möge ſie uns Alle ausrotten,“ fügte Liſardo hinzu, „und über unſern Trümmern ein beſſeres Geſchlecht erſtehen laſſen!“

Wir befinden uns wieder vor der alten Veſte, wohin wir unſern Freund ſchon mehrmals begleitet haben. Er ſtand allein, an einen hervorſpringenden Pfeiler gelehnt, das graue, verwitterte Geſtein trug die Farbe ſeiner Stimmung. Er ließ einen trüben Blick in das paradieſiſche Thal hinab fallen, wo in kurzer Zeit das Elend mit ſtürmender Hand eingezogen war. Als hätte jene Beſchwörung, im trunkenen Muthe ausgerufen, eine zauberhafte Wirkung gehabt, war die Seuche plötzlich zu einem reißenden Strom angeſchwollen, der die Stadt überfluthete und Leben um Leben in ſeinen Strudel ſchlang. Und wie leicht wurde dem Feinde das Vordringen!

er ſtieß faſt auf keinen Widerſtand: in der allgemeinen Erſchlaffung dachte Niemand daran, etwas Geeignetes vorzukehren, die Aerzte zeigten einen lauen Berufseifer, der bald ganz erkaltete, da einige von ihnen als Opfer ihrer Pflicht gefallen waren; die nöthigen Vorbereitungen waren gänzlich verſäumt worden, und als die umliegenden Ortſchaften ſich gegen die Hauptſtadt der Provinz abzuſperren begannen, drohte eine Hungersnoth auszubrechen; das Volk wurde ſchwierig, die Behörden wußten ſich nicht zu helfen, einige davon ergriffen die Flucht, andere rüſteten ſich, ihnen nachzufolgen. Der alte Gouverneur, der in Ehren grau geworden war, kam ſeinem Amte mit redlichem Eifer nach, er bot Allem auf, die erſchrockenen Aerzte anzufeuern, die erhizten Gemüther des Volkes zu beſchwichtigen, aber im Frieden einer ruhigen, täglich gleichen Geſchäftsführung gealtert, vermochte er nicht den nahenden Sturm zu dämpfen. Dies Alles bedachte Liſardo an jener einſamen Stelle und konnte ſeine Bewegung über das öffentliche Unglück nicht unterdrücken; doch zwang er ſich zu einer finſtern Ruhe und ſagte: „Was kann ich dafür, daß die Vergänglichkeit auf einmal über ſie Meiſter geworden iſt! mögen ſie winſeln, die armſeligen Menſchen! ich kann's nicht ändern. So wie ſie nur ein wenig wieder nach Luft ſchnappen können, gleich wird's beim Alten ſeyn."

Er hörte Tritte den Felſen herauf nahen und bog ſich vor, nach den Ankommenden zu ſchauen. Es war ein Mann, in einen Mantel gehüllt, dem ein anderer in geringerer Kleidung folgte; Beide ſchienen etwas zu tragen. „Wenn mich meine Augen nicht belügen," rief Liſardo, „ſo kommt da die Civitas hippocratica den Berg herauf. Was hat die hier oben zu ſchaffen?" Er hatte richtig geſehen; es war jener Arzt Tiſano, mit dem er in der verhängnißvollen Vecchia beim Gouverneur zuſammengetroffen war. „Nun bin ich doch begierig, was der hier zu ſchaffen hat?" dachte Liſardo, als jene Beiden um die andere Seite der Burg herumbogen und im Hintergrunde zum Vorſchein kamen.

„Hier, däucht mir, ſey der paſſendſte Platz," wandte ſich der Arzt zu dem Diener, der ihm folgte, und blieb ſtehen. „Ja, Herr," erwiderte dieſer, „hier ſpürt Euch keine Ratte aus. Wer wird in dem alten Eulenneſte noch nach Schätzen ſuchen?" — „Es wäre aber doch hübſch, Marco," entgegnete der Arzt, „wenn wir bei unſerm Eingraben auch noch etwas ausgrüben." — „Wie meint Ihr das?" fragte Marco. — „Nun, wenn wir noch auf ein älteres Depoſitum in guter Münze ſtießen und dann die beiden gute Geſellſchaft zuſammen halten ließen." — „Glück zu!" rief der Andere; „Ihr ſeyd ſtark in der Hoffnung, wie ich ſehe; aber wenn Ihr etwas findet, ſo will ich mich in daſſelbe Loch zu den Goldvögeln verſcharren laſſen. Was hier zu finden war, iſt gewiß ſchon längſt herausgeholt worden, und eben deßwegen iſt der Platz zu unſerm Vorhaben ſo geeignet, weil hier Niemand mehr etwas ſucht." — „Du haſt Recht," erwiderte Tiſano; „gehen wir an die Arbeit."

Liſardo hatte ſeine Stellung unverändert beibehalten, der Pfeiler deckte ihn, ohne daß er eine Bewegung machte, ſich zu verbergen. Er konnte jedes Wort vernehmen. „Daß ich doch ein Narr wäre," rief Tiſano, indem er Hacke und Spaten unter dem Mantel hervorzog und mit ſeinem Diener in die Wette zu graben begann, „daß ich doch ein Narr wäre, in der verfluchten Stadt länger zu bleiben; da hat man nichts als Mühe und Laſt, und keinen Dank obendrein — und was das Aergſte iſt, die vermaledeite Krankheit reſpektirt ſelbſt unſer Einen nicht." — „Die greift's ſchlau an," meinte Marco; „zuerſt nimmt ſie die Aerzte, dann wird ſie mit den Patienten um ſo leichter fertig." — „Das Schiff iſt alſo beſtellt?" unterbrach ihn Tiſano." — „Heilige Jungfrau!" rief der Diener, „faſt hätte ich's vergeſſen, Euch zu melden: der Schiffer kann erſt morgen fort; er habe noch etwas an der Barke machen zu laſſen, ſagte er." — „Es iſt doch, als ob's nicht ſeyn ſollte," ſagte Tiſano verdrießlich; „wenn ich das gewußt hätte, ſo würde ich mir mit dem Eintreiben des Gelds nicht ſo viele Mühe gegeben haben. Habe ich mich doch außer Athem gelaufen, bis Alles, was mir ausſtand, zuſammengebracht war. Nun, dafür iſt's jezt bei einander, und heute Nacht wird mir die Cholera auch nicht gerade auf den Leib kommen. Alſo noch eine Nacht, und dann guten Morgen, Salern! Wenn's wieder ſauber iſt, ſo kommt man von Sicilien zurück und bedauert, auf einer Vergnügungsreiſe durch Krankheit feſtgehalten worden zu ſeyn. Gott ſegne mir die Ausreden! — Nun, altes Steinwerk!" fuhr er fort, während ſie die Grube zuſchütteten und mit ein paar großen Steinen bedeckten, „verwahre mir den Schatz ehrlich und redlich! Zwölftauſend Scudi! das iſt keine Kleinigkeit. Ich muß geſtehen, es wäre mir doch lieber, wenn ich von der Mauer eine Quittung darüber haben könnte." — „Laßt's nur ohne Quittung!" rief der Diener, „da iſt's ſicherer, als wenn Ihr die beſten Scheine aus Menſchenhänden empfinget, oder ſelbſt wenn Ihr's auf der Reiſe baar mit Euch trüget." — „Gut denn," entgegnete Tiſano, „und jezt geſchwind von dannen!" Sie eilten ängſtlich hinweg, ohne in der Haſt den Zuſchauer zu bemerken, der Zeuge des ganzen Vorfalls geweſen war. Tiſano rannte voraus, der Diener blieb eine Weile ſtehen, ſah ſich noch einmal um und folgte ihm mit einem ſchlauen, höhniſchen Lächeln.

(Die Fortſezung folgt.)

Die burgundiſchen Schlachtfelder.

(Fortſezung.)

Endlich kam im Lager der Eidgenoſſen bei Neuchatel ein Schweizerſoldat athemlos und mit verſtörten Zügen

an und berichtete: „Ihr Herren, Grandſon iſt verloren, ich bin der Einzige, der lebend daraus entkommen. Seit drei Tagen beſchoſſen die Burgunder mit ihren furchtbaren Donnerbüchſen die Stadt, ein Stück Mauer ſtürzte nach dem andern zuſammen, und bald hatte ſie keinen andern Schutz mehr als unſere Leiber, denn die Gräben waren mit Todten ausgefüllt und der Feind ſtürmte mit ſeinen immer erneuten Reihen unausgeſezt an. Der Unſrigen wurden immer weniger durch Tod und ſchwere Verwundung; aber doch dachten wir nicht an Ergebung, wir hofften auch nicht auf Erſatz, da die Stadt von allen Seiten von dem großen burgundiſchen Heer umgeben war. Konnten wir nicht ſiegen, ſo wollten wir doch muthig ſterben. — Ein neuer, furchtbarer Sturm mit friſchen Truppen begann, die Kanonenkugeln wütheten überdies ſchrecklich in unſern Reihen; in dieſem Augenblick zeigte ſich ein einzelner burgundiſcher Ritter mit weißer Fahne, der Sturm hörte auf, die Kanonen ſchwiegen und er ſprach: „Mein Herzog Karl bewundert euren kühnen Muth und unterbricht für einen Augenblick ſeine den Eidgenoſſen für Angriff und Verwüſtung in Hochburgund geſchworene Rache. Warum wollt ihr doch ohne allen Nutzen ſterben? Nehmt ſeine Vorſchläge zur Uebergabe an: den Einwohnern Grandſon's ſoll kein Leid geſchehen, die eidgenoſſiſche Beſatzung aber zieht frei aus mit Fahnen, Waffen und Gut, und kann Zuflucht ſuchen, wo ſie will.“ Unſer Commandant Montbovon war kurz vorher tödtlich verwundet worden und lag blutend hinter einer halbzerſchoſſenen Mauer; hier unterzeichnete er den Vertrag zur Uebergabe, ſagte noch zu uns: „ich rette euer Leben, zieht aus in Frieden, denn ihr könnt dem Vaterland noch anderwärts nützlich ſeyn, ich aber bleibe hier,“ und bei dieſen Worten verſchied er. Bald darauf rückten die Burgunder in dichten Schaaren in die Stadt. — Während wir unſere wenigen Sachen zuſammenpacken, um fortzueilen, entſteht in der Stadt Lärm, burgundiſche Reiſige, Bürger, Frauen und Kinder ſchreien wild durcheinander; unſer kleines, waffenloſes Häufchen wird umzingelt, ſie fallen wüthend über uns her, fünf bis ſechs über jeden Mann, und wenn Einer endlich niedergeriſſen iſt, werden ihm Ketten angelegt. — Wir berufen uns auf den Vertrag, man lacht uns in's Geſicht. Der Herzog ſelbſt kommt herbei und befiehlt, uns Alle hinzurichten, ohne Gnade; dann eilt er wieder in die Stadt, wo das Gemetzel ſchon fürchterlich begonnen. Aber dies genügt ihm nicht: Frauen und Mädchen werden vor ſeinen Augen die Kleider vom Leibe geriſſen, ſie dann gebunden und in den See geworfen; gleiches geſchieht den Kindern und Greiſen. Die Männer wurden alle in der Stadt niedergemetzelt, dann kam die Reihe an uns. Henker und ihre Knechte erwarten uns Gebundene auf den Mauern, und an ihnen wird Einer nach dem Andern aufgehängt; eben kam an mich die Reihe, da erſcheint der Herzog wieder, lacht unmäßig über die lange Reihe der Gehängten und ruft: ſie ſind nun frei; dieſer allein ſoll am Leben bleiben und zu den Seinigen gehen, damit er ihnen berichte, was geſchehen und was aus Grandſon geworden. — So bin ich hier.“

Anziehend iſt, was eine ungedruckte Neuchateler Chronik in ihrem alten Franzöſiſch über Alles dies ſagt: A grandes chevauchées venoit le Duc Charles avec moult gendarmes de pied et de cheval espandant la terreur au loin par son ost innombrable. Là étoient cinquante mille, voire plus, hommes de guerre de toutes langues et contrées, force canon et autre engins de nouvelle facture, pavillons et accoutrements tous luisans d'or et grandes bandes de valets, marchands et filles de joyeux amour. Semblable multitude brayoit de loin, et bailloit épouvantement aux confins ... Le grand Duc Charles ayant cheminé par Jougne vint poser son ost devant Grandson, où par vanitude et superbie fit montre de ses puissances et richesses si grandes que pareilles ne furent oncques par deça. Les seigneurs des Ligues avoient huit-cent des leurs dans la chétive Grandson; enjoint à iceux de la tenir et défendre à outrance, à quoi ne faillirent. Assauts un dessus l'autre, tours et murailles jà dépiécées ne peuvent abbattre le courage des assaillis. Ainsi se ruent-ils comme lions dessus les assaillans ... Le Duc Charles désirant passer outre, se corrouce jurant en sa coutume par St. Georges que si incontinente tradition ne se fait, pendus seront les vivans. Ceux du dédans repondent que portes ni portelles ouvertes ne seront sans exprès vouloir de Messieurs des alliances ... Le Bourguignon oyant ça, les trompe par traitreuse faintise leur promettant vie et bague sauve. Ceux-ci décrus plus de moitié et la nourriture non loin de défaillir baillant créance à la parole du Bourguignon, viennent à lui qui par horrible méchanceté fait pendre ces gens de bien, aimant mieux conquester par abjecte tromperie que selon Dieu et raison.

(Die Fortſezung folgt.)

Aus der Tagesgeſchichte.

Die drei Generationen.

„Du warſt nicht zehn Jahre alt, da bekamſt du die Peitſche von Henkers Hand, weil du deiner Mutter vier Pence aus der Taſche geſtohlen, da ſie eben deinen Vater aufhängen ſah;“ mit dieſem derben Zuge ſchildert Walter Scott in ſeinem „Herz von Midlothian“ zwei Generationen derſelben Familie, neulich aber ſtanden ihrer drei vor dem Pariſer Zuchtpolizeigericht: gewiß eine Seltenheit, denn nach den Statiſtikern erreichen Spizbuben durchſchnittlich bei weitem kein ſo hohes Alter als Philoſophen, Dichter, Aerzte

und Todtengräber. — Da iſt zuerſt der Großvater, Hermann Aenel; der ehrwürdige Alte ſtammt aus Preußen und nennt ſich Spazierſtockhändler; in den Verhören hatte er keinen Dolmetſcher gebraucht, jezt bei der öffentlichen Verhandlung verlangt er einen. Zweitens ein Mann im beſten Alter, Hermann Samuel, der Sohn des Erſtern; er nimmt keinen Dolmetſcher, wohl abſichtlich, damit ſeine Antworten ſo unklar als möglich erſcheinen; er hatte ſich Anfangs ſchlechtweg „Künſtler“ genannt, jezt bezeichnet er ſich näher als Imitateur du chant des oiseaux. Schon ſeit geraumer Zeit hört man ihn auf den Boulevards ſchlagen wie die Wachtel, ſingen wie die Nachtigall, heulen wie der geſchlagene Hund. Drittens und viertens die Söhne des Leztgenannten, Hermann Compaiſe, fünfzehn Jahre alt, Imitateur d'animaux, bereits drei- oder viermal verurtheilt, und Hermann Iſaak, neun Jahre alt; dieſer debutirt vor der Juſtiz, die Polizei hat aber längſt ſeine Bekanntſchaft gemacht. — Die Hexe dort unter den Zuſchauern, mit dem gekrümmten Rücken, den langen, ſchmuzigen Nägeln und dem geſchmuggelten bunten Seidentuch auf den grauen Locken, iſt die Großmutter; neben ihr das noch junge, aber abgefallene, ſchmuzige Weib mit dem Säugling auf den Armen iſt Compaiſe's und Iſaaks Mutter; hinter ihnen drängen ſich Onkel und Tanten, Vetter und Baſen, ganz Iſrael, und es erſcheint wirklich als ein Eingriff in die Freiheit der Gottesverehrung, daß man all dieſe guten Leute juſt am Sabbath hiehergeſprengt. Im Vorzimmer quicken, weinen und lachen ſechs oder ſieben Kinder beiderlei Geſchlechts, der Reſt der liebenswürdigen Familie Hermann, des Augenblicks gewärtig, wo ſie die Großmutter hereinholen wird, um des Richters Herz zu rühren. — Eines Tags im verfloſſenen December begafften ein paar Damen die in einem Laden der Straße St. Martin ausgelegten Herrlichkeiten. Die Familie Hermann, die juſt drei Generationen ſtark vorüberzog, hatte flugs ihren Operationsplan entworfen: Samuel mußte thun, als könnte er die Nummern nicht leſen, und die Damen bitten, ihm die Preiſe mehrerer Artikel anzugeben; allermittelſt bearbeitete Iſaakchen die Taſche der einen, der ehrwürdige Großvater deckte die Operation des Enkels mit ſeinem breiten Rücken und Compaiſe bewachte die Blicke der Umſtehenden, aber ſchlecht: ein paar Polizeiagenten hatten Alles mit angeſehen; es fand ſich, daß der Dame zwanzig Franken weggekommen waren, und die drei Generationen wurden feſtgenommen. Bei der Verhandlung leugneten Alle bis auf Iſaakchen; dieſer geſtand edelmüthig ſeinen Fehltritt. „Das Beutelchen,“ ſagte er, „hat aus der Taſche herausgeſehen, und da hab' ich's vollends herausgezogen; der Bruder hat's nicht gewußt, und Papa und Großpapa auch nicht.“ — Das Publikum bewunderte dieſes neue Opfer Iſaaks, und das Gericht fand es ſehr begreiflich: dem neunjährigen Ehrenmann konnte man ungeſtraft Alles aufbürden. — Nun kam der dramatiſche Moment: die Großmutter führte den Chor der ſieben Kinder ein und ließ ſie ſich vor dem Tribunal niederwerfen; aber die mise en scène verfehlte ihre Wirkung: der Präſident verwies die kleinen Comparſen hinter die Couliſſen, gab Samuel ungeleſen zwei ſauber gebundene Bücher zurück, welche franzöſiſch und deutſch 250 Zeugniſſe enthielten, ſprach wegen mangelnden Beweiſes den Großvater und den ältern Enkel frei, verurtheilte Samuel zu ſechsmonatlichem Gefängniß und that den Ausſpruch, daß Iſaakchen bis zum ſiebzehnten Jahr in einem Beſſerungshauſe zu verweilen habe. — Und es war groß Heulen und Schreien, als Juda fortgeführet wurde.

Korreſponden;-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortſezung.)

Das deutſche Recht und das geiſtige Eigenthum.

Wäre das Papier, die Dinte, womit die Copie geſchrieben, der Zwirnsfaden, womit ſie zuſammengeheftet, der Buchbinderkleiſter, womit der Deckel verklebt worden, zufällig Eigenthum des Herrn Lebrun geweſen, ſo hätte er ein Recht gehabt zu ſeiner Klage, aber ſeine geiſtige Arbeit und Errungenſchaft gilt für nichts, weil die Geſeze nicht von ihr ſpeciell ſprechen. Nun ſind zwar einige Juriſten der Meinung, daß die Geſeze, welche auf das mit Händen greifbare Eigenthum ſich beziehen, ſich ohne alle gewaltſame Auslegung auch auf ein nicht betaſtbares Eigenthum übertragen laſſen, ſofern man im Sinn der Geſeze den Begriff des Eigenthums erweitert und auf alle die Species ausdehnt, welche jezt unleugbar von den cultivirten Nationen als Eigenthum anerkannt, und in ihren Geſezbüchern — mit Ausnahme der deutſchen — geſchüzt ſind. Wenn in den römiſchen Geſezen, auf denen die unſern vom Eigenthum beruhen, nichts von einem geiſtigen Eigenthum erwähnt wird, ſo geſchah es nur, weil die Römer es noch nicht kannten. Es haben ſich viele Begriffe, von denen die Römer nur geringe Ahnung hatten, ſeitdem erweitert, und die Geſeze haben ſie anerkennen müſſen. Dieſe Juriſten meinen, es ſey nun nicht allein erlaubt, ſondern auch Pflicht des Richters, eine ſolche Erweiterung und Ausdehnung eines nur zufällig in der Vorzeit eng umſchränkten Begriffes herbeizuführen, da das Geſez nicht ſtagniren, ſondern mit den erweiterten intellectuellen Begriffen des Volkslebens fortleben und ſich entwickeln ſoll. Je mehr ſich die Geſeze abſchließen von dem allgemein Gültigen und als Recht in der allgemeinen Meinung Angenommenen, je mehr ſie die organiſche Kraft fortzuwachſen und zu bilden verlieren, um ſo drohender wird die Gefahr eines willkührlichen Eingriffs der Geſezgebung, die auf den Impuls einer klar gewordenen Nothwendigkeit plözlich und raſch ihren ganzen Organismus zerſtören kann. In dieſem einen Punkte begegnen ſich unſere hiſtoriſchen und wiſſenſchaftlichen Juriſten. Aber obgleich das preußiſche Landrecht ſelbſt beſtimmt, daß, wenn der Richter kein Geſez findet, welches zur Entſcheidung des ſtreitigen Falls dienen könnte, er nach den im Landrecht angenommenen allgemeinen Grundſäzen, ſeiner beſten Einſicht gemäß, erkennen ſolle, ſind unſere Richter bis jezt noch nicht dazu zu bewegen geweſen, einen kühnen Schritt über die Schranken des Buchſtaben zu thun. Menſchliche Entſchuldigungsgründe walten freilich dafür ob. Wer unſer ganzes bisheriges Rechtsverfahren beobachtet, ich meine nicht das preußiſche allein, ſondern das geſammt deutſche, erkennt darin das leider von der Nothwendigkeit diktirte Verfahren: ſtatt die drückenden Sachen gründlich und erſchöpfend zu erledigen, die Laſt, die ſich über die Häupter der einzelnen Arbeiter wälzt und mit jedem Tage größer wird, abzuwerfen und für den Augenblick von ſich zu wälzen. Die abgeſchobene Laſt rollt zwar immer wieder und mit verſtärkter Macht heran, aber um leben zu können, genügt es oft, wenn man wenigſtens für einen Augenblick Athem ſchöpft.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 41.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 17. Februar 1837.

Zwar furchtbar knallte Karls Geschütz,
Man gab darum nicht viel;
Man achtete nicht in der Hitz,
Ob der und jener fiel.
Der Weiche kämpfte kurze Zeit,
Der Knecht und Ritter lief;
Das weite Feld war überstreut
Mit Speeren Knies tief.

Bodmer
nach Veit Weber.

Die burgundischen Schlachtfelder.

(Fortsetzung.)

Nach dem Bericht des Grandsoner Reisigen war im Lager der Eidgenossen nur Ein Schrei des Entsetzens und der Rache, und die Hitzigsten wollten gleich fort; man hielt sie aber zurück, denn es wurden noch andere Eidgenossen erwartet, und diese trafen auch zum Theil ein, so daß das achtzehntausend Mann starke Heer am 3ten März 1476 gen Grandson aufbrach. Ungefähr fünf Stunden von Neuchatel lag damals auf Felsen nahe am See das Castell Vaurmarcus, und an dessen Fuß zog sich der Weg hin. Hier hatte Herzog Karl am Morgen, wo die Schweizer anrückten, sein Hauptquartier aufgeschlagen, und hier standen die Kanoniere mit brennenden Lunten neben den auf die Straße gerichteten Geschützen. Eine Abtheilung Reiterei war aus dem Lager in den engen Weg oder Paß gerückt, der sich damals unter dem Schloß Vaurmarcus und der Karthause Lance am See hinzog. Hier trafen die Eidgenossen mit den Burgundern zusammen, und das Handgemenge begann. Der ungleiche Boden in diesem Engpaß war der Reiterei sehr schädlich, und von Fußvolk war sie nur gering vertheidigt, denn es standen da nur hundert Armbrustschützen unter der Anführung eines jungen Edelmanns. Der Herzog verließ sich besonders auf seine Reiterei und die Kanonen des Schlosses. Er hatte sich aber geirrt, denn die Eidgenossen ließen sich durch die Kanonenkugeln nicht irre machen, sondern rückten mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm vor und waren auch in Kurzem des Engpasses Meister. Von da nahmen sie die Höhen von Concise und Vonvillars, und sahen nun unten die ganze burgundische Reiterei in Reih und Glied weit hin ausgebreitet. Dieser drohende Anblick ergriff sie, und sie fühlten, daß hier Gott helfen müsse; sie knieten also nieder, um mit kurzem, inbrünstigem Gebet seinen Beistand anzuflehen. Der Herzog sah die langen knieenden Reihen, er sah die gesenkten Häupter und lachte laut auf, denn weder er noch seine Haupt- und Hofleute begriffen diesen frommen Sinn, und in seinem frechen, der Strafe so nahen Uebermuth glaubte er, die Eidgenossen knieten vor ihm und flehten um Gnade. Darum rief er dem Geschütz hastig zu: „Feuer, Feuer! Kanoniere, auf sie! auf daß auch nicht Einer entkomme.“

Aber der Herr der Heerschaaren hatte es anders beschlossen. Wohl rückte Ludwig von Château-Guyon hinan, aber die knieenden Eidgenossen standen nun auf und schaarten sich mit fest vorgehaltenen Lanzen in gedrängte Vierecke. Umsonst versuchten mehrmals die Geharnischten einzudringen, und alle von den Kanonenkugeln gerissenen Lücken wurden auf der Stelle von den Zurückstehenden wieder ausgefüllt. Der burgundische Ritter

wollte ſelbſt nach dem Banner von Schwyz greifen, ſank aber auf der Stelle von einer Lanze durchbohrt nieder; ſie führte der Berner Hausen. Die Eidgenoſſen durchbrachen unwiderſtehlich die Schaar und rückten immer mehr vor. Ganz verwundert über das Zurückweichen ſeiner Vorhut, rief der Herzog: „Was ſoll aus uns werden, wenn wir nicht einmal dieſe Handvoll Leute werfen können?“ Der Kampf wurde nun allgemein. Die Burgunder verloren mit jedem Augenblick mehr Muth, dieſer aber ſtieg bei den Eidgenoſſen, zumal ſie ſahen, daß jene gar nicht an ſolche Art zu kämpfen gewöhnt waren. In offenem Feld und gegen Reiter, wie ſie, hatten ſich die Burgunder oft geſchlagen; dies war aber hier ganz anders, denn dieſe Gebirgsleute waren wie eine eherne Mauer, die nicht wich und wankte. Schon von fern litt das Heer ſtark durch ihre nie fehlenden Armbrüſte und in der Nähe durch die furchtbaren, mit Leichtigkeit gehandhabten Hellebarden und Morgenſterne. Das burgundiſche Kriegsgeſchrei beantworteten die Eidgenoſſen nur mit dem Ruf: Grandſon! Grandſon! und unter ihm ſanken immer mehr Reiter und Pferde nieder. Nie hatten die Burgunder früher eine ſolche Unerſchrockenheit geſehen, denn die Eidgenoſſen gaben und empfingen den Tod, als ſey es ein leichtes Kampfſpiel. Unter den furchtbaren Schlägen der langen Schlachtſchwerter, Keulen, Morgenſterne und Hellebarden krachten und brachen ſtählerne Helme und Harniſche zuſammen, die Pferde, welche nicht auch unter dieſen Rieſenſtreichen fielen, wurden wild, bäumten ſich, warfen ihre Reiter ab und zertraten ſie mit dröhnenden Hufſchlägen. Wer fiel, brauchte nicht mehr an's Aufſtehen zu denken. In den furchtbaren Todesruf: Grandſon, klang der Stier von Uri und das Landhorn von Unterwalden, dieſe den Burgundern ſo ſchrecklichen Todeshörner; durch ſie wurden auch die burgundiſchen Pferde immer wilder und unbändiger. Als ſo die vordern Burgunder mächtig zurückgedrängt waren, warfen ſie ſich ſtürmiſch und in Unordnung auf die Zurückſtehenden, ſo daß nur kurze Zeit verging, bis ſich Schrecken und Angſt des Heers bemeiſterten, und von dieſer Stimmung bis zur entſchiedenen, allgemeinen Flucht war nur ein Augenblick. Dadurch allein und durch die große Eile, womit ſie flohen, läßt ſich erklären, daß von Burgundern, Lombarden, Savoyern und Genfern nur tauſend umkamen, von den Eidgenoſſen aber gar bloß fünfzig.

Als die Schweizer in dem prächtigen, reichen Lager des Herzogs ankamen, war ihr Erſtaunen und ihre Luſt ſo groß, daß ſie nicht weiter an die Verfolgung des Feindes dachten. So konnte Karl mit ſeiner Reiterei und einigem Geſchütz den nächſten Jurapaß von Joigne gewinnen, von wo er ſtolz und zuverſichtlich vor Kurzem hergekommen, und von da nach Hochburgund gelangen. Die Eidgenoſſen waren wie durch Zauberei in das burgundiſche Lager gebannt, denn dergleichen Pracht und Reichthum war den einfachen Landleuten früher nie vorgekommen. Da trug ſich nun gar Wunderliches zu. Vor den aufgepuzten, geſchminkten Mädchen, die ihnen ganz ängſtlich entgegen kamen, hatten ſie gewaltigen Reſpekt und neigten ſich tief, denn ſie hielten ſie für vornehme Ritterfrauen, wagten ſie auch nicht anzureden. Von vielem Geräth begriffen ſie auch gar den Gebrauch nicht, gingen tölpiſch damit um und zerbrachen es; Gold hielten ſie für Meſſing, Silber für Zinn, Diamanten für Glas, denn die Meiſten hatten dergleichen nie vorher geſehen. Hier verkauften Einige für ganz geringes Geld die prächtigen Silberſchüſſeln von der herzoglichen Tafel, Andere ſchnitten ſich den Gold- und Silberbrokat oder die ſchweren Seidenzeuge der Zelte zu Hoſen und Wämſern zurecht, und die prächtigen Federhüte mit Reiherbüſchen, die ſie ſtatt ihrer einfachen Mützen, Barette und Hüte aufſezten, nahmen ſich über ihrer ſonſt ärmlichen und groben Kleidung gar wunderlich aus; Sammtmäntel mit feinem Pelzwerk, Stickerei und Goldborden wußten ſie nicht recht anzuthun, verkauften ſie alſo für ein ganz Geringes an die aus der Umgegend herbeigekommenen Weiber, die gleich damit nach Haus gingen und in dieſem Koſtüm noch lange in der Kirche und Sonntags erſchienen; ja wenn man in den benachbarten Jurathälern recht nachſpürt, ſo kann man noch jezt Bruchſtücke von jenen Trophäen bei den Einwohnern finden. So fielen ſechshundert große ſeidene, goldgeſtickte Fahnen, vier Centner Tafelſilber, die goldenen Siegel des Herzogs und ſein mit reichen Edelſteinen gezierter Orden des goldenen Vließes, mit einer Menge anderer koſtbarer Juwelen, Reliquien u. ſ. w. den Eidgenoſſen in die Hände. Darunter war auch jener berühmte Diamant, der, nach der Erzählung des Comines, einem Schweizer in die Hände fiel, welcher ihn für einen Gulden an einen Geiſtlichen verkaufte; dieſer ſendete ihn an die „Herren“ in Bern, ſoll aber dafür nur drei Franken von ihnen erhalten haben. Von da kam er nach Florenz und dann, wie man glaubt, in veränderter Geſtalt in die ſpaniſche Krone. Den niedrig angeſchlagenen Werth der Beute berechneten gleichzeitige Schriftſteller zu einer Million Gulden, was jezt wenigſtens drei betragen würde, wenn man auch annimmt, daß Edelſteine, Gold, Silber und Seidenzeuge jezt geringeren Werth haben als damals.

Aber dieſe Reichthümer waren ein Unglück bringendes Geſchenk für die Schweizer, denn durch ſie geblendet, legten ſie die Einfalt ihrer Sitten ab, wurden dem Geld, der Gewinn- und Habſucht ergeben. Von nun an betrachteten ſie den Krieg als das beſte Mittel, ſich zu bereichern; die jungen Leute ergriffen die Waffen, nicht um ihr Vaterland, ihre Heimath, die Freiheit und Ehre ihres Vaterlands zu vertheidigen, ſondern um Geld zu erwerben. Bis hieher war die Schweizergeſchichte frei von allem

Schmutz geweſen, nun aber begann die ſchmähliche Vermiethung der Schweizertruppen an ausländiſche Mächte, die bald darauf dem Meiſtbietenden zuliefen, bald Frankreich, bald dem Kaiſer, bald Mailand.

Das nächſte Mal beſuchen wir das noch berühmtere Schlachtfeld von Murten.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

„Ich danke dir, Zufall,“ rief Liſardo, „als ihm die Beiden aus den Augen waren, „ich danke dir, daß du mich die Menſchheit wieder in ihrer ganzen liebenswürdigen Nacktheit haſt ſehen laſſen. Das iſt nun ein Mann, der das Vertrauen der halben Stadt genießt und ein rechtſchaffener Mann obendrein, denn was kann er dafür, daß er zwölftauſend Scudi beſitzt? Iſt es nicht natürlich, daß er ſich und ſein Gut erhalten will? Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte: das iſt das erſte Gebot aller rechtſchaffenen Leute. O, ich hätte Luſt, wann er wieder zurückkommt, ihm Octavien zu kuppeln!“

„Jezt will ich etwas thun, das alle beſſern Gemüther empören ſoll,“ ſagte Liſardo, als er zu ſeinen Freunden kam; „macht, daß ihr einige Inſtrumente zuſammenbringt und kommt mit.“ Alle folgten ihm. Die Nacht war bereits angebrochen, als ſie die Stadt erreichten. Sie hatten einen ſchauerlich ſtillen Weg durch die todten Straßen; eine matte Helle ging von den Lichtern aus, die, da und dort in den Fenſtern aufgeſtellt, einen Todesfall im Hauſe anzeigten. Als ſie um eine Ecke bogen, begegnete ihnen ein Wagen, langſam und geräuſchlos dahinfahrend; bei ſeinem Anblick ſchauderten auch die wildeſten Herzen unter den luſtigen Brüdern. Es war der Todtenwagen, der ſeine nächtliche Runde machte. Nur Liſardo ſchritt dem Anſcheine nach ſorglos weiter. „Leben und Tod,“ murmelte er vor ſich hin, „die zwei kommen wunderlich mit einander aus. Heute ſoll einmal das Leben ein Epigramm auf den Tod machen, morgen vielleicht iſt's umgekehrt.“ Endlich hielt er an und ſagte zu den andern: „Hier, Brüder, wohnt meine Schöne. Friſch, das Ständchen! Vielleicht ſingen wir die Cholera gar weg; ſie wird ſich wenigſtens wundern, daß man ihr ſo wenig Reſpekt erweiſt.“

Hierauf folgte ein Lied, das ſie an luſtigen Abenden oft zuſammen geſungen hatten: es hielt die Mitte zwiſchen Zärtlichkeit und Neckerei. Das Ständchen galt Niemand Anderm, als der jungen Lucrezia. Wäre Liſardo aber auch berechtigt geweſen, auf ihre Zuſtimmung zu bauen, ſo hatte er doch ganz vergeſſen, an ihre ſtrengen Verwandten, und vor Allen an ihre ſtolzen Brüder zu denken, die eine nächtliche Muſik unter ſolchen Umſtänden nicht dulden konnten. Kaum waren die Sänger mit ihrem Liede fertig und wollten eben ein anderes beginnen, als ſie Flüche vernahmen und vor ihren Augen bloße Klingen funkeln ſahen. Es war nicht lange Zeit zum Beſinnen, ſie zogen ebenfalls, und es entſpann ſich ein heftiger Kampf, der ſich, wie Jeder einen Gegner traf, zu lauter Einzelgefechten zerſplitterte. Liſardo, auf welchen gleich Anfangs Einer wüthend eingedrungen war, ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen, und trieb ſeinen Feind mit gewaltigen Stößen von ſich weg. So waren ſie eine ziemliche Strecke von den Uebrigen abgekommen und hatten einen etwas freiern Platz erreicht, wo ſie mit erbitterter Hartnäckigkeit gegen einander rangen, ohne daß einer dem andern weichen wollte. Eben war Liſardo im Begriff, einen entſcheidenden Ausfall zu machen, als er ſich plötzlich von hinten feſtgehalten fühlte; im ſelben Augenblick entfloh ſein Gegner, er wandte ſich um und fand ſich in den Händen der Polizei. „Gebt Euch gutwillig gefangen!“ rief der Anführer; „Ihr ſeht, Ihr ſeyd übermannt, und Gegenwehr würde zu nichts Gutem führen.“ Liſardo, der die Polizei hinlänglich kannte, bot ihm eine Beſtechung an, aber der Häſcher ſagte: „Thut mir leid, Signor, wahrhaftig, es thut mir leid, aber jezt iſt eine Zeit, wo dergleichen nicht angehen will: es iſt uns bei harter Strafe verboten, ſelbſt den geringſten Tumult paſſiren zu laſſen.“ Als der Jüngling ſah, daß keine Ueberredung anſchlug, ließ er ſich geduldig hinwegführen. „Wo geht's hin?“ fragte er. — „Ihr werdet heute Nacht in einem Zimmer beim Gouverneur verwahrt werden,“ antwortete der Anführer der Polizei. — „Da wird ja der Spaß doppelt groß!“ lachte Liſardo; nun denn, drauf zu!“

Die Häſcher nahmen mit ihrem Gefangenen den nächſten Weg; in einer engen Straße fiel ihm beim Fackelſchein ein Häuschen auf, das, niedlich und neugebaut, gegen die benachbarten alten, zum Theil hohen und düſtern Gebäude auffallend abſtach; in den Fenſtern, die, ſpiegelblank, mit ihren neuen rothen Kreuzſtöcken wie rothgeweinte Augen ausſahen, brannte das verhängnißvolle Licht. Liſardo blieb ſtehen, ſeine Führer umgaben ihn. „So iſt in der kleinen Hütte da, die wohl für eine beſchränkte Glückſeligkeit beſtimmt war, auch ſchon der Jammer eingezogen!“ rief er. — „Ja, Signor,“ erwiderte der Anführer, „und zwar iſt's ein recht trauriger Fall. Ein junger Mann — ich weiß ſeinen Namen und ſein Gewerbe nicht — hat vor nicht langer Zeit dieſes Häuschen gebaut; als es fertig war, zog er mit ſeinem jungen Weibe ein, die ihm bald darauf ein Kind gebar.“ — „O ich kannte ſie wohl,“ unterbrach ihn einer der Häſcher; „es war ja des alten Lucio, des Fiſchers, Tochter, der vor einem halben Jahr am Schlage ſtarb.“ —

„Ja, 's iſt wahr,“ rief ein Anderer; „und Ninetta hieß ſie, ein ſchmuckes, nettes Weibchen.“ — „Wie?“ rief Liſardo und wurde aufmerkſamer; „dann hieß ihr Mann wohl gar Stephano?“ — „Stephano, ja, Stephano hieß er,“ antwortete Jener; „er ſoll von einem vornehmen Gönner das Geld zu ſeiner Haushaltung empfangen haben. Armer Schelm! jezt hat er's nicht mehr nöthig.“ — „Iſt er an der Cholera geſtorben?“ fragte Liſardo. — „Heute Morgen ſtarb er,“ ſagte der Anführer theilnehmend, „den Nachmittag ſein Weib, und heute Abend folgte ihnen das arme Würmchen nach, und das war das Klügſte, was es thun konnte.“

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Beſchluß.)

Anerkennung des geiſtigen Eigenthums von Seiten des Obertribunals.

Die Geſetze ſelbſt erbarmen ſich der menſchlichen Schwäche, wenn ſie die Gültigkeit vieler Verträge an beſtimmte Formen knüpfen, und z. B. alle mündlichen Nebenabreden bei ſchriftlichen Contracten für ungültig erklären: eine faktiſche Ungerechtigkeit gegen die Rechtſuchenden, eine große Erleichterung für die Rechtſprechenden! Von einem geplagten Unterrichter, der vom dämmernden Tage bis in die Nacht unter den currenten Aktenſtößen ſeufzt, verlangen, daß er rechtsſchöpferiſch noch die ſchwierige Materie vom geiſtigen Eigenthum erſt für ſich durchdringe und dann Andern klar mache, wäre daher zu viel gefordert. Es wäre die Sache unſerer Obergerichte geweſen; leider haben aber auch dieſe ſich in nur zu vielen beklagenswerthen Erkenntniſſen hinter den Worten der Geſetze verſchanzt, und ſtatt der Sache auf den Grund zu geben und das urſprüngliche Recht der Künſtler und Schriftſteller zu ſuchen, deren Rechte nach dem einen, ausnahmsweiſe von unſern Geſetzgebern berührten Verlagsrechte betrachtet. Wo dies nicht vollſtändig paßte, gab es kein Recht. So ſtanden die Sachen, und bei dem offenkundigen, ſchreienden Mißverhältniß zwiſchen dem, was das Publikum für Recht hielt, und dem, was der Richter als Recht gab, ſchien eine neue Geſetzgebung darüber um ſo dringender und unvermeidlicher, als bei den vielen Erkenntniſſen zu Gunſten derer, welche einen unrechtmäßigen Vortheil durch unrechtmäßige Erwerbung geiſtigen Eigenthums zogen, die Moralität ſelbſt gefährdet wurde. Denn von der Unzulänglichkeit der Geſetze aufgefordert, hat ſich ſchon eine Art Gewerbe gebildet, und mit frecher Unverſchämtheit wird der ſogenannte Manuſcriptendiebſtahl betrieben. Während nun, wie verlautet, in dieſem Augenblick ein umfaſſendes Geſetz über das geiſtige Eigenthum präparirt wird, hat ein Erkenntniß des geheimen Obertribunals in dem Lebrunſchen Proceſſe in die dunkle Sache ein neues Licht gebracht, und auf eine einfache und geiſtvolle Weiſe die ſchwierige Frage faſt erledigt. Durch dieſes Erkenntniß des höchſten Tribunals ſind nämlich beide frühern Urtheile reformirt, und im Weſentlichen iſt dahin zu Gunſten des Klägers erkannt, daß dem Cerf bei fünfzig Ducaten Strafe für jeden Contraventionsfall die fernere Aufführung des Stückes: „die eiſerne Maske,“ unterſagt, und dem Lebrun das Recht vorbehalten iſt, ſeparat ſeine Klage auf Entſchädigung anzuſtellen. Ob er dies thun wird, und was dabei herauskommt, iſt für dieſen Fall gleichgültig; auch hat Herr Lebrun den Proceß nur im Intereſſe der Schriftſteller mit rühmlicher Aufopferung durchgeführt, wofür man ihm Dank ſchuldig iſt, den alle Literaten ihm auf die zweckmäßigſte Weiſe durch Ankauf der wichtigen Broſchüre abſtatten. Es führte hier zu weit, die Gründe des Erkenntniſſes der dritten Inſtanz auszuziehen; Juriſten und Schriftſteller finden darin reiche Belehrung, und dürfen nicht unterlaſſen, ſie gehörigen Orts nachzuleſen. Aber den Hauptmoment, den der geiſtvolle Richter in's heuſte Licht ſezt, kann ich nicht umhin, hier anzuführen. Er führt nämlich aus, daß, wie ſchwankend auch noch Begriff und Grenzen eines geiſtigen Eigenthums ſeyen, und die Juriſten, welche es leugnen, ſich im Rechte befinden, ſo lange daſſelbe noch keine deutlich erkennbare Geſtaltung gewonnen, daſſelbe doch alsdann in's Leben trete und vom Geſetze anerkannt und geſchüzt werden müſſe, ſobald es die Geſtalt und den Charakter der „Waare“ gewonnen. Wenn ein Schriftſteller und Künſtler aus ſeiner Ideenwelt eine Schöpfung ſo weit fertig gemacht, daß er ſie zum Verkauf auf den Markt bringe und Erwerb damit beabſichtige, ſo müſſe ſein geſchriebenes, gemaltes, geformtes Produkt als Sache in dieſelben Rechte treten mit den Gegenſtänden des Eigenthums, die man mit den Händen faſſen kann. Dieſe feine Diſtinction iſt vielleicht nicht ganz erſchöpfend, da einige Zweifel über die Fälle übrig bleiben, wo ein Autor nicht an Erwerb dachte; jedenfalls iſt es aber ein Rieſenſchritt zur Erkenntniß, und für unſere Richter ein Fingerzeig, welcher ein neues Geſetz faſt aufwiegt. Auch werden unſere Juriſten, die zur Beſchönigung ihres Verfahrens vor dem Publikum ſich wohl hinter philoſophiſche oder gar ſentimentale Gründe verſchanzten: daß nämlich, wenn ein geiſtiges Eigenthum vor dem Geſetze gelten ſolle, am Ende jedes flüchtige Wort, jedes Spiel des Witzes, jede geſellſchaftliche Aeußerung als ſolches reklamirt werden dürfe, und die Freiheit der Rede dadurch gehemmt, oder daß es des Geiſtes unwürdig ſey, wenn man ihn als Waare ſtemple, — durch dieſe Diſtinction völlig aus ihrer Schanze geſchlagen. Die Kunſt muß nach Brod gehen, es iſt nun einmal ſo in unſerer ſublunariſchen Welt, und wird nie anders werden. Das Geſetz überlaſſe es alſo dem Gewiſſen der Künſtler, ob ſie ihre Produkte ſelbſt als Waare betrachten, und wenn dies iſt, ſo ſchüze es ſie. Nicht minder wichtig iſt, daß der erkennende Richter wenig Gewicht auf das eine geſezlich anerkannte Beiſpiel eines geiſtigen Eigenthums, das Verlagsrecht, und die noch ſo unvollſtändigen Verfügungen über den Nachdruck gelegt, ſondern das urſprüngliche, davon unabhängige Recht des ſchaffenden Künſtlers in ſeiner Weſenheit ergründet und klar dargelegt, dabei aber ausgeführt hat, wie es allerdings in eines Richters Befugniß liege, wo er kein Geſetz findet, nach allgemeinen Grundſäzen und beſter Einſicht ein Urtheil zu fällen. Selbſt das römiſche Recht hatte hier vorgearbeitet, wo es von der Erwerbung von Eigenthum durch Formation ſpricht, und es iſt eine Merkwürdigkeit, daß erſt im Jahr 1836 ein Richter in unſerm Lande ein geiſtiges Eigenthum anerkannte. — Gegen das Urtheil des geheimen Obertribunals gibt es keine Appellation, ſeine Entſcheidungen werden Geſetz. Alſo haben Künſtler und Schriftſteller jezt die Ausſicht auf Schuz für die Produkte ihres Geiſtes, wenn ſie auch für die nächſte Zeit noch den ſauern Gang durch drei Inſtanzen darnach durchmachen müſſen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 42.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 18. Februar 1837.

Mutter, ſieh' Mehl!
Unerwartete Gäſte,
Unbekannte kommen,
Gäſte zu dir,
Freier zu mir.

P. v. Goeße.
Ruſſiſche Volkslieder.

Die Heirathsgebräuche der romuniſchen Bauern in der Wallachei.

Mitgetheilt von W. Alexis.

Bei den romuniſchen Landleuten der Moldau und Wallachei herrſchen noch viele alte Sitten, die gleich ihrer Sprache an ihre römiſche Abkunft erinnern und wenig bekannt ſind. Nachfolgende intereſſante Züge über ihre Heirathsgebräuche verdankt der Referent den Mittheilungen des jungen Bojaren, Herrn Michael Kogalnitſchan, der ſich gegenwärtig in Berlin zur Vollendung ſeiner Studien aufhält und mit lebendigem Eifer die Dokumente über die Eigenthümlichkeiten eines alten Volksſtamms ſammelt, der ſo viele Jahrhunderte vom europäiſchen Bildungsprozeſſe unberührt geblieben iſt.

* * *

Wenn ein junger Bauer einem Mädchen begegnet, das ihm gefällt, ſo muß er ſich an die Brautwerber wenden, welche auf romuniſch petitori heißen, und ihnen ſeine Herzensangelegenheiten vortragen. Deren Geſchäft iſt es nun, ſich von der Lage der Dinge zu unterrichten, und namentlich, vorausgeſezt, daß ſie die Verhältniſſe des Bräutigams kennen, genaue Nachrichten über die Familie der Braut einzuziehen. Sind ſie bei ſich im Reinen, daß die Partie ſich ſchicken würde, ſo wenden ſie ſich an die Eltern des Mädchens. Durch indirecte Fragen werden ſie ausgeforſcht, wie es mit ihrem Vermögen ſteht, ihren Geſinnungen gegen die Tochter, und was ſie ihr wohl mitgeben möchten. Vor Allem aber wird an ſie die Frage geſtellt: ob ſie auch echter romuniſcher Abkunft ſind? denn kein Bauer heirathet eine Frau aus einem andern Stamme als dem ſeinigen. Das wallachiſche Sprichwort ſagt: „Wenn du eine Frau nimmſt, ſo kenne zuvor ihren Stamm und Samen.“

Merken die Werber, daß Vater und Mutter nicht abgeneigt ſind, ſo gehen ſie fort, kommen aber nach einigen Tagen, und zwar dann in Begleitung des jungen Mannes und ſeiner Eltern wieder. Einer von ihnen richtet nun folgende feierliche Rede an den Vater des Mädchens: „Unſere Vorfahren, als ſie auf die Jagd gingen, haben das Land entdeckt, welches wir jezt bewohnen. Jezt nähren wir uns von ſeiner Milch und ſeinem Honig. Als nun der werthe Herr hier nach ihrem Beiſpiele auch jagen ging, traf er auf eine Hindin, die, voller Scham und Sitte, die Flucht ergriff. Wir ſind ihrer Fährte gefolgt und die Fährte hat uns hieher geführt. Euch fordern wir nun auf, dieſe Hindin uns herauszugeben oder uns den Ort zu zeigen, wo ſie ſich verſteckt hat.“

Die Eltern antworten nun, es sey kein Wild der Art in ihr Haus gekommen; aber die Brautwerber dringen, und um sie los zu werden, führen sie ihnen irgend eine alte Jungfer, mit Lumpen behangen, vor und fragen, ob es die sey, die sie suchen? Die Petitori verneinen das und erklären, die Jungfrau, welche sie suchten, habe: „Haare, blond wie Gold, Augen wie ein Falke, Zähne weißer als Perlen, Lippen röther als Kirschen, den Leib einer Löwin, die Kehle einer Gans, den Hals eines Schwans, Finger zarter als Wachs, und ein Gesicht, strahlender als Sonne und Mond.“ Die Eltern verharren beim Leugnen: eine solche Hirschkuh habe sich nie zu ihnen verirrt. Aber die Werber erwidern, sie haben die besten Spürhunde, welche ihnen die sichersten Zeichen gegeben, daß eine solche Hirschkuh sich im Hause versteckt halte. Wenn endlich Alles umsonst ist, drohen sie mit Gewalt der Waffen. Da erst müssen die Eltern nachgeben, und sie führen die Tochter vor, welche gewiß heut so vortheilhaft als möglich gekleidet ist.

Wenn sie erscheint, so schreit Alles augenblicklich auf: „das ist die Hindin!“ Auf der Stelle wird nun der Priester herbeigeholt, und in seiner Gegenwart wechselt man die Ringe. Ist dies geschehen, muß das junge Mädchen die Stube verlassen. Die andern Alle setzen sich zu Tisch, und stehen nicht eher auf, als bis der Hochzeittag beschlossen ist. Am nächsten Montag vor diesem Tage (es ist in der Regel ein Sonntag) versammeln sich die Verwandten sowohl beim Bräutigam als bei der Braut. Musikanten begleiten sie, und unter Gesang und Spiel wird ein großes Familienessen abgehalten. Ist dies vorüber, so gehen sämmtliche Frauen und Mädchen an das Sieben des Mehls, das zum Hochzeittag bestimmt ist. Dieser Tag heißt deßhalb der Siebetag. Wenn fertig gesiebt ist, tanzen die Jungen bis in die Nacht hinein, die Alten trinken und plaudern.

Sind die Häuser der beiden Verlobten in ein und demselben Dorfe, oder doch nur durch einen Tagmarsch getrennt, so fängt der Hochzeitschmaus beim Bräutigam am Donnerstage an und dauert bis nächsten Sonntag. Während dem darf der Tisch von Morgen bis Abend nicht leer werden, und jeden Abend gibt es Tanz. Wohnen die Brautleute aber in größerer Entfernung von einander, so beginnt das Fest schon am Montag Abend und dauert, bis es an der Zeit ist, sich auf den Weg zu machen, um am Sonntag zur Braut zu kommen. Am Abend vor der eigentlichen Hochzeit erscheint einer der nächsten Anverwandten des Bräutigams mit Musik vor dem Brauthause, um der Braut die Geschenke desselben zu bringen. Diese bestehen in der Regel in allerlei Stoffen, Bändern, bunten Tüchern, Dukaten und Rupien. Diese müssen jedoch durchlöchert seyn, damit die junge Frau sie als Halsband tragen kann. Wie gesagt, wenn der junge Bauer nicht zu weit entfernt von der Braut wohnt, so bescheidet er die Seinigen erst zum Sonntag Morgen, um den Zug zur Braut anzutreten, wohnt sie aber in einem entfernten Dorfe, so rückt er schon am Mittwoch oder Donnerstag mit dem Trosse aus. Zu Pferde muß natürlich dieser feierliche Aufzug seyn, nur seine Eltern dürfen fahren. Einige sprengen voraus, um die Ankunft zu melden. In manchen Orten herrscht nun folgender Gebrauch.

Die Verwandten der Braut reiten diesen Abgesandten entgegen, und es ist ihre Aufgabe, Alles daran zu setzen, daß sie nicht bis zur Braut dringen. Gelingt es, sie zu fassen, so bindet man ihnen gewöhnlich die Hände und läßt sie verkehrt auf's Pferd setzen, oder führt sie zu Fuß, immer aber wie Gefangene in's Haus. Hier fragt man sie, was sie zu sagen haben? Ihre Antwort lautet nun in der Regel: sie seyen ausgeschickt, um den Krieg zu erklären, und die Soldaten würden bald nachkommen, um das Schloß anzugreifen. Auf diese Weise bindet man sie wieder los und nöthigt sie, einige Gläser Wein zu leeren. Dann führen die nämlichen Personen, welche sie gefangen nahmen, sie wieder auf den Weg zum Bräutigam zurück und geben ihnen, sobald sie in seine Nähe kommen, die Freiheit. Aber wohl müssen sie sich vorsehen und selbst alsbald Kehrt machen, denn ihnen widerfährt dasselbe Schicksal, wenn das Gefolge des Bräutigams sie einfangen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lisardo.

(Fortsetzung.)

„Armer Stephano!“ seufzte sein ehemaliger Gebieter und winkte zum Weitergehen. Bald hatten sie den Pallast erreicht. Ein vergittertes Zimmer in Erdgeschosse wurde ihm eingeräumt. Er warf sich auf das einfache Lager und versuchte zu schlafen, aber vergebens: immer traten ihm wieder die Bilder jenes häuslichen Glücks vor Augen, das so schnell vernichtet worden war. Beständig mußte er sich vorsagen: „Morgens der Mann, Mittags das Weib und Abends das Kind! Alle, alle weggerafft aus dem süßen, unschuldigen Traum des Lebens und der Liebe!“ Ein menschliches Gefühl zog in seinen Busen ein, die edelste Wehmuth durchzitterte sein Herz und benezte sein Lager mit einer Fluth von langentbehrten Thränen.

Aus einem späten Morgenschlummer weckte ihn die Wache, die ihn vor den Gouverneur zu führen kam. Er sah sich verwundert um, besann sich auf seine Lage und folgte, schnell angekleidet, dem Diener der Justiz in einen Saal, wo der Gouverneur zu Gerichte saß. Die lezten

Wochen hatten die Falten in ſeinem Geſicht um viel vermehrt; er maß den Jüngling mit traurigem Ernſt und begann das Verhör. Aber kaum waren die erſten Fragen geſtellt, als man von fern ein wirres Getöſe vernahm, das immer wachſend ſich näherte. Der Gouverneur brach ab und trat an's Fenſter, zugleich ſtürzten einige Diener herein und meldeten, das Volk verſammle ſich und drohe mit einem Aufſtand; einer der mit Oeffnung der Kornmagazine beauftragten Beamten, ſo murren die Unzufriedenen, habe das Mehl mit Staub vermiſcht oder gar vergiftet, die Nahrungsmittel ſeyen ungeſund und Niemand mehr ſeines Lebens ſicher. Man hörte den Tumult ganz in der Nähe, die Meuterer waren bis vor den Pallaſt gedrungen und riefen nach dem Gouverneur; ſie verlangten, der Schuldige, den ſie herbeigeſchleppt hatten, müſſe ſogleich vor ihren Augen hingerichtet werden.

Der Gouverneur griff erſchüttert nach einem Stuhl und ſtützte ſich auf die Lehne. „Kornmagazine!“ rief er, „mein Gott, ich weiß ja wohl, daß ſie nicht gehörig verſehen ſind, und wenn meine Beamten noch Unterſchleif treiben, dann weiß ich freilich nicht, wo ich Rath ſuchen ſoll. Ich armer, alter Mann! iſt das der Lohn für ſo lange, treue Dienſte? ſoll ich jezt noch in Schande gerathen, nachdem ich meine Provinz ſo viele Jahre lobenswürdig verwaltet? Ich weiß nicht, was hier zu thun iſt! für ſolche Zeiten bin ich nicht geſchaffen!“ Er fiel in den Seſſel und ſchlug die Hände vor's Geſicht. Liſardo trat vor und ſprach in beſcheidenem Tone: „Erlaubt mir ein wohlgemeintes Wort, Herr Gouverneur! Hier ſind ſchnelle, durchgreifende Maßregeln von Nöthen: an Eurer Stelle würde ich den Verbrecher der Volkswuth opfern und zugleich die Rädelsführer des Aufſtandes feſtnehmen laſſen. Wenn man ihnen auf der einen Seite nachgibt, ſo kann man auf der andern deſto ſtrenger gegen ſie ſeyn.“ Der Gouverneur richtete ſich auf und ſah den Jüngling zornig an. „Ihr vergeßt, Signor,“ rief er, „welche Rolle Ihr hier zu ſpielen habt! Ihr ſteht wegen Eurer zuchtloſen Aufführung vor Gericht und habt es weniger als irgend einer nöthig, dem Richter in ſein Amt zu reden. Entfernt Euch, ich habe jezt nicht Zeit, mich länger mit Euch abzugeben.“ Er winkte, und Liſardo wurde wieder in ſein Gefängniß abgeführt.

Obgleich ſeine Fenſter nach der entgegengeſezten Seite gingen, ſo hörte er doch den ganzen Tag über, bald näher, bald ferner, ein rauſchendes Getöſe, wie wenn das Meer über ſeine Ufer getreten wäre und mit unbändiger Kraft ſich der Stadt entgegen wälzte. Liſardo ſchwebte in der grauſamſten Ungewißheit: kein Menſch kam zu ihm, um Speiſe oder einen Aufſchluß über ſein Schickſal zu bringen. Er rief durch die verſchloſſene Thüre hinaus, Niemand antwortete. Der Abend kam, und jezt verging ihm die Geduld. „Hinaus muß ich,“ rief er, „und wenn ich durch die Wand fahren müßte!“ Er probirte die Gitter vor den Fenſtern, eines nach dem andern; ſie waren wohl alt und hatten zum Theil loſe Stäbe, aber ſie ließen ſich doch nicht ſo leicht hinausdrücken. Als Liſardo eine gute Stunde an ihnen geſchüttelt hatte, ſtand er von der vergeblichen Arbeit ab und näherte ſich der Thüre. „Da habe ich mir einmal recht unnütze Mühe gegeben,“ ſagte er, „und hätte es doch viel wohlfeiler haben können: mit einem Fußtritt iſt das Schloß geſprengt.“ Aber ach! als er näher hinſah, fand er, daß die Thüre nach innen aufging; das Schloß war alſo nicht zu ſprengen. „So tret' ich die Bretter hinaus,“ dachte er, und ſezte der Thüre mit gewaltigen Stößen zu, mußte ſich jedoch bald überzeugen, daß ſie nicht von ſo leichter Arbeit ſey, und daß er eher ſeine Füße aus dem Gelenk, als die Thüre aus ihren Fugen treten würde. Eben wollte er mißmuthig von ſeiner Anſtrengung abſtehen, als ſich eilige Tritte näherten und eine Stimme rief: „Was ſoll das bedeuten? was iſt denn hier für ein abſcheulicher Lärm? paßt das auch für einen Todtkranken?“ — „Läßt man auch einen Gefangenen den ganzen Tag über ohne Speiſe und Trank?“ rief Liſardo hinaus. — „Ach Gott! Ihr ſeyd's, Signor?“ rief die Stimme entgegen; „verzeiht, daß man Euch ſo ganz vergeſſen hat; aber es geht im Hauſe drunter und drüber. Habt nur einen Augenblick Geduld, Ihr ſollt ſogleich bedient werden.“ — Nach wenigen Minuten drehte es am Schloß, die hartnäckige Thüre ging auf und ein Diener trat herein mit Wein und Erfriſchungen. „Wie ſteht's in der Stadt?“ rief ihm Liſardo haſtig zu. — „Man weiß noch immer nicht, was es werden will.“ — „Wie iſt's mit dem Beamten?“ — „Sie haben ihn erdroſſelt und ſind jezt ruhiger.“ — „Und der Gouverneur?“ — „Der hat einen Anfall bekommen und wird keine Stunde mehr leben.“ — „Wenn der Gouverneur vollends ſtirbt, ja, dann geht Alles in Trümmer. Sie haben doch mindeſtens an ihn geglaubt. Wie verhalten ſie ſich denn jezt?“ — „Die Nachricht von ſeiner Krankheit hat Eindruck auf ſie gemacht; ſie ſtehen beiſammen, berathen und ſtreiten.“ — „Wo ſind ſie verſammelt?“ — „Auf dem Marktplatz.“ — „Höre, Freund,“ ſagte Liſardo, „du wirſt einſehen, daß es jezt keine Zeit iſt, einen Gefangenen zu verwahren; die Umſtände ſind zu dringend, als daß man ſich mit Kleinigkeiten zu ſchaffen machen könnte. Vielleicht bin ich draußen beſſer am Platz, als hier. Nimm dieſe Börſe und laß mich gehen; ich gebe dir mein Wort, nicht aus der Stadt zu weichen; Gott befohlen!“ — Mit dieſen Worten drückte er dem Diener eine Börſe in die Hand, und war verſchwunden, ehe Jener ſich beſinnen konnte,

(Die Fortſeyung folgt.)

Einige Gelegenheitszeilen von Schiller.

Folgende Zeilen sind von Schiller eigenhändig in ein Exemplar des Don Karlos eingetragen worden, welches er der Tochter des Geheimeraths Schmidt in Weimar, Carolinen, später verehlichten Swaine, überreichte. Wir hoffen uns durch Mittheilung derselben den Dank mancher Leser zu verdienen, obgleich der Dichter weder die Absicht noch die Ahnung hatte, daß seine kleinen Episteln je sollten veröffentlicht werden.

Kein Lebender und keine Lebende
Saß diesem Bild, der süßen Sympathie
Und Freundschaft aufgestellt. Aus nicht vorhandenen Welten
Entlehnte es — ich kannte dich noch nie —
Ein volles Herz und warme Phantasie.
Wenn das, was ich für Schatten hier empfunden,
In deinem Herzen mächtig wiederklingt,
Aus deinem Auge schöne Thränen zwingt,
Wenn es in stillen schwärmerischen Stunden
Zu sanfter Rührung dich erweicht,
So weißt du, was der Dichter dann empfunden,
Hätt' er ein lebend Bild gefunden,
Das deinem, Caroline, gleicht.

S.

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Februar.

Skizzen aus der alten und neuen Schweiz.

Die Zeit ist nun, Dank sey es dem Himmel! vorüber, wo wir unsern lieben Landsleuten so interessant erschienen, daß sie es für der Mühe werth hielten, mit uns und unsern Siebensachen sich beinahe ausschließlich und mehr noch als mit ihren eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen. Kaum gedenkt jezt noch die eidgenössische Presse unserer Stadt, aus dem eben so einfachen als triftigen Grunde, daß in ihr Alles wieder, scheinbar wenigstens, in sein früheres Geleise zurückgetreten ist, Alles wieder in seiner alten Ordnung sich bewegt oder stehen bleibt. Warum ich das Wort scheinbar gebrauche, wird weiter unten zur Genüge klar werden. In der That hat die stürmisch bewegte Zeit viel weniger Spuren zurückgelassen, als man es hätte erwarten sollen, und diese Spuren tragen überdies eher einen negativen, als positiven Charakter. So sind z. B. aus dem vor der Revolution (wir Basler haben eben so gut das Recht, von einer Revolution zu sprechen, als Engländer und Franzosen; wir hätten uns aber, die unsrige eine glorreiche zu nennen, welches Beiwort eigentlich keine Umwälzung verdient) angesammelten Schatz von einer Million Franken anderthalb Millionen Schulden geworden; was Viele übrigens, und wir denken mit Recht, als ein wahres Glück betrachten, nicht etwa, weil diese Leute in dem Staat einen sichern Schuldner für ihre Capitalien sehen, sondern weil sie, einer Wiederverschmelzung mit den Raurachern entschieden abhold, die Schuld als eine Art von Vogelscheuche betrachten, welche den Landschäftlern für immer die Lust benehmen werde, sich mit uns wieder zu vereinigen. Wir unsererseits befürchten aber, bei der großen Sparsamkeit unserer Finanzmänner, nicht nur eine baldige Tilgung der Staatsschuld, sondern sogar die Wiederanhäufung eines öffentlichen Schatzes, größer noch, als der erstere war. Ein solcher Umstand dürfte und müßte dann freilich unsern frühern Brüdern auf dem Lande wieder freundschaftlichere Gesinnungen gegen uns einflößen, und in ihnen die Lust rege machen, uns die Hand zur Versöhnung zu bieten, besonders wenn wir uns geneigt zeigten, mit ihnen wieder eben so brüderlich zu theilen, als wir es vor einigen Jahren unter den Auspicien des berühmten Juristen Dr. Keller aus Zürich thaten. Eine andere negative Folge unserer Revolution ist, daß die beiden Standeshäupter, will sagen Bürgermeister, aufgehört haben, Weisheiten zu seyn, wie sie dies doch seit undenklichen Zeiten gewesen. Dieselben sind jezt bloße „hochgeachte" (nicht hochgeachtete) Herren, wie jeder Großrath, deren es hier über hundert gibt. Auswärts stehen wir, sicherlich mit Unrecht, in dem Rufe, antiradikal zu seyn, aristokratischen Grundsäzen zu huldigen; denn wie würden wir sonst, ohne daß uns irgend Jemand dazu gezwungen hätte, Hand gelegt haben an hundertjährige Einrichtungen, und uralte Titel abgeschafft, die schon durch ihren bloßen Wortlaut Ehrfurcht und Respekt einflößten. In der Art und Weise, wie man zu verschiedenen Zeiten unsere Bürgermeister behandelt hat, kann man in der That die Geschichte unserer Republik lesen. In dem goldenen Zeitalter, das vor fünfzig Jahren noch nicht ganz abgeflossen war, da fuhren z. B. unsere höchsten Magistratspersonen noch in einer Staatskarosse in den Rath, einer Karosse, die gewiß in ihrer Art eben so merkwürdig war, als die weltbekannte Kutsche des Lordmayors von London. Da es in jener goldenen Zeit vier Standeshäupter gab, eines an Würde und Rang dem andern vollkommen gleich, und diese hohen Personen gemeinschaftlich in dem besagten Staatswagen nach dem Rathhause sich zu begeben hatten, so war es natürlich von der allergrößten Wichtigkeit, diesem Vehikel der Weisheiten eine solche Einrichtung zu geben, daß jeder Unterschied in der Dignität der Size sorgfältigst vermieden war. In den Archiven unsers Rathhauses sollen noch voluminöse Protokolle von den Berathungen des kleinen Rathes über die dem besprochenen Wagen zu gebende Einrichtung vorhanden seyn. Wie unsere Voreltern in Dingen dieser Art immer höchst sinnig und naiv waren, so auch in dem in Rede stehenden Fall; doch brauchte es lange Zeit, bis über die hochwichtige Sache eine allgemeine Verständigung erzielt war.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 56:

Der Dichter.

Räthsel.

Nach dem Lateinischen des Pincierus.

Sechs Füße hab' ich mit fortgenommen,
Mit dreien bin ich wieder gekommen,
Und wollte noch lieber, es wären zwei,
Als diese heilige Zahl von drei.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 43.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 20. Februar 1837.

Auf wolkenloser Höh' ruft mir's noch lauter zu:
Wie groß ist die Natur, wie klein, o Mensch, bist du!
Haller.

Gedichte von J. G. Seidl.

Auf der Alpe.

Wenn ich im tiefen Thale stehe,
Und schwindelnd auf zur Alpe sehe,
Die weiß hineinragt in das Blau,
Dann will es drückend mich beengen,
Dann drängt mich ein unendlich Drängen
Empor aus diesem Nebelgrau.

Dort, wo in unermeßner Weite,
Nichts über mir, nichts mir zur Seite,
Nichts höher gegenüber steht;
Wo all' die Höh'n, die ich erstiegen,
Demüthig mir zu Füßen liegen,
Dort möcht' ich hinknien im Gebet.

Dort über'm düstern Thalgewimmel,
Dort fühlt' ich näher mich dem Himmel,
Nichts liegt mehr zwischen ihm und mir;
Kann's irgendwo im Erdenleben,
So muß sich dort das Herz erheben,
Dort bin ich groß, klein bin ich hier! —

Und in der Seele den Gedanken
Macht' ich mich auf, klomm ohne Wanken
Den steilen Schwindelpfad hinan,
Sezt' über schwarze Todesklüfte,
Und grub mir in den Schnee der Klüfte
Mit sichrem Fuß die schmale Bahn.

Jezt auf des Kammes höchster Spitze,
Schon weithin über'm Wolkensitze
Stand ich im Morgensonnenschein;
Die Berge, die mir Riesen schienen,
Wenn ich vom Thal aus sah zu ihnen,
Sie schrumpften hier zu Zwergen ein.

Rund um mich her das luft'ge Freie,
Von mir bis in des Himmels Bläue
Nicht eine Zwischenstufe mehr! —
Doch herbe Täuschung! Statt erhoben,
Fühlt' ich gedrückter bald mich oben,
Und höhnend hing der Himmel her.

Mir war's, als hört' ich zürnend rufen:
„Herab! hier fehlen dir die Stufen;
Glaubst du, der Himmel sey so nah'?
Bleib' du in deiner Tiefe drunten,
Denn fühlt dein Herz sich klein dort unten,
Noch kleiner wahrlich fühlt sich's da!“

Traumfahrt.

Oft träumt es mir, mein Zimmer
Das wär' auf einem Schiff,
Und ſchwämme mit mir weiter,
Weit über Klipp' und Riff,

Weit über Sund' und Meere
Wohl hundert Meilen fort,
Bis wir gelandet wären
In einem fernen Port.

Voll Neugier ſtieg' ich endlich
Aus der Kajüt' empor,
Und trät', als in der Fremde,
An's Ufer ſcheu hervor.

Und ſieh! da kränzten Häuſer
Gar heimathlich den Plan,
Und auch die Berge ſähen
So wohlbekannt mich an.

Sogar die Leute wären,
Wie ich ſie nicht gedacht:
Sie ſprächen meine Sprache
Und trügen meine Tracht.

Und ſüßes Heimweh faßte
Mein Herz mit einem Mal,
Und zur Kajüte lief' ich
Zurück in banger Qual.

Da ſäß' ich dann und ſänne —
Bis ich vom Traum erwacht,
Recht froh, daß ich die Reiſe
Im Traume nur gemacht.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Auf dem Marktplatze ging es bunt durch einander. Eine wogende Menſchenmenge füllte den beträchtlichen Raum, Gruppen bildeten und trennten ſich wieder, Jeder ſuchte das Wort zu nehmen, ſo daß keiner den andern verſtand, heftige Redner eilten von einer Stelle zur andern, um überall die Meinung für ſich zu gewinnen, das Geſchrei und Getöſe war ungeheuer. Als die Nacht eingebrochen war, ohne daß das Volk zu einem Entſchluß hätte kommen können, wurden Fackeln herbeigebracht, ſo daß die Beleuchtung mit den grellen Lichtern und tiefen Schatten ein wunderbares, ſchauerliches Nachtſtück bildete.

Die Gährung war auf's Höchſte geſtiegen. Ein dicker Mann, deſſen Geſicht im Fackelſchein blutroth glänzte, ſchrie mit einer markerſchütternden Stimme: „Was brauchen wir länger zu warten? wozu die unnützen Reden und Rathſchläge? Drauf! zugeſchlagen! die Vornehmen haben uns in's Unglück gebracht; jezt ſollen ſie's auch büßen mit Gut und Blut! Die Häuſer aufgebrochen, geplündert, was zu plündern iſt, das iſt meine Meinung!“ — „Nein, Nachbar, man darf's nicht ſo arg machen,“ eiferte eine hagere Perſon, die einen Krämer vorzuſtellen ſchien; „Ihr greift die Sache viel zu grob an mit Euren Fleiſcherhänden. Bedenkt, was würden die Herrn in Neapel zu unſern Gewaltthaten ſagen?“ — „Pah!“ ſchrie der Andere, „die haben genug mit ſich ſelbſt zu thun, uns laſſen ſie ſtecken, und ſomit müſſen wir uns ſelber helfen.“ Da er eine gewaltigere Stimme beſaß als der Krämer, ſo drang er auch weiter damit durch, und während in der Nähe ſich manche Vota für ein gemäßigtes Benehmen geltend machten, hörte man von den entfernteſten Seiten ein wildes Geſchrei: „Drauf! zugeſchlagen! Mord und Brand! Sie ſollen's büßen! büßen ſollen ſie's!“

In dieſem Augenblick drängte ſich ein hoher Mann durch die Menge und ſchob Alles, was ihm im Wege ſtand, auf die Seite, bis er das Centrum des Aufſtandes erreicht hatte: es war Liſardo. Viele ſahen den kecken Jüngling trotzig an, aber Andere wichen ihm ehrerbietig aus oder griffen freundlich nach den Mützen; er war unter einem großen Theile des Volkes bekannt, und ſeine Lebensart hatte ihm, je nachdem ſie aufgefaßt wurde, bei den einen Verachtung, bei den andern, als eine Fehde gegen die Ariſtokratie, Bewunderung und Theilnahme zugezogen. Ueberdies hatte er ſich Manchen durch Wohlthaten oder Herablaſſung verpflichtet. „Meine Freunde,“ hob er mit lauter, weittönender Stimme an, und ein dichter Kreis ſammelte ſich um ihn, aus welchem mehrere ſeiner Genoſſen ermunternd und zum Beiſtande bereit hervorragten, „meine Freunde, ihr habt vollkommen Recht, und Recht muß euch werden. Man hat ſich ſchwer an euch verſündigt; faſt Alles, was bei dieſem öffentlichen Unglück zur Abwendung oder wenigſtens zur Linderung geſchehen ſollte, iſt verabſäumt worden; ja man hat gewiſſenlos gehandelt, und es muß anders werden! Die Ordnung muß hergeſtellt werden um jeden Preis. Aber ich frage euch, Bürger, kann dies auf unordentliche Weiſe geſchehen? durch Morden, Plündern, Sengen und Brennen? Wenn Keiner mehr dem Andern trauen darf, Keiner ſeines Lebens mehr ſicher iſt, das iſt der kürzeſte Weg, unſere arme Stadt mit Einem Streich zu Grunde zu richten. Nein, ſo ſoll es nicht ſeyn! Euer geſunder Verſtand hat euch ſchon längſt geſagt, was ich hier nur wiederhole, um es zu beſtätigen. Wir wollen die Ordnung herſtellen auf eine gemäßigte und vernünftige Weiſe. Wir ſind verlaſſen, wir ſind eine Heerde ohne Hirten, wir habe keine Regierung mehr. Die Schlechten ſind entflohen, die Beſſern geſtorben, und unſer

ehrwürdiger Gouverneur iſt vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon dem allgemeinen Feind erlegen. Wir können nicht warten, bis Neapel uns hilft; wohlan! ſo regiere Salerno ſich ſelbſt, bis Neapel ſich erholt hat; ſetzen wir eine ſelbſtgewählte Regierung ein, die dafür ſorgt, daß Jeder der allgemeinen Noth ritterlich entgegentrete, der Eine mit ſeinem Vermögen, der Andere mit ſeinem Muth und ſeiner Klugheit. Die Reichen aber ſollen verpflichtet ſeyn, je nach dem Maßſtab ihres Eigenthums eine Contribution zur Anſchaffung von Lebensmitteln und zur Verpflegung der Kranken zu leiſten.“

Dieſer Vorſchlag, den der Redner klüglich bis zulezt aufgeſpart hatte, verfehlte ſeine Wirkung nicht. Es entſtand ein lebhaftes Beifallsgemurmel, das aber bald von der Stentorſtimme des ehr- und raubſüchtigen Fleiſchers unterbrochen wurde. Er ſuchte die Glut des Aufruhrs wieder anzufachen, und ſchalt auf Liſardo, ſchrie, man ſolle ihm nicht trauen, er habe eigennützige Abſichten. Liſardo dagegen rief: wer wie dieſer auf Unordnung ſinne, ſey ein Verräther, ein Feind des Vaterlandes und habe ein unſägliches Unglück zu verantworten. Die beweglichen Meinungen des Volks waren getheilt, der Fleiſcher mit einigen andern wilden Geſellen war im Begriff, auf den Jüngling einzudringen, als zufällig ein Ereigniß eintrat, das, unvorhergeſehen und erſchütternd, unſerm Helden den ſchnellſten Sieg errang.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wie Heirathsgebräuche der romuniſchen Bauern in der Wallachei.

(Fortſetzung.)

Wenn der Zug des Bräutigams durch ein Dorf kommt, oder vor dem Hauſe der Braut anlangt, feuern ſie Piſtolen und Flinten ab und ſchreien beſtändig: Nuntalaſſi! Nuntalaſſi! Dieſes Wortes wegen wird auch die ganze Sippſchaft des Bräutigams Nuntalaſſi genannt.* Bei dieſem Schießen und Schreien tummeln ſie galoppirend ihre Pferde im Kreiſe. Die Hochzeitgäſte im Brauthauſe ſtürzen heraus und antworten ihnen durch Schüſſe und daſſelbe, Allen unverſtändliche und doch ſo bedeutungsvolle Wort. Dann findet wohl unter den vereinten Hochzeitgäſten ein großer Wettlauf zu Pferde ſtatt, und der Sieger empfängt aus den Händen der Braut ein geſticktes Schnupftuch. Das Pferd wird mit einem Blumenkranze geſchmückt.

Am Abend nach der Veſper beginnt der Zug der Verlobten nach der Kirche mit allem nur möglichen Pomp. Die Braut iſt ganz bedeckt mit einem gold- und ſilberdurchwirkten Schleier, der nach allen Seiten in großen Falten herabfällt. An andern Orten trägt ſie nur reiche goldene Franſen, die vom Kopfe bis zum Knie ſich ſenken. Jedenfalls aber muß ſie mit einem Gürtel angethan ſeyn, den nur der Gatte das Recht hat zu löſen. Ihr voran geht eine Muſikbande, zwei Brautjungfern führen ſie. Hinter ihr kommt der Bräutigam, ebenfalls von zwei Brautführern begleitet. Die Eltern und Freunde ſchließen den Zug. In der Mitte der Kirche bleiben die Verlobten auf einem Teppich ſtehen, den man mit Geldſtücken beſtreuen muß, die nachher dem Prieſter und den Sängern zufallen.

Bei den Hochzeiten der orthodoxen Kirche müſſen jedesmal ein Mann und eine Frau in gewiſſen Jahren die Brautleute während aller Ceremonien begleiten. In der Regel ſind dieſe Anſtandsperſonen von höherm Stande, denn unter ihrem Schutze treten die jungen Verheiratheten ſelbſtſtändig in die Welt ein. Daher ſtehen ſie in der Kirche auch dicht hinter ihnen und halten die Hochzeitfackeln in ihren Händen. Der Prieſter ſpricht nach verſchiedenen Gebeten das conjungo vos aus, und wechſelt hierauf nicht weniger als dreimal ihre Ringe; eben ſo oft geſchieht dies mit den Kränzen, die beide auf dem Kopfe tragen. Darauf faſſen ſich der Prieſter, die Getrauten und die beiden Ehrenperſonen an der Hand und machen dreimal die Runde um den zum Altar geweihten Tiſch. Während dem ſingen die beſtellten Sänger einen Pſalm, und die Eltern und Anverwandten werfen kleine Paraſtücke und Nüſſe für die Kinder aus, ganz nach Sitte der alten Römer. Bedeuten ſoll es, daß die jungen Eheleute nunmehr die Spiele der Kindheit aufgeben. Nun hält der Prieſter den Verheiratheten — in der Kirche während der heiligen Handlung! — einen Honigkuchen vor den Mund, daß ſie zubeißen ſollen, aber wenn die Lippen daran ſind, zieht er ihn ſchnell zurück. Dies Spiel dauert, unter allgemeinem Gelächter, ſo lange, bis Einer doch glücklich zuſchnappt, oder der Prieſter ſich endlich erbarmt und ihnen das ſüße Brod in den Mund ſteckt. Was es bedeutet, darüber ſind die Meinungen verſchieden.

Die Kirche wird in der nämlichen Ordnung, wie man ſie betrat, verlaſſen; voran die Muſikanten, die ein Hochzeitlied ſpielen, und hinterher alle Einwohner des

* Hier iſt abermals ein ſprachliches Merkmal der römiſchen Abkunft der romuniſchen Wallachen. Das Nuntalaſſi wird nämlich vom lateiniſchen Talaſſius oder Nunc Talaſſio abgeleitet. Bei ihren Hochzeitfeſten riefen die Römer im feſtlichen Tanze: Talaſſio oder Nunc Talaſſio! Nach der Legende, die Livius (Lib I. c. 9) mittheilt, rührt der Name vom Sabinerraube her. Talaſſius hatte ſich die Schönſte gegriffen; als ſie ihm zugeführt wurde, fragten die Römer: für wen? und erhielten zur Antwort: für den Talaſſius.

Dorfs, die ihr Nuntalassi schreien. In einigen Dörfern stellt sich die junge Frau, wenn sie nach Hause gekommen ist, auf die Schwelle und besprengt Alle, die zum Glückwünschen kommen, mit Rosenwasser. An andern Orten stellt man vor das Haus einen Tisch mit Blumen, Brod, Wein, Salz und Korn. Die junge Frau tritt hinauf und wirft Weizenkörner, mit Salz vermischt, nach Norden, Süden, Westen und Osten. Ist dies geschehen, steigt sie wieder herunter und wäscht ihrem Schwiegervater die Füße. Hiemit ist ihr Geschäft dieses Tages vollbracht. Sie sezt sich auf einen erhöhten, von Kissen gebauten Sitz zwischen ihre Mutter und Schwiegermutter, und darf nun den ganzen Abend zu Niemand sprechen, als ihren beiden Nachbarinnen; die andern jungen Leute tanzen. Beim Abendtisch hat der Priester den ersten Platz, muß aber zuvor über alle Schüsseln den Segen sprechen. Die jungen Eheleute sitzen ihm zunächst, dann die Schwiegereltern. Auf der Hochzeittafel dürfen eine saure Suppe und Kohl mit Speck, die Lieblingsspeisen der romunischen Wallachen, nicht fehlen. Diese Mahlzeit dauert bis gegen drei Uhr Morgens. Dann bringen die Köchinnen einen gebratenen Hahn, der noch mit seinen Federn geschmückt ist. Einer der Gäste ist vorher unter den Tisch gekrochen, und kräht, im Namen des stummen Gastes, so gut er kann, den neuen Tag an. Die Köchinnen bekommen ein Geschenk, und mit einem Gebet für das Wohlergehen der Neuvermählten schließt die Mahlzeit. Nun nimmt der junge Ehemann seine Frau bei der Hand und tritt mit ihr in die Mitte der Stube. Der Kirchensänger oder eine andere geistliche Person verliest hierauf mit lauter Stimme die Liste der gesammten Mitgift der Frau. Diese hat bis dahin frei ausgelegen, daß Alle sie besichtigen können. Jezt wird sie auf Wagen gepackt und in das Haus des Mannes geführt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Februar.

(Fortsezung.)

Skizzen aus der alten und neuen Schweiz.

Das schwierige Problem wurde endlich dadurch gelöst, daß man die Karosse einem doppelten modernen Char à banc ähnlich construirte, das heißt so, daß je zwei Sitze an den Seiten des Wagens zwischen den Vorder- und Hinterrädern angebracht wurden, also immer die einen zwei Standeshäupter den andern zweien den Rücken bieten mußten. Unser heutiges respektloses Geschlecht hat keine Vorstellung mehr von dem Eindruck, den das Erscheinen dieses Staatswagens, mochten die Standeshäupter in ihm sitzen oder nicht, jedesmal in den Straßen hervorbrachte. Vom Münsterplatz an, durch die ganze freie Straße hinab bis zum Rathhause hin, blieb Alles stehen, das Haupt entblößend und tief gegen die Karosse sich verneigend. Wie anders sind nun die heutigen Zeiten und wie armselig der puritanisch-politische Geschmack unserer Tage! Nichts mehr hat dieser unsern Bürgermeistern gelassen, als eine riesenhafte Kopfbedeckung, eine Art preußischen Hutes nämlich, welchen auf eine würdevolle Weise vom Kopfe zu nehmen, eine nicht ganz leichte Sache ist, wenn der Träger von der Natur nicht mit ganz besonders langen Armen bedacht worden. Von einem Staatswagen für sie ist keine Rede mehr, und wie jeder gewöhnliche Rathsherr müssen dieselben zu Fuß in den Rath gehen. Damit sie jedoch das Portefeuille nicht selbst zu tragen haben, was zu thun freilich noch republikanischer wäre, so folgen ihnen in der Entfernung von drei Schritten die Weibel, auch Herrendiener genannt. Dieselben sind in Mäntel gehüllt, zur Hälfte aus schwarzem, zur Hälfte aus weißem Tuche bestehend, und mit Hüten bedeckt, welche ebenfalls die preußische Form und bedeutende Dimensionen haben, die sie aber anders als ihre Herren tragen müssen. Der bürgermeisterliche Hut sitzt nämlich so, daß dessen zwei untern Ecken beinahe über den Schultern stehen, während die Richtung des weibelschen Hutes mit der des bürgermeisterlichen genau einen rechten Winkel bildet. Wenn also ein Fremder nach Basel kommt und sieht vier Männer in beschriebener Kleidung, je zwei und zwei, einherschreiten, so richte er seinen Blick auf die vordern, falls es ihn interessiren sollte, die beiden Bürgermeister unserer Stadt zu sehen. Bis zu unserer lezten politischen Wiedergeburt (wir haben nämlich deren seit vier Jahrzehnten nun wenigstens schon ein halbes Dutzend gehabt) gab es auch einen Staatsherold. Hatten sich nämlich die Standeshäupter oder sonstige Gesandten der Republik in Staatsangelegenheiten von hier hinauf in die Schweiz zu begeben, z. B. auf die Tagsazung, so trabte ihrem Wagen voran, auf mächtigem Rosse, der Herold, in unserer Sprache Standesreiter genannt. Derselbe war Sommer und Winter angethan mit einem weiten Mantel von schwarz und weißer Farbe, welcher beim Vorreiten immer hoch aufflatterte und dem Träger ein ganz besonders imponirendes Ansehen gab. Versteht sich von selbst, daß zu dem wichtigen Amte eines Herolds einzig und allein nur eminentes und unbestrittenes Reitertalent empfahl. Mein vortrefflicher Nachbar und Freund, Schlossermeister Münch, in der langen, Jahrhunderte umfassenden Reihe von Standesreitern der lezte, war dies gewiß nicht in Beziehung auf Reitkunst, und unvergessen sind immer noch die kühnen Kabrioten, die er sein Roß machen ließ, wenn die Gesandtschaft vom Münsterplatz abfuhr. Heutzutage fährt dieselbe wie jeder Privatmann in einfacher Postchaise, und man erkennt ihre Bestimmung höchstens noch an dem Weibel, der in seinem schwarz-weißen Mantel und preußischen Hut auf dem Bock sizt. Der solide Wagen, in dem so mancher unserer Staatsmänner seine Reisen nach der Tagsazung machte, wurde bei unserer Theilung unvergeßlichen Andenkens im Aufstreich verkauft und von den Liestallern erstanden. Wie man vernimmt, befahren jezt deren Regenten damit die hohe Tagsazung, woran sie sehr wohl thun, denn dieser Staatswagen zwingt sie, während des Reisens in demselben ernsthafte Betrachtungen über den Wechsel menschlicher Angelegenheiten anzustellen, und liefert ihnen reichen Stoff zum Nachdenken über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

(Die Fortsenung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 44.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 21. Februar 1837.

— Take
The captainship: thou shalt be met with thanks,
Allow'd with absolute power, and thy good name
Live with authority.

Shakespeare.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Während der Streit in blutige Thätlichkeiten auszubrechen drohte, entstand im Hintergrunde der Volksmasse eine Bewegung und mehrere Stimmen riefen: „Platz! Platz! der Todtenwagen kommt!“ — „Was hat der hier zu thun?“ rief's aus der Mitte. „Er soll durch eine andere Straße fahren!“ Aber jede Stimme wurde auf einmal verschlungen durch ein mächtiges Lebehoch und Beifallsgeschrei, das von hinten hervordrang. Das ganze Volk wurde aufmerksam, endlich unterschied man wieder einzelne Stimmen, welche riefen: „Wackerer Arzt! gebenedeit sey seine Seele! er hat ausgehalten in seinen Pflichten, wie's ihm zukam! — Redlicher, treuer Diener!“ riefen andere, „Muster eines Dieners! Vorbild und Exempel der Treue! Macht ihm Platz, laßt ihn durch, den wackern Marco!“

Lisardo trat dem Zug entgegen, und ein Gedanke fuhr ihm durch den Kopf. Der Wagen näherte sich langsam, ein Mensch in Trauerkleidern folgte ihm, abwechslungsweise schluchzend und die Menge anredend. „Ja, ein wackerer Arzt war mein Herr!“ so rief er mit einer widerwärtig klingenden Stimme; „herzhaft war er wie Keiner, und nun hat er sich aufgeopfert für seine Mitbürger. Wie oft habe ich ihm gesagt, er solle sich schonen, die Seuche lasse nicht mit sich spaßen, aber er sagte immer: schweig! ein guter Christ und rechtlicher Arzt muß seine Pflicht erfüllen, koste es was es wolle! Gestern noch wollte ich ihn zur Flucht bereden und ein Schiff für ihn miethen, aber da kam ich schön an: daß er mich nicht schlug, war alles. Ich weiche nicht von meinem Platze! rief er; mein Leben ist meinen Mitbürgern gewidmet, und wenn ich's in ihrem Dienst verliere, so habe ich nur meine Pflicht gethan. — Ach, jezt ist es so gekommen! auch dieser Redliche mußte unterliegen! Aber nicht nur sein Leben, auch all sein Vermögen hat er im Dienste der Menschheit zugesezt. Er hinterläßt nicht einen Scudo, Alles hat er der nothleidenden Menschheit geschenkt.“ Allgemeiner Beifall folgte dieser erbaulichen Leichenrede, und viele Personen schlossen sich ihm an, der Leiche um seinetwillen die lezte Ehre zu geben. Lisardo nahm eine Fackel zur Hand, gebot mit lauter Stimme dem Geleite, stille zu stehen, riß dem Menschen, der sich schluchzend wieder die Augen verhüllt hatte, das Tuch vom Gesicht und beleuchtete seine widerlichen Züge. „Ich habe mich nicht geirrt!“ rief er. „Du heißest Marco, nicht?“ — „So heiße ich, ja, ich Unglücklicher,“ schluchzte jener. — „Und Tisano war dein Herr?“ — „Signor Tisano, ja der vortreffliche, edle Tisano.“ — „War er das? nun so

will ich dir sagen, was du bist.“ Er hielt ihm die Fackel dicht vor die Augen und rief mit donnernder Stimme: „Du bist ein Lügner, ein Heuchler, ein Meuchelmörder!“ Der Bursche zuckte zusammen, faßte sich aber wieder und schrie trotzig: „Wie könnt Ihr das behaupten? Wie könnt Ihr einen ehrlichen Mann beschuldigen, ein Mörder zu seyn? beweist mir das!“ — „Du bist ein Giftmischer!“ rief Lisardo. „Nehmt die Leiche aus dem Wagen und untersucht sie; ihr werdet Spuren von Vergiftung finden.“ Der Fleischer, der hier Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, Meister über ihn zu werden, brüllte ihn an: „Nehmt Euch nur nicht gar zu viel heraus! Das dulden wir nicht, daß Ihr einen ehrlichen Menschen in übeln Verdacht stürzt. Wie könnt Ihr's denn so gewiß wissen, und woher?“ — „Untersucht den Leichnam, und ihr werdet finden, daß er ermordet ist,“ erwiderte Lisardo fest.

Keiner wagte der Aufforderung Folge zu leisten, bis endlich sein hartnäckiger Gegner ausrief: „Und wenn mich's das Leben kostete, ich muß den jungen Menschen da zum Schweigen bringen! Den Tisano habe ich gekannt, er hat mich einmal vom Fieber kurirt, also werde ich ihn gleich herausfinden.“ Er nahm eine Fackel und öffnete den Wagen, die Menge trat zurück und starrte von fern auf das grauenhafte Schauspiel, das sich vor ihren Augen aufthat. Unter den nackten Leichen, auf die der Fackelschein gleichsam zögernd fiel, lag eine einzige in voller Kleidung. „Der ist's!“ rief er, „zwar etwas entstellt im Gesicht, aber doch noch ganz kenntlich.“ Er zog ihn herunter und legte ihn auf die Erde. Mit einem Riß hatte er sein Gewand zertrennt, und nun leuchtete Lisardo über ihn hin. „Seht ihr da?“ rief er; „er hat die Untreue gegen seinen Beruf theuer büßen müssen! seht ihr die rothen und blauen Giftflecke?“ — „Das ist von der Cholera!“ sagte der Fleischer und lachte höhnisch. „Es ist nicht von der Cholera!“ entgegnete Lisardo. „Ihr seyd sonst immer geneigt, bei einer Seuche an Vergiftung der Lebensmittel, ja der Brunnen zu glauben, und in dem einzigen Falle, wo ihr wirklich Recht hättet, wollt ihr's leugnen? — Marco,“ rief er, gegen den Diener des unglücklichen Tisano gewendet, „Marco, wirst du gestehen, daß du deinen Herrn vergiftet hast? daß er heute im Begriff war nach Sicilien zu entfliehen? und daß du gestern ihm sein Geld vergraben halfst? Wirst du gestehen, Schurke!“ donnerte er und faßte ihn heftig an der Brust. Jezt brach der Frevler zusammen und krümmte sich zu seinen Füßen auf dem Boden. „Ihr seyd ein Prophet!“ heulte er, „o erbarmt Euch meiner! o rettet mich!“ — „Gestehst du deine That?“ — „Ja, ich will's gestehen, ich hab's gethan!“ — „Seines Schatzes wegen, nicht wahr?“ — „Ja! Euch ist nichts verborgen! Ihr wißt Alles!“ Eine Todtenstille erfolgte. Der Fleischer wich entsezt zurück. Lisardo riß den Burschen vom Boden auf, schleuderte ihn dem Volke zu und rief gebieterisch: „Macht kurzen Proceß mit dem Verbrecher!“ Marco wurde weggeschleppt und der Leichenwagen fuhr weiter.

„Diesen Arzt!“ rief Lisardo, „hat sein verdientes Schicksal erreicht: er wollte euch im Stiche lassen, wie so viele andere, und wurde ein Opfer des Schurken, der ihm bei seiner Schandthat half. Uebrigens hat er euch ein Vermächtniß hinterlassen, das euch reichlich entschädigt und das gleich die Grundlage für unsere neuen Einrichtungen geben kann. Sendet sogleich einige sichere Männer zum alten Schlosse hinauf, wo sich zwölftausend Scudi finden werden.“ Er bezeichnete den Ort genau; Furcht und Staunen vor einer überirdischen Macht hielt die Menge gefesselt, und als die Abgesandten mit dem Gelde zurückkamen, fühlte Lisardo, daß er Herr von Salerno war. Das anwesende Militär, das sich zu schwach gegen den Sturm des Volkes fand, trat mit Freuden unter seine Befehle. Mehr um die Bürger zu beschäftigen, als eines wesentlichen Nutzens wegen, bildete er aus ihnen eine Miliz, deren Commando er einem seiner Freunde übergab. Dann schritt er zur Ernennung von Commissionen, welche die Lebensmittel untersuchen, für die Kranken sorgen und die Gerichtsverwaltung übernehmen sollten. Alle gehorchten willig. Seine lezte Anordnung in dieser Nacht war ein Gebot, den erzbischöflichen Pallast, der in den lezten Tagen leer geworden war, in ein Krankenhaus zu verwandeln. Als gegen Morgen die Nachricht von dem Tode des alten Gouverneurs eintraf, war die neue Regierung eingesezt und befestigt.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Heirathsgebräuche der romunischen Bauern in der Wallachei.

(Fortsezung.)

Eine ernstere Ceremonie folgt. Irgend ein Freund der Neuverheiratheten nimmt für sie das Wort: er zählt alle die Wohlthaten auf, welche sie im elterlichen Hause genossen, und endet seine Dankadresse damit, daß er die Eltern bittet, der Tochter noch ihren Segen mitzugeben. Vater und Mutter thun dies, indem sie sie umarmen. Jezt schließt sie auch der Gatte in die seinigen, und man rüstet sich zum Aufbruch. Noch reicht man ihnen einen Becher Wein zum trinken, er heißt: der Trunk auf den weißen Weg. Aber an der Hausthür werden die Scheidenden noch einmal von den Brüdern oder andern Verwandten aufgehalten. Man hat mit Aexten und Hacken die Thür verrammelt. Der junge Mann muß sich loskaufen durch das Versprechen irgend eines Geschenks, gewöhnlich eines weißen Pferds. Nun endlich kann der junge Mann sich auf seines schwingen. Die Frau steigt

in den Wagen, wo Mutter, Schweſter oder eine der Hochzeitfackelträgerinnen ſie begleiten; denn ſonſt darf weder ein Verwandter noch ein Diener aus dem elterlichen Hauſe ſie in das ihres Gatten begleiten. Nur wenn dieſes ſo weit entfernt iſt, daß ſie es vor Sonnenaufgang nicht erreichen können, wird das Hochzeitbett im Hauſe des Schwiegervaters aufgeſchlagen. Für dieſen Fall führt der Gatte die Frau erſt am nächſten Morgen nach Haus.

In andern Dörfern iſt noch eine andere Sitte der alten Römer in Kraft geblieben. Wenn der junge Mann ſeine Frau fortführen will, ſperren ihn die Verwandten in eine Kammer und geben ihm irgend eine alte Frau zur Geſellſchaft. Der Mann pocht nun an die Thür und fordert, man ſolle ſie öffnen. Man ſchlägt es ihm ab; er bittet, er droht. Wenn er ſieht, daß Alles umſonſt iſt, erbricht er die Thür, bringt in's Zimmer, nimmt ſeine Frau in die Arme und verſchafft ſich mit Gewalt einen Weg durch die Verwandten, welche es verhindern wollen. Als Grund für dieſe Komödie wird angeführt, es ſolle der Sittſamkeit wegen den Anſchein haben, als würde die Tochter mit Gewalt zur Heirath gezwungen. Iſt ſie endlich in's Haus des Gatten gelangt, ſo wird ſie von allen Frauen umringt, die ihr Wein bieten und was ſonſt zu ihrer Erholung nöthig iſt, bevor ſie ſie in's Brautgemach führen. Hier an der Schwelle nimmt ſie entweder der Schwiegervater oder die Schwiegermutter in die Arme und ſchwingt ſie über die Schwelle, ſo daß ihre Füße dieſelbe nicht berühren dürfen. Der Gebrauch kommt ſchon bei den Römern vor. Entweder iſt es eine Erinnerung an den Sabinerraub, oder überhaupt eine Manifeſtation, daß die junge Frau gezwungen werde. Uebrigens war die Schwelle der Göttin Veſta geheiligt; ſie durfte nicht beleidigt werden. Am Abend nach der Hochzeit finden ſich alle verheiratheten Perſonen, die zum Feſt gehören, bei den Neuvermählten ein; die Junggeſellen und Jungfrauen ſind davon ausgeſchloſſen. Bei dieſer Verſammlung wird der Kopf der jungen Frau mit einem Tuche oder Schleier umwunden; denn nur die Jungfrauen gehen im bloßen Schmuck der Haare.

Bei den Bojarenhochzeiten, wie ſie jezt ſind, finden weit weniger Feierlichkeiten Statt. Leider aber ſind dieſe Ehen durchgängig nichts als Geldſpekulationen. Die Mitgift der Töchter iſt ein Ehrenpunkt der Familie, fällt alſo ganz unverhältnißmäßig groß, und in der Regel ſo aus, daß die Söhne faſt leer ausgehen. Um ſich und ihre Familie im Glanz zu erhalten, iſt es alſo wieder deren Aufgabe, ſich nach einer möglichſt reich ausgeſtatteten Bojarentochter umzuſehen. Neigung und Achtung kommen nie in's Spiel.

Sobald die Tochter das dreizehnte oder vierzehnte Jahr erreicht hat, ſind es ihre Eltern, welche ſich nach einer ſchicklichen Partie umſehen. Sie wird zwei oder drei Männern zugleich angeboten, denen man den Betrag ihrer Ausſteuer angibt. Häufig erfolgt nun ein Handeln, die Käufer fordern mehr, und man ſchlägt die Tochter am Ende an den Mindeſtfordernden los. So wenig als dabei die Neigung des jungen Mädchens, kommen die übrigen Verhältniſſe des Bräutigams in Betracht; oft wird ein Kind mit einem ganz alten Manne verheirathet. Das Mädchen hat noch kein Urtheil, und ſie fügt ſich mit Gleichgültigkeit in die Sache. Seit dem lezten Kriege zwiſchen Ruſſen und Türken hat ſich indeſſen die Lage der Bojaren ſehr verbeſſert. Dies fängt auch ſchon an, auf ihre moraliſchen Zuſtände zurückzuwirken, und alle Reiſenden, welche in den lezten Jahren die Moldau und Wallachei beſucht, ſind des Lobes voll über die freundliche Aufnahme. Ein ſtärkerer Verkehr mit dem gebildeten Europa wird immer vortheilhafter auf dieſe vernachläſſigten Länder zurückwirken.

(Der Beſchluß folgt.)

Aus der Tagesgeſchichte.

Die Bälle in den Tuilerien.

Les anciens préjugés renaissent:
On va quitter les pantalons.
Vieux habits! vieux galons!

Wenn ein glänzender Hof Achtung vor dem Königthum erzeugte, wenn habit français und kurze Beinkleider auf einem Hofball Gegengifte gegen den demagogiſchen Fanatismus in andern Kreiſen der Nation wären, ſo hätte Louis Philippe ſehr Unrecht gehabt, wenn er auf Alibaud und Meunier wartete, um ſeinen Thürſtehern Inſtruktionen zu geben, welche man in Europa unten belachen und oben nachahmen wird. Die Doktrinärs geben ſich große Mühe, ſich mit den hiſtoriſchen Traditionen des europäiſchen Feſtlands in's Gleichgewicht zu ſezen; ſie ſind aber zu gute Hiſtoriker, um zu glauben, daß ein in den Tuilerien erlaſſenes Feſtprogramm ein Mittel hiezu iſt, obgleich dieſes günſtigere Aufnahme und Nachachtung finden dürfte, als ihre dringendſten Noten. — Auf den lezten Bällen in den Tuilerien konnte man glauben, die ſogenannte Hoftracht ſey nach der langen Reihe von Umwandlungen, die ſie im Laufe mehrerer Jahrhunderte erfahren, wieder zu ihrem Urſprung, zu ihrer alten Würde zurückgekehrt. Ehemals kleidete ſich jeder Hoffähige ſo prächtig, als es ſein Rang erforderte, ſein Vermögen geſtattete; jezt hat Mancher, deſſen ganzer Anzug nicht hundert Thaler werth iſt, wenn er mit der Frau des Bankiers oder des Juden tanzt, „all the Indies in his arms;“ damals aber ſchmückte ſich nicht nur die edle Dame mit Gold und Steinen: die brillantene Kette des goldenen Vließes am Halſe des vornehmen Mannes war eine Grafſchaft werth. Damals aber gab es noch einen Thron in einem andern als figürlichen Sinn, König und Königin ließen ſich mit der Krone auf den Häuptern darauf nieder und der Hof hatte eine ſichtbare Gottheit. Bald aber verwiſchte ſich dieſe Abſtufung des Coſtüms nach Titel und Rang, es verſchwanden die geſtickten Wappen von Wamms und Mantel, das fürſtliche Diadem und die Grafenkrone von den weiblichen Stirnen,

und dem Hofmanne im allgemeinen Staatskleide blieb nichts als der wohlhergebrachte Respekt. Später, im Zeitraume vor der Revolution, unterschied sich die Hoftracht vollends gar nicht mehr von dem sogenannten Costume de ville. Alle Standesabzeichen fielen weg, die Königin selbst schnitt sich die Schleppe ab und verwarf die Poschen. Wohl trugen die Männer noch Puder und Degen, aber immer und überall, und das gestickte Kleid war nicht mehr Hoftracht, sondern Tracht des homme comme il faut, des Gentleman, des Herrn im antediluvianischen Sinn des Worts. — Es ist bekannt, wie

Un tems fameux par cent batailles
Mit du galon sur bien de toilles.

Aber nicht nur den größten Aufwand überhaupt machte Napoleon, im Interesse des französischen Gewerbsfleißes, seinen Hofleuten zur Pflicht; er führte förmlich wieder das habit français ein, und damit Sammt, diamantene Knöpfe und Spitzenmanchetten. Von diesen Herrlichkeiten war nun schon lange nicht mehr die Rede; aber in der neuesten Zeit, da das Leben des Königs immer ernstlicher bedroht und die Gesellschaft in den Tuilerien immer fashionabler wurde, machte sich daselbst auf einmal wieder die „pensée de l'habit habillé“ in vollem Maße geltend, und Jabot, Federhut und kurze Beinkleider haben mit Pomp ihren Einzug gehalten. Ein ernsthafter, sehr gehaltreicher Bericht sagt hierüber Folgendes: „Die männliche Tracht ist nach Erfindung und Ausführung so frei, daß sich keine bestimmte Form herausstellt. Indessen liegt derselben im Allgemeinen eine und dieselbe Idee zu Grunde, und die Uniform deren, die keine haben, besteht in einem Tuchkleid mit einer zarten Stickerei am Kragen, vorne herab und an den Schößen; an letztern bleibt sie besser weg. Die Weste von weißem Tuch oder Atlas hat vier kleine goldene Knöpfe mit der Titularkrone; das weiße Halstuch ist in einen kleinen Knoten geknüpft, und das Hemd mit gefälteltem Jabot ist ohne Nadel mit linnenen Knöpfen geschlossen. Höchst elegant sind hiezu weiße Pantalons mit goldenen Streifen. Der dreieckige Federhut und der ganz einfache Degen haben den Charakter freier Phantasie, wie er allerdings nicht der militärischen Tracht, wohl aber diesen Beiwerken des habit habillé wohl ansteht.“ — Sogar Reminiscenzen an die alten Standestrachten tauchen auf. So hat ein Fashionable vom Richterstand eine Tracht erfunden, die seine eleganten deutschen Collegen vielleicht nicht nachahmen, aber bewundern werden: schwarzes Sammtkleid, auf allen Nähten mit schwarzer Seide gestickt, Weste, kurze Beinkleider, Strümpfe, Alles schwarz, nichts weiß als Halstuch und Handschuhe: gravitätisch und äußerst nobel. — Beim letzten Hofball erschien an der Pforte der Tuilerien ein Engländer mit seiner Einladungskarte in der Hand. „Mylord,“ hieß es, „vous n'êtes pas assez habillé.“ — „Comment, pas assez habillé?“ rief der Engländer und blickte bestürzt an seinem, seiner Idee nach höchst eleganten Anzug hinab. Man setzte ihm auseinander, was eigentlich ein habit habillé sey, er nickte und ging von dannen. Nach einer Stunde erschien er wieder, prachtvoll gekleidet: braunes, gesticktes Sammtkleid, flatternde Spitzen, kurze Casimirhosen mit goldenen Knöpfen, Schnallenschuhe mit rothen Absätzen; kurz, prächtig und — lächerlich im höchsten Grade. „Messieurs,“ fragte er unter der Thüre, „me croyez-vous assez habillé?“ — „Vous êtes magnifique, Mylord.“ Stolzen Schritts betritt er die Galerie, und Alles blickt ihn erstaunt an. So etwas kann man thun, wenn man Geld, Witz und zwanzig Schritte in's Palais-royal hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Februar.

(Fortsetzung.)

Skizzen aus der alten und neuen Schweiz.

Sonst rühmte man uns mit Recht nach, daß wir an dem Alten hängen, und uns namentlich die Vermächtnisse unserer Vorväter über Alles theuer seyen. Leider verdienen wir dieses Lob nicht mehr. Von unserm Kirchenschatze, der, durch hundert Schlösser und Riegel verschlossen und der Menge unbekannt, Jahrhunderte lang in dunkeln Gewölben sicher ruhte, will ich gar nicht reden; denn so oft ich nur an dessen unverantwortliche Verschleuderung denke, geht mir ein Stich durch's Herz. Für tausend lumpige Louisd'or, deren es Gottlob doch so manche innerhalb unserer Mauern gibt, hätten die interessantesten Reste mittelalterlicher Baseler Kunst für unsere Stadt erhalten werden können; aber man überließ sie den Liestallern, welche sie natürlich genug an die ganze Welt für Geld verschacherten. Wer ist je in Basel gewesen und hat den Läliönig, das Wahrzeichen unserer Stadt, von der Rheinbrücke aus nicht bewundert? Dem Throne dieses Königs, der für die Ewigkeit gebaut zu seyn schien, droht nun Umsturz und Vernichtung; denn man geht jezt ernstlich mit dem wahrhaft vandalischen Gedanken um, bloß bequemerer Zufahrt halber das Rheinthor, diese Zierde der Brücke, den Sitz des Läliönigs, niederzureißen, und es ist kaum daran zu zweifeln, daß dieser Plan bald seine Ausführung erhalte. Nicht eine Spur von Sympathie für das alte ehrwürdige Königshaupt zeigt sich mehr unter unserer jüngern, leider nun herrschenden Generation, und: „weg mit dem alten Plunder!“ ist ihr Wahlspruch geworden. Nur einige alte Herren noch seufzen mit mir im Stillen über die immer weiter gehende Neuerungs- und Nützlichkeitssucht des heranwachsenden Geschlechts, das es gewiß mit Basel dahin bringen wird, daß man dasselbe nach zwanzig Jahren gar nicht mehr als solches erkennen kann. In frühern und noch nicht lange vergangenen Zeiten trug unsere Obrigkeit mit Recht väterliche Sorge dafür, daß jeder Baseler Bürger beim Eintritt der Nacht in der Stadt sey und nicht auswärts im Wirthshause zu lange sitzen bleibe. Um diese Zeit wurden daher die Thore geschlossen und vor Tagesanbruch nicht wieder geöffnet, und damit man der absoluten Sperre sicher sey, wurden die Thorschlüssel sammt und sonders jeden Abend in die höchsteigenen Hände von Ihro Weisheit überliefert, wo sie die ganze Nacht über auch verblieben. Wegen eines einmal vorgekommenen Mißbrauches soll ein Bürgermeister die Schlüssel immer unter sein Kopfkissen gelegt haben. Jahrhunderte lang fand diese löbliche und Zucht und Sitte so sehr fördernde Einrichtung statt, ohne daß Jemand daran dachte, etwas daran auszusetzen. Endlich aber fiel es einigen Leuten ein, das Sperrsystem unzweckmäßig, ja sogar lästig zu finden. Anfänglich war die ganze Stadt erstaunt über die Vermessenheit solcher Aeußerungen, und noch immer erinnere ich mich mit Vergnügen der allgemeinen Entrüstung, die sich auf unserer alten Lesegesellschaft aussprach, als dort ein Mitglied es wagte, einige Zweifel über die Zweckmäßigkeit und Annehmlichkeit einer hermetischen Verschließung Basels während der Nacht zu äußern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 22. Februar 1837.

We will have rings, and things, and fine array,
And kiss me, Kate, we will be married o' Sunday.

Shakespeare.

Die Heirathsgebräuche der romunischen Bauern in der Wallachei.

(Beſchluß.)

Einige Tage vor der Hochzeit ſenden ſich beide Brautleute ihre Hochzeitgeſchenke zu, wobei natürlich der Bräutigam den Anfang macht. Was nur aus Paris Koſtbares, Zartes und Neues angekommen iſt, muß darunter ſeyn. Die Braut erhält Caſchemire, Diamantenſchmuck, Lyoner Seidenſtoffe, Stickereien, Perlen, Hüte, Bänder; kurz Schmuck und Putz jeder Art, was aufzutreiben iſt. Am Abende vor dem Hochzeittage finden ſich die jungen Leute von Stande bei der Braut ein. Die Damen arbeiten an den goldenen Franſen, welche die Braut am Morgen tragen wird, und die Cavaliere leiſten dabei hülfreiche Hand. Dies Geſchäft kann übrigens nur von Unverheiratheten beſorgt werden, doch wird es meiſt von zwei bejahrteren Tanten der Braut geleitet. Iſt es fertig, wird ein franzöſiſcher oder deutſcher Tanz aufgeführt. Dieſer Abend heißt in der Landesſprache die peteala. Am andern Tage um vier Uhr Nachmittags findet die Trauung Statt, aber bei den Bojaren nicht in der Kirche, ſondern im Hauſe der Braut. Bei Bojaren der erſten Claſſe verrichtet der Erzbiſchof, bei Kleinbojaren der Biſchof die Einſegnung. Dieſe Prälaten erſcheinen immer im Gefolge reich geſchmückter Diakonen. Wenn die Ceremonie beginnen ſoll, treten der Bojar und die Ehrendame, welche die Fackeln tragen ſollen, hervor und die Eltern der Verlobten treten ihnen gegenüber. Zwei reichgekleidete Diener an den Thüren beſprengen mit wohlriechendem Waſſer, das ſie in ſilbernen Weihkeſſeln halten, die Ankommenden. Sind Alle verſammelt, ſo überreicht der Biſchof dem Bojaren und der Dame die Fackeln. Zwei Brautführer und zwei Brautjungfern führen die Verlobten vor einen zum Altar zugerichteten Tiſch, wo ſich die lezteren auf einen Teppich ſtellen, der hier mit Dukaten für die geringen Geiſtlichen beſtreut ſeyn muß. Der Prälat, in vollen Pontificalibus, lieſt den Segen ab und gibt den Brautleuten dabei aus einem Glaſe Wein zu trinken. Es iſt der Trank gegenſeitiger Liebe und Eintracht, und das Glas Wein vertritt hier die Stelle des Honigbrodes der Bauern. Im Uebrigen endigt die Ceremonie wie bei den Hochzeiten der lezteren. Statt der Nüſſe und Paras aber ſtreut ein Secretär des Mannes Bonbons und Goldſtücke aus einem reichgeſtickten weißen Schnupftuche aus.

Nach der Einſegnung folgt Geſang und Tanz, einheimiſcher und europäiſcher. Darauf geht es in den Speiſeſaal, und die Verheiratheten nehmen die erſten Plätze ein. Nach dem Eſſen von Neuem Tanz, der bis

Tagesanbruch dauert. Am andern Morgen weckt eine Muſikbande die Neuverheiratheten mit einem Liede, das anhebt: „Steh auf! ſteh auf, Geliebte mein!“ Am nächſten Abend iſt wieder Geſellſchaft bei den jungen Ehegatten. Man tanzt den ſogenannten Bräzeltanz, indem die ganze Geſellſchaft, Alt und Jung, ſich bei der Hand faßt und die Runde macht. Während deſſen hält ein Anverwandter beider Familien ein verknüpftes Band, in welches mehrere Zuckerbräzeln eingehängt ſind, und hängt es als eine Art Halsband erſt dem einen, dann dem andern Schwiegervater, endlich auch den beiden Schwiegermüttern nach der Reihe um den Hals. Am dritten Tage nach der Hochzeit beginnen die Beſuche der jungen Eheleute bei allen Verwandten und Freunden nach der Reihe. Die junge Frau trägt dabei, wie auch auf den Bällen, immerfort ihr Hochzeitkleid. Es fügt ſich daher wohl, daß auf manchem Balle mehrere Brautkleider zugleich geſehen werden. Bei ſehr bedeutenden Familien tragen wohl der Fürſt und die Fürſtin ſelbſt die Hochzeitfackeln; alsdann iſt aber auch die Hochzeit auf dem Schloſſe. Die Hofequipagen holen die Braut, und dem Bräutigam werden die Leibpferde des Fürſten geſchickt, beides mit allem möglichen Pomp. Beſonders ſind alsdann die Pferdeköpfe und die Inſtrumente der Muſiker mit ſtrahlenden, weißen, goldgeſäumten Tüchern geſchmückt. An reichen Hochzeitgeſchenken des Fürſten fehlt es nicht, und ein großer Fackelzug geleitet die Getrauten in ihre Wohnung zurück.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Nach kurzer Ruhe erwachte Liſardo, ermuntert durch das Gefühl der rieſenhaften Laſt von Pflichten, die er auf ſich genommen hatte, und während ein Schiff mit dem noch in der Nacht gefertigten Bericht über das Vorgefallene die Anker lichtete und mit vollen Segeln nach Neapel ſteuerte, ging er auf den Marktplatz hinab, wo das Volk noch immer unruhig und neugierig in Maſſen ab- und zulief. — „Liebe Mitbürger,“ redete er ſie an, „ihr habt nun nach eurem eigenen Willen eine Regierung erhalten, jezt müßt ihr aber auch Vertrauen zu ihr haben. Gewiß, wir werden Alles thun, um eure Wünſche zu befriedigen. Deßhalb gebt euch jezt zur Ruhe und geht nach Hauſe, damit man auch ſieht, daß es wirklich Friede geworden iſt.“ — „Gerne, Herr Gouverneur,“ antwortete einer aus dem Volke. „Nicht ſo!“ unterbrach ihn Liſardo mit ſtrengem Tone, „ich bin nicht Gouverneur! wer mich ſo nennt, der macht mich zum Aufrührer. Gebt mir meinen gewöhnlichen Namen, und damit iſt's genug.“ — „Wie Ihr befehlt, Signor!“ entgegnete Jener; „ich wollte Euch nur ſagen, daß wir daheim nichts zu beißen und zu brechen haben.“ — „Ja!“ ſchrie ein zerlumpter Haufe und drängte ſich um Liſardo, „deßhalb wollen wir lieber hier bleiben, da fühlen wir den Hunger nicht ſo ſehr wie zu Hauſe.“ Liſardo winkte der Wache, welche ſich ſogleich in einem Halbkreis um ihn aufſtellte, und ſagte freundlich: „Liebe Kinder, wenn ihr ein klein wenig Geduld haben wollt, ſo ſoll Alles nach eurem Wunſch geſchehen. Das verſteht ſich doch von ſelber, daß ihr nicht hungern werdet, ſo lang ich lebe. Hört, was ich für einen Plan ausgedacht habe: eine Commiſſion, an deren Spitze ich mich ſelber ſtellen werde, muß von Haus zu Haus bei allen Eigenthümern herumgehen und den Zuſtand ihres Vermögens unterſuchen; je nachdem wir nun einen Ueberſchuß bei einem finden, werden wir denſelben an uns nehmen und zu eurem Vortheil verwenden. Darunter ſind vornämlich Lebensmittel, Speiſen und Getränke zu verſtehen, die euch dann augenblicklich zu Gute kommen ſollen. Ich ſelbſt habe bereits zu Hauſe meinen eigenen Beitrag rüſten laſſen.“

Ein unermeßliches Freudengeſchrei und Lebehoch unterbrach ihn. „Nur vorwärts mit der Unterſuchung! bravo!“ riefen einige der zerlumpten Burſche; „nur zu, edler Herr! wir wollen Euch begleiten!“ — „Nein, Freunde!“ entgegnete Liſardo mit unzerſtörbarer Ruhe, „das ſollt ihr nicht. Seht, dazu iſt die Regierung da, die ihr ja ſelber eingeſezt habt und die alſo Alles, was ſie thut, in eurem Sinn und nach eurem Willen thut. Ihr erſtes Geſetz iſt, eure Noth zu bedenken; wißt ihr aber, wie das zweite lautet? Ordnung zu erhalten, und wäre es mit der äußerſten Strenge. Deßhalb wird fortan Jeder, der ſich auch nur mit einem Wort ungehorſam zeigt, ſogleich ergriffen werden, und ſo gewiß ihr in einer Stunde zu beißen und zu brechen haben ſollt, ſo viel ihr für den Augenblick wünſchen möget, ſo gewiß ſoll ein ſolcher in etwas beißen müſſen, das ihm nicht gut bekommen wird, nämlich in den Strick. Ordnung und Gehorſam iſt eure erſte Pflicht, merkt euch das! Alſo in einer Stunde, wie ich geſagt habe, kann Jeder, dem es an Lebensmitteln fehlt, deren zur Genüge in Empfang nehmen; er mag ſich an der Cathedrale einfinden, wo die Austheilung vor ſich gehen ſoll. Ferner, wer ſeine Kranken nicht daheim verpflegen kann, der darf ſie dieſen Nachmittag in den erzbiſchöflichen Pallaſt bringen, wo man gegenwärtig die nöthigen Anordnungen trifft. Ich bin auf dem Wege, Alles das in Augenſchein zu nehmen. Ihr aber geht jezt ſogleich nach Hauſe und haltet euch ſtill!“

Er grüßte mit der Hand und ging, von der Wache begleitet, mitten durch die Menge hindurch, die ihm ehrfurchtsvoll Platz machte. Hier ſtieß er auf Matthäo,

der ſchluchzend und händeringend ihm entgegen eilte. „Ach Herr!“ rief er, „wißt Ihr's ſchon? Pippa, mein armes, ſüßes Täubchen, iſt dieſe Nacht geſtorben. O meine Tochter! wehe mir, wehe, daß ich das erleben mußte!“ Liſardo ſtrich ſich über die Stirne, faßte den gebeugten Mann an der Hand und ſagte: „Es thut mir herzlich leid, armer Mattheo, aber jezt iſt nicht Zeit zum Klagen und Jammern. Du wirſt wiſſen, wie viel ſich in der vergangenen Nacht geändert hat.“ — „Ich weiß, edler Herr, ich weiß!“ — „Nun, ſiehſt du, jezt habe ich den Kopf von tauſend Sorgen voll und kann nicht an die arme, gute Pippa denken. Auch dir will ich ſogleich eine Thätigkeit anweiſen, in der du deinen Schmerz vergeſſen kannſt. Die Lebensmittel, die jezt in der Stadt eingetrieben und vertheilt werden ſollen, werden nicht lange reichen. Es fehlt an Getreide, und die andern Ortſchaften wollen nichts mit uns zu thun haben. Nun bedürfen wir eines gewandten Mannes, der uns irgend einen Handelsweg zu eröffnen vermag. Du biſt der Mann, den ich ſuche, Mattheo, du biſt mit der ganzen Nachbarſchaft bekannt und auf gutem Fuße; ſieh zu, wie es ſich machen läßt, ich überlaſſe Alles deinem Verſtande. An Geld ſoll dir's nicht fehlen, das werden wir im Ueberfluß bekommen, und die Lebensmittel, hoffe ich, reichen wenigſtens für den erſten Anlauf aus. Komm mit mir, ich will dich ſogleich in dein neues Amt einführen.“ Mattheo folgte ohne Widerrede und betrachtete erſtaunt den Jüngling, mit dem eine ſo große Veränderung vorgegangen war. Sonſt hatte er ihn nur in müdem Verdruſſe oder zwangvoller Luſtigkeit geſehen, jezt aber war die natürliche Spannkraft wieder da, und ſein ganzes Weſen ſtrozte von Thätigkeit, Muth und Ausdauer.

(Die Fortſezung folgt.)

Entfeſſelung.

Das goldne Ringlein mit dem Herzen,
Das ich dir einſt zum Pfande gab,
Du zogſt es, als wir kalt uns trennten,
Vom Finger, boshaftlächelnd, ab.

Ich hielt es lang in meinen Händen,
Und dacht' an manches Wort dabei,
Vor Allem dacht' ich, wie verſchwendriſch
Die Lieb' in ihren Eiden ſey.

Sonſt legten Sklaven ihre Ketten,
Als Opfer, mit zerknirſchtem Sinn,
Der neuen Freiheit froh ſich rühmend,
Auf eines Altars Stufen hin.

Ich will ein Standbild Amors ſuchen,
Mein goldnes Ringlein in der Hand,
Und dankbar es zu ſeinen Füßen
Verſcharren in den tiefen Sand.

Iſt's doch ein Ring der goldnen Kette,
Die ſchlau mir deine Liebe ſchlang,
Und die — ſo feſt ſie auch geſchienen —
Nun, wie ein ſpröder Faden, ſprang.

J. G. Seidl.

Korreſponden;-Nachrichten.

Paris, Februar.

Bicêtre.

Am Ende des lezten Jahrs fand ein eigener Umzug in Paris ſtatt, die Gefangenen zu Bicêtre bezogen nämlich das für ſie von unſerm Landsmann Gau erbaute Gefängniß, das ſehr zweckmäßig eingerichtet ſeyn ſoll. Daß man die armen Greiſe und die Wahnſinnigen, welche bisher in dem großen Jammerhauſe Bicêtre, eine halbe Meile von Paris, beiſammen waren, von den Verbrechern ganz getrennt hat, iſt gewiß lobenswerth, und war längſt vorgeſchlagen worden; nur weiß ich nicht, warum die Behörde darauf beſtanden hat, leztern ein Gefängniß in Paris anzuweiſen, anſtatt außerhalb der Stadt eines anzulegen, wo ſie beſſere Luft hätten und auch geräumiger wohnten. Da ſie erſt nach ihrer Verurtheilung in dies Gefängniß kommen, ſo konnte die Nähe der Gerichtshöfe hier nicht in Betracht kommen. Vielleicht iſt die Bewachung in Paris leichter und minder koſtſpielig, als auf dem Lande. Somit hat Bicêtre nun auf immer eine der drei Claſſen ſeiner Bewohner verloren, iſt kein Gefängniß mehr, ſondern ein Hoſpiz, zum Theil von dürftigen Männern, zum Theil von Verrückten bewohnt. Zuvor ſchlug man die Bevölkerung dieſes von einer Abtheilung alter Soldaten oder Veteranen bewachten ungeheuern Gebäudes zu 5800 Seelen an, alſo zu ſo viel, als manche kleine Stadt enthält. Bicêtre wird künftig gerade das Seitenſtück des ebenfalls ſehr ſtark bevölkerten Hoſpizes in Paris, der Salpêtrière ſeyn, in welcher bloß Weiber aufgenommen werden, und zwar, wie zu Bicêtre, entweder geſunde Nothdürftige, oder Verrückte. Für einen Seelenkundigen iſt hier viel zu beobachten; auch hat unlängſt in einer Zeitſchrift ein gewiſſer Henri Berthoud ſehr anziehende Beobachtungen über die in dieſem Armenhauſe lebenden ſonderbaren Menſchen bekannt gemacht. So z. B. erzählt er die Geſchichte eines daſelbſt verpflegten Taubſtummen, welchen das Unglück traf, auch blind zu werden, ſo daß der bejammernswerthe Menſch gar kein Mittel mehr hatte, Eindrücke von der äußern Welt zu empfangen und mit andern Menſchen in Verkehr zu bleiben. Anfangs wollte er faſt verzweifeln, daß es ihm nicht glückte, ſich mit Jemand zu verſtändigen. Es war ihm eingefallen, mit einem Stück Kreide, oder was er dafür hielt, auf den Boden zu ſchreiben, man ſolle ihm Buchſtaben, Sylben und Worte in die Hand zeichnen, ſo wolle er ſchon verſtehen, was man ihm ſage. Allein acht Tage lang gab Niemand Acht auf ſein Gekritzel, oder konnte nicht klug daraus werden; endlich aber merkte ein Wärter, daß er etwas zu ſagen habe, und führte ihn in ein Zimmer, in welchem ſich eine ſchwarze Tafel mit Kreide befand. Nun

schries der seiner zwei vornehmsten Sinne und der Sprache beraubte Mann, was er wünschte. Man zeichnete mit dem Finger Worte in seine Hand, und siehe! er verstand sie und antwortete schriftlich darauf. Seitdem kann er sich mit den Leuten im Hause und mit Besuchen unterhalten, und ist nicht ganz fremd mehr in der Welt, wie er es in den ersten Tagen seiner Blindheit war. Läßt sich etwas Schrecklicheres denken, als die Lage eines solchen Unglücklichen während dieser ersten Tage, da er fürchten mußte, künftighin, ohne alle geistige Berührung mit seinen Mitmenschen, ein bloß vegetatives Leben führen zu müssen? Ferner befinden sich zu Bicêtre zwei unzertrennliche Menschen, ein Blödsinniger und ein Blinder; Beide sind Findelkinder, man hatte sie zur selben Stunde ausgesezt, und seitdem sind sie stets beisammen geblieben; sie essen, spazieren und schlafen zusammen; der Blinde denkt für den Blödsinnigen und dieser sieht für den Blinden; Beide zusammen besitzen nur die Fähigkeiten eines einzigen Menschen und machen gleichsam zwei Hälften desselben aus. Ein Anderer hat so zu sagen nur Einen Gedanken und Ein Wort: „O Boulogne!“ welches er beständig ausruft; dort scheint seine Mutter zu wohnen. Die Sehnsucht nach dem Aufenthalte derselben ist die einzige Empfindung dieses Verrückten. An eingebildeten Kaisern, Königen, Feldherrn und berühmten Männern fehlt es zu Bicêtre eben so wenig, als in einem andern Irrenhause. Der schrecklichste Verrückte ist ein wüthender Bauer, welcher in seiner Mordlust seine Frau und seine beiden Kinder, dann im Hôtel-Dieu einen Kranken und zu Bicêtre einen Wärter in der Nacht umgebracht hat. Die Wärter müssen sich vor diesem Wütheriche wie vor einem wilden Thiere hüten. Dieser Mensch ist ein Scheusal, aber ein bemitleidenswerthes. Auch verfolgt ihn immerwährend die Angst vor eingebildeten Verfolgungen; sogar die von ihm ermordete Frau und Kinder stehen ihm vor Augen und drohen ihn umzubringen. Es ist, als ob die Furien den Unglücklichen umhertrieben und ihm keine Ruhe ließen.

(Der Beschluß folgt.)

Basel, Februar.

(Fortsetzung.)

Stizzen aus der alten und neuen Schweiz.

Leider faßte der angeregte Gedanke immer tiefere Wurzel, und trotz des kräftigsten Widerstandes von Seiten der Vertreter des erprobten Alten kam es dahin, daß man den Forderungen des zügellosen Zeitgeistes wenigstens in so weit nachgab, die Spätlinge noch einige Stunden nach erfolgtem Thorschlusse für die Kleinigkeit von sechs Batzen aus und einzulassen. Wie billig und recht, wollte aber die hohe Obrigkeit auch wissen, wer denn noch zur nächtlichen Stunde außerhalb der Mauern sich befunden habe. Zu diesem Behuf mußte daher jeden Morgen dem regierenden Standeshaupte ein Verzeichniß aller derer eingereicht werden, die Abends zuvor die Thore passirt hatten. Da bekanntermaßen ein Zugeständniß, einmal gemacht, immer nur zu neuen Forderungen führt, so auch in diesem Falle. Kaum waren die Nachtläufer im Besitz besagter Vergünstigung, so schimpften sie über das Aufschreiben ihrer Namen, und verlangten die Abschaffung dieser, wie sie es nannten, inquisitorischen Maßregel. Da man in ihr Begehren nicht sogleich einging, so suchten sie ehrenwerthe Bürger, die immer pünktlich nach der Thorglocke bei Weib und Kind zu Hause saßen, dadurch in Mißkredit zu bringen, daß sie deren Namen anstatt der übrigen angaben, wenn sie aus benachbarten Wirthshäusern spät in die Stadt zurückkehrten. Ja, ihre Bosheit ging einmal so weit, daß sie den Familiennamen von Ihro Weisheit selbst auf die erwähnte Weise mißbrauchten. Anstatt nun nach solchen Erfahrungen das alte Gesetz wieder in Kraft treten zu lassen, war man schwach genug, den neuen Forderungen nachzugeben, und den Leuten nicht nur die Angabe ihres Namens zu erlassen, sondern sogar die Sperrtaxe zu ermäßigen. Man zahlte in der ersten Stunde einen, in der zweiten zwei und in der dritten und lezten Sperrstunde nur vier Batzen, und für jedes Stück Vieh eben so viel; die Hunde ließ man sogar ganz frei ein und aus. Jezt hätte man glauben sollen, für ewige Zeiten seyen die Thorangelegenheiten geordnet; aber nein! Heute nun verlangt das unersättliche Geschlecht erstens, daß man zu jeder Stunde in der Nacht in die Stadt kommen und aus derselben gehen könne, und zweitens, daß man die ganze Nacht hindurch nicht mehr als einen Batzen Schließgeld zu bezahlen haben solle. Leider haben andere sonst so ehrenwerthe Städte unsers Vaterlandes und Deutschlands, wie z. B. Zürich und Frankfurt, in neuester Zeit ein äußerst nachtheiliges Beispiel durch die gänzliche Aufhebung der Thorsperre gegeben, so daß ich fürchte, dasselbe werde hier einen sehr übeln Eindruck hervorbringen, das heißt, wesentlich dazu beitragen, die Unzufriedenen in ihren Forderungen noch zu ermuthigen. Ein anderer Beweis, wie man bei uns immer mehr an alten Einrichtungen rüttelt und schüttelt, ist das jezt laut werdende Verlangen, daß außerhalb der Thore Wirthshäuser sollen bestehen dürfen. Seit nun Basel Basel heißt, war aus höchst weisen Gründen eine solche Freiheit nicht gestattet: einmal, weil die Obrigkeit glaubte, sie könne in der Stadt eine bessere Aufsicht über die Wirthshäuser führen, dann, weil sie nicht durch neue Gelegenheiten das Wirthshauslaufen begünstigen wollte, und endlich auch, weil die Wirthe der Stadt es für passend hielten, daß das Geld der Bürger nicht auswärts verzehrt werde. Aller dieser triftigen Gründe ungeachtet gewinnen doch hier die Leute immer mehr Geschmack am Wirthshausbesuch außerhalb der Thore, und die schlauen Landschäftler, hievon Nutzen ziehend, bauen nun jenseits der Birse, ganz nahe an der Stadt, ein Wirthshäuschen nach dem andern, so daß wir bald ein ganzes Dorf, aus lauter Schenken bestehend, in unserer unmittelbaren Nachbarschaft haben werden. Dieses Uebel wird nun ein anderes gebären, und ich werde noch in meinen alten Tagen es erleben müssen, daß meine Vaterstadt von öffentlichen Gärten und Wirthshäusern umgeben seyn wird. Das Gesagte reicht, denke ich, hin, um zu zeigen, daß Basel in vielen Dingen leider den Ruf nicht verdient, als hänge es hartnäckig am Alten und halte mit der übrigen Welt hinsichtlich der Neuerungssucht nicht gleichen Schritt. Um indessen der Wahrheit ihre ganze Steuer zu geben, muß ich auch einiger alten Tugenden erwähnen, welche der Alles zerfressende Zeitgeist unter uns noch nicht hat zerstören können. Die Cardinaltugend Basels ist unstreitig Sparsamkeit, eine Tugend, die noch durchgängig strenge geübt wird, und der wir hauptsächlich, und nicht blindem Glücke etwa, wie man auswärts allgemein glaubt, unsern Wohlstand verdanken. Jemand, der seine jährlichen Zinsen oder sonstigen Gewinn verbraucht, gilt bei uns als Verschwender, und vor nichts fürchtet man sich so sehr, als in den Ruf eines solchen zu kommen. Daher kommt es nun auch, daß unsere allerreichsten Leute nicht einmal die Zinsen aus ihren Zinsen verzehren, und die reichern immer noch einen beträchtlichen Theil ihrer Einkünfte zur Vermehrung des Hauptcapitals zurücklegen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 23. Februar 1837.

Sie ſpringen ſo hoch und drehn ſich ſo geſchwind,
Daß ſie in eigner Gluth wie Schnee im Thauwind ſchmelzen,
Und jedes zappelnde Herz bis an die Kehle ſchlägt.
Des Ritters Menſchlichkeit erträgt
Den Anblick länger nicht: er denkt, es wäre Schade
Um all das junge Blut, und fleht für ſie um Gnade.

Wieland.

Unſere Tänze.

Wenn ein Kauz zwiſchen ſeinen vier Wänden, in ſeinem häuslichen Thun geſchmacklos iſt, wenn ein Anderer laſtthiermäßig ſich abjagt, abhetzt, wo er es ſich bequemer machen könnte, ein Dritter im Schweiße ſeines Angeſichts Spreu und Schwindelhaber driſcht, was geht das die Welt an? Wenn aber die zur Erholung und Freude Verſammelten die Luſt wie ein ſtrapazirendes Geſchäft behandeln und ſie in ihrem eigenen Uebermaß erſticken, ſo muß man ſie thöricht ſchelten. Es iſt die Societät, die unter dem Unſinn der Tonangeber leidet, und ihrer Indignation darf man öffentlich das Wort leihen. In unſerer Zeit geſchieht faſt nichts Allgemeines mehr aus natürlichem Bedürfniß, ſondern nur aus Mode. Es läßt ſich aber der Fall denken, daß durch wiederholte vernünftige Beſprechung auch einmal das Rechte wieder Mode würde. Ich lebe im alten Schwaben, und von hier aus rede ich, was ich auf dem Herzen habe.

Die guten Tänzer und Tänzerinnen ſollten eigentlich die Regel ſeyn, und ſind es wohl auch bei recht vom Innern aus tanzluſtigen Nationen, wie die Bayern, Oeſterreicher, Böhmen, Ungarn, dann die welſchen Schweizer, die Italiener, Spanier und andere Südländer es ſind. Hier zu Lande iſt es eine Seltenheit, ein Paar exemplariſch gut und ſchön walzen und galoppiren zu ſehen. Der Volksſtamm iſt weniger muſikaliſch und rhythmiſch als jene Völker. Die Liederkränze, ein lobenswerthes Inſtitut für geſellige, würdige Unterhaltung und eine bildende Schule, haben doch eine allgemeine Neigung zum Detoniren eher zur Anſchauung gebracht, als ſie zu beſeitigen vermocht. Dies kommt neben einer Schwäche des muſikaliſchen Gehörs zugleich von der Art der Einübung her, welche entweder ohne Inſtrument, oder mit dem ungeſchickteſten, einem Klavier, vorgenommen wird. Den Tanz meinen nun auch Manche nach unzureichender Schule und Uebung dennoch unternehmen zu können, uneingedenk des Schillerſchen:

„Nur aus vollendeter Kraft quillet die Anmuth hervor.“

Man ſieht zuweilen unmündige Kinder gleichſam inſtinktmäßig walzen; es iſt aber dennoch Schule, Wirkung einer vielfachen, ſpielenden Uebung. Ein Hauptfehler liegt aber in dem zu ſchnellen Tempo der Muſik. Wir wollen nicht auf jenes langſame, enge Walzen unſerer Altvordern zurückkommen, welches Spaßvögel ein „Kaffeemahlen“ genannt haben. Aber jedes Ding hat ſein Maaß, namentlich Alles, was Reiz, Grazie, Anmuth, Schönheit offenbaren ſoll. Hier ſcheidet gewöhnlich eine Linie das Rechte vom Falſchen, das Gemäßigte vom Uebertriebenen, das Schöne vom Häßlichen.

Mir ſchien das Tempo des Walzerdichters Strauß weniger beſchleunigt zu ſeyn als das unſrige. Bei ſeinem trefflich eingeübten Orcheſter trat die kleinſte Verzierung

und muſikaliſche Mücke wohl vernehmbar hervor. Mit Vergnügen erinnere ich mich, als eines in ſeiner Art Vollkommenen, der naiven, naſeweiſen Diavolini, die ſeinen Inſtrumentiſten nicht leicht ein Anderer nachmacht; es war Alles bis in's kleinſte Glied in ſich gerundet. Die allgemeine Beſchleunigung des Tempos iſt aber eine Influenza des Zeitgeiſtes, eine Steigerung der Reizmittel, eine Gier nach Stoff, eine Inſurrektion gegen die Regierungsgeſetze der Form, und deutet auf eine zunehmende Geſchmackloſigkeit der jüngern Welt in Sachen des Tanzes, wie wir ſie auch in andern Regionen des Schönen bemerken können. Sie ſucht Lezteres bloß in Häufung des Materiellen, der Maſſen; ſie ſucht die Kunſt außerhalb der Kunſt.

In meinen frühern Jahren ſah ich vielen Tänzen in Bayern, Oeſterreich, Oberſchwaben, Franken und am Rhein ꝛc. zu. Da waren Takt, Rhythmus, Einheit die Regel. Die Stümper und Pfuſcher waren, wie beim Metier, die Ausnahmen, die bald merkten, daß ſie noch eine beſſere Schule zu machen haben. Wie es jezt an dieſen Orten mit dem Tanze ſteht, weiß ich nicht. Gereiste behaupten, daß in München und Wien wenigſtens eben ſo ſchnell als hier zu Lande getanzt werde. Wir ſtehen dennoch im Nachtheil, denn die Bayern, Oeſterreicher ſind luſtiger, muſikaliſcher, rhythmiſch-beweglicher als wir. Vor dem Erſcheinen Straußens bei uns wurden zwar ſeine Walzer ſchon geſpielt, aber ſein Styl war nicht darin, und ſie ſchienen oft ganz gegen den Fuß zu ſeyn. Seit man geſehen, wie er ſein treffliches Orcheſter dirigirt, geht es beſſer, iſt aber immerhin nur ein Schatten von ihm. Zur Abwechslung und als Gegenſatz dürften wohl auch die ſchönſten der frühern Walzer wieder auf das Tanzrepertorium kommen. Was wirklich ſchön iſt, bleibt ewig ſchön. Sie waren großentheils unſern Orcheſtern mehr angemeſſen und weniger mit einem einzigen verwachſen, als die Straußiſchen. Aber ſo ſind wir! wenn wir uns einmal in etwas verbiſſen haben, ſo reiten wir es zu todt.

Beim Tanze beſteht die Hälfte der Luſt in der Darſtellung ſeiner ſelbſt, im Sehen und Geſehenwerden. Weßhalb wäre man denn ſo geſchmückt im vollen, hellerleuchteten Saale? — Nun ſehen aber die keuchenden, dampfenden Paare nicht, wie ſie auch nicht geſehen werden. Was ſollten auch Ausgeraste an noch Raſenden ſehen? Iſt ihr Tanzen nicht ein bloß aufgehaltenes, ewiges Hinſtürzen? Kaum das zehnte löst die Aufgabe — anmuthige Bewegung — leidlich; die andern haben mit dem bloßen Statiſchen und Mechaniſchen ſo übermäßig zu ſchaffen, daß an Grazie gar nicht zu denken iſt. Aber auch jenes leiſten ſie nicht und ſind, wie gebundene Noten, ſtets hinter dem Taktſtriche. Unſer Geſchlecht iſt darin gewöhnlich viel unbeholfener als das weibliche, und es gibt nichts Tragikomiſcheres, als ſolch einen langausgeſchoſſenen, ungelenken Tanzzögling mit glockenſchwengelartig herumgeworfenen Beinen, den Angſtſchweiß auf der Stirne, ſich ſelbſt und ſeine geduldige Schöne herumtrillen zu ſehen. Im Walzer ſchäzt man jezt die Strapaze. Je größer das Keuchen, je ärger das Klopfen der Bruſt, je ſtärker das Dampfen, deſto höher die Luſt. Finden ſich aber einige kunſtreichere Paare zu einer Françaiſe zuſammen, und das eine oder andere Frauenzimmer macht einen ordentlichen, ſchulgerechten Pas, ſo ſagen die Tanzgenoſſen, während ſie nachläſſig, wie in Pantoffeln herumſtreifen: Die greift ſich gewaltig an!

Die Griechen wußten mit reinem Sinn und kunſtgeübtem Auge durch ein leiſes Abwägen des Mehr und Weniger, durch ein feinfühlendes Balanciren der Maſſe den wahren Typus des Schönen' zu finden. Wenn ſie die ſchönſte Linie im Ruhenden und Bewegten gefunden, ſo hielten ſie die ſo gewonnene Form, das Ergebniß einer unendlichen Geſchmacksforſchung, feſt. Wir ſcheinen alles Schöne nur darum zu ſuchen, um das Gefundene, wie Kinder, je eher je lieber wieder zu verlaſſen. Unſere Mode, das ewige Unduliren zwiſchen zwei Extremen von Geſchmackloſigkeit, iſt Zeuge davon. Kommen wir auch hiebei zufällig durch die rechte Mitte des Einfachen, Wohlgefälligen, Zweckmäßigen, ſo verharren wir dabei gewiß am kürzeſten. Denn was eben recht und naturgemäß iſt, das macht keinen Effekt, ſchlägt Niemand in's Auge, glänzt, flammt, knallt nicht, macht wenig redens, zeichnet ſich nicht aus, fällt nicht auf.

Was will nun aber der läſtige Geſchmacks- und Sittenrichter? Wie ſoll man denn z. B. im Walzen das rechte Maaß finden, da die Linie des Rechten ſo gar fein iſt und die jetzige Tanzluſt ſo gar grobfühlend ſeyn ſoll? Auf eine ſehr einfache Weiſe. — Man laſſe eine Anzahl fähiger Tanzzöglinge bloß nach laut mit den Händen gegebenen Taktzeichen walzen, ſteigere dann das Tempo, bis man merkt, daß ſie nicht mehr mit innerm Behagen tanzen, daß die Grazie der Anſtrengung weicht, und komme dann auf das Maaß zurück, in das ſie mit unverkennbarer Luſt und Liebe einfallen. Ein Mälzelſcher Taktmeſſer wird dieſes Normalmaß genau angeben.

Wie ſchulfüchſiſch, die wogende Laune der Luſt an einen pedantiſch ſchwingenden Pendel zu knüpfen! — Und doch, es iſt meine innigſte Ueberzeugung, würde eine Hauptergötzung der gebildeten Welt durch dieſes mechaniſche Inſtrumentchen, als Geſetzgeber der muſikaliſchen bei dem Muſikdirektor ſtehend, merklich erhöht, ja erſt zur wahren Luſt werden, während jezt jede Ballgeſellſchaft die Närrin des rappelköpfiſchen Vorgeigers wird, der eine Freude daran findet, die Tänzer in den Koller zu geigen, jede Galoppade zur Initiative der galoppirenden Schwindſucht, jeden Ball zum Veitstanz zu machen.

Die neuliche Nähe der Cholera galt uns für Annäherung, was ſie aber, Gott ſey Dank! nicht war. Man

ſollte vielleicht nicht ſowohl die geographiſch-räumliche und die zeitliche Nähe dieſer egyptiſchen Plage fürchten, als vielmehr die Annäherung ſeiner eigenen heimiſchen, diätetiſchen und übrigen Sanitätsverhältniſſe an jene, bei welchen ſie ſich wie eine giftige Schlange einſchleicht, oder auf welche ſie ſich, wie ein Tiger, mit einem Sprunge hinwirft. Man kann ſich in ihren tödtlichen Rachen hineinleben. Wären wir ſo gelegen, wohnten, lebten, gehabten wir uns wie die Bewohner der heimgeſuchten Länder und Städte, die Seuche wäre uns bei der größten Entfernung ſtets nahe. Dieſe Anſicht ſcheint den ſorgfältigen Maßregeln unſerer wie der auswärtigen Sanitätsbehörden zum Grunde zu liegen. — Tanz und Cholera! Wie kommen ſie doch hier ſo nahe zuſammen? Nun ja! Holbein hat ſie auch copulirt, und in einer leichtſinnig durchlebten Nacht kann der luſtigſte Tanz recht wohl ein Basler Todtentanz werden.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Die Hausſuchung war zu Ende und hatte eine für die nächſte Zeit hinlängliche Ausbeute an Lebensmitteln nebſt einer alle künftigen Bedürfniſſe ſichernden Summe von Geld eingetragen, welches ſogleich an den neuen Proviantmeiſter überwieſen wurde, mit dem Auftrage, die Landſchaft zuerſt in Gutem, dann aber, wenn dies nichts fruchten ſollte, mit einer drohenden Erinnerung an ihre Abhängigkeit von der Provinzialregierung anzugehen. Von den Eigenthümern, die dieſe Mittel liefern mußten, hatten freilich manche ſcheel dazu geſehen, doch waren ſie theils durch den Anblick der Gewalt eingeſchüchtert, theils durch die Nothwendigkeit zur Milde geſtimmt worden; überdies hatte Liſardo's perſönliche Gegenwart verhütet, daß das Verfahren nichts Gehäſſiges bekam. Mit derſelben Billigkeit war auch die Hinterlaſſenſchaft der Entflohenen, die in manchem Hauſe nicht wenig betrug, decimirt worden; doch hatte Liſardo dafür zu ſorgen gewußt, daß Lucreziens Haus, das, wie er erfahren hatte, in der vergangenen Nacht von allen ſeinen Bewohnern geräumt worden war, und, was ſich von ſelbſt verſtand, der Pallaſt des Gouverneurs unberührt blieben. Er ſelbſt hatte aus ſeinem ziemlich herabgeſchmolzenen Vermögen eine beträchtliche Beiſteuer gegeben. Das Volk, welches an der Kirche diesmal den leiblichen Segen empfangen hatte, um den es vor Allem Noth that, war zur Ordnung zurückgekehrt, und man konnte jezt in Ruhe an das Dringendſte, an die Krankenpflege denken.

Liſardo war geſonnen, ein Allen vorleuchtendes Beiſpiel zu geben, und ſprach den Entſchluß aus, bei ſämmtlichen Kranken in der Stadt die Runde zu machen. Einige tüchtige Männer ſchloſſen ſich ihm ſogleich an; auch ſein alter Lorenzo, der unzertrennlich von ihm war und ſeinen Adjudanten zu machen ſchien, war im Gefolge. Ein unſcheinbares, von der Dürftigkeit bewohntes Häuschen empfing den erſten Beſuch. Die kleine Schaar, von Liſardo angeführt, ſtieg herzhaft die Treppe hinauf, und wollte eben zur geöffneten Thüre hineintreten, als ihnen eine ſchauerlich vermummte Perſon im ſchwarzen Talar entgegenkam; ſie trug eine Maske, an welcher große Gläſer vor den Augen angebracht waren, und funkelte die Kommenden ſeltſam damit an. Liſardo fuhr entſezt zurück, aber der Gedanke an ſein Amt gab ihm augenblicklich die Faſſung wieder, und er wendete ſich mit einem Scherz an ſeine Begleiter. „Ich glaube, da treffen wir die Cholera in eigener Perſon," rief er. — „Verzeiht, Herr Gouverneur," antwortete einer derſelben, „es iſt der Arzt." — „Wie? der Arzt?" ſagte Liſardo verwundert. „Was ſoll denn der Aufzug?" — „Der dient gegen die Anſteckung." — „Da haben wir wieder die Civitas hippocratica!" rief Liſardo höhniſch; „alſo auf dieſe Weiſe habt Ihr ſeit dem Ausbruch der Krankheit Euern Beruf erfüllt?" — „Ja, edler Herr, und unſere Herrn Collegen in Neapel machen es eben ſo." — „Neapel hin, Neapel her!" fuhr ihn Liſardo an, dem ſich die Galle heftig regte; „jezt ſind wir in Salerno, und da ſollt Ihr gleich erfahren, wie es hier gehalten werden muß. Werft augenblicklich Eure Vermummung weg, Signor, und begleitet uns auf unſerer Runde!" — „Ich bitte tauſendmal um Vergebung, Herr Gouverneur," wimmerte der Aeſculap, der ſich kaum noch auf den Füßen halten konnte; „ich fühle mich ſehr unwohl, die Alteration iſt mir in den Leib geſchlagen." Er ſah wirklich zum Erbarmen aus, ſeine Glieder ſchlugen klappernd gegen einander. Liſardo's Begleiter baten für ihn, und ſo wurde er denn entlaſſen. „Feige Memme!" rief Liſardo, und ſah ihm verächtlich nach.

Ueberall wurde er wie eine überirdiſche Erſcheinung angeſtaunt, wo er mit ſeinem edeln, theilnehmenden Antlitz vor die Betten der Leidenden trat. Er tröſtete, ermunterte, gab Anordnungen und reichte Erquickungen. „Die größte Erquickung," ſagten die biedern Männer, die ihm furchtlos folgten, „iſt Eure Gegenwart; ſie iſt eine Arznei für die Kranken und ein Sporn für die Geſunden." Abends enthielt das Krankenhaus bereits eine beträchtliche Anzahl von Bewohnern.

Den folgenden Tag brachte Lorenzo ſeinem Gebieter die Nachricht, daß der Arzt, dem er geſtern ſolchen Schrecken eingejagt, gleich darauf die Cholera bekommen

habe und geſtorben ſey. „Nun iſt er doch in ſeinem Beruf und im Felde ſeiner Pflicht geſtorben,“ fuhr er fort; „aber der kleine Reſt von Aerzten, Chirurgen und Barbieren, kurz, was nur von Ferne zum Handwerk gehörte, iſt durch dieſen Vorfall in ſolche Beſtürzung gerathen, daß ſie faſt Alle, zum Theil verkleidet durch die Thore, zum Theil ſogar, wie man wiſſen will, mit Lebensgefahr über die Mauern die Flucht ergriffen haben. Wenn die Cholera auch nur ein wenig Ehrgefühl hat, ſo wird ſie jezt von wehrloſen Leuten abſtehen.“ — „Wenigſtens,“ ſagte der neue Regent, „können unſere Kranken jezt in Ruhe ſterben und ſind von den Quackſalbereien der edlen Gilde befreit. Ich habe das vorausgeſehen, und meine That reut mich nicht; auch haben wir gar nichts an ihnen verloren: ſie waren bei ihrer Feigheit nicht bloß unnüz, ſondern ſogar gefährlich. Die Hauptſache iſt jezt, zu beobachten, wie das Volk die Nachricht aufnehmen wird. Ich fürchte faſt, es wird ſich dadurch entmuthigen laſſen. Wenigſtens muß man auf irgend etwas denken, das man in die Wagſchale legen kann.“ — „Das wäre auch nicht ſo unmöglich,“ verſezte Lorenzo. „Wenn Ihr mir Euer Vertrauen ſchenken wollt, gnädiger Herr — ein Verſuch wäre ja immerhin der Mühe werth.“

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel, Februar.

(Beſchluß.)

Skizzen aus der alten und neuen Schweiz.

Von der koſtſpieligen Unſitte, die man anderwärts „ein Haus machen“ nennt, weiß man bei uns glücklicherweiſe noch gar nichts, und hoffentlich wird dieſelbe auch nie einheimiſch in Baſel werden. Uns genügt der Familienkreis und gute Freunde, die immer mit herzlicher Gaſtfreundſchaft empfangen werden. Dadurch ſparen wir nicht nur und entheben uns mancher Unannehmlichkeit und Laſt, ſondern, und dies iſt der ſie wichtigſte Nuzen unſerer Einſchränkung, wir verhindern eine Veränderung unſerer einfachen häuslichen Sitten, welche ein häufiger Verkehr mit Fremden nothwendigerweiſe herbeiführen müßte. Unſere Sparſamkeit iſt es auch, der wir es verdanken, daß man das verderbliche Vornehmthun, das heißt das mehr Scheinenwollen, als man iſt, in Baſel gar nicht kennt; eine Sache, die in kleinen deutſchen Reſidenzen ſo allgemein ſeyn ſoll. Gewiß iſt Niemand hier, der z. B. koſtbare Möbel kaufte, ohne ſie bezahlen zu können, der Geſellſchaften gäbe, und dem es am Nothwendigen mangelte, der Silbergeſchirr auf ſeinen Tiſch ſtellte, ohne daß es ihm angehörte, der Bediente hielte, ohne im Stande zu ſeyn, dieſelben zu bezahlen, der in einer Equipage führe, und dem es ſchwer fiele, den nöthigen Haber für ſeine Pferde zu kaufen, der einen feinen Leibrock trüge, und kein gutes Hemd auf dem Leib hätte. Eine Familie, die hier eine ſolche Rolle ſpielen, oder, wie man ſonſt auch die Sache nennt, Wind machen wollte, würde Gegenſtand des allgemeinen Spottes ſeyn. Daß ein vermögensloſer Beamter mit 1600 Franken Einkommen nicht leben kann wie ein Mann, der eben ſo viele Louisd'or jährlich einnimmt, iſt hier eine ſelbſt verſtandene Sache; er hat daher keine gepolſterten Seſſel, Sopha's, Pendeluhren, koſtbare Spiegel; ſeine Frau und Töchter tragen keine ſeidenen Kleider, Shawls, Schleier, goldene Ketten und dergleichen Dinge mehr; er beſucht mit denſelben keine Bälle, Concerte und Theater, ſondern lebt hübſch beſcheiden zu Hauſe und ſtreckt ſich in allen Dingen nach ſeiner Decke. Wie anders habe ich dies in deutſchen Reſidenzen bei Leuten gefunden, von denen Jedermann wußte, daß ſie außer einem magern Einkommen nichts hatten, und daß ſie mit Nahrungsſorgen kämpften!

Sparſamkeit, um noch einmal auf dieſen Gegenſtand zurückzukommen, iſt eine Tugend, die lange geübt werden muß, wenn man ihrer ganz theilhaftig werden ſoll. Eine weiſe Sitte will es daher, und man befolgt ſie hier auf das Genaueſte, daß die Eltern ihren Kindern ſo wenig als nur immer möglich in die Ehe geben. Dies zwingt die jungen Leute, thätig und ſparſam zu ſeyn; bald wird eine ſolche Lebensweiſe zur zweiten Natur, und kommen ſie einmal in den Beſiz des elterlichen Vermögens, ſo darf man ſicher ſeyn, daß von demſelben kein Mißbrauch mehr gemacht wird. Daher rührt es auch hauptſächlich, daß hier herabgekommene Familien eine äußerſt ſeltene Sache ſind, jedes Jahr aber die Zahl der notablen ſich vermehrt. Daß dieſe unſere ökonomiſchen Grundſäze auf die wichtigſten Lebensverhältniſſe einen bedeutenden Einfluß ausüben, werde ich wohl nicht zu ſagen brauchen; aber bemerken muß ich doch, daß derſelbe durchſchnittlich ein ſehr wohlthätiger iſt. Bei Heirathen z. B. läßt man ſich von denſelben vorzugsweiſe, wo nicht ausſchließlich leiten. Paſſen junge Leute hinſichtlich ihrer Vermögensverhältniſſe zuſammen? iſt daher eine der erſten Fragen, welche bei einem Eheprojekte in Erörterung kommt. Und iſt ſie bejahend beantwortet, ſo ſind alle weitern Rückſichten, die in einem ſolchen Falle noch zur Sprache kommen könnten, nur von ſehr untergeordneter Bedeutung. Mesalliancen, dieſe Quelle ſo vielen Uebels, kennt man deßhalb hier gar nicht. Daß die ſtrenge Herrſchaft ſolcher Grundſäze aber auch noch manchen andern Uebeln vorbeugt, iſt leicht einzuſehen. So z. B. iſt bei uns dasjenige, was man weibliche Gefallſucht und Koketterie nennt, eine völlig unbekannte Sache; natürlich aus dem ganz einfachen Grunde, weil dieſelbe zu keinem Zwecke und am allerwenigſten zu einem Manne führen könnte, und weil jedes Mädchen recht wohl den Maßſtab kennt, nach welchem ſie gewerthet wird. Ganz fremd unter uns ſind auch die in der Welt ſo viel Unheil und Herzeleid anrichtenden Liebſchaften, und ſo delikat fühlt man in dieſem Punkte hier, daß man ein ſolches Verhältniß an und für ſich ſchon für unanſtändig halten würde, und doppelt ſo, wenn die Vermögensumſtände der Liebenden ſehr ſtark diskondiren ſollten. Was das gefährliche Ding, Liebſchaft, iſt, kennen wir daher glücklicherweiſe gar nicht, oder höchſtens nur aus Büchern, und eben, weil überlegender Verſtand und nicht blinde Leidenſchaft unſere Ehen ſchließt, ſind dieſe auch im Durchſchnitt genommen ſo muſterhaft und werden ſo äußerſt ſelten aufgelöst. Die gewöhnliche Dauer des Verlobtſeyns iſt ein Vierteljahr; von jahrelangen Brautſchaften, wie ſie anderwärts ſo häufig ſind, weiß man nichts; denn Niemanden fällt es ein, ſich zu verſprechen, der nicht in der Lage iſt, eine Frau zu erhalten.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 47.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 24. Februar 1837.

Du, Löwe, hüte dich vor diesen Bären;
Ein rechter Bär scheut deine Mähnen nicht.

Th. Körner.

Die burgundischen Schlachtfelder.

Murten.

Karl von Burgund schien bei Grandson, seine Schätze und sein Geschütz ausgenommen, eben nicht viel verloren zu haben, denn es waren ihm nur tausend Mann erschlagen worden; aber sein militärisches Uebergewicht, sein Kriegsruhm, sein Ansehen bei Untergebenen, Nachbarn und Alliirten, Alles dies hatte nun einen mächtigen Stoß erlitten, und dieser zeigte bald einen großen Einfluß auf sein ganzes Schicksal. Comines, der von Allem Augenzeuge war, erzählt, durch jene unglückliche Schlacht sey Karls Gemüth so niedergeschlagen worden, als wenn ihn eine Krankheit ergriffen hätte. Melancholie änderte sein Temperament und schwächte seinen Verstand. Die nachtheiligen Folgen der Schlacht blieben nicht lange aus. Der Herzog von Mailand war zwar ein Alliirter Burgunds und seine Leute waren mit dessen Heer bei Grandson geschlagen worden; dessen ungeachtet zeigte er sich sehr froh über Karls Niederlage. Renatus Graf von Provence hatte zwar kurz vorher beschlossen, Karln zum Erben zu ernennen, jezt aber änderte er schnell seine Meinung und söhnte sich wieder mit Frankreich aus. Der tückische Ludwig XI. verheimlichte nun nicht länger seine Abneigung gegen Karln. Dieser aber schien in seiner Entmuthigung und Demüthigung kein Lebenszeichen mehr von sich zu geben, als er sich auf einmal wie ein schlummernder Löwe wieder aufraffte und an nichts mehr dachte als an blutige, furchtbare Rache; er wollte sein ehemaliges Ansehen und den Glanz der Waffen wiedergewinnen und dabei die Schweizer hart für ihren Triumph bei Grandson bestrafen.

Zu Nocerop in Hochburgund auf der waadtländischen Grenze, gar nicht weit von dem ominösen Grandson, stellte er sein Hauptquartier auf, und da begann nun eine mächtige Thätigkeit. Glocken, Gefäße und allerlei kupfernes Geräthe wurde zu Kanonen umgegossen, um das verlorene Geschütz zu ersetzen. Nach allen Seiten schickte der Herzog Befehl, Truppen zu werben. Aber auch hier konnte er bemerken, daß die vorigen Zeiten nicht mehr seyen, denn in mehreren Provinzen der Niederlande wurde ihm auf seine Befehle erwidert: „wenn der Herzog für seine Person oder in seinem Länderbesitz bedroht werde, werden alle waffenfähigen Einwohner zu seiner und des Landes Vertheidigung herbeieilen, nicht aber für einen unnützen Krieg, denn für einen solchen hätten sie weder Gut noch Blut.“

Von Nocerop ging der Herzog nach Lausanne, der Hauptstadt des damals savoyischen, ihm treu verbündeten Waadtlands, und hier wartete er, bis sein Heer hinlänglich

mit Waffen und Munition verſehen war. Er gab ſich alle Mühe, der Leute Muth mit großen Worten zu beleben, und bei ſeinen Verbündeten ſparte er keine Verſprechungen.

Das wackere Bern benachrichtigte die Eidgenoſſen von der drohenden Gefahr. Sie beſchloſſen auch, eine Beſatzung von tauſend Mann nach Freiburg zu legen, und verſprachen überdies zur Vertheidigung Berns zuſammenzuwirken. Nun wandten ſich die Berner an König Ludwig XI. von Frankreich, um ſich bei ihm zu beklagen, daß er dem Herzog von Savoyen, ſeinem nahen Verwandten, und ſeiner Schweſter, der Herzogin, erlaube, Karls Ehrgeiz und Eroberungsſucht gegen die Schweizer zu dienen und offen auf ſeiner Seite zu ſtehen. Ludwig antwortete wie immer, d. h. mit ſchönen Worten und wohlwollenden Verſprechungen, an deren Erfüllung er nicht im Geringſten dachte, wohl aber an das Gegentheil; denn es war ſeine hergebrachte Staatskunſt, ſtill zuzuſehen, wie ſich ſeine mächtigen Nachbarn gegenſeitig bekämpften, ſchwächten oder gar aufrieben, wobei er dann immer an Macht und Anſehen gewann. So blieb es denn den Bernern allein überlaſſen, Murten zu vertheidigen. Dazu ſchickten ſie fünfhundert Mann unter der Anführung Hadrians von Bubenberg, eines der tapferſten Kriegshelden ſeiner Zeit, der mit Recht der Berniſche Camillus genannt wird. Er war aus ſeiner Vaterſtadt ungerechterweiſe verbannt worden, entzog ſich ihr aber nicht, als ſie in der Gefahr ſeine Hülfe brauchte und verlangte. Die Städte Vevey und das nahe Tour-du-Pyl am Genfer See hatten den Durchzug einiger lombardiſchen Miethtruppen nach dem Lager des Herzogs Karl bei Lauſanne erlaubt; dafür wurden ſie ſtreng gezüchtigt, denn Zinkinden, der Berniſche Baillif vom obern Simmenthal, kam eilig in der Nacht über die Berge und ſteckte die Orte in Brand. Die Walliſer hingegen waren ihren Bundesgenoſſen treuer, denn ſie ſchlugen die lombardiſchen Abenteurer zurück, die der Herzog in Sold genommen hatte und die in's Lager bei Lauſanne ziehen wollten. Alles brannte von Kriegsluſt in den Schweizerthälern und auf den Alpen. Von dieſen wolkenumzogenen, einſamen Höhen, wo ſie den Frauen und Knaben die Sorge für ihre Heerden übertragen hatten, kamen zahlreiche Hirten herab. Sie holten wieder von der Wand die Keulen und Morgenſterne, die ſchon bei Sempach, Laupen, Morgarten und Grandſon die Stahlharniſche und Helme zerſchlagen, Pferde und Reiter niedergeſchmettert hatten. Im Thale ſtießen ſie zu den Bewohnern der Ebenen, die regelmäßiger bewaffnet waren und zum Theil ſelbſt zu Pferd dem Feind entgegen zogen. Wie der Rhein in Graubündten mit jedem Augenblick durch die Bäche wächst, die ihm von allen Seiten zuſtrömen, und bald ein anſehnlicher Strom wird, ſo ſtießen aus allen Thälern der Waldſtädte, aus Luzern, Bern und Rhätien tapfere Fähnlein zuſammen.

Aber Herzog Karl hatte ein viel zahlreicheres Heer zuſammengebracht, denn immer der ſechste Mann aus ſeinen Ländern, die Beſatzungen aus den Feſtungen, die er unbeſonnen leer und vertheidigungslos ſtehen ließ, Werbungen in der Lombardei und andern Ländern Italiens mußten ihm dazu dienen; durch die drückendſten Steuern, Beraubung der Kirchen und Wohnungen war Kriegsmaterial angeſchafft worden. So hatte er ſein Heer auf mehr denn ſechzigtauſend Mann mit hundert und fünfzig Kanonen gebracht; dazu kamen noch nach damaliger Sitte unzählige Kaufleute, Diener und Dirnen, die großentheils von Grandſon hieher gelaufen waren, denn die Eidgenoſſen hatten dieſen Damen kein Leids gethan. Beim Heere waren allein zweitauſend Edelleute.

(Die Fortſetzung folgt.)

Liſardo.

(Fortſetzung.)

„Was meinſt du?“ fragte Liſardo. — „Ihr wißt,“ erwiderte der alte Diener, „ich bin in Eurem Hauſe aufgewachſen. Eure Frau Mutter, geſegneten Andenkens — Ihr habt ſie nicht mehr gekannt — war eine treffliche Dame und that Gutes, wo's ihr nur menſchenmöglich war. Beſonders aber widmete ſie ſich den Armen und Kranken, und zwar ſchenkte ſie ihnen nicht etwa bloß Almoſen, ſondern gab ſich auf eine wahrhaft exemplariſche Weiſe mit ihrer Pflege und Wartung ab. Zu dieſem Behufe hatte ſie ſich auf die Arzneikunde gelegt, und nach den Zeugniſſen ſachverſtändiger Leute recht ſchöne Fortſchritte darin gemacht. Wenn ſie noch lebte, ſie wäre ſchon längſt die Schutzpatronin dieſer armen Stadt. Was nun mich betrifft, ſo beehrte ſie mich immer mit einem Zutrauen, das mir noch in meinen alten Tagen wohl thut; ich durfte ſie auf ihren heimlichen Gängen in die Höhlen des Elends begleiten und in der Linderung der Noth und des Leidens unterſtützen, lernte ihr auch dabei Manches ab, was mir und Andern nachher oft zu Gute gekommen iſt. Ich lernte die edlen Eigenſchaften mancher unſcheinbaren Pflanze kennen, lernte manches einfache, aber treffliche Heilmittel zubereiten, und Euch ſelber, wie Ihr nun hochgewachſen und rüſtig vor mir ſteht, Euch ſelber habe ich als ein zartes Kind, nachdem alle Bemühungen der Gelehrten fruchtlos geblieben waren, mit einer Arznei Eurer Mutter vom Tod errettet. Nun war freilich dazumal die Cholera noch nicht im Schwange, aber ich ſehe doch, daß ſie ſich auf allerlei Arten äußert, denen ich ſonſt auch ſchon beigekommen bin, und ſo iſt's vielleicht nicht ganz unmöglich, daß ich den Einen oder den Andern aus ihrem Rachen

reiße, zumal ich hoffe, daß Gott und die heilige Jungfrau ein Einsehen haben werden, wie ich nicht muthwillig und zudringlich, sondern von der höchsten Noth gedrängt, den Aerzten in's Handwerk greife, und mir gewiß ihren Segen vergönnen werden bei meinen redlichen Absichten und Anstrengungen." — „Nun denn, in Gottes Namen, alter Medikaster!" rief Lisardo gerührt und klopfte ihm auf die Schulter; „doktre drauf los, so gut es gehen will! von mir hast du alle Vollmacht. Wir wollen gleich den ersten Versuch wagen."

Und er fiel glücklich aus, dieser Versuch. Mit einem einfachen Hausmittel und durch sorgfältige Behandlung gelang es dem wackern Pfuscher, eine Frau in kurzer Zeit wieder herzustellen, und mit diesem ersten glücklichen Wurfe war Alles gewonnen. Zwar mißlang die nächste Kur, die dritte schlug ebenfalls fehl, dagegen hatten ein paar andere desto bessern Erfolg, und, wie es häufig in solchen Fällen geht, nur die Genesungen wurden auf Lorenzos Rechnung geschrieben, für die Sterbefälle hatte man tausend andere Ursachen. Lorenzo erlangte beim Volk ein unbegrenztes Zutrauen, er verbreitete seine Mittel, und sein Verfahren wurde in und außer dem Krankenhaus eingeführt. Lisardo gab diesem durch einige glückliche Combinationen mehr Haltung, und so sehr er sich eingestehen mußte, wie unsicher es im Allgemeinen sey, so war er in einzelnen Fällen doch oft ein erstaunter Augenzeuge der günstigsten Wirkungen. Jedenfalls konnte man die sich selbst überlassene Stadt glücklich preisen, denn die Krankheit, mochte sie sich auch auf der gleichen Höhe erhalten, nahm doch nicht weiter zu: es waren ihr mächtige Dämme in den Weg gelegt worden, eine strenge Zucht vor allem, dann Reinlichkeit, gesunde, hinreichende Kost, und endlich der Wunderglaube an Lorenzo's Kuren. Die Provinz, deren Speicher durch eine kluge Behandlung für die Hauptstadt geöffnet worden waren, hatte keine Ursache zur Reue; mit Ausnahme einiger Krankheitsfälle, welche der Cholera glichen und einen ephemeren Schrecken verbreiteten, blieben sie von der Seuche verschont.

Den wohlthätigsten Einfluß auf diese Gestaltung der Dinge hatte die Krankenanstalt. Hier war nichts versäumt, was den Körper erhalten, den Geist aufrichten konnte. Schon die äußerliche Umgebung mußte den Leidenden zuträglich seyn: es war, wie wir bereits erzählt haben, der Pallast des Erzbischofs, der diese Umwandlung erlitten hatte; hier standen nun in den großen, bequemen Zimmern die Betten umher, die Augen der Kranken, deren viele ihr Lebenlang nur nackte Wände, ärmliche Strohmatten erblickt hatten, schauten hier auf prächtige Tapeten, reiche Fußteppiche, köstliche Verzierungen; das Gefühl der Vornehmheit, das in diesem Hause herrschte, gab manchem Kranken eine unvermuthete Kraft, dem Uebel zu widerstehen. Lisardo mußte lächeln, so oft er das neugeschaffene Krankenhaus betrat; er konnte sich nicht ableugnen, daß es eine kleine Bosheit gewesen war, was seine Gedanken gerade hieher gelenkt hatte. „Ich bin nur begierig," sagte er einmal zu seinem Alten, „wo der hochwürdige Kirchenfürst nach seiner Rückkehr all das Räucherwerk hernehmen wird, das er braucht, um diese Zimmer wieder ohne Furcht betreten zu können." Für Betten war hinlänglich gesorgt: aus jedem Hause waren die überflüssigen requirirt worden, die meisten aber rührten von den geflüchteten Familien her, und so standen auch in diesem Stücke, wenn man die Reihen der Darniederliegenden durchging, die tiefste Noth und die höchste Eleganz in einem tragisch seltsamen Gegensatze. An Pflege mangelte es den Kranken nicht: Anfangs waren es vor Allen Lisardo's ehemalige Zechfreunde gewesen, welche ein leichtsinnig weggeworfenes Leben hier wiederum, aber auf die würdigste Weise verschwendeten. Nachher jedoch machten edle Frauen aus allen Ständen, die in Zeiten allgemeiner Aufregung immer der größten Opfer fähig sind, ihre Rechte geltend, und übernahmen mit liebevoller Sorgsamkeit bei Tag und Nacht den regelmäßigen Dienst im Krankenhause. Manche büßte ihren treuen Muth mit dem Leben, und die Ueberbliebenen ehrten in großartiger Gesinnung die Todten durch das passendste Monument, durch verdoppelten Eifer in den übernommenen Pflichten. Die niedern Geistlichen, welche ebenfalls zurückgeblieben waren, besonders die Brüder vom Kapuzinerorden, standen den Frauen als tapfere geistige Krieger zur Seite, und gewährten den Kranken und Sterbenden unermüdlich die Tröstungen der Religion.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Die Spielhäuser der Gesetzgebung gegenüber.

Diese Blätter haben vor Kurzem eine interessante Schilderung der hiesigen Spielhäuser gegeben (s. Nr. 501 — 506, 1836); namentlich ist darin Crockfords Anstalt, „die große Hölle in St. James," vielseitig beleuchtet und ihre ganze Abscheulichkeit aufgedeckt worden. Der Verfasser bemerkt selbst, die Spielhäuser seyen in England gesetzlich verpönt. Da es nun hier zu Lande für einmal verbotene Dinge keine ausdrücklichen Licenzen gibt, so ist auch Crockfords, trotz der angenommenen Form einer geschlossenen Gesellschaft, nur geduldet, und mancher Leser hat sich deßhalb wohl gewundert, daß das Gesetz noch nie gegen Crockford aufgerufen und der Club von Rechtswegen geschlossen worden ist. Hunderte und Tausende haben ja mehr als zu viel Anlaß gehabt, neben ihrem Leichtsinn jener großen Hölle zu fluchen, und wer sich nicht berufen fühlte, für das Heil Anderer zu sorgen, den konnte doch wohl Rache oder Hoffnung auf Gewinn zu gerichtlicher Anzeige bewegen. Ich will als Supplement zu

jener Schilderung angeben, wie es ſich hiemit verhält. — An Verſuchen, Crockford durch Denunziation zu ſtürzen, hat es keineswegs gefehlt, und wer ſich die Mühe geben will, nur die von den öffentlichen Blättern mitgetheilten Londoner Gerichtsverhandlungen der letzten Jahre nachzuſehen, wird mehr als einer gegen Crockford angebrachten Denunziation, zugleich aber auch dem nichtigen Ergebniſſe derſelben begegnen. Daran iſt nicht das Geſetz, ſondern die Möglichkeit, Geſetze zu umſchiffen, nicht die engliſche Gerichtsverfaſſung, ſondern die Schlechtigkeit der Menſchen Schuld. Das Geſetz verbietet alle Spielhäuſer und alles Hazardſpiel, und bedroht diejenigen, die erſtere halten und an letzterm Theil nehmen, mit Strafen, welche von ſchweren Geldbußen bis zur beſchwerlichen Tretmühle anſteigen. Weil aber das engliſche Recht ſogenannte Unterſuchungen von Amtswegen, die der Richter auf den Grund eigener Wiſſenſchaft anſtellt, durchaus nicht kennt, ſondern ſtets dem Angeklagten gegenüber den Ankläger fordert, ſo folgt, daß auch das Spielgeſetz nur nach vorhergegangener Anzeige in Wirkſamkeit treten kann. Um ſolche Anzeigen zu vermehren, ſpricht das Geſetz dem Denunzianten einen Theil der erhobenen Geldbußen zu. Erwägt man indeſſen, daß es noch keinem Staate der alten wie der neuen Zeit gelungen iſt, durch Belohnung der Angeber aus der Angeberei ein ehrenvolles Gewerbe und aus dem gerichten Solde einen Ehrenſold zu prägen, daß vielmehr der Angeber, den nicht Amtspflicht dazu macht, überall gleich einem Ausſätzigen gemieden und gleich einem Nichtswürdigen verachtet wird, und daß der Richter ſelbſt in den meiſten Fällen den Angeber nur hört, weil er ihn hören muß, und das Werkzeug verabſcheut, das er nicht verwerfen darf, ſo kann ſchon das nicht überraſchen, daß der Anzeigen wider Crockford verhältnißmäßig wenigere ſind, als im Allgemeinen ſich vermuthen laſſen ſollte. Warum aber auch von dieſen wenigen bisher noch keine den ſcheinbar beabſichtigten Erfolg gehabt hat, dürfte theils aus den übrigen Eigenthümlichkeiten der engliſchen Gerichtsverfaſſung, theils aus Crockfords Vorſicht und der üblichen Denkweiſe der Angeber ſich erklären. Jeder Denunziant iſt Partei, nicht Zeuge. Leugnet daher der Beklagte die Richtigkeit der Anzeige, indem er, wie die engliſchen Juriſten ſagen, die Einrede der Unſchuld vorſchützt — defendant pleads not guilty — ſo muß der Denunziant ſein Anbringen beweiſen, und hat im Unterlaſſungsfalle zu erwarten, daß entweder der Angeklagte freigeſprochen, oder die Fortſtellung der Unterſuchung vertagt wird. Jenes geſchieht, wenn der Denunziant den Beweis zwar antritt, aber nicht vollführt, dieſes, wenn er am anberaumten Gerichtstage ſich außer Stand erklärt, ſeine Beweismittel vorzubringen, ohne deßhalb die Anzeige fallen zu laſſen; denn auch das verdient Bemerkung, daß nach engliſcher Gerichtsverfaſſung es weder für den Ankläger einen Erfüllungs-, noch für den Angeklagten einen Reinigungseid, weder eine bedingte Freiſprechung, noch eine bedingte Verurtheilung gibt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Beſchluß.)

Die Schädellehre.

Bei der angeführten Geſchichte erinnere ich mich der Erzählung eines Reiſenden, welcher während einer Reiſe in Italien auf der römiſchen Landſtraße einen Bettler ſah, welcher mit verhülltem Antlitze um Almoſen bat. Der Reiſende erkundigte ſich nach der Urſache dieſer Verhüllung, und erfuhr, daß der Bettler ehemals in einem Anfalle von Wuth ſeinen eigenen Vater ermordet habe, und gerichtet werden ſollte, wie jener Bauer zu Bicêtre; da man aber ſeinen Wahnſinn erkannte, ſchonte man ſein Leben, und ließ ihn ſpäterhin wieder los. Während ſeiner Gefangenſchaft war er von einem krebsartigen Uebel angegriffen worden, und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß beinahe ſein ganzes Geſicht und ſeine Bruſt zerſtört wurden. Natürlich wurde dies vom Volke als eine Strafe Gottes angeſehen, und man nannte ihn, als er ſich auf's Betteln legte und in der Gegend bekannt wurde, nicht anders als il maledetto di Dio. Um bei den Vorübergehenden keinen Abſcheu zu erwecken, hatte er ſich genöthigt geſehen, Kopf und Bruſt ſtets zu verhüllen, und in dieſer Vermummung ſtellte er ſich auf die Landſtraße und ſprach die Reiſenden um Almoſen an. — Natürlich hat Dr. Galls Lehre von den ſichtbaren Organen beſonderer Anlagen, Tugenden und Laſter, unter den vielen Aerzten in Paris einen nicht unbedeutenden Anhang; auch beſteht bekanntlich ein phrenologiſcher Verein hier, der, wenn ich nicht irre, eine Sammlung von Abhandlungen herausgibt und jährlich eine öffentliche Sitzung hält. Dr. Galls Schädelſammlung iſt großentheils für das hieſige anatomiſche Muſeum im Pflanzengarten angekauft worden, und man ſieht noch an den verſchiedenen Stücken derſelben die Zettelchen, auf welchen Gall Bemerkungen über die Leute, denen die Schädel oder die Bruchſtücke zugehört hatten, in ſeinem treuherzigen, gutmüthigen Style geſchrieben. Im vorigen Jahr hat man jedoch hinſichtlich dieſer Bemerkungen eine Erfahrung gemacht, welche den Galliſchen Ausſagen etwas von ihrer Glaubwürdigkeit benimmt. Er hatte nämlich auf den an drei Schädelbruchſtücken befeſtigten Zetteln die Organe verſchiedener Geiſtesanlagen bemerkt und angegeben, welchem Individuum jeder Schädel zugehört, und durch welche beſondere Handlungen alle drei Menſchen die Richtigkeit der Schädellehre beſtätigt haben. Nun hatte aber Jemand den Einfall, die drei Bruchſtücke zuſammenzufügen, und fand, daß ſie genau in einander paſſen und nur zu einem und demſelben Schädel gehört haben können. Daß Gall die Abſicht gehabt, Jemand zu täuſchen, läßt ſich nicht vermuthen, dazu war er zu ehrlich; aber dann muß man annehmen, daß er ſich hat täuſchen laſſen, und wie oft mag dies wohl noch geſchehen ſeyn? Was wird aber nun aus den Erhöhungen und Vertiefungen des Schädels und ihrer Bedeutung? Die Entdeckung dieſer Thatſache hat zu einem Streite in mediziniſchen Zeitſchriften Anlaß gegeben. Eifrige Phrenologen leugnen dieſelbe; ſie iſt mir aber von einem Arzte, welcher zur Aufdeckung derſelben beigetragen, auf's Heiligſte verſichert worden. Uebrigens kann dieſe Wiſſenſchaft, wofern es eine Wiſſenſchaft iſt, was noch von Vielen geleugnet wird, in Frankreich leicht ſtudirt werden; denn nicht allein beſitzt das anatomiſche Muſeum und die mediziniſche Schule jetzt eine bedeutende Anzahl von Schädeln, ſondern es werden auch auf die leichteſte Art Abgüſſe davon veranſtaltet, und die Köpfe vieler merkwürdigen Perſonen werden ſogleich nach ihrem Tode modellirt; ferner kommen die Schädel hingerichteter Verbrecher meiſtens in die anatomiſchen Sammlungen; die Wiſſenſchaft müßte alſo gar keinen wahren Beſtand haben, wenn ſich aus der Unterſuchung von ſo vielen Muſtern keine allgemeinen Grundſätze abſtrahiren ließen. Auch iſt es gerade dieſes, was gegenſeitig behauptet und verneint wird. Wer ſoll nun aber Schiedsrichter ſeyn?

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 48.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 25. Februar 1837.

Altes, ſtolzes Kaiſerhaupt,
Deine Kraft, dein Waffenſegen,
Wird uns nimmermehr geraubt!
Max v. Schenkendorf.

Barbarossa's Kirchenthüre.

Wißt ihr nimmermehr zu finden jenen alten, lieben Pfad,
Den die Andacht Barbaroſſa's Morgens, Abends einſt betrat?

Nein! der alte Kaiſer trägt nun ſeiner Seele tiefes Glüh'n
Nimmer in das Kirchlein nieder, ſondern durch die Himmel hin.

Und da drunten iſt vermauert lange Jahre ſchon das Thor,
Wo der alte Schwabenkaiſer einging in das ſtille Chor.

Alle ſeine Hochgedanken für des Reiches Herrlichkeit
Gingen mit ihm durch die Pforte, dem Allmächtigen geweiht.

Alle Majeſtätsgefühle, die er hegte für ſein Land,
Legt' er auf die Stufen nieder, drauf ſein Fuß vor Chriſto ſtand.

Alle ſeine Schlachtenkeile, jedes hohe, ſüße Lied
Warf er hin auf jene Steine, drauf er betend hingekniet.

Wo er ſonſt hindurchgeſchritten, hebt nun ein Gemälde ſich,
Das den Kaiſerfürſten zeiget, wohlbewehrt und feierlich.

Deutet nicht das bleiche Bildniß noch auf rechte Celtenart,
Augen, blau und feurigſchimmernd, und der reiche, blonde Bart?

„Hier hindurch ging einſt der Kaiſer," ſteht zu leſen an der Wand,
Und drei Löwen ſteh'n zur Rechten, und ein Aar zur linken Hand.

„Aller Guten Liebling, aller Böſen Schreckniß," Freunde, ſeht,
Solcher Titel eines Kaiſers zeugt von echter Majeſtät!

Und ſo ſtehet er im Kirchlein als das ält'ſte Beichtkind dort;
Buß' und Geiſtestaufe predigt noch ſein Bildniß ohne Wort.

Wann die Mitternachtsgewölke donnernd über'm Thurme ſteh'n,
Wann die blauen Maienlüfte freudenreich vorübergeh'n,

Hebt „der Guten Liebling" immer noch das ſcharfe Schwert empor,
Steht er als des Rechtes Hüter ſtets vor dem verſchloß'nen Thor.

Jede Predigt hört er ſchweigend; leiſe mahnt er: „pred'ge gut,
Pfarrer! daß die Seelen grünen durch des Mittlers Geiſt und Blut!

Bring' herein, was ich entbehret in des Mittelalters Nacht!
Zeuge, bis der Lebensfrühling wieder in den Geiſtern lacht!" —

Und in alle Kinderlehren streckt er warnend her sein Schwert:
„Kinder! höret Gottes Worte! bleibt vom Argen unversehrt!“ —

Hoher Kaiser! sollst du werden nun ein Kirchenwächter gar,
Du, deß Schwert die Blitzesleuchte sonst durch zehen Länder war?

Stehe nur, und hilf den Kindlein! denn die Seraphim ja steh'n
Armen Kindern auch zur Seite, daß sie Gottes Wege geh'n!

Mahne, strafe, hilf im Bilde noch zum vollen Glaubenslied,
Daß dein Geist uns hier umwehe, drin du betend hingekniet.

Dann, wenn Berg' und Felsen stürzen, wenn der lezte Tag erscheint,
Führe deine Bergbewohner aufwärts zu dem Seelenfreund,

Dann durch die gesprengte Pforte ziehe sie im Siegeslauf
Ueber deine Staufenspitze froh zu Salems Thor hinauf!

Albert Knapp.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Lisardo fühlte sich im innersten Herzen ergriffen, als ihm um diese Zeit durch Lorenzo die Bitte Octavia's gemeldet wurde, im Hospitale dienen zu dürfen. Er ließ ihr die Aufsicht über die gesammte Krankenpflege übertragen, welche unter ihrer Leitung an entschiedener, geistiger und leiblicher Wirksamkeit rasch zunahm, und obgleich er von da an seine Besuche verminderte, so geschah es doch oft genug, daß er die edle Gestalt, ihre demüthige Herrschaft ausübend, in tiefen Trauerkleidern die vielfach Verwaiste an sich vorübergehen sah. Bei solchen Begegnungen wurden stumme, ernste Grüße gewechselt, die amtlichen Mittheilungen gingen durch Lorenzo's Hand. Und während alles Volk Lisardo als den Vater der Stadt, Octavien als die Mutter der Leidenden pries, standen die Beiden in einem kaum vernehmlichen geistigen Verkehr; Lisardo aber mußte, wenn er mit der Vorsteherin des Hospitals so leise zusammentraf, immer an die alten Rittergeschichten denken, die den Schluß einer unglücklichen Liebe so rührend schildern, wo der Ritter zum Mönch, die Dame zur Nonne wird, und Beide, in demüthiger Hingebung, entsagender Aufopferung ihr Lebenslicht verzehrend, nur bei seltenem Wiedersehen stille Blicke gegen einander wenden.

Aber diese zarte Berührung wurde grausam unterbrochen. Als Lisardo eines Tags in das Hospital kam, trat ihm Lorenzo mit der Schreckensbotschaft entgegen, die Vorsteherin sey plötzlich und mit solcher Heftigkeit von der Seuche ergriffen worden, daß man auf das Schlimmste gefaßt seyn müsse. Er schrack zusammen, als hätte ihn eine Schlange gebissen, kaum konnte er sich halten, daß er nicht laut aufschrie. „Das soll nun das Ende von Allem seyn?“ sagte er mit sinkender Stimme; „o Lorenzo, hilf! rette sie! biete alle deine Kräfte auf, nenne das seltenste Mittel, das auf Erden gefunden werden kann! ich will es dir bringen, und wenn ich's einer Viper aus den Zähnen reißen müßte! Rette sie, Lorenzo, und ich will dich knieend als meinen Vater verehren!“ — „Was ich vermag, daran soll gewiß nichts fehlen,“ sagte der Greis bellommen und ging hinweg.

Lisardo war nicht im Stande, das Haus zu verlassen; zum ersten Mal heute betrieb er seine Regierungsgeschäfte nachlässig. Er ging in einer Kapelle, die an die Krankenzimmer stieß, unruhig auf und nieder; bald stüzte er sich auf den Altar, wo die Bilder der Heiligen wehmüthig auf ihn herabsahen, bald fuhr er auf und eilte der Thüre zu, um die Nachrichten, die ihm Lorenzo von Viertelstunde zu Viertelstunde sandte, in Empfang zu nehmen. Sie lauteten immer niederschlagender, endlich ganz hoffnungslos. Zulezt kam der Alte selbst und blieb mit traurigem Blick an der Thüre stehen. „Ist sie todt?“ rief Lisardo ihm entgegen. — „Noch nicht, aber bald wird sie es seyn. Ich habe sie aufgegeben, die Krämpfe waren nicht zu stillen, und als ich ihr eine Ader öffnen wollte, floß das Blut nicht mehr. Alles Leben stockt in ihr.“ — „Hinweg! ich muß sie noch einmal sehen! noch einmal!“ rief Lisardo und zog den Greis am Arme mit sich fort.

In einem kleinen, bequemen Kabinet lag Octavia auf einem Ruhebette, dessen fürstliche Pracht in diesem hülflosen Augenblick etwas Schauerliches hatte. Durch die schweren Vorhänge an den hohen Fenstern fiel ein gedämpftes Licht auf die Sterbende, die mit geschlossenen Augen dalag. Man hätte sie für todt halten können, aber ein leiser Athemzug, der ihr von Zeit zu Zeit die Brust etwas hob, bewies, daß noch ein Rest von Leben in ihr sey, und die Nachwirkungen der tückischen Krämpfe, plötzliche Zuckungen, die den Körper durchliefen und die edlen Züge des reinen Antlitzes entstellten, verkündeten, daß auch dieser Rest bald aufgezehrt seyn werde; man sah an den eingesunkenen Wangen, den abgemagerten Händen, wie unerbittlich die Krankheit in ihrem Marke gewühlt haben mußte. Wir wenden den Blick von dem traurigen Bilde weg: wie gerne hätte es Lisardo gethan! aber er fühlte sich wie gebannt; neben dem Bett in die Knie gesunken, mußte er unaufhörlich in das theure Antlitz schauen, dessen tödtliche Bläße durch die schönen, schwarzen Locken, die es beschatteten, grauenhaft erhöht wurde. „Es ist vergebens!“ sagte Lorenzo nach langem Stillschweigen,

„Ihr seht, das Blut will nicht mehr fließen und der Puls steht still. Es wird bald vorüber seyn; laßt uns für ihre Seele beten.“ — „Es kann nicht seyn!“ rief Lisardo, „ich sage dir, es kann nicht seyn! sie darf nicht sterben! Besinne dich, sie muß wieder in's Leben kommen, und wäre es auch nur durch ein Wunder möglich!“ Er hob ihr das Haupt auf, schlang den Arm um ihren Nacken und drückte sie fest an sich. Lorenzo sah vor sich hin. Nach einer Weile sagte er: „Nun, wenn ich durchaus noch ein Mittel sagen soll, da fällt mir eines ein, ich weiß selbst nicht recht, woher ich's habe. In jüngern Jahren meine ich gehört zu haben, daß es vor Alters Brauch gewesen sey —“ — „Rede, rede!“ rief Lisardo ungeduldig drängend. „Es ist aber seltsam,“ sagte der Diener zögernd. „Heraus damit!“ rief Lisardo, „du siehst ja, sie stirbt uns unter den Händen.“ — „Ehemals,“ versezte Lorenzo, „soll es bei den Aerzten gebräuchlich gewesen seyn, ganz entkräftete Personen, denen es am Blut fehlte oder deren Blut verdorben war, gesundes Blut von irgend einem lebenden Wesen in die Adern einzuflößen. Gewöhnlich nahm man Thiere dazu.“ — „Mein eigenes,“ unterbrach ihn Lisardo, „mein eigenes! nimm davon, so viel du willst.“ — „Bedenkt aber,“ sagte der Diener, „ich weiß ja nicht, ob's damals geholfen hat.“ — „Nichts bedenken!“ rief der verzweifelte Jüngling, „kein Versuch ist mir zu gering, es ist doch Hoffnung drin! das Abgeschmackteste ist mir willkommen! Nur schnell, ehe es zu spät ist!“ — „In Gottes Namen denn, es gehe wie es wolle!“ sagte Lorenzo; „ich will nur schnell irgend einen nothdürftigen Apparat in Stand seßen.“

(Die Fortseyung folgt.)

Die burgundischen Schlachtfelder.

(Fortseyung.)

Der Herzog hielt sich auch diesmal überzeugt, der Sieg könne ihm nicht entgehen. So beschloß er mit seiner Uebermacht an Mannschaft und seinem überlegenen Geschüß Murten zu belagern; er meinte, dies sey eine leichte Eroberung, und nicht bloß an sich wichtig, sondern auch das Mittel, die eben nicht muthigen Lombarden, Italiener und Flamänder in seinem Heer wieder mit Vertrauen auf ihn zu beleben, denn dies war ihnen seit der Niederlage von Grandson sehr ausgegangen. Bubenberg verkannte die Gefahr nicht, die ihm und seiner kleinen Mannschaft von außen und innen drohte; denn die Einwohner waren ihm abgeneigt und gehorchten nur ungern. Darum ließ er in Murten bekannt machen: zum Tod solle gebracht werden, wer von den Einwohnern nur die geringste Furcht zeige. Um seinen Leuten Muth zu machen, that er mit dreihundert Mann einen Ausfall und trieb die burgundische Vorhut fünf Stunden weit bis Payerne zurück. Am 11ten Juni 1476 schlug Herzog Karl sein Lager unter den Mauern von Murten auf.

Fünftausend Berner waren bereits bis Gümminen vorgedrungen, hier aber machten ihnen die Burgunder lange den Uebergang über die Sarine streitig, denn die Brücke hatten sie bereits abgebrochen. Während sie hier von großer Ueberzahl aufgehalten wurden, war Murten in großer Gefahr. Schon hatte das burgundische Geschüß in den zehn Tagen der Belagerung eine große Bresche in die Mauer geschossen, es wurde auch ein Sturm unternommen, und er wäre fast gelungen. Nur Bubenbergs und der kleinen Besatzung Tapferkeit rettete die Veste, von der das Schicksal der ganzen Schweiz abhing. Am folgenden Tag stieß von allen Seiten Verstärkung zu den Bernern. Zuerst kamen die tapfern und starken Gebirgsmänner aus Unterwalden und dem Entlibuch, nach ihnen trafen die Andern ein, auch der Herzog Renatus von Lothringen, dessen einzige Hoffnung nach dem Verlust seines Landes nur noch auf dem Ausgang dieses Kriegs beruhte, und der mit zweihundert Gensd'armen zu den Eidgenossen stieß. Der Graf Thirstein kam mit zweihundert österreichischen Reitern, denn in den burgundischen Kriegen kämpften die Oesterreicher tapfer in den Schweizerschaaren. Das Contingent von Straßburg bestand aus vierhundert Reitern und dreihundert Arkebusiren unter dem Grafen von Oettingen; Basel sandte den Ritter Peter von Roth mit zweihundert Mann. Der Graf von Grupères kam an der Spitze seiner Vasallen von Château d'Oer, Ormond und Charmey. Auch das kleine Biel, Solothurn, Schaffhausen und andere Schweizer Städte sandten Hülfe, ja wenige Stunden vor dem Anfang der Schlacht, noch in der Nacht, kamen bestaubt und fast athemlos dreitausend Züricher unter dem unerschrockenen Hans Waldmann herbeigeeilt. Alles in Allem belief sich aber doch das Heer der Eidgenossen noch nicht auf die Hälfte des burgundischen, denn es zählte nur sechs- und-zwanzigtausend Mann Fußvolk mit viertausend Pferden. In der Vorhut standen unter der Anführung Hans Hallwils von Bern die Fähnlein von Thun, des Entlibuchs und der Besatzung von Freiburg; im Centrum commandirte Hans Waldmann aus Zürich. Die Banner des ganzen Heers flatterten in der Mitte, umgeben von einem Wald von Hellebarden, mächtigen Schwertern und Lanzen. Der Luzerner Kaspar von Hertenstein, schon ein greiser Mann, führte das Hintertreffen. Tausend Mann waren ausgesandt worden, um die Stellung des Feindes zu beobachten. Bei Karls Armee war auch sein Bruder Anton und der Graf Romont mit seiner bedeutenden savoyischen Schaar. Das burgundische Heer war nach der damaligen Taktik sehr verständig in starken Colonnen aufgestellt, die Reiterei auf den beiden Flügeln,

vor ihr ein tiefer Graben, ein Zaun und furchtbares Geschütz, dem überdies ein geschickter, kunstfertiger Meister vorstand. Der Graf Romont stand mit seinem Corps bei Murten, um die Eidgenossen im Rücken zu bedrohen. Diese waren noch in der Nacht und vor Tagesanbruch in den Murtner Wald gezogen und hatten sich da aufgestellt, so daß Herzog Karl nur wenig von ihrer Stärke und ihrer Stellung wußte. Mit langem Schlaf nach der Ermüdung beschwerlicher Märsche und mit Abkochen hatten sie nicht viel Zeit verloren; denn Nahrung nahmen sie nur im Marschiren von den Tischen, die vor die Häuser gestellt waren, und wo sie von denen bedient wurden, die nicht mit ausziehen konnten.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsezung.)

Die Spielhäuser der Gesezgebung gegenüber.

Schuldig oder unschuldig, lautet das Verdict der Jury, und wie solche nicht Einsperrung des Angeklagten bis zum Erweise seiner Unschuld fordern, so kann sie auch ihr Schuldig nicht von dem, seine Anzeige bekräftigenden Eide des Denunzianten, oder ihr Unschuldig von dem, seine Schuldlosigkeit betheuernden Eide des Beklagten abhängig machen. Demnach muß der Denunziant bei Fortstellung seiner Anzeige alle zur Ueberführung nöthigen Beweise zur Hand haben, nämlich Zeugen und Dokumente. Wie behutsam Crockford ist, leztere nicht gegen sich sprechen zu lassen, möchte schon aus der Zeichenschrift abzunehmen seyn, die er, wie im erwähnten Aufsaz bemerkt wurde, in seinem Schuldbuche gebraucht, und Zeugen — es ist fast unmöglich, als Augenzeuge wider Crockford aufzutreten, ohne an seiner Bank gespielt zu haben, unmöglich, wider ihn und seinen Club zu zeugen, ohne dem Hasse und der Verfolgung von Hunderten zu verfallen, und, wenn nicht von England, doch aus der Gesellschaft zu scheiden, zu welcher man gehören muß, um bei Crockford Eintritt zu erhalten. Alles dies zusammengenommen, mußte einem Manne von Crockfords angeborener Schlauheit, selbst wenn er minder klug von Männern berathen gewesen wäre, welche die Rechte studirt haben, damit sie erforderlichen Falls Andern sagen können, wie man ungestraft unrecht thun darf, das Verhalten bei wider ihn vor Gericht gemachten Anzeigen sich ohne Kopfanstrengung bieten. So oft er von einer solchen Denunziation, wenn nicht früher, durch die gerichtliche Vorladung Kenntniß erhielt, pflegte sie meist eine zu seyn, mit der man ihm bereits zum Zwecke einer Gelderpressung gedroht hatte, und dann kannte er sowohl den Kaufpreis, als den Werth der Denunziation, oder das Vorbringen war ihm neu, und dann fehlte es nicht an Mitteln, Werth und Kaufpreis zu erfahren. Zeigte es sich, daß die Anklage ohne Werth, d. h. für den Angeklagten ohne Gefahr sey, so ließ Crockford ruhig den Gerichtstag herankommen, und trat entweder freigesprochen, oder mit der Gewißheit aus der Schranke, daß das Ende der vertagten Untersuchung stets in seiner Hand liege. Hatte sie hingegen Werth für den Ankläger, folglich Gefahr für den Angeklagten, so löste dieser Beides mit Geld ab; die Anzeige wurde nicht fortgestellt und die Gefahr war beschworen. Dergleichen Verhandlungen gehören ihrer Natur nach zu den Geheimnissen, und es ist deßhalb vielleicht mehr Vermuthung als Wahrheit, daß es Crockford — mit Ausnahme eines einzigen Falles — nur unbedeutende Geldopfer gekostet haben soll, der Beurtheilung einer Jury diejenigen Anzeigen zu entziehen, die er nicht erörtert zu sehen wünschte. Das jedoch steht fest, denn spätere Umstände haben die Beweise geliefert, daß es viel Geschicklichkeit und große Geldsummen erfordert hat, jenen einzigen Fall zu einem für Crockford und die Crockfordianer günstigen Schlusse zu bringen. Vier Ausländer, den Namen nach vornehme Polen, hatten mehrere Male den Sizungen der Tafelrunde beigewohnt und bedeutend verloren. Einige Aeußerungen, die sie über die Art des Spiels sich erlaubt und durch welche der Club sich beleidigt gefunden, hatten unter Andern den Befehl an den Thürsteher zur Folge, den Ausländern ferner den Eintritt zu versagen. Es kam zwischen zwei derselben und dem Portier zu einer ärgerlichen Scene, und von dieser zu Anrufung des Gesezes wider die große Hölle in St. James. Die vorgefallenen Handgreiflichkeiten hatten Aufsehen erregt; die angekündigte Untersuchung erweckte lebhafte Theilnahme. Der Arm der Gerechtigkeit sollte nicht gegen Crockford allein, er sollte zugleich gegen Clubmitglieder sich erheben, deren Namen auf jeder fashionabeln Einladungsliste obenan und selbst bei Hofe in Achtung standen.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 42:
Der Kavallerist an der Krücke.

Charade.

1.

Von Sappho schon ein Bote genannt,
Und längst als Amors Bote bekannt,
Werd' ich zum Danke doch nur zulezt
Von sanften Gebietern sogar verlezt.

Selbst manches Mädchen, so lieb und mild,
Zerbricht in Stücke mein Botenschild,
Und reißt mir wild und nicht ohne Neid
Selbst Lappen herunter von meinem Kleid.

Und hat sie mich dann zum Troste geküßt,
Weil ihr das Leben mein Wort versüßt,
So schickt sie den Brüdern mich, o der Schmach!
In dunkles und enges Gefängniß nach.

2. 3.

Ich bin ein Verwalter von allerlei Gut,
Doch nicht gehörig auf meiner Hut;
Denn stehlen laß' ich mir, wehre mich nicht,
Was meinem Herrn doch oft schwer gebricht.

1. 2. 3.

Ich bin das Gefängniß des Boten dort,
Verwahr' ihn freundlich an schönem Ort;
Ich werde zur Zierde von Mädchen geschmückt,
Oft hab' ich als Liebesgeschenk beglückt.

Und wer die Boten bei mir entdeckt,
Die mein geheimstes Gemach versteckt,
Dem wird ein manches Geheimniß kund;
Denn selten halten sie reinen Mund.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 27. Februar 1837.

Cerimon. — See how she 'gins to blow
Into life's flower again!
Gentleman. — The heavens, Sir,
Through you increase our wonder.

Shakespeare.
Pericles.

Lisardo.

(Fortsezung.)

Nach kurzer Abwesenheit kam Lorenzo zurück und trug eine Röhre in der Hand, an der er vermittelst einer Blase eine einfache Pumpe angebracht hatte. Lisardo hielt fortwährend mit dem rechten Arm Octavien umschlungen und streckte ihm den linken hin. Lorenzo entblößte ihn und legte Octaviens Arm zurecht. Dann trat er hinter ihn und über Lisardo's Schulter gebeugt, brachte er den engern Theil der Röhre in die bereits geöffnete Ader der Kranken, den weitern näherte er Lisardo's Arm, den er zugleich mit der Lanzette verwundete. Ein mächtiger Blutstrahl schoß aus der jugendlich vollen Ader und besprengte alle drei reichlich mit Purpur. Schnell preßte Lorenzo die Mündung der Röhre an den Arm und leitete durch den Druck der Pumpe den rauchenden Lebensbach in die todten Gefäße, denen er wieder Leben bringen sollte. Bald sahen sie unter der weißen Fläche bläuliche Linien schimmern, die seinen Kreislauf andeuteten. „Der Anfang wäre einmal gelungen," sagte Lisardo aufathmend. „Jezt nur rüstig fortgemacht!" ermunterte ihn der Jüngling und betrachtete mit zärtlichen Blicken das leblose Bild, das er nun bald einen Theil seiner selbst nennen konnte; „werde nur nicht müde, mein Alter! Beharrlichkeit ist jezt das Nöthigste. Spare mein Blut ja nicht, ich habe genug für sie."

Während Lorenzo unermüdlich mit der Pumpe beschäftigt war, ging auf einmal die Thüre des Kabinets auf, ein stattlicher Mann trat herein und sah erstaunt auf die seltsame Gruppe. Die fremdartige Physiognomie und die blonden Haare verriethen den Ausländer; er war ziemlich beleibt, aus seinem runden Gesicht und aus den kleinen, lebhaften Augen glänzte freundliche Behaglichkeit, welche ihn auch bei dem überraschenden Anblick dieser Scene nicht verließ. Nach einer kleinen Pause faßte er sich, trat näher und sagte mit einem ausländischen Accent: „Hier scheint eine verzweifelte Kur im Werke zu seyn." — „Seyd Ihr ein Arzt?" rief Lorenzo hastig. „Zu dienen, ja," erwiderte der Fremde. — „Nun, so sagt mir um Gotteswillen, ob es etwas helfen kann?" Der Fremde zuckte die Achseln und erwiderte: „Dies Verfahren ist schon längst auf die Seite geworfen worden. Ob's je etwas geholfen hat, weiß ich nicht, ob's unter diesen Umständen etwas helfen kann, das möchte ich eher verneinen als bejahen. Doch mit Gewißheit läßt sich nichts sagen, wir Aerzte sind ja keine Mathematiker. Jedenfalls ist die Krankheit hier in ein Stadium getreten, wo jeder Versuch erlaubt ist. Vielleicht," sezte er lächelnd hinzu, indem er die Augen mit einem schlauen Ausdruck von dem Jüngling auf die Ohnmächtige gleiten ließ, „vielleicht

thut hier der pſychiſche Einfluß ein Wunder; der phyſiſche wird ſich auf das beſchränken, was wir mit Eurer Erlaubniß die thieriſche Wärme nennen. Haltet alſo nur die Dame feſt umfaßt, Signor, und drückt ſie ſo nahe als möglich an Euch.“ Liſardo blickte ſeltſam vor ſich hin. „Thieriſche Wärme!“ dachte er, „hat ſie nicht einſt von wilden Thieren geſprochen? — Doch nein! weg mit ſolchen Erinnerungen!“ Er legte ſein Haupt neben das ihre und drückte ihr lebenswarme Küſſe auf die bleichen Lippen.

Lorenzo hatte den Puls gefaßt, er fuhr zurück, faßte ihn wieder, beugte ſich herunter, dann winkte er dem Fremden und deutete darauf. „Lebt ſie?“ rief Liſardo mit erſtickter Stimme. Der Fremde hielt ihren Arm lange mit prüfendem Blick. Endlich legte er ihn wieder auf die Decke, richtete ſich in die Höhe und ſagte: „Heiliger Paracelſus, ich bitte dich demüthig um Verzeihung: ſie iſt gerettet!“

Liſardo bedeckte in ſtummem Entzücken Octaviens Antlitz mit tauſend Küſſen, Lorenzo pumpte in ſeiner Freude ſo haſtig, daß das Blut nach allen Seiten hinausſprizte, der Arzt griff wieder nach ihrem Arm, und als er fühlte, daß der Puls immer raſcher und voller ging, ſagte er: „Jezt iſt's genug, abgeſezt!“ Lorenzo warf ſein Inſtrument weg und verband Octaviens Arm. Während er ſeinem Herrn den gleichen Dienſt erwies, ſchlug die theure Verlorene die Augen auf und ſah verwundert um ſich. Der Greis ſtürzte auf die Knie nieder und ſtimmte ein Loblied an; Liſardo, der ſich aus Entkräftung an die Wand lehnen mußte, ſah mit einem unwillkührlichen Schamgefühl zu Boden, denn er konnte ſich denken, daß Octavia augenblicklich Alles, was geſchehen war, errathen mußte. „Was war das?“ flüſterte Octavia mit matter Stimme. „Still! ſtill!“ rief der Fremde gebieteriſch, „jezt wird nicht gefragt noch geantwortet! Ihr, Signor, habt die Güte, uns jezt zu verlaſſen; legt Euch zu Bett und nehmt Stärkungen zu Euch; Ihr habt's nöthig, Ihr ſeyd um ein paar Pfunde leichter geworden. Ihr könnt Euch ganz beruhigt entfernen, ich gebe Euch mein Wort, die Donna iſt in Sicherheit; der brave Alte da ſoll Euch führen, hernach mag er wieder kommen und mich unterſtützen; denn die Nachkur iſt *meine* Sache. Ja, das können wir zur Noth, wir armen Herrn vom Handwerk: vorher abwenden und nachher aufhelfen. Gegen die Gefahr ſelbſt vermögen wir wenig, und Wunder geſchehen nicht alle Tage. Hier aber, hier, ſage ich, iſt ein Wunder geſchehen.“ — „Alle Heiligen ſeyen geprieſen!“ jubelte Lorenzo. Liſardo ſchritt, auf ihn geſtüzt, langſam zur Thüre hinaus und warf noch einen Blick auf Octavien, die, nun den Zuſammenhang begreifend, liebevoll die Arme nach ihm ausſtreckte.

(Die Fortſezung folgt.)

Die burgundiſchen Schlachtfelder.

(Fortſezung.)

Seit vielen Stunden regnete es, die Eidgenoſſen aber berechneten den Vortheil dieſes Umſtandes und blieben länger in dem Wald, als wohl außerdem geſchehen wäre. Vor Anbruch des 22ſten Junius 1476 waren der Eidgenoſſen Hauptleute verſammelt und hielten Kriegsrath, wie das Heer aufzuſtellen und in welcher Schlachtordnung der Feind anzugreifen ſey. Der tapfere Waldmann beſtand darauf, die Burgunder müſſen nicht bloß beſiegt, ſondern aufgerieben werden, deßhalb müſſe man ihnen den Rückzug nach Payerne und Moudon abſchneiden und ihnen keinen andern Weg laſſen, als entweder den Streichen der Eidgenoſſen zu unterliegen, oder ſich in den See zu ſtürzen. Seine Meinung war dabei, die beiden äußerſten Enden des Halbmonds zu gleicher Zeit anzugreifen — ſo hatte Herzog Karl ſein Heer aufgeſtellt — um ſie zu zwingen, ſich auf das Centrum zurückzulehnen. Dieſer Plan wäre bei jedem andern Feldhauptmann als Waldmann, und bei andern Kriegsleuten als die Eidgenoſſen verwegen, tollkühn und unausführbar geweſen; nicht ſo hier, im Gegentheil, er ward von Allen gebilligt und Waldmann dafür zum Generaliſſimus gewählt.

Dunkles, dichtes Grau hing am Horizont; ſchon ſechs Stunden lang goß der Regen in Strömen auf den Halbmond des burgundiſchen Heers und auf die Eidgenoſſen, die ſtill und lautlos daſtanden. Nur hie und da drang ſcheu ein Sonnenſtrahl durch die Wolken und färbte ſie am Saume purpurroth wie mit Blut. Alle Krieger waren niedergeſchlagen, es ſchwiegen Trommeln, Hörner und Poſaunen, nicht einmal ein Pferdewiehern ward vernommen. Da knieten die Eidgenoſſen zum Gebet nieder; es war kurz, inbrünſtig und für Viele das lezte im Leben. Da donnerte es heftig, und gleich darauf theilten ſich die Wolken und es drang daraus ein Sonnenſtrahl auf die knieenden Reihen der Eidgenoſſen. Da rief Halwyl den Seinigen zu: „Gott iſt mit uns! Bedenkt's, heute gerade iſt der Jahrestag der Schlacht von Laupen; vor euch ſtehen dieſelben Burgunder, die unſere Brüder in Grandſon umgebracht haben; dafür ſind ſie ſchon einmal beſtraft worden, ſo mögen ſie denn heute vollends gedemüthigt werden!“ Bei dieſen Worten ſtanden die Eidgenoſſen wieder auf und ließen einen einmüthigen, furchtbaren Ruf hören. Darauf aber wurde es einen Augenblick ganz ſtill, wie vor dem erſten Schlag eines Wetters. Doch bald waren die vordern Streiter von beiden Seiten nicht mehr zu halten, ſie rückten ſich immer näher, ſchon fallen Einige, zufällig von Bolzen und Pfeilen getroffen, bis ſie ſich ganz nahe in's Auge faſſen können und Jeder ſeinen Mann wählt, um mit

ihm auf Leben und Tod anzubinden. Die Stimmung im burgundiſchen Heer war viel männlicher und muthiger als in der Schlacht von Grandſon, der lange Ausartung und Verweichlichung der Armee vorhergegangen war. Karl ſelbſt, der wohl fühlte, was von dieſem Tage abhing, war muthvoll, ritterlich, verwegen und zum Aeußerſten entſchloſſen. Aehnliche Stimmung theilten ſeine Hauptleute, in gewiſſer Ueberzeugung, die Erinnerung an jene ſchimpfliche Niederlage durch den Ruhm eines großen, glänzenden Siegs zu verwiſchen.

In der Schweiz ſieht man oft dichte Wolken um die hohen Bergzacken ziehen, ſich daran ſtoßen, zurückprallen und wieder kommen, um abermals den hohen Häuptern zu weichen, die ruhig und unerſchüttert zwiſchen den Blitzen ſtehen. So war die Schlacht von Murten. Die Burgunder drangen noch ſchneller und heftiger an als jene Wolken; aber die Eidgenoſſen waren wie die Felſen. An ihrer Feſtigkeit prallten alle Angriffe des überlegenen Feindes ab. Waldmann glich dem Naturgeiſt, der Wolken, Nebel und blitzſprühende Gewitter mit einem Hauch von ſich wegbläst. Seine furchtbare Stimme herrſchte noch über Sturm und Gewitter, und mitten aus dem Heer, wo er auf einer Erhöhung ſtand, ſah er nach allen Seiten, ſah er, wie ſich die feindlichen Haufen bildeten, näherten, andrangen, ſich brachen, trennten und zerſtäubten; ſeine Stirn ſtand wie in Feuer und ſein Fuß im Blut. Aber auch Herzog Karl war prächtig anzuſehen, denn an Ungeſtüm, Stolz und Kühnheit zeigte er ſich dem ruhig beſonnenen Waldmann überlegen; auch ſtrahlte er in ſeiner prächtigen Rüſtung von Stahl und Gold, die freilich bald von Regen, Schmutz und Blut verdunkelt wurde; es war als verſchlinge und ſpeie er Feuer.

Von allen Seiten ertönt furchtbares Geſchrei, manchmal wie das Donnern zweier Lawinen, die zuſammenſtürzen. Den Belgiern ſtanden die Luzerner gegenüber, den italieniſchen Miethtruppen die rieſigen Gebirgsmänner aus den Waldſtädten. Karl ſtürzt ſich ſelbſt wüthend mit ſeinen Leuten auf die von Zürich und Bern. Unter dieſen war auch der Herzog von Lothringen, der, um ſich für lange Unbilden an Karln zu rächen, mit unſäglicher Tapferkeit kämpfte. So ſtritten die Eidgenoſſen mit einem Heer von ungefähr vier-und-dreißigtauſend Mann gegen die burgundiſch-ſavoyiſche Armee, die um das Doppelte ſtärker war. Verſtändig hatte ſie Herzog Karl aufgeſtellt, und zwar in ſtarken Colonnen, die Reiterei auf beiden Flügeln; vorne ſtand das furchtbare Geſchütz, und vor ihm lag ein breiter Graben; bei Murten war der Haufen der Savoyer unter dem Grafen von Romont aufgeſtellt, um die Eidgenoſſen im Rücken zu bedrohen. — Nichts war den Schweizern günſtiger, als der viele Stunden anhaltende, heftige Regen, denn durch ihn kam die burgundiſche Artillerie größtentheils außer Gebrauch; als ſich daher Halwyl auf die Seite wendete, um ſie zu umgehen, drang Waldmann mit unaufhaltſamem Ungeſtüm gegen den Graben in der Fronte vor, und es gelang ihm auch, ihn zu erſteigen, da, wie geſagt, das naß gewordene Geſchütz nicht gehörig wirken konnte, auch das meiſte Pulver unbrauchbar geworden war und nicht zündete. Unordnung und Haltloſigkeit kam überdies auch dadurch in die burgundiſche Artillerie, daß ſie ihren Obermeiſter verloren hatte. So ward es den Eidgenoſſen möglich, raſch über den Graben zu dringen, das Geſchütz zu nehmen und gegen den Feind zu richten; dabei zeigten ſich die ſtarken Männer aus dem Berner Oberland und dem Entlibuch in ihrer ganzen Herrlichkeit, denn die tief im naſſen Erdreich verſunkenen, ſchwerfälligen Kanonen hoben ſie leicht heraus, drehten ſie wie Flintenläufe um, trockneten ſie mit ihren Fahnen, wendeten auch die Kanonenkugeln und das Pulver in den Kaſten und ſchoſſen nun mit beſſerm Erfolg auf die Burgunder, die überdies von den ſchweren Büchſen der Eidgenoſſen viel zu leiden hatten; denn ſie ſchoſſen zwar langſam, aber jeder Schuß traf.

Bald war es aus mit dem Zuſammenhalt des burgundiſchen Fußvolks, es neigte ſich immer mehr zum Weichen und dann zum Fliehen, denn ſonſt ſahen ſie kein Heil mehr. Der Herzog bemerkte dies bald mit ſeinem militäriſchen Scharfblick; den Gedanken, ſein Geſchütz dem Feinde wieder abzunehmen, gab er nun auf; denn für's Erſte mußte er verſuchen, ſein Fußvolk wieder zum Stehen zu bringen und zu ordnen; er ſprengte alſo mitten hinein, wurde aber bald ſo von ſeinen eigenen Leuten umwickelt, daß er in augenſcheinliche Gefahr gerieth; all ſein Zureden, Ermuntern, Mutheinſprechen, Drohen und Toben half nur für Augenblicke. Es wurde aber bald ganz umſonſt und ſelbſt gefährlich, als Bubenberg einen Ausfall aus Murten that und dabei die lombardiſchen Küraſſiere ſprengte, ſo daß ſie auf die ſchon in große Unordnung gebrachte burgundiſche Hauptmaſſe ſtießen, was neue Verwirrung und Hemmung verurſachte. Das Schlimmſte aber ſollte noch kommen, denn Hertenſtein, der die Nachhut kommandirte, erſchien den Burgundern im Rücken, um ihnen den Rückzug abzuſchneiden.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortſetzung.)

Die Spielhäuſer der Geſetzgebung gegenüber. Brief eines Braminen über England.

Die liberale Preſſe jauchzte, daß es wieder einmal etwas ariſtokratiſchen Skandal geben ſollte, und die juriſtiſche Welt vereinigte ſich in der Anſicht, daß eine größere Gefahr

Crockford und die Crockfordianer nie bedroht habe. Zwei Ankläger von respektabler Geburt und zwei unverwerfliche Zeugen — wenn diese Sache nicht in Güte abgemacht wird, sagte mehr als ein Jurist, so dürfte keine Beredsamkeit Crockford von der Tretmühle, die edeln Cumpane von der öffentlichen Schaustellung, diese wie jenen von schwerer Geldbuße und den ganzen Club wenigstens vom nominellen Untergange retten. Die Geldbußen wurden beiläufig auf 162,000 Pfund Sterling berechnet. Endlich erschien der mit gespannter Neugier erwartete Gerichtstag, und vor der Schranke erschien mit zwei Rechtsbeiständen Crockford, erschienen, ähnlich berathen, die vornehmen Angeklagten, erschien ein erlesenes Publikum; die Referenten der Tageblätter nahmen ihre Plätze und spitzten Ohren und Bleifedern, die Geschworenen besetzten ihre Bänke, neugierig umherschauend, und Niemand grüßend trat der Oberrichter ein. Alle, die zugegen seyn sollten, waren es, nur die Ankläger nicht und nicht die Zeugen. Ein Diener überreicht dem Oberrichter ein versiegeltes Schreiben. Der Oberrichter öffnet es, liest es und lächelt. Das Lächeln geht auf Crockford und dessen Rechtsbeistände und auf die vornehmen Angeklagten über. Der Oberrichter zeigt den Versammelten an, Ankläger und Zeugen seyen gestern nach Frankreich abgereist und wollen, wie sie sich ausgedrückt, das goldene England nie wieder betreten. Seiner Weisung gemäß spricht die Jury, ohne sich zu entfernen, durch ihren Vormann die Angeklagten los; triumphirend gehen diese heim, und alles das ist die Wirkung guter, den vier Polen auf Paris übergebener Wechselbriefe für den Betrag des dritten Theils der genannten Geldbuße, wovon, wenn sie die Anklage fortgestellt und den Beweis vollführt hätten, ihnen der vierte Theil zugekommen seyn würde. — Man spricht von Abänderung des Spielgesetzes, von Schärfung des Verfahrens; doch was menschlicher Scharfsinn erschafft, weiß auch menschlicher Scharfsinn zu vernichten.

Oliver Goldsmith, der längst todt, dessen ausführliche Biographie aber erst vor wenigen Wochen erschienen ist, hat bekanntlich Briefe eines Chinesen an einen Freund in der Heimath über England und englische Sitten herausgegeben. Der Chinese ist Fiction, wiewohl eine eben so glücklich ersonnene, als geistreich durchgeführte. Der Brief hingegen ist keine Fiction, den ein jetzt in England reisender Bramin an seinen Freund Hafid Heli in Calcutta gerichtet, wovon eine Abschrift — gleichviel wie — in die Hände eines der hiesigen Direktoren der ostindischen Compagnie gekommen und von diesem bei einem Mittagsmahle seinen Gästen vorgelesen, der von mir — mit Erlaubniß — copirt worden, und meines Erachtens vollkommen geeignet ist, den Lesern ein wahr skizzirtes Bild von Englands Gegenwart zu geben. Für sie unterziehe ich mich der ungewohnten Mühe des Uebersetzens. Der Bramin hat also geschrieben wie folgt: Mein theurer Freund, ehe ich den Osten verließ, um England zu besuchen, den heimischen Boden jenes wunderbaren Volks, das unser Herr und Meister geworden ist, versprach ich Euch einen gedrängten Bericht über Alles, was meine Aufmerksamkeit vorzüglich beschäftigen werde. Mein Versprechen war ein großes, weitschichtiges. Ich erwartete, daß Alles, was ich sehen und hören würde, wunderbar seyn werde, und so habe ich es auch gefunden. Wenn die Kräfte eines Volkes durch das Organ einer Gesellschaft von Kaufleuten — und Kaufleute stehen ja tief unter der höchsten Kaste — in solcher Entfernung Millionen zu Sklaven zu machen und auf den Trümmern anderer Reiche ein eigenes Reich mit unermeßlichen Hülfsquellen zu gründen vermochten, und das in Ländern, viele tausend Meilen fern von dem heimischen Herde, welche Entwickelung von Kraft und Weisheit mußte in dem eigenen Lande herrschen; welcher Friede, welcher Ueberfluß, welche Pracht, welche Zufriedenheit, welche Stärke! Ich versichere Euch, mein Geist erlag im Voraus dem Gefühle seiner Schwäche, und ich war mir der Unfähigkeit bewußt, meine Wahrnehmungen zu schildern. Ein englischer Dichter ruft aus: Ungeborene Zeiten, drängt euch nicht vor meinen Blick, Ruhmerscheinungen, schont mein schmerzendes Auge! und so rief ich, als ich der lang ersehnten Küste nahte. Der Schleier ist gefallen, mein Freund; ich habe den Teppich aufgehoben und mir die Fäden der linken Seite betrachtet. Nichts von den hiesigen Gebäuden, Brücken, Palästen und Tempeln. Die beigefügten Zeichnungen und Stiche werden Euch von dem Allen einen deutlichern Begriff geben, als meine Feder es vermöchte. Ich will von den Sitten und Gewohnheiten dieses eigenthümlichen Volks erzählen; doch auch da können Worte nicht Alles erschöpfen, was ich gesehen, und könnten sie es, ich fürchte, Ihr würdet es nicht verstehen. Jetzt erst begreife ich die volle Schönheit unsers religiösen Glaubens, der Mäßigkeit in Essen und Trinken vorschreibt und der Seele Muße und Mittel zum Nachdenken gewährt; denn was ich hier erblicke, ist Alles wild und toll, gleich dem Gebrülle der Bisone in der Wüste. Es scheint, Niemand hat Ruhe und Rast; Alles brüllt und Alles stößt. Die grüne Weide liegt verödet, die Leiber sind dürr und die Augen verdrehen sich bis zur Starrheit. Ohne Metapher, ich sehe nichts als Sorge, und höre nichts als Schmähung. Es ist auch bei uns keineswegs ungewöhnlich, daß eine Kaste die andere schmäht; aber sonderbar, hier schmähen diejenigen sich am meisten, die zu derselben Kaste gehören; wessen Ansehen auf derselben Meinung ruht, der bestrebt sich ganz besonders, den Gleichgestellten in der öffentlichen Meinung zu kränken, und wird einer zum Lord gemacht — denn merkwürdig genug, mein Freund, macht man hier Lords und schafft hier Kasten noch nach der Geburt — so ist es die größte Wonne des hoch gestellten Mannes, durch die bittersten Dinge, die er zu sagen weiß, seine eigene Kaste zu erniedrigen. Die Großen schmähen sich gegenseitig, und die hohen Priester ihres Glaubens zu verleumden, ist der Glanzpunkt ihres Witzes und ihrer Satire. Täglich erscheinen gedruckte Bogen mit Verkaufsanerbietungen und was sonst sich an Neuigkeiten zuträgt; aber ihr Hauptzweck scheint dahin zu gehen, die Menschen jedes Standes und Ranges, vorzüglich die Angehörigen der höhern Stände, herabzusetzen und zu begeifern. Man gibt öffentliche Gastmähler, und dabei so viel zu essen und zu trinken, daß das allein hinreicht, das Blut zu erhitzen; doch ohne einen Aufguß von Schmähungen — und darin liegt die allgemeine Tendenz jener Gastmähler — würde man die Erhitzung nicht für vollständig halten. Ich esse zwar fortwährend nur meinen Reis, nehme indessen alle dergleichen Einladungen an, denn ich verstehe im Allgemeinen, was man spricht, und die individuellen Anzüglichkeiten pflegt mir Lord Holland zu erklären. In den englischen Büchern steht geschrieben, die Lords seyen achtbare Männer und von Amtswegen Gesetzgeber. Gleichwohl ist nichts gewöhnlicher, als sie mündlich und gemalt verhöhnt und lächerlich gemacht zu sehen. Man lobt hier, wenn man die Hände zusammenschlägt, und tadelt, wenn man zischt, und das Zischen klingt just, als würde heißes Eisen in's Wasser getaucht. Erscheint der König im Publikum und hat dieser König, vor dessen Glanz meine Augen zu erblinden fürchteten, dem großen Haufen mißfallen, so empfängt ihn der große Haufe mit jenem Gezisch.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 50.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 28. Februar 1837.

Im weiten Kreise blizt das Schwert,
Auslangt der lange Spieß:
Blut dürstete das breite Schwert,
Blut trank der lange Spieß.
Der floh zum Strauch, der floh zum Hain,
Vorm hellen Sonnenlicht;
Viel sprangen in den See hinein
Und dursteten doch nicht.

Bodmer.
Nach Veit Weber.

Die burgundischen Schlachtfelder.

(Beschluß.)

So weit war es also gekommen! Die ganze Stellung des Feindes hatten die Eidgenossen bereits tournirt und in ihrer Gewalt; an ein Standhalten der Armee war durchaus nicht mehr zu denken, und nur an Einer Stelle ging es noch hart her, nämlich um den Herzog, den die tapfern englischen Hilfstruppen und seine Leibwachen vertheidigten und allen Andrang der Schweizer abwehrten, so gewaltig diese auch anstürmten. Bald verloren aber die Engländer ihr tapferes Haupt, den Herzog von Sommerset, wodurch den Seinigen der Muth sank. Immer größer und unentwirrbarer ward die Unordnung, Reiter und Fußknechte drängten und traten sich untereinander und behandelten sich bald feindlich, um nur fortzukommen, zumal sie sich durch Vaterland und Sprache ganz fremd waren: Engländer und Lombarden, Niederländer und Savoyer, wie konnten sie stehen gegen das eine anstürmende, durch Vaterlandsliebe hochbegeisterte Volk der Eidgenossen, deren Riesenkraft überdies noch durch die Aussicht auf den nahen Sieg und die nahe Beute von Neuem angespornt war.

Nur einen Augenblick hatte es übel um die Schweizer gestanden; denn als Herzog Karl und die Seinigen noch voll Kraft, Muth und Ungestüm waren, drangen sie mitten in die eidgenossischen Reihen, so daß die burgundische Fahne dicht bei der schweizerischen wehte. Da aber stürmte Waldmann herbei, die Gefahr der Seinigen erkennend, und rief ihnen mit seiner furchtbaren Stimme zu: „Eidgenossen! sterben wir als freie Männer! wer unter uns möchte noch als Besiegter leben?“ Mit diesen Worten stürzt er selbst mit Ungestüm in die feindlichen Reihen, treibt sie wie ein großer eiserner Keil auseinander und öffnet dadurch den Seinigen eine Straße; Alles weicht vor dem Löwen zurück, so dringt er bis zur burgundischen Fahne und führt, sein großes Schwert in beiden Händen, einen so mächtigen Streich darauf, daß sie sank und sich nicht mehr erhob. Unaufhaltsam und in immer breiteren Reihen drangen nun die Eidgenossen vorwärts und mähten wie Schnitter die blutige Saat; immer näher kamen sie dem Herzog, der nun wohl einsah, daß Alles verloren und seines Bleibens nicht mehr sey. Er glich dem großen Mast eines sturmbewegten Schiffes, um den das losgerissene Tau- und Segelwerk herumflattert, sich stößt und immer mehr bei des Windes Toben verwickelt; fällt aber der Mast, so reißt er Alles mit sich nieder in die Wellen, in die er stürzt, und die schäumend über ihm zusammenschlagen. So lange des Herzogs hoher Helmbusch noch zu sehen war, drängten sich Burgunder und Fremde um ihn, so daß sein Pferd sich kaum bewegen konnte. Manchmal

gelang es ihm auch, durch mächtigen Ruf die Seinigen wieder für einen Augenblick zum Stehen zu bringen, besonders als er ihnen das furchtbare Wort zurief: „Ihr habt zu wählen: vor euch der Feind, hinter euch der See, Flucht ist unmöglich.“ In diesem Augenblick erschien aber der Herzog Renatus von Lothringen auf der nahen, so eben mit Sturm erstiegenen Anhöhe, und gleich darauf wüthete das genommene burgundische Geschütz in den Reihen des Fußvolks, ja einige Kugeln schlugen dicht bei Karln ein und rissen seine Getreusten nieder. Da verlor er alle Hoffnung, spornte sein mächtiges, fast wüthend gewordenes Roß, sprengte mit ihm in den See, und kräftiger als die andern Pferde, trug es ihn schwimmend hindurch auf's andere Ufer, wo er fast allein ankam, denn von der ganzen Reiterei, besonders von den zweitausend lombardischen Küraſſiren, die ihm gefolgt waren, hatten sich nur dreißig mit ihm gerettet. Die Uebrigen versanken im See.

In furchtbarer Stimmung, todtenbleich und stumm ritt er Tag und Nacht bis nach Lausanne. Nach seiner Flucht von der Wahlstatt ward dort das Schlachten immer ärger, denn die Eidgenossen, gewitzigt durch ihren bei Grandson begangenen Fehler, schonten kein Leben. Bis gen Avenches hin lagen die burgundischen Leichen; ihrer mochten ungefähr fünfzehntausend seyn, und mehrere tausend Lombarden waren im See umgekommen. Auch der savoyische Graf Romont war mit den Seinigen geflohen, sein Korps aber erreichten gleichfalls die Eidgenossen und tödteten die Meisten. Nur wenige Tausende entkamen von dem mächtigen burgundischen Heer, das am Morgen noch bei sechzigtausend Mann stark gewesen war. Die Flüchtlinge zerstreuten sich in den nahen und fernen Ländern, besonders in Hochburgund, dem savoyischen Waadtland, und die Italiener retteten sich durch Wallis über den großen St. Bernhard nach Piemont und dann weiter in ihr lombardisches Vaterland. Ihrer aber waren nur Wenige.

Diesmal dachten die Eidgenossen nicht eher an's Beutemachen, als bis vom Feind Alles vernichtet war, was sie nur hatten erreichen können. Die Beute war jedoch nicht so reich als bei Grandson. Als man damit im Reinen war, dachte man auch an das Begraben der Todten. Viel später, als die Fäulniß gewirkt hatte, sammelten die Eidgenossen die Gebeine aus den Gräben in ein Beinhaus und sezten die herrliche Inschrift darauf: „D.O.M. Caroli, inclyti et fortissimi Burgundiae ducis exercitus, Moratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit. A. D. MCCCCLXXVI.“ Damals schon waren die Berner nahe daran, das Waadtland von Savoyen zu erobern, denn gleich nach der Schlacht bewogen sie zwölftausend Züricher, Freiburger und Solothurner, ihnen bei dieser Expedition zu helfen und — die reiche Beute mit ihnen zu theilen. Kaum aber waren sie bis zu dem nahen Moudon vorgedrungen, so kamen ihnen Genfer und savoyische Gesandte mit Friedensanträgen entgegen. Die Berner und Eidgenossen würden sich jedoch nicht darauf eingelaſſen haben, wenn nicht ein französischer Gesandter den Antrag kräftig unterstüzt und seine Vermittlung angeboten hätte. So kam denn ein Vertrag zu Stande. Genf mußte ein Bedeutendes an Geld zahlen, noch mehr aber Savoyen, nämlich sämmtliche Kriegskosten und Erstattung alles an deutschen und eidgenossischen Kaufleuten verübten Raubes; außerdem mußte Savoyen seine meisten Städte in der Nähe des Jura der Eidgenossenschaft abtreten, die sie dann Bern und Freiburg überließ. In allen Städten Süddeutschlands und der Schweiz war Jubel über den Sieg bei Murten, und nicht wenig freute sich darüber König Ludwig XI. von Frankreich, denn sein gefährlichster Nachbar lag nun darnieder und seine Macht war gebrochen.

Lisardo.

(Fortsezung.)

Nach wenigen Stunden erhielt Lisardo einen Besuch von dem Fremden, der ihm meldete, daß die Kranke, an deren Wohl er so großen Antheil nehme, sich nicht nur außer Gefahr, sondern sogar bereits auf dem Wege der Genesung befinde. „Die Cholera, fügte er hinzu, hat trotz ihrer malitiösen Natur eine anerkennenswerthe Eigenschaft: sie macht's kurz, im guten wie im bösen Fall.“ Lisardo dankte ihm und hieß ihn neben sich Platz nehmen. „Nun sagt mir, Signor,“ sprach er, „wer Ihr denn eigentlich seyd und was Euch so unvermuthet hieher geführt hat? Ihr seyd mir erschienen, wie die Götter in den alten Mythen aus dem Nebel hervortreten, und ich habe noch gar nicht Zeit gehabt, mich nach Euren Personalien zu erkundigen.“ — „Verzeiht, Herr Gouverneur —“ begann der Gast, aber Lisardo unterbrach ihn mit einem mißtrauischen Blick. „Das bin ich nicht,“ sagte er, „Niemand hat mir diese Würde übertragen.“ — „Nun, so erlaubt,“ sagte der Andere lächelnd, „daß ich Euch Diktator nenne; wer entschiedene Schritte im Felde des Handelns gethan hat, der muß sich wohl auch einen Titel gefallen lassen. Ich komme zwar von Neapel, aber meine Sendung geht ganz allein von mir aus.“ Lisardo betrachtete ihn aufmerksam. „Ich bin,“ sagte der Fremde, „ein deutscher Arzt und befand mich anderer Angelegenheiten wegen in Rom, als ich die Kunde vom Ausbruch der Cholera in Neapel erhielt. Eure Erfahrungen berechtigen Euch zum Erstaunen, wenn ich Euch sage, daß ich

bloß aus dieſem Grunde die Reiſe nach dem ſüdlichen Italien unternahm; eine wiſſenſchaftliche Neugierde, oder wie Ihr es heißen wollt, mag aber dem Drange, hülfreich zu werden, ſo ziemlich die Wage gehalten haben.“ — „Sind alle deutſchen Aerzte ſo?“ fragte Liſardo mit einem ſcharfen Tone. „Ich kenne ſie nicht alle Mann für Mann,“ erwiderte der Andere, „doch kann ich Euch mindeſtens hundert aufzählen, die ich, durch perſönliche Bekanntſchaft berechtigt, zu meinem Schlag und noch zu einem höheren rechnen darf.“ — „Gut, und wie ging es Euch in Neapel?“ fragte der Regent. „Laßt mich kurz darüber hinweggehen,“ verſetzte der Deutſche; „die Kollegen, an die ich mich wandte, hatten außer dem gewöhnlichen Brodneid noch eine beſondere Feindſchaft gegen mich, weil ich ihrer Meinung nach meine Haut tollkühn zu Markte trug; denn meine einfache Abſicht war, meine Studien recht gründlich in der Nähe zu machen. Da ſie nun fürchteten, mein Beiſpiel möchte einen gewiſſen Zwang für ſie herbeiführen, ſo ſtanden ſie nicht lange an, mir mancherlei Hinderniſſe in den Weg zu legen, die mich ſehr beläſtigten. Die Polizei wußte mich in meiner Eigenſchaft als Fremder vielfach zu quälen, und als ich vollends erfuhr, daß der Militärarzt Domenico Dara wegen einer glänzenden Kur, aus Furcht, er möchte die Cholera unter den Soldaten verbreiten, zu zwanzigtägigem Arreſt verurtheilt wurde, ſah ich mich nach einem Entſchluß um. Die Nachricht von der Revolution in Salerno, wie man das Ereigniß allgemein betitelte, führte denſelben herbei, und obgleich ich gerne noch gewartet hätte, ob den Soldaten nicht etwa die Cholera förmlich bei Strafe des Füſilirens verboten würde, wollte ich doch nicht länger zögern, packte deßhalb meine Siebenſachen zuſammen und ging unter Segel hieher; denn, dachte ich, mit Eurem gütigen Wohlnehmen, neue Beſen kehren ſcharf, und ſo habe ich's denn auch gefunden.“

„Ich bin Euch für Eure freundliche Meinung von uns verpflichtet,“ ſagte Liſardo; „wollt Ihr mich aber nicht näher belehren, wie man von unſerer ſogenannten Revolution in Neapel ſprach? Ich habe Euch dahin kennen gelernt, daß ich Euch wohl bekennen darf, wie ich mit der Regierung ſtehe: ich habe auf meine regelmäßigen Berichte noch keine Sylbe zur Antwort erhalten, und regiere unterdeſſen in Gottes Namen ſo fort.“ — „Damit füllt Ihr auch die Bedeutung eines Diktators vollkommen aus,“ entgegnete der Deutſche, „und erweiſt dadurch den Herren in Neapel den größten Dienſt. Ich kann Euch aus zuverläſſigen Quellen über Euer Verhältniß zu der Regierung reinen Wein einſchenken. Euer erſter Bericht über die hieſige Kataſtrophe erregte eine nicht eben ſehr günſtige Senſation, und man dachte bereits darauf, Truppen hieher zu ſenden; dann machte ſich aber die Anſicht geltend, beſagte Garniſon könnte von hier die Cholera zurückbringen, welche zwar freilich dazumal ſchon ſtark in Neapel graſſirte. Dieſem glücklichen Umſtande habt Ihr's zu danken, daß die Sache nicht eine ganz böſe Wendung genommen hat. Die vernünftigſten Stimmen gaben zulezt den Ausſchlag, und es wurde ein Beſchluß gefaßt, der echter Staatsmänner würdig war, nämlich Euch vorerſt den neuen Teig auf gut Glück kneten zu laſſen, und je nachdem er ausfiele, das Verfahren gegen Euch einzurichten. Wie es damit werden wird, könnt Ihr Euch ohne Mühe ſelbſt prognoſticiren, und ich brauche nicht erſt hinzuzufügen, daß Eure weitern Berichte mit gehörigem Reſpekt aufgenommen worden ſind.“ — „Ihr habt mich durch Eure Mittheilungen ſehr verbunden,“ ſagte Liſardo, indem er ihm die Hand ſchüttelte, „und ſo erlaubt mir, daß ich Euch willkommen heiße. Ein Mann wie Ihr iſt eine hülfreiche Erſcheinung für unſere verlaſſene Stadt. Aber ſagt mir doch, werther Freund, ich kann's noch immer nicht begreifen: dieſe Krankheit war ein ehrenvolles Schlachtfeld für unſere Aerzte, das ſie ſchmählich verlaſſen haben, dieſe Abkömmlinge der alten Weltbeherrſcher. Hier war reiche Gelegenheit, das Beiſpiel eines Decius, eines Curtius wieder aufzufriſchen, und ſie ſind ſchmachvoll geflohen, den Ruhm einem Fremden, einem Germanen zur Beute laſſend.“ — „Die Zeiten wechſeln,“ erwiderte der Deutſche aufſtehend, und entfernte ſich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Brand und Nordlicht.

Da hat ein Nordlicht jüngſt geglühet,
Und morgenroth die Nacht behaucht,
Als ob die Sonne wär' zerſprühet,
Bevor ſie ſich in's Meer getaucht.

Die Leute liefen rings zuſammen
Und rüttelten die Glocken wach,
Als ſtänd' ihr halbes Land in Flammen,
Als gält' es bald ihr eignes Dach.

Ein andermal vor wenig Jahren
Da ward die Nacht auch mächtig hell;
Vom erſten Schlaf emporgefahren,
Lief alles Volk in Haſt zur Stell'.

Und ſtaunend ſahen ſie das Feuer,
Das zuckend brannt' am Firmament,
Und ſchrie'n bewundernd: „Ungeheuer!
Das iſt's, was man ein Nordlicht nennt!“

Am andern Morgen aber kehrte
Die Kunde jammerweckend ein,
Daß Brand die Nachbarſtadt verzehrte,
Und rauchend röſte Stein auf Stein.

O blöde Ruh', o toll Gerenne!
Klug eben ſind die Menſchen nicht:
Wo's licht iſt, glauben ſie, es brenne,
Wo's brennt, da ſchrei'n ſie gaffend: „Licht!“

Johann Gabriel Seidl.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beſchluß.)

Brief eines Braminen über England.

Man titulirt den König den Großmächtigſten und nennt ihn Herrſcher; das hindert aber nicht, daß die Zeitungsſchreiber jede ſeiner Handlungen ſchmähen und die Künſtler ihn in Zerrbildern darſtellen. Die Krone iſt das Emblem ſeiner Würde; und wie hat man es öffentlich ausgehängt? unter dem Unterrocke der Königin. Kurz und gut, von den vielen mir unbegreiflichen Dingen iſt mir das das unbegreiflichſte, warum er der Großmächtige und der Herrſcher heißt; denn nicht er beherrſcht den großen Haufen, der große Haufe beherrſcht ihn. Auch weiß ich ſchlechterdings nicht zu ſagen, noch hat mir zur Zeit irgendwer deutlich machen können, was man hier unter dem Volke verſteht. Die Lords ſind nicht das Volk, die Herren im Hauſe der Gemeinen ſind nicht das Volk, die Kaufleute ſind nicht das Volk, die Armee und die Flotte ſind nicht das Volk, die Geiſtlichkeit und die Univerſitäten ſind nicht das Volk, wer reich iſt, gehört nicht zum Volke: gleichwohl werden König und Miniſter bloß um des Volkes willen geſchmäht. Nun, wer iſt denn das Volk? — Ich ſah vor Kurzem einen großen Haufen Steine werfen und todte Hunde und todte Katzen, und dabei ziſchte der große Haufe ganz ungeheuer. Mein zufälliger Nachbar ſagte mir, das ſey das Volk. Ich bin geneigt, ihm zu glauben, denn der große Haufe beſtand ſichtbar nur aus armen Leuten, und wer Vermögen beſitzt, gehört bemerktermaßen nicht zum Volke. Als ich die großartigen Paläſte und die großartigern Hoſpitäler; die ſtolzen Schiffe, die rieſigen Dampfmaſchinen, die ſchönen Wagen und, mir das Liebſte, die herrlichen Roſſe zum erſten Male erblickte; als ich ſah, daß Alle, denen ich auf der Straße begegnete, in feine wollene Stoffe gekleidet waren, die reizenden Frauen ſogar in die luftigen, von tauſend Farben ſchillernden Baumwollenzeuge des Orients, und als mir die Augen ſchmerzten von dem ewigen Anſtaunen der Reichthümer und Schönheiten dieſer bewundernswürdigen Nation, da drückte ich die Augen zu und ſagte zu meinem Begleiter: wie traurig, daß bei ſo vielen Segnungen die Menſchen hier in beſtändiger Angſt vor Erdbeben leben! — Vor was? vor Erdbeben? rief mein Freund. Selbſt das Geräuſch eines Erdbebens wird in England ſelten vernommen, und noch hat keines eine unſerer Städte verwüſtet. — Nun, wie erklären Sie denn da, verſetzte ich, das allgemeine ängſtliche Ausſehen? Auf jedem Geſichte liegt ja Sorge und Angſt; ein heiterer Blick iſt eine Seltenheit, und wer am meiſten Urſache zu haben ſcheint, ſich des Lebens zu freuen, ſieht am trübſeligſten aus. — Wahr, ſehr wahr, erwiderte mein Freund; das iſt Folge der tief gewurzelten Idee, daß unter der Regierung des gegenwärtigen Königs Niemand glücklich ſeyn dürfe, und da, politiſch geſprochen, der gegenwärtige König niemals ſtirbt, ſo ſind die Leute auch feſt entſchloſſen, niemals glücklich zu ſeyn. — Die öffentlichen Redner, mein theurer Hafid, ſind hier Männer von Talent, und das ſind auch die hieſigen Journaliſten. Beide nähren ſich von Ernährung der Unzufriedenheit und vom Vergiften alles deſſen, was eine Quelle der Freude und der Luſt ſeyn ſollte. Ein Edelmann würde allerdings nicht unter den großen Haufen gehen, um in ſeiner Geſellſchaft mit todten Hunden und todten Katzen zu werfen; aber ſeine Standesgenoſſen bewirft er mit dem ekelhafteſten Geifer, und das iſt Futter für die Journaliſten. Dann loben ſie ihn, und ihr Lob freut ihn mehr als ſein Park und ſeine Gärten, als ſein Pallaſt und ſeine Schätze, denn ihr Lob macht ihn mächtig beim Volke, und es könnte ja keine ſolche einflußreiche Macht geben, wenn das Volk zufrieden wäre. — Ein anderes Mal beſuchte ich das Haus der Lords. Gleich Anfangs verfiel ich hier in einen Irrthum. Ich nahm die Herren auf der Galerie für die Lords und die Lords im Saale für Menſchen, die jenen etwas vordeklamirten. Es bedurfte einer ausführlichen Erklärung, ehe ich begreifen konnte, daß die Zänker die Verſammlung ſeyen. Das Parlament macht die Geſetze und die Parlamentsmitglieder brechen ſie. Ein reicher Mann, von edler Geburt und Parlamentsmitglied, erklärte, wenn die Geſetze nicht gemacht würden, wie er wolle, ſo werde er keine Steuern bezahlen. Mir ſcheint, eine ſolche Erklärung eines Parlamentsmitglieds könnte zu viel Elend führen und vielen Menſchen das Leben koſten. Vier Männer zündeten in Briſtol einige Häuſer an; warum? weil die Geſetze nicht waren, wie ſie dieſelben haben wollten. Die vier Männer wurden gehangen; ich ſollte meinen, von Rechtswegen. Nun begreife ich nur nicht, warum die Erklärung jenes großen Mannes beim König gar kein Mißvergnügen erregt hat, zumal er ein königlicher Beamter iſt. Vielleicht liegt der Grund darin, daß die gehängten Männer dumme, einfältige Männer waren, der Beamte hingegen ein Mann von Geiſt und Verſtand iſt. Ich vermuthe das um des in England üblichen Sprichwortes willen, daß es für den Einen minder gefährlich ſey, ein Pferd zu ſtehlen, als für einen Andern, über eine Hecke zu gucken. Ja, das erklärt einen großen Theil der europäiſchen Geſetze, Sitten und Gebräuche. Glaubt mir, lieber Hafid, die engliſche Nation iſt eine bewundernswerthe, aber eine ſehr unglückliche, und ich ſehne mich zurück nach den Bädern des Ganges und in meine Gärten, dort in der Sonne zu liegen und aller trüben Gedanken quitt zu ſeyn u. ſ. w. W. S.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 48:

Die Briefta ſche.

Beilagen:

Kunſtblatt Nr. 17 u. Monatsregiſter Februar.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 51.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 1. März 1837.

Geputztes Volk du, Flitterschau!
Sie kommen roh, sie kommen rauh,
In hohem Sprung, in raschem Lauf,
Sie treten derb und tüchtig auf.

Goethe.

Die Pariser Maskenbälle.

Je länger man in der französischen Hauptstadt verweilt, desto mehr überzeugt man sich von der Wahrheit des so vielfach ausgesprochenen Satzes, daß die Franzosen die beweglichste, sanguinischste und leichtsinnigste Nation der Welt sind, und daß es kein vergeßlicheres, tanzlustigeres Volk auf Erden gibt, als die Pariser. Regelmäßig, wenn der Carneval herankommt, geräth ganz Paris, wie von einer Tarantel gestochen, in eine fieberhafte Aufregung und dreht sich wie ein losgeschnellter Kreisel in wirbelndem Umschwung. Wir athmen gegenwärtig in einer von Lärm, Licht, Freude, Gelächter und Musik erfüllten Atmosphäre. Die Nacht und der Schlaf sind abgeschafft; Krankheit, Elend und Kummer sind bis zu den Iden des März vertagt; cras seria! lautet in diesem Augenblick der allgemeine Wahlspruch; die ernsten Dinge, wie die Persil'schen Gesetzvorschläge und der politische Tagesjammer kommen den nächsten Monat wieder an die Reihe; heute, morgen und übermorgen sind attische Nächte und bacchantische Feste in strahlenden Sälen an der Tagesordnung. Alles, was nur noch irgend erträgliche Beine hat, eilt auf die Bälle; man tanzt vor den Barrièren, in den Salons der Chaussée d'Antin, bei Hofe, in den Mansarden, in den Theatern, überall. Fünfzig, sechzig große, geräumige Säle, im Glanze unzähliger Wachskerzen schimmernd und von den Schwingungen eines oft gegen hundert Mann starken Orchesters erzitternd, stehen seit vierzehn Tagen und darüber jeden Abend oder vielmehr die ganze Nacht hindurch dem Schwarm der Tanzliebhaber offen. Fürwahr, wenn diese Tanzwuth drei Monate lang anhielte, so könnte sie sehr bedenkliche Folgen haben; ich glaube, ganz Paris würde an der Auszehrung sterben, und man dürfte auf die Thürme von Notre-Dame eine Trauerfahne pflanzen mit der Inschrift jenes Verses der Hugoschen Orientales: Elle aimait trop le bal; c'est ce qui l'a tuée. So oft ich diese tolle, ausgelassene Freude sehe und das satanische Gelächter der Menge sich mit den höllischen Tönen der tausend Orchester des Pariser Carnevals vermählen höre, war es mir immer, als werde das lärmende Getöse von der warnenden, unheimlichen Stimme des père sournois in den petites Danaides überschrien:

Amusez-vous,
Tremoussez-vous,
Il n'est pas certain
Que vous vous amusiez demain!

Die Pariser Maskenbälle beginnen mit dem zwölften Glockenschlage um Mitternacht; diese in der ganzen Welt der Ruhe und dem Schlaf geweihte Stunde ist hier das Signal zu Lärm und Unruhe. So wie die vernünftige

Bevölkerung, die kranken, verheiratheten und gesetzten Leute in Paris, welche man heutzutage das „alte Frankreich“ nennt, sich die Schlafmütze fest über's Ohr gezogen und die Bettgardinen hinter sich geschlossen haben, erhebt sich das „junge Frankreich,“ d. h. die Bevölkerung der gesunden, heiraths- und tanzlustigen Junggesellen vom Lager, segnet die Eltern, Geschwister und Penaten und schleicht frohen Muths aus dem Hause, um sich dahin zu begeben, wo die Fiedel ertönt und das Jagdhorn schallt. Nach einer Weile sieht man sie, in wunderlichen Staat gehüllt, in groteske Verkleidungen vermummt, aus den Läden der Kostümverleiher Babin und Sanktus herauskommen; dann gibts keine Studenten der Medizin oder Jurisprudenz, keine Grisetten und Modistinnen, keine Ladendiener und Apothekergehülfen, keine Offiziere und Civilpersonen, keine Diplomaten und Künstler mehr, sondern in dem noch wachenden, lebendigen Paris sieht man um diese Stunde nur Cadet Buteur's und Postillone von Longjumeau, Kärner und Tyroler, Robert Macaire's und Bertrand's, Pierrots und Pierretten, Harlekins und Polichinelles, Matrosen und Matrosenweiber, algierische Piraten und griechische Seeräuber, neapolitanische Fischer und spanische Banditen, Türken und Hidalgo's, Rosenmädchen und nassauische Besenhändlerinnen.

In einem solchen Augenblick muß man Paris sehen, da ist es auf seiner rechten Höhe. Diese eilen in die Variétés oder in's Palais-royal, jene nach dem Ball im Saal Ventadour oder in der Rue neuve Vivienne; Jeder geht seiner Laune, seinen Gewohnheiten, seinem Geschmacke nach. Die Majorität liebt die bacchischen Tänze mit fliegendem, aufgelöstem Haar, wobei man sich alle möglichen Freiheiten gestatten darf; die kleinere Anzahl zieht den anständigen Tanz vor, wobei man Gott, die Moral, die Menschen und die Obrigkeit fürchtet. Die Ruhestörer meiden die Orte, wo die Polizei wachsam, mürrisch, verdrießlich ist und Jeden, der Händel sucht, in den Saal Saint Martin schickt; die Liebhaber des Chachut und Cancan besuchen vorzugsweise die Bälle, wo die Wächter des öffentlichen Anstands nachsichtig, gutmüthig, geduldig sind und mit sich sprechen lassen. Einige gehen zu Jullien, weil er Orgelton und Glockenklang in seine Quadrillen mischt, Andere tragen ihr Geld zu Beaudouin, der sein Orchester mit Artilleriesalven begleiten läßt, noch Andere tanzen am liebsten bei Musard nach Peitschengeknall und dem Gekrach berstender Stühle.

Während des Carnevals meint man wahrhaftig, die Parteien des römischen Cirkus seyen in Paris wieder aufgelebt. In Rom zogen sie die Schwerter und tränkten den Boden mit Blut, in Paris versammelt sich jede Faktion unter dem Oberbefehl ihres Anführers Musard, Jullien oder Beaudouin zum Contretanz, Walzer oder Galopp.

Nichts Ueberraschenderes, als der Moment, wenn die Thüren eines Ballsaals geöffnet werden und die Menge sich in den innern Raum hineindrängt; die schäumenden Wogen eines reißenden Stroms können sich nicht mit größerem Ungestüm durch die aufgezogenen Schleusen stürzen. In einem Nu ist das wilde Heer der Carnevalsgäste Meister des Terrains und tollt wie besessen im ganzen Hause herum. Das Hohngelächter von tausend neckischen Kobolden schallt wider die Decke, und wenn man von einer Loge herab in den Saal sieht, glaubt man ein lebendiges Kaleidoscop vor Augen zu haben. Noch tanzt diese ungeduldige Menge nicht, sondern treibt sich bloß in chaotischem Wirrwarr durcheinander, schreit, schlägt mit Händen und Füßen um sich, kugelt sich auf dem Boden herum und macht die possierlichsten Bocksprünge. Endlich beginnt die Musik, man schickt sich zum Tanze an, aber der Lärm dauert fort und die gellenden Töne des Jagdhorns und die donnernden Schläge der türkischen Trommel vermögen allein, einige Harmonie in dieses übermäßige Getöse zu bringen.

Da man im Palais-royal, in den Variétés, im Theater Ventadour, so wie an allen andern Orten die ganze Nacht hindurch tobt und tanzt, so haben wir einstweilen Muße, in die große Oper zu gehen, auf deren Maskenbällen gar nicht getanzt wird. Wir verfahren so stufenweise, und können, wenn wir die Nacht aufbleiben und durchmachen wollen, unser Vergnügen von der ledernsten Langeweile bis zum ausgelassensten Freudentaumel steigern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Lisardo hatte das rechte Wort genannt. So scheel der deutsche Arzt Anfangs seines in Verachtung gekommenen Standes wegen angesehen wurde, so großes Vertrauen errang er sich in kurzer Zeit durch seine, den Salernern kaum begreifliche Unbefangenheit im Krankenbesuch, durch seine Sicherheit, sein ruhiges Selbstbewußtseyn, und, was Alles dieses rechtfertigte, durch die bedeutenden Folgen seines Wirkens. Wenn auch die Cholera, die sich nicht weiter steigern konnte, natürlichen Gesetzen zufolge in's Abnehmen gerieth — denn eine ansteckende Krankheit hat mit jedem individuellen Organismus die Aehnlichkeit, daß sie ein Wachsthum und eine Periode vollendeter Kraft hat, dann aber, beim einzelnen Auftreten wie in ihrem allgemeinen, jahrhundertlangen Daseyn sich allmählig wieder verzehrt — so war in ganz Salerno doch nur Eine Stimme, daß der blonde,

ſtattliche Fremdling dem weichenden Feind mit ſeinen gründlichen Kenntniſſen, ſeinen reichen Erfahrungen noch wacker zuſetze und ihn Schritt für Schritt mit Macht aus den Mauern hinaus befördere; ſelbſt ſein verdrängter Nebenbuhler, der alte Lorenzo, geſtand ohne Neid, ſeit der deutſche Arzt angelangt ſey, habe die Krankenpflege und Heilmethode ein ganz anderes Geſicht bekommen. Das Volk, das nach ſeiner Weiſe Bewunderung und Witz durch einander mengte, pflegte ihn den korpulenten Engel zu nennen. Liſardo mußte ihn oft verwundert betrachten und konnte ſich's kaum erklären, wie er, ein Hauptſchauſpieler in der Tragödie des Erdenlebens, ſich ſeine friſche Heiterkeit ſo unverwüſtlich zu erhalten vermochte; er hätte an ſeiner Menſchlichkeit gezweifelt, wenn nicht rührende Züge von Mitgefühl und Erbarmen, immer in derſelben gleichmüthigen und faſt herzlos ſcheinenden Manier geäußert, ihn davon überzeugt hätten. Nebenher verlebte er genußreiche Stunden in ſeiner Unterhaltung, welche die farbigen Lichter des geiſtreichſten Humors über der Tiefe einer wohlbegründeten Bildung aufſteckte.

Octavia hatte, längſt wieder hergeſtellt, auf den gemeſſenen Befehl des Arztes das Krankenhaus verlaſſen und jene Villa am Meere, einen Theil der reichen Hinterlaſſenſchaft ihres Oheims, bezogen. Liſardo hatte ſie ſeit ihrer Geneſung nicht mehr geſehen.

Mehrere Monate waren verfloſſen, der Deutſche hatte Salerno verlaſſen und Liſardo konnte ſeinen Schlußbericht in die Reſidenz ſchicken, worin er meldete, daß die Kriſis vorüber, die Cholera verſchwunden ſey, und daß er, da ſonach ſein Amt zu Ende ſey, um Einſetzung einer definitiven Regierung bitte. Er hatte eine kurze Rechenſchaft über ſeine Amtsführung beigelegt, aber, ſo ſehr er ſich auch geſtehen mußte, daß es eine ſchickliche Förmlichkeit ſey, um keinen Preis konnte er ſich zu einer Entſchuldigung wegen der eigenmächtigen Uebernahme des Amts entſchließen. Die Flüchtlinge kehrten nach und nach zurück. Die widrigen Abenteuer, die gewaltthätigen Mißhandlungen, die ſie durch Sperre und Quarantaine, beſonders in Sicilien erlitten hatten, wo man die Furcht vor der Anſteckung ſo weit trieb, ihnen ihre Schiffe ſammt der Ladung geradezu zu verbrennen, alle dieſe bittern Erfahrungen konnten ſie mit dem, was in ihrer Abweſenheit zu Hauſe vorgefallen war, wohl verſöhnen. Aber es gab noch vieles zu ordnen und zu ſchlichten; mit der allgemeinen Noth war auch eine mächtige Schranke verſchwunden, das Band, das ſie um die Menſchen geſchlungen hatte, war gelöst, Jeder trat wieder eigenſüchtig in ſeine Stelle zurück; Händel und Proceſſe brachen aus, und vor allen wälzte ſich eine Fluth von Erbſchaftsſtreitigkeiten über den müden Diktator, deſſen Tribunale, mit der Ehre zufrieden, die Laſt der Geſchäfte auf dem Oberhaupte liegen ließen. Hier hatte nun Liſardo freilich hinreichende Gelegenheit, die Menſchen in dem Lichte wieder zu ſehen, in welchem ſie ihm eine feindſelige Laune vordem gezeigt hatte. „Sie bleiben die Alten," ſagte er; „von den Cypreſſen, die auf den Gräbern der Ihrigen wachſen, ſchneiden ſie Ruthen, um einander zu geißeln." Er fühlte, daß das Großartige, was ſein Amt in jenen Tagen der Gefahr und Verzweiflung gehabt hatte, verſchwunden war; mit bittrem Scherze ſprach er zu ſich: „Ich hätte nicht geglaubt, daß ich ſo ein recht normaler Aktenmenſch werden könnte. Und wäre ich nur ganz normal; aber ich fühle, daß mein Anſehen wankt. Eine proviſoriſche Regierung, eine Diktatur taugt nur für Kriegs- und Peſtzeiten; im Frieden kann ſich der überlegenſte Geiſt nicht halten ohne Legitimität. Jezt habe ich lange genug Schildwache geſtanden, und wünſche ſehnlich abgelöst zu werden."

Er fühlte ſich immer mehr verödet. Niemand war um ihn, als ſein unentbehrlicher Lorenzo. Von Octavien war er ſeltſam getrennt: die übermächtige Aufwallung an ihrem Krankenlager hatte ſich nothwendig legen müſſen, ſobald dem Tode ſeine Beute entriſſen war und die zagende Hoffnung zur ruhigen Gewißheit wurde. Beide waren abgeſpannt, in unentſchiedenen Empfindungen ſchwankend; halb beſchämt ſtanden ſie ſich gegenüber und zögerten, einander ſich zu nähern; der zündende Moment war vorbei, und die raſtloſe Zeit höhlte bald eine tiefe Kluft zwiſchen ihnen aus.

Eines Abends, als die böſe Stimmung eben ſchwer auf Liſardo laſtete, kamen die erſehnten Depeſchen an. Er brach ſie voll Erwartung auf, einige Ordenszeichen fielen heraus und zugleich hielt er ein Schreiben in der Hand, das die ehrenvollſten Lobſprüche und — ſeine Ernennung zum Gouverneur enthielt. Seine Ueberraſchung war keine freudige, er hatte dieſen Ausgang weder gehofft, noch gewünſcht. Er las das Schreiben unmuthig durch: nachdem alle ſeine bisherigen Schritte gutgeheißen und beſtätigt waren, wies man ihn an, ſein Amt nunmehr als ein neues und geſetzliches anzutreten, die während der öffentlichen Calamität locker geweſene Verbindung der Provinz mit ihrer Hauptſtadt wieder zu befeſtigen, und ſtellte ihm die Beſetzung ſämmtlicher ihm untergebenen Kollegien frei; eine Kommiſſion, hieß es ſchließlich, werde ſpäter nachkommen, um ſeine Verfügungen an Ort und Stelle in Augenſchein zu nehmen. Liſardo lächelte trübſelig über die Papiere hin: „ſo ſind die Menſchen," ſagte er; „zum Dank dafür, daß ich mich einer herrenloſen Stadt auf einige Zeit angenommen habe, wollen ſie mich jezt für immer in's Joch ſpannen. Iſt doch Alles wieder im Gleiſe; jezt kann Jeder Gouverneur

werden.“ Das Volk theilte die Gesinnung seines Oberherrn nicht. Es brach in einen ungetheilten Jubel aus, als die Nachricht von seiner Bestätigung sich verbreitete. Alle Fenster wurden erleuchtet, und noch am späten Abend zogen die Deputationen der Bürger in Lisardo's Haus, um ihm zu huldigen. Sie wurden aber sämmtlich abgewiesen, mit dem Bedeuten, er sey nicht zu sprechen und es sey noch unentschieden, ob er die angebotene Würde annehmen werde. Octavia war in die Stadt gekommen und pflog eine angelegentliche Berathung mit dem alten Lorenzo, der sofort ihre Aufträge eiligst auszurichten sich bemühte. Die ganze Nacht hindurch war die Stadt in einer geschäftigen Bewegung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Februar.

Der Carneval und die Cholera.

Es gibt zwei Dinge, welche das römische Volk außer sich zu bringen im Stande sind: ein regnichter Oktober und das Verbot des Carnevals. Glücklicherweise trifft Beides nicht oft ein; denn der Oktober ist gewöhnlich ein Wonnemond, der auf diesen Namen mehr Anspruch hat, als meistens der Mai in Deutschland, und wenn nicht etwa ein Pabst stirbt, oder eine Revolution droht, so wird auch der Carneval nicht untersagt. Pabst Leo, seligen Andenkens, hätte den Haß, welchen er sich, verdient oder unverdient, zugezogen, und zu welchem das bekannte Verbot an die Weinschenken, das man durch Trinken an den Cancelli auf eine freilich etwas unbequeme Weise zu umgehen suchte, Anlaß gab, durch nichts so sehr befestigen und allgemein machen können, als durch „morir nel carnevale per esser pianto,“ welches ihm in einem Pasquins-Epigramm als das dritte der großen Uebel angerechnet wurde, die er dem Volke zugefügt: die Tiara angenommen und so lange gelebt zu haben, waren die beiden andern. Im Jahr 1831, als Pius VIII. starb und das Conclave sich etwas lange hinzog, war man wieder wegen des Carnevals in Aengsten; glücklicherweise einigten die Eminenzen sich noch zu rechter Zeit; aber die bösen Bolognesen revolutionirten und wollten Seine Heiligkeit absetzen, und da man in Rom selbst Spuren unruhigen Geistes entdeckt haben wollte, untersagte die Regierung Corso und Vermummung, weil sie in dem durch die Maskenfreiheit gewöhnlich veranlaßten Gewirre etwaigen Unordnungen, womit man sich bedroht glaubte, mit dem wenig zahlreichen Militär nicht begegnen zu können fürchtete. Im gegenwärtigen Falle war die Veranlassung verschieden, die Wirkung die nämliche. Pabst Gregor erfreut sich einer guten Gesundheit und denkt nicht an's Sterben, nachdem ein deutscher Arzt seine Kunst auf glänzende Weise an ihm erprobt; Oesterreicher, Franzosen und Schweizer halten Legationen und Mark in Ruhe. Die Verhinderung ist von einer andern Seite her gekommen. In Ober-Italien, Lombardei, Piemont, Genua hatte im verflossenen Jahr die Cholera Verheerungen angerichtet; im Kirchenstaat hatte sie einen vereinzelten Punkt, Ancona, angegriffen, und sich dann plötzlich auf Neapel geworfen, zwar nicht so bösartig, als die dicht zusammengedrängte Masse von beinahe 400.000 Einwohnern und deren Lebensweise hätte vermuthen lassen können, aber doch einige Tausende hinwegraffend und große Furcht verbreitend. Seit Ende Novembers erwartete man jeden Tag der Krankheit im päbstlichen Staate zu begegnen: sie rückte bis an die Grenze, wo Cordons aufgestellt und Contumazen eingerichtet waren, nach Sora, Arpino, Gaeta; bis jetzt ist sie nicht weiter gegangen. Der erste Schreck in Rom ließ allmählich nach: von Auswanderung und Flucht nach Toskana war weniger die Rede; im December fanden sich nach und nach die Fremden ein, welche Anfangs ausbleiben zu wollen Miene machten, und je mehr, zur Erheiterung der trostlosen Wirthe, die leeren Gasthöfe und Quartiers garnis sich füllten, desto mehr beruhigten sich die Römer. Vorkehrungen und Maßregeln wurden unterdessen nicht vernachlässigt: Damen vom vornehmsten Stande, Principessen und Marchesa's, gingen von Haus zu Haus, um Beiträge zu sammeln, und bedeutende Summen wurden zusammengebracht, um die im Falle des Auftretens der Seuche nöthig werdenden großen Ausgaben bestreiten zu können. Wir wollen nicht sagen, daß die Vorkehrungen hinreichend seyen: es sind noch unendlich viele Desiderata, aber man hat doch einen Anfang gemacht und wird nicht völlig all' improvviso überfallen werden. Unterdessen kam der Carneval heran, und der bedrängten Zeit ungeachtet hoffte man, er werde stattfinden; aber eines Morgens machten Edicte, die an allen Straßenecken zu lesen waren, jeder Hoffnung ein Ende. Corso dei barberi wurden freilich gestattet, aber keine Masken. Ma cosa è un carnevale senza maschere? Der Eine sagte, man habe das Verbot erlassen, um den gewaltigen Zusammenlauf und die unvermeidlichen Excesse nicht stattfinden zu lassen, und der Cholera keinen Vorwand zu geben, die heilige Stadt heimzusuchen, der Andere, man fürchte den Carneval zu erlauben, während fast alles Militär zum Cordon an der neapolitanischen Grenze verwandt sey. Einige Fromme meinten auch, die Zeit sey zu Bußübungen geeigneter, als zu Vergnügungen. Kurz, die Römer, welche sich, ihres lebhaften Temperaments ungeachtet, leichter fügen als man glauben sollte, kamen um ihr Hauptgaudium und die Scudi, welche der Fasching in Umlauf zu setzen pflegt, und mancher englische Traveller um den Hauptzweck seines Continental-tour. Nachdem die Barberrosse einige Male gerannt, kam der Moccoli-abend heran; die Moccoli hatte man nicht verboten: eine seltsame Inconsequenz, weil es gerade an diesem Abend am tollsten zugeht. Aber es scheint beinahe, als habe man darauf gerechnet, das Volk werde zu übler Laune seyn, um sich zu amüsiren, und so war's. Um Ave-Maria sah man hie und da ein brennendes Kerzchen an einem Fenster oder an einem Wagen — mehr eine Satire auf die Moccoli als etwas anders; das Volk ließ sich aber die Satire nicht gefallen. Dichte Haufen durchzogen den Corso, schrieen, zischten, pfiffen so lange, bis jedes Lichtchen verschwand, kletterten an den Eisenstäben der Erdgeschosse hinauf und brauchten Gewalt, wo man sich nicht fügte, machten es selbst in Buden und Cafés dunkel, vertrieben alle Equipagen vom Corso, und sahen sich endlich allein gelassen mit dem an den Ecken aufgestellten Militär, welches zuletzt die lange, lange Straße fegte. Ernstliche Unordnungen fielen nicht vor: es blieb beim Geschrei und Laufen, und die einzige Beute, welche auf dem Kampfplatze gelassen ward, soll eine Menge von Hüten und Mützen gewesen seyn, die im Gedränge verloren gingen. Diese Corpora delicti wurden zum Buon governo geschafft, um Untersuchungen über ihre spektakulirenden Besitzer anzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 52.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 2. März 1837.

Timon. — Lend me a fool's heart, and a woman's eyes,
And I'll beweep these comforts, worthy senators.
Shakespeare.

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Als am andern Morgen Lorenzo seinen Gebieter ankleidete, sagte dieser: „Ich weiß nicht, Alter, was dir heute einkommt; warum kleidest du mich denn so sorgfältig an? Du hast meine kostbarsten Kleider gewählt, und nun kommst du vollends gar mit den Orden! Willst du mich denn wie ein Mädchen mit meinem neuen Putze zur Schau führen?“ — „Nicht anders, gnädiger Herr,“ entgegnete der Diener, der seine freudige Unruhe kaum verbergen konnte. — „Und was hast du denn im Sinn?“ — „Ihr müßt's den guten Leuten nicht abschlagen!“ sagte Lorenzo bittend; „die Bürgerschaft hat sich versammelt und will Euch ein Fest geben.“ — „Was? daraus wird nichts! weißt du denn nicht, daß ich fest entschlossen bin, die Würde abzulehnen?“ — „Ach, es ist nicht deßwegen,“ versetzte Lorenzo, „es soll keine Einweihungsfeier werden, sondern ein allgemeines Dankfest wegen der überstandenen Noth. Ihr seyd die Hauptperson beim Leide gewesen, nun sollt Ihr auch die erste Stelle einnehmen bei der Freude. Die Stadt läßt Euch inständigst einladen; zu diesem Behufe steht eine Gesandtschaft draußen und bittet um Einlaß. O zwingt Euch, seyd freundlich gegen die guten Leute! Gewiß, Ihr werdet heute manches erleben, was Euer Herz zur Rührung stimmen wird.“ — „Guter Gott!“ seufzte Lisardo, „wie schlecht passe ich zu solchen Auftritten! Wie kann doch selbst die Liebe eine Last seyn! Aber ich will sie nicht betrüben, sie meinen's ja gut. Laß sie in Gottes Namen herein, Lorenzo! O ich möchte einsam bleiben, einsam! und ewiges Schweigen um mich her!“

Die Deputation trat in's Zimmer, sie bestand aus lauter Männern, die in den Tagen der Anfechtung treulich zu ihm gehalten hatten. Er begrüßte sie als seine alten Kampfgenossen, und als sie ihre Einladung mit wenigen schlichten Worten vorbrachten, da ward es ihm warm um's Herz. Er erklärte sich bereit, sie nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn fort; Lorenzo folgte. So wie sie unter dem Haus erschienen, wurden sie mit Glockengeläute, Kanonendonner und einem rauschenden Jubel des Volks empfangen, das in Festkleidern alle Straßen erfüllte. Der Held des Tages fühlte sich beklommen, er winkte zur Ruhe und schritt stillschweigend mit seinen Begleitern weiter. Sie näherten sich dem Gebäude, wo Lisardo so verhängnißvolle Stunden zugebracht hatte. „Wie?“ rief er, „in den Pallast des Erzbischofs führt Ihr mich?“ — „Ja, gnädiger Herr,“ erwiderte einer der Abgesandten, „hier auf dem Schauplatz Eurer ruhmwürdigsten Thaten soll das Fest beginnen; hernach, wenn es Euch so beliebt, ziehen wir zur Kirche.“

Lisardo gab stillschweigend nach und wurde in einen großen, festlich geschmückten Saal geführt, wo die angesehensten Männer aus der Bürgerschaft, Geistliche, Frauen und Jungfrauen in Feierkleidern versammelt waren. Als er eintrat, begrüßte ihn der hundertstimmige Ruf: „Es lebe der Held, der Erretter!“ Trompeten und Pauken fielen betäubend ein, das Innerste seiner Seele durcheinander wühlend. Dann ertönte ein lieblicher Gesang zu seiner Ehre, von einem Chor von Jünglingen und Jungfrauen vorgetragen. Während desselben besah sich Lisardo die Zierrathen des Saals: Blumen, Kränze und Fahnen bedeckten die Wände, der Thüre gegenüber erblickte er sein Bildniß, von blendend hellen Lampen umgeben. Er erkannte es sogleich, es war ein Andenken an die glücklichen Zeiten der ersten Jugend, ein Geschenk, das einst die Geliebte von ihm empfangen hatte; sein Anblick schnürte ihm das Herz zu. Als der Gesang zu Ende war, faßte er sich und schritt mit würdiger Haltung in die Mitte des Saals, wo ihm zu seinem größten Staunen Octavia entgegentrat. Sie hielt in der einen Hand einen Lorbeerkranz, in der andern eine Myrthenkrone und redete ihn feierlich an:

„Edler Herr und hoher Freund! wenn unsere Dankbarkeit in gar keinem Verhältniß zu stehen scheint mit dem Großen, was Ihr vollbracht, mit dem Guten, das Ihr uns erwiesen habt, so nehmt, ich bitte Euch im Namen Aller, nehmt dieses Wenige mit Nachsicht auf und schreibt den Mangel nicht unserer Kargheit, sondern der unerreichbaren Größe Eurer Thaten zu. Kann sie doch nicht durch äußern Lohn vergolten, sondern nur mit dem Herzen, mit der innersten Gesinnung würdig empfunden werden, und so ehren wir in Euch mit nie versiegendem Danke den Retter der Vaterstadt, in Euch den Schutzengel von Salerno. Was aber von uns zur äußern Anerkennung Eurer Tugend geschehen kann, das sey Euch geboten. Vor Allem reiche ich Euch daher den Lorbeer, den Schmuck des Helden, zum Zeichen, daß wir Euch den Besten, den Ersten unter uns Allen preisen, unser ruhmgekröntes Haupt Euch nennen, und nun, nachdem Ihr eine lange, trübe Zeit uns abgewendet waret, uns Eurer Rückkehr als eines unschätzbaren Gewinns erfreuen. Gewiß, noch Keiner hat die Schlacken der Menschheit in einer solchen Feuerprobe abgewaschen, und Ihr steht wie ein Heiliger vor uns. Als einen solchen werden wir Euch ewig denken, wenn wir uns erinnern, wie Ihr den wilden Sturm der Empörung beschwort, wie Ihr Trost und Segen bringend an die Lager der Leidenden, der Sterbenden eiltet. Wir versichern Euch unserer unbegrenzten Ergebenheit, und wie hierin die Gewährung jedes Wunsches, der Euch Freude macht und den wir erfüllen können, ausgesprochen ist, so bin auch ich vielleicht im Stande, meine Beisteuer zu dem allgemeinen Tribut zu geben; denn,“ setzte sie mit sinkender Stimme hinzu, auf die Myrthenkrone blickend, „wenn ein Wunsch Eures Herzens noch derselbe ist wie sonst, so trage ich die Erfüllung in meiner Hand und preise mich selig, daß ich sie nicht länger mit widerstrebendem Herzen versagen darf: ja, nicht nur jenes Gemälde bewahrt mir ein reines, edles Bild, auch hier sehe ich wieder den alten Lisardo vor mir.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Maskenbälle.

(Fortsetzung.)

Wer alt, schwach, gichtbrüchig, lendenlahm, Pair de France, Seinepräfekt oder geheimer Legationsrath ist, geht hier zu Lande auf den Ball in der großen Oper; dort findet Jeder abgemessene, ernste und für seinen Stand wie für sein Alter passende Vergnügungen, d. h. noble Langeweile, welche der gute Ton unter seine schützenden Fittige genommen und mir nichts dir nichts gezwungen hat, unter den Carnevalslustbarkeiten zu figuriren. Der feine Ton hat vorgeschrieben, daß jedes Jahr in Paris von der Direktion der großen Oper vier Bälle veranstaltet werden, wo, trotz eines zahlreichen Orchesters und aller möglichen Zurüstungen zu einem Balle, dennoch keine einzige Quadrille getanzt wird, wo die Damen erscheinen, ohne den zauberischen Reiz ihrer Gegenwart mitzubringen, wo kein schönes Gesicht, kein weiblicher Nacken, keine zarte Mädchenhand den traurig herumirrenden Ritter daran erinnert, daß er in dieser unermeßlichen, mit Menschen bevölkerten Einöde nicht allein sey. In allen andern Stadttheilen lacht, tanzt und berauscht sich der Carneval mit Lärm, jubelnder Freude und moussirendem Champagner; in der großen Oper spielt er den Enthaltsamen, den Schweigenden; er fastet und schreitet ernst, gravitätisch im Saale einher, zeigt sich in gelben Handschuhen, schwarzem Frack und düstern Dominos, und die einzigen Freiheiten, welche er sich erlaubt, bestehen darin, daß er nach dem Wechselcours fragt und Neuigkeiten vom Hofe erzählt.

Um in diese monotone Promenade von schwarzen Leibröcken und düstern Dominos einige Abwechslung und Mannichfaltigkeit zu bringen, hatte der Operdirektor Duponchel dies Jahr spanische Tänzer und Tänzerinnen bestellt, und es läßt sich nicht leugnen, die Damen Dolores Serral und Manuela Dubinon haben den lezten Samstagsball in der großen Oper aufgethaut und allein verhindert, daß die Gäste nicht vor Kälte und Langeweile umgekommen sind. Als die spanischen Tänze begannen, als die

Söhne und Töchter der Halbinsel ihre Thyrsusstäbe schwangen, auf den Zehenspitzen pirouettirten und ihre originellen, üppigen Stellungen produzirten, erfüllte reges Leben den Saal, und einstimmiger Beifall erscholl aus allen Kehlen, welche noch länger und stärker geschrien haben würden, wenn nicht einige Dutzend von den überfüllten Kronleuchtern herunterfallende Wachslichter die allgemeine Bewunderung unterbrochen hätten. Viele Röcke erhielten dadurch ein höchst pittoreskes Aussehen; jedoch war Niemand verdrießlich über diesen kleinen Unfall, man hatte ja die spanischen Tänze gesehen. Wie groß ist die Kraft des Fandango, des Bolero und der andalusischen Beine! Was die Taglioni, der Schutzgenius des französischen Ballets, das ganze Jahr hindurch für die große Oper vermittelst ihrer züchtigen Grazie, ihrer griechischen Stellungen und keusch-wohllüstigen Tänze bewirkt, das haben während des Carnevals jene hüpfenden Töchter Andalusiens mit ihren glühenden, hinreißenden Nationaltänzen geleistet. Und welcher Contrast besteht zwischen der Taglioni und diesen spanischen Tänzerinnen! Die Taglioni hebt sich, die Spanierinnen schwingen sich in in die Höhe; jene stellt sich, diese lassen sich ungestüm zurückfallen; jene hält nach den lebhaftesten Bewegungen plötzlich inne und kreuzt gelassen die Arme über ihrer Brust, wie eine antike Statue, diese stürmen unaufhörlich fort und ruhen nur eine kurze, brennende Pause, um mit erneuter Heftigkeit wie schwärmende Bachantinnen zu rasen. Körper schmiegt sich an Körper, Männer und Frauen verfolgen einander mit Hand, Fuß und Blick. Es ist ein wahres Glück, daß die Frauenzimmer in der großen Oper nicht unmaskirt erscheinen dürfen, denn die muthigsten Pariserinnen würden diese Pas, diese Gesten und Bewegungen der spanischen Tänzerpaare nicht ohne Schamröthe mit ansehen können, und der beste Fächer ist immer ein schlechter Verlegenheitsaushelfer.

Um drei Uhr hörten die Bolero's auf und jezt gewann der Ball ein neues Ansehen. Die Logen und der Saal leerten sich allmählig und Alles, was noch an Ballgästen zurück blieb, strömte in den Foyer. Hieher drängte sich sofort die mysteriöse Truppe der weiblichen Dominos, welche eine verabredete Intrigue zu Ende führen oder eine neue anspinnen wollten, denn im Foyer allein wagen die Damen hinter dem Versteck ihrer Sammt- oder Atlasmasken einige ihrer geheimsten Gedanken zu offenbaren und sich einmal für alle Mal von dem Zwange und dem Stillschweigen zu befreien, welche der Anstand ihnen auferlegt. Gewöhnlich sieht man sie zu zwei oder von einem ältlichen Manne begleitet, um den sie sich wenig bekümmern; ihr Hauptaugenmerk ist darauf gerichtet, den Gegenstand ihres Hasses oder ihrer Neigung im Gedränge zu erkennen. So wie sie denselben gewahr werden, überschütten sie ihn mit spitzigen oder frivolen Redensarten. Das ist ein unausgesezter Kreuzfeuer von Fragen und Antworten, von Bitterkeiten und Süßigkeiten, von sarkastischen Einfällen und galanten Vorschlägen. Die Bosheit der Damen kennt keine Schranken, die Neugierde der Herren ist unersättlich. Da die meisten Männer unmaskirt erscheinen, so sind sie bedeutend im Nachtheil, und werden daher auch in der Regel mystifizirt. Man hat sich hier sehr lustige Geschichten von den Opernbällen erzählt; manche davon sind jedoch schon stereotyp geworden und abgedroschen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Februar.

Carneval. Menschen- und Affentheater.

Unser Carneval hat seine Stereotypen, so gut wie Rossini und Bellini, und wer ihn einmal beschrieben, hat in den folgenden Jahren wenig nachzutragen. Jene heißen: Societätsbälle, die militärischen Reunionen, die Mediziner- und Juristenbälle, Schützenbälle und andere Tanzgesellschaften, Bälle zum Vortheil wohlthätiger Anstalten, dann Hausbälle und Pickenicks, ferner die militärischen Compagniebälle und endlich die sonntäglichen Tanzunterhaltungen in dem Convikts-, Bad- und andern Sälen für die niedern Classen der Bevölkerung Prags. Societätsbälle sind heuer keine abgehalten worden, und auch der Juristenball in die Brüche gefallen, da es der studirenden Jugend im Allgemeinen untersagt seyn soll, Bälle zu geben; doch haben die Mediziner dieses Jahr noch eine Ausnahme von der Regel bewirkt, und ihr Ball hat eine charakteristische Eigenheit dargeboten. Es waren nämlich sehr wenige Personen vom hohen Adel da, welcher, dem Vernehmen nach, gar nicht dazu eingeladen wurde. Wenn dies wahr ist, so kann man es nur Charakter von den jungen Leuten nennen, und ein Bewußtseyn ihrer Stellung in der Welt; denn der geschickte Arzt wird von allen Ständen gesucht, er mag sich vorher ihre Gunst erworben haben oder nicht. Auf den glänzenden Militär-Reunionen versammelt sich nebst den höhern Bürgerclassen der ganze Prager Adel, und dies ist vielleicht der einzige Punkt, wo man die elegante Welt in Masse versammelt sieht. Redouten wurden (im Theater) nur zwei abgehalten, die ganz wieder in ihren alten Charakter verfallen sind, den ein Humorist einmal sehr treffend bezeichnete; als er nämlich gefragt wurde, was er hier mache? entgegnete er: „Ich klage mit den Masken!“ Die Maskirten, wie die eigenen Gesichter und Larven gehen langsam und gravitätisch im geschlossenen Zuge hintereinander herum, und nur selten intriguirt ein Spaßvogel die Masken, meist mit gar zu wenig Geist und Humor. Getanzt wird gar nicht, und das hat die Masken um ihren besten stehenden Witz gebracht, um die Frage: „Warum tanzest du nicht?“ Es ist ihnen nur noch die geistreiche Phrase: „Ich kenne dich!“ geblieben, welche sie dem Unverlarvten zutreischen, zuquiken oder vormiauen. Man vermißte in diesem Carneval schmerzlich einen jungen Schönegeist, der in den verflossenen Jahren die Redouten in vielfacher Gestalt durch

Geiſt und Witz belebte, und ſich nebenbei Feinde machte, wie Sand am Meere. Einem hieſigen Literator, der mitunter, nebſt der Bühne, dem Circus und andern Gegenſtänden, auch über Bälle und Redouten referirt, bot eine Maske in der erſten Redoute einen Faſchingskrapfen und ſprach dazu: „Da nimm, aber ſage morgen, ich ſey eine geiſtreiche Maske geweſen.“ — Friedrich Halms „Adept“ iſt auf unſerer Bühne gegeben worden; doch hat dieſes zweite Werk des geiſtreichen Pſeudonymen den Erwartungen nicht entſprochen, welche das erſte erregte. In der „Griſeldis“ war es vorzüglich die Charakterzeichnung, welche Manche verleitete, ihn ſchon über Grillparzer zu ſtellen, und dieſe fehlt hier ganz. Das Stück wurde in den meiſten Theilen ſehr ſchlecht geſpielt, und war ziemlich ärmlich in die Scene geſetzt; es dürfte ſich daher kaum auf dem Repertoire erhalten. „Poeſie und Proſa oder der Hausverkauf,“ von Lebrun, iſt nichts als die modernisirte Bearbeitung eines ältern franzöſiſchen Luſtſpiels, das Frau v. Weiſſenthurn ſchon vor ein paar Decennien überſetzt hat. Ein hieſiger Referent will es von Kotzebue kennen. Herr Deſſoir vom Breslauer Stadttheater hat bisher hier fünf Gaſtrollen gegeben. Er iſt ein recht wackerer, denkender Schauſpieler, und fand Beifall, wenn gleich ſein Unſtern wollte, daß er gerade auf mehrere der beſten Rollen des Herrn Moriz verfallen war, in welchen dieſer Liebling des Publikums trotz eines Zwiſchenraums von anderthalb Jahren noch in friſchem Andenken ſteht. Von dem bekannten Herrn Johann Neſtroy, dem Verfaſſer des Lumpacivagabundus, der ſeit einiger Zeit eine Art von Monopol auf die Wiener Poſſe ſich angeeignet zu haben ſcheint, ſahen wir in kurzer Zeit zwei himmelweit von einander verſchiedene Produkte: „dreißig Jahre aus dem Leben eines Lumpen,“ eine der erbärmlichſten Poſſen, die uns je vorkam (und das will viel ſagen, denn wir haben im Weichbilde der Stadt ſelbſt ein Viertel duzend Poſſenreiß—, nicht doch, Poſſendichter), und „der Affe und der Bräutigam,“ eine Poſſe, die in Erfindung und Durchführung unter die beſten Erzeugniſſe dieſer Gattung gezählt werden muß.* Der Anſchlagzettel der leztern verkündigte: Herr Kliſchnig, erſter Mimiker (?) der Theater zu Paris und London, wird die Ehre haben, als Affe Mamot aufzutreten. Wahrlich, viel Beſcheidenheit bei großem Verdienſt! Doch hat Kliſchnig auch anderweitig bewieſen, daß er unerhört beſcheiden iſt und nicht über ſich hinausſtrebt, da er mit ſo rieſenhaftem Studium keine höhere Forderung vereinigt, als ſich unter die Menſchheit herabzulaſſen. Ueberhaupt hatten wir vom 24ſten Januar bis 14ten Februar faſt nur ein Affentheater, und ſahen Kliſchnig vierzehnmal in drei ſeiner Parade- und Reiſerollen, als: Affe Mamot, Affe Muri und Froſch Buri.

(Der Beſchluß folgt.)

* Dem Vernehmen nach hat Herr Kliſchnig dieſe Poſſe aus Paris mitgebracht, und Neſtroy dieſelbe nur in das Oeſterreichiſche überſetzt.

Rom, Februar.

(Fortſetzung.)

Pallavicini's Beſchreibung der Peſt i. J. 1656.

Wie anderwärts, hat auch in Italien die Fluth der Cholera-ſchriften begonnen, und wenn man den ſtagnirenden Zuſtand der Literatur in Anſchlag bringt, muß man ſich über ihre Menge wundern. Die meiſten italieniſchen Aerzte ſind Advokaten des Contagiums, und ihre Anſicht theilen die Regierungen, welche allerwärts koſtſpielige Cordons eingerichtet haben. Selbſt Toskana, welches Anfangs anderer Meinung zu ſeyn ſchien, hat ſtrengere Maßregeln für nöthig gehalten. Unter ſolchen Umſtänden kann man einige vor Kurzem hier gedruckte Blätter als eine Gelegenheitsſchrift betrachten, obgleich ihr Inhalt von dem berühmten Hiſtoriker des Tridentiner Concils, dem Cardinal Sforza Pallavicini, herrührt. Es iſt bekannt, daß derſelbe eine Lebensbeſchreibung Pabſt Alexanders VII. handſchriftlich hinterließ. In dieſem Werke, von welchem ſich mehrere Copien in römiſchen Bibliotheken, bei Chigi, Albani, Barberini u. ſ. w. vorfinden, iſt die Geſchichte der Peſt, welche im Jahr 1656 in Rom wüthete, ausführlich erzählt, wobei die damals getroffenen Anſtalten genau erläutert werden. Dieſes Fragment iſt jezt gedruckt worden, dem Biſchof von Ancona, Cardinal Nembrini Gonzaga, gewidmet, und nicht ohne Intereſſe. Von Neapel aus, wo die Krankheit lange herrſchte, kam ſie durch Schiffer nach Nettuno und Civita vecchia, und obgleich man beide Orte abſperrte, zeigte ſie ſich doch in Rom, zuerſt, wie es heißt, bei einem neapolitaniſchen Fiſcher, dann bei Mehreren in Traſtevere. Sogleich traf der Pabſt Anſtalten, die Ausbreitung des Uebels zu verhindern. Rom wurde gewiſſermaßen vom Staate getrennt, Verkehr mit dem Lande nur mittelſt öffentlicher Beamten erlaubt. Auf der Tiberinſel, die einſt dem Aesculap heilig, wurde im Minoritenkloſter bei St. Bartolommeo ein Lazareth eingerichtet, zugleich der Rione von Traſtevere mittelſt einer Mauer von der übrigen Stadt abgeſchieden, eine Arbeit, bei welcher drei „hand- und kopffeſte“ Cardinäle, Barberini, Imperiali und d'Haſſia, mit Soldaten und Werkleuten neun Stunden lang ausharren mußten, ſo wenig waren die Traſteveriner geneigt, ſich einſperren zu laſſen. Die Communikation mit Neapel war indeſſen unterſagt worden, und vier Prälaten waren mit Beaufſichtigung der Grenzcordons beauftragt. Die Briefe wurden geräuchert oder in Eſſig getränkt. Keinem Fahrzeug wurde erlaubt, zu landen, bevor man ſich überzeugt hatte, daß es aus unverdächtigen Gegenden kam. Da deſſenungeachtet auch in Seſſa und Kieti Krankheitsfälle ſich zeigten, wurden dieſe Orte ebenfalls abgeſperrt. Daſſelbe war in Rom mit dem Judenquartier der Fall, wo man große Verheerung unter der dicht zuſammengedrängten Menſchenmaſſe befürchtete; aber die Krankheit zeigte ſich daſelbſt nicht heftig, und „überlieferte nur wenige dieſer unglücklichen Opfer in die Klauen des Satan.“ Die Sanitätscongregation wurde von vier auf zehn Mitglieder vermehrt, und hielt jeden Morgen ihre Sitzungen im Palaſte; der Governatore, der Staatsſekretär, der Uditore della Camera, der Teſoriere, der päbſtliche Leibarzt u. A. wohnten denſelben bei. Jeden Tag ließ der Pabſt 160 Scudi Almoſen unter die Bedürftigen vertheilen. Geſchärfte Befehle wurden erlaſſen, daß Jeder die Erkrankenden anzeigen ſolle; die großen Kirchenfeſte fanden nicht ſtatt; alle Verſammlungen, ſo wie Anhäufung von Gäſten in Wirthshäuſern wurden unterſagt, für Straßenpolizei, Reinlichkeit der Gefängniſſe, gutes Brod und andere Nahrungsmittel, Beerdigung der Todten auf dem Felde bei St. Paolo geſorgt, der Verkauf von Kleidungsſtücken u. ſ. w. verboten. Die Gerichtsſitzungen unterblieben, mit Ausnahme jener der Conſulta und der Inquiſition, „deren Geſchäfte keinen Aufſchub geſtatten.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 3. März 1837.

Totam hodie Romam circus capit et fragor aurem
Percutit.

Juvenal.

Die Pariser Maskenbälle.

(Fortsetzung.)

Was die Maskenbälle der großen Oper endlich noch vor allen übrigen auszeichnet, ist die Gegenwart zahlreicher Notabilitäten aller Art; die Politik, Literatur und Kunst pflegen regelmäßig ihre Coryphäen dahin abzusenden. Auf dem lezten Balle am Samstag sah ich Berryer in tiefer legitimistischer Trauer mit einem schlanken, reichgekleideten Domino auf und ab gehen, dessen geistvolle Neckereien ihm eine Beredsamkeit entlockten, die er auf der Tribüne noch nicht kundgegeben. Einen Augenblick später bemerkte ich den strengen, einfachen Republikaner Garnier Pagès, welcher an jedem Arm eine köstliche Maske führte, und in diesem Aufzuge eher das Ansehen eines sanften Cavaliers als eines wilden Tribuns hatte; da er nicht wußte, auf welche von seinen Begleiterinnen er ausschließlich hören sollte, drehte er seinen schönen, ausdrucksvollen Kopf bald auf diese, bald auf jene Seite; ich fürchte sehr, daß er einen steifen Hals davon bekommen hat. So viel aber haben mich meine eigenen Augen und Ohren gelehrt, daß Garnier Pagès, als Präsident eines Freistaats, unschuldigen Intriguen einen großen Spielraum gestatten würde. Bald darauf fesselte Balzac meine Aufmerksamkeit; er sprach so angelegentlich mit einer eleganten Maske, daß er kaum zu bemerken schien, was um ihn her vorging. Man sagte mir, jene Maske sey eine Engländerin, welche seit länger als drei Jahren in den fruchtbarsten Romanschreiber neuester Zeit verliebt sey, deren Namen und Wohnung Herr von Balzac aber nie habe erfahren können. So wie es vier Uhr schlägt, entschlüpft sie seinem Arme und verschwindet im Gedränge, ohne alle Spur; auf dem Balle des nächsten Jahrs erscheint sie wieder und erneuert ihre alte Taktik; keine Bitten und Betheurungen sind im Stande, sie von diesem Manöver abzubringen; Balzac kann dieser fantastischen Erscheinung nicht auf den Grund kommen. In der Zwischenzeit erhält er von der Unbekannten eine getreue, zierlich geschriebene Uebersetzung seines lezten Romans, aber seine Neugierde bleibt unbefriedigt. Was sich sonst noch von Celebritäten auf dem Balle befindet, haben wir keine Zeit mehr zu mustern; wir müssen jezt in eines der kleineren Pariser Theater gehen, wo der Carneval weniger Umstände macht als in der großen Oper. In der Porte Saint Martin, in den Variétés, in der Opera comique, im Palais-royal, im Odeon u. s. w. kann er thun und lassen was er will, und dort tummelt er sich daher in seiner ganzen Freiheit, d. h. Rohheit. Dort tanzt man noch tollere, ausgelassenere Tänze als den Fandango und Bolero, dort sind der Chahut und Cancan einheimisch, fantastische Nationaltänze, grotesk in ihren Figuren, wie

die Metaphern von Rabelais. Wenn auf jenen Bällen der Contretanz anfängt, sagt der Orchesterdirektor nicht: Messieurs, prenez vos dames! sondern: Mesdames, prenez vos Messieurs! Wollen wir nun aber nicht angepackt seyn und mit in den Strudel der Galoppade hineingezogen werden, so eilen wir an den genannten Orten vorüber und begeben uns in den Saal Ventadour.

Dies Theater, welches das ganze Jahr über schweigend und lautlos mitten im lärmenden Paris dagestanden, ist in diesem Augenblick kein stilles, verschlossenes Grab mehr. Gleich jenen geheimnißvollen, verwünschten Schlössern, welche ein böser Geist bewohnt, und welche sich nur öffnen und schmücken, wenn der böse Dämon einen armen Sterblichen berückt und ihn als einen unglücklichen Gast mitbringt, wie wir es in den Feengeschichten lesen, hat der Saal Ventadour diesen Winter seine Eingänge geöffnet und seine Girandolen angezündet, um die jubelnden Carnevalsgäste würdig zu empfangen. Und siehe, sie sind zu Tausenden herbeigeeilt. Ueberschreiten wir die Schwelle dieses Heiligthums, wir langen gerade zur rechten Zeit an. Platz da! der Galopp beginnt, die unermeßliche Menge sezt sich nach den Tönen einer wildharmonischen, donnernden Musik in Bewegung; die Reihen vermischen sich, und wir sind Zeugen einer bacchischen Scene von der wunderbarsten Wirkung. Der Orchesterdirektor Beaudouin hält, ein zweiter Aeolus, die Harmonie im Sack, er beruhigt oder entfesselt nach Belieben den musikalischen Sturm, und sein Taktstock ist der Talisman, welcher die hüpfende Menge bezaubert. Beaudouin ist nämlich der glückliche Nebenbuhler der beiden größten jezt lebenden französischen Kapellmeister, die wir sogleich kennen lernen werden; wenn er auch keine so schönen Haare wie Jullien, keine so gebieterische Stirn wie Musard hat, so ist er doch gleichfalls Schöpfer einer eigenen Quadrille, wie jene beiden großen Quadrillendrechsler und Contretanzzuschneider; was Kühnheit der Auffassung und Durchführung anbelangt, so übertrifft Beaudouin vielleicht seine Meister und Vorbilder. Es steckt etwas von Liszt und Berlioz in diesem Manne, aber von Liszt und Berlioz zur fünften Potenz erhoben. Jene beiden Componisten wollen bekanntlich in der Musik malen und durch ihren Vortrag entweder stürmische Bewegungen der Seele oder großartige Natureffekte ausdrücken. Beaudouin ist noch weiter gegangen, er hat die Tugend des Numa Pompilius, den Tod des Kapitän Cook, die Siege der großen kaiserlichen Armee, die Schiffer der Themse, den Wettlauf der Atalante, die niederländischen Kirmessen, die Pariser Koketten, und was weiß ich sonst noch Alles in Quadrillen gesezt. Seine kolossalste Schöpfung ist und bleibt die grande armée, quadrille triomphale avec accompagnement de mousqueterie, dédiée à la France; so lautet wörtlich das Programm. In dieser Quadrille wird der Triumphbogen vor der Barrière de l'Etoile in fünf Figuren getanzt, unter der Begleitung eines achtzig Mann starken Orchesters, das, in Pulverdampf eingehüllt, eine so mordbrennerische Musik macht, daß eine ganze Compagnie Pompiers im Vorsaale aufgestellt ist, um beim ersten Feuerlärm herbeizuspringen und alles weitere Unglück zu verhüten. Wenn die lezte Figur ausgeführt ist, zerschlägt Beaudouin seinen Fiedelbogen und verschwindet in den Wolken des Orchesters, um sich dem Enthusiasmus der Menge zu entziehen. — Wir wollen hier einige Details dieser merkwürdigen Quadrille hersetzen, wie sie auf dem Anschlagzettel angegeben waren: Chaine des dames: Bataille d'Austerlitz. — En avant deux: Mürat entscheidet durch seine brillante Cavalleriecharge die Schlacht an der Moskowa. Chaine anglaise: Einzug der französischen Armee in Berlin. Dos à dos: Napoleon nimmt von seinen Braven in Fontainebleau Abschied und drückt den besiegten Adler an seine Brust. Außerdem hat Beaudouin für den diesjährigen Carneval noch eine Quadrille: le Corsaire rouge betitelt, componirt, welche nichts anderes ist, als der Cooper'sche Roman in Contretänze übersezt. Es kommt darin ein Seegefecht, ein Sturm mit Windgebraus, mit Donner, Blitz und Matrosengefluch vor. Alles das und noch vieles Andere wird getanzt, gewalzt und galoppirt, daß einem vom bloßen Zusehen und Zuhören die Sinne vergehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lisardo.

(Fortsetzung.)

Lisardo schwieg und sah unbeweglich zu Boden. Eine lange, peinliche Stille trat ein. Octavia ließ die Kränze, die sie gegen ihn erhoben hatte, sinken und blieb bestürzt vor ihm stehen. Zur bösen Stunde war dieses Fest angeordnet worden. Octavia hatte eine unglückselige Saite berührt. Der alte, finstere Dämon, den sie aus dem Schlummer gerüttelt hatte, wachte mächtig in ihm auf und funkelte drohend aus seinen Augen. Lisardo trat einige Schritte zurück und sagte mit einem leichten Neigen gegen die Versammlung: „Meine Freunde und Mitbürger, ich danke euch für eure freundliche Gesinnung, aber ihr seyd wahrhaftig gar zu verschwenderisch gegen mich. An so etwas habe ich nicht gedacht, als ich mir damals herausnahm, ein Wort in unsern Angelegenheiten mitzureden. Nennt es ein Spiel meiner Laune, in der That, es war nicht mehr, und erspart euch den Dank, ich habe ihn nicht verdient. Was den Wunsch betrifft, den Eure Güte in Anregung gebracht hat, Madonna,“

fuhr er gelaſſen gegen Octavien fort, „ſo glaube ich mich zu erinnern, daß unſer leztes Geſpräch darüber nur zwiſchen uns Beiden geführt wurde. Vergönnt mir, es eben ſo zu halten; dergleichen zarte Gegenſtände müſſen ohne Zeugen verhandelt werden.“

Octavia ſchwankte vernichtet hinaus, von einer ihrer Frauen geleitet, Liſardo folgte ihr ſchnell, ohne einen Blick auf die Verſammlung zu werfen. Sie trafen in jenem Kabinet zuſammen, das einſt ein Zeuge ſo ganz anderer Scenen geweſen war und deſſen Anblick Beide jezt bis in's innerſte Mark erſchütterte. Liſardo fühlte, daß er feindlich gegen ſein eigenes Blut wüthe, aber er konnte nicht anders, es war, als ob ein böſer Geiſt ihm die Worte in den Mund legte.

„Ich bin Euch Antwort ſchuldig,“ ſagte er, „und mochte ſie nicht vor dem Volke geben. Ihr habt Euch in mir geirrt, damals wie heute, aber ich will nicht von damals reden, ich will mich nicht kleinlich rächen. Was ich gethan habe, Octavia, das habe ich gethan, weil ich mich unwillkührlich dazu getrieben fühlte, und nicht um der Tugend willen, nicht um mich von Schlacken rein zu waſchen. Es iſt geſchehen, und ich bin dadurch nicht beſſer, nicht ſchlimmer geworden, ich bin derſelbe, der ich von jeher war. Ihr aber habt mich dargeſtellt als einen, der ein ärmliches Spiel um Tugendkränze ſpielte, als einen, der wie in einer ſchlechten Komödie dem Teufel abſagt und als ein reuiger Sünder, als ein wiederkehrendes Schaf zum Ergötzen der Zuſchauer mit allen möglichen Leckerbiſſen belohnt wird. So iſt's nicht gemeint! ich kann nicht den Komödianten machen! Oder vielmehr, ich bin entſchloſſen, den Vorhang fallen zu laſſen und wieder mit dem erſten Akt anzufangen. — Lorenzo!“ rief er. Der Alte, der furchtſam an der Thüre geſtanden, kam näher. „Lorenzo, du gehſt ſogleich zu meinen ſämmtlichen Freunden und bitteſt ſie auf heute Abend in mein Haus; ſage ihnen, die alten Zeiten kehren wieder und die politiſch-moraliſche Komödie ſey zu Ende; fort!“ Der Greis ſchlich in ſtummem Jammer hinaus. Liſardo entfernte ſich raſch und ließ Octavien ohnmächtig in den Armen ihrer Dienerin. Er ſchloß ſich den ganzen Tag zu Hauſe ein. Das Feſt war zerſtört und die Theilnehmer entfernten ſich, verlegen und unruhig durch einander flüſternd.

Die Geſellſchaft war beiſammen, aber die alten Zeiten wollten nicht wiederkehren. War es die Erinnerung an lebensfriſche Geſellen, die als Opfer des Würgengels aus dem einſt ſo fröhlichen Kreiſe geſchieden waren, oder der Ernſt der durchlebten und durchlittenen Zeit, an der Alle männlich ihren Antheil genommen hatten — Keiner konnte den alten, leichten Ton wieder finden. Auch Liſardo mußte erfahren, wie ſchwer es ſey, aus dem lezten Akt eines Drama's in den erſten zurückzuſpringen. Er wollte wie ſonſt mit kecken Witzen nach allen Seiten werfen, aber die Worte erſtarben ihm auf den Lippen, und mehr als einmal trat ein tödtliches Stillſchweigen ein. Seine Gäſte betrachteten ihn bange. „Wie übel er ausſieht!“ ſagte der eine zum andern. — „Er hat ſich unſäglich angeſtrengt, Tag und Nacht; ſeine Nerven müſſen furchtbar angegriffen ſeyn.“ — „Wie haſtig er trinkt!“ — „Wenn dieſes reiche Leben auf die Neige ginge!“ — „Nun, ihr Herren!“ rief Liſardo und ſtieß ſein Glas auf den Tiſch, „was kriechen euch denn für Spinnen über's Geſicht? Ich glaube, ihr ſeyd recht alt und grau geworden in der kurzen Zeit! Kommt! die alten Zeiten ſollen leben! ſtoßt an und ſingt ein munteres Lied! Friſch auf!“

Nie wurde ein Lied mit minderer Luſt begonnen: Alle ſangen matt und tonlos, nur Liſardo's Stimme drang durch mit ihrem kräftigen Metall. Ein paar Verſe waren geſungen, da öffnete ſich die Thüre und ein Zug ehrwürdiger Greiſe trat herein. Die ganze Geſellſchaft ſchauderte, als ſähen ſie Schatten aus dem Grabe ſteigen; aber als jene näher traten, erkannten ſie in ihnen die älteſten Bürger von Salerno. Liſardo warf einen zornigen Blick auf ſeinen treuen Alten, der mit hereingekommen, denn er wußte wohl, daß dieſer in die Verſchwörung verwickelt war. Lorenzo wich demüthig auf die Seite. „Lasciate ogni speranza voi ch' entrate!“ rief ihnen Liſardo entgegen. Sie reihten ſich um ihn auf, und der Sprecher bat ihn in einer beweglichen Rede, wie er in den Tagen des Schreckens und der Verwirrung ein helfender Engel ſeinem Volk erſchienen ſey, ſo jezt in der Zeit des Friedens und der Ruhe ſich nicht von ihnen abzuwenden, ſondern die Früchte jener Mühſal und Widerwärtigkeiten mit ihnen gemeinſam zu genießen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſponden-Nachrichten.

Rom, Februar.

(Beſchluß.)

Pallavicini's Beſchreibung der Peſt i. J. 1656.

Außer dem ſchon erwähnten Lazareth auf der Tiberinſel, welches für die eigentlichen Peſtkranken beſtimmt war, richtete man vier andere für die Geneſenden ein, und ſtellte ſie unter die Aufſicht des Cardinals Gaſtaldo, deſſen Eifer und Aufopferung in dieſen unglückſeligen Tagen, eben ſo wie das Betragen des Cardinals Barberini, alles Lob verdienen. Für raſche ärztliche Hülfe wurde beſtens Sorge getragen. Sogleich Anfangs war den Aerzten und Wundärzten bei Todesſtrafe verboten worden, Rom zu verlaſſen. Acht derſelben wurden mit bedeutendem Gehalt in den Spitälern

angestellt, dieser und jener auch wohl zur Strafe hingesandt, weil er entweder Pestkranke der Obrigkeit nicht angezeigt, oder die Maßregeln der Regierung als Kunstgriffe geheimer Politik dargestellt hatte. Als die Ausbreitung der Seuche vermehrten ärztlichen Beistand nöthig machte, entwarf man eine Liste sämmtlicher Medizinalpersonen, bestimmte die zwölf berühmtesten zum gewöhnlichen Krankenbesuch in der Stadt, und wählte aus den übrigen, etwa 130 an der Zahl, nach dem Loose diejenigen, welche auf eine gewisse Zeit den Spitaldienst versehen mußten. War die Frist um, so wurden sie in Quarantäne gesteckt, bevor man ihnen die gewöhnliche Praxis wieder erlaubte. Seine Heiligkeit selbst zog die Loose. Geistliche von den regulären Orden trösteten die Kranken durch den Beistand der Religion: sie boten sich freiwillig in so großer Menge an, daß man unter ihnen wählen mußte. „Der Pabst verordnete, man solle nur solche nehmen, deren robuste Constitution den Anstrengungen, so wie der Einwirkung der Krankheit Widerstand zu leisten versprach, und deren Geistesgaben nicht von der Art waren, daß ihr Verlust dem Orden und dem Staate zu empfindlich gewesen wäre.“ Viele davon unterlagen. Um zum Schlusse zu kommen, so währte die Seuche, welche als orientalische Bubonenpest geschildert wird, vom Mai bis Ende Decembers des genannten Jahres, und raffte an 8000 Individuen weg, meist aus der niedrigsten Volksclasse. Rom zählte damals etwas über hunderttausend Einwohner. Verkehr und Ruhe in der Stadt selbst wurden niemals gestört. Der Pabst gab die gewöhnlichen Audienzen, und ließ sich von Zeit zu Zeit in den Straßen sehen, im Tragsessel, wie zu Fuße. Auch ertheilte er vom Hügel von St. Pietro in Montorio, von wo man Rom in seiner ganzen Herrlichkeit und Majestät zu seinen Füßen ausgebreitet erblickt, dem Volke den Segen. Aber selbst von der päbstlichen Dienerschaft fielen mehrere als Opfer der Seuche, und einige der Vornehmsten aus der Umgebung des h. Vaters, u. A. sein Neffe Augustin Chigi, sahen sich genöthigt, Quarantäne zu halten. Im April 1657 fanden endlich wieder die päbstlichen Kapellen und andere Feste und Zusammenkünfte statt. Vom ganzen übrigen Kirchenstaat war nur das Städtchen Montefiaccone von der Seuche heimgesucht worden. Cardinal Pallavicini, welcher Alles, was Alexander VII. bei dieser Gelegenheit gethan, unbedingt gutheißt und rühmt, läßt mehrmals merken, wie groß die Opposition von Cardinälen und Andern, welche die erwähnten Maßregeln für unnöthig hielten, gewesen, und welch ungeheure Kosten dem Staate aus diesem Absperrungssysteme erwachsen seyen. Bei Lesung der von ihm entworfenen Schilderung sagt übrigens ohne Zweifel Mancher: Tout comme chez nous! Rt.

Prag, Februar.

(Beschluß.)

Menschen- und Affentheater. Musik.

Es ist natürlich und verzeihlich, daß ein Privatbühnendirektor auf seinen finanziellen Vortheil sieht; doch sollte er auch ein wenig auf Kunst und Publikum bedacht seyn, und dem letztern wenigstens jeden zweiten Tag etwas Menschliches serviren. „Tagesgespräche“ und „Referate“ in der „Bohemia“ eiferten fruchtlos gegen die Thiercomödien, und würden eben so wenig ausgerichtet haben, wenn jene mehr Geist und Witz gehabt, diese minder nüchtern gewesen wären; aber endlich schloß das Publikum mit der Influenza einen Bund, uns von Affen und Fröschen zu erlösen. Das erstere wurde durch ein zweites Affenlustspiel: „der Affe und der Frosch, oder Hudriwudri's Zauberfluch.“ Zauber-Lokalposse mit Gesang in zwei Aufzügen von Told, Musik von Kapellmeister Ott, in so weit abgekühlt, daß dieses wahrhaft erbärmliche Machwerk nicht nur ganz mißfiel, wenn gleich Herr Klischnig als Surrogat für Witz und Laune, für Erfindung und Menschenverstand sehr viele — Künste machte, sondern auch der „Affe und der Bräutigam“ wurde von diesem Tage an immer weniger besucht, und es schien dem Laubfrosch vorbehalten gewesen zu seyn, den Zauber zu lösen, welcher die Prager in seinen Banden befangen hielt. Der grasgrüne Erlöser blieb nun bescheiden hinter den Coulissen verborgen, und nur der „Affe und der Bräutigam“ spukte noch jeden dritten Tag wie ein Wechselfieber auf unsern Brettern, bis die mächtige Herrscherin, deren Namen wir bereits oben ausgesprochen und — weil man den Teufel nicht an die Wand malen darf — keineswegs wiederholen wollen, ein Dutzend Herren und Damen unsers Personals zugleich auf das Krankenlager warf, die Aufführung des personenreichen Thierstücks unmöglich machte, und da der Affe ein ungeduldiges Thier ist, so hoffen wir, er werde so schleunig als möglich in seine Engagements nach Paris und London zurückkehren, und auf unserer Bühne den Menschen Platz machen, die vor ihm die Flucht ergriffen zu haben schienen. — Durch fremde Blätter ist die Nachricht verbreitet worden, „die Vormundschaft“ werde hier bereits einstudirt. Das ist aber keineswegs gegründet; unsere Direktion pflegt sich in solchen Fällen nicht zu übereilen, und wird auch hier schwerlich eine Ausnahme machen. Der Referent der „Bohemia“ sagte schon im Schlußblatt des Jahrs 1836: „Wir können der Direktion nur recht viele solcher Neuigkeiten wünschen, die, wie der „Pariser Taugenichts,“ einen so günstigen Einfluß auf den Besuch des Theaters äußern. Es müßte uns Alles täuschen, wenn dies nicht auch mit Halms „Adept“ und mit dem gekrönten Lustspiele der Herren Gerle und Horn der Fall wäre. Je früher uns diese beiden Novitäten gebracht werden, desto vortheilhafter wird es für die Frequenz seyn.“ Der „Adept“ ist seitdem erschienen, und hat die Hoffnungen getäuscht. Sollte „die Vormundschaft“ noch lange nicht gegeben werden, so dürfte diese Zögerung entweder die Theilnahme an dem Siege zweier Compatrioten erkälten, oder die Erwartungen zu hoch spannen. Beides kann dem Erfolge des Lustspiels nur nachtheilig seyn. — Das erste Concert der Zöglinge des Conservatoriums fiel, mit Ausnahme des Ensemblespiels, etwas schülerhaft aus, Hoboe, Waldhörner und Violinen waren noch etwas unreif, und der Glanzpunkt des Ganzen eine nicht eben sehr originelle, aber desto lebendigere Ouvertüre von dem Zögling Sokol. Daß zwischen der Krommerschen Symphonie und dem ersten Concertante eine sehr lange Pause erfolgte, weil eine vornehme Dame den Direktor und Dirigenten zu sich rief und viel mit ihm zu sprechen hatte, war gleichfalls ein Uebelstand. — Der berüchtigte Räuber Babinsky machte einen Fluchtversuch aus dem hiesigen Criminalarreste, und hatte sich bereits an einem Seile vom Dache herabgelassen und die Straße gewonnen, allein die Polizei verfolgte ihn und brachte ihn zurück. Ein zweiter Arrestant, der mit ihm fliehen wollte, brach ein Bein bei dieser Expedition. Unter dem gemeinen Volke bedauert man sehr, daß seine Flucht nicht gelungen ist, und behauptet, er habe nie einen Menschen getödtet, und meist nur reichen Leuten das Geld weggenommen, die Armen aber damit unterstützt. Babinsky hat bisher fest behauptet, er sey ein Anderer, und ganz unschuldig, wahrscheinlich nur durch eine Aehnlichkeit in diese Haft gekommen; doch soll er sich oft widersprochen haben.

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 54.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 4. März 1837.

Er öffnet halb die Lippen, leis und schwach,
Und mischet in das Klaggeseufz der Schönen,
Mit noch geschloßnem Aug', ein mattes Stöhnen.

Tasso.

Lisardo.

(Fortsezung.)

Lisardo ließ den Mann nicht ausreden, er fuhr wüthend auf und schrie: „Könnt ihr denn nicht aufhören mich zu verfolgen? Was habe ich mit euch zu schaffen? Eure Dankbarkeit ist mir zuwider, eure Ergebenheit ist mir zur Qual! Ich habe nie etwas mit euch gemein gehabt, und euern Frieden will ich nicht theilen! Eure Noth hat mich bewegt, eure Freude rührt mich nicht. Mein Geschäft ist zu Ende, ihr habt mich nicht mehr nöthig. Geht und sezt die Mittelmäßigkeit wieder auf den Thron, die ihr so lang und so ungern entbehrt habt, die gleißnerische, tugendhafte Mittelmäßigkeit. Damit werdet ihr wohl fahren. Glück zu!“ — Er erhob ein volles Glas, um es hinunter zu stürzen, ließ es aber, ehe er's an den Mund gebracht hatte, fallen, griff krampfhaft nach der Brust und sank den Umstehenden in die Arme. „Um Gotteswillen!“ rief Lorenzo und eilte herzu, „mein Herr, mein armer Herr! Rechnet ihm nicht an, was der Wahnsinn aus ihm gesprochen hat!“ — „Ich fürchte er ist todt,“ sagte der Führer der Deputation. „Laßt uns ihn zu Bette bringen!“ rief Lorenzo mit gebrochener Stimme. Seine Freunde trugen ihn hinweg.

Den andern Tag glich Salerno einer Kirche', in welcher die ewige Lampe verlöscht ist. Nicht als ob es so still hergegangen wäre, aber eine hoffnungslose Trauer herrschte durch die ganze Stadt; lautweinend strömte das Volk nach dem Hause Lisardo's und klagte um seinen Freund, seinen Vater, der, wie man ihnen gemeldet hatte, am Morgen unter furchtbaren Krämpfen und heftigen Phantasien verschieden war. Die Cholera hatte ihr lezes, theuerstes Opfer gefordert. „Der mächtigste Bekämpfer der tückischen Hyder,“ so jammerte das Volk, „ist ihr selbst zum Raube geworden, unser Schuz, unser Retter ist todt!“ Ein tiefer, aufrichtiger Schmerz hatte die Bürgerschaft ergriffen. Alles wallfahrtete zu dem Saal in seinem Hause, wo die Leiche ausgestellt war, um, seiner edlen Eigenschaften eingedenk, ihm den Zoll gerechter Thränen zu weihen. Die bittern, verlezenden Reden von gestern waren vergessen, man schrieb sie nicht ihm zu, sondern der Krankheit, die schon längst, eine Folge seiner unermüdlichen, ausdauernden Thätigkeit für das öffentliche Wohl, seine Kräfte unterwühlt habe. Jeder Gedanke an seinen Stolz ging in der allgemeinen Klage um seinen Verlust unter.

Es war Nacht, die Kerzen brannten düster um Lisardo's Sarg; er lag, in weiße Tücher eingehüllt, mit unverändertem Antliz; noch immer war seine Stirn in

finſtere Falten zuſammengezogen, ein trotziger Zug ſpielte um ſeine Lippen. Jeden Augenblick konnte man erwarten, er werde ſich erheben, um einem Feinde die Fehde anzukündigen. Zu ſeinen Füßen auf dem Boden ſaß ſein treuer, alter Diener; ſein graues, auf das Knie geſtütztes Haupt trug eine Welt von Gram. Durch die Säulen hindurch in der ungewiſſen Dämmerung blizte das Licht einer Fackel. Ein Knabe trat hervor, der ſie trug; ihm folgte in einem langen, weißen Gewande, die ungebundenen dunkeln Locken herabwallend, mit ſtarren Blicken, einer Nachtwandlerin gleich, Octavia. Eine Bewegung ihrer Hand entfernte den Greis, der Knabe leuchtete ihm vor.

Einſam mit dem Leichnam, warf ſie ſich über ihn hin und küßte ſchluchzend ſeine ſtillen Lippen. „Liſardo!“ rief ſie, „blicke nicht ſo drohend! kannſt du mir nicht vergeben? Ich will es ja bekennen, mein iſt alle Schuld: ich habe dich gereizt, dich in Verzweiflung getrieben. Frevelnd habe ich armes Weib gewagt, dein Thun zu richten, zu ſtrafen oder zu belohnen; vergieb mir, ich büße hart durch deinen Tod. An deinem Sarge will ich, ſeliger Geiſt! dir bekennen, daß ich dich geliebt habe, mehr denn Gott. Seit dem erſten kindiſchen Kuſſe warſt du Herr über mein ganzes Weſen; als ich von dir geriſſen wurde, beging ich ſtündlich einen Treubruch, denn von dir war meine ganze Seele voll, und als ich dich wieder ſah, als ich dich ſchalt, o welche Lüge lud ich auf meine Seele! Es kam nicht von mir, Liſardo, nicht von mir! ich habe nur eingelernte Regeln nachgeplaudert, im innerſten Herzen habe ich immer deine Größe angeſtaunt! Kann dieſes Bekenntniß dich verſöhnen, oder vernimmſt du es auch nur in der ſeligen Gemeinſchaft, der du jezt angehörſt? Nein, es iſt nicht genug! Ich, ich habe dich ermordet! ſo will ich es denn über deinem Sarge büßen, als deine Wittwe! Dein Blut fließt in meinen Adern, ich bin ſeiner nicht länger würdig, hier nimm es hin!“ Sie riß einen Dolch hervor und richtete ihn gegen ihr Herz, da fühlte ſie ſich eiskalt an der Hand gefaßt, die Sinne vergingen ihr, ſie ſank ohnmächtig über die Leiche hin.

Als ſie aus einer ſchweren Betäubung wieder zu ſich kam, fand ſie ſich in Liſardo's Armen. Er ſaß aufgerichtet im Sarg und hatte ſich mit ſeinen Leichentüchern um ſie geſchlungen; ſie ſah ihn wie träumend an. „Komm zu dir, meine Octavia!“ rief er, „erhole dich, ich lebe, ein neues Leben iſt mir aufgegangen!“ — „Du biſt nicht todt?“ ſtammelte ſie, immer noch halb im Nebel ihrer Ohnmacht befangen. „Nein!“ rief er, „nicht einmal bewußtlos war ich! Ich habe Alles gehört, was um mich vorging; o es war ein namenloſes Grauen!“ Er klammerte ſich, vom Froſt geſchüttelt, an ihr feſt, wie um ſich des Lebens zu verſichern. Sie blickte ihn an, ſchloß die Augen, blickte ihn wieder an und rief endlich mit einem herzzerreißenden Ton: „Du lebſt, Liſardo?“ — „Auf ewig für dich!“ antwortete er; „der bange, ſchwere Traum iſt zu Ende, wir ſind fröhlich aufgewacht, ein unausſprechliches Glück zu genießen. Nicht wahr, Octavia, jezt darf ich ſagen, es war ein Traum?“ — „Bin ich im Himmel oder auf der Erde?“ rief ſie. „Auf der Erde ſind wir, Geliebte!“ ſagte er lächelnd; „denn hier, wo doch Alles unvollkommen iſt, fühle ich meine Sterblichkeit empfindlich, ich friere.“

Octavia fuhr in die Höhe und rief die Dienerſchaft herbei, welche aus ihrem anfänglichen Entſetzen in den lauteſten Jubel überging. Liſardo wurde zu Bette gebracht, während Jubelruf und Freudenfeuer verkündeten, daß die Stadt von dem wunderbaren Ereigniß unterrichtet ſey. Nun endlich, als er der Ruhe und Wärme genoß, war es Zeit zu näheren Erklärungen.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Pariſer Maskenbälle.

(Fortſetzung.)

Jezt aufgebrochen und nach dem Ball in der Rue Saint-Honoré. Auf dem Wege dahin will ich den Leſer mit den beiden vorhin erwähnten Kapellmeiſtern bekannt machen, deren Maskenbälle wir ſofort beſuchen werden. Muſard und Jullien ſind die Helden des Tags, die größten Männer der Gegenwart; ihre Namen ſind in aller Leute Mund und prangen in koloſſalen Lettern an allen Mauern der Hauptſtadt. Der Eine hat das unſterbliche Verdienſt, die Inſtrumentalmuſik mit dem Effekt berſtender Stühle und dreifachen Peitſchengeknalls bereichert zu haben; dem Andern iſt das Unmögliche gelungen, rothe und grüne Flammen, Lampenguirlanden, Choralgeſang und Glockengeläute in eine einzige Harmonie zu verſchmelzen; dieſer zeichnet ſich durch ſeinen ſchönen, reichen Haarwuchs und die langſam-feierliche, abgemeſſene, pathetiſche Haltung aus, womit er ſein Orcheſter dirigirt; jener macht ſich durch ſeine hohe, freie Stirn und das krampfhafte Taktſchlagen bemerklich, vermittelſt deſſen er ſeine Leute elektriſirt. Beide verdanken ihr Glück und Daſeyn jenem unſeligen Spekulationsgeiſte, der Alles Allen ſo wohlfeil und ſo leicht zugänglich als möglich machen will, der in unſern Tagen nicht bloß die Tendenzen der Induſtrie, ſondern auch den Genius der ſchönen Künſte leitet und namentlich in Paris ſeinen Kulminationspunkt erreicht hat.

Das Grundprincip dieſes Verfahrens iſt an und für ſich nicht verdammungswerth; man hat Recht, wenn man gute Bücher in Lieferungen zu zehn Sous verkauft, wenn

man populäre Wahrheiten in Journalen zu herabgeſetztem Preiſe verbreitet, wenn man Kleidermagazine einrichtet, wo ein fertiger Anzug nur die Hälfte von dem koſtet, was die Schneider fordern; denn je mehr dieſe induſtrielle Thätigkeit an Umfang und Ausdehnung gewinnt, deſto eher kann man ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß vermöge der Maſchinen bald alle Welt glücklich, gebildet und anſtändig gekleidet ſeyn werde. Ich halte den Engländer James Watt für einen ſchrecklichern, gründlichern Nivellirer, als ſeine berühmten Vorgänger Prokruſtes, Danton und Robespierre. Wenn Watt die Gleichheit aller Menſchen auch nicht ausdrücklich und laut verkündet hat, ſo iſt er doch allein derjenige, der ſie in der Wirklichkeit begründen wird. Dies unermeßliche Reſultat ſeiner Erfindung mögen Andere näher unterſuchen, was mich anlangt, ſo billige ich, wie geſagt, ohne Rückhalt jeden Verſuch, der dahin zielt, das materielle Wohlſeyn und das poſitive Wiſſen der Maſſe zu erweitern, und allen denen Kleidung und Nahrung zu verſchaffen, welche weder das Eine noch das Andere erſchwingen können; aber ich mißbillige das Streben derjenigen, welche die ſchönen Künſte in den Bereich der Induſtrie ziehen wollen und ein Raphael'ſches Gemälde für zehn Franken, und eine Beethoven'ſche Compoſition für zwanzig Sous verſprechen; denn es iſt eine ausgemachte Wahrheit, daß Jedermann im Stande iſt, Hunger und Kälte zu empfinden, während unter tauſend immer nur zehn ſeyn werden, welche die Sixtiniſche Madonna und die Symphonie in Bmoll wahrhaft zu ſchätzen wiſſen. Dieſe Wahrheit beſtreiten Muſard und Jullien; ſie tragen nach allen Kräften dazu bei, daß die Traditionen der alten klaſſiſchen Muſik ſich ganz verlieren. Das arme Gymnase dramatique hat in kurzer Zeit Bankerot gemacht, weil es weder Galoppaden noch Contretänze, ſondern Mozart'ſche und Weber'ſche Ouvertüren angekündigt, und nicht einmal den Einfall gehabt hat, einen frommen Choral auf der Orgel mit Jagdhörnern begleiten zu laſſen. Dank ſey es Muſard und Jullien, die Pariſer lieben gegenwärtig die Muſik, aber nur ſolche, die ſie auf ihre Art amüſirt. Wir wollen den Franzoſen gerne mancherlei vortreffliche Eigenſchaften einräumen, z. B. daß ſie geiſtreich, tapfer, witzig u. ſ. w. ſind, aber muſikaliſches Gefühl, der Sinn für Muſik fehlt ihnen gänzlich. Man hat zwar in der lezten Zeit oft geſagt, ſie haben in dieſer Hinſicht ſeit einigen Jahren Fortſchritte gemacht; ich ſelbſt war Anfangs der Meinung, aber ein längerer Aufenthalt in Frankreich hat mich von der Unhaltbarkeit dieſer Anſicht überzeugt, und ich behaupte, daß die Franzoſen ſeither nicht allein keinen Fortſchritt in der Muſik gemacht haben, ſondern daß ſie auch in der Folge keinen machen werden, wofern der gütige Schöpfer ihre Organiſation nicht total umändert. Die Muſik iſt heutzutage hier eine Manie, eine Mode geworden, wie früher die Pferde und Hunde; das iſt der einzige Fortſchritt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus der Tagesgeſchichte.

Der Todtentanz.

Vor Kurzem ereignete ſich ein Vorfall, der beſſer in einen Pariſer Roman, als auf einen Ball in einer kleinen Stadt der Bretagne gepaßt hätte. — In Port Louis bei Lorient war glänzender Ball. Während einer Walzertour fühlt ein junges Frauenzimmer auf einmal, wie die Hand ihres Tänzers eiskalt wird; ſie blickt auf: Todtenblaſſe bedeckt ſein Geſicht, ſein Blick iſt ſtier, ſeine Züge ſind ſchrecklich verzerrt; ſie ſtößt einen lauten Angſtſchrei aus und verliert das Bewußtſeyn. Sie fällt rechts, der Tänzer links zu Boden; man hebt ſie auf und bringt ſie wieder zu ſich; man hebt auch den Tänzer auf, aber dieſer iſt eine Leiche. Das arme Mädchen iſt außer ſich; ſie behauptet auf's Beſtimmteſte, der Mann ſey bereits ein paar Sekunden todt geweſen, und ſie habe einen wahren Todtentanz getanzt. — Das Leben bringt Ereigniſſe, wie ſie die Phantaſie der modernen Romanſchreiber nicht ſeltſamer oder ſchauerlicher erfinden könnte, und verdammt eben damit, ſtatt ſie zu rechtfertigen, die Motive dieſer draſtiſchen Poeten. Meiſtens iſt auch an ſolchen Zufällen irgend ein Zug, der wie Parodie und Verſpottung dieſer poetiſchen Schule der wahnſinnigen Leidenſchaft, des Laſters und der Verzweiflung erſcheint. Der todte Tänzer hauchte wohl mit ſeinem lezten Seufzer glühende Worte einer wahnſinnigen „Flamme" aus? oder der Wurm verſchmähter Liebe hatte ihm am Herzen genagt, daß es nur noch an einem Faden hing? oder die durch Eiferſucht und Selbſtſucht überladene Batterie der Leidenſchaften hatte es ihm abgeſchlagen? Ach nein, der Ritter war am Ende nichts als ein ſogenannter Ehrentänzer — Krämer, Wähler, Nationalgardiſt, Gatte und Vater.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Februar.

Die Cholera.

Es iſt eine betrübte Zeit für einen Korreſpondenten, wie für eine Stadt, wenn eine Krankheit Epoche macht. Zum Leben der Stadt gehört freilich auch das Sterben, aber wenn der Korreſpondent bedenkt, daß die Nacht, die Jeder kennt, keiner Beſchreibung bedarf und keine verdient, ſondern nur die wenigen Sterne, die hin und wieder aus ihren Schatten und Wolken hervorquellen, mit Einem Wort, wenn der Korreſpondent ein Herz im Leibe hat, ſo wird er nicht Herz genug haben, ſeine Leſer mit Jammer und Noth zu bewirthen. Dieſem Umſtand haben Sie mein langes Stillſchweigen beizumeſſen. Die Cholera iſt ein Weltereigniß, kein Wunder alſo, daß ſie auch für München ein Ereigniß war. Die Cholera, und wieder die Cholera füllte vom Tage ihres Ausbruchs an, wie Särge und Leichenäcker, ſo auch Converſation und Zeitungen; eben die Cholera aber war es, womit wenigſtens ich Ihre Blätter nicht anſtecken

wollte. Endlich iſt, einer allerhöchſten Bekanntmachung zufolge, die man ſeit acht Tagen an allen öffentlichen Plätzen angeſchlagen findet, die Cholera ſelbſt Todes verblichen. Da darf ich mir denn einen Rückblick auf die lezten drei Monate und eine gedrängte und heitere Darſtellung dieſes kurzen, aber für München bedeutungsvollen Zeitraums erlauben.

Es läßt ſich an der furchtbaren Geheimnißvollen wenig rühmen, doch gereicht's ihr zur Ehre, daß ſie ſich nur verſchleiert, nicht verſtellt. Mag ſie dem grübelnden Arzte immerhin ein Myſterium bleiben, und dem Einen ein verſchmizter Luftgeiſt, dem Andern eine boshafte Waſſernixe, dem Dritten gar ein geflügeltes Inſekt ſcheinen: ſie iſt nicht zu *erkennen*, aber auch nicht zu *verkennen*, und weiß Niemand, was ſie iſt, ſo weiß doch Jeder, wie er mit ihr daran iſt. Dennoch, wie der Menſch denn überhaupt ein Ungeheures, daß ihm mit Geiſterſchritten nahe tritt, ſo lange von ſich abwehren zu können glaubt, als er ſich die Keckheit, es zu ignoriren, erhält, dauerte es geraume Zeit, bis wir Münchener — es iſt natürlich nur vom größern Publikum, dieſem immer ungläubigen Thomas, die Rede — uns überwinden konnten, ſie als die wirkliche Frau Geheimeräthin von Cholera anzuerkennen und als ſolche in unſere Fremdenliſte aufzunehmen. Vergebens deutete ſie, ſtolz und ſchweigend, auf ihr Creditiv, den Kirchhof; wir konnten ihr den Sieg nicht ſtreitig machen, aber die Ehre des Siegs ſprachen wir der gewöhnlichen Brechruhr und einem Dutzend anderer Uebel zu, als ob es, wie bei einem Turnier in alten Zeiten, nur darauf angekommen wäre, den Stammbaum der Fremden zu verdächtigen, um ſie ohne viel Federleſens aus den Schranken zu verweiſen. Am Standhafteſten beharrte auf ihrer vorgefaßten Meinung meine alte Aufwärterin; ſie wiederholte mir's bei jeder Gelegenheit, beſonders aber dann, wenn ſie mich beim Wechſeln der Leibbinden ertappte, wie lächerlich ſie all die Vorſichtsmaßregeln finde, die man gegen ein gar nicht vorhandenes Uebel anzuwenden furchtſam genug ſey, und den Grund, auf den ſie ihre Ueberzeugung ſtüzte, konnte freilich keine Logik erſchüttern. „Ich lebe noch," ſagte ſie, „und bin doch auch nicht von Eiſen." — Wenn der Tod ſich einmal recht breit zu Tiſche ſezt, ſo wird's den Lebendigen ſchwül um's Herz. Ich wüßte nichts Schöneres am Leben, als daß es den Gedanken an's Sterben eigentlich gar nicht aufkommen läßt. Wir können leichter Alles, als unſer kleines, dürftiges Ich wegdenken aus der großen, unendlichen Kette, und beſchwören wir wirklich in irgend einer Stunde die Erinnerung an die lezte herauf, ſo ſchaudern wir nicht vor ihr zurück, wir genießen ſie, wie Eis im Sommer, zur Erfriſchung. Das iſt aber ganz anders in Zeiten, wo die Menſchen nicht langſam erlöſchen, wie Lichter in verſchloſſenen Laternen, ſondern wo ſie unheimlich ſchnell ausgehen, wie Lampen im Zugwind. Da glauben wir in jedem Hauch, der uns etwas rauh oder kalt anweht, den Gruß des Todes zu ſpüren, und eben wenn die Pforten der Ewigkeit doppelt aufgeriſſen ſind, fühlt Jeder, wie viel und wie Werthvolles er auf Erden zurücklaſſen müßte, wär' es auch nur ein in Thränenwaſſer geſtellter Blumenſtrauß der herrlichſten Hoffnungen. — Als ich den Todtenwagen — abſcheuliche Kaſten — immer häufiger und faſt bei jedem Gang durch die Straßen begegnete; als ſie, wie auf ein Monitum der höchſten Poſtdirektion, in raſchem und immer raſcherm Trott gefahren wurden; als das Leichenglöcklein mit ſeiner hellen, ſchneidendſcharfen Stimme gar nicht mehr aufhörte, gleich einem hungrigen, unerſättlichen Raben, nach Futter zu ſchreien — da erblickt in meinen Augen die geringſte Erkältung, der kleinſte Anſaz zu einer Unterleibsbeſchwerde und dergleichen Uebeln, die man ſonſt kaum zu den Uebeln rechnet, Bedeutung, und zum erſten Male fühlte ich mich aufgelegt, durch die unfruchtbare Lektüre von Hufelands Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, mein Leben zu verkürzen. Das gräßlichſte memento mori gaben Abends die vor den Häuſern der Choleraärzte ausgeſteckten Laternen, deren Gläſer, der Abzeichnung wegen, *blutroth* gefärbt waren. Doch unmittelbar aus dem Leben ſelbſt, aus jeglichem ſeiner verworrenen Zuſtände, entwickelt ſich der Stein der Weiſen, der nicht die Dinge, aber uns verwandelt, und uns unter den ſchwierigſten Bedingungen die Exiſtenz Anfangs als Laſt erleichtern hilft, zulezt als noch immer wünſchenswerthes Gut ſchäzen lehrt: das iſt die Gewohnheit. So gewöhnte man ſich denn auch nach und nach an die Cholera. Ich für meine Perſon beſchwichtigte mich dadurch, daß ich ſie; wenn ich eben die neueſten Nachrichten aus Konſtantinopel las, im Stillen mit der Peſt verglich, wo ſie mir denn ordentlich wie ein unſchuldiges Kind vorkam, das Niemanden ſonderliches Leid zufüge. — Ergreifend war für mich am Tage aller Seelen ein flüchtiger Beſuch des Leichenackers. Die Polizei hatte mit Recht vor dem Aufenthalt bei den Gräbern, wegen der ſchlechten Luft, die ſich dort entwickelte, gewarnt. Dennoch fand ſich faſt kein einziges Grab, wo ich nicht einen Kranz, ein Gebet oder eine Thräne opfern ſah; fließ mir doch eines auf, ſo dachte ich nicht: „das wird vergeſſen," ich dachte: „die ſind ſchon Alle beiſammen," und ging mit um ſo größerer Ruhe weiter. Dies iſt ein ſchönes Feſt der katholiſchen Kirche, aus einem tiefen Bedürfniß der Menſchennatur hervorgegangen; ſchwerlich würde irgend ein Proteſtant proteſtiren, wenn auch ſeine Kirche es adoptirte. Ueberhaupt ſollte jede Kirche nicht ſowohl Heilige creiren, als das Heilige ſanktioniren.

(Die Fortſezung folgt.)

Räthſel.

Ein Luftſchloß, aber wohl gemauert,
Worin oft Herr und Herrin kauert,
Drin ſchlafen bis zur Oſtermeſſ'
Der Erbprinz und die Erbprinzeß
In einem harten, weißen Bette,
Warm zugedeckt auf weicher Stätte.
Und wenn das harte Bett zerbricht,
So kommen ſie an's Tageslicht.

Dann geht es auf die Jagd mit Lärmen,
Man fängt ſich Wild aus ganzen Schwärmen,
Das Schloß bleibt ohne Wache leer,
Denn Diebe fürchten ſie nicht ſehr.
Auch wäre drin nicht viel zu holen;
Doch wird das Schloß wohl ſelbſt geſtohlen,
Ja mit Gewalt ſogar geraubt,
Wenn unbequem ein Menſch es glaubt.

Es wird nicht allzu lange dauern,
So werden ſie ein neues mauern,
Und ſind ſie von der Jagd zurück,
So blüht in ihm ihr häuslich Glück;
Und weil ſie drin ſo warm geſeſſen,
Daß ſie den Ofenbau vergeſſen,
Droht ach! der Winter: ſie mit Schmerz
Ziehn, und behelfen ſich anderwärts.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 55.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 6. März 1837.

Hat den Gesell'n ein Kanonier erzeugt?
Er spricht Kanonen, Feuer, Dampf und Knall,
Das Ohr wird ausgeprügelt. —

Shakespeare.
König Johann.

Die Pariser Maskenbälle.

(Fortsetzung.)

Wer einen Beweis davon haben will, braucht nur einige Male die Conzerte in der Rue Saint-Honoré und Rue neuve Vivienne zu besuchen, wo die beiden Antichriste der wahren musikalischen Religion ihre heidnischen Tempel aufgeschlagen haben. Schon auf der Schwelle ergreift den Deutschen ein peinliches Gefühl, wenn er auf dem Programm des Conzerts zwischen den erhabensten Meisterwerken unserer vaterländischen Componisten französische Galoppaden und Contretänze figuriren sieht, und der Schmerz übermannt ihn vollends, wenn er, im Innern des Heiligthums angelangt, nach einem geheimnißvollen Beethoven'schen oder Spohr'schen Fragmente spanische Quadrillen und Straußische Walzer anhören muß. Trotz des strahlenden Glanzes der Kronleuchter und Vergoldungen, trotz des magischen Eindrucks, welchen der Anblick einer schimmernden, prächtigen Umgebung unwillkührlich auf den Zuschauer hervorbringt, merkt man doch gleich, daß Mozart und Beethoven hier nicht an ihrem Platze sind; der Teufel hüllt sich vergebens in die Kutte eines frommen Klausners, man entdeckt doch bald ein Stück von seinem Pferdefuß und seinen Hörnern. Gegen das Musard'sche und Jullien'sche Orchester ist nichts zu sagen; es ist vollständig, trefflich eingeübt und spielt mit seltener Präcision; unter den Instrumentisten desselben befinden sich mehrere ausgezeichnete Künstler, welche unter der Leitung Habeneks in den wunderbaren Conzerten des Conservatoire mitwirken; aber sie ertheilen denselben Werken, welche sie in der Rue Bergère und in der Rue Saint-Honoré ausführen, einen ganz verschiedenen Charakter, weil sie wissen, daß sie an beiden Orten nicht gleich fühlende Zuhörer haben, und daß unter der gepuzten Menge, welche im Musard'schen oder Jullien'schen Saale, von Börsenspekulationen und Ministerkrisen plaudernd, auf und ab geht, auch nicht eine einzige Seele ist, welche die Harmonie der Saiten erzittern macht. Den Contretänzen allein schenkt man geneigtes Ohr, und diese allein sind auch hier angebracht. Es läßt sich nicht leugnen, daß Musard und Jullien in diesem Compositionsgenre excelliren und oft originelle und pikante Orchestereffekte anbringen. Wir meinen damit nicht etwa die Pistolenschüsse und das Kleingewehrfeuer und andere Verirrungen, welche sie als Lockspeisen für's harthörige Publikum in ihre Quadrillen eingestreut haben; aber mitten unter dem Gekrach und Getöse des Contretanzes entdecken wir häufig eine conzentrirte harmonische Arbeit, glückliche Combinationen und Instrumentationseffekte, welche einer bessern Sache würdig wären.

Die höhere Muſik der Maſſe näher zu bringen, wird Muſard eben ſo wenig gelingen als Jullien; auf dieſe Weiſe, wie ſie es ſeither angefangen haben, können ſie ihren Landsleuten nur Unheil und Verderben bereiten. Wenn einmal die Conzerte zu einem Franken Entrée und die Orcheſter der Maskenbälle die Pariſer an die Accorde der türkiſchen Trommel, der Trompete und des Jagdhorns gewöhnt haben, ſo wird man an einer weniger ſtark gewürzten Harmonie bald keinen Geſchmack mehr finden und beim Clavierſpiel vor Langeweile einſchlummern. Dieſes Uebel bedroht in der That jenen zahlreichen Theil des Pariſer Publikums, der ſich mit Ungeſtüm in die Muſard'ſchen Conzerte drängt und für die Muſik nichts anderes mitbringt als ſeine Ohren.

Was nun auch daraus entſtehen möge, ſo ſoll uns das nicht abhalten, heute Nacht den Maskenball in der Rue Saint-Honoré zu beſuchen. Wir ſtehen vor dem Eingange des Jullien'ſchen Ballſaals; treten wir heimlich in jene Ecke, um von da aus das Schauſpiel zu betrachten, welches ſich ſofort unſern erſtaunten Augen darbieten wird. Der Ball naht ſich ſeinem Ende, denn eben gibt Jullien von ſeinem Throne das Zeichen, die Hugenottenquadrille zu beginnen. Die Tanzpaare ſind geordnet, Alles iſt bereit, und die Menge in Carnevalskleidern beſchreibt ſofort die einzelnen Figuren des Contretanzes nach den Tönen eines rauſchenden Orcheſters. Allmählig wird die Muſik immer wilder, immer raſcher, die Gaslichter des Saals erlöſchen und machen einem dunkelrothen Scheine Platz, welchen Tauſende von Lampen im ganzen Saale verbreiten; nach drei donnernden Schlägen des Tam-Tam geht der Contretanz in eine wüthende Galoppade über; das Läuten der Sturmglocke, das Gekrach eines von Zeit zu Zeit ſich erneuernden Gewehrfeuers, frommer Kirchengeſang, das Aechzen und Wimmern von Gemordeten, das Hohngelächter der Mordenden, kurz alle Greuel des Bürgerkriegs begleiten das Orcheſter; die ganze Geſellſchaft, durch dieſe barbariſche Muſik in eine taumelnde Bewegung geſetzt, ſtürzt kolonnenweis durch den Saal, auf deſſen matterleuchteten Wänden alle die barocken Geſtalten und Verkleidungen wie Fantome eines chineſiſchen Schattenſpiels vorüberziehen; die Menſchenwoge fluthet auf und nieder, rauſcht hinüber und herüber, und ſcheint nimmer inne halten zu wollen; — da plötzlich verſtummt die hölliſche Muſik, der Flammenſchein erliſcht und die anbrechende Tageshelle beleuchtet dieſe fantaſtiſche Scene des modernen Babels.

E morto il carnavale! ſo lautet der Klageruf, womit jammernde Stimmen in der Nacht des giovedi grasso die Straßen von Rom erfüllen, und man kann es in der That den Italienern nicht verdenken, wenn ſie den Tod und das Ableben des Carnevals betrauern, weil bei ihnen zu Lande jene Volksfeſte, welche den vierzig Tagen der Buße und Entbehrung vorangehen, unleugbar einen freundlicheren Charakter und ein lieblicheres Kolorit als irgend ſonſt wo haben. Prächtige Fahnen und farbige Teppiche wehen längs des Corſo von allen Fenſtern und Balkonen, das Straßenpflaſter iſt mit feinem Sand beſtreut, zu beiden Seiten in zwei unabſehbaren Reihen rollen die Caroſſen, worin bald die Schönheit der Frauen, bald die Pracht der Gewänder unſere Aufmerkſamkeit feſſelt; zwiſchen den Wagen, vom Obelisken des Platzes an bis zum venetianiſchen Pallaſt und zum Fuß des Kapitols hinab, rauſcht und wimmelt eine tobende Menge von Menſchen in mannichfach reizenden, maleriſchen Trachten und Masken. Profeſſoren und Doktoren aller Fakultäten in rieſenhaften Perrücken und mit gewaltigen Folianten preiſen und bieten ihre enorme Gelehrſamkeit an; grimmige Zahnärzte fallen die Leute an, unterſuchen den Mund und wollen ihnen platterdings die hohlen Zähne ausreißen; geſchwätzige Advokaten drohen Jedem, der ein ernſthaftes Geſicht macht, einen Proceß an den Hals zu hängen. Hunde, Katzen, Bären, kurz eine ganze Menagerie von Thieren geht Arm in Arm ſpazieren und bewirft die Vorübergehenden mit Witzen und Confetti, einer Art unſchuldiger Wurfgeſchoße, welche eigens für dieſe Bürgerkriege bereitet werden, woran ſelbſt die eleganteſten und zarteſten Damen Theil nehmen. Allerliebſte Mädchen, als Schäferinnen gekleidet, ſo leicht und ſchwebend wie Sylphen, theilen Veilchen- und andere Blumenſträuße unter die jungen Burſche aus, ſchlagen ſich auch wohl ein wenig mit ihnen, ſpotten ſie aus oder ſagen ihnen freundliche Grüße und flüſtern ihnen verliebte Worte in's Ohr. Hunderte von Harlekins und Polichinells tanzen unter Schellengeklingel und Tamburinſpiel auf und ab, veranſtalten hie und da eine luſtige Scene, ſchwingen ſich auf die vorüberfahrenden Wagen und äffen und necken Jedermann. Flinke Gärtner legen ohne weitere Umſtände ihre zuſammengefalteten Leitern (scaletti) an die Mauer, klettern bis in den zweiten, dritten Stock hinauf und überreichen den Schönen ein Roſen- oder Myrthenbouket, mit einem Liebesbriefchen umwickelt, worin ſie um ein leztes Rendezvous vor der ſtrengen Faſtenzeit bitten. Galanterie und Liebe ſind die Hauptbeſtandtheile des römiſchen Carnevals.

(Die Fortſezung folgt.)

Liſardo.

(Beſchluß.)

„Mein Tod," erzählte Liſardo, „war nur ein Starrkrampf. Ohne ein Glied bewegen zu können, vernahm ich Alles, was um mich geſprochen wurde, ich hörte die

Anſtalten zu meiner Leichenfeier machen, ich hörte Lorenzo um mich klagen. Ich fühlte, daß ich mit dem leiſeſten Zeichen mich retten könnte, aber keines war mir möglich, ich lag wie mit eiſernen Klammern an den Sarg gefeſſelt. Auch nur der Verſuch einer Anſtrengung, mich zu befreien, war mir verſagt, mein Körper war völlig todt, ich vermochte nichts als zu denken, und was zu denken? ich will es nicht beſchreiben: vor dieſer Schilderung müßte auch das friſcheſte Leben in Aſche zerſtäuben. Mein Wunſch iſt mir gräßlich gewährt worden: ich hatte mich immer nach einer ſtummen, ewigen Einſamkeit geſehnt, und nun ſah ich ſie vor mir, unabſehbar, unbeſieglich! Jezt habe ich die Menſchen lieben gelernt, der geringſte meiner Diener war mir ein Gott, wenn er ſich an meinem Sarge zu ſchaffen machte und mich von der Nähe eines lebenden Weſens überzeugte. Aber es war ein leerer Troſt. Keiner kam, mich zu retten, und ich ſah voraus, wie ich lebend, grauſam von Allen verlaſſen, verſenkt werden würde in die verzweiflungsvolle Einſamkeit, in die ſchwer laſtende Nacht. Da ſtandeſt du an meinem Sarg, Octavia, und ehe ich einen Laut von dir vernahm, empfand ich ein leiſes Zittern des Lebens in meinem Herzen. Nun hörte ich dich reden, deine Worte drangen pulſirend durch alle meine Nerven, und als du endlich den Tod anriefſt, als du mein eigenes Blut in dir an die Spitze des Stahls locken wollteſt, da fühlte ich's auch wieder durch meine Adern rieſeln, ein elektriſcher Schlag durchzuckte mich, ich konnte die Hand bewegen und faßte die deinige; allmählig kehrte mir das Leben in die Glieder zurück, ich richtete mich auf und hielt dich in den Armen. So haſt du mich, Wunderthäterin, zu einem neuen Leben erweckt. Ich bin nicht mehr derſelbe, wie ich ſonſt ſo gerne zu ſagen pflegte: ich bin ein Anderer geworden. Meinen Trotz, meinen Stolz habe ich im Sarge zurückgelaſſen, in der grauenhafteſten Einſamkeit, die ich zu meinem Heil gekoſtet habe. Sie war ein Bild meines Innern: ich habe ſo lange in mir gelebt und dort öde Wüſteneien gefunden. Laß mich jezt zu bevölkerten Stätten, zu blühenden Menſchenauen verwandelt wiederkehren! Und du, meine Octavia, kannſt du mir vergeben, was ich an dir verbrochen habe?" Sie ſchloß ihm den Mund mit Küſſen, und er ſchlummerte in den Armen der holden Wärterin, die nicht von ſeinem Lager wich, einer ſeligen Zukunft entgegen.

Die Salerner ſtrömten in die Kathedrale, um der Trauung ihres Gouverneurs beizuwohnen. An der Stelle des Erzbiſchofs, der noch immer nicht zurückgekommen war, ſtand einer jener Diakonen, die einſt das Krankenhaus bedient hatten, am Altare. Zwei bleiche, hohe Geſtalten traten herzu und reichten einander die Hände: wohl war, wie Liſardo vordem von ſich geſagt, der Schmetterlingsſtaub von ihren ernſten Zügen abgewiſcht, aber über dem Grabe einer trüben Vergangenheit grünte tiefwurzelnd der Baum des Lebens mit den Früchten einer nimmer wankenden Liebe wieder auf. In dieſem Bunde, konnte man wohl ſehen, war nichts Spielendes, Unſtätes mehr, hier war Alles abgeſchloſſen, geſichert, auf eine ewige Dauer gegründet. Auch der Niedrigſte aus dem Volk, der dieſe Feier mit anſah, war kein gewöhnlicher Zeuge einer gleichgültigen Verlöbniß: Alle hatten mit einander gelitten und waren durch den gemeinſamen Genuß der Friedenspalme, deren Werth ſie durch theure Opfer ſchäzen gelernt hatten, gleich erhoben. Der treue Lorenzo ſtand hochgeehrt dem Brautpaare zur Seite am Altare.

Den Abend brachten die Neuvermählten einſam auf ihrer Villa am Meere zu. Da ſaßen ſie in ſeligen Geſprächen am Fenſter und blickten über die Wellen hinaus, in denen ſich der Stern der Liebe ſpiegelte. „Mir iſt," ſagte Liſardo, „als hätten wir uns aus einem Schiffbruch gerettet auf eine Inſel der blühendſten Glückſeligkeit." — „Und ich," erwiderte Octavia, „ich fühle, daß wir uns recht thöricht mißverſtanden haben, wir unklugen Kinder. Wenn das Weib den Mann nicht meiſtern, der Mann das Weib nicht in ſeine Ungebundenheit herüberziehen wollte, dann wären wir viel früher glücklich geworden." — „Aber unſer Glück wäre nicht ſo vollendet," ſagte Liſardo.

„Worüber denkſt du nach? was iſt dir?" fragte ihn Octavia, als er lange ſtumm in das Meer hinausſchaute, und lehnte ſich auf ſeine Schulter. Liſardo ſah ſie lächelnd an. „So Vieles hat ſich in unſern Schickſalen wunderbar gefügt," ſagte er; „nun fällt mir zulezt noch eine Prophezeiung ein, die ich mir einſt unwillkührlich ſelber gab. Auf dieſen Wellen war es, wo ich nach einer Unterredung, die mir das Leben in ſeiner dürrſten und unfruchtbarſten Geſtalt erſcheinen ließ, den Schwur ausſprach: Möge die Peſt mich treffen, ehe ich ſo mit der Welt kapitulire!" — „Die Peſt!" ſagte Octavia ſchaudernd: „die iſt freilich nicht ausgeblieben!" — „Siehſt du? und mit der Welt habe ich kapitulirt!" rief er, indem er ſie liebevoll an das Herz drückte; „ja, mit ſchwerer Mühe habe ich die Kunſt erlernt, ein Menſch unter Menſchen zu ſeyn!"

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Godwin Caſtle.

Trotz der Grippe, die eigentlich alle ſchönen Gefühle abſorbirt und den äſthetiſchen Neigungen, die etwa noch en vogue wären, Abbruch thut, curſiren zwei äſthetiſche Produkte

in unſerer feinen Welt, und erfreuen ſich in gedämpftem Maße ungefähr der Theilnahme, die vor Jahren die Briefe eines Verſtorbenen hier erregten. Es iſt ein Roman und eine Gedichtſammlung, zwei Genres, die eigentlich nicht mehr auf dem Schaume obenauf tanzen, von dem unſer geſellſchaftliches Intereſſe naſcht; alſo muß das übrige mit Perſönlichkeiten verſtrickt ſeyn, und dieſe zarten Fäden ſind es denn auch, welche dem Roman Godwin Caſtle und Carl Heinzelmanns Elyſium in einer Epoche phyſiſcher Erſchlaffung elaſtiſche Kraft geben. Der Unterſchied zwiſchen beiden wäre, daß man den Verfaſſer von jenem nicht, von dieſem aber wohl kennt; es iſt aber nur ein ſcheinbarer, denn in dem Intereſſe für die vermuthete Perſönlichkeit beim erſtern und die wohlbekannte beim leztern liegt eben der Reiz, welcher ſelbſt über die Grippe ſiegt. Unter dem Schleier des tiefſten Geheimniſſes will man an der Filigranarbeit jenes Romans weiße, zarte Hände erkennen, und die Schatten eines Diadems ſollen zuweilen über das Papier ſpielen. Man theilt das Diadem vielen ſchönen Stirnen zu; denn gewiß iſt, daß das Beiſpiel der Prinzeſſin von Sachſen anlockend und ermuthigend in hohen Sphären gewirkt hat, und der Literatur vielleicht ein Umſchwung bevorſteht, durch den ſie plözlich aus den Reihen des Demos, der ſie an ſich geriſſen, wieder in flimmernde Regionen erhoben wird. Sogar vaterländiſch hocharistokratiſche Dramen werden uns angekündigt. Die Literatur kann ſich nur freuen, und dem Publikum ſteht viel Genuß bevor. Unſere neueſte populäre Aeſthetik fragt ja nicht nach dem „Was“ und „Wie,“ ſondern „wer ſchrieb's?“ Nur iſt anzurathen, daß der neue Autor, oder die neue Autorin den Schleier recht dicht um das Haupt ziehe; je tiefer das Geheimniß iſt, je mehr die Ahnung zu thun hat, um ſo mehr wächſt das Intereſſe. Der Verleger des genannten Romans hat bei einem Todtenkopfe ſchwören müſſen, die Verfaſſerin nicht zu nennen, und um es ihm noch unmöglicher zu machen, hat man ſie ihm ſelbſt nicht genannt. Dies hat ſo außerordentlich gewirkt, daß man jezt in keiner Leihbibliothek den Roman erhält, wenn man nicht Monate lang warten will. Nebenbei hat ein ſolches Luſtre den Vortheil, daß der Inhalt darüber ganz verſchwindet, und es thöricht wird, Unterſuchungen über den innern Werth anzuſtellen, wo der äußere alle Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Doch darf ein pflichtgetreuer Korreſpondent nicht verſchweigen, wie der Roman Godwin Caſtle auch einer Dame, welche kein Diadem trägt, zugeſchrieben wird, und die Annahme ſoll Wahrſcheinliches für ſich haben. Ob es recht iſt, ſolch ſchöne Illuſionen zu zerſtören? Ich kenne zarte, ſchöne Leſerinnen, welche ſich in ihrer Entrüſtung ſogar mit den Waffen der Kritik gegen jene vernichtende Behauptung wehren: denn nimmermehr könne eine Dame, die nur dem höhern Bürgerſtande angehört, mit ſo entzückendem Glanze die magiſchen Lüfte malen, die um die Teppiche eines Thronhimmels rauſchen.

(Die Fortſezung folgt.)

München, Februar.

(Fortſezung.)

Die Cholera.

Noth lehrt beten, ſagt das Sprichwort, und die Cholera hat während ihres lezten Feldzugs zur Vermehrung der Gebetbücher rühmlichſt beigetragen, und ſich in Bayern um dieſen ſchon ſehr beliebten Literaturzweig unbeſtrittene Verdienſte erworben. Den mit der Geſundheitspolizei der Stadt beauftragten Kollegien muß das ſie gewiß erhebende Zeugniß gegeben werden, daß mehr als irgendwo Alles, was in menſchlichen Kräften ſtand, aufgeboten ward, um baldmöglichſt wieder einen beſſern Geſundheitszuſtand herbeizuführen. Um ſo auffallender war es mir, daß die wohlgemeinte und gewiß von ihm hinlänglich geprüfte Eingabe eines in den Ruheſtand verſezten patriotiſchen Beamten völlig unberückſichtigt blieb. Der Mann ſchlug in einer Eingabe an das königliche Miniſterium vor, man möchte, der Luftreinigung wegen, von Zeit zu Zeit die ganze Garniſon, Tabak rauchend, durch die Stadt führen. Er wurde verlacht; nun, er wird an Columbus, an Samuel Hahnemann und den Erfinder der Dampfſchifffahrt gedacht und auch gelacht haben. Aufſehen erregte eine kleine heftige Schrift: „Die Cholera oder Brechruhr, nach ihrer allopathiſchen und hydropathiſchen Behandlung vergegenſeitigt von Profeſſor Oertel in Ansbach.“ „In dieſem Schriftchen,“ ſagt der Herr Verfaſſer, „habe ich bewieſen, was mir Keiner wird widerlegen können: a) daß die herkömmliche Arzeneikur mit all ihren Vorbau- und Heilmitteln wider die Cholera ſeit 1830 im Ganzen viel zu wenig geleiſtet, und daher über die Hälfte der Kranken hingeopfert, oder doch bei den Geretteten Nachkrankheiten hinterlaſſen hat, weil ihre Natur nicht völlig ausgereinigt worden war. b) Daß dagegen die Waſſerkur, als einziges und einfachſtes Vorbau- und Heilmittel, überall, wo ſie unvermiſcht, innerlich und äußerlich zugleich, angewandt wurde, im erſten und lezten Stadium dieſer Weltſeuche Wunder gethan, und Sterbende, ja Scheintodte neu belebt und alle Nachkrankheiten verhütet hat.“ Wie man vernimmt, iſt der zweite Beweis nicht völlig ſo gut geglückt, als der erſte. Aus Anlaß dieſer Schrift wurde der Profeſſor Oertel von Seiten der Regierung nach München requirirt, um hier an dazu geneigten Cholerakranken mit ſeinem Univerſalmittel Wunder zu thun. Wie ſie ausgefallen ſind, weiß ich nicht; ich habe nur einmal in irgend einem Blatt eine von ihm erlaſſene Bekanntmachung geleſen, worin er es zur öffentlichen Kunde brachte, daß zwei aus der allopathiſchen in ſeine hydropathiſche Behandlung übergegangene Kranke — geſtorben ſeyen. — Eine aus dem freiwilligen Verein homöopathiſcher Aerzte hervorgegangene homöopathiſche Heilanſtalt, worin auf Verlangen auch Cholerakranke aufgenommen wurden, ſoll ſich, namentlich auch in Bezug auf dieſe, bereits als ſegensreich ausgewieſen haben. Beſonders lobenswerth ſcheint es mir, daß ſie fortlaufende getreue Berichte über ihr ärztliches Wirken geben will. Der Praxis gebührt am Ende doch in allen Dingen das lezte Wort. — Aus all dieſen Einzelheiten ermeſſen Sie, daß die Cholera hier, wie allenthalben, dieſelbe war. Als eine Eigenthümlichkeit ihres Auftretens bei uns iſt herauszuheben, daß ſie weniger ſchonend mit den höhern Ständen umging, wie wohl anderswo; Börne kann mit ihr zufrieden ſeyn. Wie die Regierung in dieſer Periode ihre hohe Miſſion auf's Trefflichſte zu erfüllen wußte, ſo verleugnete auch der Bayer in dieſer bedenklichen Periode ſeinen Charakter nicht: eine gedrückte Stimmung kam nicht auf; er begann nicht ſchon drei Tage vor der Krankheit zu ſterben, er klammerte ſich an's Leben, ſo lange es ging, und ſog begierig den lezten Tropfen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 56.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 7. März 1837.

As boy I thought myself a clever fellow —
Now my sere fancy falls into the yellow
Leaf and Imagination droops her pinion,
And the sad truth which hovers o'er my desk
Turns what was once romantic to burlesque.

Byron.

Jugenderinnerungen
eines
eines Zöglings der hohen Karlsschule
in Beziehung auf Schiller.

Der Redaktion liegen mehrere Memoiren vor, welche sich unmittelbar oder mittelbarer auf verschiedene Lebensepochen Schillers beziehen. Wir werden sie nach und nach mittheilen. Die Blätter, welche hier zunächst folgen, haben einen vertrauten Jugendfreund Schillers, den vor Jahren in würtembergischen Diensten gestorbenen General von Scharffenstein, einen gebornen Elsäßer, zum Verfasser. Herr v. Scharffenstein war, abgesehen von seinen Leistungen als Soldat, vorzüglich wegen seiner Menschenfreundlichkeit und seines, auch praktisch von ihm ausgeübten Talents für die bildende Kunst sehr beliebt und hochgeachtet. Die kleinen Denkwürdigkeiten, die man lesen wird, sind Allem nach kurz nach dem Tode des Dichters geschrieben und tragen nicht nur den allgemeinen Stempel jener Zeit, sondern verrathen auch den eigentlichen Deutschfranzosen; wir glaubten sie aber gerade deßhalb unverändert mittheilen zu müssen. Sie enthalten heitere Bilder und kleine, für Schiller und seine damalige Umgebung bezeichnende Züge, welche nicht nur den Verehrern des großen Mannes, sondern auch seinen künftigen Biographen willkommen seyn werden.

* * *

Anno 1773 kam ich im eilften oder zwölften Jahre in die damalen so genannte Militärpflanzschule des regierenden Herzogs Karl auf dem Schlosse Solitude. Schiller war schon da. Es waren meistens Jünglinge von diesem Alter, außer einigen ältern Patronen, vor welchen wir entsetzlich viel Respekt hatten. Damalen waren noch keine wissenschaftliche Fächer fixirt; das Ganze war in zwei Klassen oder vielmehr Kasten eingetheilt: Cavaliers- oder Offizierssöhne, und Eleven, letztere meistens Soldatenkinder, außer einigen Individuen aus guten bürgerlichen Familien. Die erste Klasse war vorläufig dem Militär bestimmt, der größte Theil der Eleven aber den Künsten; Maler, Bildhauer, Architekten, Musiker, Stuccatoren, Gärtner ꝛc. Es gab auch eine Abtheilung von Schneidern und Schuhmachern. Gewisse Corveen, z. B. das Einheizen im Winter, gingen nach der Tour. Der Anzug war für gewöhnlich so: die Offizierssöhne hatten hellblaue commistüchene Westen mit Ermeln; der Kragen- und Ermelaufschlag war von schwarzem Plüsch; die Hosen waren von weißem Tuch, der Kopfputz war ein kleiner Hut, zwei Papilloten an jeder Seite, ohne Puder. Alles trug sehr lange, falsche Zöpfe nach einem bestimmten Maaße. Der Paradeanzug hatte mehrere Gradationen, und zum

größten Putz trug Alles Uniformen. Es gab z. B. eine Parade von geringerem Grade, wo zwar der gewöhnliche Anzug Statt fand, aber mit vier Papilloten an jeder Seite in zwei Etagen und Puder. Da sah mein Schiller komisch aus: er war für sein Alter lang, hatte Beine beinahe durchaus mit den Schenkeln von Einem Caliber, sehr langhalsig, blaß, mit kleinen, rothumgrenzten Augen. Er war einer der unreinlichen Bursche und, wie der Oberaufseher Nies brummte, ein Schweinpelz. Und nun dieser ungeleckte Kopf voll Papilloten mit einem enormen Zopf! Ich könnt' ihn noch malen. Dieser Oberaufseher Nies, aus der Klasse der Sergeanten, und die andern Aufseher aus der der gemeinen Soldaten, waren in ihrem Fach gewiß sehr exemplarische Männer; Nies besonders hatte eine Uebersicht, einen Esprit de detail, und eine Betriebsamkeit ohne gleichen, er führte aber auch ein Commando, daß man in seiner Nähe kaum athmete. Die militärische Form war übrigens bei der Organisation dieser ganzen Anstalt nothwendig, und dieser Terrorism hörte nach und nach um Vieles auf, als das Institut eine höhere Tendenz erhielt, Offiziere vorgesezt, Professoren angestellt und überhaupt Fakultätssächer und Lehrstunden bestimmt wurden.

Es vergingen etwa zwei Jahre, ehe ich das Deutsche so lernte, daß ich die deutschen Dichter nicht allein verstehen, sondern auch in Saft und Blut verwandeln konnte. Dieser prädominirende, durch Hindernisse (denn diese Beschäftigung war eine Art Contrebande) geschärfte Sinn verband mich genauer mit Schiller, der schon damalen dem Ungestüm des seinigen in einigen verstohlenen Gedichten Luft gemacht hatte. Diese Produkte waren nicht, wie sonsten gemeiniglich in diesem Alter debutirt wird, von weicher, sentimentaler Art, keine Expression einer von den Schönheiten der Natur ergriffenen jugendlichen Phantasie, sondern sie kündigten schon ein starkes, mit den Conventionen bereits in Fehde begriffenes Gemüth an. Kraftäußerung begeisterte ihn vorzüglich, und ich erinnere mich, daß er ein gewisses, damals Aufsehen erregendes Benehmen von mir gegen unsern Intendanten, das wirklich etwas Festes hatte und ich jezo noch nicht als Petulanz ansehe, in einer Ode besang, die er für sein Meisterstück hielt. Von dieser Epoque an datirt sich auch unser intimer Anschluß und der völlige Wechsel unsers Innersten. Diese Freundschaft wurde auch eine geraume Zeit der Lieblingsgegenstand seiner Lieder, wobei, wie ich mich dunkel erinnere und jezo urtheile, die natürliche ungeduldige Glut des Herzens wenig poetische Bearbeitung zuließ. Ich weiß nicht, wo diese Stücke hingekommen sind. Schiller selbst, als er lange später seine Gedichte zur Auswahl sammelte, forschte vergebens darnach.

Sonsten hatte sich um diese Zeit eine Art von ästhetischer Association zwischen Schiller, Hofen, Petersen und mir errichtet; man träumte schon von drucken lassen, Jeder sollte etwas machen. Schiller machte ein dramatisches Stück tragischen Inhalts, Hofen einen Roman à la Werther, Petersen auch ein weinerliches Schauspiel, ich ein Ritterstück. Wir recensirten uns nachher schriftlich, wie natürlich, auf das Vortheilhafteste. Unser ganzer Kram taugte aber im Grunde den Teufel nichts, und es war schwerlich eine Stelle, ein des Aufbehaltens werther Zug darin anzutreffen, wahrscheinlich weil es gar zu schön seyn und paradiren sollte. Ich besonders, obgleich ich von den Andern sehr präconisirt wurde, lieferte ein erbärmliches Ding, wo nichts als nachgepfuschte Phraseologie des Götz von Berlichingen anzutreffen war. Goethe war überhaupt unser Gott.

Wir standen noch in dem gar süßen Wahn der Autorschaft, als eine grobe, nicht ohne Witz erfundene Posse des französisch gebliebenen Kameraden Masson erschien, worin Jeder von uns in dem angenommenen Gewand tüchtig und plump verklopft wurde. Wir sahen uns etwas kleinlaut und verblüfft an, und unsere Effervescenz von Autorschaft hatte vor jezt ein Ende.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Pariser Maskenbälle.

(Fortsezung.)

Ein angebornes Gefühl für das Schöne, ein lauterer Sinn für Sitte und Wohlanständigkeit leiten die allgemeinen Aeußerungen der römischen Luft, und die Verwirrung, welche an jenen Tagen die Ausgelassenheit und momentane Besinnungslosigkeit in einem so engen Raume nothwendig hervorbringt, begünstigt nur die geheimen Liebesintriguen und beeinträchtigt nicht im geringsten die öffentliche Sittlichkeit, noch wird dadurch die Delikatesse beleidigt. Jeder nimmt ein besonderes Interesse an dem allgemeinen Lärm und Jubel. Vollkommene Gleichheit herrscht in allen Reihen; Witz, Geist und Schönheit verleihen einzig und allein die Privilegien und Standeserhöhungen, welche anerkannt werden. Ist es daher ein Wunder, wenn die Italiener in der Nacht des giovedi grasso jammern und wehklagen: è morto il carnavale! il carnavale è morto!

Die Pariser haben weniger Ursache, das Aufhören ihrer Carnevalsfreuden zu bedauern; schon durch das Nichthalten der nachfolgenden Fasten verliert der hiesige Carneval einen großen Theil seines Reizes und seiner Bedeutung, und bei der Februarkälte erfrieren die Späße auf den Lippen. Der französische Volkscharakter äußert sich bei dieser Festlichkeit nicht sowohl in muthwilliger Lebenslust, toller Laune und närrischer Kinderfreude, als

in plumper Parodie und garstiger Rohheit. Das feine Gefühl für Wohlanständigkeit, die geistreiche Ausgelassenheit, die drollige Jovialität, welche selbst den ernstesten Denker und Weltweisen zum Lachen zwingt, fehlen durchaus dem hiesigen Carneval. Trotz dem besteht der Fasching in Paris als alte Tradition noch fort, und lebt jedes Jahr am Dienstag vor Fasten wieder auf. Einige Stunden nach Mittag wimmeln die Boulevards von einer ungeheuren Menschenmenge, welche zwischen zwei unabsehbaren Wagenreihen von der Magdalenenkirche bis zum Bastilleplatz auf und ab wogt. Elegante Kutschen und Equipagen, bescheidene Fiacker und Cabriolets, leichte Landau's und Tilburys, schwerfällige Charabancs und Tapissières fahren langsam, wie Leichenwagen, auf der einen Seite hin und auf der andern wieder zurück; in der Mitte tummeln sich die Reiter und auf den beiden Trottoirs drängt sich ein schreckliches Gewirre von Fußgängern. Kein anderes Fest, selbst keine große Truppenrevue wirft zahlreichere Massen von Spaziergängern auf das Pflaster der Hauptstadt und der Banlieue, als der Fastnachtsdienstag; er ist die allgemeinste der Volksbelustigungen, welche Jung und Alt, Vornehm und Gering, Arm und Reich in Bewegung sezt, und woran alle Stände, alle Klassen und alle Meinungen ohne Unterschied Theil nehmen. Die Kranken und die Geistlichkeit fehlen allein bei diesem Feste. Und schon, glaube ich, bin ich zu weit gegangen, die Kranken auszunehmen; ich berufe mich z. B. nur auf die Grippe, welche an jenem Tage hier wie verschwunden war, denn man hörte weder husten noch schnäuzen, sondern nur schrillen, lachen, jubeln und schreien. Die ganze Bevölkerung von Paris hat sich aufgemacht und ist zu Fuß, zu Wagen oder zu Pferde auf die Boulevards geeilt; dort treibt man sich ein paar Stunden im furchtbarsten Gewühle herum und thut, was Alle thun: man sieht und läßt sich sehen, man ist zugleich Zuschauer für sein eigenes Vergnügen und Schauspieler in den Augen Anderer. Das gilt sowohl vom ersten Botschafter als vom lezten Chiffonnier. Man kann sogar behaupten, daß die fremden Gesandten in Paris integrirende Bestandtheile des Faschings ausmachen, insofern Equipagen mit gemalten Wappen am Kutschenschlage, mit galonnirten Jägern hinten drauf, mit zwei Mohren auf dem Bock und vier Apfelschimmeln höchst sehenswerthe Gegenstände für die Neugierigen sind. Das Sonderbarste bei diesem Faschingsvergnügen ist, daß Jeder denkt, der Andere werde eine Maskerade veranstalten, und so Niemand oder nur sehr Wenige maskirt erscheinen. Alle nur einigermaßen gesezte Leute ziehen vor, zuzusehen, wie Andere sich belustigen, als sich selbst zu belustigen; selbst der kleinste Spezereihändler hält sich für viel zu gut, als daß er sich so weit erniedrigen sollte, eine Stunde närrisch zu seyn, wie es der Fasching doch eigentlich mit sich bringt. In Folge dieser eigensinnigen Zurückhaltung entsteht eine allgemeine Täuschung, und die dichtesten Menschenmassen, welche man nur sehen kann, drängen sich demnach vor einem Theater, das keine Vorstellung gibt, und keine andern Schauspieler hat, als die, welche der Vorstellung beiwohnen wollen.

Ich kann daher dem Leser nur wenig von den Maskenzügen und Verkleidungen, welche sich dieses Jahr auf den Boulevards zeigten, mittheilen; im Verhältniß zu der herbeigeströmten Menge von Wagen, Reitern und Fußgängern sah man nur äußerst wenige Masken, und unter diesen kamen weder sehr originelle, noch sehr sinnreiche vor. Die Postillone von Longjumeau waren besonders zahlreich; die Kärrner, Pierrots und die als alte Jungfern verkleideten wanstigen Kerls präsentirten sich auch diesmal, wie immer, mit demselben Costüme und denselben Manieren. Die wahnsinnigen Lumpen Robert Macaire's und Bertrands fehlten natürlich nicht; ihre Späße aber ergözten eben so wenig mehr, als hundertmal wiedererzählte Anekdoten. In den Equipagen der Chaussée d'Antin sah man schöne, reichgekleidete Damen; der hohe Adel des Faubourg St. Germain hatte dieses Jahr bloß seine Karossen nach den Boulevards geschickt, worin meistens Bonnen und Erzieherinnen mit einigen Kindern saßen. Die Bürgerfrauen ließen sich wie gewöhnlich in Fiakern herumführen, und die Charabancs waren in der Regel mit betrunkenen Türken und Wilden angefüllt, die ein ihrem Costüm entsprechendes Geschrei ausstießen. Außerdem hat der diesjährige Fasching noch einige Anspielungen auf die Gegenwart hervorgebracht.

Doch ich bemerke, daß ich mich in ein Kapitel hineinschreibe, auf das die Ueberschrift dieses Artikels nicht mehr paßt; ich breche daher ab und verspare, was ich noch über den diesjährigen Fastnachtsdienstag und Aschermittwoch zu sagen habe, auf das nächste Mal.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

(Beschluß.)

Menagerie. Schäfflertanz.

Mitten in der bedrohlichsten Zeit traf die Frau van Aken mit ihrer Menagerie hier ein, und stellte hohe und höchste Herrschaften der Wüste ohne Scheu der Gefahr der Ansteckung bloß. Sie (die Menagerie) ist sehenswerth. Man trifft dort einen Leuen, der in London zwanzigmal Alexanders Triumphwagen gezogen hat, und sich jezt ein Vergnügen daraus macht, das Publikum zu überzeugen, daß des Löwen Rachen für den Kopf des Menschen einen völlig sichern Aufenthaltsort darbietet; ferner einen Eisbären, der mit dem Mann, der ihn füttert, verliebte Küsse wechselt und Zucker aus seinem Munde nascht; einen schäzbaren Waldteufel, der sich leider dem Trunk ergeben hat; eine

Löffelgans, die den untern Löffel ihres Schnabels mit seltener Bereitwilligkeit zu einer Schlafhaube hergibt, und während der Procedur göttlich dumm dreinschaut; eine Hyäne, die die Menschen liebt, aber nicht — und darin steckt die Tugend — zum Fressen; philanthropische Tiger, Wölfe, eine Boaschlange, die sich liebkosen läßt, genug, Gesellschaft, wie man sie nicht auf der Straße findet. Vorzüglich Abends, wo bei brillanter Beleuchtung offene Tafel gehalten wird, lohnt sich ein Blick in diesen Familienkreis der Mühe.

Als heiteres Nachspiel schließt sich an die Cholera der Schäfflertanz. Die Schäfflergesellen durchziehen in rothen Fracks, schwarz-manchesternen Hosen, weißen Strümpfen und Schuhen, Guirlanden in den Händen, zwei Hanswürste und ein Musikchor an der Spitze, die Stadt und führen vor den Wohnungen der Honoratioren, so wie vor Brauhäusern und Weinschenken einen abenteuerlichen Tanz auf. Dies ist eine Volkslustbarkeit, die nur jedes siebende Jahr statt hat. Vor langen, langen Jahren, heißt es, als eine furchtbare Krankheit — man nannte mir die Pest — München verheert und die übriggebliebenen Lebendigen durch Angst und Entsetzen so fest in ihre Wohnungen gebannt hatte, wie die Todten in ihre Gräber, wagten es die Schäffler zuerst wieder, den unterbrochenen Reigen des Lebens auf's Neue zu eröffnen. Sie durchzogen tanzend, mit lustiger Musik, die Straßen; das entzündete in jedem Herzen die zurückgedrängten, fast erloschenen Flammen der Hoffnung und des Lebensmuthes; Mädchen und Frauen traten schüchtern an die Fenster, Männer öffneten die verriegelten Thüren. Der schöne Tag zieht, wenn ich mir ihn recht lebhaft denke, in Gluth und Farbenschmelz an mir vorüber, als ob ich damals selbst Antheil gehabt hätte an der allgemeinen Auferstehung. Da wurde denn zu ewigem Andenken der sogenannte Schäfflertanz gestiftet: also, wie Alles, was heutzutage Fest heißt, ein Vermächtniß alter Zeit. Der Schäfflertanz ist ehemals wohl anders gewesen, frischer, heller, freudiger; jezt tanzen vernünftige Leute mit ernsthaften Gesichtern, wie man auf dem Theater tanzen sieht, nämlich für Geld; Hanswurst ist ein trister, ja schauerlicher Gespenst, das sich aus der Gruft heraufgestohlen und nichts als sein altes, buntes Narrenkleid mitgebracht hat, das Ganze ein nachgemachtes Feuer, an dem man sich nicht wärmen kann. Nun, dies trifft nicht den Münchener Schäfflertanz allein; unsere Zeit hält sich freilich für den abgezogenen, reinen Spiritus aller Vergangenheiten, mir aber scheint sie eine eingemachte, saftlose Frucht, deren Fleisch nicht mehr schmackhaft ist und deren Kern nicht mehr treibt.

Berlin, Februar.

(Fortsezung.)

Heinzelmann.

Ob Herr Heinzelmann nicht auch richtig speculirt hätte, wenn er seine Gedichte ohne seinen Namen in einer vornehmen Buchhandlung erscheinen, eine mysteriöse Vorrede dazu drucken und unter der Hand ausstreuen lassen, sie rührten von einer Prinzessin her, will ich nicht unbedingt entscheiden. Vieles hätte gewiß anders gewirkt; dennoch ist es gerade das eigenthümliche Ich, die markante Stellung ihres in ganz Berlin wohlbekannten Verfassers, was seinen Gedichten einen subjektiven Werth leiht, welcher nicht von außen kommen kann. Heinzelmann ist, wie man weiß, einer der unternehmendsten Cafetiers in Berlin, der die große Eigenschaft besizt, daß er, wie auch vom Unglück verfolgt, nie den Muth verliert. Auch auf ihn läßt sich anwenden, wie ein berühmter Philolog die lateinische Biographie eines noch berühmtern Leipziger Professors (Reiske) beginnt: omnis vitae Heinzelmannianae ratio fuit, non cedere malis, sed audentiorem contra ire. Zu seinen Unternehmungen fehlte ihm nur etwas: ein Publikum; denn Berlin ist nicht groß genug für die umfassenden Vergnügungspläne, die stets verjüngt und in vergrößertem Maßstabe, wahre Phönixe aus der Asche, in Heinzelmanns Kopfe entstehen und in's Leben treten. Er hatte das Unglück, daß sein Elysium abbrannte, und das Elysium war ein großer Garten, worin alle Elementarvergnügungen mit den geistigen gepaart waren: Spaziergänge, Waldeinsamkeit, blumige Wiesen, Wasserfahrten, Fischfang, Jagd, Schaukeln, Rutschbahnen, Carousel, Buffets und gedeckte Tafeln in freier Luft und in Orangerie-Räumen, magnifike Feuerwerke und unterhaltende Sommertheater. Noch glimmte die Asche und es erhob sich schon wieder. Böse Feinde verdrängten ihn aus seinem irdischen Paradiese, und sogleich hat er ein anderes gefunden, wo der Nachtigallengesang unter hohen Laubwipfeln ihn tröstet und die mahnenden Unkenrufe seiner Verfolger übertönt. Daß er ein Geschick besaß, seine industriellen Unternehmungen mit poetischen Reden beim Publikum einzuführen, bewiesen seine Zeitungsannoncen. Daß er aber mitten in einer commerziellen Thätigkeit, selbst in Stricken und Banden, den Eingebungen seiner Muse lauschte, und was sie ihm diktirte, niederschrieb, ja daß fast auf jeden Tag ein Gedicht fällt, erklärt sich nur aus dem allgemeinen lyrischen Drange unserer intellectuellen Atmosphäre. Gedichte werden nicht mehr gemacht; sie müssen heraus, wo das Gefühl zu mächtig wird, und dann stehen sie da und üben ihr unzerstörbares Recht. Wer unter unsern Dichtern könnte, wenn er auch dazu die feste Absicht hätte, ein Lied machen wie folgendes, „die Frösche“ überschrieben:

Es befindet in meines Gartens Bereich
Sich ein romantisch gelegener Teich:
Da sangen die Frösche im rauschenden Chor
Ein nie empfundenes Lied in mein Ohr.

Ich lauschte dem Liede die halbe Nacht,
Es wirkte auf mich mit gewaltiger Macht;
Die Töne, sie schienen in Blumen gehüllt,
Aus denen der Duft mit dem Klange entquillt.

Je länger ich lauschte dem Wundergesang,
Je reiner harmonische Schönheit er schwang:
Dem Fittich der Geister in himmlischer Schaar,
Dem glich er im Schwingen der Lüfte sogar.

Und als der Mond den flimmernden Schein
Durch die fliehenden Wolken zum Teich warf hinein:
Da hüpften die geistigen Töne der Luft
Wie reizende Horen auf blumigtem Duft.

Und als ich noch saß, im Staunen verwirrt,
Da hat mich die ewige Liebe umschwirrt,
Ich wollte sie fassen: o weh! meine Brust!
Sie ist noch zu eng für die ewige Lust.

Die Frösche verstehen harmonisch im Sang
Dem ewigen Vater zu senden den Dank;
Doch ach! der Mensch, der besser sollt' seyn,
Er ist für Gefühle des Himmels nicht rein.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 8. März 1837.

Es ſinge, wer da ſingen kann!
Denn nie war ich um Kunſt bemüht,
Nur aus dem Herzen quillt mein Lied.

Herder.

Dichterleben.

Oft ſtand ich hoch auf Felſenklippen
Und ſchaut' empor zum Himmelsdom,
Und Lieder quollen von den Lippen
Mir unbewußt, ein voller Strom.
Ich ſchlang den Kranz mit duft'ger Blüthe,
Den Rebenkranz in's dunkle Haar,
Und fühlte, daß mein Herz erglüthe
Vom Strahl des Gottes wunderbar.

Oft fuhr ich auch im Wettergrauen
Auf ſchwankem Schiff durch Wellenſchaum,
Und ſchaute nach den altergrauen
Gebrochnen Burgen wie im Traum;
Und ruhte gern auf freien Höhen,
Weit von der niedern Fläche Staub,
Nur von den Wolken angeſehen,
Umflüſtert nur von Eichenlaub.

Am waldumgrünten Römermale
Harrt' oftmals ich dem Elfentanz,
Und ſtreifte furchtlos durch die Thale
Gleich einem Geiſt beim Sternenglanz.
Ich ließ gelöst die Locken wallen
Zum leichten Spiele mit dem Sturm,
Als Diadem hat mir gefallen
Der leuchtende Johanniswurm.

Vom Berge jagt' ich auf den Geier
Beim kaum erwachten Morgenſchein,
Da dienten Nebel mir zum Schleier,
Mein Mantel mußten Wolken ſeyn.
Ich ſang hinunter meine Lieder
Zum Rhein, der brauſend vor mir lag,
Sie hallten aus der Dämm'rung wieder
Und mich umglüthe goldner Tag.

Doch ob die Menſchenkinder hörten,
Was ich geſungen und geſagt,
Und ob nach mir die Weltbethörten
In Ungunſt oder Gunſt gefragt —
Es bracht' mir weder Luſt noch Schmerzen,
Frei ſang ich wie die Nachtigall,
Und hab in wenig treuen Herzen
Geſunden ſchon den Wiederhall.

Adelheid v. Stolterfoth.

Jugenderinnerungen

eines

Zöglings der hohen Karlsschule in Beziehung auf Schiller.

(Fortsetzung.)

Es war ohnehin um die Zeit, wo die Zöglinge sich bestimmten Fächern widmen mußten und genug zu thun hatten, in den Pensis nicht zurück zu bleiben. Schiller wurde Mediziner, ich Soldat. Man kann nicht sagen, daß Schiller diesen Stand aus Vorliebe wählte; es war mehr ein Raptus, oder weil er ihn für liberaler und freier hielt, oder hauptsächlich, weil die darin angestellten Lehrer ihm besser behagten. Es war aber das Urtheil seiner reifern Jahre, daß es auch für den Dichter gut sey, irgend ein wissenschaftliches Fach absolvirt zu haben, sey es was es wolle. Ich wurde Soldat aus jener ungeprüften Vorliebe, die beinahe alle jungen Leute für diesen Stand hegen, und wenn ich schon meine Stelle in der Welt mit Ehre ausgefüllt habe, so gestehe ich mit Ueberzeugung, daß ich weit ausschließlicher für die bildende Kunst gemacht war. Alle meine besten freien Stunden waren auch meistens dem Umgang mit den hervorstechendsten Künstlern unter meinen Kameraden gewidmet, mit Scheffauer, Heideloff, Hetsch, Dannecker; sie schätzten mein Urtheil, und vorzüglich mit Dannecker, (dem mein Gemüth eine eigene Rubrik in meinen Erinnerungen weiht) stiftete sich ein intimeres, nie aufgelöstes und selbst in meinen Feldzügen stets angefrischtes Verhältniß. Diesem Hange zur bildenden Kunst ist es wohl zuzuschreiben, daß mein ästhetisches Gefühl überhaupt früher reifte und Takt erhielt. Allmählig wurde ich der Theilnahme an den Bestrebungen und Produktionen meiner poetischen Kameraden abtrünniger, und in der That war ja auch Schiller damals noch nichts anderes als ein ungestümer Vulkan, der rohe, unförmliche Schlacken auswarf.

Hier ist der Platz, des Vorfalls zu erwähnen, der uns bis zu meinem vorangegangenen Austritt aus dem Institut entzweite. In einer nach der besten Bedeutung des Worts treuherzigen Stunde legte ich Schiller ein Bekenntniß ab, verbreitete mich nicht nur mit Wärme über die Schönheiten einiger bekannten Gedichte, sondern hatte auch die unglückliche, aber arglose Maladresse, eine für die seinigen nachtheilige Parallele anzustellen, ja sogar diejenigen anzugreifen, die mir gewidmet waren, welche die Freundschaft für mich inspirirt hatte. Das traf sein Gemüth; ich sage sein Gemüth, denn gewiß wurde dieses mehr verletzt als der poetische Egoism. Schiller wurde nicht kalt, denn kalt konnte er nicht seyn, aber er zog sich mit einer zerknirschten Empfindung von mir ab, an die ich noch jezt mit einer sehr schmerzhaften denke; denn was einst ein Herz kränkte, ist in keiner nachfolgenden Zeit für kindisch und unbedeutend zu halten. Schiller selbst, der übrigens im Grunde nur eine kurze Zeit seines Lebens seinem Herzen, die übrige nachher mehr seinen Lorbeeren gelebt hat, würde mir gewiß immer gesagt haben, wenn dieses Vorfalls zwischen uns wieder erwähnt worden wäre: du thatest meinem Herzen sehr wehe. Er schrieb mir einen sehr langen Brief, worin seine ganze Seele in Aufruhr war; nie ist eine totale Brouillerie zwischen Verliebten so affektvoll geschrieben worden (dieser Brief nebst mehreren andern ist mir auf eine recht heillose Art abhanden gekommen). Ich antwortete verweisend, daß er meine Meinung falsch ausgelegt ꝛc.; aber seye es gegenseitige mauvaise honte oder sonsten was für eine Trutzerei gewesen, seye es, daß die Freundschaft in diesen Jahren mehr in der warmen Phantasie als tief im Herzen steckte, die Verstimmung blieb, ohne je ein Wort mehr mit einander zu sprechen, bis zu meinem kurz nachher erfolgten Austritt aus der Akademie. Ich wurde als Lieutenant bei einem Infanterieregiment angestellt. Bei den Beschäftigungen, auch Verirrungen meiner neuen Existenz blieb mein Herz leer, und eine unbeschreibliche Sehnsucht nach meinen ehemaligen Umgebungen, vorzüglich nach Schiller erwachte in mir; der Gedanke, mit ihm entzweit zu seyn, wurde mir unerträglich. Ich schrieb an ihn, er antwortete in gleicher Stimmung, und alle Wolken verschwanden, Alles war rein vergessen. Inzwischen waren wir durch unsere Lage getrennt und hatten beinahe keine Communikation.

Nach ohngefähr anderthalb Jahren kam er selbst aus der Akademie und wurde als Regimentsmedicus angestellt. Die Stunde, wo er auf der Parade sich präsentirte, war auch die erste des Wiedersehens. Wie gram war ich dem Decorum, das mich hinderte, den lang Entbehrten zu umfassen! Aber wie komisch sah mein Schiller aus! Eingepreßt in der Uniform, damalen noch nach dem alten preußischen Schnitt, und, vorzüglich bei den Regimentsfeldscherern, steif und abgeschmackt; an jeder Seite hatte er drei steife, vergipste Rollen, der kleine militärische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker, langer Zopf gepflanzt war, der lange Hals war in eine sehr schmale, roßhärene Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den den weißen Kamaschen unterlegten Filz waren seine Beine wie zwei Cylinder von einem größern Diameter als die in knappen Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuhwichs sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Knie recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze, mit der Idee von Schiller so contrastirende Apparat war oft nachher der Stoff zu tollem Gelächter in unsern kleinen Kreisen.

Nun beginnt die für Schillers Charakteristik als Dichter, als Mensch reichhaltigste Epoque, von der ich aus

diesem Grunde zwar vollständig, aber nicht mit biographischem Zusammenhang sprechen könnte. Ich erstaunte und mein Geist beugte sich vor der imponirenden Superiorität und den Fortschritten, die ich bei Schiller antraf. Nicht allein, daß er seine Räuber schon ganz und Fiesco halb im Manuscript hatte, war er in der Geschichte, in den theoretischen philosophischen Wissenschaften nicht nur Professormäßig bewandert, sondern sein tiefer Sinn hatte ihren Gehalt für's Leben gewürdigt. Die Wärme seines Gemüths war weniger brausend zwar, aber wahrer, concentrirter, einhelliger mit der Phantasie. Sein Herz hatte mit dem Geist den Takt gefunden. Dieser kurzen Epoque, wo der Freund mein Lehrer war, verdankt meine Entwicklung und Bildung sehr viel. Schillers Philosophie hatte ein stoisches Gepräg; man findet in seinen Werken prononcirt genug, weß Geistes Kind er war. Den für's Leben so praktischen, stählenden Satz, Glückseligkeit sey mehr eine persönliche Eigenschaft, urgirte er mit schwellender Brust und pfropfte er in die meinige. Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, so war für ihn keine Alternative, als ein großer Mensch im activen öffentlichen Leben zu werden; aber leicht hätte die Festung sein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können. Die Räuber schrieb er zuverlässig weniger um des literarischen Ruhmes willen, als um ein starkes, freies, gegen die Conventionen ankämpfendes Gefühl der Welt zu bekennen. In jener Stimmung hat er oft zu mir geäußert: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß!“

Nun sollten die Räuber edirt werden; eine hochwichtige Angelegenheit, bei der es manche Debatten gab. Zuerst wurde über eine Vignette deliberirt und solche ohne Mühe erfunden: ein aufsteigender zorniger Löwe mit dem Motto: in Tyrannos, was gratis von einem Kameraden aus den Kupferstechern radirt wurde. Nun ging's an den Accord mit einem subalternen Buchdrucker, der, dem Ding nicht trauend, es nicht anders als auf Schillers Unkosten übernahm. Diese Edition, fast Fließpapier, sah aus wie die Mordgeschichten und Lieder aus Reutlingen, die von Hausirern herumgetragen werden. Unbeschreibliche Freude machten die ersten Exemplare; inzwischen, da der Kram, der in Gottes Namen und ohne alle Kundschaft veranstaltet worden war, wenig Abgang hatte, sah Schiller nachgerade den Wachsthum des Haufens mit komisch bedenklichen Augen an.

(Der Beschluß folgt.)

Fossile Augen.

Nach Buckland.

In den ältesten Schichten der Erdrinde, in welchen bisher versteinerte Reste von Thieren gefunden wurden, kommt ein merkwürdiges Thiergeschlecht vor, die sogenannten Trilobiten. Sie gehörten der Classe der Krustenthiere an, und waren somit in der allgemeinen Bildung den jetzigen Krebsen und Krabben verwandt. Sie kommen, und zwar in sehr zahlreichen Arten, in den verschiedensten Ländern vor, im ganzen nördlichen Europa und in Nordamerika, in den Anden, am Cap der guten Hoffnung. Man hat sie bis jetzt bloß in Schichten gefunden, welche älter als die große Steinkohlenformation sind, und da man neben ihnen nur sehr wenige Spuren von andern Krustenthieren entdeckt, so erscheinen sie in der langen Periode zwischen dem Niederschlag der ältesten, Versteinerungen führenden Schichten und dem Ende der Kohlenformation als die vornehmsten Repräsentanten einer Thierclasse, welche später, nachdem jene Urformen von Seekrebsen längst ausgestorben waren, in zahlreichen neuen Familien auftraten. — Diese Trilobiten sind sonderbar und zwar im Allgemeinen so gebildet: das vordere Körperstück besteht aus einem halbmondförmigen Schild, der eigentliche Körper aber aus zahlreichen, übereinandergelegten Segmenten, wie ein Krebsschwanz, und meistens ist er durch zwei der Länge nach verlaufende Furchen in drei Lappen getheilt: daher der Name Trilobiten; bei manchen Arten findet sich noch ein dreieckiger oder halbmondförmiger Schwanz.

Das Bisherige war vorauszuschicken, wollten wir eines der größten Wunder, das die Geologie an's Licht gezogen, näher betrachten. Bei diesen Thieren finden sich nämlich nicht selten die Augen vollkommen erhalten, das heißt in crystallinische Masse, meistens in Kalkspath verwandelt. Die Bildung der Augen bei Insekten und Krustenthieren ist im Allgemeinen bekannt: eine Anzahl kleiner Facetten oder Linsen sitzt am Ende gleich vieler konischer Röhren oder Mikroscope, die dicht aneinandergedrängt sind, so daß das Auge äußerlich als ein einfaches Organ erscheint. Bei manchen Schmetterlingen z. B. beläuft sich die Zahl der Augenfacetten auf dreißig und mehr tausend. An den versteinerten Exemplaren der Trilobiten sieht man nun diese kleinen Linsen noch in ihren Fassungen auf der Hornhaut aufsitzen. Bei einem Thier dieser Art, dem Asaphus caudatus, besteht jedes Auge aus wenigstens vierhundert fast kugelförmigen Linsen, die in besondern Fächern auf der Hornhaut liegen. Das ganze Auge ist ganz für ein Thier berechnet, das beständig auf dem Grunde des Wassers lebte. Abwärts zu sehen, brauchte es unter diesen Umständen nicht, dagegen beherrschte es mit seinen Augen den ganzen Horizont: jedes der oben auf dem Kopf liegenden Augen stellt nämlich so ziemlich einen abgestuzten Kegel vor.

Diese Augen der Trilobiten sind das älteste, ja fast das einzige Beispiel, daß so äußerst zarte Organe von Thieren, welche vor vielen tausend, ja wohl vor Millionen Jahren ausgestorben sind, sich so vollkommen erhalten

haben, daß wir ſie mit den analogen verwandter, jetzt lebender Thiere auf's Genaueſte vergleichen können. Mit ganz eigenem Gefühl betrachtet man dieſe Organe, wenn man bedenkt, daß wir dieſelben Geſichtswerkzeuge in der Hand haben, durch welche einer der früheſten Bewohner unſers Planeten das Himmelslicht einſog. Was aber das Intereſſanteſte und Wichtigſte iſt, dieſe verſteinerten Augen geben uns deutliche Winke über den Zuſtand der alten See und der alten Atmoſphäre, und das Verhältniß beider zum Licht in einer ſo fern liegenden Zeit, wo die früheſten Seethiere mit Augen verſehen waren, welche ganz nach demſelben Princip gebaut ſind, wie die Augen der Kruſtenthiere, welche noch jetzt auf dem Boden der See leben.

Was das Waſſer betrifft, in dem die Trilobiten während der ganzen Uebergangsperiode lebten, ſo konnte es unmöglich jene trübe, chaotiſche Flüſſigkeit ſeyn, aus der manche Geologen das eigentliche Material der jetzigen Erdrinde ſich niederſchlagen laſſen; denn die Augen dieſer Thiere ſind ſo gebaut, daß das Waſſer, auf deſſen Grund ſie ſich aufhielten, jedenfalls ſo rein und durchſichtig ſeyn mußte, daß die Lichtſtrahlen noch zu ihnen dringen konnten. Ferner hinſichtlich der Atmoſphäre ſchließen wir, daß, wäre ſie von der jetzigen materiell verſchieden geweſen, ſie auf die Lichtſtrahlen einen Einfluß hätte äußern müſſen, der ſich in einer entſprechenden Verſchiedenheit zwiſchen den Augen jetztlebender und denen jener älteſten Kruſtenthiere offenbarte. In Beziehung auf das Licht ſelbſt ſagt uns die Uebereinſtimmung dieſer uralten Organe mit jetzigen Augen deutlich und unmittelbar, daß das Wechſelverhältniß zwiſchen Licht und Auge und umgekehrt damals daſſelbe war, wie jetzt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortſetzung.)

Heinzelmann. Humor. Die Grippe. v. Raumer.

Dieſe Eigenthümlichkeit ſollte man, es iſt im Ernſt geſprochen, anerkennen. Es kommt ſo etwas nicht in jedem Decennium vor. Sind auch viele ſeiner Gedichte nur Nachklänge von dageweſenen Weiſen, geglättete Imitationen, ſo ſpricht ſich doch die urſprüngliche Naivität des Verfaſſers in den meiſten zu deutlich aus, als daß man nicht um deßwillen auf dem angedeuteten Standpunkt auf die ganze Sammlung literariſche Rückſicht nehmen müßte. Wer z. B. hat ſeine Balladen und Romanzen ſo eingeleitet:

Die Balladen und Romanzen,
Wie ſie mir im Herzen tanzen,
Möcht' ich ſie in eure pflanzen. —

Man beachte den Anfang der Romanze: „Die beiden Jungfrauen:“

Am frühen Morgen, die Sonne lag zu Bett',
Da kamen zwei Jungfraun, wie Lilien weiß,
Vom Kopf bis zum Fuße ſauber und nett,
Die machten mein Herzblut wie Feuer ſo heiß.

oder die Ballade: „Die Ruine:“

Nah an der Nordſee Strande,
In dichtem Wald verſteckt,
Steht eine Schloßruine
Mit thränenſchwerer Miene,
Das Wehmuth ſie erweckt,

die in ihrer draſtiſch plaſtiſchen Entwickelung nur von der: „Das gebrochene Herz“ betitelt, überboten wird:

Ein Offizier, der bei der Garde ſtand,
Der freit' um der einzigen Tochter Hand,
Bis er die Würde der Lieb' ihr entwand.
Doch bald erfuhr ſie, von Schreck ganz erſtarrt,
Daß er um die Hand der Reicheren warb,
Worauf am Herzbruch das Mädchen dann ſtarb.

Das Wort Unſinn iſt leicht ausgeſprochen; aber die Aufgabe: Unſinn zu machen, überſteigt das Talent, einen nüchternen Sinn in glatten Verſen gefällig auszudrücken. Wo Heinzelmann nicht mehr will, als was er ſelbſt gedacht und gefühlt, in den Worten und Bildern, die ihm zunächſt liegen und ihm gangbar ſind, ausſprechen, wird er Poet in ſeiner Art, und jede Art hat ihre Geltung; ſeine iſt, was noch mehr iſt, eine bewußtloſe. — Aber der Humor will in ähnlicher Weiſe auch hie und da bewußter ſich geltend machen. So hat eben ein Weinhändler einen humoriſtiſchen Weinkeller eröffnet. Seine pathetiſche Ankündigung ſagt: er wolle praktiſch beweiſen, was jüngſt in einem Artikel der Voſſiſchen Zeitung hiſtoriſch erörtert worden: wie alt die Kunſt des Weinſchmierens in Deutſchland ſey. Er hat ungeheuern Zulauf, was freilich auch auf Rechnung der rothen Hoſen ſeiner Kellner zu ſchreiben iſt.

Eben ſo ſtill, als der Carneval ſich angekündigt, iſt es unter unſern literariſchen Notabilitäten. Die Grippe mag wohl noch tiefer als phyſiſch auf die Produktionskraft des Augenblicks influenziren. Dr. Steffens arbeitet an einem Roman; aber er arbeitet ſchon ſehr lange daran. Auch von W. Alexis ſagt man es, er ſelbſt will es aber nicht recht Wort haben. Profeſſor Gans war ernſtlich krank, iſt jedoch wieder in der Geneſung; eben ſo darf man ſich jetzt der Hoffnung überlaſſen, daß Herr v. Chamiſſo's Geſundheitszuſtand wieder hergeſtellt iſt. Während Fr. v. Raumer an den erbeuteten Nachrichten aus den engliſchen Archiven ſichtet (aber keine zweite Reiſebeſchreibung herausgeben will), hat ihn ein unbekannter Freund mit einer wörtlichen Ueberſetzung der feindlichen Kritik des Quarterly Review ſeines „England im Jahr 1835“ überraſcht. Sie ward, ſeparat gedruckt, mehreren Staatsbeamten gratis in's Haus geſchickt. Er ſelbſt iſt ſolche Zuſendungen gewohnt; denn es verging kein Vorfall, bei dem er kräftig ſeine Anhänglichkeit an die Grundſätze des großen Staatsmannes (des Fürſten Hardenberg), unter dem er wirkungsreich gearbeitet, ausgeſprochen, ohne daß nicht eine finſtere Denunciation oder eine bittere Schmähung von den im Finſtern Seufzenden und Hoffenden ihm in's Haus geſchickt ward. Iſt dies ein Zug aus dem alten oder aus dem jungen Deutſchland? Sein Verleger gibt dafür eine Ueberſetzung der Kritiken über das Werk heraus, welche in den achtungswerthern engliſchen Journalen enthalten ſind. Die königliche Academie in London hat Herrn von Raumer bekanntlich durch unanimes Votum zu ihrem Mitgliede ernannt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 58.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 9. März 1837.

Que la religion est terrible et puissante!

Voltaire.
Mahomet.

Der Ramadan und Beiram in Algier. *

Die Religion übt ewig ihre räthselhaften Wunder. Auch der hartnäckigste Zweifler müßte ihr die noch heute wirkende zauberhafte Gewalt zugestehen, fände er Gelegenheit, die Völker des Islam zu beobachten, unter denen die Wunder noch nicht aufhörten, weil der Glaube noch lebendig ist. Welch andere irdische Gewalt vermöchte sonst diese Barbarenhorden zu bändigen, die keinen Gebieter und keine Gesetze kennen, und in ihrer Wildniß so frei wie der Löwe sind? Der Marabut spricht ihnen von den Geboten des Koran, und das Kampfgeheul verstummt, der racheschnaubende Araber versöhnt sich mit seinem mitgläubigen Todfeinde, gibt ihm das geraubte Eigenthum wieder, opfert der Moschee die Silberstücke, die er wie seine Augen liebt; er, der rauhe, wilde Barbar wird wehmüthig, poetisch, wenn ihn die Rede auf den Propheten führt und die verheißene Welt jenseits des Grabes.

Ich habe eine seltsame Zeit in diesem seltsamen Lande verlebt: die dreißig Tage des Ramadan, jener religiösen Feier, während welcher der orthodoxe Muselmann inbrünstiger betet als je, und von Sonnenaufgang bis zu Sonnenniedergang des Essens und Trinkens sich enthält. Der Ramadan zu Algier zeigte mir eine Reihe neuer, nie gesehener Scenen. Den Beginn desselben verkündigen hier 101 Kanonenschüsse. Eine Menge von Lampen werden alsbald auf den Minarets der Moscheen aufgepflanzt, und der Marabut schreit betend das Lob des Schöpfers zum Himmel empor. Hierauf wird es ganz stille in der Stadt, alle Mauren und Araber murmeln leise Gebete, während die Franzosen, ein Gefühl nicht begreifend, dem sie längst fremd geworden, diese andächtigen Gruppen mit Neugierde und Verwunderung betrachten. Dreißig Tage lang erneuert sich jeden Abend dasselbe Schauspiel. Sobald die Sonne hinter dem Atlas versunken, donnert ein Kanonenschuß, worauf die Mauren mit Begierde über ihre Speisen herfallen, die schon lange bereit standen, die aber Niemand vor diesem Signale zu berühren wagte. Ich habe ein sonderbares Beispiel von dieser Gewissenhaftigkeit in der Befolgung dieser religiösen Ceremonie erlebt. Auf meinen Ausflügen in das innere Land hatte ich einmal einen Biskari auf einige Tage in meine Dienste genommen. Durch einen unglücklichen Zufall verloren wir unsere Lebensmittel und brachten in den östlichen Gegenden der Ebene von Metidschad vier-und-zwanzig Stunden ohne die geringste Nahrung zu. Als wir Algier wieder erreichten, war es früh Morgens; ich bezahlte meinen Biskari und eilte zu Tische. Eine Stunde später sah ich ihn wieder in eine Ecke des Hafens gekauert. Ich fragte ihn, ob er gegessen; er schüttelte ernst den Kopf, mit dem

* Von unserm Korrespondenten in Algier. A. d. R.

Ausrufe: „Allah amehr sahm!“ d. h. „Gott befiehlt mir noch zu fasten.“ Er harrte mit dem leeren Magen und dem Brode in der Kapuze bis zum Abend aus. Der Hunger quälte ihn ohne Zweifel arg, dies drückten seine blassen, magern Züge deutlich aus, aber er hätte um keinen Preis gegessen. Als der Kanonenschuß ertönte, riß er das Brod aus seiner Kapuze und verschlang die Bissen gierig wie ein Wahnsinniger.

Haben die Mauren ihr frugales Mahl verzehrt und ihr Täßchen Kaffee geschlürft, so begeben sie sich in Schaaren nach den Moscheen, deren Minarets und innere Säulenhallen die Nacht hindurch erleuchtet stehen. Es gefällt mir an den Mauren, daß sie den Christen den Besuch der Moscheen nicht verwehren, nur verlangen sie, daß leztere der allgemeinen Sitte sich fügen, die Schuhe vor dem Eintritte auszuziehen und die geheiligten Teppiche nur mit bloßen Füßen zu berühren. Bei der Anwesenheit des Herzogs von Nemours machte der Mufti den jungen Prinzen auf diese unerläßliche Ceremonie, welche selbst der Dey nie zu verletzen wagte, aufmerksam. War es aber, daß der Prinz den Mufti nicht verstand oder sich als Königssohn zu hoch dünkte, einem solchen Gebrauche sich zu fügen, er und sein militärischer Schweif schritten mit Stiefeln und Sporen, die finstern Mienen der Mauren verachtend, in den mahomedanischen Tempel ein.

Das Innere der großen Moschee ist imposant durch seine Größe und Einfachheit. Die einzige prächtige Ausschmückung derselben besteht in den rothsammtnen Teppichen, welche den Boden in der Nähe des Allerheiligsten decken. Das ungeheure Säulengewölbe wird während des Ramadan von zahllosen Lampen verklärt. Die Höhe des Gebäudes ist unbedeutend, aber in seinen weiten Räumen könnte man sich verirren. Dieselben schließen zwei große Höfe ein, wo schöne Marmorfontainen mit geweihtem Wasser rauschen und Pomeranzenbäume und riesenhafte Trauerweiden die Schatten ihrer dichten Zweige darüber breiten. Das Allerheiligste besteht in einer Wandvertiefung, über welcher eine halbkreisförmige Kuppel sich wölbt; die Mauren nennen dieselbe Marabut, weil der Priester hier steht und seine Gebete spricht. Arabische Inschriften, Sprüche aus dem Koran enthaltend, schmücken die Wände über dem Allerheiligsten; man gewahrt auch in der Nähe einige Mosaiken, die von den Ruinen der römischen Stadt Rusgenia kommen sollen.

Ich brachte oft ganze Abende in den Moscheen während der Gebete des Ramadan zu. Es war ein eigenthümlicher Genuß für mich, den mysteriösen Gottesdienst dieser interessanten Völker zu belauschen. Gewöhnlich saßen drei Reihen von Betern, das Gesicht dem Marbaut zugewendet, in den Säulengängen mit gekreuzten Beinen. Darunter erblickte ich Mauren, Türken, Kuloglis, Araber, Kabylen, Mozabiten, Biskaris und Neger; jeder dieser Volksstämme hatte seine Repräsentanten geschickt. Der Türke in bunter, prächtiger Kleidung kauerte nieder an der Seite des schmuzigen, halbnackten Biskari, der bleiche Maure mit edelgeformten, schönen Zügen neben der abscheulichen, mißgestalteten Orangoutanglarve des Negers, alle mit denselben Gefühlen frommer Andacht jenem Wesen zugewendet, von dem das Räthsel der Farben und Gestalten ausgegangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jugenderinnerungen

eines

Zöglings der hohen Karlsschule

in Beziehung auf Schiller.

(Beschluß.)

Schiller wohnte in einem kleinen Zimmer Parterre mit dem mit ihm aus der Akademie gekommenen Lieutenant Kapff (in Ostindien gestorben). Wir waren arm und hatten meistens gemeinschaftliche frugale, aber durch jugendliche gute Laune sehr gewürzte Abendmahlzeiten, die wir selbst bereiten konnten, denn eine Knackwurst und Kartoffelsalat war alles. Der Wein war freilich ein schwieriger Artikel, und noch sehe ich des guten Schillers Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlöß seines Magazins überraschen und erfreuen konnte; da war die Welt unser.

So blieb es eine gute Weile, doch fing nach und nach das Meteor am literarischen Himmel zu zünden an. Ich erinnere mich, daß einige Reisende Beleprits in schöner Equipage vor das Quartier angefahren kam, z. B. Leichenring. So schmeichelhaft ein solcher Zuspruch nachher dünkte, war er doch im ersten Augenblick nicht sehr erbaulich, denn man befand sich in dem größten, nichts weniger als eleganten Négligé, in einem nach Tabak und allerhand stinkenden Loche, wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken und an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen ꝛc. nichts anzutreffen war, als in einem Eck ganze Ballen der Räuber, in dem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen u. dgl. unter einander. Eine schüchterne, stillschweigende Revue dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran.

Um diese Zeit gab eine poetische Neckerei mit dem Dichter Stäudlin, dem Herausgeber des schwäbischen Musenalmanachs und Anführer der poetischen Zunft im Lande, Schillers Anthologie des Daseyn, weniger (nach Schillers Sinn) um zu rivalisiren, als vielmehr den Almanach zu zermalmen; auch wollte man es mitunter hinsichtlich des Lucrativen mit etwas Anderem probieren. Das schwäbische Repertorium kam später, und als man

ſchon von den Räubern mit Bedeutung ſprach, heraus. Für Schiller ſollte dieſe periodiſche Schrift dienen, kritiſche Anſichten über ſeine andern Produkte an den Mann zu bringen. Die meiſten Gedichte in der Anthologie ſind von Schiller, denn ſeine Fahne hatte etwas Unheimliches, Energiſches, das ſentimentale, weichliche poetiſche Rekruten eher abſchreckte als anzog.

Die gehalt- und gluthvollen Gedichte an Laura ſchlummerten ſchon lange in Schillers Bruſt; es war die Liebesmyſtik dieſer jugendlichen, erſt ausfliegenden Feuerſeele, und nichts weniger als eine Laura gab dieſer Flamme den Durchbruch. Schiller wohnte in dem Hauſe einer Hauptmannswittwe; ein gutes Weib, das, ohne im mindeſten hübſch und ſehr geiſtvoll zu ſeyn, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieſes, in Ermanglung jedes andern weiblichen Weſens, wurde Laura. Schiller entbrannte, und abſolvirte übrigens dieſen ohnehin nicht lange dauernden platoniſchen Flug ganz gewiß ehrlich durch.

Endlich ging Schillers Sonne auf; man weiß aber, wie ihn gerade dies aus dem Vaterland vertrieb. Er ging, und ſo wurde er eigentlich in ſeine nachherige glänzende Laufbahn verſtoßen. Schillers Stimmung war bei dieſen Umſtänden ſehr gefaßt und männlich. Unvergeßlich bleibt mir eine, dem Gefühl ganz ausſchließlich geweihte Nacht, die er bei mir auf der Wacht zubrachte. Der zweite Morgen ſah ihn nicht mehr in Würtemberg; ſeine Bücher hatte er mir vermacht. Von der Senſation, die dies Verſchwinden machte, iſt nicht der Mühe werth zu ſprechen. Die Meiſten ſahen hierin ein Pendant zu den Räubern. — Schiller ſchrieb mir von Mannheim, ihm Abſatz zu verſchaffen, und um ein Porträt von ihm in Miniatur, das ich ſchon angefangen hatte; denn es war im Werke, daß Schiller eine Tochter des ſpekulativen Herrn Schwan heirathen ſollte, aber es wurde nichts.

Schillers frühere, ihn am meiſten anziehende Lektüre waren Shakeſpeare und Plutarch. In der Akademie hatten wir eine ſo zu ſagen mechaniſche, monotone Berührung mit andern Menſchen, entweder trockenen Aufſehern oder jungen Schwärmern. Dieſe Iſolirung mit ideellen Vorſtellungen währte auch eine geraume Zeit außerhalb der Akademie aus Blödigkeit und Unkenntniß der Geſellſchaft und ihrer Verhältniſſe fort. Dieſe Umſtände erklären, deucht mich, viel die Richtung und Ausbildung Schillers. Dieſer große Geiſt planirte ſo zu ſagen über den höchſten Höhen und Tiefen des Menſchen in einem ideellen Flug. Wie ein höheres Weſen erfaßt er den Menſchen in ſeinen größten Momenten, er weiß die geheimen, mächtigen Hebel zu regieren, des Menſchen Herz und Nieren zu rühren, zu erſchüttern; aber Andere haben vielleicht den ganzen Menſchen in Saft und Blut, in ſeiner durch Modifikationen der Verhältniſſe ausgebildeten Individualität und Identität beſſer geſchildert. — Von den Epoque machenden neuern Dichtern war Goethe ſein Liebling. Hier verdient bemerkt zu werden, daß, während Werther (nach meinem Gefühl jetzo noch einer der vorzüglichſten deutſchen Romane) uns ganz feſſelte, Schiller mehr an andern Produkten des großen Dichters Behagen fand. Vorzüglich weidete er ſich an der Rolle des Beaumarchais in Clavigo. — Einige kräftige Gedichte Schubarts machten bei ihrer Erſcheinung ſtarken Eindruck auf Schiller, vorzüglich die Fürſtengruft. Er wallfahrtete deßwegen ein paar Mal auf den Asperg, um den damalen noch ſcharf Surveillirten kennen zu lernen. Aber bei der Gegenwart eines ſteifen, aufpaſſenden Sergeanten oder des Feſtungskommandanten konnte die Mittheilung nur flach ſeyn. Schiller hatte kein fortgeſetztes, etablirtes Verhältniß mit Schubart. — Außer Klopſtock war Uz von Schiller vorzüglich und beinahe mehr als Erſterer goutirt. — Schiller trieb Anfangs ſein Fach als Arzt mit Ernſt und nicht als Nebenſache. Er wollte übrigens auch hier Kraftſtücke liefern, die aber weder geriethen, noch zum Beſten recenſirt wurden. Das degoutirte ihn völlig vom Handwerk.

Schiller war von langer, gerader Statur, lang geſpalten, langarmig, ſeine Bruſt war heraus und gewölbt, ſein Hals ſehr lange; er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeſte Eleganz in ſeiner Tournure. Seine Stirne war breit, die Naſe dünn, knorplich, weiß von Farbe, in einem merklich ſcharfen Winkel hervorſpringend, ſehr gebogen, auf Papageienart, und ſpitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen inclinirten ſich bei der Naſenwurzel nahe zuſammen. Dieſe Partie hatte ſehr viel Ausdruck und etwas Pathetiſches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es ſchien aber, wenn Schiller mit Gefühl ſprach, als wenn die Begeiſterung ihr dieſe Richtung gegeben hätte, und ſie drückte ſehr viel Energie aus; das Kinn war ſtark, die Wangen blaß, eher eingefallen, als voll, und ziemlich mit Sommerflecken beſät; die Augenlieder waren meiſtens inflammirt, das buſchige Haupthaar war roth, von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geiſtermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energiſches, auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller deklamirte. Aber Schillers Stimme war kreiſchend, unangenehm, er konnte ſie eben ſo wenig beherrſchen, als den Affekt ſeiner Geſichtszüge; dieſes hätte Schiller immer gehindert, ein erträglicher Schauſpieler zu werden. Dannecker hat dieſen Kopf unverbeſſerlich aus Marmor gehauen.

Schillers Vater war von einem ganz verſchiedenen äußern Schlag, als der Sohn. Schillers Mutter hingegen war ganz das Porträt ihres Sohnes in der Statur und Geſichtsbildung, nur daß das liebe Geſicht ganz

weiblich mild war. Nie habe ich ein beſſeres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt. Wie oft ſind wir zu ihr gewallfahrtet, wenn wir einen guten Tag haben wollten! Was wurde dort für das liebe Wunderthier von Sohn und ſeine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten!

Unter Schillers Lehrern wurde der engelgleiche Mann, der Profeſſor der Philoſophie, Abel, Schillers Freund, Aufmunterer und ſehr genereuſer Unterſtützer in der Noth. Während unſerer erſten Trennung, als Schiller noch in der Akademie blieb, ſcheint ein Mann auf deſſen Fortſchritte, nicht nur in der ſpekulativen Philoſophie, ſondern im Erwerb reiner praktiſcher Grundſätze den größten Einfluß gehabt zu haben: das war ſein Mitzögling Lempp.* Schiller ſprach während unſerer Wiedervereinigung oft und mit einer Art von Cult von ihm. In jener lezten Nacht, die ich mit Schiller zubrachte, war es auch für Schillers ſehr gerührte Seele das Tröſtendſte, Genügendſte, mir dieſen, mir noch unbekannten Freund vermachen zu können. Es hat ſeine Zinſen getragen; ohne dieſes Kapital wäre ich ſehr arm geblieben.

* Geſtorben 1819 als Geheimerath in würtembergiſchen Dienſten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Beſchluß.)

Injurienproceſſe. Grippe. Eiſenbahnen.

Es hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß auch die Stadt Potsdam mit einer Injurienklage gegen den Schriftſteller Rellſtab einkommen wolle, weil derſelbe in einer humoriſtiſchen Reiſe die Ehre der Stadt gekränkt haben ſollte. Obſchon es in verſchiedene Zeitungen wie eine Wahrheit übergegangen, kann Ihr Referent doch zur Ehre der Potsdamer verſichern, daß es ein unbegründetes Gerücht iſt. Der Ausfall, unbeſonnen und ungelegen, auch in ſeinem Detail unwahr, hätte mehrere achtungswerthe Individuen und namentlich einige Veteranen aus dem lezten Kriege allerdings verletzen können, wenn nicht mehr geſunder Sinn in jedem alten Militär vorauszuſetzen wäre, als daß ein hoher Offizier, der die Kugeln des Feindes nicht geſcheut, ſich mit einem reizbaren italieniſchen Muſiker auf dieſelbe Anklägerbank ſetzen würde, um ſich durch die ſchwerfälligen Waffen der Geſetze gegen die flüchtigen Angriffe einer Feder vertheidigen zu laſſen. Doch iſt das Lächerliche an der Sache allerdings wahr; nur trifft es Potsdam nicht, wo, bei einer ernſtern Bildung, der Spaß wohl verſtanden wird, ſondern eine kleine Stadt an der ſchleſiſchen Grenze, wo dies nicht der Fall ſeyn mag, und die ich deßhalb aus Schonung nicht nennen will. Der dortige Magiſtrat hat von einer andern Reiſeſkizze Rellſtabs offizielle Notiz genommen, und ſich auf's Tiefſte verletzt erklärt, weil ein Student in ſeinem Tagebuche der Stadt einen Spitznamen beilegt — wenn ich nicht irre, nennt er es gar ein „Spitzbubenneſt“ — und im dortigen Wirthshauſe geprellt ſeyn will. Ob nun ſchon, gleich dahinter, ein zweiter Student in ſein Tagebuch nur Rühmliches von bemelderter Stadt einträgt, will doch Magiſtratus den dramatiſchen Witz nicht verſtehen, ſondern beſteht darauf, wie der ſelige Dupperig, er will abſolut ein — Injuriirter ſeyn. Kaum ſollte man es für möglich halten, aber es iſt ſo: er hat eine förmliche Denunciation beim Kammergericht eingereicht und auf Unterſuchung gegen den Schriftſteller propter crimen laesae urbis angetragen. Daß Kläger per decretum ab und zur Ruhe verwieſen worden, brauche ich Ihnen nicht erſt zu melden. Gehört es aber zu den betrübenden, oder zu den wohlthätigen Symptomen der Zeit, daß noch 1836 ein ſolcher Spaß als baare Wirklichkeit vorkommen kann, den wir in den alten Komödien ſchon als verbraucht und unwahrſcheinlich hinnehmen?

Die Grippe greift noch immer ſtörend in alle geſelligen Vereine und Vergnügungen ein. Daß die Sterblichkeit größer ſeyn ſoll, als zur Zeit der Cholera, gehört wohl zu jenen Berechnungen, die ſich dem Willen des Rechners fügen müſſen, um ein voraus verlangtes Reſultat zu liefern. Beim großen Ordensfeſte hatte der bisherige geiſtliche Redner, Biſchof Eylert, dem Biſchof Neander Platz gemacht. Wenn man die Theaterzettel lieſt, fällt zuerſt in's Auge die lange Liſte krank gemeldeter Schauſpieler und Schauſpielerinnen; an Neuigkeiten, die meldenswerth wären, gebricht es daher gänzlich. Doch wird mir eine Extemporation, die hier nicht häufig vorfällt, im Augenblicke, wo ich dieſes ſchreibe, angezeigt. Eine mit einer ſchönen Stimme begabte Sängerin des Königsſtädtiſchen Theaters, Dlle. Linbach, iſt plötzlich aus dem Contrakt mit dem Direktor Cerf auf und davon gegangen. Um dem ſeltenen Vorfall noch einen romanhaftern Beiſchmack zu geben, hatte ſie ſich den Tag vorher heimlich, und doch in der Kirche, ihrem Bräutigam antrauen laſſen. Der Direktor liebt nicht die Eheverbindniſſe unter ſeinen Schauſpielern, und ertheilt daher nur ſelten die Erlaubniß, zu heirathen. Da er auch dieſer Ehe entgegen geweſen, hat die junge Sängerin kurzen Proceß gemacht, und einen Gatten und den Abſchied zugleich genommen, was ihr hier Niemand verdenkt. Dafür hat dies Theater in einer Dlle. Dickmann eine angehende Sängerin gewonnen, welche, aus einer guten Schule, bei ihrem erſten Debut ſehr große Erwartungen erregt hat.

Erfreulich iſt es mir, Ihnen zum Schluß berichten zu können, wie jezt alle Schwierigkeiten, die wirklichen wie die fingirten, welche gegen unſere preußiſchen Eiſenbahnplane erhoben worden, beſeitigt erſcheinen, und das große Werk, wohl vorbereitet, ſchon im kommenden Frühjahr begonnen werden dürfte. Es gereicht unſern Behörden zum Ruhm, daß ſie im Anfang nicht zu leicht mit der Ertheilung von Conceſſionen verfahren ſind, und dadurch dem Aktienſchwindel keinen Vorſchub geleiſtet haben. Deßhalb ſind auch unſere Papiermänner auf der Börſe weniger als anderwärts dieſen großartigen Unternehmungen geneigt, und bemühen ſich noch immer, Zweifel gegen die Realiſirung unſerer Hoffnungen und den Ertrag der Bahnen zu nähren. Feſt ſteht aber jezt, daß eine Bahn über Potsdam bis Riſa, zur Verbindung mit der Leipzig-Dresdener Bahn, ausgeführt wird; demnächſt eine direkte von Berlin nach Stettin, welche den Flor einer unſerer ergiebigſten, aber vom Verkehr allzu getrennten Provinz, Pommerns, bedeutend heben dürfte, und eine von Berlin nach Frankfurt an der Oder, welche ſpäterhin ſich an die Breslau-Berliner anſchließen ſoll.

Berichtigung.

In Nr. 56 des Morgenblatts Sp. 1 Z. 3 beliebe man eines zu ſtreichen, und Sp. 2 Z. 1 leſe man Verehrern.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 59.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 10. März 1837.

— Die Angst
Erstickt mich und die Kniee zittern mir. —
— Sprecht, gute Frau; was habt Ihr mir zu sagen?
Schiller.

Der junge Arzt.

Nacherzählt * von Dr. Woldemar Seyffarth.

Vor dreißig und einigen Jahren saß ein junger Mann, der seit Kurzem als ausübender Arzt sich in London niedergelassen und Namen und Beruf an die Hausthür angeschlagen hatte, eines späten Decemberabends in seiner kleinen Unterstube neben dem hellen Kaminfeuer. Die Nacht war kalt, in plätschernden Tropfen schlug der Regen an's Fenster und der Wind heulte im Schornstein. Der junge Arzt hatte sich den ganzen Tag durch Dick und Dünn herumgetrieben, fühlte sich deßhalb doppelt gemächlich in dem warmen Schlafrocke und den bequemen Pantoffeln, und gab, halb wachend, halb schlummernd, seinen unsteten Gedanken Audienz. Erst lauschte er dem Regen und dem Winde und bedachte, wie unfreundlich die scharfen, kalten Tropfen ihm in's Gesicht schlagen würden, wenn er nicht gemächlich daheim säße beim heitern Kaminfeuer. Dann trat er im Geiste die jährliche Weihnachtsreise in die Heimath an und zu seinen liebsten Freunden; er bedachte, wie sie alle sich freuen werden, ihn wieder zu sehen, und wie glücklich es Rosa machen werde, wenn er ihr sagte, daß er endlich einen Patienten bekommen, daß er gerechte Hoffnung habe, deren mehr zu bekommen, und daß er sich bald einfinden werde, sie heimzuholen, um dann nicht mehr einsam am Kaminfeuer zu sitzen, sondern in ihrem Blicke Aufmunterung zu lesen zu immer neuem Eifer. Dabei verlangte ihn, zu errathen, wer wohl sein erster Patient seyn, wann er bei ihm anklopfen und ob er ihn herstellen, oder ob es ihm vielleicht aus besonderer Fügung der Vorsehung beschieden seyn werde, nie einen Patienten zu bekommen. Und dann dachte er wieder an Rosa und schlummerte ein und träumte von ihr, bis er den eigenthümlichen Wohllaut ihrer lustigen Stimme vernahm und ihre kleine, weiche Hand auf seiner Schulter fühlte.

Es lag eine Hand auf seiner Schulter, doch war sie weder klein noch weich, sondern das beträchtliche Eigenthum eines wohlgenährten, dickköpfigen Waisenhausknaben, welchen der Kirchspielvorsteher gegen freie Kost und einen Wochenlohn von einem Schilling dem jungen Arzte vermiethet hatte, seine Arzneien und seine Botschaften auszutragen, der aber, weil jene nicht in Nachfrage und diese nicht vonnöthen waren, seine ganze freie Zeit — ohngefähr vierzehn Stunden täglich — damit zubrachte, Pfeffermünze zu destilliren, seines Leibes zu pflegen und zu schlafen.

* Nacherzählt den eigenen Worten des Arztes, gegen dessen Wahrhaftigkeit kein Zweifel besteht und der seit dem die Erzählung begründeten Vorfall einer der geachtetsten Aerzte Londons geworden ist. W. S.

„Herr Doktor, eine Dame! eine Dame, Herr Doktor!“ raunte der Bursche seinem Herrn zu, indem er ihn etwas unsanft schüttelte. „Was für eine Dame?“ rief der junge Arzt, rasch auffahrend, halb ungewiß, ob sein Traum Täuschung, und halb vermuthend, daß die Angemeldete Rosa sey; „was für eine Dame? und wo, wo?“ — „Da, dort!“ versezte der Bursche, auf eine Glasthür zeigend, welche nach dem chirurgischen Zimmer führte, und mit einem Ausdrucke von Angst in Miene und Gebehrde, wie solcher wohl die Folge einer ersten Patientenerscheinung seyn konnte. Aber auch der junge Arzt schauderte unwillkührlich, als er den unerwarteten Besuch erblickte. So nahe der Thüre, daß ihr Gesicht fast die Glasscheibe berührte, stand eine ungewöhnlich große Frau, in tiefer Trauerkleidung. Der Obertheil ihres Körpers war sorgsam in einen schwarzen Shawl gehüllt, und ein dichter schwarzer Schleier bedeckte das Gesicht. Sie stand kerzengerade, offenbar in ihrer vollen Größe, und obgleich der junge Arzt fühlte, daß die Augen unter dem Schleier auf ihm hafteten, verrieth doch keine Bewegung, kein Zucken, daß sie ihn sich nähern sah.

„Sie wünschen mich um Rath zu fragen?“ redete der junge Arzt, nicht ohne einiges Bangen die Gestalt an, nachdem er die Thür aufgethan, und da diese gegen ihn sich öffnete, war die Gestalt zu keiner Veränderung ihres Standpunktes genöthigt; auch blieb sie regungslos. Der Arzt wiederholte seine Frage, und wie zum Zeichen der Bejahung senkte jene jezt den Kopf. „So bitte ich einzutreten,“ sagte der Arzt. Die Gestalt trat einen Schritt vor, wendete dann den Kopf nach dem dicken Laufburschen hin und schien, während diesen ein kalter Schauer überrieselte, in ihrer Bewegung zu stocken. „Geh hinaus, Tom!“ befahl der Arzt dem ihn anklotzenden Burschen; „zieh den Vorhang zu und schließ die Thür.“ Der Laufbursche that, wie ihm geboten, zog einen grünseidenen Vorhang über das Glasfenster, verfügte sich in das chirurgische Zimmer und schloß die Thür, kniete dann aber ungeheißen nieder, um ohne Verzug sein rechtes Auge mit dem Schlüsselloche in Berührung zu bringen. Der junge Arzt rückte inzwischen einen Stuhl an's Kamin und machte die Pantomime der Bitte, Platz zu nehmen. Die geheimnißvolle Gestalt näherte sich langsam, und bei dem hell auf ihren schwarzen Anzug fallenden Feuerscheine sah jener, daß der untere Rand des Kleides von Schmutz und Wasser triefte.

„Sie sind sehr naß,“ sagte er. „Das bin ich,“ versezte die Fremde mit hohler Stimme. „Und Sie sind krank?“ fragte der Arzt, voll Mitleid für eine Frau, deren Ausdruck heftigen Schmerz verrieth. „Ich bin sehr krank,“ war die Antwort, „nicht körperlich, sondern geistig. Nicht um meinetwillen komme ich zu Ihnen. Wäre Krankheit des Körpers mein Leiden, so würde ich allein, zu dieser Stunde, in solcher Nacht nicht aus seyn, und fühlte ich vier-und-zwanzig Stunden später mich zum Tode krank, Gott weiß, wie gern ich mich niederlegen und ihn bitten würde, mich sterben zu lassen. Nein, für einen Andern flehe ich Sie um Beistand, Herr Doktor. Es mag Wahnsinn seyn, daß ich für ihn darum bitte — ich glaube, es ist Wahnsinn; aber Nacht für Nacht, in den langen, traurigen Stunden des Wachens und Weinens hat der Entschluß mich nie verlassen; und obgleich ich einsehe, daß menschliche Hülfe für ihn verloren ist, so macht doch der bloße Gedanke, ihn selbst ohne einen Versuch in's Grab zu betten, mir das Blut erstarren.“

(Die Fortsezung folgt.)

Der Ramadan und Beiram in Algier.

(Fortsezung.)

Bald begann der Mufti, oder in seiner Abwesenheit einer der Marabuts das Gebet durch eine Art von Geschrei, welches mich verblüffte und betäubte. Es waren die gewöhnlichen, Gott rühmenden Ausrufe aus den Suraten des Koran. Die Stimme des Marabut wurde bald durchdringend und grell, bald fiel sie wieder in ein dumpfes Murmeln herab; das fromme Geschrei hatte etwas Banges, Unheimliches. Es war so kläglich-demüthig, so erschütternd, so herzzerreißend, daß man die Wehetöne der Verdammten aus dem Pfuhle ihrer Qual zu hören wähnte. Auf mich machte dieser Gottesdienst einen schauerlichen, befremdenden Eindruck, besonders wenn ich vor mir die Reihen der sonderbaren betenden Figuren in ihren verschiedenen Kostümen überblickte. Diese Menschen verfielen in die seltsamsten Zuckungen, warfen sich alle auf einmal mit dem Gesichte zur Erde nieder, blieben eine Weile bewegungslos und fuhren dann wieder convulsivisch in die Höhe, sich krümmend wie die Würmer. Es ist ein merkwürdiger Anblick, den stolzen Muselmann vor seinem Allah sich so beugen zu sehen, mit der zitternden Demuth eines sündigen Sklaven. Hat er sich müde gebetet, so erhebt er sich, rüttelt zum lezten Male an seinem Rosenkranze, neigt das Haupt auf die Brust und murmelt dem heiligen Orte die Abschiedsphrase zu. Im Hofe badet er sich Hände und Füße in dem geweihten Wasser, zieht dann seine Sandalen wieder an und verläßt die Moschee mit der gewöhnlichen Gravität. Jedes Individuum der verschiedenen Völker kehrt von diesem allgemeinen Vereinigungspunkte, wo der Unterschied der Stände aufhört, zu seinem gewöhnlichen Leben und Treiben wieder zurück; der Maure in sein steinernes Haus, wo in der prächtigen Säulengalerie die Gattin ihn mit zärtlichen

Küſſen empfängt, der Araber in ſeine Wildniß, der Kabyle auf ſeine Berge. Auf ihrem Heimwege machen ſich dieſe andächtigen Beter keinen Skrupel daraus, das Eigenthum ihrer Glaubensbrüder zu plündern oder dem erſten Chriſten, den ſie in der Einſamkeit ertappen, die Kehle abzuſchneiden.

Einen merkwürdigen Einfluß übt übrigens zu jeder Zeit der Marabut über dieſe Völker. Sein Wort ſchlichtet die Fehden der kriegführenden Stämme und verwandelt ihren Haß bald in die brüderlichſte Einheit. Was die Marabuts über die Araber und Berber vermögen, davon erzählt der gelehrte mauriſche Schriftſteller Sidi-Hamdan-Ben-Othman-Kodſcha, ein Mann, der die Berberei, ſein Vaterland, gründlich kennt, ſo manche merkwürdige Beiſpiele. Wenn die Marabuts dieſe Völker im Namen ihrer Religion zu den Waffen rufen, ſo kennt ihr Fanatismus keine Grenzen, und ſie verachten dann Bajonette und Kanonenkugeln, die ihnen bei Kämpfen, wo die Begeiſterung fehlt, ſo großen Schrecken einflößen. Ueberall, wo die Kabylen auf das Tapferſte ſich ſchlugen, war es gewiß in der Nähe des Grabmahls eines jener Heiligen, oder ein lebender Marabut ſtellte ſeinen greiſen Bart an die Spitze ihrer Horden. Selbſt die Scheikhs und die Stammälteſten gelten bei ihren Stämmen nichts, im Vergleiche mit den Marabuts.

Der dreißigtägigen Feier des Ramadan folgt der Beiram, ein dreitägiges Feſt der Freude und Verſöhnung, wo der Muſelmann für die lange Faſtenzeit ſich ſchadlos hält. Obgleich dieſe Feier in die gewöhnliche Regenzeit, den Januar fiel, ſo begünſtigte doch diesmal ausnahmsweiſe das ſchönſte, köſtlichſte Wetter die drei Freudentage. Es war ein merkwürdiges Schauſpiel, ſo viele Tauſende von Eingebornen vor dem Thore Bab-el-Wad im Sonnenſcheine ſich luſtig tummeln zu ſehen. Alle Mauren waren auf das Prächtigſte gepuzt, namentlich die Knaben, die in den reichen, goldgeſtickten Jacken und den weiten Seidenhoſen, mit den holden, roſigen Geſichtern als die hübſcheſten morgenländiſchen Stuzer erſchienen. Die mauriſche Jugend vertrieb ſich vor dem Thore Bab-el-Wad die Zeit mit den mannichfaltigſten Beluſtigungen. Ein alter Türke dirigirte ein großes Schaukelrad, das mit kleinen Mauren bedeckt war; andere vornehmere Kinder wurden von den Negern und Biskaris in großen Schubkarren geführt. Die ſonſt ſo ernſten Männer ſahen dieſem luſtigen Treiben ihrer Kinder mit großer Zufriedenheit zu und ſtrichen ſich in behaglichſter Laune die Bärte. Das Faſten war zu Ende, und während der drei Tage des Beiram wurde fröhlich geſchmauſt. Alle Bekannten, die ſich begegneten, umarmten ſich und berührten mit den Lippen die rechte Schulter des Freundes. Einen auffallenden, komiſchen Anblick gewährten an dieſem Tage die muſicirenden Negertruppen. Von früheſter Morgenſtunde an durchſtreiften ſie mit Trommeln und eiſernen Klappern die Straßen, ſtanden vor jedem Hauſe ſtill und machten mit ihren Inſtrumenten ein ſolches Getöſe, daß bald alle Hausbewohner aus dem Schlafe aufgeſchreckt wurden. Die ſchwarzen Plagegeiſter blieben ſo lange vor der Thüre, bis ſie einige Sous erhielten, und man gab ſie gerne, um den hölliſchen Lärm los zu werden.

Während der Tage des Beiram boten die mauriſchen Kaffeehäuſer ein originelleres Schauſpiel als je. Sie waren alle mit Kaffee ſchlürfenden Mauren angefüllt. Dieſe Kaffeehäuſer, deren es in Algier eine Unzahl gibt, beſtehen aus langen, finſtern Gemächern, auf deren beiden Seiten ſich Bänke, mit rohrgeflochtenen Decken belegt, befinden. Hier ſitzen die Mauren, Kuloglis und Araber mit gekreuzten Beinen, aus dem Rohre der roththönernen, langen Pfeife graugelbe Dampfwolken blaſend. Ein Neger- oder Maurenknabe reicht den Kaffee in einer kleinen Taſſe mit ſilbernem Geſtelle. Der Kaffee iſt in der Regel gut, ſtark und ſehr heiß; ein Drittheil der Taſſe füllt der Kaffeeſatz, der immer mit hineingegoſſen wird. Der überaus langen Pfeife, die man dazu erhält, fehlt das Mundſtück, und die Oeffnung iſt unverhältnißmäßig groß; dennoch ſchmeckt der treffliche Tabak, der aus den Thälern des Atlas kommt, wo die Kabylen ihn pflanzen, aus den langen Pfeifen auf das Beſte. Da die Taſſe Kaffee mit Tabak nur zwei Sous koſtet, ſo finden ſich auch ziemlich viele Europäer in dieſen Etabliſſements ein; viele aber führt mehr Neugierde als Sparſamkeit hin.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Börne. Gérard.

Den Deutſchen in Paris kam Börne's Tod unerwartet, obſchon er ſeit langer Zeit ſchwach und leidend war. Am lezten Sylveſterabend fehlte er im Kreiſe, welcher eine liebenswürdige deutſche Familie in Paris an dieſem Abend zu verſammeln pflegt, und wo man ihn ſonſt zu ſehen gewohnt war. Den Sommer pflegte er zu Auteuil neben Paris zuzubringen. Er war etwas taub; dies benahm ſeinem geiſtreichen Geſpräche viel von ſeinem Reize. In den lezten Jahren hatte er ſich durch eine ſonderbare Kur von ſeinen Leiden zu befreien geſucht, indem er ſich mit kaltem Waſſer den Körper übergießen ließ; dadurch hoffte er ſich zu ſtärken und abzuhärten; allein das Uebel lag in ſeiner Bruſt, und kein Waſſer konnte ihn davon befreien. Das Bruſtübel ſcheint aber erſt in den lezten Jahren bei ihm ſich entwickelt zu haben. Als er im Jahr 1823 nach Paris kam, war er voller Luſt und Leben; damals ſchrieb er eine Menge geiſtreicher Aufſäze für das Morgenblatt; damals ſagte er in einem derſelben: „Es gibt nichts Angenehmeres auf der Welt, als in Paris zu ſterben; denn kann man dort ſterben, ohne auch dort gelebt zu haben?“ Dieſe Freude iſt ihm

auch zu Theil geworden, aber nicht ganz wie er es sich vorstellen mochte. Uebrigens sagte er auch damals schon: „Siedle dich mit deinem Glücke an, wo du willst, die Trauer ist deine Nachbarin.“ Sein blasses, geistreiches Gesicht mit den lebhaften, stets umherrollenden Augen und den pechschwarzen, herabhängenden Haaren machte auf Jeden einen Eindruck, den man nicht wieder vergessen konnte. Damals machte er viele Besuche, und man sah ihn häufig. In den lezten Jahren legte ihm seine schwache Gesundheit die Pflicht auf, still und ruhig zu leben. Sein lebhafter Geist konnte aber nicht unthätig bleiben: an Allem, was in Deutschland vorfiel, nahm er den innigsten Antheil; beständig bekam er Besuche von ankommenden Deutschen. Er hatte das Glück, in einer deutschen Familie zu leben, welche ihn sehr liebte, und der er auch seit lange innig anhing. Er unternahm eine französische Zeitschrift unter dem Titel la Balance, als Fortsezung seiner ehemaligen Wage; aber diese kleinen Heftchen, meistens über deutsche Politik, konnten in Frankreich wenig ansprechen, und für Deutschland hätten sie nicht französisch geschrieben seyn sollen. Früher hatte er Lamennais Worte eines Gläubigen in's Deutsche übersezt und in Frankreich drucken lassen. Er wollte eine Geschichte der französischen Revolution für Deutsche schreiben; ich weiß nicht, ob er diesen Vorsaz ausgeführt hat. Sein lezter Werk ist seine polemische Schrift gegen Menzel; am Ende derselben legt er sein politisches Glaubensbekenntniß ab, und faßt gleichsam in Einem Punkte die Grundsäze zusammen, die er stets behauptet und für welche er gekämpft hat. Er mochte fühlen, daß er keine Gelegenheit mehr haben werde, sich mit dem Publikum zu unterhalten. Diese Schrift kann also als seine Abschiedsrede angesehen werden; sie ist auch nur wenige Wochen vor seinem Tode erschienen. Er selbst sagte zu seinen Freunden: „Es ist Zeit, daß mich Jemand abdise, ich kann nicht mehr!“ Doch war sein Geist noch immer so thätig, daß er an einem Tage, da der Arzt fürchtete, er werde den Geist aufgeben, gegen einen Freund, der ihn besuchte, den Wunsch äußerte, Schach mit ihm zu spielen. Jemanden, der ihn fragte, wie es mit ihm stehe, antwortete er: „Flau, wie mit der Literatur des heil. römischen Reichs.“ Zulezt ward er aber so schwach, daß er nicht mehr sprechen konnte, und am 12ten, spät Abends, verschied er. Es wurde ihm von der Familie, in deren Hause er gestorben, ein ziemlich stattliches Leichenbegängniß veranstaltet. Auch benachrichtigte sie die in Paris wohnenden Deutschen, und am 15ten Morgens früh fand sich eine Menge derselben in seiner Wohnung ein. Von da ging der Zug geradewegs nach dem Gottesacker du Père Lachaise, anstatt sich erst nach einer Kirche zu begeben, wie in Paris üblich ist. Gegen hundert Deutsche und einige wenige Franzosen folgten dem Leichenwagen. Die Deutschen waren fast lauter Jünglinge, großentheils Studenten und Handwerker, von denen Manchen Frankreich eben das ist, was es Börne war, eine Zufluchtsstätte. Der Zug ging über die Boulevards und dann durch die Tempelvorstadt, wo er sich nach der Barrière de la Requette hinaufwandte; erst nach einer Stunde langte er hier an, und nun ging es durch den großen Eingang des weitläufigen Friedhofs zwischen langen Reihen von Gräbern die Anhöhe hinauf. Als der Leichenwagen stillehielt, wurde der Sarg von den deutschen Jünglingen herabgenommen und noch eine Strecke weit hinaufgetragen zu dem für den Todten bestimmten Grabe. Venedey, welcher vor einigen Jahren in Paris eine deutsche Zeitschrift: der Geächtete, angefangen hatte, hielt eine wohlabgefaßte Rede, worin er besonders die politischen Leistungen Börne's hervorhob; ihm folgte Berly, welcher unter andern sagte, man werde einst aus Deutschland nach Börne's Grabe wallfahrten. Auch ein Franzose, Raspail, welcher einige Aufsäze Börne's aufgenommen hatte, als Raspail noch das Tageblatt le Reformateur herausgab, hielt eine Rede, die bereits gedruckt erschienen ist. Dann wurde der Sarg mit Erde bedeckt. Das Grab befindet sich auf einem Vorgebirge der Anhöhe, worauf der Friedhof liegt, und man kann von da einen beträchtlichen Theil von Paris überschauen. Seitdem ist eine Subscription eröffnet worden, um Börne ein Denkmal zu errichten, das auch ohne Zweifel zu Stande kommen wird. Seine deutschen Landsleute verlieren an ihm einen überaus geistreichen und an allen öffentlichen Angelegenheiten den lebhaftesten Antheil nehmenden Gesellschafter, den man gerne seine Meinungen entwickeln hörte, man mochte nun seine politischen Ansichten theilen oder nicht.

Nun ist auch der einzige, noch übergebliebene, oder wenigstens unter den Uebriggebliebenen der beste Schüler aus der Davidschen Malerschule, Baron Gérard, verschieden, und zwar in einem Alter, das sich noch bedeutend hätte verlängern können. Ob sein Künstlerruhm dadurch gewonnen haben würde, ist freilich zweifelhaft; denn die lezten Arbeiten Gérards standen augenscheinlich den frühern nach; allein er hätte sein Leben ruhig genossen und auf seinen Lorbeern ausgeruht, ganz verschieden von dem Schicksale seines Lehrers David, welcher in der Verbannung gestorben ist, und seines Kollegen Gros, welcher aus Verzweiflung darüber, daß das jezige Geschlecht sein Talent verkannte, sich selbst das Leben genommen hat. Dem Anscheine nach war kein Künstler glücklicher als Gérard; er hatte arm und hülflos seine Künstlerlaufbahn betreten, aber nach den ersten Schwierigkeiten bahnte sich allmählich der Weg für ihn; als Geschichtsmaler fand er bei der Regierung verdiente Anerkennung, als Porträtmaler nahmen eine Menge reicher Personen, Könige, Fürstinnen und Privatleute, sein großes Talent in Anspruch. Große Künstlerarbeiten waren ihm vom Staate aufgetragen worden; an einer derselben, den Seitengemälden der Kuppel des Pantheons, arbeitete er noch acht Tage vor seinem Tode. Die Regierung belohnte ihn mit freigebiger Hand, von den Reichen ließ er sich theuer bezahlen, und so konnte er in seinen spätern Jahren ein gemächliches, genußreiches Leben führen, ein Haus in der Stadt und eines auf dem Lande (zu Auteuil) halten, als begüterter Privatmann leben und zahlreiche Gesellschaft empfangen. Obschon er sich seine Gemälde gut bezahlen ließ, so war er doch nichts weniger als eigennüzig. Seinen Gehalt als königlicher Maler wollte er nicht beziehen, weßhalb der jezige König ihn einmal fragte, ob er mit ihm schmolle. Vor wenigen Jahren wünschte die Stadt Marseille ein Gemälde, „die Pest im Jahr 1720,“ von ihm zu haben. Er vollendete dieses große Gemälde, schlug aber die Bezahlung aus. Die Stadt konnte ihn bloß dazu bewegen, eine silberne Vase als Beweis ihrer Dankbarkeit anzunehmen. Sie ließ durch einen geschickten Künstler das Gemälde lithographiren und wollte ihm die Zeichnung schenken; Gérard gab sie dem Künstler, der sie verfertigt, und dieser verkauft seitdem die lithographischen Blätter für seine Rechnung. Von einigen seiner Gemälde hat Gérard selbst Zeichnungen veranstalten lassen, und die Platten sind noch das Eigenthum seiner Wittwe.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 60.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 11. März 1837.

— Fruantur
Vocibus obscoenis omnique libidinis arte!
Juvenal.

Der Ramadan und Beiram in Algier.

(Beschluß.)

Während des Beiramfestes traf ich einen Maler, der mit mir die Ueberfahrt von Toulon gemacht hatte, in dem großen maurischen Kaffeehaus der rue de l'état major. Dieser Künstler hatte einen vortrefflichen Augenblick gewählt. Statt der gewöhnlichen drei maurischen Musiker waren fünf anwesend, und an ihrer Seite zwei unverschleierte Maurinnen, Mädchen aus der gemeinsten Klasse. Die Violine mit den vier Saiten, die maurische Cyther und das Tamburin begleiteten den halb redenden, halb singenden Troubadour, welcher den ganzen Tag seine unendlich komisch klingenden Lieder ableierte. Dieselben sind meistens so obscönen Inhalts, daß ich nicht wage, auch nur einen Vers wiederzugeben. In seltsamem Contraste hörte ich dagegen bei den Arabern in der Regel Gesänge ernster Art, wie Kriegsgesänge, Mährchen und religiöse Lieder. Die beiden maurischen Schönen stimmten von Zeit zu Zeit in die zärtlichen Gurgeltöne des alten Liedermannes ein und liebäugelten dabei mit den umhersitzenden Gästen. Während dieser Scene arbeitete der an der Thüre sitzende Künstler an seiner Zeichnung fort, ohne sich durch die zudringliche Neugierde der kleinen Mauren, die gar zu gerne ihre netten Figuren auf dem Bilde sehen mochten, irre machen zu lassen. Ich habe bei dieser Gelegenheit keineswegs bemerkt, daß diese Mahomedaner Furcht oder Abneigung vor dem Porträtiren zeigten. Die Alten waren dabei völlig gleichgültig und die Jungen neugierig. Dem unermüdlichen Skizzenzeichner sehr gelegen, ereignete sich in diesem Augenblick ein seltener Auftritt. Ein betrunkener Araber trat ein, sezte sich wie die übrigen mit gekreuzten Beinen auf die Rohrdecke und verlangte mit lallender Stimme Kaffee. Er warf hierauf seinen Bernuß zur Erde und saß fast ganz nackt unter den übrigen, wobei er zugleich so komische Grimassen schnitt, daß wir Europäer mit den Maurenknaben uns des lauten Lachens nicht enthalten konnten. Die alten Mauren dagegen behaupteten ihren gewöhnlichen Ernst und sahen auf den Verletzer ihrer Religionsgebote mit der Miene des Abscheus.

Ein anderer Ort, der während des Beiramfestes zahlreiche Besucher von Eingebornen und Europäern hatte, war das maurische Volkstheater Gharaguß. Dasselbe befindet sich in einem der schmuzigsten Winkel der Stadt. In einem finstern Gewölbe sieht man dort eine Menge von Eingebornen, namentlich Biskaris und maurische Knaben, auf der Erde gekauert sitzen. Die Blicke Aller sind dem Hintergrunde zugewendet, wo, ganz ähnlich unsern chinesischen Schattenspielen, auf einer erleuchteten, ölgetränkten Papierplatte die schwarzen, redenden Figürchen

erscheinen. Unter diesen zeichnet sich denn Gharaguß, der maurische Hanswurst, durch seine riesenhafte Größe, seine drolligte Figur und seine derben Späße aus. Es geht hier gerade zu wie auf den deutschen Marionettentheatern und bei den Polichinells des südlichen Europa. Man prügelt sich von Anfang bis zu Ende, und Gharaguß, ein echter Beduine, ist der Held, welcher die meisten Schläge bekommt und austheilt. Es wird bald arabisch, bald französisch gesprochen, denn der Theaterdirektor ist ein angestellter Dolmetscher, welcher, um die anwesenden Europäer nicht zu langweilen, auch französische Phrasen einmischt und französische Soldaten auftreten läßt, welche mit Gharaguß sich zanken und herumbalgen. Um durch das ewige Einerlei der Prügelscenen die Zuschauer nicht zu ermüden, mischen die Schauspieler eine Reihe von obscönen Episoden ein, die so scheußlicher, unnatürlicher Art sind, daß jeder Mensch, der nicht unter die Klasse der verworfensten Wüstlinge gehört, hier das Auge bald mit Ekel abwenden muß. Wahrlich, die Mauren können ihre Kinder in keine fürchterlichere Lasterschule schicken, als in dieses beliebte Volkstheater. Wundert man sich da noch, daß dieses Volk so tief in Entartung, Feigheit und Knechtschaft gesunken ist, wenn man seine Jugend das schmutzigste Gift einsaugen sieht, welches alle Energie und Geistesfreiheit zerstört? Die französische Regierung sieht solchem Skandal mit wohlgefälliger Toleranz zu, und sie hat nichts gethan, diese und ähnliche Orte der schreiendsten Unmoralität zu schließen. Leztere befinden sich im Gegentheile seit der Anwesenheit der Franzosen besser als je, sie bezahlen keine Auflagen mehr, wie früher zu den Zeiten des Dey, und daher mehren sich dieselben noch beträchtlich. Frankreich hingegen lieferte dazu ein Heer von Mädchen, deren Anzahl die der Kolonisten gewiß um das Dreifache übersteigt.

Der junge Arzt.

(Fortsezung.)

Ein Schauder, wie keine Verstellung ihn zu erkünsteln vermag, zuckte bei diesen Worten über die Gestalt der Sprechenden, und in ihrem ganzen Wesen lag ein Ernst der Verzweiflung, der dem jungen Manne das Herz krampfhaft zusammendrückte. Er war noch Neuling in seinem Berufe, hatte von dem Elende, das allen Aerzten täglich vor Augen tritt, noch nicht genug gesehen, um gegen menschliches Leiden verhältnißmäßig abgestumpft zu seyn. „Wenn der Kranke, von dem Sie sprechen," sagte er, hastig aufstehend, „so ohne Hoffnung darnieder liegt, ist jede Minute kostbar. Ich werde Sie unverweilt begleiten; doch — haben Sie sich bereits ärztlichen Rathes bedient?" — „Nein," antwortete die Fremde, wehmüthig die Hände faltend, „es wäre früher nutzlos gewesen — es ist auch jezt nutzlos."

Der junge Arzt starrte den schwarzen Schleier an, gleich als wolle er die darunter verborgenen Züge entziffern, aber der Schleier war zu dicht. „Sie sind krank," entgegnete er mit sanfter Stimme, „Sie sind es, ohne es zu wissen. Das Fieber, das Ihnen die Kraft gab, die Anstrengung nicht zu empfinden, welcher Sie offenbar sich unterzogen haben, brennt jezt in Ihren Adern. Trinken Sie das," fuhr er fort, ihr ein Glas Wasser füllend; „beruhigen Sie sich und sagen Sie mir dann, so gefaßt wie möglich, woran der Kranke leidet und seit wie lange er gelitten hat. Ich muß das wissen, wenn mein Besuch ihm nützen soll, und dann lassen Sie uns unverzüglich gehen."

Die Fremde führte das Glas zum Munde, ohne den Schleier zu heben, sezte es aber unberührt nieder und brach in Thränen aus. „Ich weiß," schluchzte sie laut, „daß, was ich Ihnen jezt zu sagen habe, Ihnen Fieberwahnsinn dünken muß. Man hat mir das bereits angedeutet, wiewohl minder freundlich als Sie. Ich bin nicht jung, und man behauptet, je näher das Leben seinem Schlusse komme, desto theurer werde dem Menschen der lezte, kurze, in den Augen Anderer werthlose Ueberbleibsel, theurer als alle vergangenen Jahre, obschon an sie die Erinnerung sich knüpft an alte, längst verstorbene Freunde, und an jüngere, vielleicht an Kinder, die von uns abgefallen sind und uns so ganz vergessen haben, als wären sie auch gestorben. Das natürliche Ziel meines Lebens kann nicht über viele Jahre hinaus stehen, und das Leben sollte mir also lieb seyn. Aber ohne Seufzer — mit Freuden — mit Entzücken wollte ich es von mir legen, wäre das, was ich Ihnen jezt zu sagen habe, unwahr oder eingebildet. Er, von dem ich spreche — ich weiß das, obgleich ich gern ein Anderes glauben möchte — er wird morgen früh außer dem Bereiche menschlicher Hülfe seyn, und dennoch, wiewohl er in tödtlicher Gefahr schwebt, dürfen Sie ihn heute nicht sehen, könnten Sie ihn heute nicht retten."

„Ich will Ihren Kummer nicht vermehren," erwiederte der junge Arzt nach einer kurzen Pause, „und enthalte mich daher über das, was Sie so eben geäußert haben, jeder Bemerkung. Auch verlange ich nicht Mittheilung eines Geheimnisses, das, wie es scheint, Sie absichtlich zu bewahren wünschen. Doch liegt ein Widerspruch in Ihren Worten, den ich selbst mit der Wahrscheinlichkeit nicht zu einigen vermag. Er, von dem Sie sprechen, kämpft diese Nacht mit dem Tode, und ich darf ihn nicht sehen, während mein Beistand ihm vielleicht nützen könnte. Morgen, vermuthen Sie, wird jede

menſchliche Hülfe nutzlos ſeyn, und dann, ſcheint es, wünſchen Sie, daß ich ihn ſehe. Iſt er Ihnen wirklich ſo werth und lieb, wie Ihre Worte, wie Ihr ganzes Benehmen es andeuten, warum nicht ſein Leben zu retten ſuchen, ehe Verzug und fortgeſchrittene Krankheit es unmöglich machen?“ — „So helfe mir Gott!“ rief die Fremde, heftig weinend. „Wie kann ich hoffen, daß Andere mir glauben ſollen, was mir ſelbſt unglaublich iſt! Sie wollen ihn alſo nicht ſehen?“ fragte ſie, raſch aufſtehend. „Das habe ich nicht geſagt,“ entgegnete der Arzt; „allein das muß ich Ihnen ſagen, daß, wenn Sie bei dieſer — außergewöhnlichen Verzögerung verharren und er, von dem Sie ſprechen, ſterben ſollte, Sie eine furchtbare Verantwortung trifft.“ — „Die Verantwortung wird irgendwen ſchwer treffen,“ erwiderte die Fremde, „die mich treffende werde ich im Stande ſeyn zu tragen.“ — „Mir,“ verſetzte der Arzt, „kann, weil ich Ihrem Wunſche mich füge, keine zur Laſt fallen. Ich will alſo den, von dem Sie ſprechen, morgen früh beſuchen. Laſſen Sie mir ſeine Adreſſe. Und um welche Stunde ſoll ich kommen?“ — „Um neun,“ antwortete die Fremde. — „Verzeihen Sie eine zweite Frage,“ fuhr der Arzt fort; „befindet er ſich jezt unter Ihrer Pflege?“ — „Nein,“ war die Antwort. „Geſezt alſo,“ ſagte Jener, „ich gäbe Ihnen Anweiſung, wie Sie ihn während dieſer Nacht behandeln ſollten, Sie könnten davon keinen Gebrauch machen?“ Ein abermaliges Nein war die von einem heftigen Thränenſtrom begleitete Antwort.

Ueberzeugt von der Fruchtloſigkeit des Verſuchs, durch fortgeſezteſ Geſpräch ſich genügendere Auskunft zu verſchaffen, und in der Abſicht, das Gefühl der Fremden zu ſchonen, das, Anfangs mit Gewalt unterdrückt, jezt unwiderſtehlich hervorbrach, erneuerte der junge Arzt ſein Verſprechen, ſich am folgenden Morgen um die beſtimmte Stunde einzufinden, erhielt die Adreſſe nach einem entlegenen Theile von Walworth und ſah dann die Fremde das Haus eben ſo geheimnißvoll verlaſſen, wie ſie es betreten hatte.

Es iſt leicht zu glauben, daß ein ſo ſeltſamer Beſuch im Gemüthe des jungen Arztes einen tiefen Eindruck hinterließ, und daß er lange und eben ſo lange vergebens die vorwaltenden Umſtände ſich zu erklären ſuchte. Gleich vielen Andern hatte auch er von einzelnen Beiſpielen gehört und geleſen, wo ein Vorgefühl des Todes den lezten Tag, ja die lezte Minute voraus verkündet und die Prophezeihung ſich erfüllt hat. Einen Augenblick war er geneigt, den gegenwärtigen Fall dahin zu zählen; doch dann fiel ihm bei, daß alles diesfalls Gehörte und Geleſene immer nur von ſolchen gegolten, die ihren eigenen Tod vorausgeſehen, und die Fremde hatte ja nicht von ſich, hatte von jemand anders, von einem Manne geſprochen. Es war nicht anzunehmen, daß ein bloßer Traum, eine bloße Verirrung der Phantaſie ihr Veranlaſſung gegeben haben ſollte, von ſeiner nahen Auflöſung mit ſo furchtbarer Gewißheit zu ſprechen. Oder ſollte es im Plane ſeyn, morgen früh Jemand zu ermorden, die Frau darum wiſſen, durch einen Eidſchwur ſich zum Schweigen verpflichtet haben, jezt Reue fühlen, und unfähig, die That zu hindern, doch vielleicht durch den ſchnellen Beiſtand ärztlicher Kunſt den Tod des Schlachtopfers verhüten wollen? — Unſinniger Einfall, ſagte der junge Arzt zu ſich ſelbſt, ſo etwas in der nächſten Umgebung der Hauptſtadt, in einer Entfernung von kaum zwei Meilen zu vermuthen! — Und er verwarf die Minuten lang genährte Idee und kam wieder auf ſeine urſprüngliche Meinung zurück, daß der Verſtand der Fremden gelitten habe. Die Unmöglichkeit, das anſcheinende Räthſel auf andere Art einigermaßen genügend zu löſen, verwandelte bald ſeine Vermuthung in Ueberzeugung, obſchon es während der langen, ſchlafloſen Nacht, wo er ſich vergebens abmühte, den ſchwarzen Schleier aus ſeinen Gedanken zu verbannen, an immer neuen, widerſprechenden Zweifeln keineswegs fehlte.

(Die Fortſezung folgt.)

Diſtichen.

„Immer ſtrebe zum Ganzen.“

Jeglicher Tag ſey ein Bild, ein freundliches Lebensgemälde,
Jeden bezeichne ein Werk, Jeden die rüſtige That.
Hebſt du auch Einen Stein nur auf, gefugt und gemeißelt,
Paſſend zum Ganzen geformt, ſieh', du vollendeſt den Bau.
Herrlich gleichet des Lebens Vereinzelung dann ſich zur Form aus,
Und es erfreut dich ſein Bild, hehr wie die Hallen des Doms.

Herameter ſind leicht.

„Meine Kinder, ich wünſche euch eine geſegnete Mahlzeit.“ *
Dank dir, trefflicher Voß, daß du die Kunſt uns gelehrt.
Leicht ſind Herameter, ſieh, wir zählen mit flüchtigem Finger,
Dactylus hüpfet von ſelbſt, trozten Spondäen nur nicht.

Hölty.

Hier ſind Hölty's Gedichte: wer Sehnen und Schmerz in der Bruſt trägt,
Glühend von Liebe das Herz, dennoch kein Liebchen errang;
Wer die Welt voll Blumen erblickt, voll duftiger Blüthen,
Ach! und keine gepflückt, weine und klage mit ihm.

* Luiſe v. Voß, I. Jh. B. 56.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Gérard. Kunstausstellung.

Es hatte Gérard sehr geschmeichelt, daß die Regierung einen großen Saal im Louvre neben der Gemäldegalerie zur Aufstellung zweier seiner Meisterstücke hatte einrichten lassen. Diese beiden Malereien waren die Schlacht bei Austerlitz und der Einzug König Heinrichs IV., also ein Gemälde aus der Kaiserzeit und eines aus der Restaurationsperiode. Ersteres hatte er seitdem sogar etwas verlängert und überarbeitet, um es zu einem symmetrischen Pendant des zweiten zu machen. Schmeichler (denn auch ein großer Künstler hat Schmeichler, wie ein Machthaber) nannten den Raum, wo die beiden Gemälde aufgehängt waren, den Gérardschen Saal. Allein in der letzten Zeit ließ der König die beiden Gemälde, als historische Stücke, dem Versailler Museum einverleiben. Dies verdroß den Mann außerordentlich; er sagte, er könne das Louvre nicht mehr betreten. Vergebens stellte man ihm vor, in Versailles würden seine Meisterstücke so gut bewundert werden, als im Pariser Louvre; der Gedanke, einen eigenen Raum im Louvre einzunehmen, hatte etwas so Anziehendes für ihn, und er hatte sich dergestalt an diesen Lieblingsgedanken gewöhnt, daß die Entfernung der beiden Gemälde den Mann schmerzte, als ob man ihn von innigen Freunden getrennt hätte. Gérard litt schon lange an hypochondrischen Anfällen; dieser im Umgange mit der großen Welt so heitere, so geistreiche, so belesene Künstler war höchst unglücklich, wenn er sich allein befand und von seinem Spleen überfallen wurde. Jemand, der ihn vor zehn oder zwölf Jahren auf einer Reise nach England begleitete, hat mir hievon Züge erzählt, die sich mit dem sonst so einnehmenden, gefälligen Betragen Gérards kaum in Uebereinstimmung bringen lassen. Dazu kam, daß Gérard einen verschwenderischen Bruder hatte, dessen Schulden zu bezahlen er sich aus Redlichkeit verpflichtete. Alles dies blieb der glänzenden Gesellschaft unbekannt, welche sich am Mittwoch Abend, oder vielmehr in der Nacht bei ihm versammelte. Nach seinem heitern Wesen und nach seiner Theilnahme an allen merkwürdigen Geistes- und Kunstprodukten des In- und Auslandes zu schließen, hätte man nimmer vermuthet, daß ein Kummer an Gérard nage; auch war sein Geist stark genug, um demselben nicht zu unterliegen; er ist an einem Schlagflusse nach einer Krankheit von wenigen Tagen gestorben. Was die Kunst in Paris durch seinen Tod verliert, wird allgemein anerkannt. Seinen angenehmen Umgang, seine Mittwochvereine werden Einheimische und Fremde lange vermissen. Berühmte Gelehrte, Künstler, geistreiche Männer und Frauen trafen hier zusammen; ein Fremder fand sich mitten im Kreise von Menschen, deren Namen ihm die Zeitungen oft vor Augen gebracht hatten, deren Werke und Leistungen ihm längst schon bekannt waren. Auch gab ihm diese Gesellschaft ein getreues Bild von den großen Cirkeln in Paris, wenn sie allen denjenigen geöffnet sind, welche sich durch Talent und Wissenschaft, oder durch geistreiche Unterhaltung auszeichnen. An dem Hausherrn war die große Belesenheit und sein scharfsinniges Urtheil über neue Geistesprodukte auffallend. Man hatte Mühe, zu begreifen, wie dieser für die Kunst lebende Mann, dem auch die gesellschaftlichen Verhältnisse viele Zeit raubten, doch noch Muße finden könne, sich mit den neuen literarischen Erscheinungen genau bekannt zu machen. Es heißt, er habe nur wenige Stunden dem Schlafe gewidmet und einen Theil der Nacht sich vorlesen lassen. Seine Lebensumstände und seine Malereien sind bei Gelegenheit seines Todes so umständlich in den hiesigen Journalen besprochen worden, daß ich mich hier nicht darauf einzulassen brauche. An den öffentlichen Kunstausstellungen nahm Gérard schon lange keinen Antheil mehr, wie die meisten ältern Maler zu thun pflegen, welche sich nicht der Vergleichung mit jüngern, die zum Theil ihre Schüler sind, aussetzen wollen. Ihr Ruf ist einmal begründet, und ihre Stellung eben so; sie haben also nicht mehr nöthig, um die Volksgunst zu buhlen, und überlassen den Tummelplatz der Louvregallerie jüngeren Leuten. Eine solche Ausstellung wird nun in wenigen Tagen wieder stattfinden; bereits sind die alten Gemälde im Louvre bei Seite gesetzt, um einstweilen den neuern Platz zu machen. Wahrscheinlich werden wieder einige tausend Stücke zu schauen seyn, wie bei den letzten Ausstellungen; denn weder Fleiß, noch Zahl der Künstler hat abgenommen, und bei der Ueberfüllung aller Stände in der langen Friedenszeit kann es auch nicht fehlen, daß die Künstler jetzt einen sehr zahlreichen Stand ausmachen, ohne noch die Vielen mitzurechnen, welche aus Liebhaberei die Kunst treiben, und wovon Einige es ziemlich weit bringen. Die Künstler haben ihre Vereine, ihre Journale, und eine Menge von Kunsthandlungen geben sich mit dem Verkaufe der neuen Kunstprodukte ab, welche nicht von der Regierung oder von Privatleuten bestellt worden sind.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 54:

Das Schwalbennest.

Räthsel.

Ich trage die Krone seit alter Zeit,
Und kleide mich gerne mit wolligem Kleid,
Das ohne Respekt vor der Krone zumeist
Man mir muthwillig vom Leibe reißt.

Und, wie sonst Schlösser zu ihrem Schutz,
Umzieht mich ein Graben, doch mir zum Trutz,
Weil meinen Räubern er neue Kraft
Mit seinem Wasser im Bade schafft.

Mein Kleid, mit farbigem Bande geschmückt,
Hat Manchen zu Nachtgedanken entzückt,
Die doch höchst selten so frommen Schwung
Genommen haben, als die von Young.

Und ungeachtet ich Dreifuß bin,
Zieht kein Orakel doch durch mich hin,
Spektakel aber erlebt' ich genug,
Eh' man mich endlich nach Hause trug.

J. G. W.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 13. März 1837.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Uhland.

Gedichte von Joh. Val. Kutscheit.

Introitus.

Lockend singt die Nachtigall,
Feierlich die Lerche;
Doch wir Andern sind darum
Eben noch nicht Störche.

Jeder singt so seinen Ton,
Seine eigne Weise:
Einer singt, wie Bach und Busch,
Liebeslieder leise;

Andrer laut, wie Wasserfall,
Wetter in den Lüften,
Und ein Dritter dumpfig hohl
Nachtgesang aus Grüften.

Doch im Einklang sind es gar
Süße Symphonien,
Die, wie Blumenketten, weich
Unser Herz umziehen.

Geht denn, Lieben, geht auch ihr
Liederchen und Lieder;
Tönt mir aus dem vollen Chor,
Wie sich's ziemet, wieder.

Die Grabblümchen.

Blümchen, als dem Herbst zum Raube
Euch des Sturmes Hauch zerweht,
Sprach's zu mir aus eurem Staube:
„Was da Schönes lebt, vergeht!“

Als beschneit die Gräber ruhten,
Schnee den Augen euch verbarg,
Sprach es: „So umfängt die Guten
In dem Erdenschoß der Sarg.“

Nun in frischer Lebensschöne
Euch der Lenz uns wiedergab,
Lispelt's mir, wie Harfentöne:
„Immer deckt sie nicht das Grab!“

Die fortziehenden Schwalben.

In die Ferne, o wie gerne
Zög' ich mit euch, schnelle Schwalben!
In die blüthenreiche Ferne,
Wo die Wälder nimmer falben;

In des rothen Goldes Länder,
Wo des Moslems Feuersöhnen
Dicht in faltige Gewänder
Sich verhüllen zarte Schönen;

Wo vor ſeinem Zelt im reichen
Kaftan auf dem grünen Raſen,
Dem beſchatteten, dem weichen,
Ruht der König der Oaſen.

Hoch um Palmen und um Cedern,
Um die Minarets, die ſchlanken,
Fliegen mit den leichten Federn
Seh' ich dort euch in Gedanken.

In den Katakomben baut ihr,
Ew'gen Wohnungen des Friedens,
Und von Pyramiden ſchaut ihr
Auf die Ueppigkeit des Südens.

Sitzen in der Hindu Kreiſen
Könnt ihr vor den Bambushütten,
Und bei ihres Brahma weiſen
Enkeln ſeyd ihr wohl gelitten.

Dennoch habet ihr im Norden
Die verlaſſ'nen Neſter lieber,
Von den ewig grünen Borden
Zieht ihr bald zu uns herüber.

Kehret bald zurück von jenen
Sonnenreichen Frühlingsküſten,
Und den Mai, den blütheſchönen,
Bringet mit, den vielbegrüßten!

Anakreontikon.

Der Diamanten Feuer,
Des eitlen Goldes Blinken
Und klarer Perlen Glänzen
Hat niemals mich gerührt.

Doch ſchöner Augen Feuer
Und lieber Augen Winken,
Drin helle Thränen glänzen,
Hat manchmal mich verführt.

Der junge Arzt.

(Fortſetzung.)

Früh am folgenden Morgen begab der junge Arzt ſich auf den Weg nach Walworth. Noch heutzutage iſt der von London entlegenſte Theil dieſes Ortes ein elender, aus vereinzelten Häuſern beſtehender Platz, aber vor dreißig und einigen Jahren war das Ganze kaum beſſer als eine traurige Wüſtenei, wo nur wenige, und nur Menſchen von zweideutigem Charakter wohnten, die entweder zu arm waren, um in einer beſſern Nachbarſchaft ſich anzuſiedeln, oder deren Lebensweiſe und Lebenserwerb gerade dieſe Einſamkeit ihnen beſonders lieb und angenehm machten. Von den Häuſern, die jezt nach allen Richtungen hin ſich zeigen, ſind die meiſten erſt ſeit den lezten Jahren entſtanden, und von denen, die damals in unregelmäßigen Zwiſchenräumen exiſtirten, war die bei Weitem größere Zahl von der roheſten Bauart und der erbärmlichſten Einrichtung.

Ein ſolcher Ort war ſchlecht geeignet, den jungen Arzt bei ſeiner Wanderung aufzuheitern oder auch nur das bange, trübe Gefühl zu bewältigen, welches der ſeltſame Beſuch des vergangenen Abends in ihm geweckt hatte. Die ihm angegebene Richtung führte ihn von der Hauptſtraße auf krummen, oft abgebrochenen Querpfaden über eine ſumpfige Gemeindetrift: hier und da eine durchlöcherte, in Trümmer fallende Hütte, ein verkrüppelter Baum oder ein Waſſertümpel, der in Folge des lezten ſtarken Nachtregens ſich in einer Art langſam kriechender Bewegung zu befinden ſchien, zeigte ſich gelegentlich am Fußpfad, und hier ein armes Stück Gartenland mit ein paar morſchen, zu einer Sommerwohnung zuſammengeſchlagenen Bretern, dort ein altes Pfahlwerk, mühſelig ausgebeſſert mit einigen, aus den benachbarten Hecken geſtohlenen Stöcken, gaben, wie von der Armuth der Bewohner, ſo von der Gewiſſensleichtigkeit, mit welcher ſie das Thema vom fremden Eigenthume behandelten, vollgültiges Zeugniß. Bisweilen trat ein ſchmuziges Weibsbild vor die Thür einer noch ſchmuzigeren Hausflur, um entweder den Inhalt irgend eines Geſchirrs auszugießen oder einem kleinen, baarfüßigen Mädchen nachzuſchreien, das mit einem ziemlich gleich großen, blaß und ſchmuzig ausſehenden Kinde auf dem Arme ſich ein halbes Dutzend Schritte weit von der Thür entfernt hatte. Mit dieſen Ausnahmen war Alles ſtill und leblos, und der kalte, feuchte Nebel, der jede Fernſicht verſperrte, diente nur dazu, die Einöde noch einſamer zu machen.

Nach einer Menge bald widerſprechend, bald ungenügend, häufig aber gar nicht beantworteter Fragen, und nachdem er knöcheltief durch Schlamm und Schmuz ſich matt und müde gewadet, ſtand der junge Arzt endlich vor dem Hauſe, das ihm als der Ort ſeiner Beſtimmung angedeutet worden. Es war ein kleines, niedriges Gebäude mit einem Stockwerk, ſeinem Aeußern nach öder und verdächtiger als irgend eines, an dem er vorüber gekommen. Hinter dem einzigen Fenſter des Stockwerks hing ein alter, gelber, dicht zugezogener Vorhang, und die Fenſterladen des Erdgeſchoſſes waren zwar zugemacht, aber nicht verſchloſſen. Uebrigens ſtand das Haus ganz allein und ſo, daß von ihm aus kein anderes zu ſehen war. Der junge Mann verweilte erſt einige Augenblicke

vor dem Hause und ging dann einige Schritte um daſſelbe, ehe er den Muth faſſen konnte, anzuklopfen. Und Niemand darf ihn deßhalb der Haſenherzigkeit beſchuldigen. Die Londoner Polizei war damals ſehr verſchieden von dem, was ſie jezt iſt; Bauluſt und Sinn für Verſchönerung hatten die Vorſtädte noch nicht eng mit der Hauptſtadt verbunden; in vielen, und ganz vorzüglich in Walworth, ſammelten ſich die ſchlechteſten, verworfenſten Menſchen, und während ſelbſt die lebhafteſten Straßen Londons nur dürftig erleuchtet waren, blieben die Vorſtädte bloß der Gnade des Mondes und der Sonne empfohlen. In natürlicher Folge war es den Verbrechern leicht, ſich hier zu verbergen, den Dienern der Gerechtigkeit ſchwer, ſie hier zu entdecken, und das von täglicher Erfahrung genährte Bewußtſeyn verhältnißmäßiger Sicherheit vermehrte mit der Zahl auch die Kühnheit der Verbrechen. Alles dies war dem jungen Arzte bekannt, dazu kam, daß er längere Zeit in den öffentlichen Heilanſtalten Londons gearbeitet und, obgleich weder Burke noch Biſhop damals ſchon ihre fürchterliche Berühmtheit erlangt, doch von den Greueln, welchen Erſterer ſeitdem ſeinen Namen gegeben, mehr als genug geſehen hatte, um von der Leichtigkeit überzeugt zu ſeyn, mit welcher ſie verübt werden konnten. Sey es, daß dies oder ſonſt etwas ihn zögern machte, er beſann ſich wenige Augenblicke. Dann gewann ſein ſtarker Geiſt und ſein perſönlicher Muth das Uebergewicht, raſch trat er an die Thüre und klopfte leiſe an. Sogleich vernahm er ein halblautes Flüſtern. Es klang, als ob Jemand von der Flur aus zu Jemand die Treppe hinauf ſpräche. Dann hörte er ein Paar ſchwere Stiefeln über die ungedielte Hausflur ſchleifen. Jezt wurde die Kette von der Thür weggenommen, die Thür geöffnet und ein hoher, fatal ausſehender Mann ſichtbar, dem dickes ſchwarzes Haar über die Schultern hing und deſſen blaſſes, hageres Geſicht weniger einem Lebenden als einem Todten anzugehören ſchien. „Treten Sie ein,“ ſagte der Mann mit gedämpfter Stimme. Der Arzt that es; jener hing wieder die Kette ein und führte ihn dann nach einer engen Unterſtube am Ende der Hausflur. „Komme ich zeitig genug?“ fragte der Arzt. „Zu zeitig,“ antwortete der Andere, und unwillkührlich hemmte der junge Arzt den Schritt in einem Gefühle des Erſtaunens und der Ueberraſchung, das er nicht zu beherrſchen vermochte, obgleich er es gern unterdrückt hätte. Auch ſchien der Andere den Grund ſeiner Bewegung zu errathen. „Wenn Sie hier eintreten wollen,“ ſagte er mit grinſendem Lächeln, „ſo gebe ich Ihnen mein Wort, Herr Doktor, Sie ſollen keine fünf Minuten aufgehalten werden.“ Unverzüglich trat der junge Arzt ein. Der Mann verließ ihn und ſchloß die Thüre.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Ob Lord de Roos ein falſcher Spieler?

Seit mehreren Monaten iſt die Frage, ob Lord de Roos ein falſcher Spieler ſey, in den faſhionabeln Cirkeln Englands, am meiſten vielleicht in den Londoner Clubs bald für, bald wider beſprochen, bald verneint, bald bejaht worden. Seit der erſten Hälfte des laufenden Februars hat ein hieſiges Geſchwornengericht die Frage feſtgeſtellt, feſtgeſtellt inſofern, als eine Jury überhaupt auf den Grund vorgebrachter Zeugniſſe eine Beſchuldigung feſtzuſtellen vermag, deren Wahrheit der Beſchuldigte leugnet. Ehe aber noch die Entſcheidung und die, ſie rechtfertigenden Zeugenausſagen bekannt waren, würde der Umſtand, daß der edle Lord ſelbſt die Sache vor Gericht gezogen, die Präſumtion zu ſeinen Gunſten geſtimmt haben, wenn es nicht zugleich geſchienen, als ob die Macht der Verhältniſſe ihn zu dem Schritte gedrängt, wenn es nicht bisweilen unvermeidlich wäre, das Aeußerſte zu wagen, um nicht das Lezte zu verlieren, und wenn nicht oft genug verwegene Spieler ihrem guten Glücke zu blind vertrauten. Erwägungen ſolcher Art traten der günſtigen Vermuthung entgegen und trugen nicht wenig zu Steigerung eines Intereſſe bei, welches in dem ariſtokratiſchen England an den Namen des edeln Lords, und zufolge eines überall geltenden Ehrencodex an die Natur des ihm beigemeſſenen Vergehens ſich von ſelbſt kettete. Die Sache iſt, wie geſagt, durch das Verdict der Jury abgethan, doch eben deßhalb jezt erſt zur Veröffentlichung reif. Statt vager Gerüchte liegen beſchworene Zeugniſſe, ſtatt parteiiſcher Anſichten liegt reiner Stoff zu eigenem Urtheile vor. Keinem Heraldiker iſt das Wappen der Lords de Roos fremd, und manche vornehme Engländerin würde es verzeihlicher finden, nicht den Unterſchied zwiſchen Whig und Tory, als nichts von der Familie und Abkunft des beſagten Lords zu wiſſen. Er hat die Ehre, Erſtgeborener des Lord Henry Fizgerald und der Lady de Roos zu ſeyn, welche dieſen alten, aus der Regierung Heinrichs III. datirenden Titel laut angeſtammten Rechtes eigenthümlich erbte, und deßhalb Lady de Roos war und blieb, obſchon ihr Gemahl Lord Fizgerald hieß. Vor ungefähr ſechs Jahren ſtarb der Vater, zwei Jahre ſpäter die Mutter. Beide hinterließen dem älteſten Sohne beträchtlichen Reichthum, und leztere einen Namen, der unter den adeligen Namen Englands einer der adeligſten iſt. Gebildet auf der Schule zu Eton, dann auf der Univerſität Oxford, endlich durch Reiſen auf dem Continente, ſteht der gegenwärtige Lord de Roos im Rufe des Beſitzes ungewöhnlicher Fähigkeiten und ſeltener Kenntniſſe. Daß er dabei das Spiel liebt, iſt kein Widerſpruch; die klügſten Köpfe und die größten Staatsmänner haben am Spieltiſche Erheiterung und Unterhaltung geſucht. Daß er ſich den Ruhm gewonnen, einer der beſten Whiſtſpieler Englands zu ſeyn, iſt nichts Ueberraſchendes; hochbegabte Männer haſſen jede Mittelmäßigkeit. Daß er hoch ſpielt, kann nicht auffallen; in den Clubs von White, Boodle, Brookes und Graham, von denen der edle Lord Mitglied iſt, wird in der Regel hoch geſpielt. Daß er ſpielt, um zu gewinnen, läßt ſich nicht annehmen; kein Gewinn kann ihm gewähren, was er ohne denſelben bei ſeinen reichen Einkünften ſich verſagen müßte. Daß er glücklich ſpielte, ſelten verlor, oft große Summen gewann, konnte keinen Verdacht gegen die Ehrlichkeit ſeines Spiels erregen; es war die leicht erklärliche Folge ſeiner vom Glück begünſtigten Geſchicklichkeit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Beſchluß.)

Notre-Dame de Paris. Der Erzbiſchof. Der Obelisk.

Als ein neues, von der Kunſt reichlich ausgeſtattetes Monument iſt die neulich eröffnete Kirche Notre-Dame de Lorette zu erwähnen. Sie ſteht in der Vorſtadt Montmartre, am Ende einer ſchnurgeraden, neu eröffneten Straße, welche zum Boulevard führt, ſo daß man vom Boulevard aus die Hauptfaçade der Kirche erblickt. Auf dieſe perſpektiviſche Anſicht iſt die Façade auch berechnet, weßhalb ſie nicht breiter iſt, als die Straße, das heißt ziemlich ſchmal, wie denn überhaupt die Kirche nur zu den kleinern gerechnet werden kann. Sie hat wieder das Anſehen eines alten Tempels, mit Colonnade und ſtatuariſchem Giebelfelde. Mehrere Stufen führen zu der von Säulen geſtützten Vorhalle hinauf. Auf den Seiten hat man diesmal wegen Mangel an Raum keine Säulen anbringen können. Ein erbärmliches hölzernes Thürmchen wird von dem Giebelfelde, wenn man die Kirche von vorne anſieht, ganz verſteckt. Die hieſigen Baumeiſter fürchten ſo ſehr, man möchte ihre Kirchen für keine griechiſchen Tempel anſehen, daß ſie lieber den Glockenthurm ganz weglaſſen, oder wenn doch einer angebracht werden ſoll, ihn ſo klein machen, daß man ihn kaum bemerkt. An der großen Magdalenenkirche, die nun vollends dem Theſeustempel ähnlich ſieht, wird auch nicht die geringſte Thurm angebracht werden; es heißt, die Glocken ſollen hinter dem großen Giebel unter dem Dache verſteckt werden. Aber das Merkwürdigſte an der kleinen Lorettokirche iſt die innere Verzierung, an der wahrlich nichts geſpart worden iſt; im Gegentheil iſt Malerei und Vergoldung hier verſchwendet. Die Wände ſind mit Freskogemälden bedeckt und die platte Bedeckung der Kirche iſt reich vergoldet. Die Urtheile über ſo reichliche Verzierung ſind getheilt. Einige billigen, daß man einmal allen Luxus zu Hülfe rufe, um ein Gotteshaus zu verzieren. Daß die Kirche überladen ſey, wollen ſie nicht zugeben; während eine große Kirche in einem edeln und einfachen Style gebaut und verziert ſeyn müſſe, ſagen ſie, könne man ſich ſorgfältiges und kleinliches Ausſchmücken bei einem kleinen Gotteshauſe erlauben, gerade wie man die Kapellen ſtets mehr mit Schmuck belade, als die Kirche ſelbſt. Strengere Kunſtrichter wollen aber dieſe Ueberladung keineswegs loben, ſondern verweiſen ſie in die Theater, Concertſäle und Salons, und meinen, man habe ſich geirrt und einen Ballſaal ſtatt einer Kirche auszuſchmücken geglaubt. Indeſſen nimmt ſich doch alle dieſe Malerei und Vergoldung gut aus, wenigſtens ſo lange ſie neu iſt. In der Folge aber, wenn die Zeit Beides etwas geſchwärzt haben wird, möchte die an der Ausſtattung verſchwendete Kunſt wohl nicht leicht mehr zu erkennen und zu würdigen ſeyn. Die Kirche verdient aber wirklich niedlich genannt zu werden, und gehört nunmehr zu den Sehenswürdigkeiten von Paris. In einiger Entfernung von dieſer bleibt nun noch eine ſchon ſeit vielen Jahren begonnene Kirche, St. Vincent de Paula, zu vollenden, die größer angelegt iſt, und wahrſcheinlich auch mit großer Kunſt ausgeſchmückt werden wird. Ich muß jedoch bemerken, daß der Prunk der kleinen Lorettokirche zum Theil nur ſcheinbar iſt. Die Kirche prangt mit Säulen, welche wie weißer Marmor glänzen, es iſt aber nur Stukkatur; der Predigtſtuhl ſieht aus, als wenn er von tüchtigem Eichenholze verfertigt wäre, er hat aber nur den Anſtrich davon; eben ſo ſoll es ſich mit andern Zierrathen verhalten, die wie Skulptur ausſehen, aber nur Carton-pierre ſeyn ſollen, woraus jezt in vielen Kirchen, beſonders in den Provinzen, Verzierungen, ja ſogar Bildſäulen, Predigtſtühle und Kronleuchter verfertigt werden. Was liegt auch am Ende daran, ob die Verzierungen in Stein gehauen und in Erz geſchnitten, oder bloß aus einer weichen Materie in Formen gegoſſen und hernach gehärtet worden, wenn ſie nur dauerhaft ſind? Die äußere Wirkung iſt dieſelbe; wer es nicht weiß, bewundert die Sachen als Meiſterſtücke des Bildhauers oder Schnizers, und die Geiſtlichkeit erſpart ein Bedeutendes an Koſten. — Bei Veranlaſſung der Einweihung der neuen Kirche hat der Erzbiſchof von Paris ein ſonderbares Mandement erlaſſen, worin man das beſtändige unbedachtſame Streben dieſes Mannes, der öffentlichen Meinung entgegenzuwirken, wieder erkennt. Er kündigt nämlich an, die neue Kirche ſolle beſonders dem Cultus der unbefleckten Empfängniß Mariä gewidmet werden. Dieſer Cultus ſey zwar vom römiſchen Stuhle nicht vorgeſchrieben, aber auch nicht verboten, ſondern im Gegentheil mehrmals empfohlen worden, weßhalb die Gläubigen wohl thun würden, Antheil daran zu nehmen. Nun hätte der Erzbiſchof unter einer Menge von Gegenſtänden der Verehrung ſicher weit zweckmäßigere und dem Zeitgeiſte angemeſſenere auffinden und wählen können, als gerade dieſen, den ehemals die Dominikaner mit wahrhaft furchtbarem Eifer vertheidigten, und der von Seiten des andern Clerus eben ſo eifrig verworfen wurde. — Die Regierung fürchtet den Erzbiſchof und vermeidet, ihm zu mißfallen. So hatte er ſich in einem Mandement von 1855, wie ich damals erwähnt habe, ſtark wider die Errichtung der großen Statue der Fama auf der Zinne des Pantheons ausgeſprochen, auf welcher unter der vorigen Regierung, als das Pantheon die Genovefenkirche war, ein großes Kreuz ſtand. Obſchon nun dies Pantheon, ſeitdem es in ein weltliches Gebäude verwandelt worden, den Erzbiſchof nichts mehr angeht, ſo ſcheint doch die Regierung ſich das herbe Mandement zu Gemüthe geführt zu haben; denn einige Zeit hernach wurde die Fama mit ihrer Trompete wieder herausgenommen. Allerdings ſollte dieſelbe nur ein Verſuch ſeyn, um zu ſehen, wie ſich eine Statue auf der erhabenen Kuppel ausnehmen würde; die Bildſäule ward auch von Künſtlern nicht mißbilligt, allein ſeitdem Herr de Quelen ſie in ſeinem Mandement verdammt hat, wird ſie wahrſcheinlich nicht mehr auf dem Pantheon erſcheinen. Dafür lobt aber auch der Erzbiſchof die Regierung in ſeinem lezten Mandement, daß ſie die neue Lorettokirche mit ſo vieler Pracht und Kunſt geſchmückt habe. An den neuen Denkmälern der Baukunſt ſpart die jetzige Regierung allerdings weder Koſten, noch Zeit, um ſie reichlich auszuſtatten, und dennoch hat ſie 1.500.000 Franken erübrigt, um den Obelisken aufzurichten, obſchon derſelbe auf dem geräumigen Platz ſehr mager ausſieht. Für eine ſo ungeheure Summe hätte ſie ja ein ganz neues Gebäude oder irgend eine nüzliche Anſtalt errichten können; aber die Regierung kannte den Sinn der Pariſer: ſie wollen von Zeit zu Zeit etwas ganz Neues haben, und ein Obelisk war noch nie in Paris erſchienen. Die Errichtung eines ſolchen hat der öffentlichen Aufmerkſamkeit beinahe ein Jahr lang Nahrung gewährt. Alle Pariſer, von den Höchſten bis zu den Niedrigſten, ſind zu dem Concordeplatz gewallfahrtet, auf welchem er errichtet werden ſollte, haben ihre Meinung darüber öffentlich oder privatim abgegeben, die Vorkehrungen mit angeſehen und beurtheilt, und ſich mit eigenen Augen verſichert, daß er ohne Beſchädigung aufgerichtet worden, und dann haben Alle gemeint, ein Obelisk ſey zwar etwas ſehr Theures, aber es ſey doch gut, einen daſtehen zu haben. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 14. März 1837.

Carnaval, dont chacun pâtit,
Dis-nous qui t'a fait si petit.
Béranger.

Der Fastnachtdienstag und Aschermittwoch in Paris.

In meinem vorigen Briefe habe ich bereits den hiesigen Carneval, wie er sich am Fastnachtdienstag auf den Straßen zeigt, im Allgemeinen charakterisirt. Ehe wir zu der Hauptsache, zu den Freuden der Nacht, übergehen, ist noch Einiges nachzutragen.

Wie schon erwähnt, war unter den zahlreichen Masken wenig Originelles zu bemerken. Am meisten Aufsehen machte, neben dem als Bediente hinten auf einem Wagen stehenden Obelisken von Luxor, die Verspottung der Grippe. In einem hübschen, zurückgeschlagenen Landau lagen auf einer Matratze vier junge Leute ausgestreckt, welche, die Hälse mit vielen Tüchern umwickelt, gewaltig stöhnten und dabei fortwährend Tisane de Champagne aus Theetassen tranken. Ueber dem Wagen wehte eine Fahne mit der Inschrift: Mort à la grippe! Wie die Journale berichten, so hat die Grippe sich an diesen kühnen Wagehälsen gerächt und sie sämmtlich bei der Kehle gepackt; sie haben sich zu Bett legen und Tisane trinken müssen, die nicht von Ai kam; ich habe nicht erfahren können, ob die Grippe die Nachahmung und die Rache so weit getrieben, daß sie auch auf die Vorhänge der Krankenbetten: Mort aux railleurs! geschrieben. Im Vorbeigehen und zur Warnung sey es hier übrigens gesagt, daß gerade diejenigen, welche die Grippe mit Karikaturen und Spottreden verfolgt haben, am ärgsten davon heimgesucht worden sind. So ist z. B. der Vicomte Charles Delaunay, welcher die Krankheit in einem seiner wöchentlichen Donnerstagsfeuilletons der „Presse“ als eine „Landplage dritter Ordnung“ bezeichnet, auf seine eigene Kosten inne geworden, daß die Grippe ganz füglich im Stande sey, mit den Landplagen erster und edelster Qualität zu wetteifern; denn, wie man mir versichert, ist Madame Sophie Gay, die Gemahlin Herrn Emile de Girardin's, welche unter dem Pseudonamen des Vicomte Delaunay jeden Donnerstag ein Feuilleton in dem Journal ihres Mannes schreibt, sehr gefährlich krank gewesen. — Ferner lachte man noch über einen Karren, der sich durch die übertriebene Häßlichkeit und barocke Zusammenstellung seiner Masken auszeichnete; unter andern befand sich dabei eine normännische Amme von wahrhaft kolossalem Leibesumfang und der Dey von Algier mit einem Hut von würfelförmiger Gestalt, dessen Seiten mit Augen bemalt waren. Franconi und Lord Seymour hatten dies Jahr keine Reiterzüge veranstaltet; die Cavalcade des Jockeyclubs that sich weder durch Glanz der Kostüme noch durch Schönheit der Pferde besonders hervor. Auch der Boeuf gras war heuer keineswegs durch seine außerordentliche Größe ausgezeichnet; schon am zweiten Tag ist er

auf ſeinem 72ſtündigen Triumphzuge durch die Straßen der Hauptſtadt in der Rue Bergère vor Mattigkeit zuſammengeſunken, bei welcher Gelegenheit ihm das ganze Gefolge von wilden Männern, römiſchen Liktoren, griechiſchen Opferprieſtern und andern fantaſtiſchen Begleitern die rührendſte Sorgfalt und Pflege bewieſen haben ſoll. Als er am Dienstag Nachmittag etwa gegen drei Uhr über die Boulevards kam, war er ſichtlich angegriffen und ſchwankte ſehr melancholiſch dem Abattoir von Montmartre entgegen. Der kleine Amor in dem nachfolgenden Triumphwagen machte übrigens eine eben ſo wehmüthige Miene als der Triumphator; er ſchien ſehr zu frieren, und der alte, beflügelte Wagenlenker, welcher die Zeit vorſtellte, hatte ſeine Sichel bei Seite gelegt und war eben im Begriff, ſich eine Pfeife anzubrennen und die Naſe daran zu erwärmen.

Rechtes Leben, tolle Laune war nirgends zu bemerken. Nichts deſto weniger blieb die Menge bis gegen fünf Uhr auf den Boulevards und wogte in furchtbarer Unordnung zwiſchen Wagen und Pferden hin und her. Schlägereien und Balgereien ſind nicht vorgefallen, und obſchon man in dieſem ſchrecklichen Gedränge keinen Augenblick ſeines Lebens ſicher iſt, habe ich doch von keinem einzigen Unglücksfalle ſprechen hören; man muß die Pariſer bewundern, mit welch unglaublicher Sicherheit und Gewandtheit ſie ſich durch die Maſſe von Pferden und Wagen hindurchzuwinden wiſſen. Sobald es dunkel geworden, verloren ſich die Leute von den Boulevards nach allen Richtungen der Stadt; in den angrenzenden Straßen begegnete man muthwilligen Haufen von Straßenbuben, welche die Masken mit ſchallendem Hohngelächter und ohrzerreißendem Gekreiſch verfolgten.

Mit dieſer vier- oder fünfſtündigen Nachmittagspromenade iſt nun aber der Pariſer Faſching keineswegs zufrieden; das ganze Treiben und Wogen auf den Boulevards iſt eine bloße Vorfeier der Faſtnacht; um acht Uhr geht das Getümmel in den Straßen erſt recht an, und von Stunde zu Stunde mehren ſich die Masken, welche, mit Pechfackeln bewaffnet, vor die Barrièren hinausfahren oder ſich nach den verſchiedenen Tanzplätzen der Hauptſtadt begeben.

Das wichtigſte Ereigniß des Faſchings von 1837 iſt ohne Widerrede der große Muſard'ſche Maskenball, welcher in der Nacht vom Faſtnachtdienſt auf den Aſchermittwoch in der großen Oper Statt gefunden. Von ſieben Uhr Abends bis nach Mitternacht waren die Zugänge des Theaters von mehreren Tauſenden völlig belagert; ein Fünffrankenball in der großen Oper, und noch dazu ein Muſard'ſcher Ball, war mehr als hinreichend, einen ſolchen Zudrang zu veranlaſſen. Dazu kam noch der beſondere Umſtand, daß Niemand recht gewiß wußte, ob der den Tag über in allen Theilen von Paris angekündigte Ball Muſard zu Stande kommen werde. Das Journal des Débats hatte angezeigt, die Direktion der großen Oper wiſſe nichts von einem Muſard'ſchen Ball, der in ihrem Lokale veranſtaltet werden ſolle, und es durchkreuzten ſich in dieſer Rückſicht die widerſprechendſten Gerüchte, welche ganz natürlich nur eine deſto größere Menge herbeilockten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der junge Arzt.

(Beſchluß.)

Das Gemach, in welchem der Arzt ſich jezt befand, war eng und kalt, zwei Stühle und ein Tiſch von weichem Holze das einzige Geräthe. In dem mit keinem Vorſetzer verſehenen Kamine brannte eine Handvoll Feuer, das nicht ſowohl zum Wärmen, als zum Flüſſigmachen der Feuchtigkeit diente; in langen, kanalähnlichen Streifen rieſelte das Waſſer an den Wänden nieder. Das einzige Fenſter, halb zerbrochen, halb verklebt, ließ in einen kleinen Hof blicken, der faſt ganz unter Waſſer ſtand. Weder in noch vor dem Hauſe das geringſte Geräuſch. Mit etwas ſchneller klopfenden Pulſen ſezte der Arzt ſich neben den Kamin, hier den Erfolg ſeines erſten ärztlichen Beſuchs zu erwarten. Er hatte nur kurze Zeit geſeſſen, als er etwas rumpeln hörte. Es klang, als nähere ſich ein Fuhrwerk. Jezt ſtand es ſtill, die Hausthür wurde geöffnet, mehrere Stimmen ſprachen leiſe durch einander, Fußtritte ſchlürften längs der Flur und klapperten die Treppe hinauf; es war, als ob zwei oder drei Männer etwas Schweres in's obere Stockwerk trügen. Bald nachher verrieth das Knarren der Treppe, daß die Angekommenen wahrſcheinlich ihr Werk verrichtet und das Haus verließen. Die Thür wurde wieder geſchloſſen, und es war wieder ſo ſtill wie vorher.

Nach Verlauf weiterer fünf oder ſechs Minuten ſtand der Arzt im Begriff, das Zimmer zu verlaſſen und Jemand im Hauſe aufzuſuchen, dem er die Urſache ſeiner Anweſenheit mittheilen könne, als die Zimmerthür aufging und ſein Beſuch von geſtern Abend eintrat, genau in derſelben Kleidung und, wie geſtern, im ſchwarzen, tief über's Geſicht fallenden Schleier. Ein Wink mit der Hand forderte ihn auf, zu folgen. Das Schweigen und die ungewöhnliche Höhe der Geſtalt erregten in ihm den momentanen Gedanken, daß die Eingetretene ein verkleideter Mann ſey; aber das heftige Schluchzen, das unter dem Schleier hervorbrach, und die krampfhaften Zuckungen des Schmerzes, welche die ganze Geſtalt erſchütterten, bewieſen ſofort das Thörichte der Vermuthung, und ohne Verzug folgte er.

Die Fremde führte ihn die Treppe hinauf nach dem Vorderzimmer, blieb an der Thüre ſtehen und winkte ihm einzutreten. In dem Zimmer ſtand eine alte Lade, ein paar Stühle und eine Bettſtelle ohne Vorhänge mit einer gewirkten Decke. Durch den von außen bemerkten Vorhang war das Licht ſo gedämpft, daß der Hauptgegenſtand, der bald die ganze Aufmerkſamkeit des jungen Arztes beſchäftigen ſollte, ſich ihm erſt zeigte, als die Fremde mit dem Ausdrucke des wildeſten Schmerzes an ihm vorüberſtürzte und ſich neben dem Bette auf die Knie warf. Ausgeſtreckt, in einen linnenen Umſchlag gehüllt und mit wollenen Tüchern bedeckt, lag hier eine menſchliche Geſtalt, ſteif und ohne Regung. Kopf und Geſicht, offenbar die eines Mannes, waren unbedeckt, eine Binde ausgenommen, die über den Kopf und unter dem Kinn wegging. Die Augen waren geſchloſſen, der linke Arm ruhte ſchwer auf dem Bett, und die herabhängende Hand hielt die Fremde gefaßt. Der Arzt ſchob ſie ſanft bei Seite und nahm die Hand aus der ihren in die ſeinige. „Großer Gott!“ rief er, indem er die ergriffene unwillkührlich fallen ließ, „der Mann iſt ja todt!“

Augenblicklich ſprang die Frau auf, ſchlug ihre Hände zuſammen und ſchrie mit den Lauten des Wahnſinns und der Verzweiflung: „Nicht ſo, ſagen Sie das nicht! Ich kann's nicht tragen, bei Gott, ich kann's nicht! Menſchen ſind in's Leben zurückgebracht worden, die man für todt gehalten, und Menſchen ſind geſtorben, die durch geeignete Mittel hätten wieder belebt werden können! O, laſſen Sie ihn nicht hier liegen, nicht hier verſcheiden, ohne einen, einen einzigen Verſuch, ihn zu retten! In dieſer Sekunde vielleicht reißt das Leben ſich los! Um Gottes — Gottes-willen, nur einen einzigen Verſuch!“ — So rufend, rieb ſie mit zitternder Haſt erſt die Stirne, dann die Bruſt der entſeelten Geſtalt und drückte die kalten Hände zwiſchen den ihrigen. Aber kaum ließ ſie die Hände los, ſo fielen ſie ſchlaff und ſchwer auf die Bettdecke zurück.

Der Arzt hatte inzwiſchen ſeine Hand auf des Mannes Bruſt gelegt und ſagte jetzt beſänftigend: „Ich fürchte, es iſt Alles vergebens. Doch halt!“ fuhr er ſchnell fort, indem er ſeine Hand wegzog, „den Vorhang dort auf!“ — „Warum?“ hauchte die Frau und bebte. „Den Vorhang dort auf!“ wiederholte der Arzt gebieteriſch. Die Frau ſtand bewegungslos. Aber ſo wie der Arzt den Fuß hob, ſich dem Fenſter zu nähern, ſtürzte ſie vor ihm nieder, umklammerte ſeine Knie und ſagte: „Ich habe das Zimmer abſichtlich verdunkelt; o haben Sie Barmherzigkeit mit mir! Und wenn es nutzlos, wenn er wirklich kalt und todt iſt, ſo laſſen Sie die Leiche unentblößt.“ — „Dieſer Mann iſt weder eines natürlichen, noch eines leichten Todes geſtorben,“ verſetzte der Arzt; „ich muß den Körper ſehen!“ — Und ehe die Frau es zu hindern vermochte, riß er den Vorhang weg; das volle Tageslicht fiel in's Zimmer und der Arzt trat an's Bett zurück. „Hier iſt Gewalt geübt worden!“ ſagte er nach einer kurzen Pauſe, indem er auf den Leichnam wies und einen durchdringenden Blick auf das Geſicht warf, welches jetzt zum erſten Mal der ſchwarze Schleier nicht bedeckt.

In der Aufregung des vorhergegangenen Moments hatte die Frau Hut und Schleier von ſich geworfen und ſtand jetzt dem Arzte gegenüber, Auge in Auge. Sie mochte ungefähr fünfzig Jahre alt und ihr Geſicht mußte einſt ſchön geweſen ſeyn; Kummer und Thränen hatten Furchen darin gezogen, wie die Zeit allein ſie nimmer hätte ziehen können. Die Farbe war todtenbleich, die Lippen zuckten krampfhaft und ein unnatürliches Feuer loderte in den Augen: es war deutlich, daß Körper und Geiſt unter einer ungeheuern Laſt von Elend erlagen. „Hier iſt Gewalt geübt worden!“ wiederholte der Arzt, ohne den forſchenden Blick abzuziehen. — „So iſt es!“ antwortete die Frau. — „Dieſer Mann iſt ermordet worden!“ rief der Arzt. — „Ja, bei Gott, den ich zum Zeugen anrufe, das iſt er!“ ſchrie die Frau in durchbrechender Leidenſchaft; „mitleidslos, unmenſchlich iſt er gemordet worden!“ — „Und von wem?“ verſetzte der Arzt, die Frau beim Arme faſſend. — „Schau auf das Wahrzeichen des Schlächters und dann frage mich!“ erwiderte ſie mit klangloſer Stimme. — Der junge Arzt beugte ſich über den Leichnam, der jetzt in vollem Lichte lag, und zog die Kopfbinde ab. Der Hals war geſchwollen, ein blauer, ſchwarzgelber Streif umgab ihn. Die Wahrheit blizte in dem Arzte auf, und mit Schauder ſich wegwendend, ſagte er: „Das iſt einer von den heute Morgen Gehenkten!“ — „So iſt es!“ ſagte die Frau, kalt vor ſich hinſtarrend. — „Und wer iſt er?“ fragte der Arzt. — „Mein — Sohn,“ hauchte die Frau, und ſank leblos zu Boden.

*

Die veranlaſſenden Umſtände dieſes ſchmerzlichen Ereigniſſes ſind in wenigen Zeilen geſagt. Früh ihres Gatten beraubt und nur im Beſitze eines kleinen Vermögens, hatte die Mutter des Unglücklichen oft gerne die Nothwendigkeiten des Lebens gemißt, um ihn, ihr einziges Kind, den Liebling ihres Herzens, zu einem guten und tüchtigen Menſchen zu bilden. Warmes Blut hatte ihn in ſchlechte Geſellſchaft, dieſe zur Theilnahme an Verbrechen geführt. So ſtarb er von der Hand des Henkers, ſeine Mutter mehrere Jahre ſpäter im Irrenhauſe.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Winter. Redouten. Vorleſungen.

Der Winter hat die ſchon mehrere Jahre beobachtete Methode auch diesmal beibehalten. Nachdem er wiederholt

mit gewaltigen Schneemassen aufgetreten, in deren Gefolg recht interessante Schlittenfahrten zu Stande gekommen waren, verließ er seine festen Positionen und behauptete beinahe den ganzen vorigen Monat und immer noch sein etwas unsauberes Incognito im grauen Regenrocke. An Rutschberge kein Gedanke: die Unternehmer des im vorigen Jahr am Teiche des großen Gartens aufgeführten wollten vermuthlich dem Wankelmuthe der neuesten Winter keine nochmaligen Opfer darbringen. Desto munterer gaukeln die Schlittschuhläufer auf dem gefrornen Teiche herum, den sie häufig nur über die Achsel ansehen, wenn die Eisbrücke des Elbstroms ihren Wünschen mit einer viel umfangreicheren Bahn entgegenkommt. — Die Maskenbälle gedeihen und gedeihen auch nicht, weil sie in der Regel nur als das Caput mortuum einer verschwundenen Zeit, als die traurige Leichengestalt der vormaligen Lust sich darstellen. Oeffentliche Redouten haben keine stattgefunden. Nur durch Privatgesellschaften, die aber, vermöge ihres Umfangs, mit öffentlichen eine auffallende Familienähnlichkeit haben, sind Maskenbälle in hiesigen Hotels veranstaltet worden. An andern Bällen ist kein Mangel zu bemerken, von denen die bei Hofe gegebenen sich schon des Landtags wegen besonderer Auszeichnung erfreuen sollen. — Die in benachbarten Ländern zum Theil recht ungestüm hausende Grippe macht sich auch hier unausstehlich. Zum Glück wirft sie die Menschen in der Regel nur so nieder, daß sie des Wiederaufstehens nicht vergessen. Wie anderwärts, ist auch hier das Theaterpersonal ihren Neckereien am meisten ausgesezt, so daß es nicht selten Kunst seyn mag, ein leibliches Schauspiel leidlich zu besetzen. — Am 19ten vorigen Monats fand für diesen Winter die erste Vorlesung im Lokal des Kunstvereins vor einer sehr zahlreichen Versammlung statt. Zuerst trug der Ceremonienmeister Baron von Friesen (welcher vor Kurzem auch der Commission zu Regeneration der hiesigen Kunstakademie mit beigesezt worden) mehrere mit Geschmack und Anmuth aus Venedig und Dresden geschriebene Briefe vor, die hauptsächlich den Unterschied zwischen Natur und Manier in der Malerei zum Gegenstande hatten. Dabei gedachte er besonders auch der ausgestellt gewesenen trefflichen Gemälde aus der Düsseldorfer Kunstschule mit verdienter Auszeichnung. Dieselben Kunstwerke benuzte hierauf der geniale Hofrath Dr. Carus zu einem sehr interessanten besondern Vortrage. Er entfaltete Ansichten von der Malerei im Allgemeinen sowohl, als von deren hauptsächlichsten Zweigen. Mit unverkennbarer Wärme sprach er seine Freude aus über den tiefen Eindruck, welchen zunächst die beiden Hauptgemälde jener Ausstellung, Bendemanns Jeremias und Lessings Hussitenpredigt, auf Kenner und Nichtkenner gemacht haben, und daß zufolge dieses Eindrucks in der Künstlerregion die Anregung zu einem neuen Aufschwunge sich wahrnehmen lasse. Nachdem er den hohen Gehalt beider Gemälde auf eigenthümliche Weise beleuchtet hatte, wendete er auch seine Aufmerksamkeit den übrigen ausgestellten Kunsterzeugnissen zu, mehrere als besondern Lobes würdig bezeichnend. Zu diesen gehörte namentlich eine Winterlandschaft von Kbabck. Die ungemeine Empfänglichkeit der Versammlung für die Kunst hatte sich schon früher in einer freudigen Aufwallung dargethan, als zwei vom Prinzen Johann übersendete Zeichnungen von Bendemann und Begas mit der durch Carus ausgesprochenen Bemerkung anlangten, daß sie acht Tage lang im Lokal des Kunstvereins ausgestellt bleiben sollten.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Februar.

(Fortsezung.)

Ob Lord de Roos ein falscher Spieler?

So stand Lord de Roos, beneidet vielleicht, doch ohne Makel, bis zu seinem Aufenthalte in Brighton während der Winterseason $18^{35}/_{36}$. Er besuchte dort ein, nur den Mitgliedern der genannten Clubs zugängliches Spielzimmer, spielte, gewann und erweckte den ersten Argwohn, falsch gespielt zu haben. Der solchen gefaßt, schwieg zwar in der Stunde der Wahrnehmung, theilte sie jedoch bald darauf bei seiner Rückkehr nach London drei oder vier Gliedern des Grahamsclubs mit, und als einige Zeit nachher Lord de Roos sich hier einfand, bestätigten sorgsam wiederholte Beobachtungen die Richtigkeit der ersten Bemerkung. Es stellte sich heraus, daß alle Karten, mit denen der edle Lord Whist gespielt, jedesmal nach beendigtem Spiele gezeichnet, daß alle Honneurs, welche in die Hand des edeln Lords gekommen, auf der innern Seite mit einem Nagelstriche markirt waren, welcher natürlich von außen eine Erhöhung verursachte, woran das scharfe Auge des Spielers, von seinen Mitspielern unbemerkt, im Fortgange des Spiels leicht erkennen konnte, wo die fraglichen Honneurs saßen. Nächstdem entdeckte fernere Beobachtung am edeln Lord die üble Gewohnheit, das zu thun, was die sprachgewandten Franzosen sauter la coupe nennen, wofür — ich sage es ohne Scham — mir der deutsche Ausdruck fehlt, was aber so viel heißt, als ein Vertauschen der Auflegekarte. Mit dem Resultate der dem Lord de Roos, wenn er bei Grahams spielte, zugewendeten Aufmerksamkeit nicht zufrieden, beobachteten die im Geheimniß sich Befindenden sein Verhalten in andern Clubs, namentlich im Club der Reisenden, und als sie hier dasselbe wahrgenommen, beriethen sie sich über das geeignetste Mittel, den edeln Lord von seiner Verirrung zurückzubringen. Alle mehr oder weniger seine Freunde, besorgt für seine öffentliche Ehre und deßhalb der Erregung öffentlichen Standals abgeneigt, vereinigten sie sich zu dem Entschlusse, ihn mittelst anonymen Briefs zu warnen. Das geschah zu Ende Aprils 1836. Die Warnung fruchtete; obgleich der edle Lord, ohne den Empfang des Briefs zu erwähnen, sein Spiel bei Grahams fortsezte, zeigte sich doch mehrere Wochen lang keine Spur seiner frühern Manöver, und seine Freunde fingen schon an, ihn für geheilt zu achten und ihre Aufmerksamkeit zu vermindern, als am Abend des ersten Juli einer derselben, am Whistspieltische mit ihm, wieder in der beschriebenen Weise markirte Honneurs bemerkte, und mit der Aeußerung: „Nein, das ist zu arg, die Karten sind gezeichnet!“ den Aufwärter herbeirief und ihm befahl, die Karten in Verwahrung zu nehmen. Am folgenden Tage erklärte Lord de Roos seinen Austritt aus dem Club und vier Wochen später verließ er England. Der Vorfall hatte Anfangs außerdem keine andere Folge, als daß er lebhaft besprochen wurde. Aber am 25sten September gab ein hiesiges Zeitungsblatt, der Satiriker, einen Paragraphen, worin der Vorfall, unter Nennung der vier Whistspieler, sehr zum Nachtheil des edeln Lords entstellt erschien. Dieser befand sich damals in Baden-Baden. Geschäftige Freunde sendeten ihm Abdrücke des Satirikers, mit der beigefügten Vermuthung, daß der betreffende Paragraph in Grahams Club geschmiedet worden sey. Der edle Lord antwortete in edelm Zorne, daß er unverzüglich nach England zurückkehren, und sowohl den Herausgeber des Satirikers, als den Verfasser des fraglichen Artikels und jeden Urheber der schmählichen Verläumdung gerichtlich belangen werde. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 63.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 15. März 1837.

Wir ahnen, wir genießen kaum
Des Lebens kurzen Traum.
Die zarteste der Freuden
Stirbt wie der Schmetterling,
Der hangend an der Blume
Verging, verging.

Herder.

Das Leben ein Traum.

Unsere Zeit hat sich mit so entschiedener Vorliebe demjenigen zugewandt, was man das Reale und Wirkliche nennt, daß ein Gedanke wie der, das Leben sey Traum, selbst als Träumerei erscheint. Mehr als zu irgend einer Zeit hat gegenwärtig die Mehrzahl der Menschen mit der Materie sich befaßt, die materiellen Interessen sind die Losung unserer Zeit geworden, die Industrie scheint alles Ideelle verschlingen zu wollen, und solchem praktischen Materialismus liegt, mehr oder minder bewußt, eine materialistische Weltansicht zu Grunde. Die Dinge sind es, welche fast alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; daneben achtet man etwa noch auf die Menschen, aber den Menschen hat man aus dem Auge verloren. Und doch ist und bleibt in Ewigkeit der Mensch der einzig wahre Gegenstand des menschlichen Interesses.

The proper study of mankind is man.
Pope.

Darum sey hier der Mensch oder, was dasselbe ist, das menschliche Leben in's Auge gefaßt, und zwar von einer Seite, welche der herrschenden Lebensansicht geradezu entgegensteht. Mag auch unser Satz noch so verkehrt, ja frevelhaft und verderblich scheinen: es ist doch gewiß schon darum der Mühe werth, eine Ausführung desselben im Ganzen zu versuchen, weil derselbe schon so tausend Mal im Einzelnen ausgesprochen worden ist.

„Das Leben vergeht mir wie ein Traum!“ das ist eine Aeußerung, wie man sie nicht selten hören kann, zumal von solchen, welche an die handgreifliche Wirklichkeit glauben und sich daran halten. Der allgemeinen Erfahrung gemäß erscheint der Traum in der Erinnerung des Erwachenden nur als die Sache eines Augenblicks, und darum wird Alles, was nur einen Moment gedauert zu haben scheint, dem Traum verglichen, sogar das ganze Leben, und zwar mit vollem Recht; denn so gewiß im Verlauf selbst die Linie der Zeit eine ewige Länge zu haben scheint, so gewiß schrumpft sie in der Erinnerung in einen Punkt zusammen. Daher das uralte Bild vom Menschen als einem Traum: „Du rafft den Menschen weg, er ist ein Traum!“ Psalm 90, 5. Und je schöner und beglückender Etwas gewesen ist, um so eiliger scheint es verschwunden zu seyn; das ist die ewige Klage der Dichtung, daß die hellsten Lichter des Lebens am schnellsten erlöschen, daß das Vollkommenste am frühesten zerfalle. Also das Schönste im Leben am meisten, wie das Leben überhaupt, gleicht an Flüchtigkeit dem Traume, und so weit gibt wohl Jeder vom Leben zu, daß es ein Traum, und von sich, daß er ein Träumer sey.

Freilich wird der leztere Name in der Regel nur so gebraucht, daß er eine bittere Rüge enthalten soll, sofern

man damit einen unpraktiſchen, unbrauchbaren Menſchen bezeichnen will. Aber wie es bei manchen Schimpfnamen, welche für gewiſſe Menſchenklaſſen und Parteien aufkamen, ſich ereignet hat, daß die Benannten ſich dieſelben haben gefallen laſſen, d. h. Wohlgefallen daran gefunden haben — freilich nur ſo, daß ſtatt der von den Gegnern gemeinten Schattenſeite des Worts eine Lichtſeite an demſelben hervorgekehrt wurde — ſo iſt es auch dieſem von Philiſtern erfundenen Spottnamen des Träumers ergangen: das Wort iſt als Ehrennamen acceptirt worden. Und ſo wollen wir denn ſehen, ob nicht wirklich dieſer verrufene Namen, beim Licht betrachtet, einen Ehrentitel abgeben kann.

Im Traum iſt es, wo die Seele, vermöge der geringen Störung durch den Körper, losgeriſſen von der äußern Welt, ſich ſelbſt eine Welt von Geſtalten und Bildern ſchafft; kurz, der Traum iſt ein Zuſtand, in welchem die innere, die ideelle Welt recht lebendig wird und die Seele füllt. Wenn man demnach Einen als Träumer bezeichnet, ſo iſt die Meinung dieſe: er halte ſich nicht an die Realität, ſondern an das Ideelle, nicht an das wirkliche Seyn, ſondern an den Schein, und man hält alle diejenigen für Träumer, welche nicht an der handgreiflichen Gegenwart ihr eigentliches Lebenselement haben, ſondern an Dingen, welche ideal ſind, d. h. nur ideellen Gehalt haben.

Dahin gehören Erinnerung und Hoffnung. Dieſe „lieblichſten Würzen der Welt“ ſind Träume, denn ſie ſind Ideelles, das iſt nicht zu ſtreiten. Schöne Stunden glänzen viel goldener in der Erinnerung, als man ſie erlebt hat, und die Zukunft ſchimmert viel farbiger in der vorausgreifenden Hoffnung, als ſie ſich wirklich darſtellen wird. Und warum das? Weil die Seele in die genoſſene Freude, in die erwartete Stunde Etwas von ihrer geiſtigen Natur und göttlichen Kraft, etwas Ideelles hineinträgt. In der Entfernung, ſey's nach vorwärts oder nach rückwärts, legt ſich dem Gegenſtand der zarte, köſtliche Duft auf, den die Gegenwart abſtreift. Das iſt das Träumeriſche der Erinnerung und der Hoffnung: die Seele wird durch die Entfernung entfeſſelt und kann nun ungehindert ihr ideales Weſen in die Anſchauung der Dinge ergießen.

Doch es gibt auch Momente der Gegenwart, welche mit Erinnerung und Hoffnung jene Eigenſchaft theilen, träumeriſch zu ſeyn; Zeiten, wo die ideelle Welt befreit iſt und ſich geltend macht. Ich frage euch, ob ihr nicht ſchon Augenblicke erlebt habt, in denen euch, wo nicht das Wort in den Mund kam, ſo doch das Gefühl zu Theil ward: „mir iſt's als wie ein Traum!“ Daß dies der Fall geweſen ſeyn möge, wünſche ich aus einem eigennützigen Grund: weil ihr mir dann gewiß beiſtimmt, doch auch aus einem uneigennützigen Grund: weil ich denjenigen nicht beneiden kann, der nie ein Träumer in dieſem Sinn geweſen iſt; denn ſo träumeriſch erſcheinen uns nur ſelige Momente, d. h. ſolche, in welchen Alles Seele, die Seele Alles iſt, wo die Wirklichkeit der Seele nicht mehr äußerlich und fremd, ſondern für ſie völlig durchſichtig und ganz von ihr durchdrungen iſt.

Wie bekannt iſt der Ausdruck: „Jugendträume!“ — Und in der That iſt in der Jugend nicht bloß Vergangenheit und Zukunft idealiſch: die Contrebande der Idealität wird frech genug in die Gegenwart ſelbſt hereingeſchmuggelt. Wer der Muſik ſeines jugendlichen Herzens lauſcht, der vernimmt die Harmonie der Sphären, die Töne der Welt klingen ihm wie himmliſche Melodien, die ganze Welt iſt ihm ein erhabenes Konzert; „die Welt iſt Himmel ihm, der Menſch ein Gott.“ Und warum erſcheint ihm Alles ſo ſinnig und ſchön? Weil, wie im Traum die Seele das Ein und Alles iſt, ſo hier die ganze Exiſtenz von Seele geſättigt iſt; dieſes Seelenvolle der Jugend iſt eben ihr träumeriſches Weſen. Zu dieſem Träumeriſchen der Jugend gehört weſentlich die Liebe. Daß die Liebe ein Traum ſey, kann man oft genug hören, und ſonderbar, das ſagen nicht nur die altklugen Leute, welche ſo wenig Liebe fühlen, als die Philiſter das Volk Gottes ſind, ſondern gerade auch Liebende geſtehen, es ſey ihnen, wie wenn ſie träumten. Und wenn über einen Satz zwei ſo ſchroff ſich entgegenſtehende Parteien einverſtanden ſind, ſo ſollte er doch wohl wahr ſeyn. Aber, was noch mehr iſt, beide Parteien ſind ſogar auch über den Grund einverſtanden, aus dem ſie die Liebe für einen Traum erklären, nämlich, weil ſie Idealität ſey; nur daß mit dieſem Wort der Philiſter das Aberwitzigſte, der Liebende das Schönſte bezeichnet und ausgeſprochen zu haben glaubt. In der That, wenn alles das träumeriſch iſt, worin die Seele befreit iſt, d. h. von der Wirklichkeit ſich in ſich ſelbſt zurückgezogen hat, oder die Wirklichkeit durchdringt und beſeelt, ſo iſt die Liebe ein Traum; und wenn Etwas träumeriſch iſt, ſo ſind es die ſeligen Augenblicke des gegenſeitigen Erkennens der Gemüther.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Faſtnachtdienstag und Aſchermittwoch in Paris.

(Fortſetzung.)

Die Sache hatte nämlich folgende Bewandtniß: der Mann, dem der Operdirektor Duponchel die Direktion der jährlichen Maskenbälle in der großen Oper übertragen, war mit Muſard übereingekommen, am Faſtnachtdienstag einen populären Maskenball für fünf Franken, d. h. ſehr wohlfeil, zu veranſtalten. Muſard ließ daher die Ankündigung deſſelben an allen Mauern anſchlagen, wodurch

die oberste Behörde zuerst Kunde von dem abgeschlossenen Vertrage erhielt. Es konnte nicht fehlen, daß ein Fünffrankenball in dem ausschließlich der eleganten Welt angehörenden Theater höhern Orts allgemeine Mißbilligung erregte, und der Minister des Innern erließ daher den Befehl an Duponchel, den Ball abzubestellen. Allein wie es scheint, haben sich mächtige Gönner für Musard verwendet und dem Minister endlich nach langem Widerstande die Ballerlaubniß aus den Händen gerungen; die Vorstellung, daß im Weigerungsfalle sicher eine Emeute ausbrechen würde, bewog hauptsächlich zum Nachgeben. Und in der That, ich zweifle keinen Augenblick, die wüthende Menge hätte an jenem Abende die Pforten des Theaters gesprengt und das Heiligthum der Musik und des Tanzes mit Sturm erobert. Was lag jenen Wahnsinnigen daran, ob sie den Boden entweihten, worauf die Taglioni und die Fanny Elßler tanzen? Wenn die graziöse Sylphide und die Houri des Cachuha in eigener Person als jammernde Nymphen gekommen wären und die Belagerer mit bittenden Händen und auf den Knieen angefleht hätten, ihren Tempel nicht zu beflecken, sie wären ohne Erbarmen mit in den höllischen Galopp hineingerissen worden. Es blieb daher dem Minister füglich nichts anderes übrig, als den Musard'schen Ball zu erlauben, welches große Ereigniß man sofort den Bewohnern der Hauptstadt verkündete. Da es inzwischen über den hin und her gepflogenen Unterhandlungen Nacht geworden war und man sich der gewöhnlichen Bekanntmachungen durch gedruckte Maueranschläge nicht mehr bedienen konnte, ersann man andere künstliche Mittel. Man beorderte nämlich sogleich mehrere Hundert Eckensteher, welche transparente Affichen auf den Boulevards und in allen Quartieren der Stadt herumtragen mußten; an den Hauptplätzen, in der Rue Vivienne, auf dem Börsenplatz und in der Umgegend des Palais-royal wurden Pfähle in die Erde eingerammt, welche große Transparente trugen, worauf von weitem zu lesen war: le bal Musard est à l'opéra!

Auf diese Anzeige hin sah man die ganze jeunesse dorée von 1837 herbeiströmen, nicht etwa im Ballanzuge, mit gelben Handschuhen und bas à jour, sondern in den Lumpen des Robert Macaire, in den Riesenperrücken der Postillone von Longjumeau und in den Blousen der Frachtfuhrleute, welche sie den Tag über auf den Boulevards zur Schau getragen hatten. Binnen kurzer Zeit waren 6000 Billete ausgegeben, und da der Saal und der Foyer der großen Oper nicht mehr als 5 bis 6000 Personen fassen, mußten die übrigen Tausende von herbeigelaufenen Carnevalsfreunden abgewiesen werden. Die Nachfrage nach Eintrittsbilleten war so groß, daß den glücklichen Besitzern derselben dreißig, ja fünfzig Franken geboten wurden. Nachdem endlich gegen ein Uhr Morgens die ungeduldige Menge unter unsäglichen Anstrengungen und mit einem fürchterlichen Gebrüll in den Saal gedrungen war und die Logen, die Corridors, den Foyer, kurz das ganze Opernhaus, selbst die königliche Loge in Besitz genommen hatte, entstand eine Unordnung, eine Verwirrung, ein Tumult, wie sie vielleicht nie ein menschliches Auge gesehen. Ueber dem bloßen Anblick dieses riesenmäßigen Getümmels und Gewimmels konnte man von Sinnen kommen.

In der feenhaftesten Beleuchtung strahlen Galerien und Logen, aus denen eine Ueberfülle farbiger, buntgeschmückter Figuren in den Saal hinabblickt, wo dichte Schaaren von tollen Masken mit wahrhaft satanischem Entzücken herumrasen, und unter dem furchtbaren Stürmen einer barbarischen Musik ohne Takt und Anstand durch und wider einander tanzen. Das ganze Haus ist wie von Besessenen erfüllt; fast sollte man glauben, alle Narren von Bedlam und Charenton haben sich freigemacht, alle Teufel und Kobolde der Hölle seyen losgelassen, und der Hexensabbath des Blocksbergs werde zu Paris in der großen Oper gefeiert. Man tanzt im ganzen Hause herum; im Saale, im Foyer, in den Corridors, im Vestibül, überall wird getanzt, überall, wo die Beine, welche von krampfhafter Zuckung besessen scheinen, nur ein Plätzchen finden, um festen Fuß zu fassen, und in einigen der vornehmsten Logen wird — Caporal geraucht!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beschluß.)

Ob Lord de Roos ein falscher Spieler?

Von dem Vorhaben des Lords de Roos unterrichtet, erließen am zweiten December vier Mitglieder von Grahams Club ein Schreiben an ihn, worin sie ihm sagten, die üble Nachrede sey weder von ihnen erfunden, noch verbreitet worden; ungeachtet ihrer Ueberzeugung von der Schuld des edeln Lords seyen sie aus bewegenden Gründen entschlossen gewesen, die Sache ruhen zu lassen, und sie haben zwar an dem unwahren Artikel des Satiriters keinen Theil, fühlen jedoch durch die öffentliche Drohung des edeln Lords sich verpflichtet, in ihren Namen ihm diejenigen zu nennen, die von seinem Vergehen gesprochen. „Demgemäß," heißt es im Schreiben, „beschuldigen wir nunmehro Euer Gnaden hiemit auf das Bestimmteste, sowohl in Grahams Club, als anderwärts beim Kartenspiele betrogen zu haben, und sind wir bereit, vor Männern von unbefleckter Ehre und makellosem Rufe unsere Behauptung zu erweisen." — Lord de Roos erwiderte, er brauche sich den Weg nicht vorschreiben zu lassen, auf welchem er Genugthuung zu suchen habe, verwarf den Vorschlag zu erwählender Privatschiedsrichter, wiederholte, daß er gegen den Satiriker Klage erheben werde, und forderte die Briefsteller auf, bei dieser Gelegenheit wider ihn hervorzutreten, indem es ja überdies bekannt sey, daß die in jenem Blatte enthaltene Verläumdung sich

auf dasjenige gründe, was die vier Briefsteller unverzüglich nach seiner Abreise aus England sich so angelegen hätten seyn lassen, im Publikum hinter seinem Rücken zu verbreiten. Hierauf antwortete einer der genannten Vier: da eine Klage wider den Satiriker ihm nach englischer Gerichtsverfassung keine Gelegenheit biete, seine ausgesprochene Behauptung durch Zeugen zu erweisen, und er die Wahrheit derselben einem ihm völlig Fremden nicht zur Vertheidigung anheimgeben könne, so würde es dem Zwecke des edeln Lords, in den Augen des großen Publikums sich zu reinigen, besser dienen, wenn er ihn der Verleumdung, als wenn er den Satiriker einer von allen Seiten zugestandenen Entstellung vor Gericht bezüchtigte. Nachdem noch einige Briefe gewechselt worden, ging Lord de Roos oder mußte er vielmehr auf diesen Vorschlag eingehen; die Klage wider den Satiriker unterblieb, die wegen Verleumdung wurde angestellt. Es ist klar, daß, obgleich der edle Lord hier als Kläger erschien, doch der Ausgang der Klage über seine fernere öffentliche Stellung entscheiden mußte. Fand die Jury ein Verdict für ihn, so war es Nebensache, in welche hohe oder niedrige Entschädigungssumme sie den Verklagten verurtheilte; materielle Hauptsache war die darin liegende Befreiung von der die Verleumdung begründenden Schuld. Fand sie hingegen ein Verdict wider ihn und für den Verklagten, so war die Abweisung der Klage und Verurtheilung in die Kosten Nebensache, das aber Hauptsache, daß die Jury mittelbar den edeln Lord für einen falschen Spieler erklärte. Die gerichtliche Verhandlung dauerte den zehnten und eilften Februar von früh bis Abend. Der Gerichtssaal war ein Sammelplatz der vornehmsten Welt; die berühmtesten Sachwalter Englands standen sich gegenüber und ihre Beredsamkeit rang redlich um den Sieg. Mehr als zwanzig Zeugen wurden von jeder Partei gerufen, und darunter waren viele hohe Namen. Während aber natürlich die Zeugen des Klägers für wenig mehr zu sprechen vermochten, als für seine Ehrenhaftigkeit, beschworen die Zeugen des Verklagten selbst gesehene Thatsachen des Gegentheils und wurden die in der angegebenen Weise markirten Karten vorgelegt. Die Einrede des Verklagten bestand darin, daß die in seinem Briefe vom zweiten December vorgebrachte Beschuldigung wahr sey. Wurde das bewiesen, so fiel die Anklage der Verleumdung zu Boden, und nachdem die gegenseitige Verhandlung geschlossen und vom vorsitzenden Lord Oberrichter in ein gedrängtes Ganze zusammengefaßt worden war, erklärte die Jury den Beweis für vollführt, indem sie nach kurzer Berathung ihr Verdict — für den Verklagten abgab. Demnach wäre der edle Lord de Roos — ein falscher Spieler.

W. S.

Dresden, Februar.

(Fortsetzung.)

Uebersetzung des Dante. Enthauptung.

Die eingesandten Zeichnungen sind, nebst einer noch hinzugekommenen dritten von Julius Schnorr, sehr werthvolle Blätter aus Dante's Fegefeuer und Hölle. Höchst interessant ist die von Bendemann dem zehnten bis zwölften Gesange des Fegefeuers entlehnte Darstellung der Strafe des Hochmuths, der belohnten Demuth in dem Bilde des Engels gegenüber, welcher der „Magd des Herrn“ die ihr gewordene hohe Bestimmung verkündigt. Bekanntlich ist die deutsche Bearbeitung von Dante's unsterblichen Dichtungen schon seit langer Zeit eine auf das tiefste Studium gegründete Lieblingserholung des Prinzen Johann. Schon seit Jahren verdankte man seinen Anstrengungen eine metrische Uebersetzung der Hölle, die sich durch die musterhafteste Treue auszeichnen soll. Dem Vernehmen nach hat er neuerlich auch die Verdeutschung des Fegefeuers beendigt.

In den vorlezten Tagen nahm die Enthauptung eines bereits befahrten Liebespaares die Aufmerksamkeit eines großen Theils der Stadt und Umgegend um so mächtiger in Anspruch, da dieses, eines gemeinschaftlich verübten Mordes überwiesene Paar die gegenseitigen Beschuldigungen im Laufe der Untersuchung während des Transports auf einem Wagen nach dem Richtplatze ganz vergessen zu haben und in das frühere, trauliche Verhältniß zurückgetreten zu seyn schien. Die 52 Jahre alte Wittwe des Häuslers Albrecht in dem benachbarten Braunsdorf hatte mit ihrem wohl um neun Jahre jüngern Bubler, einem Zimmergesellen Namens Petrick, einen Futterschneider umgebracht, der zuvor die Liebhaberrolle bei der Alten gespielt und sie aus Eifersucht nunmehr insultirte und verfolgte. Nachdem die Albrecht bereits eingezogen worden, war ein alter Verdacht, daß ihre beiden verstorbenen Ehemänner wohl ebenfalls ermordet gewesen, von Neuem zur Sprache gekommen. Der ausgegrabene Leichnam des erst vor wenigen Jahren gestorbenen zweiten bestätigte wirklich diesen Verdacht. Es fand sich im Magen eine Substanz, die nach erfolgter chemischer Analyse für Arsenik erklärt wurde. Der gleichfalls untersuchte Leichnam des ersten Mannes lag jedoch zu lange im Grabe, als daß die Untersuchung zu einem gewissen Resultate hätte führen können. Zwar glaubte man Anfangs in einem Stück Holz, welches durch den untern Theil des Kopfes getrieben war, die Bestätigung des präsumirten gewaltsamen Todes zu sehen, allein die Leichenwascherin erklärte, daß die Zusammenhaltung des Mundes der Leichname an manchen Orten auf diese Weise bewirkt zu werden pflege. Uebrigens schien sich bei der ganzen Untersuchung wegen des ermordeten Futterschneiders die Albrecht als die Hauptschuldige herauszustellen. Sie hatte dem Gehülfen des Verbrechens nicht nur keine Ruhe gelassen, bis er dasselbe vollbracht, sondern ihm auch dabei geholfen. Dieser Futterschneider mag unstreitig von der Vergiftung ihres zweiten Ehemanns unterrichtet und sie daher besorgt gewesen seyn, er werde, wenn er am Leben bleibe, noch aus Rache dieses Verbrechen der Obrigkeit anzeigen. Bei der Heftigkeit der überhaupt als besonders bösartig erscheinenden Frau mochten Viele noch auf dem, Beide zusammen zur Hinrichtung abführenden Wagen einem Standal entgegensehen. Desto größer waren aber auch Verwunderung und Staunen der diesmal ungemein zahlreichen Menschen- und vorzüglich auch Weibermasse, als die gegenseitige alte Zuneigung in diese Theilnehmer Eines Schicksals zurückgekehrt schien. Den ganzen, langen Weg über sprachen sie nicht nur in größter Eintracht mit einander, sondern sie bezeigten sogar durch Küsse einander ihr Wohlwollen. Beim Ersteigen am Fuße des Schaffots wiederholten sie sich dieses Liebeszeugniß. Auch noch in den lezten Momenten scheint Beide, der allgemeinen Versicherung nach, die vollkommenste Fassung nicht einen Augenblick verlassen zu haben. Obschon die seither bewiesene Unfehlbarkeit des Richtschwertes in der Hand des, so viel mir bekannt ist, in der lezten Zeit zu allen dergleichen traurigen Fällen in Sachsen gebrauchten Scharfrichters sich auch bei dieser Hinrichtung wieder völlig bewährte, so ist doch bereits vor einiger Zeit, bei Gelegenheit der ständischen Verhandlungen über das neue Strafgesetzbuch, der Vorschlag zur Einführung der noch untrüglichern Köpfmaschine geschehen, und es soll bereits das Modell zu einer solchen eingereicht seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 16. März 1837.

Das drängt und stößt, das rutscht und klappert!
Das zischt und quirlt, das zieht und plappert!
Das leuchtet, sprüht und stinkt und brennt!
Ein wahres Hexenelement!

Goethe.

Der Fastnachtdienstag und Aschermittwoch in Paris.

(Fortsetzung.)

Steigen wir, wenn's beliebt, auf's Amphitheater, in's Paradies hinauf, um von da aus das Gewühl zu mustern. Kaum haben wir uns über das Geländer gelehnt, um in den Saal hinunter zu blicken, so flimmert's uns vor den Augen. Die unfaßliche Menge von Bildern, welche flüchtig und magisch an uns vorüberziehen, überwältigt uns dergestalt, daß wir Alles, was wir sehen, Menschen, Kleidungen, Gesichter, Thun und Treiben für einen bloßen schweren Traum halten. Uns gerade gegenüber im Hintergrunde des Saals, von einer schwarzen Draperie eingefaßt, grollt das aus hundert Musikanten bestehende und von Musard dirigirte Orchester, dessen unheimliche Töne wie aus einem Leichengewölbe zu uns heraufrauschen; in der Mitte beschreiben zwölf strahlende Kronleuchter einen weiten Feuerkreis und darunter dreht sich ein wirbelnder Reigen in rasendem Umschwung. Meint man nicht den Zauberkessel zu sehen, den ein Schwarm von Höllengeistern umtanzt? Meint man nicht, einem jener Feste in Ninive oder Babylon beizuwohnen, wie sie der englische Maler Martin dargestellt, wo ein ganzes Volk in Masse herbeiströmt, um die Saturnalien seines Herrschers mitzufeiern? Alle Leidenschaften des Pariser Carnevals sind in diesem Augenblick im Saale der großen Oper konzentrirt, und entladen sich in diesem viel zu engen Raume, wie ein lange unterdrückter Vulkan, in schrecklichen Ausbrüchen. Wie die blaue, rothe, weiße, grüne menschliche Lava, alle Farben aller Metalle im Schmelztiegel annehmend, sich in unaufhaltsamen Strömen durch den Saal fortwälzt; wie die jauchzende Menge ihr unsauberes Kriegsgeschrei, ihr Montjoie Saint Denis: ohée les voleuses! erschallen läßt; mit welcher bestialischen Wohllust die Mitglieder des Jokeyclubs die Ballgäste der Courtille in ihren Stellungen und Wendungen zu überbieten suchen; mit welcher Nonchalance der reinste Cancan von der Chaumière und der klassische Chahut von der Barrière du Maine sich auf der ersten Bühne von Europa ansiedelt!

Welch ein unerhörter Skandal! und das ist bei weitem noch nicht Alles. Die Gelegenheit ist zu günstig, als daß man die Raserei nicht auf den höchsten Grad treiben sollte. Zum ersten Male, so lange die große königliche Oper besteht, ist das Asyl der Etikette und des Dekorums, das Rendezvous der vornehmen Welt dem Walzer, dem Galopp, dem Contretanz und dem Schwarm der tollen Carnevalsgäste eröffnet; der gefeierte Heros des Contretanzes, des Galopps und des Walzers, der Orpheus des Faschings, Musard mit einem Wort, der

„unvergleichliche Muſard,“ hat mit ſeinen 10,000 Braven, deren Freund, Vater und Generaliſſimus er iſt, dieſes prächtige Terrain erobert: darf es uns da noch wundern, wenn jene anbetende, vergötternde Menge beim Anblick Muſards ihr Entzücken nicht länger zurückhalten kann? Siehe da! 200 Poſtillone von Longjumeau, 300 Robert Macaire's, 500 Harlekins und eben ſo viele Matroſen und Matroſenweiber ſtürzen über den Kapellmeiſter her, reißen ihn von ſeinem erhöhten Sitze herunter und tragen ihn auf den Armen im Saale herum; überall, wo der Triumphator naht, zertheilt ſich die bunte Menge, kniet nieder und empfängt gnädigen Blick oder huldreichen Händedruck von dieſer improviſirten Majeſtät. Das Orcheſter ſpielt eine Siegeshymne und aus tauſend und aber tauſend Kehlen dringt der Ruf: Vive Musard! Vive le Napoléon de la contredanse! Der Triumph Muſard's war vollſtändig, koloſſal. Seit der Ovation Voltaires, der bei der Vorſtellung ſeiner Irene im Théâtre français unter Roſen begraben ward, iſt kein Zeitgenoſſe mit ſo viel Lärm, Bewunderung, Beifallsgeſchrei, Spektakel, kurz Allem, was ſonſt noch erforderlich, um das zu begründen, was wir in unſerer ſublunariſchen Welt Ruhm und Ehre nennen, gefeiert worden.

Von Freude ſtrahlend, aber bleich von dem eben überſtandenen Triumph, beſteigt Muſard die Eſtrade des Orcheſters und gibt ſeinen Leuten das Signal, den berühmten Galopp zu ſpielen. Von dieſem berühmten Galopp Muſard'ſcher Kompoſition vermag ich aber beim beſten Willen dem Leſer keine deutliche Vorſtellung beizubringen; Worte reichen nicht aus, um denſelben zu ſchildern. Ein Wirbelwind in der Wüſte, der Alles weit und breit verſengt und verheert, ein Wolkenbruch, der auf ſeinem Wege Häuſer, Wälder, Herden und Menſchen mit ſich fortreißt — das Alles erſcheint nur als eine ſchwache Parodie des Muſard'ſchen Galopps. Das Echo von mehreren tauſend unmenſchlich durcheinander kreiſchenden Stimmen ſchallt wider die Decke, die Kronleuchter klirren und drehen ſich im Kreiſe, der Fußboden kocht, die Wände erzittern von dem convulſiviſchen Stampfen der Füße. Ein mit einem hölzernen Säbel bewaffneter Türke tanzt vorauf und führt dieſe unermeßliche Runde an, deren gigantiſcher Lärm das donnernde Orcheſter überheult. Endlich verſtummt die Muſik und die brandenden Wogen dieſes aufgeregten Menſchenmeers fluthen über und reißen Alles fort, was ihnen entgegentritt oder ſtillſteht; man erklimmt die Logen, man klammert ſich an die Pfeiler, um nicht fortgeſchwemmt, zerdrückt, zerquetſcht zu werden. — Es iſt ſechs Uhr Morgens, der muſikaliſche Sturm ſchweigt, die Wellen ſind allmählig wieder in ihre Ufer zurückgetreten, der falbe, ungewiſſe Schein eines anbrechenden Februartags dringt durch verſchiedene Oeffnungen in den Saal der großen Oper und beleuchtet gemeinſchaftlich mit den verglimmenden Wachskerzen dieſe Scene des Jammers und des Elends; die Kleider hängen in Fetzen am Leibe herunter, die Haare fliegen in wilder Unordnung um den Kopf, die Lippen ſind ſtarr, die Augen matt und erloſchen, von den Wangen trieft die Schminke und von den Stirnen rinnt der Schweiß der Orgie. Welches Futter für die Grippe!

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Leben ein Traum.

(Fortſetzung.)

Wie die Liebe, ſo gehört auch die Poeſie zu dem Träumeriſchen der Jugend, und wie die Jugend weſentlich poetiſch iſt, ſo iſt die Poeſie jugendlich, „ſie erhält dem Leben den Jugendſchein.“ Alle Dichter bekennen frei und offen, Dichten ſey nichts anderes als ein Träumen der ſeligſten Art:

„Dem Dichter iſt's beſtändig
Als wär' es ſo nur recht,
Sein Bild der Welt lebendig,
Sein Traum nur wahr und echt.“

Poeſie iſt ein Hervortreten der Idealwelt, eine Befreiung des Ideellen, das ſonſt durch den Stoff, durch die Wirklichkeit gebunden iſt.

Schreiten wir weiter, ſo überzeugen wir uns, daß in der Gemeinſchaft des Träumeriſchen Thaten des Geiſtes ſich vereinigen, die ſonſt oft genug einen ſchroffen Gegenſatz bilden: Poeſie und Philoſophie, Philoſophie und Religion. Philoſophie iſt Bewegung des Geiſtes im freien Gedanken. Indem die Welt im Begriff erfaßt wird und Gedanken als das Weſen und der Grund der Dinge aufgezeigt werden, iſt der denkende Geiſt in allem Gegenſtändlichen doch nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Indem alſo Alles als Geiſt, als Gedanke gefaßt wird, iſt es auch in der Philoſophie die ideelle Welt, welche lebendig wird, ja ſich als das Weſentliche erweiſt. Inſofern gehört allerdings auch die Philoſophie zur Familie der Träume. In dieſer Beziehung iſt auch die Religion zu nennen; Byron ſagt:

„Lebt doch der Erde Räumen
Entrückt, der Fromme ganz in ſeinen Träumen;
Nicht Zeit, nicht Welt ſieht den Verzückten an,
Zum Himmel flog ſein Geiſt dem Staub voran.“

Das ſchönſte, ſeligſte Thun des Geiſtes iſt Träumen; darum wird auch die Seligkeit eines künftigen Lebens vorgeſtellt als ein Träumen; dies iſt im Schluß eines Kirchenlieds von Gottfr. Arnold ſchön ausgeſprochen:

Führ' in's Paradies uns ein!
Doch wohlan, du wirst nicht säumen,
Möchten wir nicht lässig seyn!
Werden wir doch als wie träumen,
Wenn die Freiheit bricht herein.

Also Erinnerung und Hoffnung, Jugend und Liebe, Poesie — kurz alle Lichtpunkte des Lebens sind Traum, Idealität, d. h. nach der gewöhnlichen Lebensansicht Illusion, Nichtigkeit; denn nur das wird als Wirklichkeit anerkannt, was handgreiflich ist. Jedoch dieses Urtheil beruht auf einer bloßen Voraussetzung. Muß denn Alles, dem die Ehre widerfahren soll, als legitim anerkannt zu werden, nachweisen können, daß es nichts Ideelles, kein Fünkchen Geist und Seele an sich habe, daß es sich auch nicht eine Linie über das Niveau der ordinären Prosa des Lebens erhebe? Nein! im Gegentheil ist das allein das Wirkliche, was Seele und Gedanke ist; die eigentliche Substanz des Lebens, das Leben des Lebens ist das Ideelle, der Traum. — Aber wird nicht damit ein einseitiger Idealismus aufgestellt, der nur den Geist anerkennt und dem Fleisch seine Urrechte versagt? Wird nicht, dem Zeugniß des gesunden Bewußtseyns zuwider, alle Wirklichkeit zu einem Schattenspiel herabgesezt? Nein! der Traum ist immer an die Sinnenwelt gekettet, als an seinen unentbehrlichen Grund und Boden; jeder Traum hat eine wirkliche Beziehung zur Außenwelt. Empfindung, sey's eine früher gehabte oder eine im Schlaf eintretende, ist die erste Veranlassung eines Traums. Nur das innere Gefühl, das die Seele durch eine äußere Einwirkung bekommt, wird dem Traum eingewoben, und die Traumbilder sind in der Regel nichts anderes als Deutung der Empfindungen. Frieren wir, so führt uns der Traum auf unabsehliche Eisfelder, aus denen wir den Rückweg nicht mehr finden. Wir empfinden einen Druck auf die Brust — und es wird ein Bergkoloß auf uns gewälzt; eine krampfhafte Zuckung — und wir stürzen in einen endlosen Abgrund. Wir können sagen, der Traum sey eine Deutung der Dinge; ja: „Träume deuten uns die Welt!“

Die Wirklichkeit ist dabei nothwendig vorausgesezt, als der Text, der gedeutet werden soll, sie ist das Buch, das in die Sprache der Seele erst übersezt werden muß, um Genuß zu gewähren, und hier tritt also das Ideelle ein; die innere Welt kehrt sich hervor und beleuchtet die Dinge mit ihrem Licht. Wie im Traume Jeder seine eigene Welt hat, sofern jeder Traum in der Individualität des Träumenden begründet ist: so sind die Weltanschauungen verschieden, weil sie in dem innersten Kern des Menschen wurzeln, und das eigentliche Wesen eines Menschen, eines Volkes liegt eben in der Deutung, die sie den Dingen geben. Wenn wir Deutsche namentlich als ein träumerisches Geschlecht charakterisirt werden, so nehmen wir dies gerne an, insofern damit, wenn auch unbewußt und unwillkührlich, das ausgesprochen ist, daß das Seelenvolle und Geistige unser Element sey. Eine Zeit unterscheidet sich von der andern im tiefsten Grunde durch ihre Deutung der Welt, durch ihr so oder so gestaltetes ideelles Erfassen des Seyns, d. h. durch das in ihrem Leben, was Traum ist. Und wenn wir von der Mitte der gegenwärtigen Weltzeit aus rückwärts und vorwärts schauen, so sehen wir am Anfang wie am Ende der Weltgeschichte einen Traum: das verlorne und das wiederzufindende Paradies und goldene Alter. Das ist die Erinnerung und die Hoffnung der Menschheit, und indem die Geschichte, in der Wiederbringung der Dinge, zu dem Urzustand zurückkehrt, bildet sie einen in sich geschlossenen Kreislauf, dessen treibende und bewegende Kraft eben der ideale Traum ist, welcher in der Form der Erinnerung und der Hoffnung erscheint.

(Der Beschluß folgt.)

Reisefrucht.

„Πολλων δ' ἀνθρωπων ἰδεν ἀστεα και νοον ἐγνω.“

Städte? — Nein, die sah ich nicht,
Bin nur so hindurchgezogen;
Menschensitt' erkannt' ich nicht,
Bin vorüber nur geflogen.

Aber Mägdlein sah ich viel,
Braun und blond und schwarzer Locken,
Und der Liebe süßes Spiel
Lernt' ich spielen ohne Stocken.

J. V. Kutscheit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im März.

Allgemeines.

Um sich über das Leben der hiesigen Stadt, ihre äußere und innere Entwickelung öffentlich aussprechen zu können, muß man es nicht bloß in bürgerlicher und weltbürgerlicher Behaglichkeit mitleben, sondern Allem nachgehen, sich erkundigen, sich zudrängen, auf die Lauer legen u. dergl. mehr, zu was ich mich nicht leicht bringe. Je älter man wird, desto mehr beschränkt man sich, wenn man kein Geck ist, auf das, wodurch man in seinem Wesen zulegt; man meidet die Wiederholungen, die natürlich mit den Jahren wachsen. Es gibt freilich auch Leute, man heißt sie Philister, die sich gerade im Identischen am wohlsten fühlen, gerade dem Interessantesten aus dem Wege gehen und am liebsten thun, was sie schon tausendmal gethan. — Von einzelnen Erscheinungen will ich reden, welche mir eine besondere Theilnahme abdrangen. Noch lebendiger wäre diese ohne Zweifel gewesen, hätte ich Analogien derselben von andern Residenzen oder bedeutenden Städten vergleichend vor der Seele gehabt.

Contraste schärfen den Sinn, Vergleichung läßt tiefer in das Unterscheidende hineinschauen, und manches an sich Gleichgültige wird durch Parallelisiren pikant. So aber lebe ich nun hier in einem gewohnten Element, wie der Fisch im Wasser, dem sein Organismus homogen geworden ist. Deßhalb bitte ich um Nachsicht.

Einige herumspringende Bemerkungen über Dinge, die Stuttgart nicht gerade besonders charakterisiren, die ich aber doch berühren wollte, mögen vorangehen. Um einige Zeilen mehr oder weniger; das Auge wird in unserer Zeit durch Dampfboote und Eisenbahnen an Flüchtigkeit gewöhnt; es fliegt darüber weg. — Wir genießen einer tiefen politisch-bürgerlichen Ruhe. Das Publikum lebt in einer publicistischen Windstille, nachdem gewisse Windsbräute ausgetobt haben. Wollte man hohnlächelnd sagen, dem sey nicht zu trauen, es sey nur eine aufgenöthigte Ruhe, ein darniederhaltender Zwang, so möchten wir erwidern, das sey überall und immer so gewesen und werde auch so bleiben. In der Menschheit, in der civilisirten am meisten, ist eine solche Anhäufung von Hoffnungen, Wünschen, Planen, Entschlüssen, Gelüsten, Phantastereien, wohlwollenden und kühnen Gesinnungen, nützlichen und verwegenen Spekulationen, daß, nach dem geregelten Organismus des Ganzen und wegen des Gegendrucks der bestehenden Einrichtungen und der prosaisch langsamen Entwickelung der Verhältnisse, nur der allerkleinste Theil derselben durch das enge Pförtchen der Gelegenheit in's wirkliche Leben herausdrängen kann. In einem satirischen Kupfer könnte man diese gepreßten Tendenzen als die eingesperrten Winde des Aeolus darstellen, die mit Backen stets hervorzubrechen drohen. Ist ja auch in der Natur Alles bewegungssüchtig, und nur der geordnete Lauf der Processe widersteht dem Losbrechen einer allgemein chaotischen Gährung und zerstörenden Auflösung. — Während man in einem Nachbarreiche dem Oberhaupte nicht verzeihen kann, daß es selbst regiert, ist man bei uns mit diesem Gedanken ganz vertraut. Daß sich auch der junge Adel im Gegensatz gegen sein früheres mittelalterliches Wesen oder Unwesen immer mehr anstellig macht, ist ein Werk der Aufnöthigung und der Freiheit, das aber unserm Lande nicht allein eigen ist. Bloß Kindern kann es auffallen, daß sich die Dienerschaft in prunkenden Livreen spreizt und gröber ist, als die Herrschaften, die sich einfach kleiden und zuvorkommend benehmen. Daß die Mägde sich untereinander „Frauenzimmer" tituliren, daß das „höre Sie! höre Er!" wie vielmehr das „Du" gegen Untergeordnete immer mehr verschwindet, daß die Frauen und Töchter wohlhabender Bürger und mancher als Hausväter zu nachsichtigen Angestellten sich wie die ersten Damen kleiden, daß überhaupt sich die Bewohner in allen Dingen mehr uniformiren und eine gewisse Gleichheit und Freiheit die Unterschiede jährlich mehr aufhebt, das ist der Zeitgeist, der immer Kluges und Thörichtes, Gewinnste und Verluste zugleich herbeiführt.

Es wird viel gebaut, und die verlängerten Straßen zeigen großentheils hübsche Gebäude, die öffentlichen Bauten einen ausgesprochenen würdigen Styl. Aber — woher der Wind weht, was zu wissen doch in allen Beziehungen so ersprießlich ist, das sieht man von Jahr zu Jahr weniger, denn die guten alten Wetterfahnen und -Hähne werden immer seltener, und man blickt oft Straßen auf und ab vergebens nach einem solchen Windzeiger. Die Ausgabe für einen beweglichen Pfeil auf dem Wetterableiter sollte doch kein Hausbesitzer scheuen. — Kommt nun bald der Frühling mit schönen Morgen, so muß der sentimentale Naturfreund sein Schnupftuch nicht vergessen mitzunehmen, denn er begegnet den Trägern derjenigen Essenzen, welche den Teppich der Natur begrünen helfen, und deren Aroma mit dem Moschus das gemein hat, daß es in ganzer Masse übel riecht, in starker Verdünnung aber, also durch Regen und einsaugende Pflanzengefäße, Wohlgerüche verbreitet. Die Nothwendigkeit der Sache liegt in dem ökonomischen Leben der von 4600 Morgen Baufeld umgebenen und mit keinen Cloaken versehenen Stadt: ein Stein des Anstoßes für alle fremde Nasen, und darum ein solcher, weil die Heimlichkeiten der Göttin Cloacina so à jour gefaßt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, Februar.

(Beschluß.)

Kunstreiter. Beigel.

Mit der Guerra'schen Reitergesellschaft ist die „Kunst zu Pferde" glorreich hier eingezogen. Außer einer besondern Eleganz des Ganzen rühmt man hauptsächlich den Paillasse, Namens Biool. Man erzählt, es sey ihm, als er sich um Engagement gemeldet, vom Unternehmer eine abschlägige Antwort ertheilt worden, weil dieser bereits mit einem brauchbaren Lustigmacher versehen. Da jedoch habe Biool, seinen Mißmuth hierüber auszudrücken, sich mit der Zehe des rechten Fußes hinter dem Ohre gekratzt, und hierauf Guerra sogleich voll Enthusiasmus gerufen: „Sie sind engagirt!" Die Leistungen des Mannes in ganz unglaublichen Stellungen sind in der That außerordentlich. Man fragt einander, worin wohl der jezt zu Wien in gleicher Kunst solch ungeheures Aufsehen erregende Klischnig es diesem zuvorthun würde? Als Affe, worin Klischnig einzig seyn soll, hat Biool bereits einen solchen Lorbeer sich um das Haupt gewunden, daß man hofft, er werde auch als Frosch (bekanntlich eine zweite Forcerolle von Klischnig) der Virtuosität seines glücklichen Wiener Nebenbuhlers keinen allzugroßen Vorsprung lassen. — Der Tod eines wackern und dabei wahrhaft gelehrten Mannes, des emeritirten Oberbibliothekars, geheimen Legationsraths Beigel, würde einen weit tiefern Eindruck hervorgebracht haben, hätte ihn nicht das hohe Alter der geistigen Kraft schon seit einiger Zeit beraubt. Er stand im 84sten Lebensjahr. Das freundliche Wohlwollen, womit der Verewigte während seines Amtes als Oberbibliothekar die Bemühungen der die Bibliothek Benutzenden zu unterstützen und zu fördern suchte, war gewiß den Meisten derselben noch lange in dankbarem Andenken geblieben, als der edle Veteran, bereits von seinem Gedächtnisse ganz verlassen, noch von Zeit zu Zeit auf der Straße oder im freien Felde gesehen wurde, und man ihm wohl anmerkte, daß die Freundlichkeit, mit der er die ihm bestimmten Grüße aufnahm und erwiderte, von einiger Verlegenheit darüber begleitet erschien, daß er sich der Personen, die ihm so ihre Aufmerksamkeit bewiesen, nicht mehr erinnern konnte. In der lezten Zeit soll er zuweilen darüber sehr in Zorn gerathen seyn, daß man es bedenklich fand, ihn die frühern, zum Theil ziemlich weiten Spaziergänge fortsetzen zu lassen, da er sich zur Mitnahme eines Begleiters nicht entschließen, und eben so wenig einen seine Schritte von Weitem Beobachtenden dulden wollte. Bode's astronomische Jahrbücher, Zachs monatliche Korrespondenz, Adelungs Mithridates, von Hammers encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients, und andere wissenschaftliche Werke enthalten bleibende Denkmale seines mannichfaltigen Studiums und Forschens.

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 17. März 1837.

— Flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen.

Schiller.

Das Leben ein Traum.

(Beschluß.)

Wir haben noch einige Anstöße und Bedenken wegzuräumen. Als schlagender Grund gegen den Satz: „das Leben ist Traum," wird nämlich geltend gemacht, daß er die verderblichsten sittlichen Folgen haben müßte. Solche Besorgniß ist jedoch völlig grundlos und voreilig, denn sie beruht auf einer bloßen Consequenzenmacherei. Die Erfahrung bezeugt, daß der Traum das geheime Gericht des Menschen ist. Recht erquickliche und erhebende Träume kommen nur dem, dessen Inneres rein und schuldlos ist, so wie andernseits der Böse seine schreckhaften und strafenden Träume hat. Ist das Leben ein Traum, nun ja, dann ist es selbst das Gericht des Menschen: je reiner die Seele von Schuld, je mehr dem Ewigen und Göttlichen zugekehrt das Leben des Geistes, desto glücklicher und lohnender der Traum, den wir träumen. Also der Traum, welcher das Leben ist, hat sein Gericht nicht außer sich, sondern in sich selbst, und das ist am Ende doch das alleinwahre Gericht. Und sollte man davor noch mehr erschrecken, daß selbst das andere Leben als Traum angesehen werde, so hat diese Vorstellung in der That nichts Verführerisches, im Gegentheil:

Sterben — schlafen,
Schlafen — vielleicht auch träumen! — Ja da liegts:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt,
Das zwingt uns, still zu steh'n.

„Aber Träumerei ist einmal ein unpraktisches und täuschungsvolles Wesen!" Wir wollen offen zugeben, daß es allerdings auch eine Träumerei gibt im schlimmen Sinn, d. h. ein in leeren und falschen Einbildungen schwelgendes, that- und fruchtloses Sinnen und Schwärmen. Aber wie überhaupt das Böse nur neben dem Guten, das Falsche nur neben dem Wahren ist, so sezt auch diese krankhafte Erscheinung Gesetze der Gesundheit voraus. Solch eitles Träumen hat nämlich seinen Grund in der zügellosen Willkühr des innern Thuns, und diese falsche Freiheit weist auf die wahre Freiheit der ideellen Welt hin. Und die wahre Freiheit ist eben diejenige, welche ihren Gegensatz, die Nothwendigkeit, d. h. das Gesetz, in sich selbst hat, während die Willkühr nichts anderes ist als die gesetzlose, d. h. die schlechte Freiheit. Darum darf die ideelle Richtung weder als leere Phantasterei betrachtet werden, denn sie hat ihr inneres Gesetz, noch als müßige Schwärmerei, denn das Handeln ist ihre nothwendige Frucht:

„Die ihr ſo nüchtern und geſchäftig
Dem Sänger ſeine Luſt vergällt,
Wißt: dichtend wird die Seele kräftig,
Und Träume deuten uns die Welt.“

Und ein rechtes Handeln iſt ſogar unmöglich, ohne durchgebildetes Wiſſen und Schauen. Erſt muß der Gedanke ſeine Macht gegründet haben, erſt muß der Geiſt in ſich ſelbſt heimiſch geworden, das Gemüth entzückt ſeyn von dem träumeriſchen Zauber der idealen Welt, ehe durch wahrhaft menſchliches Handeln der Stoff beſeelt und der Stempel der Seele und des Geiſtes der realen Welt aufgedrückt werden kann. Aber wenn einmal die Begeiſterung des idealen Traums die Seele ergriffen hat, dann muß beſonnene Ueberlegung hinzutreten und beharrliche Kraft, um in der Außenwelt zu wirken und das Ideelle zu realiſiren: „ein ſtarkes Streben macht den ſchönen Traum gewiß.“ Mit der Taubeneinfalt einer kindlich träumeriſchen Seele muß die Schlangenklugheit eines erfahrenen Weltkindes ſich verbinden, um etwas Geſundes und Tüchtiges zu ſchaffen. Und ſo iſt die ideelle Welt des Traums die Macht, welche das Leben und die reale Welt bildet und regiert: damit kehren wir zu der anfänglichen, nur jezt inhaltsvolleren Anſchauung zurück: das Leben ein Traum!

G. V. Lechler.

Der Faſtnachtdienstag und Aſchermittwoch in Paris.

(Fortſezung.)

Mit dieſem Muſard'ſchen Balle hat die Académie royale de Musique die Sansculottentaufe empfangen; zu den Zeiten der Regentſchaft, während des franzöſiſchen Direktoriums kann es nicht anders hergegangen ſeyn als auf dem lezten Faſtnachtsballe in der großen Oper. Zwar hat die Direktion wegen dieſer toll durchrasten Nacht ſofort Buße gethan und die Mänaden des Carnevals durch die graziöſe Sylphide, die Muſard'ſchen Quadrillen durch Mozarts himmliſche Melodien in Vergeſſenheit zu bringen geſucht; aber ich zweifle ſehr, ob alle dieſe Mittel im Stande ſeyn werden, die beſudelten Räume je wieder zu reinigen. Den Muſardiſten wünſche ich, daß nächſtens ein neuer Jeremias oder heiliger Chryſoſtomus im Lande aufſtehe und ſeine unheilverkündenden Klagelieder und niederſchmetternden Flüche gegen eine Geſellſchaft ſchleudere, welche ſich mit gebrochenem Aug, ſchwankendem Fuß und lallender Zunge von einem unfläthigen Bacchanal zum andern begibt. Möge ein zweiter Juvenal oder Barbier ſich erheben und mit den Ruthen der Satire bis auf's Blut jene Muſard'ſchen Braven peitſchen, welche die Gemeinheit und das Laſter mit ſo viel Frechheit zur Schau tragen, daß ſie ſich unter einander mit dem höchſt poetiſchen Titel: voleurs, beehren. Und man glaube ja nicht etwa, daß auf jenem Balle bloß die Heſe des Volks zuſammengefloſſen; jene Kärrner und Poſtillone ſind edle Grafen und Herzoge, jene Robert Macaires ſind nicht alle Schuhputzer und Commis-voyageurs, ſondern ſehr häufig Söhne von Pairs de France und Notabilitäten der hohen Finanz.

Für den denkenden Beobachter des gegenwärtigen Treibens in Frankreich hat dieſer öffentliche Skandal noch eine andere, ernſtere Bedeutung; er beweist, daß ein großer, angeſehener Theil der civiliſirteſten Nation der Welt an nichts mehr glaubt, mit den heiligſten Dingen Spott treibt und nicht einmal mehr in ſeinen geſelligen Vergnügungen die Grazie, Zurückhaltung und Liebenswürdigkeit zu retten gewußt hat, welche jedem Feſte gerade den größten Reiz verleihen und ſeither die Würze der höhern Geſellſchaftskreiſe in Frankreich ausmachten. Anſtatt mit angenehmen Erinnerungen und Eindrücken vom Balle der großen Oper fortzugehen, hat man ihn mit Beulen am ganzen Körper und von Kopf bis zu Fuß mit Staub bedeckt verlaſſen.

Während jenes wahrhaft cyclopiſche Feſt in der großen Oper gefeiert wurde, ging es in den übrigen Theatern nicht minder arg zu; denn in der Nacht vom Faſtnachtdienstag auf Aſchermittwoch hat ſich in Paris Niemand ſchlafen gelegt. Alles was in der großen Oper keinen Platz finden konnte, ſtürzte auf die andern Bälle, namentlich zu Jullien in der Rue Saint-Honoré, von dem ich ſchon neulich geſprochen. Ich verzichte darauf, das erſchreckliche Gewirre des Julliénſchen Balls an dieſem Abende zu beſchreiben. Hier wird ohne Aufhören getanzt; die Geſellſchaft theilt ſich bald in Quadrillen ab, bald rauſcht ſie in Galoppaden durch den Saal. Dieſe Tänze ſind ſo ausgelaſſen, als die Nachſicht und Moralität der Munizipalgardiſten nur immer dem Carneval zu gut halten kann. Beſonders die Damen, welche dieſem Balle den Reiz ihrer Gegenwart leihen, kennen keine Schranken mehr und gerathen wirklich auf betrübende Abwege und in eine unbeſchreibliche Exaltation; es fehlt ihnen nur der Thyrſusſtab und das aufgelöste Haar, um die Prieſterinnen der bekannten antiken Feſte getreu darzuſtellen. Ich war mit zwei Engländern auf dem Jullien'ſchen Balle; dieſe in Sitte und Zucht aufgewachſenen Söhne Großbrittanniens äußerten unverholen ihren Abſcheu; es war aber auch wirklich nicht auszuhalten. Zu all dieſer Brutalität denke man ſich noch ein Orcheſter, das zur Hervorbringung tieferer Eindrücke den Donner mit dem Tam-Tam nachahmt, Flintenſchüſſe abfeuert und ſieben große Glocken in Bewegung ſezt, dann hat man ohngefähr

eine Idee von den übrigen Volksfesten, welche am Faschingdienstag außerhalb der großen Oper in Paris gefeiert worden sind.

Einen vollständigen Begriff davon wird jedoch der Leser erst bekommen, wenn er es nicht verschmäht, einen Augenblick mit mir vor die Barrièren zu gehen. Die Maskenbälle der großen Oper und der übrigen Pariser Theater sind wegen des hohen Eintrittspreises für die arbeitenden Klassen unzugänglich, und man sieht daher an den genannten Orten innerhalb der Stadt nie oder höchst selten die Lumpen der Vorstädte figuriren. Am mardi gras muß aber vollauf gelebt seyn, wenn auch morgen kein Sou übrig bleibt, um den Hunger zu stillen; am mardi gras müssen die Lumpen sowohl als die schwarzen Fracks, die schwieligen Hände sowohl als die gelben Handschuhe ihr Tanzvergnügen haben. Vor der Barrière von Belleville ist am Fastnachtdienstag das allgemeine Rendezvous der arbeitenden Volksklassen; eine Menge von mehr oder weniger erleuchteten Tanzsälen zu beiden Seiten der Straße öffnen heute für zehn Sous ihre Pforten und lassen den schwarzen Ameisenhaufen der Kohlenträger und Vorstädter herein. Die Ile d'Amour, der Coq gaulois und die Folies de Belleville sind am besuchtesten. Bevor man in den Tanzsaal gelangt, tritt man in eine weite, geräumige Küche, wo die Zurüstungen wirklich gigantisch sind, wie es der unermeßliche Zudrang der Gäste erfordert. Ganze Ochsenviertel, viele Dutzende von wälschen Hahnen, Gänsen und Hühnern drehen sich dort an dreißig Fuß langen Bratspießen vor einem ungeheuren Feuer. Wer einen Dinde, ein Poulet, eine ziemliche Quantität Rinderbraten oder eine Fleischpastete kauft, braucht keine zehn Sous Eintrittsgeld zu bezahlen. Was die Tanzsäle anlangt, so sind es kreisförmige, von hölzernen Schranken eingeschlossene Räume, in welche etwa vierzig Tanzpaare eingepfercht werden; hinter den Schranken ist eine Reihe von Bänken und Tischen, welche abwechselnd von den Ballgästen, d. h. von betrunkenen Tänzern und Tänzerinnen verlassen oder besezt sind.

(Der Beschluß folgt.)

Mistichen.

Kein Uebel allein.

Nimmer bedrängt uns Ein Uebel allein, geschaart, wie die Geier,
Unter dem Wolkengewühl, drohen sie drängend der Brust.
Aber das Glück auch liebt das Gefolg; kaum bläut sich der Himmel,
Und der Genien Schaar schüttet dir Blüthen in's Herz.

Vergessen.

Stürme durchtobten die Tage; nun weckt ein heiterer Morgen
Himmelsbläue und Duft, lieblicher Vögel Gesang;
Und vergessen ist Gram, es öffnet das Herz sich der Freude:
O, wie ist glücklich der Mensch, wenn er genießt und vergißt!

Jurai.

„Froh auf, es blühet dein Glück!“ Du spottest, die Wetter umdrohn mich
Rundum. „Eben deßhalb künd' ich dir Himmel und Glück.“

Aus der Tagesgeschichte.

Eine Schachpartie.

Es gibt in unserm Jahrhundert weder so viele, noch so große Schachspieler wie im vorigen. Während in dem sublimirten Materialismus des lezten Jahrhunderts von den höhern Ständen das Spiel des Lebens als ein Hazard- oder als ein leichtes Commerzspiel gespielt werden konnte, hat es jezt mehr den Charakter des ernsten, kopfzerbrechenden Schachs angenommen, und schon der Umstand, daß jezt die sonst alle Verhältnisse durchdringende Förmlichkeit die Menschen weniger peinigt, mußte den Trieb vermindern, im Nachdenken vom Nichtsdenken auszuruhen. Indessen bemühen sich einige Schachclubs, namentlich der Londoner und Pariser, die Traditionen dieser Geistesgymnastik aufrecht zu erhalten. Der stärkste Schachspieler ist gegenwärtig in Frankreich der Marquis v. Labourdonnais, daher von seinen Landsleuten le Napoléon de l'échiquier genannt, und vor Kurzem hat er einen Sieg gefeiert, welcher an die schönsten Zeiten des großen Philidors erinnert, der bekanntlich einmal mit verbundenen Augen drei Partien gegen drei Meister zugleich spielte und gewann. Vor einiger Zeit hatte Labourdonnais, den Rücken dem Schachbrett zugekehrt, eine Partie mit dem Akademiker Jouy gespielt und gewonnen. Diesmal warf er den Handschuh zwei der ersten Meister hin und machte sich anheischig, die zwei Partieen zugleich zu spielen, ohne eines der Spiele zu sehen, bloß mittelst seines kolossalen Gedächtnisses. Die vornehmsten Schachspieler waren eingeladen worden und hatten sich zahlreich eingefunden. An jedem Ende eines Billards war ein Schachbrett aufgestellt und Labourdonnais saß in einem Winkel des Zimmers, mit dem Gesicht gegen die Wand. Die Partieen dauerten anderthalb Stunden, und der Marquis folgte mit erstaunlicher Sicherheit den sich tausendfach kreuzenden Zügen auf beiden Schachbrettern. Die Leistung war desto bewundernswürdiger, da sich die Versammlung nichts weniger als ganz still verhielt: bei Allen war der Drang, dem Enthusiasmus wenigstens durch Beifallsgemurmel Luft zu machen, so wenig zu unterdrücken, als bei den Meisten der Reiz zum Husten in Folge des lezten Stadiums der Grippe. Als aber einmal Labourdonnais aus seinem Winkel hervor einen seiner Gegner lachend zurechtwies, weil er seiner Dame nicht Schach geboten, war lauter Applaus sehr verzeihlich. Labourdonnais gewann beide Partieen, beim lezten Matt brach der Beifall in den lautesten Sturm aus, und der Sieger wurde im Triumph fortgeführt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im März.

(Fortsetzung.)

Musik.

Die Musikfreude hat sich seit dem Herbst aus den öffentlichen Gärten in die Stadt zurückgezogen, wo sie nun als Tanzlust aktiv wird. Wie lohnend für die Musiker selbst jene musikalischen Gartenabende seyen, kann man daraus abnehmen, daß eine solche Gesellschaft zuweilen 50 — 70 fl. Eintrittsgeld bezieht. — Der vierstimmige Kirchengesang scheint in der Natur der Sache oder in dem Naturell unsers Volkes eine hemmende Schranke gefunden zu haben; er hat sich der Gemeinde noch nicht recht mittheilen können. Bloß bei festlichen Gelegenheiten vernimmt man ihn von der Orgel aus, wo sich die jungen und erwachsenen Liebhaber desselben eingefunden haben. Er sollte sich niemals ganz ohne Begleitung hören lassen, weil ein merkliches Detoniren eben bei bloßen Musikfreunden fast unvermeidlich ist. Nur Künstler vom Fach und ausgezeichnete Dilettanten halten scharf und fest den Ton ohne Begleitung, niemals aber ein so gemischter Chor, der nur von der Orgel, von Posaunen oder einem Orchester unterstüzt, auf der feinen Linie des Wohllauts gehalten wird. Ein Gutes stiftet der Kirchengesangsverein auf jeden Fall: er ist eine fortgesezte Choral- und Figuralgesangsschule, und hier sind denn auch, wie so oft im Leben, Lehre, Probe, Vorübung für die Theilnehmenden so genuß- und segensreich, als die Ausführung selbst. Ein weiteres Verdienst desselben ist, daß die entsezlichen Schnörkeleien und Arabesken, mit welchen sonst die guten Christen alten Schlages, und zwar Jeder nach seinem Kunstenthusiasmus und innern Drange, der Weingärtner z. B. ganz nach Art seiner Weinranken, die ausgehaltenen Noten verzierten, immer mehr zum Schweigen gebracht werden. Im Allgemeinen hört man jezt außer dem melodieführenden Sopran einen natürlichen Second und einen männlichen Baß, womit freilich die vierstimmige Orgelbegleitung nicht immer harmonirt, was jedoch keine zu merklichen Kakophonieen herbeiführt.

Von den gewöhnlichen Abonnementsconzerten sind sechse vorüber. Sie werden zum Besten des Wittwen- und Waisenfonds der königlichen Hofkapelle und nun auch der Hofbühne gegeben, so daß der Chor der leztern, der seine Beihülfe geraume Zeit verweigerte, nun wieder beigezogen werden kann. Beethoven lernten wir im vorigen und diesem Concertlaufe vielseitig kennen. Auffallen möchte aber, daß mittlerweile keine einzige Symphonie von Mozart, keine von Haydn zu hören war.

Außer unsern anerkannten Matadoren vernehmen wir zuweilen die Produktionen junger Talente, namentlich der Söhne von unserm Krüger und Schunke, auf dem Fortepiano, der Harfe, Violine, dem Horn, und zwar trotz ihrer Jugend in einer Virtuosität, die einen ernsten Blick in die wunderbare Einrichtung der menschlichen Natur wecken kann. Was man ehedem nur von reifern Jahren erwarten konnte, das geschieht hier durch entschiedene Richtung des Talents auf Eines, durch richtige Anleitung, unausgesezte Uebung und Dressur in einer fast beängstigenden Frühe. Es hängt wohl viel davon ab, daß ein Kind in einer Künstlerfamilie erzeugt und erzogen worden. Dennoch sehen wir, daß auch sonst in allen Ständen die verschiedenartigsten Talente geboren werden, die jedoch häufig unbeachtet leben und sterben. Man könnte hierüber klagen, und hätte insoweit recht, als es an rechten Künstlern gebräche und andererseits unzulängliche Talente, halbe Organe in die Kunst hineingelockt oder genöthigt würden, welche sich dann mit ewiger Halbheit abquälen und die Welt mit krampfhaften Leistungen ärgern. Uebrigens ist jedem vollen Organ auch ein Drang zur Ausbildung inwohnend, und gelingt ihm diese nicht auf dem Weg einer klassischen Schule zur rechten Kunsthöhe, nun, so erfreut es vielleicht in einem beschränkten Kreise Bürger und Bauern durch volksthümliche Leistungen. Wollte man sich noch allgemeiner und kälter über die Sache ausdrücken, so könnte man sagen: wie die Bienen sich aus gemeinen Larven Königinnen, aber nicht mehr, als sie brauchen, erziehen, so bildet das Zeitalter sich seine Künstler aus den vorhandenen Talenten nach Bedarf und überläßt die übrigen sich selbst.

Die Concerte erhalten sich in ihrem modernen Charakter. Orchesterstücke wechseln mit Instrumentalvirtuositäten und Gesangpartien, wobei mehr Soli als Chöre. Auch Deklamationen und Melodramatisches treten dazwischen. Vierstimmigen Männergesang hört man nie. Käme er, wie das ganze Publikum wünscht, vor, so sollte gerade hiebei am wenigsten der Kunstaristokratismus die Wahl der Sänger bestimmen, sondern die am meisten sich harmonisch bindenden Kehlen sollten sich hören lassen. Auch Ensemblestücke aus Opern, die man selten gibt oder im bewegten Lauf der Darstellung weniger beachtet — Sextette, Septette von Mozart, Cimarosa ꝛc., schweben mir vor — würden gewiß mit großem Dank aufgenommen werden, wie es immer bei Theilen von Opern geschieht, die nicht auf's Repertoire kommen. Von alter Musik ist nichts zu vernehmen, und so lange nicht, bis einst ein Enthusiast, wie Heidelberg, Frankfurt, Berlin ꝛc. dergleichen haben oder hatten, eine Anzahl von Liebhabern um sich versammelt, und mit ihnen die Meisterwerke der frühern Jahrhunderte einübt, und dann vielleicht öffentlich zum Mitgenuß gibt. Es wird übrigens in dankbarem Andenken bleiben, was unter unsers verdienten Kapellmeisters Lindpaintner Leitung mit Händel geschehen ist. Ein Concert, von einer Anzahl ganz alter Musikstücke, wenn auch des ernstesten religiösen Styls, erfüllt, würde ohne Zweifel ein großes Auditorium herbeiziehen, und man könnte wohl eine um die Hälfte erhöhte Einlage zu bestimmen wagen. Der Besuch desselben würde als eine Ehrensache des musikalischen Publikums betrachtet werden, und welcher halbwegs Gebildete würde sich davon ausschließen?

Theaterberichte kann ich nicht geben, doch will ich dreier Erscheinungen aus der musikalischen Künstlerwelt gedenken, sowohl wegen der Leistungen der Künstlerinnen an sich, als auch wegen der verschiedenen Aufnahme, welche sie im Publikum fanden. Mozarts „Figaro" war angekündigt, und Madame Pollert, erste Sängerin des kaiserlichen Hoftheaters zu Petersburg, als Gastspielerin in der Rolle der „Susanne." Sie trat zum lezten Male auf; ich hörte sie zum ersten Male. Bei ihrem ersten Auftreten in Rossini's „Figaro" als „Rosine" war sie zwar vielfach beklatscht und am Ende mit allgemeinem Antheil gerufen worden; dann aber ward es stille. Man sprach von übertriebenem Spiel, von Affektation, von Unschicklichkeit der Gesten, von Detoniren ꝛc. Dies reizte meine Neugier. Mozarts wundervolle Musik, die Leistungen einer „Haus," eines „Dobler" gewann ich jedenfalls; auch zwei jüngere Talente traten auf. Ich war voll Erwartung und im Ganzen in der besten Stimmung. Ein sparsamer Genuß findet leicht ein dankbares Gemüth. Die Ouvertüre rückte in meinem Innern vollends Alles zurecht.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 18. März 1837.

England shall repent his folly and see his weakness.
Shakespeare.

Der häusliche Comfort der Engländer.

Die Engländer haben so gut wie kein Wort für das deutsche Most. Die Wörterbücher übersetzen es allerdings durch must oder new wine not fermented. Allein abgesehen, daß lezteres eine Umschreibung ist, versteht auch jeder Engländer in der Regel unter must ungegohrenes Bier. Und warum fehlt der englischen Sprache ein Wort, das jedem Eingeborenen den Begriff des deutschen Most ausdrückt? aus dem einfachen Grunde, weil England zwar herrliche Treibhäuser besizt und darin vortreffliche Weintrauben zieht, aber die Trauben verzehrt, nicht keltert, und Most ein dem trinkenden England unbekanntes Getränk ist. Wenn einer Nation die Sache fehlt, mangelt ihr häufig auch das Wort dafür, und mit der Sache kommt das Wort. Dieser Annahme gemäß sollte der englische Comfort recht eigentlich in England zu Hause seyn. Die worterfinderischen Franzosen haben sich vergebens um ein nationales Wort bemüht, den Sinn des englischen Comfort zu bezeichnen. Gern oder ungern haben sie comfort und comfortable adoptirt. In Deutschland hat die angestammte Vorliebe für alles Ausländische den Adoptionsproceß ohne Mühe gewonnen. Selbst die von der altdeutschen Gemächlichkeit und von der neudeutschen Gemüthlichkeit dawider erhobenen Einreden sind ab und zur Ruhe verwiesen worden: diesmal von Rechtswegen, denn gesezt auch, es ließe sich sagen, was für ein Zustand ein gemüthlicher ist, wer die Bedeutung des englischen Comfort fühlt, muß fühlen, daß sogar eine gemächliche Gemüthlichkeit oder eine gemüthliche Gemächlichkeit sie keineswegs erschöpft. Wie das Wort in England geprägt worden, so ist es hier auch ganz besonders im Umlauf, und wenn man auch die Sache allenthalben liebt, nirgends wird der Ausdruck verschiedener angewendet. Der erste Minister bedauert beim Antritte seines Amtes nichts schmerzlicher, als daß er deßhalb manchem Comfort entsagen muß. Der Kaufherr ängstigt und müht sich die sechs Wochentage, um am Sonntage erst comfortabel in seinem Kirchstuhle und dann comfortabel vor seinem Rinderbraten sitzen zu können. Der Fußbekleider, in dessen Stiefeln oder Schuhen man uncomfortabel ist, erhält keine zweite Bestellung, und während nach genommenem Maße der deutsche Schneider verspricht, daß der Rock wie angegossen sitzen solle, und der französische betheuert, daß man wie ein Engel gekleidet seyn werde, gibt der englische die Zusage, einen comfortabeln Rock zu liefern. Eine Wittwe ohne Kinder — without encumbrance, lautet der stehende, abscheuliche Ausdruck — bietet sich einem unverheiratheten Manne als Haushälterin an, und ein comfortabler Aufenthalt ist ihre einzige Bedingung. Ein Mädchen vom Lande wünscht

in London ſich als Hausmagd zu verdingen, und außer daß ſie nur da einen Dienſt annehmen will, wo ein Bedienter gehalten wird — weil ſie ſonſt Stiefeln, Schuhe und Meſſer putzen müßte — erwartet ſie, daß der Dienſt comfortabel ſey. Der Sommer wäre doppelt angenehm, wenn die Hitze nicht ſo uncomfortabel, und der Winter gar nicht zu überleben ohne ein comfortables Kaminfeuer. So reduzirt ſich Alles auf den affirmativen Zuſtand des vorhandenen und auf den negativen des abweſenden Comfort, und wenn das in England geſchieht, was Wunder, daß die den Continent bereiſenden Engländer für alle dortigen Einrichtungen nur Einen Maßſtab haben, den des Comfort? Der Ausländer meint ganz natürlich, England ſey nicht nur das Geburtsland des Wortes, ſondern auch die Heimath der Sache, und in ſolcher Ueberzeugung ſchifft er nach der comfortablen Inſel. Ob er ſie mit derſelben Ueberzeugung verläßt, hängt von ſeinen Anſprüchen und Erwartungen, vorzüglich aber von der Dauer ſeines Aufenthalts ab. Iſt lezterer kurz, ſind ſeine Anſprüche beſcheiden und ſeine Erwartungen nicht überſpannt, ſo begegnet er einer ſolchen Menge wichtigerer, ſeine ganze Aufmerkſamkeit beſchäftigenden Dinge, daß er wohl erſt bei ſeiner Heimkehr durch Fragen nach dem engliſchen Comfort an dieſen überſehenen Gegenſtand erinnert wird, und dann entſinnt er ſich, comfortabel genug geweſen zu ſeyn, um die Fragen im Geiſte ſeiner frühern Ueberzeugung beantworten zu können. Aber ein längeres, Jahre umfaſſendes und dabei häusliches Leben in England dringt unfehlbar ſogar dem, mit ernſten Dingen beſchäftigten und an die Gemächlichkeiten des Luxus nicht gewöhnten Ausländer, das verſchwiegene oder offene Bekenntniß ab, daß es dem gerühmten engliſchen Comfort geht wie dem Ruhme der Ehrlichkeit, mit welchem manche Menſchen jede Verſicherung einleiten — je öfter auf der Zunge, deſto ſeltener im Herzen, je größer das Geſchrei, deſto weniger Wolle.

Nur häusliches Leben in England kann zu dieſer Wahrnehmung führen. Ein ſelbſt mehrjähriges, unſtetes Wandern aus einem Hotel, aus einem boarding-house in das andere macht mit engliſcher Häuslichkeit nicht vertraut, und an das Urtheil beſtechenden Aeußerlichkeiten iſt die engliſche eine der reichſten Nationen. Gleichwohl, wenn ein Land für vorzugsweiſe reich an dem gilt, was unter dem Worte Comfort geht, wo ſollte der berechtigende Titel klarer und deutlicher vorliegen als gerade in den Zuſtänden ſeiner häuslichen Einrichtung, ſeines häuslichen Lebens? Und wenn er hier fehlt, wie ſieht es dann um den vorzüglichen Beſitz? Können die Eingebornen die Richtigkeit der hier zu erwähnenden Thatſachen nicht ableugnen, ſo kommt es wenig darauf an, ob ſie zu der Folgerung die Köpfe ſchütteln würden, wenn ſie ſolche hier im Morgenblatte läſen. Die Gewohnheit iſt ein herriſcher Gebieter über Körper und Geiſt, und was bisweilen der Verſtand des verſtändigſten Eingebornen nicht ſieht, das erkennt in Einfalt — ein Ausländer.

Nirgends in den drei vereinten Reichen iſt ſtädtiſches Leben comfortabler als in London; das bekennt jeder Engländer, der Gelegenheit zum Vergleichen gehabt hat. Auch muß das aus dem einfachen, unbeſtreitbaren Umſtande folgen, daß in London alle Comforts des Lebens zuſammenfließen, daß man hier jeder Grille ſchmeicheln, jeden Geſchmack, jede Leidenſchaft befriedigen, ganz nach Wunſch und Willen, bemerkt oder unbemerkt, in jedem Style leben kann. Wenn wir daher die häusliche Einrichtung, wie man ihr in London begegnet, unſern Behauptungen zu Grunde legen, ſo iſt dies wohl die günſtigſte Wahl für England.

Wer weiß, daß London bei einer, jezt auf zwei Millionen angeſtiegenen Bevölkerung in ſeinen zehntauſend Straßen, Gäßchen und Durchgängen an zweimalhundert und fünfzigtauſend Häuſer zählt, dem wird es nicht einfallen zu glauben, daß ein Haus wie das andere gebaut, eins wie das andere eingerichtet ſey. Es gibt, wie überall, Hütten und Paläſte; nicht ſelten trennt eine Entfernung von wenigen Schritten dieſe von jenen, und ſelbſt die häusliche Einrichtung des reichen Geſchäftsmanns unterſcheidet ſich von der des reichen Müſſiggängers. Gleichwohl ſind gerade in den Theilen Londons, wo die faſhionable Welt und mit ihr das comfortable Leben ganz vorzüglich ihre Wohnſitze haben, die Häuſer im Innern und Aeußern ſich auffallend ähnlich. Eins beſchreiben, heißt die Beſchreibung von tauſenden geben, und die aufgedeckten Mängel eines ſogenannt comfortablen Hauſes zeugen für den innern Zuſtand des engliſchen Hausweſens im Allgemeinen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Faſtnachtdienstag und Aſchermittwoch in Paris.

(Beſchluß.)

Der Wein von Suresne wird hier dem Volke als Falerner geſchenkt; er muß eine noch ätzendere Kraft als der berüchtigte Grüneberger beſitzen, denn er läßt blaue Flecken auf dem Tiſchtuch zurück, welche mit Vitriolöl eingebeizt zu ſeyn ſcheinen. Der Charakter der hier ſtattfindenden Volksbeluſtigungen geht ziemlich deutlich aus jener Inſchrift hervor, welche wir in allen vier Ecken des Saals auf ſchwarzen Tafeln in zwei Zoll großen, weißen Lettern leſen, und die wörtlich alſo lautet: Ces Messieurs

et ces Dames sont invités à observer la décence en dansant (Art. 330 du Code pénal.) Jedoch iſt dieſe höfliche Einladung und Hinweiſung auf den Strafcodex nicht im Stande, den unwiderſtehlichen Hang der Vorſtädter zu gewiſſen Lieblingstänzen des Carnevals zu zügeln; die Bewohner der Pariſer Faubourgs würden eher das Branntweintrinken, als das Tanzen des Cancans verlernen.

Der Faſchingdienstag erreicht endlich den höchſten Gipfel ſeines Glanzes in dem Augenblick, wenn ſein unmittelbarer Erbe und Nachfolger, der Aſchermittwoch, zur Welt kommt, um ihm das Grabgeleite zu geben. Wenn nämlich die erſte Morgendämmerung die grauen Mauern aller Kneipen vor der Barrière in einen feuchten, halb durchſichtigen Schleier hüllt, ſo beginnt das einzige und famöſe Schauſpiel der descente de la Courtille. Hier zeigt ſich der Faſching matt und müde, ohne Maske vor dem Geſicht und in ſeiner ganzen Beſtialität. In einem unbeſchreiblichen Gewirre von Türken, Schäferinnen, Colombinen, Polichinells, Mamelucken, Pierrots und Matroſen, welche die Cabarets von allen Seiten ausſpeien, wälzt er ſich von der Höhe von Belleville nach der Hauptſtadt zu. Bevor die Völkerwanderung angeht, trifft die Regierung militäriſche Vorſichtsmaßregeln, um etwaige blutige Balgereien zu verhindern; der Faubourg du Temple wird mit Truppen beſezt und in allen Straßen blinken Helme und Bajonette, wie wenn ein feindlicher Angriff auf die Stadt zurückgeſchlagen werden ſollte. Wenn aber die Deſcente im vollen Gange iſt, entſteht ein ſolches Gewühl, daß man weder Helme, noch Bajonette ſieht. Gegen ſieben Uhr kommen noch zahlreiche Wagen mit und ohne Masken von den Boulevards her, und ſuchen mit Mühe die Anhöhe von Belleville zu gewinnen, um dann in zwei Reihen wieder hinunterzufahren und auf dieſe Weiſe den Carneval zu beſchließen. Nun beginnt das Todesröcheln der Faſchingsſaturnalien. Masken zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß ſchieben ſich unter heiſerem Gebrüll zwiſchen zwei Häuſerreihen fort, aus denen ein abſcheulicher Geruch von Wein und Völlerei hervordringt. Man reizt und ſchmäht ſich nach Kräften, und die ausgeſchrieenen Kehlen erſchöpfen ſich noch vollends in den ſonorſten Liebesergüſſen, welche man nur im Wörterbuch der Fiſchweiber und der Damen von der Halle findet; man traktirt ſich gegenſeitig mit den gröbſten Schimpfreden und wirft ſich Zoten und Mehl an den Kopf; Manche nehmen auch in Ermangelung des Mehls den Gaſſenunrath, um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben. In dieſem Paroxysmus der Carnevalstollheit iſt Alles erlaubt. Das unſinnigſte Treiben hat hier freies Spiel, und hinter den Fenſtern und auf den Balkonen der Reſtaurants im Faubourg du Temple ſieht man, in ihre Mäntel gehüllt, die blaſſen Herrn und Damen der Chauſſée d'Antin, welche ſich zwar nicht mit dem Plebs gemeinſchaftlich in dieſem Kloak herumwälzen, aber doch gerne Augen- und Ohrenzeugen dieſer unfläthigen Volksbeluſtigung ſeyn wollen. So wie das Schauſpiel zu Ende iſt, nehmen die Incroyables von 1837 mit ihren petites maitresses ein ſtärkendes Dejeuner in den Vendanges de Bourgogne und begeben ſich von da in ihre üppigen Salons zurück, während das arme Volk mit leerem Magen auf einem Strohſack in kalter Dachſtube den kurzen Sinnenrauſch verſchläft und den folgenden Tag mit Weib und Kind in die Hoſpitäler wandert.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, März.

Ueber Rom im 15ten Jahrhundert. Oper.

Neben den neulich mitgetheilten Brief der Franza pixinina will ich nun noch einen andern eben ſo unbekannten ſtellen, in welchem Eduard Alberti, ein florentiniſcher Reiſender und Dandy des fünfzehnten Jahrhunderts, ſeinem Freunde Johannes von Medicis eine kurze, aber intereſſante Beſchreibung von Rom entwirft. „Die Zuſtände dieſer Stadt wirſt du von Andern erfahren haben; doch wiederhole ich ſie dir in aller Kürze. Viele Gebäude, als da ſind Triumphbögen, Paläſte, Gräber, Tempel und andere Zierden gibt es hier, und in unendlicher Anzahl, aber alle drohen den Einſturz. Porphyr und Marmor, Ueberbleibſel jener antiken Sachen, hat es die Menge; aber den Marmor zerſchlägt man tagtäglich, um Kalk zu gewinnen, daß es eine Schande iſt. Die neuern Sachen, d. h. das Gemäuer, befinden ſich in dem traurigſten Zuſtande; das Verfallene iſt es, was die Schönheit Roms ausmacht. Die Männer, welche jezt hier leben und ſich Römer heißen, ſind in ihrer ganzen Gehabung und in allen ihren Uebungen von den alten Römern durchaus verſchieden. Um kurz zu ſeyn, Alle kommen mir wie Kuhhirten (vachari) vor. Ihre Frauen ſind von Geſicht im Durchſchnitt ſchön, übrigens aber ſehr wenig ſauber, und dies, wie ich höre, deßwegen, weil ſie ſelber die Küche beſorgen. Reizend ſcheinen ſie mir, aber ſie laſſen ſich ſelten ſehen. Auch Spaziergänge gibt es hier nicht; höchſtens gehen ſie, um ſich Ablaß zu holen, der in zahlloſer Menge vertheilt wird, und namentlich jezt in der Faſtenzeit ſind ſie zu dieſem Zweck Alle in Bewegung. Wir, die wir hier nichts anders zu thun haben, bringen damit unſere Zeit hin. Aus der zerriſſenen (delacerata) Stadt, den 22ſten März 1443.“

Der Carneval iſt ſeiner Kürze unerachtet nicht lebendiger als gewöhnlich geweſen. Wie unbedeutend und ungenießbar auch die meiſten Vorſtellungen ſeyn mochten, ſo waren doch faſt alle Theater regelmäßig ſtark beſezt. In der Pergola gab man den „Furioſo“ von Donizetti, und ſpäter den „Edoardo di Scozia,“ beide Opern auf ausdrücklichen Wunſch der Boccabadati. Chöre und Haltung des Ganzen waren ſo mäßig, als dieſe Saiſon es nur irgend zuläßt; Roncoui allein vermochte und verdiente die öffentliche Aufmerkſamkeit zu feſſeln. In Italien iſt er jezt ohne Vergleich der erſte Bariton; ſeine Stimme, in Mittel- und Höhentönen unendlich klar und rein, iſt in der Tiefe

verhältnißmäßig ein wenig schwächer, aber immer frisch, voll und kräftig. Spiel und Vortrag verrathen die beste Schule, von italienischer Ueberladung und Karrikatur sind kaum die Keime vorhanden. Ronconi ist so jung, und, wie es scheint, mit so gesundem Takt begabt, daß er sicher dereinst die Stelle des alternden Tamburini bei der italienischen Oper in Paris einnehmen wird. Es wird dies lediglich von ihm abhängen; der hiesigen Kritik aber, welche ihn kalt findet, und ihm anräth, sich an der Lektüre Dante's, Schillers und Byrons zu begeistern, mit andern Worten, auf neuitalienisch zu singen und zu agiren, darf er alsdann vor allen Dingen kein Ohr leihen. — Während der Fasten hat man uns zwanzig Vorstellungen von „Marino Faliero" verheißen. Obwohl die Oper zu den besten von Donizetti gehört, auch die Besetzung durch die Ungher, durch Cosselli, Duprez und Baresi für die Pergola kaum etwas zu wünschen übrig läßt, so wären zwanzig Vorstellungen Einer und derselben, hier während des ganzen Sommers gehörten Oper des Guten doch zu viel. An den ersten sechs Abenden war das Haus überfüllt. Man hat auch keine Wahl; außer den Marionetten in Ognisanti und dem Volkstheater Giglio ist sonst Alles geschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, im März.

(Fortsetzung.)

Musik. Mad. Pollert. Rose Stuart.

In der ersten Scene sah und hörte ich sogleich „Susanne" in ihrem ganzen natürlichen und künstlerischen Wesen. Eine reizende Figur, eine jugendliche, höchst zarte Fülle der schönsten, decent schaubaren Formen, ein interessant belebtes Gesicht, eine sehr reine, an's Herz sprechende, metallische Stimme, kein leerer Hohlklang, eine Beigabe von Individualität des Tons, aus lebendiger Brust kommend. Ihr Spiel war allerdings sehr belebt, rührig; ihr feuriges Auge, nie hinstarrend, richtete sich stets nach dem Punkte der Handlung; die Bewegungen der ganzen Gestalt dünkten mir sehr anmuthig, namentlich waltete in den Wellenlinien ihrer Arme, ihrer Hände ein angebornes und ausgebildetes Gefühl der Schicklichkeit. Die ganze Rolle schien mit ihrem eigenen persönlichen Wesen zu harmoniren; man konnte ihr den Beifall nicht versagen. Ich war begierig, ob sie nicht im Tragen des Tons hie und da wanke. Keineswegs! Es war mir nicht störend, daß sie ein paarmal strauchelnd auf den Kapellmeister hinblickte. Die Partie mochte ihr nicht so geläufig seyn, wie einem Vogel sein Gesang. Die wundervoll einfache letzte Arie aus F in der Laube, einen Prüfstein der festen Intonation, haben wir von der berühmten Heinefetter nicht schöner gehört. Ich lauschte auf ihren Athem und ahnte, wie gute Schule, kunstberechnendes Bewußtseyn und tiefes Gefühl zugleich diesen schönen Moment schufen. Die Künstlerin hätte für diese einzige Arie jede Auszeichnung verdient. Die wenigen Coloraturen, die Mozart hineingelegt, gab sie mit reizender Leichtigkeit, und wußte auch ihre künstlerischen Zuthaten stets mit Geschmack zu wählen, und durch Neuheit und Frische das Ohr zu erfreuen.

Eine zweite interessante Erscheinung war Dem. Rosa Stuart, eine Engländerin, jedoch unserer und auch der französischen, so wie der italienischen Sprache mächtig. Ueber ihre dramatische Leistung als „Desdemona" in „Othello" habe ich kein Urtheil. Die Ansichten des Publikums schienen mir sich dahin zu vereinigen, daß sie in Spiel und Gesang ein noch in der Ausbildung begriffenes, jedoch Etwas versprechendes Talent sey. Hievon kam wohl Einiges auf ihre ausländische Nationalität, deren Befremdendes kein Künstler ganz überwindet. Sie hatte sich geneigt finden lassen, im Abonnementconcert Mehreres zu singen. Eine Bravourarie von Pacini galt für eine Ausstellung von Kunstschwierigkeiten, die sie mit einem jugendlich frischen, gelenksamen, klangreichen Organ gewandt löste, etwa bis auf ein paar chromatische Läufe, die sie sich accomodirte. Auch hier hörte ich von „noch mehr Schule und Uebung" reden, obgleich ihr diese Arie nicht eben leicht nachzusingen war. Als die Künstlerin aber darauf eine Barcarole von Donizetti und französische Romanzen vortrug, da schwiegen diese beschränkenden Urtheile. Hier zeigte sie sich als vollendete lyrische Gesangskünstlerin. In den französischen Liedern erschien sie so nationell, so deklamatorisch-melodisch, daß sie das Publikum durch Kunstgewalt zum lautesten Beifall hinriß. Wieder eine Genugthuung! Noch niemals hatte ich ein solches Geltenlassen des Textes in seinen feinsten Nüancen und pikantesten Accenten bei so gefühltem Vortrage vernommen; es war wie gesprochen und doch zugleich der reinste Klang. Man fühlte sich, besonders bei einem gewissen Capriccio von Refrain, wie am Herzen gekitzelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 60:

Die Kunkel.

Räthsel.

Auf weißem Pfühle geträumet,
Glanzvoll ein göttlicher Traum,
Von Ost und West umsäumet,
Sein Zenith kennst du kaum.

Sein Nadir ist das Bette,
Darauf er unruhig ruht;
Ich wollte wohl, ich hätte
Von seiner innern Gluth.

Wie blitzen die Rosen der Auen,
Wie weidet wollig ein Heer
Von Schäflein, weißen und blauen,
Am Ufer von seinem Meer!

Ich sähe von seinen Säulen
Einen Tempel gebauet gern,
Darinnen möchte verweilen
Die Herrlichkeit des Herrn.

Dort könnte der Priester träumen
Einen schönen, menschlichen Traum
Von neuen Geschöpfen und Bäumen
An der Welt entlegenstem Saum,

Von neuen purpurnen Flammen
Zu senden in unsre Welt,
In welcher den Geistesammen
Das heilige Feuer fehlt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 20. März 1837.

Sind Britten hier? Sie reisen sonst so viel.
Das wäre hier für sie ein würdig Ziel.

Goethe.

Römische Briefe.

Im Februar 1837.

Engländer. — Das Forum.

Die sogenannten rauschenden Vergnügungen sind mit dem Carneval zu Ende; an die Stelle der großen Bälle sind musikalische und unmusikalische Abendunterhaltungen getreten; man tanzt auch wohl (bei ketzerischen Fremden, versteht sich) nach dem Piano, da man das Tanzen denn doch einmal nicht lassen kann, und je stiller der Fasching war, welcher sich nur durch abendliche Mord- und Raubanfälle und Plünderung der Brodkörbe der Bäckergesellen auszeichnete, um desto weniger merkt man den Unterschied der Fasten, wenn's nicht etwa des mangelnden Theaters wegen ist. Um von Lezterem ein paar Worte zu sagen, so machte in Tordinona Donizetti's Belisario kein Glück, Bellini's Beatrice Tenda hingegen sehr großes, was Niemand erwartete, da die Oper fast nirgends gefallen hat und so ziemlich allgemein für Bellini's schwächstes Werk gilt. Hier schreibt man dem Gesange und mehr noch dem Spiel der Dem. Ungher, die sonst nicht gerade zu den Lieblingen der Römer gehört, während man sie anderwärts auf den Händen trägt, so wie den Chören das Verdienst zu. Leztere waren auch besser als gewöhnlich: denn wer an Chor und Orchester einer guten deutschen Bühne gewöhnt ist, muß sich meist in Italien die Ohren zuhalten. Doch, um wieder auf die Fremden zu kommen: die meisten sind noch hier, was sonst selten Statt zu finden pflegt, da sie gewöhnlich am Aschermittwoch Postpferde nach Velletri nehmen und am Palmsonntag zurückkehren, um der heiligen Woche beizuwohnen. Aber nach Neapel zu gehen, fürchten sich die Meisten, da die Sperre vielleicht in Ewigkeit fortdauert, wie das Beispiel des Jahrs 1835 gezeigt hat, und in Florenz ist's wiederum zu kalt. Wenn auch kein Dr. James Clark in einem Buche: On the influence of climate, bewiesen hätte, daß das Klima von Florenz eigentlich Niemanden zusagt, so würde doch die Translocation im Februar aus der lauen Temperatur Roms in die unbeständige Apenninenluft dies bald thun. So bleibt in diesem Jahre nichts anders übrig, als ruhig zu verweilen, wo man sich einmal befindet. Da treibt denn nun die englische Kolonie ihr Wesen untereinander: denn mit den Römern — die im Durchschnitt nicht gastfreundlich und, mit geringen Ausnahmen, eben nicht sehr communicativ sind, denen man's übrigens kaum übel nehmen kann, wenn der ewige Wechsel, die unaufhörliche Fluth und Ebbe von Besuchern, die heute kommen, morgen gehen, sie nicht einladet, sich in nähere Verbindung mit denselben einzulassen — kommen sie nur bei außerordentlichen Gelegenheiten zusammen, etwa bei einem Botschafterball, wo fünf- bis sechshundert Leute einander drängen.

Man erstaunt über die gewaltige Liste der Engländer, bekannte und unbekannte Namen und Titel aller Art: Lord So and So, Sir John oder James Nobody, Lady Howdoyoucallher, Mr. and Mrs. Everywhere, und die unendliche Schaar der blondlockigen Misses sind allüberall zu sehen, im Korso, in der Sistina, auf der Peterskuppel, in Villa Borghese und Pamfili, kurz, überall wo es nur Leute gibt. Es sind curiose Exemplare darunter: selbst Altenglands und seiner Kinder enthusiastische Verehrer müssen es gestehen. Neulich gab auch einmal wieder ein Stockbritte dem guten Pabst, der ihn bei einer Audienz fragte, ob er schon manches in Rom gesehen, zur Antwort: Gar Vieles, aber leider noch kein Conclave. — Daß die Engländer nach Italien reisen, ohne eine andere Sprache zu reden, als ihr own English, ist ganz in der Ordnung. Es hindert sie auch nicht im Geringsten, sich überall vorstellen zu lassen und bei jeder Gelegenheit den vordersten Platz zu erobern. Freilich kommen dann bisweilen Conversationen vor, wie neulich eine beim Fürsten B. zwischen diesem und einem Admiral. Do you speak English? war die Frage des Sir Charles Weatherbeaten, als er dem Fürsten präsentirt wurde, est-ce que vous parlez français, Monsieur? die Antwort. Verneinende Kopfbewegung auf beiden Seiten. Leider machten eintretende Gäste dem interessanten Gespräch ein Ende.

Die Arbeiten auf dem Forum haben einen ungestörten, aber ziemlich langsamen Fortgang. Für die Alterthumskunde, namentlich für die Topographie des alten Roms, sind diese Ausgrabungen sehr erfreulich und haben schon zu bedeutenden Aufschlüssen Veranlassung gegeben, wie man besonders aus der Vergleichung der frühern Arbeiten Fea's, Nibby's, Canina's u. s. w. mit dem schönen, großen Plan des Forum-romanum und seinen Umgebungen ersieht, welchen der Geh.Leg.Rath Bunsen entworfen hat, und welcher nächstens in den Kupferheften des archäologischen Instituts herausgegeben werden wird. Die genauere Kenntniß der Lokalität ist dadurch sehr befördert, und wenn auch noch Manches zweifelhaft bleibt, und römische und ultramontane Archäologen sich in einzelnen Fällen, und bisweilen selbst in Hauptsachen, nicht einigen können, so liegt dies in der Natur der Sache, und hindert nicht, daß die Topographie des römischen Forums mit seinen Hauptgebäuden für den Unbefangenen deutlicher und überzeugender dargestellt worden ist, als man noch vor einigen Jahren zu erreichen hoffen durfte. Auf der einen Seite ist nun der Gewinn in die Augen fallend, auf der andern aber hat das Forum sein pittoreskes Aussehen darüber eingebüßt, und die aus der Tiefe heraufsteigenden Gebäude und Säulen mit ihren bloßgelegten Substructionen, von Mauern und Steingeländern eingeschlossen, die zwar der Sicherheit der Fahrenden und Gehenden sehr dienlich, indeß so unmalerisch als möglich sind, machen eine nichts weniger als angenehme Wirkung. Die Baumreihen der Via sacra sind so ziemlich das Einzige, was sich gut ausnimmt; denn das neugebaute Kloster der Santa Francesca Romana, welches einen Theil des Platzes einnimmt, worauf Hadrians Doppeltempel der Venus und Roma stand, wird wohl keiner loben.

Sträflinge arbeiten auf dem Forum wie an der Paulskirche; eine zahlreichere Klasse jedoch bilden die Haufen freiwilliger Kärrner, die man hier und auf dem nahen Palatin erblickt. Die sogenannten Lavori di beneficenza sind eine ursprünglich gute und wohlthätige Institution: jeder Arme, der sonst keine Arbeit findet, kann daran Theil nehmen. Man muß aber sehen, auf welche Weise diese Lavoranti, deren Zahl sich gegenwärtig auf einige Hundert beläuft, das Privilegium benutzen. Daß man unter ihnen die mannichfaltigsten Physiognomien und Kostüme sieht, braucht kaum gesagt zu werden. Alle Lebensalter finden sich, vom vierzehnjährigen Buben bis zum müden Greis, der sich kaum fortzuschleppen vermag. Heute hindert der starke Regen — der uns in diesem Winter so über alle Maßen heimgesucht hat, daß das englische Sprichwort: It never rains but it pours, nicht übel Anwendung findet — morgen die heiße Sonne. An den wärmsten Tagen erblickt man die Hälfte in Mänteln; Ausruhen scheint die Hauptbeschäftigung, und wenn ja einmal die Hände an's Werk gelegt werden, so schleicht man schneckenähnlich mit einem Schubkarren einher, der einige Zoll hoch mit Erde angefüllt ist, und den man höchstens zwanzig Schritte weit schleppt, um sich von Neuem auf seinen Rand niederzusetzen. Zu allen Tagesstunden kann man den Ort besuchen, und jedesmal wird man die Hälfte der Leute in Gruppen stehen oder sitzen sehen, die Arme übereinandergeschlagen, den leeren Karren am Boden. Und dies ist nicht bloß bei abgelebten Alten der Fall, deren es freilich viele darunter gibt, die so schwach scheinen, daß man fürchtet, sie jeden Moment hinstürzen zu sehen: ein großer Theil sind kräftige Kerle, die aber eben nicht mehr thun als die Uebrigen. Der Genremaler würde hier manches Motiv finden. — Victor Hugo hätte sie trefflich in seiner Cour des Miracles brauchen können; es ist eine wahre Bettlerwelt, zum Theil gleichsam kokettirend mit ihrem Schmutz und Elend, die mannichfaltigsten Attitüden, die abenteuerlichsten Physiognomien, hie und da selbst eine Elegantscarrikatur mit langen, frisirten Locken, schief aufgestülptem Hut, hoher Halsbinde, die Cigarre im Munde, der indispensable Mantel malerisch drapirt. Der Wanderer, welcher sich nach den geringen Resten des Tempels der Eintracht und der Stelle, wo die Basilica Julia stand, umgesehen hat, kann wohl einen Augenblick stehen bleiben und diese buntscheckigen, seltsamen Haufen mit Verwunderung betrachten, aber

bald erregt das Schauspiel Ekel, und er ist froh, wenn er den antikmodernen Titusbogen hinter sich gelassen hat und auf das glorreiche Coliseum zuschreitet, dessen Einsamkeit und Stille nur durch den Tritt des bei jedem neuen Gange von Neuem überraschten Besuchers gestört wird, oder an Nachmittagen durch Gesang und Gebet der Prozessionen von Vermummten und Frauen, welche vor dem großen Kreuz in der Mitte und den ringsumher aufgestellten vierzehn Altären in dem einst durch das Blut der Bekenner geheiligten Raume ihre Andacht der Via crucis verrichten. Kt.

Der häusliche Comfort der Engländer.

(Fortsetzung.)

In der Regel hat jedes, zu ersterer Klasse gehörende Haus in London — und die vom Sprachgebrauche noble mansions getauften Häuser verlieren sich in kaum bemerkbaren Ausnahmen — zwei oder drei Stockwerke, eine Breite von zwei oder drei, selten von vier Fenstern, und entweder ein so flaches Dach, daß eine Fallthür in der Decke des obersten Stockwerks unmittelbar dahin führt, oder eines, das nur für ein niedriges Behältniß Raum gewährt. Küchen — fast jedes Haus hat zwei an einander stoßende Küchen, eine front- und eine back-kitchen, jene wesentlich zum Kochen, diese zum Waschen bestimmt — Keller, Kohlenbehälter und andere Wirthschaftlichkeiten befinden sich im Souterrain, und damit weder die Dienerschaft, noch die Lieferanten der häuslichen Bedürfnisse bei ihrem Aus- und Eingehen die Hausflur zu passiren brauchen, verbindet eine Thür die vordere Küche mit der Area — dem ummauerten freien Platze vor derselben — und eine besondere Treppe diese mit der Straße, während ein eisernes Geländer den Platz oben von der Straße ab- und eine darin angebrachte Thür die Treppe verschließt. Die Wände der Hausflur pflegen mittelst einer hellbraunen Oelfarbe spiegelblank übertüncht zu seyn, und die ganze Breite des Fußbodens bedeckt ein feines, durch sein Muster bald mehr, bald weniger vertheuertes Wachstuch. Auf diesem liegen zum Reinigen der Füße mindestens drei Matten, selten von Stroh, Binsen und anderm gemeinen Geflechte, meistens grün oder roth gefärbte, oder schneeweiß glänzende Fließe. Eines nimmt die Füße sofort beim Eintritte in Beschlag, ein zweites liegt vor der Thür des Unterzimmers, und das feinste am Fuße der Treppe.

Meistens sind zu ebener Erde zwei Zimmer, front and back parlour. — Das eine dient der das Haus bewohnenden Familie zum Frühstücks- und Speisezimmer, das andere wird zu verschiedenen Zwecken, meist als abgesondertes Wohn- oder Arbeitszimmer eines Familienmitglieds benuzt. Das Parlour ist in der That in vielen Häusern das einzige Zimmer, das zu solchem Gebrauche sich eignet. Ein Brüsseler Teppich, die Elle nicht unter zwei rheinischen Gulden, und auf jeder Stufe mittelst eines polirten, metallenen Stabes befestigt, deckt ziemlich die ganze Breite der in das erste und von hier in das zweite Stockwerk führenden Treppe. Gibt es einen dritten Stock, so pflegt da, wo der Brüsseler Teppich aufhört, ein wohlfeilerer, venetianischer Teppich anzufangen. Das erste Stockwerk besteht aus zwei Zimmern, dem front- und back drawing-room, und es liegt in der Bedeutung des Wortes, daß hier nicht bloß Fremde empfangen und Gesellschaften gesehen werden, sondern auch die Bewohner des Hauses sich zusammenfinden, sobald sie überhaupt zu Hause und weder mit Schlafen, noch mit Ankleiden, weder mit dem Frühstück, noch mit Luncheon und Mittagsmahl beschäftigt sind, denn den üblichen Abendthee oder Kaffee im drawing-room zu trinken, ist herkömmliches Statut. Die Zahl der Zimmer des zweiten Stocks hängt natürlich, nächst der Räumlichkeit des Hauses, davon ab, wie viel Schlafzimmer die Bewohner bedürfen, und reicht der gegebene Raum nicht aus, so wird der dritte Stock in Requisition gesezt, der außerdem unter dem Namen der attics — was unrichtig durch Dachstuben verdeutscht worden ist — der Dienerschaft angehört.

Ein Haus dieser Art nimmt sich auf den ersten Anblick ganz allerliebst aus. Die Reinlichkeit und Zierlichkeit seines Innern machen es zu einem niedlichen Pappenkästchen, in welchem jeder Fremde bei Gelegenheit eines Besuchs sich wohl und behaglich fühlt. Von der Hausschwelle an betritt sein Fuß keine Diele, und über die weichen Teppiche geht es sich so sanft und geräuschlos. Dann hat diese Einrichtung auch den Vortheil, daß das, in Deutschland manchen ehelichen Frieden bitter störende Stubenwaschen wegfällt. Ich verlor vor einigen Jahren in Deutschland einen theuren Freund, einen edlen, braven Mann; hätte er in London gewohnt, so lebte er wahrscheinlich noch. Er starb in Folge der sonnabendlichen Scheuermanie seiner Gattin, einer übrigens wackern Frau, die wenige Monate später derselben unbezwinglichen Leidenschaft zum Todesopfer fiel. Demnächst verbreitet das lebendige Kohlenfeuer der hellpolirten Kamine an kühlen Herbstabenden eine wohlthuende Wärme, und selbst in kalten Winternächten, wenn von frühem Morgen an ein mächtiges Feuer sorgsam unterhalten worden ist, sizt es sich einigermaßen comfortabel um die lodernde Flamme.

Alles das ist wahr, und daher Jammerschade, daß die Engländer in der Kunst des Comfort, gleich den Chinesen in mancher andern schönen Kunst, seit Jahren unverrückt stehen geblieben sind. Für geselligen Verkehr

gibt es nichts Hübscheres, als ein Kaminfeuer. In weitem Kreise sizt die Gesellschaft umher, Aller Augen sind auf das Feuer gerichtet, so oft die Unterhaltung stockt, hilft das Feuer aus. Dem Einen ist es zu warm, seine Nachbarin fröstelt: also wird debattirt, ob des Feuers zu wenig oder zu viel sey, und wenn der Diener mit dem Kohlenschütter — coal-scuttle — erscheint, entspinnt sich sofort ein Streit: sollen frische Kohlen aufgeschüttet werden oder nicht? das ist die Frage. Wie steht es nun aber um das hübsche Kaminfeuer jenseits des geselligen Verkehrs, im stillen, häuslichen Leben? Aufrichtig gestanden, herzlich schlecht. Es wärmt, wenn die Witterung so mild ist, daß man die Wärme missen könnte, und es erwärmt das Zimmer nicht, wenn Eis die Fensterscheiben bedeckt, oder auch nur das liebliche Gemisch von Schnee und Regen an die Außenseite schlägt. Dann bleibt die Wahl zwischen halb Verbrennen, halb Erfrieren und gänzlichem Nichtsthun. Zu Verschlimmerung dieses Uebelstandes trägt zweierlei wesentlich bei: die Beschaffenheit der Thüren und der Fenster.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im März.

(Fortsezung.)

Musik. Dem. Schebest.

Ich hielt bei mir selbst eine Apostrophe an Dilettantinnen, die, vom Himmel mit einem schönen Organ gesegnet, sich auf falschem Bildungswege befinden, auf dem man, statt sie aufmerksam zu machen, mit ihnen liebäugelt. „Schade für die Gottesgabe!“ sagte ich. „Ihr seyd Nachtigallen, die ohne Text singen, aber weniger natürlich als sie. Ob ihr Worte unterlegt, ob deutsche oder italienische, laßt ihr uns im Zweifel. Von Consonanten zu schweigen, vernehmen wir nicht einmal den auch im fremden, in seiner Bedeutung nur geahnten Text wohlthuenden Wechsel von Vokalen, die Melodie der Sprache. Dabei zieht ihr in süßlichter Charakterlosigkeit die Töne hinschmachtend auf und ab ineinander, macht die Tonleiter mit Stufen zur auf- und niederschwebenden Tonschaukel und unser Ohr zum Leidgefährten eurer affektirten Sentimentalität. Warum sparet ihr diese Ausdrücke des Hinschmachtens und Schmerzgefühls nicht für die seltenen Fälle, wo Liebe oder Jammer am höchsten sind? Ihr ahmt irgend ein Vorbild in seinen Fehlern nach. Warum gehen solche Beispiele des rechten Vortrags spurlos an euch vorüber?“ — Dem. Rosa Stuart hatte mehrere Rollen zugesagt, trat aber nicht wieder auf und beschleunigte ihre Abreise.

Auf diese zwei Gäste folgte Dem. Schebest vom Theater zu Pest. Die öffentlichen Blätter sind voll ihres Lobes, und ich kann um so kürzer seyn. Bei ihrem ersten Auftreten als „Romeo“ in der Bellinischen Oper ward ihr ein beispielloser Beifall zu Theil; sie wurde sogleich im ersten Akte, also unmittelbar nach der Exposition ihres Kunstvermögens, und dann noch einige Mal gerufen. Das sezte sich bei ihren folgenden Leistungen fort, und dem ersten Beifallssturm war bei der allgemein gewünschten Wiederholung jener Oper vor ihrer Abreise nach Karlsruhe der lezte gleich. Am Karlsruher Theater trat sie aber nach öffentlichen Berichten sogleich wieder in einen Lorbeerwald von Beifall. Das ist den größten Sängerinnen nicht geworden, und Dem. Schebest ist nicht einmal eine große. Ihr Organ ist in der mittlern und untern Region kräftig, angenehm, sie besizt Schule, Fertigkeit, Geschmack, Gefühl, aber sie erreicht als Sängerin weder die vorgenannten Gäste, noch unsere Haus, Pistrich, Canzi. Woher nun die Bezauberung des Publikums? Sie ist eine treffliche Schauspielerin; sie besizt alle Vorzüge einer solchen in einem Grade, wie uns seit der Schröder-Devrient noch keine Gesangskünstlerin vorgekommen. Ihr durchgefühltes, durchdachtes Spiel, unterstüzt durch jugendliche Wohlgestalt, ein belebtes, theatralisch wirksames Gesicht und eine seltene körperlich-geistige Energie lassen fast vergessen, daß sie singt, oder vielmehr, jene Vorzüge sind eine hebende Folie ihres Gesanges. Ihre Darstellungen, künstlerisch schön, ja vorbildlich, und nach den Aeußerungen unserer ersten Schauspieler von der kleinsten Bewegung bis zu der großartigen Mimik der Leidenschaft normal und musterhaft, erscheinen dennoch als wahre Natur, sind auch wohl dies, ihre Natur. Empfindliche Ohren schmerzt ihre Höhe, welche in leidenschaftlichen Momenten ein durchdringendes Schreien wird. Ich will gerne zugeben, daß ich hierin leicht verletzbar bin, und daß das Ohrdurchschneidende, Markdurchbohrende ihrer Töne, während es mich fast zur Verzweiflung brachte, Andern vielleicht musikalisch nicht so beschwerlich fiel, weil sie es nicht als eigentlichen Gesang, sondern als Schmerzensrufe ꝛc. hinnahmen, deren Massivetät ihnen vielleicht die Stärke und Wahrheit des Gefühls der Künstlerin bekräftigen half. Einer weniger guten Actrice, einer Kammer- und Concertsängerin wollte ich aber dennoch nicht rathen, mit solchen Tönen zu debütiren. Warum nun mäßigt sie sich nicht? Wäre es möglich, daß sie beifallssüchtig den stürmischen Applaus auf solche Weise provociren, kommandiren wollte? Kaum glaublich von einer Künstlerin, die durch gelindere Mittel das höchste Wohlgefallen der Gebildetsten zu erringen weiß. Goethe hat oft darauf hingedeutet, daß unsere Fehler mit unsern Tugenden, unsere Schwächen mit unsern Vorzügen meistens organisch verwachsen seyen. Könnten wir sie nur wie Flecken ausbürsten, auswaschen; aber sie sind die eine Seite unserer Natur, ein Zuviel oder Zuwenig, ein Gegengewicht, ein Ballast oder wie wir dasjenige nennen wollen, was wir an uns nicht in Harmonie mit unserm bessern Wesen zu bringen wissen. Damit ist aber eben die tägliche Selbstkorrektion und Reinigung nur um so mehr geboten, weil der Fehler in jede Thätigkeitsäußerung eindringen will, und was nicht absolut und radikal zu heben ist, das soll doch relativ gemäßigt werden. — Dem. Schebest kann wahrscheinlich ihren Vortrag deklamatorisch-melodisch nur unter einem vollkräftigen Ertönenlassen ihrer Stimme leisten. Jenes Zuviel ist also wohl nicht eigentlich Manier, falsche Bildung, sondern Vehikel. Daß bei ihr der Text in seiner ganzen Geltung vernommen werde, kann man sich denken, und sie ist ein leuchtendes Beispiel, was Deutlichkeit des Vortrags vermag. Ohne dieses Verstandenwerden ließe sich die Wirkung auf's Publikum gar nicht begreifen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 68.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 21. März 1837.

Es wird! die Masse regt sich klarer!
Die Ueberzeugung wahrer, wahrer!
Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probiren,
Und was sie sonst organisiren ließ,
Das lassen wir krystallisiren.

Goethe.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger.

Wir haben in einem unserer neuesten naturwissenschaftlichen Vorträge über die äußerst wichtigen galvanisch-mineralogischen Entdeckungen des englischen Landwirths und Naturforschers Andrew Croß * Bericht erstattet und die Leser auf diese Veranlassung in die geheimsten unterirdischen Werkstätten der Natur geführt,

* Durch die außerordentlichen Fortschritte, welche alle Naturwissenschaften in den lezten Generationen gemacht, ist die höhnende Skepsis und die mathematische Hochweisheit der encyklopädischen Zeit durch eine Stimmung verdrängt worden, welche vor dem Außerordentlichsten nicht erschrickt und mit Entsagung zusieht, wie der Blitz einer einzigen Entdeckung ein ganzes wissenschaftliches Gebäude in Brand steckt. In dieser Beziehung ist es bezeichnend, daß so unerhörte Dinge, wie die Croß'schen Entdeckungen, die allgemeinste Theilnahme finden und verhältnißmäßig so wenig Widerspruch und Spott aufregen. Einer unserer Korrespondenten, ein Mann vom Fach, schreibt uns indessen doch darüber unter Anderm Folgendes: — „Seit einiger Zeit lassen die öffentlichen Blätter einen Engländer Namens Andrew Croß aus Somersetshire auf dem Gebiete der Naturwissenschaften so außerordentliche Entdeckungen machen, daß die Welt glauben muß, besagter Croß vermöge mit Salzwasser, Kupfer, Zink und Platindrähten, den Elementen der Volta'schen Säule, die Gebilde der todten und lebendigen Natur nachzuahmen.

Vor einigen Monaten noch ließen die Zeitungen den englischen Wunderphysiker Bergkrystalle und Erze verschiedener Art mit seinen riesenhaften Säulen hervorbringen, und erklärten, daß zum ersten Male solche Wunder von einem Menschen bewirkt worden seyen. Jezt hat Croß es bereits dahin gebracht, mit seinen elektrischen Apparaten lebendige Wesen zu schaffen. Und damit diese Entdeckungen doch nach einer gewissen Ordnung, vom Niedrigen zum Höhern, fortschreiten, begnügte sich der Engländer zuerst mit der Erzeugung von madenähnlichen Geschöpfen. Wir werden aber ohne Zweifel bald berichtet werden, daß er nicht nur Insekten, Fische, Vögel und vierfüßige Thiere nach Belieben hervorbringen könne, sondern daß er selbst in den Besiz der uralten, aber längst verloren gegangenen Kunst gelangt sey, der Kunst, einen Homunculus zu destilliren. Bekanntlich praktizirten die Alchemiker diese admirable Kunst und wußten gar viel darüber zu schreiben. Wenn ich nicht irre, ging sie mit dem weltberühmten Theophrastus Paracelsus Bombastus Aurelius ab Hohenheim zu Grabe. Folgendes Hiehergehörige ist vielleicht nicht Jedermann bekannt. Als Paracelsus das Herannahen seines Endes fühlte, rief er seinen alten Diener an das Bett, übergab demselben ein kleines, mit rubinrother Flüssigkeit gefülltes Fläschchen und befahl ihm, nach seinem (Paracelsi) Tod den Leichnam wie Sauerkraut einzuschneiden, diese Reste in eine Kufe zu bringen, auf dieselben den Inhalt des Fläschchens zu gießen, das Ganze luftdicht zu verschließen und nach neun Monaten die Kufe wieder zu öffnen. Pünktlich wurden die Vorschriften des Meisters befolgt, mit

um ſie die Bildung der Kryſtalle und anderer Mineralien aus ihren Atomen, unter beſtändiger Mitwirkung des galvaniſchen Stromes, ſelbſt ſchauen zu laſſen. Noch ſind nur wenige Schritte in dieſe neue Welt geſchehen: wir ſtehen erſt am Eingange eines ganz ungeahnten Wunderlandes; aber, wie wir ſchon neulich prophezeiht haben, dieſer von Croß eingeſchlagene Weg kann ſehr weit führen, und was wir ſo eben von einer abermaligen hochwichtigen Entdeckung unſeres unterirdiſchen Columbus erfahren, beſtätigt unſere Vermuthung auf das Vollkommenſte.

Im November v. J. nämlich bereitete Croß eine kieſelerdehaltige Flüſſigkeit zur Kryſtalliſation vor. Er erhizte zu dieſem Zwecke Feuerſteine, welche bekanntlich faſt ganz aus reiner Kieſelerde beſtehen, und warf ſie dann in Waſſer, um ſie ſo bequemer zu pulveriſiren. Das ſolchergeſtalt gewonnene Pulver (die Kieſelerde) wurde demnächſt mit Salzſäure übergoſſen, und dieſes Gemiſch von Kieſelerde und Salzſäure in ein kleines Gefäß gethan. In lezteres hing Croß einen Streifen Flanell, dergeſtalt, daß das eine Ende über den Rand hervorragte und die aufgeſogene flüſſige Miſchung in einen Trichter überführte, aus dem ſie tropfenweiſe auf ein Stück Eiſenerz fiel. Wir müſſen des Folgenden wegen hier noch ausdrücklich bemerken, daß gedachtes Eiſenerz vorher ausgeglüht war, und alſo unmöglich irgend einen Lebenskeim enthalten konnte. Mit dieſem Eiſenerz waren nun die Leitungsdrähte vom obern und untern (poſitiven und negativen) Pole einer mächtigen galvaniſchen Säule in unmittelbare Verbindung gebracht, indem, wie wir erinnern, durch die von uns erwähnten früheren Verſuche ſchon feſt ſtand, daß der durch dieſe Drähte fließende elektriſche Strom eine ſchnelle Kryſtallbildung aus Elementen gleich den hier in der Salzſäure und Kieſelerde geborenen zu bewirken im Stande iſt. Aehnliches erwartete der Experimentator auch diesmal nur, und er unterſuchte daher das Eiſenerz und die Drähte täglich, um nachzuſehen, ob ſich noch keine Spur von Kryſtalliſation offenbare. Am vierzehnten Tage ward er einige kleine weiße Flecke auf dem Erze gewahr, welche er als Zeichen der nun wirklich beginnenden Kryſtalliſation betrachtete. Vier Tage ſpäter hatten ſich dieſe Flecke vergrößert und eine ovale Form angenommen; Croß hielt ſie noch immer für Kryſtallanfänge. Aber ſein Erſtaunen war ſehr groß, als er am zwei-und-zwanzigſten Tage gewahrte, daß aus jedem dieſer weißen Körper acht Schenkel hervorragten; doch wagte er noch nicht zu glauben, daß hier die Bildung lebender Weſen durch den elektriſchen Strom unter ſeinen Augen erfolgen könne.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ausnahme einer einzigen. Nach acht Monaten war die Neugierde in dem Diener ſo ſtark geworden, daß er ihr nicht mehr zu widerſtehen vermochte; er hob den Deckel der Kufe ab und ſah zu ſeinem großen Erſtaunen, daß die Reſte ſeines Herrn zu einem kleinen, zierlichen Männlein zuſammengewachſen waren, das, obgleich noch fahl und bleich, die Gliedmaßen bereits bewegte. Kaum hatte jedoch der erſte Lufthauch daſſelbe berührt, ſo ſank es leblos zuſammen.... Daß auf ſo außerordentlichem Wege entſtandene Weſen, wie die Croß'ſchen Maden, ganz anders genaturt ſeyn müſſen, als die nach der gemeinen Ordnung der Dinge erzeugten Thiere, verſteht ſich von ſelbſt; und ſo vernehmen wir denn auch aus den ſo wohlunterrichteten Zeitungen, daß unſer neues Thier weder ein pflanzen- noch fleiſchfreßendes, ſondern ein ſteinverſchlingendes ſey, und daß es ganz beſonders gern den Stoff freſſe, aus dem es entſtanden, nämlich Kieſelerde. Was es trinke, darüber haben uns die Journaliſten noch keine näheren Angaben gemacht; wir vermuthen aber, daß des Thieres Lieblingsgetränk Salzſäure, Scheidewaſſer und Vitriolöl iſt."

Anm. der Redaktion.

Der häusliche Comfort der Engländer.

(Fortſetzung.)

Die Unentbehrlichkeit, aber Koſtſpieligkeit der Teppiche empfiehlt ſolche im Allgemeinen jedem Hausweſen zur Schonung, und es begreift ſich, daß, wenn die nach innen öffnenden Stubenthüren ſo feſt aufſäßen, daß ſie beim Oeffnen und Schließen den Teppich rieben, dieſer in raſchem Uebergange vom Unſcheinbaren zur Unbrauchbarkeit begriffen ſeyn müßte; ſomit gewährt der Tiſchler in der Regel dem freien Luftzuge zwiſchen dem untern Rand jeder Thüre und dem Teppiche einen ſehr bedeutenden, für den Nichtengländer höchſt ärgerlichen Spielraum. Dies erklärt und entſchuldigt einigermaßen, obſchon es den Ausländer keineswegs damit verſöhnt, die nationale, Groß und Klein, Vornehm und Gering anhängende Gewohnheit, beim Verlaſſen eines Zimmers das Schließen der Thür für unnöthig zu achten. In manchen, und das in nicht wenigen Häuſern herrſcht dieſe Angewöhnung ſo unbeſchränkt, daß vom erſten Januar bis zum lezten December die Hausthür die einzige geſchloſſene Thür iſt, und ein Ausländer, der engliſche Dienerſchaft hält, wird Alles von ihr erlangen können, nur nicht, daß weiblich und männlich ohne jedesmaliges Erinnern die Zimmerthür hinter ſich zumacht. Zu den ſeltenen, mit dieſem nationalen Gebrauche unzufriedenen Eingeborenen gehörte, berühmten Andenkens, der Dechant Swift. Wer in ſeine Dienſte trat, mußte ihm auf das Heiligſte verſprechen, ſich des Thürenzumachens zu befleißigen, und es war unverletzlicher Vertrag, daß die erſte diesfallſige Vergeßlichkeit die Abgabe des Lohns für einen Monat an die Hausarmen, die zweite unverzügliche Entlaſſung zur Folge

hatte. Eines Tages bat ſeine Haushälterin um Erlaubniß, den Jahrmarkt einer benachbarten Stadt zu beſuchen. Er ertheilte ſie, und als die Haushälterin, zu ihrem Ausgange auf das Schönſte geſchmückt, ſein Zimmer verließ, fügte es ſich, daß ſie, die in mehrjährigem Dienſte nie gegen das Verbot geſündigt, aus unbeſonnenem Jahrmarktseifer die Thür zu ſchließen vergaß. Der Dechant ſchwieg und blieb bei offener Thüre ſitzen, bis er Grund hatte, die Haushälterin auf halbem Wege nach dem Orte ihrer Beſtimmung zu glauben. Dann ſendete er durch einen Diener zu Roß ihr den gemeſſenen Befehl nach, ſtehenden Fußes zurückzukehren. Athemlos kam die Haushälterin an. Sie fand die Zimmerthür gerade ſo, wie ſie ſolche gelaſſen, und als der Dechant bei ihrem Eintreten die Frage nach ſeinem Befehl kurzweg mit dem Geheiße beantwortete, die Thür zuzumachen, da gab die Haushälterin ein unerhörtes Beiſpiel weiblicher Seelenſtärke: ſie ſchloß die Thür nur ein klein wenig lauter als gewöhnlich. Swift verſichert aber, daß ſelbſt dieſe ſtarke Lection ſeine übrigens untadelhafte Haushälterin vor einem zweiten ähnlichen Vergehen nicht bewahrt habe.

Nicht minder ärgerlich und dabei ein, den Menſchenfreund betrübender Beweis von Unachtſamkeit der engliſchen Geſetzgebung iſt der Zuſtand der engliſchen Fenſter. Was man hier franzöſiſche Fenſter nennt, die entweder nach innen oder nach außen ſich öffnen, ſich zurücklegen, mit leichter Mühe geöffnet und geſchloſſen, ausgehängt, gewaſchen und wieder eingehängt werden können, ſolche Fenſter gehören in London zu den größten Seltenheiten. Wer ſie wünſcht, muß ſie aus Frankreich oder Deutſchland verſchreiben, und nächſt der Unbequemlichkeit und den Koſten ſich noch darauf gefaßt machen, daß ſie von den hieſigen Arbeitern zerbrochen werden. Sonderbar genug erklärt jeder engliſche Fenſterfabrikant, es ſey ihm unmöglich, franzöſiſche Fenſter zu fertigen, und gleichviel, ob er eine moraliſche oder eine künſtleriſche Unmöglichkeit meint, der Erfolg iſt derſelbe. Ausgenommen alſo, wo hie und da die Fenſter der erſten Stockwerke in Glasthüren beſtehen, welche den Austritt auf die ſehr üblichen, jedoch nach dem Gebot der guten Sitte nie betretenen, und nur der Blumenzucht gewidmeten Balkons öffnen, ſind die Fenſter im Allgemeinen, die hohen wie die niedrigen, quer in zwei gleiche Hälften zerſchnitten, von denen eine über die andere hinauf oder herab gezogen wird. Dieſes Manöver erfordert häufig Anſtrengung, und eine plötzliche Desorganiſation des complicirten und aus Rückſichten der Eleganz verdeckten Rollwerks bedroht jeden guillotinenmäßig, der ſeinen Kopf unterhalb des Fenſterrahmens in die freie Luft hinaus wagt, und dies iſt vielleicht einer der Gründe, warum, zum Fenſter hinaus zu ſehen, in London für eine Art Frevelmuth gilt. Aber abgeſehen von dem allen, wird durch die von der Conſtruction erheiſchten Ein- und Ausſchnitte ein beſtändiger Luftzug erhalten. Selbſt bei ganz ruhiger Atmoſphäre brennt kein, in die Nähe eines Fenſters geſtelltes, mit keinem Windglaſe verſehenes Licht ohne unbequemes Flackern, und der lieblichſte, durch die Luft ſäuſelnde Zephyr iſt ſtark genug, das Licht auszublaſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, März.

(Fortſetzung.)

Kunſtwerke.

Die Amerikaner hatten ſich hier während des Winters, namentlich zur Carnevalszeit, in großer Menge eingefunden. Ihre Anweſenheit iſt den hieſigen Künſtlern fruchtbringend geweſen. Einer von ihnen hat die Venus von Pampeloni mit 500 Louisd'or bezahlt, ein Anderer beim jungen Sabatelli drei große Bilder beſtellt, von denen eines die römiſche Cornelia darſtellen wird, wie ſie als ihren höchſten Schatz ihre Kinder zeigt, ein anderes Taſſo, ſein befreites Jeruſalem der Prinzeſſin Leonore vorleſend; die Wahl des dritten iſt dem Gutdünken des jungen Künſtlers anheimgeſtellt. — Die Venus von Pampeloni hat beſonders ihrer Nacktheit wegen Beifall gefunden. Darſtellungen dieſer Art, wären ſie fertig geweſen, würden um jeden Preis erſtanden und nach Amerika befördert worden ſeyn. Es ſteht zu erwarten, daß die italieniſchen Bildhauer ſich dies nicht zweimal ſagen laſſen, und aus dieſer Vorliebe in Zukunft ihren Nutzen ziehen werden. Es iſt eigen genug, daß die Amerikaner ſich gerade in dieſer Beziehung von engliſchen Vorurtheilen emancipiren wollen. — Beim Kupferſtecher Jaſi war dieſer Tage ein Bild ausgeſtellt, das manchen Deutſchen von Mailand her erinnerlich ſeyn wird. Es ſtellt Chriſtus vor (halbe Figur), das Kreuz auf der rechten Schulter tragend und vorne unter der Bruſt mit beiden Händen haltend, im Begriff, zuſammenzuſinken, und daran von dem rechts ſtehenden Schergen verhindert, welcher mit ſeiner Rechten das Ende des Kreuzes ſtützt, und auf dieſe Weiſe Kreuz und Träger zugleich aufrechthält. Chriſtus trägt ein graublaues Gewand; dickes, ſchwarzes, etwas lockiges Haar hängt auf ſeine Schultern herab; die Augen, nach unten gerichtet, erſcheinen dem Beſchauer wie geſchloſſen, die Haltung des Körpers iſt vorgebogen. Ueber ihm iſt noch der Kopf eines römiſchen Soldaten ſichtbar, in der linken Ecke in der Ferne die Schädelſtätte, zu welcher der Zug in verkleinerten Figuren hinaufzieht, im Hintergrunde am Horizont ein Abendroth in venetianiſchem Farbenton. Das Bild galt, und gilt auch hier wieder für Sebaſtian del Piombo. Da Werke dieſes Meiſters zu den Seltenheiten gehören, hätte man in Deutſchland ſich dieſe Gelegenheit nicht nehmen laſſen und ein Werk von ſolcher Schönheit (das längere Zeit feil war) acquiriren ſollen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß die Darſtellung deſſelben Gegenſtandes von demſelben Meiſter in England als noch ausgezeichneter befunden würde. Hier iſt es jetzt dem Großherzog angetragen; man hofft, daß es in Pitti neben einem der allerſchönſten Sebaſtian del Piombo (Martirio di Sta. Agata) ſeinen Platz finden wird. Jaſi iſt jetzt im Begriff, die Raphaelſche Madonna aus dem Hauſe Tempi (jetzt in der Münchener Pinakothek) von Neuem zu beendigen. Der erſte Stich, welcher vor mehreren Jahren

erſchien, genügte ihm ſelbſt nicht mehr; er begann alſo das ganze Werk zum zweiten Male. Daneben ſchreitet ſein Leo X., den er ſeit längerer Zeit unter den Händen hat, raſch fort; für die in Turin erſcheinende königliche Galerie iſt er mit einem kleinen Van Dyk beſchäftigt.

(Der Beſchluß folgt.)

Stuttgart, im März.

(Beſchluß.)

Muſik. Mad. Fiſcher-Maraffa.

Ich bin bei meinem Bericht etwas in der Zeit zurückgegangen. Nur ſo entſtand eine vergleichende Zuſammenſtellung. Wenn wir es genau betrachten, ſo ſind eigentlich die wenigſten Dinge an ſich uns intereſſant, ſie werden es erſt durch Vergleichung. Sonderbar iſt, daß wir bei Lokalnachrichten von den Tageblättern immer nur das heutige Neueſte verlangen und das Geſtrige ſchon veraltet finden, während wir in der Geſchichte und Biographie vor Anſichten und Nachrichten, die nicht ein halbes Jahrhundert alt ſind, als ſolchen, die von zu nahe auf der Sache Stehenden kommen, gewarnt werden. Ueber die großen Notabilitäten, Intelligenzen, Berühmtheiten der nächſten Vorzeit ſey, ſagt man, noch gar kein unparteiiſches Urtheil möglich. Und doch, wie oft wird ſpäter ein ſolches den frühern Tageblättern entnommen? Man ſollte denken, die Mitwelt, wenigſtens die einſichtigen, nicht parteiwüthigen Beobachter der Zeit müſſen in der Regel ihre großen Zeitgenoſſen am beſten verſtehen. Einiger Rückhalt, Rückblick iſt hiebei immer räthlich; nur möchte das „nonum prematur in annum“ nicht eben pedantiſch abſolut, ſondern relativ zu nehmen ſeyn. Das iſt aber faſt eine zu ernſte Betrachtung bei Erwähnung einiger weiblichen Virtuoſinnen.

Ich bringe die neueſte muſikaliſche Neuigkeit nach. Mad. Anna Fiſcher-Maraffa, erſte Sängerin der großen italieniſchen Oper zu Cadix, gab ein Concert. Ein Kunſtfreund hatte in einer Form darauf aufmerkſam gemacht, welche eine bedeutende Erſcheinung und hohe Leiſtungen erwarten ließ. Das iſt immer gefährlich; denn unſere Erwartungen werden leicht ſchrankenlos, und das größte Kunſttalent iſt doch ſtets auf einen gewiſſen Umfang beſchränkt. Mad. Maraffa, eine Deutſche, eine hier Geborne, gehört ohne Zweifel unter die erſten Bravourſängerinnen der italieniſchen Schule. Sie bewegt ſich noch in voller Kunſtkraft und ihre Stimme hat wohl wenig von der erſten Jugendfriſche verloren. Ihre mittlere Tonſphäre iſt ſo vollklingend, als wir es nur bei einer Milder-Hauptmann und Catalani gefunden haben; ihre Höhe iſt ſanft, und man könnte es, ſtatt bedeckt, duftig nennen. Ihre Rouladen perlen, obwohl in meiſterlicher Abrundung, doch nicht gerade wunderbar leicht aus der Kehle hervor; es ſcheint die Art ſolcher volltönigen Organe zu ſeyn, daß ſie zu der Vibration ein gewiſſes Kunſtaufgebot erheiſchen, wenn die Läufe rund und klar tönen ſollen. Hat doch die Kehle einer Milder ſich zu gar keinen Coloraturen bequemen wollen. Die Künſtlerin ſang eine Arie von Paccini, ein Rondo mit Chor aus „Cenerentola“ von Roſſini und ein Rondo mit Variationen von Baccai. Mad. M. glänzt in den Haupteigenſchaften einer bedeutenden Sängerin. Sie weiß ihre metallreiche, ſonore Stimme im Moment von der größten, Chor und Orcheſter durchdringenden Stärke zur anmuthigſten Milde zu mäßigen, ſie gibt den Text in der größten deklamatoriſchen Deutlichkeit, ſie trägt jedes muſikaliſche Glied charakteriſtiſch, belebt vor. Man merkt das Walten der klug austheilenden Kunſt, die Sorgfalt, die jedes Notenpünktchen im Auge hat, und bewundert doch daneben die Abrundung und Vollendung. Solche heroiſche Sängerinnen kommen ſelten, namentlich in einem Concert, dazu, den einen oder andern ſentimentalen Muſikfreund durch ſeelenvolle Stellen, wo des Tondichters Gemüth, nach Goethe's Ausdruck, aus hellen Augen blickt, zu rühren. Der ganze Umfang ihrer Kunſt wäre eigentlich nur aus einer Reihe von Opern zu ermeſſen. Immerhin ſind auch Stimmen, denen eine tiefe Seele inwohnt, die, kaum vernommen, uns das innerſte Herz bewegen, ſehr ſelten. Mad. M. iſt alſo nicht univerſell, und ich hätte gleich nach ihr gern die früher erwähnte Mozartſche Arie von Mad. Pollert oder die Romanzen von Roſa Stuart wieder gehört. Aber auch dieſe flüchtige Erſcheinung konnte namentlich für anſtrebende Talente inſtruktiv werden, wenn dieſe ſich dazu bringen, Styl für Manier einzutauſchen. Das Concert, dem der König mit den beiden ältern Prinzeſſinnen und der Bruder der Königin beiwohnten, war überhaupt ausgezeichnet. Eine Ouvertüre von Lindpaintner und eine von Meyerbeer waren voll Feuer und Leben. Mlle. Stubenrauch deklamirte „Hero und Leander“ von Schiller, mit Muſikbegleitung von Lindpaintner. Die Folge von Situationen iſt mit einer Reihe von Tongemälden durchwoben. Eine frühere Geſchmackstheorie hat nicht nur alle Melodramen verdammt, ſondern iſt auch kritiſch auf jede muſikaliſche Malerei losgefahren. Man ſoll, ſagte ſie, nur die Empfindungen, die eine bedeutende ſichtbare oder hörbare Naturerſcheinung in unſerm Gemüth erweckt, darſtellen, keineswegs aber letztere ſelbſt nachahmen. Das iſt nun aber nicht leicht recht auseinander zu halten. In unſerm Innern iſt das Gefühl bei einem Sturm mit der lebendigen Anſchauung deſſelben innigſt verwebt, und der Schrecken bei einem ſtarken Donner wird nicht viel anders, als der Schlag ſelbſt, muſikaliſch auszudrücken ſeyn. Wäre aber ein Gefühl dem Naturereigniß ganz entgegengeſetzt, beim Sturme z. B. Ergebung in Gottes Willen, alſo choralartig, ſo bliebe die Bedeutung der Muſik unklar. Außerdem erweckt ja auch ein muſikaliſch angedeuteter Sturm ein dem wirklichen analoges Gefühl. Die emancipirte Muſik darf Alles in Töne ſetzen; ſie ſoll aber nie vergeſſen, daß ſie ein ideales Spiel mit Tönen iſt, ſoll möglichſt ſubjektiv und auf der Gefühlsſeite ſich halten, und die Klippe des Materiellen, Stoffartigen vermeiden, ſo gut ſie kann. Herr Moritz ſprach das ſchöne Gedicht: „Tſchikoſch Jury's Tod“ von Alexander Graf von Würtemberg, deſſen neu an's Licht getretene Erzeugniſſe ſich die Anerkennung des gebildeten Publikums gewinnen werden. Herr Beerhalter blies Variationen auf dem ſanft eindringenden Baſſethorn. Herr Molique trug vor ein Violinconcert in Form einer Geſangsſcene von Spohr. Wir empfanden auf's Neue, mit welchem Recht ſein Spiel in Paris und anderswo hochgeprieſen worden. Es war Geſang, menſchenſtimmenähnlich, ſeelenvoll, dann wieder auf die höchſte Höhe der Bravour gehoben. Was den intereſſanten, durchgebildeten, liebenswürdigen Menſchen zu einem ſolchen macht, daß er nämlich ſeine Vollkraft zu offenbaren, jeden Moment des Daſeyns auf's Beſte zu beleben, ſeine Energie aber ſogleich wieder bis zur höchſten Anmuth und Lieblichkeit zu mäßigen weiß, daß er jede Aufgabe mit ſpielender Fertigkeit löst, entſchieden und doch leicht beſtimmbar, tüchtig feſt und doch beweglich iſt, und, aus einer reichen Fülle immer Neues ſchöpfend, unſere Bewunderung erregt, das macht auch den Dichter, den bildenden, den dramatiſchen Künſtler, das macht auch den darſtellenden Virtuoſen. Man horcht mit frohem Erſtaunen der Kunſt, die das Gefühlteſte, wie das künſtlich Gewagteſte mit einer Unfehlbarkeit löst, der auch nicht ein einziger Strich mißglückt.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 69.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 22. März 1837.

Est ubi plus tepeant hiemes? ubi gratior aura?
Horat:

Der häusliche Comfort der Engländer.

(Fortsetzung.)

Auf solche Art wird jeder, häuslich in seinem Zimmer sitzende Mensch, Sommer und Winter über, bei anscheinend geschlossenen Thüren und geschlossenen Fenstern unaufhörlich von Zugluft umweht. Gesund ist das zu keiner Jahreszeit, und während die Engländer sich einbilden, daß ihre unbeständige Witterung ihnen die Pflicht auflege, sich in Flanell zu kleiden, ist es in der That die beständige Bewegung ihrer Stubenluft, was das Unterlassen jener Fürsorge mit Schnupfen, Rheumatismen und Gicht bestraft. Minder unangenehm ist die Zugluft allerdings im Sommer als in den kalten Wintertagen. Aber selbst wenn sie im Sommer angenehm wäre, könnte das im Winter kein Ersatz seyn für die um so schärfer contrastirende Unbehaglichkeit. Durch das Fenster herein und unter der Thüre hervor strömt die Luft nach dem Kamine und beschränkt den ohnedies kleinen Wirkungskreis des hellsten Kohlenfeuers. Sodann, je sparsamer die Sonne während des größern Theils des Jahrs den Londonern ihr Licht zumißt, und je häufiger es geschieht, daß vom Oktober bis zum März die Sichtbarkeit des Tages kaum wenige Stunden dauert, desto erfreulicher, desto begehrenswerther sind krystallhelle Glasscheiben. Diesen Comfort aber kann man bei der gegenwärtigen Beschaffenheit der Fenster gerade in der Stadt, wo in Folge des ewigen Kohlenrauchs Alles und Jedes dreimal schneller schmutzig wird als in den meisten Städten des Continents, sich nur mit Zittern und Zagen gewähren; — ja, es wäre keineswegs zu verwundern, wenn streng gewissenhafte Menschen ihre Fenster nie reinigen ließen, denn es ist eben so wahr als gräßlich, daß diese anscheinend so schuldlose Operation in London jährlich zwischen zwei- und dreihundert Personen das Leben kostet, und das kann nicht anders seyn.

Die sogenannten französischen Fenster werden zum Behuf der Reinigung ausgehoben, gewaschen, wieder eingehängt und somit jede Gefahr beseitigt. Aber die äußere Seite der hiesigen Fenster kann nur von außen, nur von Jemand gewaschen werden, der außerhalb des Fensters steht oder sitzt; der dazu vergönnte Raum ist der gewöhnliche handbreite Sims, und der einzige Halt der glatte Fensterrahmen. Diese Arbeit ist hier zu Lande Sache der Glaser, und sie besitzen hiezu eine Vorrichtung, die, innerhalb des betreffenden Zimmers befestigt, das Geschäft eben so gefahrlos macht wie die mit Stroh unterbundene Leiter die halsbrecherische Aufgabe des Schieferdeckers. Würden daher bloß Glaser vor die Fenster gestellt und gehängt, so würden schwerlich viele Unglücksfälle vorkommen; aber die Glaser, gleich allen andern hiesigen Professionisten,

thun gern wenig für vieles Geld, müſſen, um ſo gut leben zu können, wie ſie in der Regel leben, ihre Arbeit ſich theuer lohnen laſſen, und machen es dadurch mancher Haushaltung ſchlechterdings unmöglich, ſich ihrer zu bedienen. Das braucht kein großes Fenſter zu ſeyn, für deſſen Reinigung ein Glaſer acht gute Groſchen fordert; zwanzig und einige Fenſter zählt jedes mittelmäßige Haus, und das iſt nun kein ſchweres Exempel, wie viel ein Hausvater am Ende des Jahrs für das wöchentliche Reinigen derſelben ausgegeben haben würde. Demnach bleibt einer Menge Menſchen bloß die Wahl, hinter beſchmuzten, ohne Waſſer bald völlig ſchwarz gefärbten Fenſtern zu ſitzen oder der Dienerſchaft die Reinigung aufzutragen, und da die Hausfrauen ſich meiſt für Lezteres entſcheiden, ſo erklärt das die traurige Thatſache, daß ſo ſehr häufig Dienſtleute auf das Steinpflaſter oder in die Spitzen der eiſernen Geländer ſtürzen und hier den Tod finden. Die dem Ober- und Unterhauſe anvertraute Macht der Geſetzgebung äußert ſich oft in lumpigen Kleinigkeiten. Eine vor zwei Jahren durchgegangene Parlamentsakte verbot den unglücklichen Schornſteinfegerjungen, ihre Anweſenheit ferner durch den ſonſt üblichen Ruf: sweep, sweep, zu verkünden. Aber das iſt noch keinem Parlamentsmitgliede eingefallen, ſeinen Scharfſinn zu befragen, wie dem menſchentödtenden Fenſterungebührniſſe wirkſam geſteuert werden könne. Ein populärer Miniſter trug bei einem deutſchen Landtage darauf an, daß alle Dachziegel nach einer und derſelben Form geſtrichen und gebrannt und gewiſſe Staatsdiener ermächtigt werden ſollten, die Brennereien von Zeit zu Zeit zu revidiren und die der vorſchriftmäßigen Form zuwider geſtrichenen und gebrannten Ziegel ſofort zu zerbrechen. Gäbe es in England einen gleich aufmerkſamen Miniſter, der Antrag auf Abſchaffung der engliſchen und Einführung franzöſiſcher Fenſter hätte bis jezt nicht vergebens auf ſich warten laſſen.

Ein geringer Grad von Phantaſie kann Jedem, wenn er auch London nie betreten hat, den Zuſtand vergegenwärtigen, der hier das unvermeidliche Loos eines, den größern Theil des Jahrs hindurch auf ſein Zimmer beſchränkten Menſchen iſt, und er wird ſich leicht die Frage beantworten, ob der Aufenthalt in einem, während jeder Jahreszeit von Zugluft durchfächelten und während des Winters nur gegen Schnee und Regen, nicht gegen die Kälte und kaum gegen die äußerſte Macht des Windes einigen Schuz bietenden Zimmer ein comfortabler genannt werden kann. Die ganze Einheizezeit — und ſie dauert ſelten unter ſechs Monate — iſt für jeden ſolchen Menſchen eine ſchwere Prüfung ſeiner Geduld und ſeiner Geſundheit. Hat ſein kräftiger Geiſt und ſein kräftiger Körper ſie glücklich überſtanden, ſo fühlt er während der nächſten ſechs Monate ſich außerordentlich comfortabel, nicht weil er eigentlich comfortabel, ſondern nur weil er etwas weniger uncomfortabel iſt. Uebrigens würde man ſich ſehr irren, wenn man meinte, die geſchilderten Gebrechen häuslicher Gemächlichkeit in London ſeyen die einzigen dieſer Art. Sie reichen zwar aus zu Begründung der Wahrheit, daß der gerühmte engliſche Comfort in einem ſehr weſentlichen Theile ein ſehr lückenhafter iſt; aber die einzigen ſind ſie keineswegs. Wir berührten vorzugsweiſe dieſe nur deßhalb, weil ſie ſo leicht zu beſeitigen wären und es uns daher billig Wunder nehmen muß, ſie bei den Erfindern des Wortes Comfort, bei den Menſchen anzutreffen, die immer und ewig von den, jedes Land überflügelnden Comforts eines engliſchen Hausweſens ſprechen. Es gibt noch ganz andere Mängel, die zwar ebenfalls höchſt unangenehm ſind, jedoch durch die Lokalität und die Unmöglichkeit der Abhülfe entſchuldigt werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſezung.)

Croß's Ueberraſchung erreichte den höchſten Grad, als er ſich am ſechs-und-zwanzigſten Tage unwiderleglich überzeugte, daß die vermeinten Kryſtallanfänge vollkommene Inſekten geworden ſeyen, welche ſich bewegten und von den kieſelerdigen Theilen der Miſchung fraßen. Eine Menge von Perſonen haben ſie geſehen, wußten ſie aber keinem andern, ihnen bekannten Inſekte zu vergleichen: ſie ſind von der Form einer Made, haben acht Füße, vier Borſten am Steißende und außerdem mehrere Borſten an den Rändern des Leibes. Später zeigten ſich, bei fortdauernder Wirkung des galvaniſchen Stromes, welcher nach meiner Ueberzeugung die causa efficiens des Vorganges iſt, noch gegen zwanzig dergleichen Inſekten. Die Sache erſcheint aber um ſo wunderbarer, wenn man erwägt, daß dieſes Inſekt in der Salzſäure ausdauert, welche ſonſt jeden Lebenskeim tödtet. Daß daſſelbe jedoch nicht aus dieſer Säure, ſondern aus der mitangewendeten Kieſelerde entſteht, zeigt ein zweiter Verſuch von Croß. Er verſezte nämlich Kieſelerde ohne alle Anwendung von Säuren (wahrſcheinlich durch Lauge, worin ſie ſich vermittelſt bloßen Kochens auflöst), in einen gallertartigen Zuſtand, und tauchte in dieſe Maſſe die Poldrähte ſeiner Säule dergeſtalt, daß die Maſſe ununterbrochen von einem elektriſchen Strome durchzogen (brauchen wir nur lieber gleich den rechten Ausdruck: belebt) wurde; nach drei Wochen zeigten ſich auch in dieſem Kieſelerdegallert dergleichen ſonderbare Inſekten. — Croß, deſſen außerordentliche Beſcheidenheit wir ſchon im erſten Berichte

über seine Entdeckungen gerühmt haben, hat nicht gewagt, eine Erklärung des Vorgangs aufzustellen, wiewohl vielleicht Niemand mehr dazu berufen war, als gerade er; er hat sich begnügt, das nakte Faktum dem Professor Buckland mitzutheilen. Es steht nun zu erwarten, welche Ansicht dieser darüber aussprechen wird. Indeß erinnern sich die Leser der kürzlich vom deutschen Naturforscher Ehrenberg gemachten Entdeckung, welcher zufolge kieselerdige Mineralien zum Theil aus Ueberresten antediluvianischer Insekten bestehen. * Man wird versucht zu glauben, daß bei den Versuchen von Croß der gewaltige galvanische Strom dergleichen Lebenskeime aus einem Schlafe von mehreren Jahrtausenden aufgeweckt habe. Vielleicht aber inhärirt das Leben auch der Materie selbst, und das Hervorrufungsmittel ist nur erst jezt in der Macht jenes elektrischen Stroms entdeckt worden. Sey dem wie ihm wolle, so gehören Croß's Entdeckungen schon jezt zum Wichtigsten und Außerordentlichsten, was in den Naturwissenschaften je geleistet worden ist, und sie eröffnen uns, wie gesagt, die Abgründe einer neuen, unterirdischen Welt, deren Tiefe sich noch gar nicht absehen läßt.

In den lichten Höhen der Himmel dagegen sind es vorzugsweise noch immer die Doppelsterne, welche den Blick der beobachtenden Astronomie fesseln. Wir haben zwar über diesen erhabenen Gegenstand kürzlich ausführlich in unsern Blättern gesprochen, erinnern aber, Behufs leichterer Uebersicht, gegenwärtig daran, daß man unter Doppel- und vielfachen Sternen solche ihrer Natur nach erst durch die neuere Sternkunde bestimmten Systeme von nahe bei einander erscheinenden Fixsternen oder Sonnen versteht, wo eine oder mehrere Wandelsonnen, nach Analogie der Planetensysteme, eine durch ihre Größe und ihr helleres, weißeres Licht ausgezeichnete Centralsonne umkreisen. Der ganze Inbegriff der Entdeckungen, welche bis jezt über diese wunderbaren Sterngruppen gemacht worden sind, wird sich in einem Werke des Dorpater Astronomen Struve vereinigt finden, auf dessen baldige Erscheinung wir bereits aufmerksam gemacht haben, an welchem aber seitdem, unter Aufsicht der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, ununterbrochen fortgedruckt worden ist. Die Leser werden daraus erfahren, daß die Anzahl solcher Doppelgestirne, die man in den fünfzig Jahren, seit man sich mit ihnen beschäftigt, kennen gelernt hat, bereits weit über 6000 beträgt, und sich noch täglich vergrößert. Die Topographie des Fixsternhimmels ist — und wir können gerade diesen Umstand nicht oft genug hervorheben — durch Aufklärung des eigentlichen Bezuges zwischen den verschiedenen, ein Doppelgestirn constituirenden Fixsternen um einen ganz außerordentlichen Schritt weiter gebracht worden; und wie erhaben die Idee erschien, in jedem der zahllosen Fixsterne, welche das Firmament zieren, eine eigene Sonne mit zugehörigem Planetengefolge zu erblicken, so wird sie doch von der in diesen wunderbaren Sterngruppen gebotenen Conception wandelnder Sonnen, welche eine höher organisirte Centralsonne umringen, unendlich überboten. Worauf wir aber die Aufmerksamkeit der Leser in dieser Hinsicht nicht genug richten zu können glauben, das ist die außerordentliche Dauer der Umlaufszeiten mancher dieser Wandelsonnen. Während der äußerste Wandelstern unsers Systems, Uranus, seinen Umlauf um unsere Sonne in 84 Jahren vollendet, braucht die Wandelsonne 61 Cygni 452 Jahre zur Umkreisung ihrer Centralsonne; und wir erdreisten uns, vorherzusagen, daß es einer spätern Astronomie gelingen wird, Wandelsonnen zu entdecken, deren Sonnenjahr viele Tausende unserer Jahre faßt, und deren bisher angenommene Fixität nur in der Langsamkeit ihrer Bewegung einerseits, und der Jugend unserer Beobachtung andernseits ihren Grund gehabt hat. — Beschränkte Sterbliche also, die ihr ängstlich über dem, mit eurem jetzigen Denkvermögen nicht durchdringbaren Geheimnisse der Ewigkeit brütet, wird euch die Sache nicht annähernd im Bilde dieser Wandelsonnen geboten, auf denen Ein Jahr euern Jahrtausenden gleicht?

(Die Fortsezung folgt.)

* Wir kommen unten auf diese Entdeckung des deutschen Naturforschers, über welche uns eben weitere Mittheilungen gemacht werden, ausführlicher zurück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Die Omnibus.

Obgleich es der fehlgeschlagenen Spekulationen weit mehr gibt, als der gelungenen, so versuchen es doch fortwährend viele Spekulanten, die mehr Plane als Geld haben, die Leute zum Abnehmen von Aktien zu bewegen und sich dadurch die zur Ausführung ihrer Projekte nöthigen Kapitalien zu verschaffen. Die Equipagenunternehmung, welche ich vor einiger Zeit als ein bloßes Projekt ankündigte, ist nun wirklich in's Leben getreten, und jede begüterte Familie in Paris kann nun elegante Equipagen stunden-, halbtage- und tageweise miethen, auch in der Umgegend von Paris damit herumfahren, als ob es ihre eigenen wären; sie kann sich auf den Monat und auf's Jahr abonniren, und also einer eigenen Equipage, die oft mehr eine Last, als eine Bequemlichkeit ist, füglich entbehren. Nun hat es zwar auch zuvor nicht an Miethwagen gefehlt; aber sie sahen nicht so glänzend aus, wie die neuen, mit denen man einen in Livrée gekleideten Bedienten, oder wie man jezt in Paris sagt, einen groom bekommt, der aber freilich besonders bezahlt werden muß. Ich wüßte wahrlich nicht, was die Pariser hinsichtlich des Fahrens noch zu wünschen hätten, denn sie haben nun alle Bequemlichkeit, die sich nur denken läßt. Hunderte von

Landdeutschen fahren zu verschiedenen Stunden des Tages in die Umgegend von Paris, nach Versailles und St. Germain sogar jede halbe Stunde eine. Nach lezterer Stadt wird die Eisenbahn angelegt, welche auch der erstern zu Gute kommen wird. Auf allen öffentlichen Plätzen stehen Fiacres und Cabriolets bereit, um die Pariser zu bestimmten Preisen nach einem beliebigen Orte der Hauptstadt zu führen. Außerdem halten noch eine Menge Cabriolets unter den Einfahrtthoren mancher Häuser, um diejenigen aufzunehmen, welche sich ihrer bedienen wollen. Eine außerordentliche Ausdehnung aber hat das Unternehmen der Omnibus oder gemeinschaftlichen Wagen in Paris erhalten. Es gehört ein besonderes Studium dazu, um sich mit dem Gange derselben vertraut zu machen; hat man aber das Ganze einmal inne, so kann man für eine Kleinigkeit weit in Paris herumkommen. Erstlich fahren diese Omnibus alle zehn Minuten oder spätestens alle Viertelstunden von einem bestimmten Punkte zu einem andern, der zuweilen eine halbe deutsche Meile entfernt liegt, so daß man für sechs Sous (dem gewöhnlichen Preise der Omnibusfahrten) beinahe die ganze Stadt durchfahren kann. Was ihnen aber noch mehr Wichtigkeit gibt, ist, daß sie Verzweigungen unter einander haben, was sie Correspondances nennen, und diejenigen Passagiere, welche z. B. nicht von Süden nach Norden, sondern östlich oder westlich fahren wollen, an gewissen Orten absetzen, wo ein kleines Lokal mit einem Aufseher für sie offen steht; hier warten sie, bis ein Wagen, der östlich oder westlich fährt, vorbeikommt und sie aufnimmt; und dennoch bezahlen die Passagiere nicht mehr, als ob sie die einfache Fahrt des ersten Omnibus mitgemacht hätten. Diese Verzweigung der Omnibus ist von außerordentlichem Nutzen; denn dadurch gelangt man für die Kleinigkeit von sechs Sous in alle Stadtreviere beinahe eben so gut, wie vermittelst einer dreißig Sous kostenden Miethkutsche; daher bedienen sich denn auch die mittlern Stände allgemein der Omnibus, und diese Unternehmungen werfen zum Theil den Actieninhabern bedeutenden Gewinn ab. Es gibt Omnibusbüreaux in verschiedenen Stadttheilen, wo drei bis vier Wagen aus verschiedenen Richtungen zusammentreffen, und wo also ein beständiges Ein- und Aussteigen der Passagiere, ein unaufhörlicher Wechsel der Reisenden von früh Morgens bis spät in den Abend hinein stattfindet. Welch einen ungeheuern Bedarf an Pferden die Omnibusunternehmungen haben, kann man aus dem Umstande abnehmen, daß das Zweigespann eines Omnibuswagens nach jeder Fahrt und Rückfahrt gewechselt wird. Da nun beständig sechs bis zehn Wagen nach derselben Richtung in Bewegung sind, und auf jeden Wagen zehn bis vierzehn Fahrten und Rückfahrten im Tage gerechnet werden, so muß eine Omnibusanstalt über fünfzig Pferde stets in Bereitschaft halten, vorausgesezt, daß die nämlichen Pferde nach der gehörigen Ruhe von Neuem verwendet werden. Dann gehört zu jedem Wagen ein Kutscher und ein Conducteur, und es müssen überzählige Leute da seyn, um beide im Nothfall zu ersetzen; ferner die Aufseher in den Büreaux und endlich das Hauptbüreau.

(Die Fortsetzung folgt.)

Florenz, März.

(Beschluß.)

Litteratur. Sismondi. Linari's Entdeckung am Zitteraal.

Von den durch Molini in Paris copirten Documenti di storia italiana ist vor einem Monat der zweite Band erschienen. Er ist noch reicher als der erste zu nennen, und gibt 295 Briefe vom Jahr 1528 — 1572; die Noten vom Marchese Gino Capponi enthalten einen Schatz der trefflichsten Bemerkungen, und namentlich über Andrea Doria und seine Zeit viel Neues. Capponi beabsichtigt jezt zunächst die Herausgabe des für die florentinische Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts so überaus wichtigen Giovanni Cavalcanti. Der Vorwurf, welchen Gervinus in seiner florentinischen Historiographie den Florentinern macht, daß sie lieber Redensarten für die Crusca zusammenlesen, als ein so bedeutendes Werk publiciren — ein Vorwurf, so gerecht, als erklärlich — wird dadurch beseitigt. Die Italiener räumen gerne ein, daß die abenteuerlichen Züge deutscher Kaiser sich jezt in eben so viele wissenschaftliche Streif- und Eroberungszüge verwandelt haben; sie sind bereit, anzuerkennen, daß ihnen sowohl, als Deutschland auf diesem Wege manches bedeutende Werk entstanden ist; nur für gar zu indolent und unwissend möchten sie nicht gehalten werden. Und wirklich kann man in dieser Beziehung nicht leicht vorsichtig genug zu Werke gehen. Im Einzelnen ist für alle Zweige italienischer Geschichte so unendlich viel geschehen, daß ein sehr langer Aufenthalt und Begünstigungen besonderer Art erforderlich sind, um Unbekanntes und Neues aufzufinden. Größere Arbeiten in ihrer Geschichte unternehmen die Italiener nicht bloß aus dem Grunde nicht, weil sie überhaupt wissenschaftlich jezt wenig thätig sind, sondern auch deßwegen, weil sie immer noch besser als Andere die Lücken kennen, welche bei solchem Vorhaben nicht ausgefüllt werden können. Wenn einmal Alles erscheinen wird, was jezt noch begraben und verborgen da liegt, wird sich deutlicher zeigen lassen, wie Vieles, was Deutsche für neue Entdeckungen hielten und halten mußten, schon vor langer Zeit den Italienern bekannt war. Vom genannten Cavalcanti gab Moreni schon vor Jahren das achte und neunte Buch heraus, welches Verbannung und Zurückberufung des alten Cosimo enthält. In der Vorrede wird auch hier schon, aber in bei Weitem weniger wissenschaftlicher Weise darauf aufmerksam gemacht, daß Cavalcanti eine von Machiavells Hauptquellen gewesen. — Vor einigen Monaten wurde hier ein Roman in vier Bänden: „die Belagerung von Florenz im Jahr 1529," in Paris gedruckt, eingeführt. Man hatte das Werk seines Titels wegen wenig beachtet, und suchte es später, weil es seiner mehr oder minder revolutionären Tiraden wegen sehr gelesen war, vielleicht mit zu großer Aengstlichkeit zu unterdrücken. Die Folge war, daß das Werk Allen bekannt ward, welche sich dafür interessirten, und daß seitdem die aus der Fremde kommenden Bücher einer strengern Censur unterworfen werden. Es ist zu bedauern, daß gerade die unbedeutendern Produktionen das Bischen wissenschaftlichen Lebens, das noch vorhanden ist, erschweren müssen. Als Verfasser nennt man einen jener Leute, welche die Italiener kurzweg „beiße Köpfe" nennen, in Livorno. — Sismondi hat sich hier längere Zeit in unserer Nähe auf seinen Besitzungen bei Pescia aufgehalten. Er, für sein Alter noch sehr jugendlich, kräftig und munter, hat dort sein Werk über die jezigen socialen Zustände beendigt, und sich darauf zum Carneval nach Rom begeben. — Zum Schluß füge ich Ihnen bei, daß der Professor Santi Linari in Siena die für die Physik wichtigste, oft versuchte, aber immer wieder aufgegebene Entdeckung gemacht, und nach vielen Experimenten aus dem Zitteraal einen wirklichen elektrischen Funken gezogen hat. Im Decemberheft des in Siena erscheinenden Journals Indicatore sanese ist das Verfahren, nebst den dabei angewandten Instrumenten ausführlich beschrieben.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 23. März 1837.

Why do you make such faces? When all's done,
You look but on a —

Shakespeare.

Kloster Nothgottes. *

Ein Schwank.

Einſt ging ich nach Nothgottes aus,
Denn dorten bin ich wie zu Haus,
Und eine Zelle, ſchmal und klein,
Lädt mich in ihren Frieden ein.
Da hab' ich denn manch Lied gemacht,
Und oft der Welt nicht mehr gedacht,
Wenn ich vom ſchweigenden Gemach
Hinüber ſah auf's Kirchendach,
Und in den Kloſterhof hinab
Mit manchem eingeſunknen Grab.
Einſt alſo ging ich wieder hin,
Mit friſchem Muth und heiterm Sinn,
Doch ſehnte ſich beinah mein Herz
Nach einem Schauer oder Schmerz.
Und ſiehe! nach dem heißen Tag,
Der ſchwer auf meinen Nerven lag,
Entſchlief ich ſchnelle
In meiner Kapuzinerzelle.

Indeſſen zog von Weſten her
Ein Ungewitter, ſchwarz und ſchwer,
Und plötzlich weckte mich
Ein Donnerſchlag, ſo fürchterlich,
Als hätt' er mir auf's Haupt geſchlagen,
Weil ich's vielleicht zu hoch getragen.
Blitz folgt' auf Blitz, und ein Orkan
Fing grauenvoll zu wüthen an.
Auf fuhr die Thüre mit Gekrach,
Durch's Fenſter ſauſt' er in's Gemach,
Und riß von der beſtäubten Wand
Ein Heil'genbild mit rauher Hand.
Da ſah ich denn mit ſtillem Schauer
Tief eine Höhlung in der Mauer
Und drin ein Buch und — einen Todtenkopf? —
Ach nein! zum Glück nur einen Suppentopf.
Ich nahm das Buch, und hörbar ſchlug mein Herz,
Lang ſah ich denkend himmelwärts:
Mir ſchien's, als hätt' ich einen Schatz gefunden
Von alten, längſt verhallten Kunden,
Vielleicht die ganze Wundermähr
Aus Ritter Brömſers Tagen her,
Von ſeinem Zug in's heil'ge Land,
Wo er ſo manchen Strauß beſtand,
Von ſeinem Kampfe mit dem Drachen,
Und wie er, um ſich frei zu machen

* Kloſter Nothgottes, welches in der Geſchichte des Rheingaus eine große Rolle ſpielte, wurde 1806 aufgehoben, und gehört nun zu den Beſitzungen des Baron von Zwierlein. Es iſt Dreiviertel Stunden von Geiſenheim entfernt und liegt in einem kleinen Wieſenthal, von waldigen Hügeln umgeben.

Von Türkenwuth und Kerkergrauen,
Gelobt, ein Kloster aufzubauen,
Wie aber an des Rheines Borden
Sein alt Gedächtniß schwach geworden,
Und endlich seines Ochsen Horn
Von ihm gewendet Gottes Zorn,
(Noch steht im Bild das fromme Vieh,
Das dreimal laut „Nothgottes!“ schrie),
So daß alsbald im Wiesengrund
Herrn Brömsers Kloster hier entstund.
Dies, und noch mehr hofft' ich zu lesen,
Auch wie's vor Alters einst gewesen,
Als zu dem wunderthät'gen Bild
Viel tausend Pilger, fromm und wild,
Und gut und bös hiehergekommen
Und Trost und Buße mitgenommen;
Drum bebte meine Hand
Bis ich das erste Blatt herumgewandt,
Da las ich denn im halben Traum —
Ich traute meinen Augen kaum —
„Die Schwabenköchin,
Ein nützlich Buch für Jedermann.
Gehört dem Bruder Cyprian,
Der Koch in diesem Kloster ist.
Ihm helfe Gott zu jeder Frist,
Daß niemals er das Salz vergißt.“

Adelheid v. Stolterfoth.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Während sich so die Pracht und Herrlichkeit des Fixsternhimmels dem bewaffneten Auge mehr und mehr enthüllt, beut der diesjährige Winterhimmel auch den unbewaffneten Blicken ein kaum minder überraschendes Schauspiel dar: wir meinen die Nordlichter, an denen selten ein Jahr so reich gewesen ist als das jetzige. Dr. Edmonstone, Bewohner der Shetländischen Inseln und Verfasser eines geschätzten Werks über dieselben, schreibt von dort zu Anfang des laufenden Jahrs, daß der diesjährige Winter durch Erscheinungen von Nordlichtern einer der außerordentlichsten gewesen sey, deren sich die ältesten Bewohner jener hohen Breiten zu erinnern wüßten. Diese prachtvolle Erscheinung habe sich in allen möglichen Verschiedenheiten des Glanzes, der Gestaltung, der Bewegungen, und in einer solchen Dauer gezeigt, daß in drei Monaten beinahe keine Nacht vergangen sey, während welcher das Nordlicht nicht fast ununterbrochen habe beobachtet werden können. — Die Leser erinnern sich aber, daß der vorige Sommer dagegen verhältnißmäßig sehr arm an Gewittern gewesen ist. Nordlichter und Gewitter scheinen also in einer solchen Reciprocität zu stehen, daß das Ausbleiben des lezteren Naturvorgangs durch die größere Häufigkeit des ersteren ausgleichend ersezt werden kann. Wenn nun solchergestalt die elektrische Natur der Nordlichter schon sehr wahrscheinlich wird, so fallen alle Zweifel dagegen durch die immer mehr constatirte Einwirkung dieser Erscheinung auf die Magnetnadel, welche bekanntlich gegen elektrische Processe sehr empfindlich ist, vollkommen hinweg. Der französische Physiker Arago hat kürzlich, nach Mittheilungen unseres Humboldt, eine ganze Reihe von Beobachtungen solcher Einflüsse des Nordlichtes auf die Magnetnadel, selbst an Orten, wo dasselbe gar nicht sichtbar wird, zusammengestellt, und wir führen z. B. an, daß Gauß am 7ten Februar 1835 zu Göttingen außerordentliche Schwankungen der horizontalen Nadel beobachtete, daraus sogleich auf ein Statt gefundenes, wiewohl ihm nicht zu Gesicht gekommenes Nordlicht schloß, und hernach auch wirklich die Bestätigung erhielt, daß sich zur selbigen Zeit ein schönes Nordlicht zu Braunsberg in Ostpreußen gezeigt habe.

In die Kategorie der farbigen Lufterscheinungen, wenn gleich aus ganz andern Ursachen herstammend, gehört auch ein schöner Mondregenbogen, der am 17ten Januar dieses Jahrs Abends gegen sechs Uhr zu Paris beobachtet worden ist, und dessen prismatische Farben den Glanz und die Lebhaftigkeit der Farben eines Sonnenregenbogens erreicht hatten, was als ein außerordentlich seltener Umstand betrachtet werden muß. Da Mondregenbogen überhaupt zu den ziemlich ungewöhnlichen Vorgängen gehören, so wird es angemessen seyn, hier etwas Näheres darüber zu sagen, und die Leser werden mir hoffentlich für die Mittheilung einiger, nicht ohne Mühe zusammengesuchten Notizen darüber Dank wissen. Zuvörderst also ist bekannt, daß den Namen des Regensbogens derjenige farbige Kreisbogen führt, der sich in den regnenden Wolken zeigt, wenn sie von der Sonne (oder dem Monde) unter einem gewissen Winkel beschienen werden, und der Zuschauer, welcher die Sonne im Rücken hat, das Gesicht gegen jene regnende Wolke kehrt. Er ist bekanntlich eine der schönsten Erscheinungen in der Natur, und für den Naturforscher besonders wichtig, weil er sich aus den erwiesenen Gesetzen der Brechung, Zurückwerfung und Farbenzerstreuung der Sonnenstrahlen, wenn sie aus Luft in Wassertropfen und hiernächst wieder in Luft übergehen, mit Hülfe der Mathematik vollständig erklären läßt, was leider von den wenigsten Naturerscheinungen gesagt werden kann. Auf diese vollständige mathematische Erklärung können wir uns nun hier nicht einlassen; es muß uns genügen, zu bemerken, daß der Zuschauer, welcher, angegebenermaßen, eine ganze Fläche oder Wand von Regentropfen vor und das leuchtende Gestirn (Sonne

oder Mond) hinter sich hat, nicht, wie man auf den ersten Blick glauben sollte, diese ganze Regenwand im Glanze des zerstreuten farbigen Sonnenlichtes erblickt, sondern auf derselben, eben nach den bezeichneten Gesetzen, nur da diesen Glanz wahrnimmt, wo die Gesichtslinien mit den Sonnen- oder Mondstrahlen einen Winkel von etwa 42 Grad einschließen. Stehen Sonne oder Mond also höher als 42 Grad am Himmel, so kann es keinen Regenbogen mehr geben; stehen dagegen diese Gestirne eben im Horizont, so sieht man völlig einen Regenbogenhalbkreis von beiläufig 42 Grad. Mondregenbogen, welche, wegen Schwäche des Mondlichtes, doch nur beim Vollmonde vorkommen,* müssen also sehr selten seyn, da es sich selten trifft, daß, während der Vollmond beim angegebenen nicht zu hohen Stande am Himmel hell scheint, ihm gegenüber ein Regen fällt. Uebrigens entsteht der Mondregenbogen ganz nach den nämlichen Gesetzen, wie der Sonnenregenbogen. Die erste Erwähnung dieses schönen Phänomens findet sich bei Aristoteles, im dritten Buche seines Werkes de coelo; er bemerkt aber, wie wir oben angeführt haben, ausdrücklich, daß sich der Mondregenbogen nur beim Vollmonde zeige, weil sonst das Mondlicht zu schwach sey. Dieser Schwäche des Mondlichts muß man es auch zuschreiben, daß die Mondregenbogen insgemein sehr blaß sind, ja zuweilen die prismatischen Farben gar nicht zeigen. Der bekannte spanische Reisende de Ulloa beschreibt (Voyage au Pérou. 1. 368) drei von ihm im April 1738 beobachtete solche Bogen, welche aber alle drei nur weißgelblich erschienen. Dagegen finden wir in Nr. 331 der Phil. Transact. eines Mondregenbogens erwähnt, der an Glanz der prismatischen Farben dem oben beschriebenen Pariser gleichgekommen seyn mag. Es wäre bei künftigen Beobachtungen wohl Aufmerksamkeit auf den Umstand zu wünschen, ob das Mondlicht gerade sehr hell oder trübe gewesen sey, und ob der Unterschied davon abgehangen habe. Ich erinnere mich selbst eines Mondregenbogens, welcher bei hellem Vollmondscheine die prismatischen Farben doch nur sehr matt zeigte. Wer noch mehrere Notizen über dieses anmuthige Naturschauspiel wünscht, den verweisen wir auf Montucla hist. des mathématiques II. 545 und v. Zachs Corresp. astron. X. 512.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Indeß finde ich doch einen Fall eines Mondregenbogens im ersten Viertel. Phil. Magaz. 1855. S. 317.

Der häusliche Comfort der Engländer.

(Beschluß.)

Was kann im Ganzen uncomfortabler seyn, als trotz des mühsamsten Bestrebens, sein Zimmer im Stande der Reinlichkeit zu erhalten, sich doch stets von Schmutz umgeben zu sehen? Man hat die oft in's Lächerliche fallende Säuberlichkeit der Holländer, um sie auch dieser unbestreitbar guten Eigenschaft zu entkleiden, eine nothwendige Folge ihres sumpfigen Landes genannt: — wären die Holländer nicht reinlich, hat man gesagt, müßten sie, ehe die Welt zwölf Monate älter würde, sammt und sonders in ihren schmutzigen Sümpfen versunken seyn. Mit gleichem Rechte könnte man die Reinlichkeitsliebe der Engländer dem Triebe der Selbsterhaltung beimessen; denn ohne unabläßiges Fegen und Kehren müßte ein Londoner Haus nach Verlauf von zwölf Monden einem Aschenhaufen ähnlicher seyn als einer menschlichen Wohnung. Jedermann weiß, daß dieser Uebelstand vom Mangel an Holzfeuer, von der Nothwendigkeit der Kohlenfeurung herrührt. Doch muß man sich häufig lebhaft an das Unvermeidliche dieser örtlichen Eigenthümlichkeit erinnern, um den von der beständigen Zugluft stets aufgewirbelten Staub unverdrossen alle fünf Minuten von dem Papiere zu streichen, auf welchem man schreibt, von dem Buche zu wischen, in welchem man liest, von jeder Geräthschaft abzusäubern, deren man bedarf. Sodann müssen die Schornsteine sehr häufig gefegt werden, und was ist ein deutsches Waschfest gegen einen Londoner Schornsteinfegerbesuch? — Dort hat die männliche Hälfte des Hauswesens mindestens das erquickende Bewußtseyn, daß der ihm verloren gehende Theil der gewohnten häuslichen Ruhe und Ordnung der weiblichen Hälfte des Hauswesens in der Gestalt gesteigerten Wohlbefindens zuwächst, und das ist ein schönes, freudiges, mit dem größten Ungemache versöhnendes Gefühl. Hier fehlt solcher Ersatz; der Schornsteinfeger macht hier den Hausherrn und die Hausfrau in gleichem Grade elend. Ehe er erscheint, muß in dem betreffenden Zimmer alles Bedeckbare bedeckt, alles werthvolle Eigenthum verwahrt und demgemäß das ganze Zimmer verändert werden. Das Muß gründet sich darauf, daß der in den Kamin niederfallende Ruß sich mit unziemlicher Vertraulichkeit allen Gegenständen nähert, daß die Schornsteinfeger im unvertilgbaren Geruche der Diebere stehen und daß die englischen Diener und Dienerinnen in recht sonderbar übereinstimmender Ansicht durch aufmerksame Sorge für das Eigenthum ihrer Herrschaft diese in einen Verdacht zu bringen fürchten, vor welchem jeder gute Dienstbote schaudert, in den Verdacht eines der größten Verbrechen, das es in England gibt, in den Verdacht der Armuth. Meist benuzt man diese Gelegenheit zugleich zum Aufheben und Auspochen der Treppenteppiche, da sie während der Anwesenheit des Schornsteinfegers doch bedeckt werden müßten. Das füllt bis zum Rande den Becher des häuslichen Ungemachs. Eine weise Verordnung untersagt das Ausstäuben der Teppiche innerhalb Londons; die Erlaubniß würde den Einwohnern die lezten Ueberbleibsel

reiner Luft verkümmern. Alſo werden die Teppiche vor die Stadt hinausgeſendet und dort im freien Felde von eigens dieſem Geſchäfte ſich widmenden Männern ihres Ueberfluſſes entledigt. Aber die Leute ſind vielfach in Anſpruch genommen; es geſchieht nicht ſelten, daß die Teppiche zwei und mehrere Tage ausbleiben, und dann begreift man erſt, welch unentbehrliches Bedürfniß dieſer anſcheinende Luxus der Londoner Häuſer iſt. Die hölzernen, hohl liegenden Treppen gleichen eben ſo vielen Reſonanzboden, das beſcheidenſte Nieſen erſchüttert das ganze Haus, und das leiſeſte Auftreten im dritten Stock erſchallt mit donnerndem Gekrach bis in die Flur herab; um Ruhe und Stille iſt es bis zur Rückkehr der Teppiche geſchehen. Doch auch dieſe Uebelſtände dürfen dem gegenwärtigen Geſchlechte nicht zur Laſt geſchrieben werden. Wenn es einmal Kaminfeuer geben muß, ſo muß der Schornſteinfeger in die Zimmer Einlaß und der Ruß Erlaubniß haben, ſeiner flüchtigen Natur zu folgen. Der leichte Bau der Häuſer aber, der es nöthig macht, ihre Schallverhältniſſe durch Teppiche zu neutraliſiren, entſchuldigt ſich durch die engliſche Gewohnheit der Grundbeſitzer, den Boden, auf welchem Jemand ein Haus zu errichten wünſcht, ihm gegen einen mäßigen Zins auf eine beſtimmte Anzahl Jahre zu überlaſſen, nach deren Ablauf das Haus an den Grundbeſitzer fällt, und durch den hieraus reſultirenden, ganz vernünftigen Gebrauch der Erbauer, nicht mit großem Koſtenaufwande zum Vortheil des Grundbeſitzers, ſondern nur für die Dauer der Zeit zu bauen, deren Ende zugleich ihren Beſitzſtand endigt. Alles das wird willig zugegeben; iſt es aber deßhalb wohl weniger wahr, daß die Londoner Häuſer nicht den Ruhm verdienen, alle Comforts des Lebens in ihrem Innern zu vereinigen? W. S.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortſetzung.)

Omnibus-reſtaurants. Hundefabrik.

Manche große Poſtexpedition iſt nicht ſo wichtig und bedeutend, als eine ſolche Omnibusanſtalt. Alle haben freilich nicht gleichen Erfolg: die beſten Richtungen ſind gleich Anfangs von den erſten Unternehmern gewählt worden. Die ſpäter Gekommenen haben dagegen Courſe durch wenig bevölkerte Stadttheile wählen müſſen, die bei Weitem nicht ſo einträglich ſind, als die erſtern. So z. B. bringen die Fahrten, welche neben den Theatern vorbeigehen, mehr ein, als andere, weil die Pariſer gerne ſechs Sous ausgeben, um ſich nach dem Schluß der Vorſtellung wieder in die Gegend ihrer Wohnung führen zu laſſen. Kurz, die Omnibus ſind ein allgemeines Bedürfniß geworden, und man begreift kaum, wie die Sache erſt ſo ſpät aufgekommen iſt. Einige Straßen ſind durch die vielen durchziehenden Omnibus freilich ſehr geräuſchvoll und für Fußgänger gefährlicher geworden; allein da der Trotteirs längs der Häuſer immer mehr angelegt werden, ſo wird dadurch die Gefahr der Fußgänger vermindert. — Der bekannte Vicomte Botherel hat den Glauben an den guten Erfolg ſeiner Omnibus-Reſtaurans noch nicht verloren, und dies iſt das Lobenswerthe an dem Manne, daß, obgleich er längſt eine Million in die Spekulation geſteckt hat, und Zeitungen und Theater ſich über ihn luſtig gemacht haben, er immer noch überzeugt iſt, daß er durch die Ausführung ſeines großartigen Plans einen wichtigen Dienſt leiſten werde, und Alles anwendet, um ihn leiſten zu können. Vor wenigen Monaten ſchrieb er an die Zeitungsredaktionen, die Aktien ſeines Unternehmens würden ſicher bald ſteigen, wenn nur erſt ſeine Omnibus in Gang kämen, und er verzichte keineswegs auf ſein Unternehmen, wie die Rede davon umgehe. Indeſſen waren doch die Leute hartgläubig und wollten keine Aktien kaufen. Die prächtigen Küchen, in denen für Kaiſer und Könige gekocht werden konnte, blieben leer und todt, und kein Feuer belebte die fünfzig Herde der großartigen Anſtalt. Um nun aber doch etwas zu thun, fiel Vicomte Botherel darauf, einen großen Reſtaurant in einem ſtark bevölkerten Stadttheil: nämlich in der neuen Viviennestraße anzulegen. Dieſer Reſtaurant iſt nun ſeit ſechs Wochen im Gange und mit vieler Pracht angelegt. Ein Vicomte bedient hier alſo die Speiſeluſtigen, was, wenn noch die alten Vorurtheile beſtänden, eine gewaltige Herabwürdigung des Adels wäre; allein in dieſer ſpekulativen Zeit, wo derjenige, der am meiſten Geld zuſammenhäuft, ſich über die adeligen und nichtadeligen armen Schlucker luſtig macht, ſcheint es ganz natürlich, daß ein Mann, der ungeheure Summen an ein Projekt geſetzt hat, welches er nicht ausführen kann, einigen Vortheil aus ſeinen Küchen zu ziehen ſucht. Allein damit ſcheint er ganz von ſeinem Projekt abgekommen; denn das Eigene deſſelben waren die Wanderküchen, welche in ganz Paris zur Eſſenszeit den Speiſeluſtigen zu Dienſten ſtehen ſollten. Anſtatt derſelben hat der Mann nun eine ſtehende Anſtalt eröffnet, wie es deren eine Menge in Paris gibt, und wozu es keiner Aktien bedurfte. Warum hat er nicht lieber, ſeinem Plane zufolge, erſt eine kleine Anzahl von Wanderküchen vom Stapel laufen laſſen? Er hätte ein beſchränktes Stadtrevier zum Ziel genommen und hier ſeine Garküchen herumrollen laſſen. Fand dies Beifall, ſo konnte er ja die Zahl ſeiner Küchenwagen vermehren und ihren Wirkungskreis ausdehnen. — Ein anderer Spekulant hat etwas ganz Neues als Gegenſtand einer Aktienunternehmung erſonnen, nämlich die Bildung von Jagdhunden. Sobald eine gewiſſe Zahl von Aktien abgeſetzt und eine bedeutende Summe (ich glaube eine halbe Million, denn alle Projektmacher kennen nur das Wort Million) in die Kaſſe gefloſſen ſeyn wird, ſoll eine Anſtalt in's Leben treten, wo Hunde zur Jagd abgerichtet und gebildet und dann verkauft werden. Es ſoll eine Hundefabrik im Großen werden, woraus ſich die ganze Welt mit echten Jagdhunden verſehen kann. Dieſer ſonderbare Plan hat auch ſchon ein kleines Tageblatt veranlaßt, ein Contreprojekt, nämlich eine Katzenfabrik vorzuſchlagen, worin Katzen für allerlei Zweck, zum Mäuſefangen, zur Unterhaltung der Damen, zur Rattenjagd in Montfaucon neben Paris (wo man bekanntlich neulich, bei Verlegung des Schindangers, einen feindlichen Einbruch der Ratten fürchtete) u. ſ. w. gebildet werden ſollen. Da gute Jagdhunde von leidenſchaftlichen Jägern ſehr theuer bezahlt werden und oft ſchwer zu bekommen ſind, ſo könnte es mit der Hundefabrik im Ganzen doch wohl nicht ſo übel gehen, als es Anfangs ſcheinen möchte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 71.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 24. März 1837.

Die Ruh haſt du dem Menſchenſohn verſagt,
Auch dir ſey ſie, Unmenſchlicher, verſagt,
Bis daß er kommt!

Schubart.

Strophen aus dem noch unvollendeten Gedichte „Ahasver.“

Von

Julius Mosen.

Zum grünen Oſterfeſt mit jungen Palmen
War ſchon gerüſtet ganz Jeruſalem
Und ſchlug die Harfe an zu Jubelpſalmen.

Ein einzig Haus, das lezte von der Reihe,
Die Thüre Ahasvers, des grollenden,
Blieb ohne Feſteszierde, ohne Weihe.

Und fremder Menſchen Tauſende an Tauſend
Aus Näh' und Ferne walleten einher
Gleich Meereswogen unter'm Winde brauſend.

Da kam herab, das Lezte zu erfüllen,
Zu ſeiner Opferung der Gottesſohn
In ſeiner Demuth auf geringem Füllen.

Und alles Volk ſtürzt jauchzend ihm entgegen
Und breitet die Gewänder vor ihm hin
Und ſtreut ihm grüne Reiſer auf den Wegen.

Nur einer, gegen ſich empört und wüthend,
Nur Ahasver ſaß ſtill in ſich gekehrt,
Ein ſchwüler Tag, Gewitter heimlich brütend.

Und: Hoſianna! hört er tauſendſtimmig;
Er aber fluchte heimlich in ſich ſelbſt,
Doch ſprach er nicht, das Herz war ihm zu grimmig.

Still waren nun des Judenvolkes Horden,
Und überall war's Nacht, o eine Nacht
Voll bittrer Leiden, herber Qual geworden.

Es gibt wohl Nächte, ſo geheimnißvolle,
Wo einem iſt, als ob ſie die Natur
In ſchmerzlichem Gebet verwachen wolle.

Da kann ſich keines Weſens Auge ſchließen,
Ob fromm, ob gottlos, keine Seele kann
Des Schlafes, des erquickenden, genießen.

In ſolcher Nacht ward Gottes Sohn verrathen
Der Bosheit und der Schlechtigkeit der Welt,
Und preisgegeben ihren Miſſethaten.

In ſolcher Nacht fühlt' Ahasver ein Schauern,
Ein Fieberfröſteln ging ihm durch's Gebein,
Und er begann zu ſprechen und zu trauern:

„Wo hat ein Volk ſo Gräßliches erduldet,
Als du, o Iſrael, von Anbeginn?
Mit Gottesfurcht haſt Alles du verſchuldet.

Deßhalb ſo machtlos, kraftlos, feig und nichtig!
Denn jedem dient ſtumpfſinnig wie das Thier,
Der einem erſt zum Sklavendienſte pflichtig.

So haben wir gefröhnt auf allen Straßen,
So in Egypten, Babel, Ninive,
So Einem Gott gedienet übermaßen.“

Und wie die Sonne tief zu Nebelſeen,
Verſank in ſich jezt wieder Ahasver
In endlos, unermeßlich tiefe Wehen.

Doch wie von unterirdiſchen Gewalten
Zuweilen wird die Erde bis zum Kern,
Ihr zuckendrothes Herz entzwei geſpalten,

So plötzlich ſah er in ſich ſelber drinnen
Des Uebels Urſach', o, ein ewig Leid!
Und weiter ſprach er nun im tiefen Sinnen:

„Die arme Erde, kurze, ſel'ge Stunden
Hielt ſie in ihren Armen einen Gott,
Verſtoßen iſt ſie nun und Gott verſchwunden.

Die Erde, vom treuloſen Gott betrogen,
Mit Liebe und mit Thränen hat ſie treu
Ihr armes Kindlein redlich groß gezogen.

Ihr Kind, der Menſch, den freundlich ſie ernähret,
Was drängt er ſich dem ſtolzen Gotte nach?
Dem Baſtard iſt der Weg zu ihm verwehret.

So von mir werfen will ich ſein Gedächtniß,
Ausreißen aus der Bruſt den Drang zu ihm,
Das väterliche, ärmliche Vermächtniß.

Aus Erde iſt der Menſch, und auf der Erde
Und von der Erde lebt er, daß er einſt
Wie ſeine Mutter wieder Erde werde!“

Jezt ſchwieg er. Bleich und trauernd wie die Blume,
Die in ſich trägt die heil'ge Paſſion,
Blüht auf der Tag zum großen Martyrthume.

Und alles Volk, gewickelt wie zum Knäule
Hat ſich zum Richthaus lärmend hingedrängt,
Wo oben ſtand der Heiland an der Säule,

Auf ſeinem Haupt die blut'ge Dornenkrone,
Im Purpurmantel, in der Hand ein Rohr,
So königlich geſchmückt zum Spott und Hohne.

Und Ahasver hört ein unendlich Schreien:
An's Kreuz mit ihm! den König an das Kreuz!
Und immer mehr das Schreien ſich erneuen.

Und immer wüthiger hört er es rufen:
Er hat das Volk verführt, hinweg mit ihm!
Da tritt er vor zu ſeines Hauſes Stufen.

Es zog herauf das Volk. Es ſchien, als quölle
Mit Hohngelächter an die Oberwelt
Der Teufel Pöbel aus der lezten Hölle,

Um tödtlich den verrathnen Gott zu ſchlagen,
Der mitten unter ihnen wankt einher,
Der ſich zur Qual das eigne Kreuz muß tragen.

Ein Jubelruf ſchallt gräßlich, tauſendtönig:
Er hat das Volk verführt, hinweg mit ihm!
An's Kreuz, an's Kreuz von Iſrael den König!

Tod dieſem Nazarener, Gott und Allen!
Schrie Ahasver; da war es todtenſtill,
Und vor ihm Chriſtus unter'm Kreuz gefallen.

Und wie die Knechte ihn vom Kreuz entlaſten,
Da flehet Chriſtus auf zu Ahasver:
Laß mich an deiner Schwelle wenig raſten.

Doch dieſer warf ihm zu dies Wort des Spottes:
„Hilft dir dein Vater in dem Himmel nicht,
Und nennſt dich doch den Eingebornen Gottes?

Ich ſtoße dich hinweg von meiner Schwelle,
Ob wahr dein Wort, ob du gelogen haſt;
Dir keine Ruhe! keine an der Stelle!“

Dir keine Ruhe! Keinen, keinen Frieden!
Entgegnet ihm der Herr — ſo lebe denn
Das ew'ge Leben ruhelos hienieden!

Kaum hat der Herr dies ſchwere Wort geſprochen,
So fiel im jähen Schrecken Ahasver
Auf ſein Geſicht; es war ſein Geiſt gebrochen.

Geheimnißreiche, ſchmerzensvolle Kunde,
An Ahasver, an mir zieh' jezt vorbei,
Vorbei, vorbei, gewalt'ge Opferſtunde!

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſezung.)

In unſerm vorigen Berichte iſt ausführlich die Rede von Green's Luftfahrt geweſen; wir müſſen aber, hinſichtlich der eigentlichen wiſſenſchaftlichen Ausbeute dieſer großen und kühnen äronautiſchen Unternehmung, nochmals darauf zurückkommen. Dieſe beſteht in der gewonnenen Ueberzeugung, daß die Strömungen in den verſchiedenen, über einander lagernden Luftſchichten entgegengeſezte Richtungen befolgen, demgemäß ſich alſo das

ganze Manöver des Luftſchiffers künftig darauf beſchränken würde, den Ballon durch Auswerfung von Ballaſt ſo lange ſteigen, oder durch Entlaſſung von Gas ſo lange ſinken zu machen, bis diejenige Luftſchicht erreicht wird, in welcher eine dem Reiſeziele entſprechende Windrichtung ſtattfindet. Auf den Grund dieſer Entdeckung hält ſich Green, wie er in Paris geäußert haben ſoll, überzeugt, nächſtens die Reiſe über den atlantiſchen Ocean nach Amerika machen, ja ſogar die ganze Erde umſchiffen zu können, wozu wir ihm von ganzem Herzen Glück wünſchen. Soviel hat die lezte Reiſe wenigſtens mit Gewißheit gezeigt, daß die angeführtermaßen dabei angewendete Füllung des Ballons mit Steinkohlengas dem ſonſt gebrauchten reinen Waſſerſtoffgas unendlich vorzuziehen iſt, indem das erſtere den Einwirkungen der atmoſphäriſchen Luft widerſteht, das leztere aber ſehr bald entweicht. * Es iſt auf Veranlaſſung dieſer neuen Green'ſchen Luftſchifffahrtsplane noch viel über die Höhe geſtritten worden, in welcher der Luftſchiffer bei zunehmender Schwierigkeit des Athmens in der immer dünner werdenden Luft noch überhaupt ausdauern könne. Da man Berge von beiläufig einer (deutſchen) Meile ſenkrechter Höhe hat erſteigen können, ohne das Athmen auf ihrem Gipfel unmöglich zu finden, ſo ließ ſich annehmen, daß eine ſolche Höhe auch für den Luftſchiffer noch zugänglich ſey, und in der That ſehen wir auch, daß Gay-Luſſac bei ſeiner Aufſteigung am 16ten September 1804 nach barometriſchen Meſſungen in der Gondel eine Höhe von 3600 Toiſen (zu 6 Fuß), alſo 350 Toiſen mehr als die Höhe des Chimborazo, erreicht hat. ** Indeß will ich damit die allgemeine Möglichkeit der Erreichung größerer Höhen nicht durchaus in Abrede ſtellen, indem dabei allerdings ſehr viel von der Perſönlichkeit des Luftſchiffers, der Beſchaffenheit ſeiner Athmungswerkzeuge u. ſ. w. gleichwie vom augenblicklichen Zuſtande der Atmoſphäre abhängen kann. — Für jezt bemerke ich zur Vervollſtändigung des Gegenſtandes nur überhaupt noch, daß Dr. Mekorsky zu Wien neuerdings eine Conſtruction des Luftſchiffes erfunden haben will, um daſſelbe in nur geringer Höhe horizontal beliebig zu lenken. Wir zweifeln daran; Green, der denn doch gewiß competent iſt, hat jenes Problem der beliebigen horizontalen Lenkung des Ballons als verzweifelt aufgegeben und hält das Aufſuchen einer Luftſchicht, in der gerade der rechte Wind weht, durch Erheben oder Senken, wie wir es oben beſchrieben haben, für das einzige Mittel. *

Aus den Regionen der Luftſchifffahrt begeben wir uns auf das Gebiet der Optik, um unſere Leſer einen Augenblick von den Beugungserſcheinungen des Lichts zu unterhalten, welche kürzlich in einem beſonders darüber erſchienenen Werke, ** und gleichzeitig in mehreren öffentlichen Blättern beſprochen worden und ſolchergeſtalt Gegenſtand der Converſation geworden ſind. Wir bemerken zuvörderſt, daß dieſe höchſt zuſammengeſezten, prachtvollen Erſcheinungen, welche man auch mit dem Namen der Inflexion oder Diffraction des Lichtes belegt, zwar ſchon die ältern Weltweiſen, beſonders Newton, beſchäftigt haben, jedoch erſt in der neueſten Zeit, namentlich durch den unermüdlichen Optiker Frauenhofer, auf ihre wahren Grundſäze zurückgeführt worden ſind. Um hiernächſt einen allgemeinen Begriff von der Sache ſelbſt zu geben, wählen wir einen leicht anzuſtellenden Verſuch. Man betrachte nämlich durch ein mäßig vergrößerndes Fernrohr irgend einen hellen Fixſtern, ſo erſcheint derſelbe als eine kleine, von mehreren concentriſchen Lichtringen umgebene, planetariſche Scheibe. Dieſer ſcheinbare Durchmeſſer des Fixſterns geſtattet aber keineswegs einen Schluß auf den wirklichen Durchmeſſer, ſondern iſt vielmehr nur eine optiſche Täuſchung, von der wir eben ſprechen wollen; denn wenn man ſtärkere, ja die allerſtärkſten, uns zu Gebote ſtehenden Ferninſtrumente anwendet, ſo zeigt ſich der Fixſtern vielmehr in dem nämlichen Verhältniſſe als ein immer kleinerer, reinerer, ganz untheilbarer Punkt, was zugleich einen Beweis für die unermeßliche Entfernung dieſer Himmelskörper abgibt, wogegen alſo die äußerſte Kraft unſerer gewaltigſten Teleskope geradezu verſchwindet.

(Die Fortſezung folgt.)

* Freilich iſt anderſeits das Steinkohlengas viel ſchwerer als das reine Waſſerſtoffgas. Ich ſehe eben, daß Green früher einen Probeballon, mit Steinkohlengas gefüllt, 11 Unzen, mit Waſſerſtoffgas aber 17 Unzen leichter fand als mit atmoſphäriſcher Luft.

** Dieſe Angabe verdient alles Vertrauen, da Gay-Luſſac ein wackerer und zuverläßiger Phyſiker iſt. Dagegen zweifle ich an Blanchards Behauptung, welcher zu Gent (20ſten Nov. 1785) eine Höhe von 5000 Toiſen erreicht haben will.

* Indem ich dieſen Bericht ſchließe, erhalte ich die Nachricht, daß ſich in London eine eigene „Luftſchifffahrtsgeſellſchaft“ gebildet hat, welche den größten bis jezt geſehenen Ballon verfertigen laſſen und denſelben ausſchließend zu wiſſenſchaftlichen, beſonders geographiſchen Zwecken (Planaufnahme in der Vogelperſpektive) benuzen will. Die erſte Aufſteigung ſoll in Afrika ſtattfinden. Relata refero.

** Die Beugungserſcheinungen, in Bildern dargeſtellt. Mit illuminirten Tafeln. Von Schwerd. Die Würdigung des eigentlichen gelehrten Verdienſtes dieſes Werkes müſſen wir natürlich andern Blättern überlaſſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mannheim, März.

Grippe. Theater.

Wohin flüchten, um dem Geſpräche über die Grippe zu entgehen, die in unſerer ohnehin ungeſunden Gegend natürlich eine arge Wirthſchaft treibt? Auch hier iſt beinahe kein Haus von ihrem läſtigen Beſuche frei geblieben; leider gibt

sie auch im Theater so viel Gastrollen, daß die Sänger und Schauspieler lieber zu Hause bleiben, als mit ihr auftreten wollen. Es ist, als ob die Kunst vollends ganz eingehen wollte, nachdem schon längst die Tage vorüber sind, wo unser Theater, prangend in Schönheit und jugendlicher Kraft, eine der ersten Zierden Deutschlands war. Das Streben einiger wenigen wackern Mitglieder unserer Bühne, jene Zeit wieder zu erneuern, scheitert an der Indolenz und Kabale von der andern Seite. Welch trauriges Gefühl für einen Mann, der sich mit wahrer Liebe seiner Kunst widmet, der die Meisterwerke der dramatischen Muse in vollendeter Gestalt dem Publikum vorführen und dasselbe an edlere, feinere Genüsse gewöhnen und zu sich heranbilden möchte, mit andern Leuten die Bühne betreten zu müssen, die keine Ahnung von dem Geist ihrer Aufgabe haben oder haben wollen, die mit einer jedesmal wiederkehrenden, eckigen Armrichtung oder Fußstellung den ganzen Abend über ausreichen und mechanisch um den Tagelohn ihr Pensum versagen! Muß da nicht der Künstler alle Lust und allen Muth verlieren, wenn er so allein dasteht und in die Wüste ruft, oder ihm ein Komödiant die ganze Rolle verderbt? Vorlesungen über Shakespeare, die unser eifrige Schramm für das Wintersemester angekündigt hatte, mußten aus Mangel an Theilnehmern unterbleiben; hätte der Theatermaschinist über Flugmaschinen, Sonnentempel, Feuerregen, todte Nonnen und Teufel Vorlesungen angekündigt, mit praktischen Uebungen verbunden, er hätte gewiß größeres Glück gemacht. Das Hauptübel ist der Mangel eines tüchtigen Intendanten; seit dem Austritt des Grf. v. L. und Freih. v. H. blieb diese Stelle unbesetzt. Da sie hier mit keinem Gehalte verknüpft ist, so wird sie wenig Bewerber finden, denn jährlich einige tausend Verdrießlichkeiten statt einiger tausend Gulden sind eine schlechte Lockspeise. Der künftige Intendant muß also entweder Zeit und Vermögen genug besitzen, um eine solche Stelle bekleiden zu können, oder sonst eine mit einer bedeutenden Besoldung verbundene andere Anstellung haben; im erstern Falle fehlt es aber meistens an wahrem Eifer für die Kunst, an Geduld und Kenntnissen, im zweiten Falle kann dem so undankbaren Geschäfte nicht genug Zeit gewidmet werden; Immermanne sind selten. Wir haben aber feingebildete Gelehrte genug in Deutschland, welche eine solche Stelle würdig ausfüllen könnten, und ich glaube, daß mit einem einigermaßen anständigen Gehalt leicht ein solcher Mann für unsere Bühne, die doch gewiß die Mittel dazu hat, gewonnen werden könnte. Durch die Abberufung unsers genialen Kapellmeisters Lachner hat auch die Oper einen großen Verlust erlitten, und bald wird auch unser treffliche und rühmlichst bekannte Tenor Diez ihm nach München folgen. — Die Arbeiten am Rheinhafen werden, so viel es der Winter gestattet, auf's Thätigste betrieben; möge die Prophezeihung eines Kunstverständigen, daß der Bau, als ganz fehlerhaft angelegt, am Ende doch seinen Zweck nicht erfüllen könne, nicht in Erfüllung gehen. Schon mehrere Streitschriften in ziemlich beißendem Tone cirkulirten über diesen Gegenstand im Publikum. — Mit der Einführung des deutschen Zollvereins, die gewiß im ganzen Lande nirgends so feierlich und festlich begangen worden ist, wie hier, begann auch für den hiesigen Handel eine neue Aera. Diesen zur schönsten Blüthe zu entfalten, ward der Grundstein zum Freihafen gelegt; die Ausmessungen für das Terrain der Eisenbahn von hier bis Karlsruhe wurden schon vor geraumer Zeit unternommen, und der Plan zu einer steinernen Brücke über den Neckar, wodurch eine Haupt- und direkte Verbindung mit Frankfurt bewerkstelligt wird, ist vorgelegt und soll bald ausgeführt werden. Und so wird ein immer regeres Leben, unter den Rauchflaggen der bereits fertigen Dampfmühle und der beiden Zuckerraffinerien, Mannheim durchströmen, und wenn auch die Kunst für den Augenblick ein weniger behagliches Daseyn genießt, so kann sie doch, wenn die materielle Grundlage des bürgerlichen Wohlstandes sich vollends befestigt hat, wieder die Früchte tragen, womit der in seiner Wurzel kerngesunde, nur äußerlich vernachläßigte Baum früher so gesegnet war.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Gelungene Aktienunternehmungen.

Was die Projektmacher in Paris anspornt, ist das glänzende Gelingen mehrerer Aktienunternehmungen, denen man ursprünglich auch keinen guten Erfolg weissagte, über die man sogar spottete, und deren Aktien jezt zehn- bis dreißigmal theurer verkauft werden, als da sie ausgegeben wurden. Z. B. als das kleine Palais-royal-Theater angelegt wurde, mußte man fürchten, ein neues Vaudevilletheater werde sich neben so vielen ältern und größern nicht halten können, und der Possen habe das Publikum schon genug in andern kleinen Theatern. Dennoch ist dieses Theater jezt das blühendste von allen; jeden Abend ist es voll, wöchentlich ist es im Stande, eine oder mehr Neuigkeiten dem Publikum zu geben, und die Aktien desselben, welche zu 1000 Franken ausgegeben wurden, kosten jezt 50,000. Zwar behaupten Spottvögel, es sey eigentlich nur die Verdauung, welche dem Theater seinen glänzenden Erfolg sichere; da nämlich das Theater im Palais-royal liegt, wo sich so viele Restaurants befinden, so sey es dem Publikum bequem, vom Restaurant in's Theater zu gehen und für zwanzig und etliche Sous daselbst das Essen zu verdauen. Dieses mag allerdings etwas zum guten Erfolge der Unternehmung beitragen; wenn die Direktion aber nicht für eine große Mannichfaltigkeit sorgte und in den vielen Possen dem Geschmacke der jungen Leute huldigte (weßhalb das Palais-royal auch nicht zu den moralischen gerechnet wird), so würde es mit dem bloßen Verdauen sein Glück nicht machen. Wie wenig aber dieses Theater auf strenge Zucht Anspruch machen kann, ersieht man aus einem Vorfalle vor dem Polizeigerichte. Ein junger Mensch wurde beschuldigt, sich dort sehr unanständig betragen zu haben. „Lieber Gott!“ rief Wollis, sein Anwalt, „wer wird denn guten Anstand im Theater des Palais-royal suchen?“ Einen eben so guten Erfolg hatte die Gazette des Tribunaux. Auch dieser Unternehmung war kein großer Beifall geweissagt worden. Wie wird ein Tagblatt, das bloß mit gerichtlichen Verhandlungen angefüllt ist, der Lesewelt so gefallen können, daß es sich neben den großen politischen Zeitungen, welche ebenfalls die wichtigsten gerichtlichen Vorfälle geben, halten kann? Allein der Unternehmer hatte es den Londoner Blättern abgemerkt, wie sich die mannichfaltigen Auftritte vor den Polizeigerichten, welche das Leben der untern Stände so schlagend bezeichnen, witzig und dramatisch darstellen lassen. Er ahmte dieses Verfahren nach, es fanden sich geistreiche Schriftsteller, welche in dieser Hinsicht die Londoner noch übertrafen, und bald wurde die Gazette des Tribunaux eines der gelesensten Blätter in Paris. Andere Blätter können nichts Besseres thun, als daß sie der Gazette des Tribunaux die anziehendsten Artikel abborgen, so daß in den Pariser Blättern fast keine andern Darstellungen der gerichtlichen Vorfälle mehr zu lesen sind, als diejenigen, welche sie aus der Gazette des Tribunaux entlehnt haben. Sie ersparen dadurch die Besoldung eigener Gerichtsreferenten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 25. März 1837.

Ein Mährchen, durch das Sie an nichts und an Alles erinnert werden sollen.

Goethe.

Verlegenheit und Hülfe. *

Ein Mährchen, durch einen gesellschaftlichen Scherz entstanden.

Von Johann Grafen Mailáth.

Es war einmal eine Frau, die war so liebenswürdig, daß sie wenige ihres Gleichen hatte, vielleicht gar keine. Sie überglänzte die anmuthigste Umgebung, wie Gold die übrigen Metalle. Sie war auch ganz und gar dem Golde zu vergleichen: ihr Verstand war eben so gediegen, so klar, ihr Gemüth eben so weich wie reines Gold; und wie dies Metall, selbst in kleinen Gaben ausgetheilt, hinreicht, die größten Erdengüter aufzuwiegen, so mußte, wer ihr nahte, sein Bestes aufbieten, um nur ihrem gewöhnlichen Seyn gleich kommen zu können, und immer war es doch sie, die den verschönernden Geist aussandte, so sehr sich auch die andern mühten, witzig, gemüthlich oder liebenswürdig zu seyn. Sie war es, die das Silber vergoldete. Diese Frau nun hatte im Jahre 1823 am Weihnachtsabend einen Theil ihrer Freunde und Bekannten zu einem Christbaum bei sich versammelt. Alle warteten der Dinge, die da kommen würden, denn das Zimmer, in welchem sich der Christbaum und die Gaben aufgestellt befanden, war noch geschlossen. Aber unter den Anwesenden war wohl kein Einziger, der sich so lebhaft gefreut hätte, als einer von jener Zunft, die Herz und Schmerz, Jugend und Tugend, Freud und Leid, Salz und Schmalz auf einander reimen, nämlich ein Poet. Er hatte noch nie einen Christbaum gesehen, denn in seinem Lande hat man sie nicht. Er freute sich wie ein Kind. Endlich ging die Thür auf und Alles strömte hinein in das Zimmer der Verheißung. Ein großer Tannenast war mit hundert und hundert Wachslichterchen erleuchtet; Zuckerchen in allen Arten gefärbten Papiers hingen zwischen den kleinen Zweigen, und schwere Pomeranzen glänzten aus dem ernsten Grün heraus; an beiden Seiten standen lange Tische, auf diesen die Geschenke für jeden der Anwesenden.

Das bunte Gewühl wurde immer krauser; Jeder und Jede suchte das Zugedachte und ergötzte sich an dem, was die Andern erhielten, und den sinnreichen komischen oder gemüthlichen Versen, die sie begleiteten. Auch der Poet fand zuletzt eine allerliebste Zündmaschine, die ihm galt. Es war ein Lampenanzünder mit dem Kästchen für die Lampen und einer Straßenlaterne; hiebei war folgender Spruch:

* Dieses Stück wird der von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung angekündigten zweiten, stark vermehrten Auflage der Magyarischen Sagen, Mährchen und Erzählungen von Johann Grafen Mailáth, einverleibt werden.

Sieh', die Lampe erglüht in nächtlicher Stille,
Tag wird es Nachts in der Seele dunkeln Tiefen,
Sternengekrönt steht die Muse vor dir.
Auf denn! schütte den glühenden Strom
Hin auf gefäl'ges Papier.

Er verwahrte das ihm überaus werthe Geschenk in seinem Hut, während die übrige Gesellschaft sich wieder in den Salon zurück begab und die Heiterkeit des Abends, die sinnige Wahl der Geschenke, überhaupt das Ganze besprach, mit Einem Wort, sich des Geschehenen und Gesehenen erfreute. Es war Zufall, daß in einer Weile der Poet in einer Fensteröffnung [illegible] einem Fräulein stand, welches wir Adelheid nennen wollen. Was sich von diesem Fräulein Gutes und Liebes sagen läßt, geht in's Mährchenhafte, stünde also hier an seinem Platz; aber da wir, Dank sey es unserm gütigen Schicksal! im Stande sind, noch manches Wunderbare zu erzählen, so ersparen wir uns das, was hier zu sagen wäre, bis zu einer Zeit, wo wir gar unserer Phantasie nicht auskommen, und eine dem Grab entgegenschleichende Sage oder Novelle durch eine weder geschmeichelte noch vollendete Schilderung, wie Goethe irgendwo sagt, retten wollen. Genug also, Beide standen in einer Fensteröffnung, und Adelheid sprach: „Sehen Sie das Fenster da drüben? dort sehe ich immer Licht. Ich mag noch so spät zu Bette gehen, noch so früh aufstehen, immer brennt das Licht. Wer mag dort wohnen? Vielleicht sind es sehr unglückliche Menschen.“ Johannes antwortete (denn Johannes ist der reimlose Name des Reimers): „Wahrscheinlich ist es ein Poet oder ein Schneider, wie denn überhaupt zwischen diesen beiden Handwerkern viel Aehnliches obwaltet.“

Er wollte eben diese etwas sonderbare, aber wahre Handwerksverwandtschaft durchführen, als eine hohle Stimme neben ihm sprach: „Er ist todt, ich sage es Ihnen, er ist der 214te auf meiner Liste. O Sie müssen ihn gekannt haben, er war oft hier.“ Johannes blickte zurück und traf auf eine ganz wunderliche Gestalt. Ein hoher, magerer Mann, beinahe wie ein Lineal, dem man einen Todtenkopf aufgesezt, in einem alterthümlichen Frack und Kappenstiefeln, hatte diese Worte zu einem Andern aus der Gesellschaft gesprochen, und verlor sich mit diesem in das Nebenzimmer. Adelheid, die den staunenden Blick des Poeten bemerkte, sprach: „Das ist unser Chevalier; er kommt seit undenklichen Zeiten zu uns und führt ein Register über Alle, die das Haus besuchen und sterben; es ist ihm eine Art Freude, wenn er erzählen kann, daß seine Todtenliste sich vermehrt hat.“ Johannes fühlte sich durch diesen Todtenvogel aufgeregt und ging ihm nach, wie wir denn immer durch alles Räthselvolle, Grauenhafte uns angezogen fühlen; er fand ihn beim Ofen sitzen. Es schien, als betrachte er eine weibliche Figur, die auf der Außenseite des Ofens abgebildet war; als aber Johannes näher trat, bemerkte er, daß der Leichenansager schlief. „So schläft er alle Tage nach Tisch,“ sagte einer der Anwesenden, als Johannes seine Verwunderung hierüber äußerte.

Indeß hatte sich die Gesellschaft nach und nach verloren, auch der Poet nahm seinen Hut und seinen Laternenanzünder und entfernte sich. Die neue Zündmaschine erhielt ihren Platz an seinem Bette. Seltsame Träume zogen an ihm vorüber, wie sie sich oft bei Menschen einstellen, deren Phantasie lebhafter ist, oder wie sie ruhigen Menschen erscheinen, wenn sie fremdartig aufgeregt werden. Aber von Nacht zu Nacht wurden die Träume wunderbarer, so daß er regelmäßig gegen Mitternacht in einen Mittelzustand zwischen Schlaf und Wachen versank und die verworrensten Bilder ihm vor das Auge traten. Endlich — es war die geheimnißreiche Sylvesternacht — war es ihm, als höre er sich rufen; Johannes horchte auf, deutlich flüsterte es nun: „Schlafen Sie, Herr Graf?“ Er blickte um sich. Der kleine Laternenanzünder hatte seinen Platz auf der Zündmaschine verlassen und sich auf das Kopfkissen gestellt, und sprach nun mit leiser, aber anmuthiger Stimme, etwa wie ein Theatertenorist singt, wenn er seine Stimme verloren und doch noch als Othello dem Publikum eine Ahnung dessen gibt, was es eigentlich hören sollte. Er sprach also: „Mein lieber Herr Graf, empfangen Sie meinen lebhaften Dank für die höfliche Art, mit der Sie mich bedacht. Ich fühle mich durch Sie angezogen, und dadurch, daß ich am Weihnachtsabend in Ihrem Hut versteckt war, kam ich mit Ihnen in magnetischen Rapport; so kam es, daß ich endlich wieder meine Sprache erhielt, die ich schon längst verloren; so will ich Ihnen denn auch erzählen, wer ich bin und was ich Ihnen für Dienste leisten kann. Da ich so ziemlich sehe, was in Ihrem Kopfe vorgeht, so wird Ihnen mein Anerbieten willkommen seyn.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Jene optische Täuschung der Ausdehnung des Fixsternbildes und der dasselbe umringenden concentrischen Kreise wird durch eine „Beugung,“ „Inflexion,“ oder, wie wir es auch genannt haben, „Diffraction“ der Lichtstrahlen veranlaßt, welche dann erfolgt, wenn diese Lichtstrahlen am Rande fester Körper, wie hier am Rande der Fassung des Objectivglases unseres Fernrohrs, vorbeigehen. Daß diese Fassung den Grund der Erscheinung abgibt, davon kann man sich überzeugen, wenn man vor das

Objectiv z. B. ein Stück Pappe sezt, in welches eine dreieckige Oeffnung geschnitten ist: die vorherigen concentrischen Ringe verwandeln sich dann in einen schönen, sechsstrahligen Stern, dessen Mitte das kleine Fixsternbild abgibt. Noch prachtvoller aber wird diese Verwandlung, wenn man vor das Objectiv ein schachbrettartig geordnetes Gitter bringt, da sich denn ein Stern mit vier gegen einander rechtwinklichen Strahlen zeigt, welche ein Kreuz von unbeschreiblicher Schönheit bilden. Die Mannichfaltigkeit der anmuthigen Bilder, welche sich auf diese Weise darstellen lassen, entspricht übrigens der Menge von Gestalten, welche man der Oeffnung der vor das Objectiv zu setzenden Pappe geben kann; — es kam nur noch darauf an, eine vollkommen ausreichende Erklärung des Grundes dieser wunderbaren Effekte zu geben. Dieses nun scheint gegenwärtig gelungen zu seyn, indem man, statt der in der Naturlehre bisher benuzten sogenannten Emissionstheorie des Lichtes, eine andere, dieser entgegengesezte, nämlich die Undulationstheorie aufgeboten hat; und da diese beiden Ausdrücke jezt häufig gehört werden, so müssen wir hier ihre eigentliche Bedeutung im allgemeinsten Bezug auf den vorliegenden Gegenstand entwickeln. Jene Emissionstheorie nämlich, als deren eigentlicher Begründer Newton zu betrachten ist, sieht die Lichtstrahlen als die Wege materieller, aus den leuchtenden Körpern wirklich ausgeflossener Theilchen an: das Licht ist ihr ein zwar sehr feiner, aber doch wirklich körperlicher Stoff, welcher sich, vom selbst leuchtenden Körper ausgehend, durch den Raum verbreitet; sie nimmt an, daß die Lichttheilchen der Sonne z. B. durch eine besondere Kraft fortgetrieben werden, in gerader Linie (Strahlen) den Weltraum durcheilen und uns, indem sie also unser Auge treffen, die Empfindung des Lichtes gewähren. Dagegen macht die früher schon von Euler angegebene Undulations- oder Vibrationstheorie auf eine gewisse Uebereinstimmung aufmerksam, welche zwischen dem Lichte und dem Schalle stattfindet, und will darnach eben so wenig von körperlichen Lichttheilchen wissen, als man die Existenz von Schalltheilchen zu behaupten wagen werde. Sie behauptet vielmehr, daß das Licht gar nichts Materielles, vom leuchtenden Körper wirklich „Emittirtes“ sey, sondern nur in einem, von demselben ausgehenden, den Schallschwingungen ähnlichen Wogen (Unduliren) oder Zittern (Vibriren) bestehe, wodurch die betreffende Empfindung in unserm Sehorgane erregt werde. Diese leztere Hypothese nun ist es, welche sich, wie gesagt, mit größerer Leichtigkeit zur Erklärung unserer schönen Beugungsphänomene herleiht, da man, wenigstens im Allgemeinen, leicht übersieht, daß der unendliche Formenwechsel dieser Phänomene eher durch ein Vibriren von Lichtwellen als durch starrere, wirkliche Lichtausflüsse veranlaßt werden könne. — Meine Absicht war hier nicht, gelehrt zu erschöpfen, sondern nur für das Bedürfniß der Unterhaltung anzudeuten.

Eine andere Frage, welche durch den bedenklichen Gesundheitszustand eines großen Theils von Europa in der lezten Zeit besondere Bedeutung erlangt hat, ist die Frage nach der eigentlichen Natur der Miasmen, von welchen man, mit großem Scheine der Berechtigung, jenes traurige Verhältniß hat abhängig machen wollen. Der französische Naturforscher Bouffingault, welcher über diesen Gegenstand während eines längern Aufenthalts im tropischen Amerika, einem Hauptsitze von Miasmen und Epidemien, sorgfältige Beobachtungen angestellt hat, ist kürzlich in den Annales de Chimie et de Physique mit einem sachreichen Aufsatze darüber hervorgetreten, aus welchem wir einige Notizen ausheben, und an dieselben Beziehungen zum gegenwärtigen Verhältnisse unsers eigenen Welttheils knüpfen wollen. Bouffingault macht zuerst auf den allgemeinen Einfluß aufmerksam, den große Feuchtigkeit oder Trockenheit, heftige Kälte und übermäßige Hitze, überhaupt aber rasche Gegensätze auf den Gesundheitszustand einer Gegend ausüben müssen: sie kündigen einen gewaltsamen, abnormen, krankhaften Zustand der Atmosphäre selbst an; wie könnte derselbe ohne Reaktion auf die in dieser Atmosphäre athmenden Wesen bleiben, von denen die Menschen besonders empfindlich dafür sind?

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, März.

Erster Eindruck.

Ein frischer, schöner Morgen war es, an dem wir das Rezatthal verließen, um das Ziel langer Wünsche zu guter Zeit zu erreichen. Der Weg windet sich langsam die einförmigen Hügel hinauf und hinab, die Aussicht ist beschränkt durch dunkle Tannen- und Föhrenwälder. Doch bot auch dem Auge sich äußerlich keine Befriedigung, so schwelgte der Geist im Rückblick auf Deutschlands vergangene Tage, und das innere Auge trank in raschem Vorblick all das Grün des frischen Lebens, das die deutsche Stadt in schönem Nachflor bieten mußte. Heilsbronn, das Kloster, bildet mit seinen Denkmalen alter deutscher Kunst in Stein und Farbe eine schöne Vorhalle, in der man sich gerne ergehen und an der Aussicht laben mag, die eine ganz neue Welt verspricht. Bald breitet sich auch die mächtige Ebene vor uns aus, deren Zierde das fast tausendjährige Nürnberg ist. Nördlich im Hintergrund umschließen blaue Gebirge den unermeßlichen Kreis, links begrüßest du die alte Feste, auf der einst Wallenstein dem Riesenmuth des Schwedenkönigs getrozt, weiter rechts zeigt sich nahe dabei Fürth, und vor dir erhebt sich Nürnberg, dessen alte Kaiserburg sich im warmen Strahle sonnt, während ein spizes Zwillingspaar von Thürmen nach dem andern dem Duft entsteigt. Aber lange hat man das Ziel im Auge, und erst nach Stunden trittst du

ein in die gewaltigen Thore, an denen Riesenthürme Wache halten. — Ich habe Frankfurt geſehen, üppig hingegoſſen am luſtigen Main, ich ſah, wie aus dichtem Nebel Straßburgs Münſter majeſtätiſch einſam ſich vor mir erhob, ich habe manche Stadt in deutſchen Gauen betreten, habe ihr Leben und Treiben geſehen, bin in ihren vollen und dumpfen, neuen und ſteifen Straßen gewandelt, aber frei und freudig athmete das beklommene Herz erſt wieder auf, wenn es aus dieſen ſchönen Wüſten, aus dem Druck von Giebeln und Dächern, aus der Straßen quetſchender Enge, aus der Plätze kalter Pracht entflohen war in die lebendige Natur, „da Gott die Menſchen ſchuf hinein, — hier war ich Menſch, hier durft' ichs ſeyn.“ Doch Nürnberg, das mit ſo mancher lieben Spende unſer Leben erfreut, mit hehren Erinnerungen an deutſche Größe ſo traulich unſern Geiſt umſchwebt, wie freudig betreten wir dieſe Stadt! Heiter und freundlich umfängt uns die ſchöne breite Straße mit den Reihen ihrer alten, aber einfach und ſolid gebauten Häuſer. Luftig ſchweben die zierlichen Erker überall da oben, lieblich nickt der blumige Schmuck von den Häuſern den Gruß herab. Es iſt nicht die Dumpfheit alter Städte, es hat nicht der Krämergeiſt mit dem Himmelslichte ſelbſt gemarktet, und vor dem Strahl der Sonne ſich in die dunkeln Vorſprünge hoher Giebelhäuſer verkrochen. Selbſt engere Straßen ſind meiſtens belebt, hell, ja freundlich und wohnlich gegen jene Winkel anderer Städte, die nie vom Tag beſchienenen Gräber der Lebendigen. — Und dann Alles wie aus Einem Guß: nichts Mißgeſtaltetes ſtört den harmoniſchen Eindruck, den der Anblick dieſer Welt bietet, wo es faſt überall ſproßt und blüht, und das üppige Gerank des Steins hinanſtrebt zu einer Welt des Geiſtes und Gemüthes, von der das Alterthum kaum eine Ahnung hatte. Wer fühlt ſich nicht fremd in den Tempeln, verlaſſen auf den Plätzen Roms oder Griechenlands, unbefriedigt in der Fülle jener ſonſt ſo ſättigenden Objectivität? Und wie proſaiſch gähnen uns die langen, ſchnurgeraden modernen Verſtandesſtraßen an, farb- und leblos wie der Tod! Aber hier blüht im eigentlichen Sinn Stein und Farbe; und dieſe Blumen leben und ſproſſen im angeſtammten Boden, der ſie nährt mit ſeiner alten Fülle, wo ſie liebend gepflegt werden von dem jungen Geſchlecht. Wahrlich, hier ſteigen jene Gebilde nieder in des Lebens bunte Reihen, und die Kinder der frühern Zeit lächeln von ihrer ernſten Höhe herab in die rege Gegenwart, und es iſt, als ob die Knoſpen jugendlich aufſprängen, um den Umkreis mit ihrem ſüßen Dufte zu erfüllen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, März.

(Beſchluß.)

Aktienunternehmungen. Gazette des Tribunaux. Depots. Theater.

Die Wahrheit kommt dabei freilich oft übel weg: von den launigen Aeußerungen der Leute aus dem Volke vor Gericht iſt zuweilen kaum Eine wahr. Was macht dies aber der Leſewelt? Sie findet die Berichte ergötzlich, und wird ſich nicht die Mühe nehmen, Tage lang den gerichtlichen Verhandlungen beizuwohnen, um ſich von der Wahrheit der Berichte der Gazette des Tribunaux zu überzeugen. Vielleicht würde ſie es gar übel nehmen, wenn man ihr bewieſe, daß aller Witz und alle Laune, die in den Berichten ſo ergötzlich ſcheinen, gar nicht vorgebracht worden ſind, ſondern von dem Referenten herrühren. Freilich iſt es eben nicht ſehr moraliſch, in den Vergehen, welche ſo viele Menſchen vor die Gerichte bringen, nur etwas Komiſches zu ſehen und Stoff zu poſſierlicher Darſtellung darin zu ſuchen; aber, wie geſagt, die Leſewelt nimmt es nicht ſo genau; man beluſtigt ſich, und das Blatt hat ſein Glück gemacht. — Nicht ſo erfolgreich ſind andere Unternehmungen in Paris geweſen, die ebenfalls auf Aktien gegründet worden waren, und von denen man etwas Anderes erwartet hätte. Dahin gehören vorzüglich die beiden Waarendepots. Der Handelsſtand hatte ſeit langer Zeit verlangt, die von außen kommenden Waaren hier in Magazinen niederlegen zu können, und nur dann die Mauth bezahlen zu dürfen, wenn er, der Waaren bedürftig, ſie aus den Depots ziehe. Nach langen Debatten iſt vor mehreren Jahren dieſer Vorſchlag endlich durchgeſetzt worden, nachdem die Seeſtädte vergebliche Vorſtellungen dagegen eingereicht hatten. Große Handelshäuſer vereinigten ſich nun zur Errichtung geräumiger Depots auf Aktien. Es wurden in zwei von einander weit entfernten Stadttheilen, nämlich zu Chaillot neben der Seine und in der Tempelvorſtadt neben dem St. Martinkanal, welcher auch mit der Seine in Verbindung ſteht, große Magazine angelegt, und die Spekulanten meinten, aus den beiden Anſtalten werde ſich ein bedeutender Gewinn ziehen laſſen. Aber der Erfolg hat der Erwartung bisher nicht entſprochen; entweder wird nicht ſo viel niedergelegt, daß ſich ein bedeutender Gewinn daraus ziehen ließe, und die Kaufleute finden es minder koſtſpielig, die Waaren in den Häfen liegen zu laſſen, bis ſie derſelben bedürfen, oder die Pariſer Anſtalten ſind mit zu vieler Verſchwendung angelegt. In der That ſollen zu viele Beamte angeſtellt und die Verwaltung allzu koſtſpielig ſeyn. Dies iſt leider der Fehler mancher neuen Anſtalten in Paris; man legt Büreaux an, beſoldet ein Heer von Commis und Beamten, nimmt ein prächtiges Lokal, muß ungeheure Miethe dafür zahlen, und ſo wird aller Gewinn von den Ausgaben verſchlungen. Bei den Theaterunternehmungen ſind es andere Urſachen, welche den Erfolg hindern. Wenn ein einziges Theater, das kleine Palais-royal-Theater, goldene Geſchäfte macht, ſo haben dagegen andere viele Mühe, ſich vor dem Untergange zu bewahren. Das Ambigu-comique, eines der älteſten Volkstheater, bietet jetzt allen Kaufluſtigen ſeine Aktien an, ein Beweis, daß ſie nicht geſucht werden. Der Cirque olympique hat ſchon zweimal ſeine Zahlungen einſtellen müſſen, und dennoch haben ſich jetzt wieder Kapitaliſten gefunden, um dieſes Schauſpiel zum dritten Male flott zu machen. Aber es gehören zur Truppe dieſes Theaters viele Pferde, und wenn das Heu theuer iſt, geräth das Schauſpiel in Verluſt, zumal neben den Pferden auch eine bedeutende Zahl von Menſchen unterhalten und beſoldet werden muß. Dann hat dieſes Theater Napoleons Ruhm und die Feldzüge der grande armée ſo ziemlich abgenutzt, und da die Luſt an Feldzügen beim jetzigen friedfertigen Geſchlecht abgenommen hat, ſo fängt der Stoff an zu mangeln. Dg.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 66:
Das Nordlicht (16ten Februar 1837.)

Logogriph.

Mit —ſ ein Hüter für Geiſt und Wein,
Mit —erz ein Dichter mit Schalkslatein;
Mit —os kommt's immer zu rechter Friſt,
Wenn A ſein glücklicher Anfang iſt;
Mit —ſt ein behaglicher geiſtlicher Mann,
Mit —het oft kündet' es Zukunft an.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 27. März 1837.

Why all these things change from their ordinance,
Their natures and preformed faculties,
To monstrous quality?

Shakespeare.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Außer diesen climatischen Einflüssen existirt aber noch eine andere, allgemeinere und kräftigere Ursache, welche sich beständig an Orten entwickelt, wo abgestorbene Pflanzentheile den Wirkungen der Wärme und Feuchtigkeit ausgesezt sind; und daß es besonders solche verwitternde Pflanzentheile sind, welche die tödtlichsten Miasmen aushauchen, geht daraus hervor, daß sich die lezteren zur Zeit großer Urbarmachungen allemal am bestimmtesten hervorthun. Solche Unternehmungen sind daher in der heißen Zone, wo alle diese Processe einen energischeren Charakter annehmen, auch allemal ein Todeskampf zwischen dem animalischen und dem Pflanzenleben; es scheint dann, als wenn die Natur nicht Kräfte genug besitze, um beide vitale Thätigkeiten gleichzeitig zu begünstigen. Die entsezlichste Sterblichkeit herrscht aber da, wo das Meerwasser sich mit süßen, stehenden Gewässern mischt und durch diese Vermischung und Ausdünstung die Luft mit noch gefährlicheren Miasmen schwängert. Der sogenannte Sack des Golfs von Maracaibo bietet ein besonders auffallendes Beispiel davon dar; und im Dorfe Caita, auf der Küste des Littorals von Venezuela, dürfen die Neger, wenn sie ihre Schulden nicht bezahlen wollen, nur zu Hause bleiben, wohin ihnen kein Gerichtsdiener zu folgen wagt, da Personen, welche an die Miasmen, die dort die Luft erfüllen, nicht gewöhnt sind, oft in wenigen Stunden eine Beute des Todes werden. Boussingault hat versucht, durch vergleichende Analysen der Luft zu Paris, Lyon und in den genannten Gegenden des tropischen Amerika die eigentliche Substanz dieser Miasmen auszumitteln, und er hat sehr wahrscheinlich gemacht, daß eine Gegend um so ungesunder sey, einen je größern Antheil von Kohlenwasserstoff die dortige Atmosphäre enthalte. Es gibt also wenigstens krankhafte Mischungsveränderungen der Luft, welche als die nächste Ursache hervortretender Epidemien bezeichnet werden können: die irdische Atmosphäre, und wahrscheinlich auch der von ihr umflossene Erdkörper kranken selbst und ziehen dadurch die Krankheit der darauf lebenden Geschöpfe nach sich, gleichwie Insekten, welche auf einen thierischen Körper angewiesen sind, unter dem Erkranken dieses Körpers mit leiden. Zu diesen, in ihren Folgen auf das thierische Leben so wichtigen krankhaften atmosphärischen Affectionen muß aber unstreitig auch ein abnormer Zustand der Luftelektricität gerechnet werden, welcher, im weitesten Sinne des Wortes, auch als ein Miasma, * oder doch wenigstens als eine schädliche Luftbeschaffenheit überhaupt

* Ich bitte, mich nicht falsch zu verstehen.

bezeichnet werden kann; und es ist in diesem Bezuge höchst merkwürdig, daß der würtembergische Oberamtsarzt Dr. Buzzorini zur Zeit der in München herrschenden Epidemie bei einer Reise nach dieser Hauptstadt, je mehr er sich lezterer näherte, immer mehr freie, negative Elektricität beobachtete, und zwar in einer Menge, wie er vorher niemals wahrgenommen hatte. Die Ursache des epidemischen Erkrankens scheint daher, wir wiederholen es, allerdings in einem gleichzeitigen abnormen (krankhaften) Zustande der Atmosphäre gesucht werden zu müssen, welcher sich entweder durch Miasmen, zu deren Zersetzung es ihr augenblicklich an vitaler Kraft gebricht, oder aber durch ein gestörtes Gleichgewicht der in ihr fungirenden Naturkräfte, wie hier der Elektricität, ankündigt. — Weiter gehen wir auf den geheimnißvollen Gegenstand, wie viel wir noch darüber auf dem Herzen hätten, für jezt nicht ein.

Ueber die Entdeckung des deutschen Naturforschers Ehrenberg, betreffend das Vorkommen mikroskopischer Thier- und Pflanzenreste vorweltlicher Zeit im Feuersteine, wovon zu Anfang dieses Berichts vorläufig die Rede gewesen ist, findet sich jezt ein Bericht in den eben an das Licht tretenden Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin im December des vorigen Jahrs. Ehrenberg weist daselbst in den bei Delitsch (unsern Leipzig) gefundenen Feuersteinen Algen (eine zu den kryptogamischen Gewächsen gehörende Pflanzenfamilie) als Begleiter der angegebenen Infusionsthierchen nach. Er bestimmt ferner die eigentlichen Gattungen dieser Feuersteinthierchen, wenn wir so sagen dürfen, genauer, und lehrt uns unter denselben namentlich drei, wie es scheint, noch lebend vorkommende Arten der Panzerinfusorien, und eine andere, lebend nicht aufgefundene Art kennen. Mit diesen Infusorien gleichzeitig fanden sich ferner in den Feuersteinen oft sehr wohlerhaltene Fragmente von Salzwasserpflanzen und von solchen unleugbaren Seethieren, die noch nie außer dem Meere entdeckt worden sind. Um dies Alles auf eine ganz augenscheinliche, keine Einwendung zulassende Weise darzuthun, läßt Ehrenberg den Feuerstein zu so dünnen Plättchen schleifen, daß dieselben den feinsten mikroskopischen Beobachtungen unterworfen werden können, und die sorgfältigste Untersuchung von Hunderten solcher Täfelchen hat gezeigt, daß meistens die ganze Masse aus Infusorien und Meerespflanzen besteht. — Versuchen wir es nun, durch Anstrengung unserer Einbildungskraft uns in die Urzeit zurück zu versetzen, welche wir die heroische in Bezug auf die damals waltenden Naturkräfte nennen möchten, und wo Revolutionen eintraten, wobei sich Fluthen und Gluthen vereinigten, um eine Welt von Infusionsthierchen und Meerespflanzen zu einem nachherigen Gebirge von Feuerstein zusammenzuschwemmen und zu schmelzen. In der That, wir haben jezt, wo die Naturgewalten ihren furchtbaren Charakter abgelegt zu haben scheinen, gar keinen Begriff mehr von einem solchen Vermögen, und nur zuweilen geben noch außerordentliche Phänomene eines Erdbebens, eines Orkans u. s. w. ein schwaches Bild von jenem früheren Zerstörungskampfe der Elemente.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegenheit und Hülfe.

(Fortsezung.)

Während dieser Rede war der Graf von seinem Erstaunen etwas zurückgekommen; da überdem die Poeten das Privilegium haben, mit Geistern umzugehen, als ob sie ihres Gleichen wären, worin sie sich aber oft irren, so bot er ihm einen Stuhl an, fragte, ob er einer Tasse Thee bedürfe, und was solche höfliche Redensarten mehr sind. Der Kleine aber antwortete: „Sie sind viel zu artig, es ist Alles zu viel, lassen Sie mich nur ausreden, das ist die Hauptsache.“ — Der Graf schwieg und der Kleine fuhr fort: „Ich bin der Geist der Mährchen. Einst war ich ein angesehener Mann, überall willkommen bei Großen und bei Kleinen, es war eine schöne Zeit! Nach und nach wurden die Menschen gescheidter, oder glaubten es wenigstens zu seyn; sie schämten sich meiner und verwiesen mich in die Kinderstube. Sie glauben nicht, mein Lieber, wie gut es mir dort manchmal ging. Die Ammen und Kinderfrauen stuzten mich oft recht zierlich zu, so daß ich mich selbst über meine Schönheit wunderte. Da kam aber einmal einer, der sagte: „Alle diese Sachen tragen nichts ein, sie hindern nur die Kinder im Rechnen, wir leben im Zeitalter des Verstandes, hinaus mit den Mährchen!“ Der Mann, der das sagte, war nun eben nicht der Repräsentant des Verstandes, aber die Andern gaben ihm Recht. Mein Vetter Phantasus ward gebunden; Sie haben seine wahrhafte, aber klägliche Geschichte gewiß im Tieck gelesen; ich mußte mich als Straßenbettler forthelfen. Meine Kost ward täglich spärlicher. Grimm und Houwald warfen mir manchmal einen Bissen zu; so nährte ich mich kümmerlich. Ich schrumpfte täglich mehr ein. Den vorigen Winter stand ich einsam auf der Straße; ich war schon so klein, wie Sie mich jezt sehen. Die Kälte war groß, ich erstarrte. Ein Handwerker, der für einen Galanteriehändler arbeitet, fand mich und sezte mich auf die Zündmaschine. So stand ich beinahe ein Jahr regungslos, bis mich die Frau, durch die ich zu Ihnen kam, aus dem Gewölb erlöste. Schon als sie eintrat und mich anblickte, wurde mir ganz wohl um's Herz, und wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es mich, als sie mich berührte: wie

Sie wiſſen, Rapport, oder wie man das ſonſt nennt. Ich ſchwieg aber, um mich im Gewölbe nicht neuen Verwicklungen auszuſetzen. Abends kam ich in Ihre Hände. Seither habe ich mich immer mehr und mehr erholt, und weil Sie ſich gegen mich artig benehmen und die Kinder lieben wie ich, will ich Ihnen einen Dienſt erweiſen. Sie möchten gern ein Mährchen ſchreiben, wiſſen aber nicht, wie dies anzufangen ſey, mit Einem Wort, Sie ſind in Verlegenheit, ſo biete ich Ihnen meine Hülfe an; ich will Ihnen beiſtehen. Es wird zwar nicht viel herauskommen, Sie haben keinen rechten Mährchenzuſchnitt, aber verſuchen wollen wir's." Johannes erwiderte: „Mein Liebſter! Sie ſind mir im höchſten Grade willkommen, ich will mich gleich an den Schreibtiſch ſetzen, belieben Sie dann nur zu dictiren. Der Titel heißt Verlegenheit und Hülfe." — „Verzeihen Sie," entgegnete der Laternenanzünder, „ſo iſt es nicht gemeint. Ich will Sie in die Fabrik der Erzählungen führen, dort werden Sie das Weitere erfahren."

Während ſich nun Johannes ankleidete, lief der Kleine an den Wänden auf und ab, wie eine Fliege, und immer ſtellten ſich neue Gegenſtände dar: bald Gärten, die ſich in's Unendliche ausdehnten, mit den herrlichſten Bäumen und rauſchenden Gewäſſern, dann Paläſte, ſo ſchön, wie ſie nirgend auf der Welt anzutreffen ſind, und Prinzeſſinnen und Mohren, Ritter und Zwerge im bunteſten Gewirr, und ſo wechſelte es immer, bis Johannes ganz ſchwindlicht wurde und ſprach: „Ich bitte Sie, mein lieber Freund, dieſe Tollheiten bei Seite zu laſſen, ich werde ganz confus und kann gar nicht mehr vernünftig denken. Erzählen Sie mir lieber, was es für eine Bewandtniß hat mit der Erzählungsfabrik, die Sie erwähnt." Augenblicklich verſchwanden die Bilder von der Wand. Der Kleine ſtand neben Johannes und begann: „Die Kunſt geht nach Brod, die Menſchen auch; da iſt nun Einer derſelben auf die Idee gekommen, eine Erzählungsfabrik anzulegen, und ſie hofft auch ein ausſchließliches Privilegium auf die Dauer von fünf Jahren zu erhalten. Der Vorzug der Fabrikerzählungen iſt, daß ſie in keinem öffentlichen Blatt getadelt werden, weil der Eigenthümer der Recenſirmaſchine der Muſe den Hof macht; und Sie wiſſen, daß die Recenſenten immer nur nach ihrer perſönlichen Zu- oder Abneigung und nicht nach dem Werth des Werkes urtheilen." — „Was iſt denn die Taxe für eine Erzählung?" — „Das werden Sie ſchon hören," gab der Kleine zur Antwort. „Sind Sie ſchon angezogen?" — „Ja, mein kleiner Freund!" — „Als ein rechter Laternenanzünder will ich Ihnen vorleuchten, mein Lieber!" ſprach der Kleine und griff auf den Tiſch nach einem Buch. Es war ein Werk, auf welches ſich jeder Schriftſteller beruft, wenn er den Mangel eigener Phantaſie durch erzwungene Luftſprünge zu erſetzen ſucht, mit Einem Wort, es waren Hoffmanns Serapionsbrüder. Der Kleine riß ein Blatt heraus, und dieſes leuchtete alſobald in wunderbarer Helle; ſie traten auf die Gaſſe.

Als ſie eine Weile gegangen waren, bemerkte Johannes, daß Hoffmanns Blatt bald düſterer, bald heller brannte. Der Kleine, den er darum befragte, erwiderte: „Dies hängt von den Leuten ab, die in der Gaſſe wohnen, durch die wir ziehen. Haben ſie viel romantiſchen oder kindlichen Sinn, ſo brennt die Lampe hell; ſind ſie ſehr geſcheidt oder Kritiker, ſo verdüſtert ſich der Schein." Kaum hatte er dieſe Worte geredet, als das Licht ganz auslosch. Der Kleine faßte Johannes am Arm und zitterte, wie von Fieberfroſt geſchüttelt; der Angſtſchweiß brach ihm auf der Stirne aus, er war ganz klein zuſammengeſchrumpft. „Verbergt mich, ich bitt' Euch, und lauft, was Ihr könnt." Johannes ſteckte den Kleinen in die Taſche und lief bis auf den Platz, der das Ziel ihrer Wanderung ſeyn ſollte. Dort wollte er den Kleinen wieder aus der Taſche ziehen, aber der war indeſſen ſchon wieder ſo gewachſen, daß ſein Kopf aus dem Sack herausguckte. „Sag mir nur, Kleiner, was iſt dir denn geſchehen?" ſprach Johannes. — „Dort wohnt die Polizei-Hofcenſurſtelle," erwiderte dieſer, „und wenn man der in die Nähe kommt, iſt es um Phantaſie und Licht geſchehen. Doch ſeht, wir ſind zur Stelle."

Johannes blickt auf; das Licht, von welchem Adelheid geſprochen, flimmerte und eine Geſtalt ſchien ſich zu bewegen. „Die Muſe iſt da," ſprach der Kleine. „Kommt herauf. Ihr ſeht," ſprach er auf der Treppe, „daß ich Euch nicht getäuſcht, Alles iſt ſo unordentlich, wie es nur im Haus einer gelehrten Frau möglich." Sie pochten; keine Antwort. „Sie iſt gewiß mit ihrer Toilette beſchäftigt. Tretet nur ein." Johannes gehorchte. „Richtig puzt ſie ſich," ſprach der Kleine. „Wo iſt ſie denn?" fragte Johannes. „Seht Ihr ſie nicht am Fenſter?" Eine dicke Frau ſtand am Fenſter; ihr Alter mochte zwiſchen ſechzehn und ſechzig Jahren ſeyn, ſie neſtelte in ihren Haaren. „Das iſt die Muſe," ſprach der Kleine. Dem Poeten erſtarb das Wort im Munde.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, März.

Gemäldeausſtellung.

Seit einiger Zeit iſt eine Gemäldeausſtellung in dem von Pabſt Pius VII. zu dieſem Zweck beſtimmten Lokale an der Porta del Popolo eröffnet. Wenn man in Anſchlag bringt, daß Rom noch immer für den Mittelpunkt der Kunſtbeſtrebungen gilt, ſo wundert man ſich ſehr über den geringen Belang dieſer Ausſtellung. Es würde indeß unbillig ſeyn, wenn man verneinen wollte, daß ſich einige ſehr lobenswerthe Werke vorfinden. Von dem alten, noch immer jugendkräftigen Reinhart iſt eine ſchöne Landſchaft vorhanden. Im Vordergrunde ein kleiner Strom, welchem langſam Vieh ſich nähert; große Bäume breiten ein Laubdach aus,

zu beiden Seiten liegen Felsenmassen, rechts ein einsamer dorischer Tempel. Hirten und Heerden erblickt man im Mittelgrund, hinter ihnen eine flache Strandgegend mit wenigen Wohnungen, während das blaue Meer den Horizont bildet. Es liegt in dieser Landschaft, in ihrer Ruhe etwas, was den Beschauer in das klassische Alterthum versetzt. Im landschaftlichen Fache ist auch sonst noch Tüchtiges geleistet, namentlich von einem Russen, Namens Lebedeff, welcher eine überaus heitere und farbenreiche Ansicht des Albanersees mit Castel Gandolfo, und eine Partie aus der untern Galerie von Albano mit einem Blick auf das Thal gegeben hat, die von großem Talent und Farbensinn zeugen, und von einem Ungar, Marco, dessen kleine Bilder sich durch eine bewundernswürdige Ausführung und große Wahrheit des Details bemerklich machen. Catel hat eine Ansicht der Gegend um Viareggio im Herzogthum Lucca und eine andere der benachbarten Carrarischen Gebirge geliefert, in denen man seine gewohnten Vorzüge der Naturtreue und vorzüglich pittoresken Auffassung wiederfindet, die aber für italienische Landschaften etwas kalt sind. Vielen Beifall findet ein sehr hübsches Genrebild von Lindau aus Dresden. Die Scene bildet der Strand von Nettuno. Eine Segelbarke ist auf's Trockene gezogen, zwei Fischer befinden sich auf dem Deck mit Mandolinen, der vordere sitzende, ein blonder, noch jugendlicher Kerl mit blitzendem Auge und lebhafter Geberde, singt eine Stanza oder ein Lied, während sein Gefährte, eine braune Seemannskutte über den Kopf gezogen, halbgebückt, ihn auf der Mandoline begleitet. Ein Dritter, ein junger Bursche, nichts tragend als Leinwandbeinkleider und ein Amulet um den Hals, steht an die Barke gelehnt, einen Pfeifenstumpf im Munde. Eine ganze weibliche Gesellschaft hört zu. Zwei hübsche Mädchen, in dem reichen, farbenheitern Costüm der Gegend, stehen ganz vorne, sie haben einander umschlungen und halten in der Hand das Tamburin, wahrscheinlich vom Tanze ruhend, um dem Gesange zu lauschen. Sie scheinen die Hauptpersonen zu seyn, zu denen der Vortragende sich wendet. Ein junges Weib, dicht vor der Barke sitzend, säugt ihr Kind, eine andere ist mit dem Rocken beschäftigt. Rechts vom Beschauer ist eine andere Gruppe. Eine Frau, auch noch mit jugendlichen Zügen, hält einen kleinen Knaben, der mit einem Burattino spielt; eine zweite neben ihr steht mit dem einen Fuß auf einem Block und hört aufmerksam zu, indem sie das Kinn auf die Hand stützt und ihr blondes Köpfchen nach vorne neigt. Eine dritte trägt einen Wasserkrug auf dem Haupte. Vorne sitzt ein etwas älterer Fischer mit einem Strohhute, übrigens in dem höchst einfachen Costüme, welches oben beschrieben worden, braun gebrannt von der Sonne, auf dem Boden; vor ihm wälzt sich, ein echtes Muster des dolce far niente, im Sand ein Knabe, eine Orange haltend, deren er schon einige verzehrt zu haben scheint. Hinten sieht man das Meer und das Städtchen; seitwärts eine Osterie, aus welcher man eine Schüssel mit dampfenden Maccaroni und Anderes herbeiträgt. Der Ton des ganzen Bildes ist äußerst heiter und anmuthig, und die malerische Tracht ist der geschickten Gruppirung zu Hülfe gekommen, ein sehr gelungenes Ganze zu liefern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nürnberg, März.

(Fortsetzung.)

Heideloff. Die altdeutsche Kunst.

Kommt hier die Schwäche des Alters über die Steingebilde, bald begrüßt der neue Frühling den jungen Flor, der üppig nachwächst unter der Pflege eines sinnigen Gärtners, der aus seinem Heimathlande ausgezogen ist, um hier das heimische Feld seines reichen Geistes anzubauen. Unter seiner Künstlerhand entstehen immer wieder neu und schön die sinnvollen Werke alter Kunst, und segenvoll waltet in seiner Schöpfung sein wahlverwandter Geist im Bund mit jungen Kräften, die er sich heranbildet. Sieh dort das grüne Haus, umrankt von blumigen Gebilden, die der gestrige Tag erst wach geküßt zu haben scheint; und jenes dort, das bis hinauf zur Kapelle, die seinen Giebel krönt, so reich geschmückt ist mit Blumen und Arabesken, welche in holder Verwirrung die zierlichen Wappenschilder und die bedeutsamen Gruppen umschlingen — erst heute scheint es der Hand des Meisters entwachsen zu seyn. Und dort in der Lorenzerkirche siehst du das Meisterwerk von Veit Stoß, dem unvergleichlichen Künstler in Holz, wie es von dem mächtigen Gewölbe herniederschwebt, um der Erde aus Engelsmund den Gruß des Himmels zu bringen. Es war herabgestürzt und lag vor kurzer Zeit noch in Splitter zerschmettert; der neu verjüngt schwebt es nun in seiner goldenen Glorie. Fragst du nach dem Meister, es ist derselbe, der daneben jenes himmelhohe Gerüst erklettert, um dem Werke Adam Krafts — der die Kunst besessen haben soll, Steine zu erweichen, sie, wie der Töpfer seinen Thon, in diese kühngeschwungenen Formen zu schlagen und wieder hart zu machen — diesem wundersamen Sakramentshäuschen, das tausendgliedrig sich an dem mächtigen Säulenbüschel emporrankt, seine Sorge zu widmen, es ist derselbe, der dort der künstlich ausgelegten Fensterrose seine Zierde wiedergibt. Karl Heideloff aus Stuttgart ist es, der diese Schöpfungen der deutschen Vorzeit sorgsam erhält. Schwerlich ist Jemand so tief in die Geheimnisse der deutschen Baukunst eingedrungen, selbst Boisserée nicht. Was Viele geahnt und gesucht, hat er durch reiches Quellenstudium gefunden; er hat den Archimedespunkt erforscht, aus dem sich der ganze reiche Schatz gothischer Kunst heben läßt, wo ihre Räthsel sich lösen, die Mystik ihrer Verhältnisse sich offenbart, und die heilige Siebenzahl der alten Baukünstler ihre bedeutsamen Geheimnisse verkündet. Was er bereits geleistet, was er der Welt noch schenken wird, seine „Beiträge zur Geschichte der gothischen Kunst," sein „ikonologisches Lexikon," seine „Geschichte des Altars," werden seinem Namen auch in der Ferne die Verehrung sichern, welche ihm seine Persönlichkeit und seine Wirksamkeit als Lehrer und Meister bei denen, die ihn kennen, längst erworben hat. Schade, daß es uns nicht vergönnt ist, das Theater Nürnbergs nach seinem Plan in gothischem Styl erbaut zu sehen. Es hätte sich dann, ebenbürtig seinen Nachbarn, den großartigsten Denkmalen der deutschen Kunst anreihen können, während es so, in modernem Gewande, bei größern Kosten, verfehlt in der innern Construction, auch im Aeußern den harmonischen Eindruck stört, den die reiche Umgebung macht. Mögen sich andere Städte ihrer Modernisirung rühmen; aber hier wurzelt die deutsche Kunst noch im angestammten Boden, hier sollte sie vor Allem gepflegt werden. Wir erinnern uns hiebei lebhaft der Worte Uhlands: „Ein Baum, der nicht im grosen Volksboden sich genährt, nein! einer, der nach oben sogar die Wurzeln kehrt." Will man diesen auch hieher verpflanzen? Nur was in sich selber die Nothwendigkeit seiner Existenz hat, mag bestehen; Laune und Machtspruch vermögen hier nichts. Wie wahr ist der Gedanke, welcher Heideloffs würdigem Streben zu Grunde liegt: Wir haben eine deutsche Kunst, warum sollen wir griechisch bauen? Warum die Hallen des heitern Süden in unsern wolkigen Norden versetzen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 28. März 1837.

If we shadows have offended,
Think but this — and all is mended —
That you have but slumber'd here,
While the vision did appear.

Shakespeare.

Verlegenheit und Hülfe.

(Beſchluß.)

Es war ſeltſam anzuſehen, wie die Muſe zum Fenſter hinaus griff und einen Stern nach dem andern vom Himmel nahm und ſich in die Haare flocht. Da gedachte Johannes des Spruchs, den er am Chriſtabend erhalten:

„Sterngekrönt ſteht die Muſe vor dir;“

er zweifelte nicht mehr, daß er die Muſe vor ſich ſehe, und daß er nun auch das gefällige Papier zu ſeinem Mährchen finden werde. — „Was will der Herr?“ fragte die Muſe, indem ſie eben den zweiten Stern aus dem großen Bären nahm und als Sevigné über die Stirn heftete. „Gnädiges Fräulein,“ ſprach Johannes, „ich wünſche ein Mährchen aus Ihrer Fabrik zu haben.“ — „Sollen bedient werden, mein Lieber, ſollen bedient werden,“ rief die Muſe. „Wärmen Sie nur die Dinte am Kamin, das gibt dann einen glühenden Strom, ich hole indeſſen den Schreiber.“ Während nun Johannes die Dinte wärmte, zog die Muſe aus einem Hängekaſten einen Frack hervor nebſt ein paar Handſchuhen und legte alles auf einen Stuhl. Sogleich richtete ſich der Frack auf, die Handſchuhe ſchloſſen ſich an die Aermel an und die Finger faßten die Feder. „Das iſt der Schreiber,“ ſprach ſie. „Der hat ja keinen Kopf!“ rief Johannes aus, als er die Dinte auf den Tiſch ſtellte. „Ein Schreiber braucht keinen,“ erwiderte die Muſe. Im ſelben Augenblick ging die Thür auf und derſelbe Chevalier, den Johannes am Chriſtabend geſehen, trat ein, grüßte Niemand, öffnete das Fenſter und hing ſogleich als Barometer zwiſchen den Doppelfenſtern; ſeine Naſe war der Zeiger für das Steigen und Fallen des Queckſilbers; die Todtenliſte wandelte ſich zur Tafel um, auf welcher ſchönes Wetter, Regen und ſo weiter zu ſtehen pflegt, die Kappenſtiefeln und der Frack in die Holzverkleidung.

„Die Geſchichte dieſes Mannes will ich haben!“ rief Johannes. „Gleich ſollen Sie bedient ſeyn,“ erwiderte die Muſe und rief dem Laternenanzünder: „Laß doch geſchwind den Schwan heraus.“ Der Kleine öffnete die Steige, wie man ſie hat, um Kapaunen und Gänſe zu ſtopfen. Sogleich flog eine Gans heraus, ihre Federn aber waren umgekehrt und ſchon geſchnitten. „Sehen Sie,“ ſprach die Dame, „ſo hat die Zeit den Schwan Apollo's zugerichtet. Manchmal laß ich dies Thier fliegen, und wo es an ein Haus anſtreift, entſtehen wunderbare poetiſche Träume — dummes Zeug, wie die Leute ſagen. Schauen Sie ihm nur zu.“ Der cidevant Schwan flatterte an der Wand auf und ab, und wie die Federn die Mauer berührten, entſtanden ſeltſame Buchſtaben, wahrſcheinlich arabiſche; der Frack aber begann emſig nachzuſchreiben. Je länger Johannes der Gans zuſah, um

ſo deutlicher wurde ihm die Schrift, und endlich las er Folgendes:

„Es war einmal ein Kaiſer in China; dieſer hieß Tſchion-Tſchau. Er war ein großer Zauberer und liebte die Mädchen; wo er eine hübſche wußte, ließ er ſie fangen und in ſeinen Pallaſt ſperren. Sein vornehmſter Gehülfe hiebei war ein Mandarin. Dieſen ſtellte er auf den höchſten Berg, woſelbſt er Telegraphendienſte verrichtete. Da geſchah es aber, daß der Mandarin ſelbſt in Liebe entbrannte zu einem chineſiſchen Mädchen, Kiong-gru geheißen; er durfte aber ſeinen Berg nicht verlaſſen, weil der Zauberer eben der wunderſchönen Roſagialla, Tochter der Blumenkönigin, auflauerte, und der Mandarin ihm das Zeichen geben ſollte, wann die Blumenkönigin ihr Land verlaſſe, damit er, Tſchion-Tſchau, alsdann die ſchöne Roſagialla rauben könne. Nun erfuhr aber die Blumenkönigin dieſen Anſchlag, denn ſie war auch eine Fee, und ſammelte ein Heer. Der Mandarin aber bemerkte dies nicht, ſo ſehr beſchäftigte ihn ſeine Liebe zu Kiong-gru; und als die Armee der Blumenkönigin ſchon in China war, wollte er zwar telegraphiſch anzeigen: „Der Feind iſt da!“ ſtatt deſſen aber deutete er: „Kiong-gru, ich liebe dich!“ So geſchah es, daß der Zauberer überfallen und jämmerlich geſchlagen wurde und ſchwören mußte, Roſagialla nie zu rauben. Dafür aber ließ er ſeinen Zorn am Mandarin und Kiong-gru aus. Den Mandarin knüpfte er an eine eilende Wolke, ſo daß er in vier-und-zwanzig Stunden durch alle Klimate getrieben wurde und an dieſem Temperaturwechſel ſtarb. Die Königin jedoch erbarmte ſich ſeiner; weil ſie durch ſeine Nachläſſigkeit geſiegt, verwandelte ſie ihn in ein Barometer und ſchenkte es ihrer Freundin. Dieſe war auch eine Fee und zwar Fürſtin im Land der Freundlichkeit, der Anmuth und des Geiſtes, hatte aber aus Phantaſie ſich unter den Menſchen angeſiedelt, als ob ſie ihres Gleichen wäre, und gab ſich für eine Baronin aus. Dieſe Baronin Fee nun verbarg das Barometer lange vor den Nachſtellungen des Zauberers Tſchion-Tſchau. Endlich in einer günſtigen Zauberſtunde bewirkte ſie dem Mandarin auf ſieben Monate ſeine frühere menſchliche Geſtalt, aber nur auf zwölf Stunden täglich, die andern zwölf Stunden muß er Barometer ſeyn. Wenn in ſieben Monaten einer jener Geiſter erliſcht, die die Baronin Fee in ihren magiſchen Kreis gezogen, lebt der Chevalier neue ſieben Monate, darum führt er ſein Sterbeprotokoll. Als Barometer zeigt er nun auch nicht mehr die Witterung, ſondern ſeine eigene Lebenskraft. Als er zum erſten Male in den Salon trat, zog es ihn unwillkührlich zum Ofen hin, und ſeine Augen ſtarrten feſt auf ein Gebild, welches die verzierende Hand des Töpfers darauf angebracht zu haben ſchien. Ach, ſein Herz ſagte es ihm ja, dies ſey die liebliche Kiong-gru, und ſo iſt es. Der grimmige Zauberer Tſchion-Tſchau hatte ſie hiezu verurtheilt, um ſie durch die Ofenhitze zur Mumie ausdörren zu laſſen. Die unerlöſchliche Liebe des Mandarins rührte ihn; er ſchickt ihm täglich, wenn er am Ofen ſizt, einen erquickenden Schlummer und gaukelnde Träume künftiger Glückſeligkeit. Gern hätte Tſchion-Tſchau den ganzen Zauber gelöst, weil er aber dies nicht unbedingt vermochte, ſo beſtimmte er, daß die Verzauberung enden ſolle, wenn einer aus den Angehörigen der Baronin Fee den Mandarin zum Univerſalerben einſetzen und der Mandarin ſtandhaft den Verlockungen widerſtehen wird, die eine geiſtreiche Nymphe gegen ſein Herz im Schilde führt.“ — „Nun bezahlen Sie, mein Herr, für jede Zeile einen Groſchen, wie die Inſertionsgebühren bei Zeitungen,“ ſprach die Muſe. „Das Mährchen liegt ſchon bei Ihnen auf dem Tiſch.“ Der Laternenträger nickte, der Poet bezahlte und ging. Weil ſchon der Morgen graute, ſteckte er den kleinen Vorleuchter in die Taſche. Zu Haus ſtellte ſich der Kleine auf die Zündmaſchine und ſprach: „Jezt rühre ich mich nicht bis zur nächſten Geiſternacht; führen Sie ſich indeſſen geſcheidt auf, Herr Johannes.“ Der Poet aber ging zu ſeinem Sekretär und fand dort das Mährchen: Verlegenheit und Hülfe, welches ſo eben geleſen worden.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Beſchluß.)

Es ſcheint faſt, als ob bei jener Revolution ſogar das ganze climatiſche Verhältniß der Erdkugel in Folge einer Verrückung der Are * eine totale Umgeſtaltung erlitten habe. Allem nach hatte der jezt unter ewigen Eismaſſen vergrabene Nordpol damals ein heißes Clima, und dieſe Polarregion war ein Hauptſiz gigantiſcher Thiere von der ungeſchlachten Form, welche den Typus der antediluvianiſchen Zeit bildet. Daß ſich dies ſo verhalten habe, davon zeugen die daſelbſt täglich mehr und mehr zum Vorſchein kommenden Thier- und Pflanzenreſte tropiſcher Länder. So fördert faſt jeder Sturm, jeder wärmere Sommer ganze Maſſen von Stoßzähnen des vorweltlichen Elephanten aus dem Nordpoleiſe hervor; und in den Jahrtauſenden der neuen Schöpfung ſind dieſe Reſte in der Polarregion ſo wenig erſchöpft worden, als an den Küſten des baltiſchen Meers ein anderes vorweltliches Produkt, der Bernſtein. Das nördliche Sibirien

* Je tiefer man in das Detail dieſer Verhältniſſe eindringt, je geneigter wird man dieſer Annahme, wie viel ich auch aus aſtronomiſchen Gründen früher ſelbſt dagegen einzuwenden gehabt habe. Es ſind mir die Gründe, welche beſonders Laplace im Système du monde dawider vorbringt, ſehr wohl bekannt; aber gleichwohl, ſchöpft mir eine andere Erklärung.

liefert fort und fort ein vortreffliches Elfenbein in Mammuthszähnen, die dort oft von erstaunlicher Länge gefunden werden; und wir erinnern daran, daß daselbst noch im Jahre 1799 im Ufereise der Lena, unfern ihres Ausflusses in das Eismeer, ein vollständiger gefrorener Mammuthskörper von den colossalsten Dimensionen entdeckt wurde. Wir bemerken, um jedem Zweifel zu begegnen, daß dieses unschätzbare Denkmal antediluvianischer Thierwelt auf Befehl des russischen Gouvernements an Ort und Stelle genau untersucht, und daß das Skelett nach Petersburg abgeführt worden, wo es im Museum noch täglich zu sehen ist. Eines der merkwürdigsten Resultate jener sorgfältigen Untersuchung bestand darin, daß das eine noch erhaltene Auge des Ungeheuers von krystallhellem Glanze gefunden wurde; beim Absterben aber sinkt immer der Augapfel verlöschend ein, und man muß also, zur Erklärung dieses sonst unbegreiflichen Umstandes annehmen, der Tod dieses Thiers sey durch eine so plötzlich eingetretene Kälte veranlaßt worden, daß die gewöhnlichen Folgen des Todes nicht eintreten konnten. Man wird nicht müde, über diesen Gegenstand nachzudenken, aber es scheint, als ob die verwegenste Einbildungskraft auf der jetzigen Erde nicht hinreiche, um sich einen auch nur allgemeinen Begriff von der eigentlichen Beschaffenheit der Vorgänge auf der früheren Erde zu machen, wie unzählige Spuren davon auch offen vor unsern Augen daliegen. So viel aber geht aus dem hier Angeführten wenigstens ganz gewiß hervor, daß es mit dem damaligen polarischen Klima und Jahreszeitenwechsel durchaus anders gewesen seyn muß: unter beständigem Eis und Schnee konnte sich der üppige Pflanzenwuchs nicht finden, dessen ein Elephant zu seiner Ernährung bedurfte, und die jetzige halbjährige Polarnacht scheint sich auch mit der Existenz dieser Ungeheuer nicht zu vertragen. Nun könnte man zwar noch einwenden, und hat eingewendet, daß die Polarregion wirklich nicht der ursprüngliche Wohnsitz des Mammuths gewesen, und daß die dort vorgefundenen Reste solcher Thiere nur durch diejenige allgemeine Fluth dorthin gespült worden seyen, welche wir vorzugsweise mit dem Namen des „Diluvium" bezeichnen. Allein dieser Hypothese widersetzen sich eine Menge von Umständen, wohin namentlich die oben von uns angeführte urplötzliche Erstarrung des aufgefundenen Mammutheremplars gehört, welche sich mit einem allmähligen Anschwemmen des Cadavers aus den fernen tropischen Landen nimmermehr verträgt. Noch hat — wir sind der Wahrheit und unsern Lesern dies aufrichtige Geständniß schuldig — kein Geolog alle diese Zweifel befriedigend beantwortet: die Thatsachen des urweltlichen Vorganges liegen in ungeheuern Massen vor uns da, die Natur des Vorganges ist immer unerklärt geblieben; und fast möchten wir behaupten, daß der Mensch, auf der Stufe der Intelligenz, auf welcher er, als solcher, steht, weniger zur vollen Lösung des Problems, als zum Grübeln darüber, welchem Reize Niemand widersteht, berufen sey. Es verhält sich mit vielen andern Naturgeheimnissen bekanntlich nicht besser, und am Ende bleibt nichts übrig, als die denselben entgegenzusetzende Resignation auch noch auf diesen Fall auszudehnen.

Um also bei jenen Thatsachen stehen zu bleiben, so bemerken wir, daß sich, außer dem beschriebenen Petersburger, ein zweites vollständiges Mammuthgerüpp in Peale's Museum zu Baltimore in Maryland befindet, welches von nicht weniger kolossalen Dimensionen ist; die Schulterhöhe desselben beträgt über eilf Fuß. Bei der Emsigkeit und Sorgfalt der jetzigen Naturforschung werden wir aber bald noch reicher an solchem Besitze seyn. Dieser Emsigkeit verdankte man z. B. kürzlich die Auffindung eines andern vorweltlichen Thierrestes, worüber Geoffroy St. Hilaire in der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 10ten Januar einen lehrreichen Vortrag gehalten hat. Es ist dies der Kopf eines im Himalayagebirge entdeckten fossilen Thieres, des sivatherium gigantеum, und der Berichterstatter verweist dies Geschöpf der Urwelt in dasjenige Geschlecht der wiederkäuenden Thiere, von welchem die jetzige Erde nur eine einzige Species, nämlich die Giraffe, besitzt. — Außerdem hat ein Dr. Schulz der Petersburger Akademie in diesen Tagen die Abbildung eines bei Smolensk ausgegrabenen fossilen Rhinoceroskopfes übersendet, dessen Plumpheit auch an die groben Formen der antediluvianischen Periode erinnert. Ueberhaupt — und damit wollen wir unsern diesmaligen Bericht, dem wir Anziehenderes nicht weiter hinzuzufügen wissen, beschließen — geht aus der Vergleichung der jetzigen und der vorweltlichen Natur, als erhabenes Resultat, die Gewißheit hervor, daß die neue Schöpfung, bei Verkleinerung der Formen, stets das Princip der Veredlung festgehalten habe. Die riesigen Ungethüme jener Wunderzeit, die wir die barbarische im äußersten Sinne des Worts nennen möchten, sind verschwunden, und aus dem Untergange selbst haben sich nur edlere und zierlichere Formen entwickelt. Gestützt auf dieses gewichtige Argument, muß man die Zerstörung als eine planmäßige betrachten, und der Untergang einer ganzen Welt stellt sich also nur als der Schöpfungsakt einer neuen, schönern Welt dar.

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, März.

(Fortsetzung.)

Mittelalterliche und moderne Kunst.

Welch ein jämmerlicher Anblick um jene Kirchen in klassischem Styl, deren Glockenthürme da stehen, hinten

angeklebt, einsam, bitter klagend über ihr trauriges, gottverlassenes Daseyn. Und siehe da am Eingang in das deutsche, protestantische Nürnberg jenes mächtige Gebäude, dessen kolossale Kuppel schon von ferne die Augen auf sich zieht. Hast du die Höhe der Säulen, die Mächtigkeit der Verhältnisse bewundert und fragst nach dem Zweck dieses Gebäudes, so heißt man es das deutsche Haus, denn einen Zweck hat es nicht. Welches Volk verhöhnt so sehr sich selbst, wie wir Deutsche? Ein deutsches Haus in griechischer Bauart, mit korinthischen Säulen, mit antikem Giebel, mit der Kuppel einer Rotunde; dieses griechische Haus sollte ein christkatholischer Tempel werden! Doch der deutsche Genius, dessen Größe eine Lorenzer-, Sebalder-, Liebfrauenkirche verkündigt, war mächtiger, als der aus dem Alterthum heraufbeschworene Schatten. Festgebannt muß dieser Wache halten vor dem Thore deutscher Kunst; innerlich hohl und verlassen vom Geiste, der sie tragen und stützen sollte, stehen die Mauern da. Vermauert ist das mächtige Portal, halb zugemauert sind die hohen Fenster, eine trauernde Ruine wendet sich der kaum ausgebaute Tempel an seine ungetreuen Götter, die ihn verlassen haben, nachdem man ihn hereingelogen in die fremde Welt, da seines Bleibens nicht ist. Er steht leer, selbst zu einem Magazin untauglich. Das ist nicht die Zauberformel, mit der man den Geist verschwundener Zeiten erwecken mag zu neuem Leben, wenn man seine Werke nachäfft. Schlimm ist es aber auch, wenn man sich abkehrt von der Zeit, die da gewesen ist, und nicht fortbaut auf dem Grunde der Jahrhunderte. Wir haben eine deutsche Kunst gehabt; warum haben wir sie nicht mehr? Die moderne Philosophie und Poesie ist das gemeinsame Kind des klassischen Alterthums und des germanischen Mittelalters; warum sollte nicht in gleicher Verschmelzung eine moderne Baukunst Natur und Seele zur lebendigen Einheit des Geistes verklären? Nirgends zeigt sich frappanter und widerlicher das Verstandesprincip, das namentlich in unser praktisches Leben noch so tief hineinreicht, als in der Architektur. Ueberall gähnt einen frostig und kalt dieser Verstand an, wie er trennend und scheidend nicht mit dem warmen Athem des Lebens erquickt, sondern mit dem Hauch des Todes alles Lebendige erstarren macht. Ihm ist es gleich: Geist oder Materie, wenn nur der Nützlichkeit gedient wird; er braucht und will nur Eines, und erhält darum gar keines; denn nur die Einheit beider ist die Wahrheit. Vor dem Eishauche des Verstandes mußte freilich die phantastische Blume des Mittelalters erstarren, ihm war es ein Leichtes, sie zu knicken. Er hat sie zerstört, diese schöne Welt, wir klagen über die verlorene Schöne; doch die Trümmer haben sich zu uns herübergerettet, und an den Genius der neuen Zeit, der im Reich der Dichtung und des Gedankens das Werk der Versöhnung begonnen hat zwischen Himmel und Erde, Geist und Natur, an ihn ergeht der Ruf: baue sie wieder, schöner baue sie auf! Oder ist der Stein nun schwerer zu handhaben, das Holz härter geworden in den weichen Händen der Jetztwelt?

(Der Beschluß folgt.)

Rom, März.

(Fortsetzung.)

Gemäldeausstellung. Archäologisches Institut.

Von Foltz aus Bingen sind drei Gemälde da: eine Madonna mit dem Kinde in einer Landschaft, eine junge Griechin, welche bei einbrechendem Abend eine das Meer überragende Klippe erstiegen hat, und, beide Hände aufstützend, sich nach einem ersehnten Segel umsieht, endlich ein armes blindes Mädchen, eingeschlafen neben einer Kirchenthüre, die Almosenbüchse umgefallen, auf dem Schooße eine Münze, welche eine mildthätige Hand hingelegt hat. Es ist eine poetische Innigkeit und Zartheit des Gefühls in diesen Compositionen, welche aber in Hinsicht der Ausführung und des Colorits viel zu wünschen übrig lassen. Letzteres ist auch mit Nadorps Kindern Eduards, im Augenblick des Nahens der Mörder, der Fall, die mit andern Darstellungen desselben Gegenstandes die Vergleichung nicht aushalten können. Nadorps Talent paßt am meisten für das Phantastische. — Cavalleri aus Turin malte eine Odaliske, die vor dem Spiegel das Haar ordnet, während ein schwarzer Sklave einen Mann im Turban einläßt; ein kokettes Bild, aber kräftig und gut in der Farbe. Von dem Venetianer Caffi ist der Moccoliabend (nur nicht der von 1857), ein hübsches und lebendiges Bildchen. Von den übrigen ist nicht viel zu sagen. Unter den Bildnissen verdient nur eines Beachtung, und dies in hohem Grade: es ist von einem jungen Engländer Salter gemalt, und stellt einen hiesigen Diplomaten dar. — Von den berühmteren unter den römischen Malern, Camuccini, Minardi, Agricola, Podesti, Cogbetti, hat keiner etwas geliefert; sie sind meist mit großen Arbeiten und mit Fresken beschäftigt. Auch von den Fremden fehlen Viele, und im Allgemeinen macht sich die Ausstellung ärmlich, namentlich wenn man sie mit denen in andern Hauptstädten vergleicht.

Auf demjenigen Theile des Capitolinischen Hügels, welcher nach dem Palatin und Aventin hinblickt, und dessen unklassische Benennung des Monte caprino, die ein passendes Gegenstück zu Campo vaccino bildet, man neuerdings gerne mit Rupe Tarpéa vertauschen möchte, hat der geschickte deutsche Architekt Knapp ein Gebäude aufgeführt, welches den großen Vortheil einer freien und gesunden Lage mit dem einer herrlichen Aussicht über Alt-Rom verbindet. Ein Theil desselben ist zu einem Spital für kranke Ausländer bestimmt, ein Bedürfniß, welches hier sehr fühlbar war; den Rest bilden Privatwohnungen. Ein abgesondertes Lokal im Erdgeschosse dient zur Bibliothek, zum Museum und zu den Sitzungen des Instituts für die archäologische Korrespondenz, welches seit seiner Begründung im Jahr 1828 immer mehr Kräfte und Ausdehnung gewonnen hat. In einem kleinen Vorhofe finden sich eine Menge von Sculpturfragmenten und Inschriften eingemauert; ein passendes Relief von Terracotta (von E. Wolff) schmückt das Giebelfeld. Der lange Saal selbst hat Wand- und Deckenverzierungen im antiken Geschmack, und man sieht in ihm die Büsten berühmter Alterthumsforscher und Künstler, Winkelmann, Ennio Quirino Visconti, Fea, Thorwaldsen u. A., neben jener des Protektors des Instituts, des Kronprinzen von Preußen. Wöchentlich einmal finden Versammlungen statt; außerdem während des Winters dreimal in der Woche Vorlesungen in französischer Sprache über einzelne Zweige der Archäologie: im laufenden Jahr liest der Geh. Legationsrath Bunsen über römische Topographie, Prof. Gerhard, Archäolog des königlichen Museums zu Berlin (der sich auf einer Reise nach Griechenland einstweilen hier befindet) über Vasenkunde, Dr. Lepsius über Hieroglyphen, womit er sich seit längerer Zeit in Deutschland, Frankreich und Italien mit großem Eifer und vielem Glück beschäftigt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 75.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 29. März 1837.

Florentemque Cythnon.

Ovid.
Metamorph.

Briefe von den griechischen Inseln.

Von Dr. Roß.

Kythnos (Thermia), 28sten Dec. 1836.

Der Himmel Griechenlands bewährte auf unserer Ueberfahrt seine ganze südliche Milde. Wir waren nach Mitternacht aus dem Peiräeus gesegelt, nach einem starken, durch Südwind (νοτιὰ) herbeigeführten und von Donner und Blitz begleiteten Regen, der uns als Gegenwirkung einen frischen Boreas hoffen ließ; aber bei Sonnenaufgang am 21sten December befanden wir uns unter dem Eilande Phleväs * und segelten bei herrlichem Sonnenschein mit einem schwachen, vom Lande herwehenden Lüftchen langsam an der Küste von Attika hinunter, das ansehnliche Gebirge Paneion, ** welches zwischen dem Hymettos und den laurischen Bergen sich quer durch die attische Halbinsel zieht, zu unserer Linken. Die letztgenannten silber- und eisenhaltigen Berge haben nur eine mäßige Höhe, aber sehr schöne Profile und hin und wieder einige Fichtenwaldung; vorzüglich schön geformt sind einige spitzige Piks, in welchen das laurische Gebirge gegen Sunion hin endigt. Um die Mittagszeit befanden wir uns bart unter der Insel des Patroklos, * jezt Gaidaronisi oder die Eselsinsel genannt. Die ziemlich lang gestreckte Südküste dieser Insel ist nackt und schroff; gegen Norden aber, gegen die Küste von Attika hin, dacht sie sich flacher ab, und hier muß daher das Lager der Egyptier und des Patrollos gewesen seyn, dem die Klippe ihren Namen im späteren Alterthume verdankte, während die egyptische Flotte in der kleinen Bucht zwischen der Insel und dem Lande vor Anker lag.

Mit Mühe wand sich unser kleiner Kutter durch angestrengtes Rudern aus einer Windstille hinaus, in welche wir unter der Patroklosinsel gerathen waren; und als wir sie glücklich im Rücken hatten, schimmerten uns zu unserer Linken die weißen Säulen des Athenentempels auf Sunion entgegen, und zugleich faßte uns ein frischer Nordwind, der uns schnell an dem Vorgebirge und an der Insel Helene ** vorüberführte. Dabei aber blieb die Luft so mild und der Sonnenschein so warm, daß wir nicht allein ohne Mäntel auf dem Verdecke uns aufhalten,

* Ἀ φλέβιας, wahrscheinlich Phabra, Strabon 9, S. 244 Tchn.

** Strabon, ebend.

* Ptolemäos, Sohn des Lagos, schickte diesen Patroklos den Athenäern gegen Antigonos zu Hülfe: Pausan. 1, 1, 1; Strabon, ebendas. Die Insel hieß von ihm Πατρόκλου νῆσος oder Πατρόκλου χάραξ.

** Wo nach einer Angabe Paris sein Beilager mit Helena hielt; jezt Makronisi. Vergl. Pausan. 1, 35, 1; Strabon 9, S. 245 Tchn.

ſondern mein Reiſegefährte auch durch Zeichnen einiger Matroſen ſo wohl ſich ſelbſt, als noch mehr die Schiffsmannſchaft ergötzen konnte, die an dieſer verteufelten Kunſt (διαβολημένη τέχνη), welche ihre ſchönen, markirten Geſichter ſo ſchnell in wenigen Strichen auf dem Papier wiederzugeben wußte, ihr herzlichſtes Wohlgefallen hatten. So kam der Abend heran, mit ihm ein conträrer öſtlicher Wind, der uns erſt nach langem Kreuzen in dem Kanal zwiſchen Keos und Kythnos erlaubte, das nördlichſte Vorgebirge dieſer Inſel, das Kap Kephalos, zu umſchiffen und in den kleinen Hafen von Hagia Irene einzulaufen, wo wir um drei Uhr nach Mitternacht landeten.

Die Ortſchaft H. Irene beſteht nur aus einer gleichnamigen Kapelle und vier oder fünf Häuſern, die an dem ſüdlichen Arme einer gabelförmigen Bucht liegen, welche ſich gegen Nordoſten, gegen die Inſeln Gyaros und Andros öffnet, und an deren nördlichem Arme ſich die warmen Quellen befinden, von welchen Kythnos ſeinen heutigen Namen Thermia (τὰ Θερμιά) erhalten hat. Mit Tagesanbruch gingen wir nach der eine ſtarke Stunde vom Hafen entfernten Hauptſtadt Meſſaria (ἡ Μεσσαρία) hinauf, die ohngefähr in der Mitte der Inſel liegt und gegen achtzehnhundert Einwohner zählt. Man quartierte uns bei einem der Archonten des Ortes, in einem großen, unwohnlichen Zimmer ein, das ſtatt der Fenſter, wie alle übrigen Häuſer der Inſel, nur hölzerne Läden hatte, und mit einigen wurmſtichigen hölzernen Stühlen, Kiſten und Kaſten aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert möblirt war. Hier ſollten wir überdies mit der Familie pêle mêle wohnen und ſchlafen, was, trotz der wohlgemeinteſten Gaſtfreundſchaft, doch keine ganz angenehme Ausſicht gewährte. Da man uns aber höflichſt, wenn gleich mit einiger Unwahrheit, verſicherte, daß es durchaus keine beſſere Wohnung gebe, und überdies ein heftiger Regen eintrat, der den ganzen Tag anhielt, ſo ergaben wir uns vor der Hand in unſer unbequemes Schickſal. Allein als unſer Bedienter gegen Abend ein Haus ausfindig machte, wo wir ein beſonderes Zimmer mit Glasfenſtern und einem bretternen Fußboden — das einzige in der ganzen Stadt — für uns allein erhalten konnten, glaubten wir es uns ſelbſt ſchuldig zu ſeyn, uns dieſen Luxus nicht zu verſagen, brachen etwas barſch die kaum angeknüpfte Gaſtfreundſchaft ab und bezogen froh wie die Könige unſere gegenwärtige Reſidenz.

Am Morgen des 23ſten Decembers hatte der Regen aufgehört und wir ritten auf Mauleſeln nach dem Thal der warmen Quellen hinunter, auf welche H's. Miſſion eigentlich gerichtet war. Ganz Kythnos iſt ein großer und ziemlich hoher, nur durch eine Menge enger Thalſchluchten oder vielmehr Ravins zerklüfteter Felsrücken von Glimmer- und Marmorſchiefer, mit großen, hin und wieder eingeſprengten Quarzblöcken untermiſcht. Die Inſel gleicht daher in ihrem Anſehen wie in ihrer Naturbeſchaffenheit den meiſten Theilen von Tenos und Jos; doch nähert ſich die Formation der Berge mehr der von Melos. Die Wege ſind über alle Beſchreibung holpricht, wie die von Tenos, dafür aber auch die Maulthiere eben ſo gewandt und ſicher wie die Teniſchen im Hinauf- und Hinabklimmen dieſer Wege. Auffallend und eigenthümlich iſt die Bauart der Steinwälle, mit welchen die ſchmalen Pfade eingefaßt ſind; um ſich die Arbeit leichter zu machen und zugleich ihnen mehr Feſtigkeit zu geben, richtet man von je einem bis zu drei oder vier Schritten von einander eine große Schieferplatte ſenkrecht auf und füllt die Zwiſchenräume mit kleinen, horizontal über einander geſchichteten Bruchſtücken aus. In einer Stunde hatten wir die Quellen erreicht und beſchäftigten uns den ganzen Tag mit der Ausmeſſung und Aufnahme des Terrains.

Dieſe warmen Waſſer (τὰ θέρμα, mit zurückgezogenem Accente), welche ſich in einer kleinen Thalbiegung am nördlicheren Arme des Hafens von H. Irene finden, entſpringen nur etwa zweihundert Schritt vom Ufer, am Fuße einer mäßigen Anhöhe aus Schieferfelſen. Die Ebene von hier bis an's Ufer iſt durch die überfließenden Waſſer mit einer feſten Kruſte von einer poröſen, leicht zerbrechlichen Steinart überdeckt worden, die durch die ſich abſetzenden Eiſentheile eine röthliche, hin und wieder ſchreiend rothe Farbe angenommen hat. Doch münden die Abzugskanäle ſich nicht unmittelbar in's Meer, ſondern fallen in eine kleine Salzlagune am ſüdlichen Rande der Ebene, welche einen Abfluß in's Meer hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Klopſtok an Angelika Kauffmann.

A Monsieur Monsieur Schönborn, Secrétaire d'Ambassade de Sa Majesté le Roi de Danemarc à Londres.

Hamburg, den 14ten März 1780.

Dieſer Brief, liebſter Schönborn, iſt an Angelika; ich ſchicke ihn indeß an Sie, weil ich nicht weiß, ob Angelika noch in Golden-Square wohnt, und ich ſehr ungerne ſähe, wenn er verloren ginge.

Meinen wärmſten, beſten Dank, liebſte Freundin, daß Sie Zeichnungen zum Meſſias machen wollen. Ich mochte Ihnen das nur nicht ſagen, weil ich glaubte, daß Sie zu viel zu thun hätten, ſonſt hatte ich es lange vor. Wenn ich jemals lebhaft gewünſcht habe, Sie zu ſehen, ſo iſt es jezt. Was würden wir uns da in kurzer Zeit über die Sache ſagen, und wie wenig werde ich Ihnen davon in einem langen Brief ſchreiben! — Die Engel alſo mit Flügeln? meinen Sie? Können Sie ſechs Flügel

ſchön zeichnen? So ſah der Prophet die Engel, und ich möchte wohl, daß Eloa und Gabriel ſo gezeichnet würden. Aber die Engel müſſen auch ohne Flügel kennbar ſeyn: etwas Leichtes, Schwebendes, Helles, kaum Körper; ſo auch die auferſtandenen Heiligen, aber doch von den Engeln verſchieden, nicht bloß dadurch, daß ſie keine Flügel haben. Das Alles, Angelika, müſſen Sie erſt noch erfinden, denn es iſt noch nicht da. Raphael ſelbſt (ich rede freilich nur von Kupferſtichen) hat bis auf St. Michael noch keine Engel gemacht. — Und nun Chriſtus! Unter allen Chriſtusköpfen, die ich geſehen habe, hat mir nur Einer von Guido gefallen; allein auch der war noch zu ſanft; das Erhabene muß hier über das Sanfte hervorragen. Ich zittere vor der Schwierigkeit der Sache, aber Sie brauchen nicht zu zittern, wenn Sie ſich die Vereinigung: erhaben und ſanft, das erſte herrſchend, nur recht beſtimmt denken. Nun der zweite große Punkt: dieſer Chriſtuskopf, bei allen verſchiedenen Empfindungen immer wieder, immer, der Bildung und dem Charakter nach eben derſelbe. Sie ſind über alle Berge weg, Liebſte, ſo bald Sie die Ideale von Chriſtus, den Engeln und den Auferſtandenen lebhaft und feſt in Ihrer Seele haben. Indeß ſind um das Kreuz auch Seelen noch Ungeborner mit ätheriſchen Körpern. Aber können Sie dieſe im Zeichnen nicht mehr unterſcheiden, ſo mag es ſeyn. Ich unterwerfe dies Alles natürlicherweiſe Ihrem Urtheile. Von den Menſchen Petrus, Johannes, Judas u. ſ. w. ſagen Sie mir Ihre Meinung; vielleicht kann ich Ihnen einige nicht ganz überflüſſige Anmerkungen darüber machen. Aber die Hölle! Hier zittern Sie nicht vor der Schwierigkeit der Vorſtellung, ſondern vor der Sache. Erholen Sie ſich, Liebſte: nichts Scheußliches! aber Schreckliches, ſehr Schreckliches! Sehr Schreckliches, ſagen Sie, kann ich nicht zeichnen, ich mag es nicht denken. Keine Hülfe, Beſte, Sie müſſen! Ich will Ihnen indeß einen guten Moment geben, den, da Abbadona Satan widerſpricht (wir wollen immer die Verſe des gewählten Augenblicks darunter ſetzen). Aber hier müſſen Sie ſich viel noch Schrecklicheres für einen andern Auftritt der Hölle, den, da ſich die böſen Engel für Todtengerippe halten, aufſparen. Sie erlauben mir, Ihnen die Entwürfe zu machen; Sie ſagen mir dann, was Sie zeichnen und nicht zeichnen können, ich meine, was, gezeichnet, Wirkung hervorbringt. Ich ändere dann an meinen Entwürfen, und zulezt kommen wir über jede Miene und Stellung überein. Wie viel könnten wir in kurzer Zeit thun, wenn Sie über Hamburg nach Italien reisten? Sie wählen das Format; mich däucht, es muß groß Folio ſeyn, damit Sie Raum haben. Wie viel Kupfer? Die Zahl der Geſänge beſtimmt hier nichts: wenn gewiſſe Sachen vorgekommen ſind, ſo müſſen gewiſſe andere auch vorkommen. So nur kann die Sammlung zu einem verhältnißmäßigen Ganzen werden. Ich ſehe gegen fünfzig Kupfer voraus. Ich denke, wir geben es ſtückweiſe heraus, auf Subſcription. Ich mag nicht noch einmal auf den Meſſias ſubſcribiren laſſen. — Sie thun es alſo? Ich laſſe an Zeichnungen neuer deutſcher Lettern arbeiten. Mein Satz dabei iſt: ohne alles Ueberflüſſige, das Eckigte ſtumpf und die eiförmigen Züge (dieſe herrſchen in unſern Lettern) ſo ſchön, wie möglich. Sie ſollen aber Alles vorher ſehen. Haben Sie gute Formenſchneider in England? Ich kenne in Deutſchland keinen recht guten. Haben Sie mehr gute, deſto beſſer, ſo können wir die Lettern vertheilen, und bekommen ſie deſto eher. Es iſt eine langſame Arbeit. — Ich kann Ihnen nicht ſagen, Liebſte, wie ich mich zu dieſer Ausgabe des Meſſias freue. Man hat mir immer von Kupfern vorgeſagt, und ich habe immer geantwortet: ich will keine. Aber wenn ſie Angelica zeichnet, ſo will ich ſie. Allein wer ſoll ſie ſtechen? Mehr als Einer, denn ſonſt währt es mir unendliche Zeit. Ich weiß nicht, ob Sie von Preislern, dem Kopenhagner, etwas kennen, von Willen gewiß. Beide wünſchte ich als Mitarbeiter. Preisler, mein alter Freund, wollte vor langer Zeit drei Kupfer zum Meſſias machen, und dabei wollte er ſo weit gehen, daß er, nach völlig berichtigter Zeichnung, die Figuren in Thon bilden, ſie vor ſich hinſtellen und darnach ſtechen wollte. Sie ſehen, daß der Mann ſeine Kunſt kennt und liebt. — Machen Sie mir die Freude, mir bald über dieſe Sache, die mir ſo ſehr am Herzen liegt, zu ſchreiben. Ich würde Ihnen viel eher darüber geſchrieben haben, wenn ich Ihnen nicht ſchon jezt Entwürfe hätte mitſchicken wollen. Aber ſo weit bin ich noch nicht, und das, was ich Ihnen jezt geſagt habe, wollte ich nicht länger aufſchieben. Könnten Sie doch nach Hamburg kommen, ſo würde unſere Unternehmung in wenigen Tagen Rieſenſchritte thun. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Der Ihrige

Klopſtok.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, März.

(Fortſetzung.)

Archäologiſches Inſtitut. Die römiſche Handelsmarine.

Die ausgebreitete und an erfreulichen Reſultaten reiche Thätigkeit des Inſtituts, welchem es immer mehr gelingt, einen Mittelpunkt für cis- und transalpiniſche Beſtrebungen zu bilden, verdient um ſo größere Anerkennung, da es ganz von Privatmitteln abhängig iſt, und überdies hier mit manchen Rivalitäten zu kämpfen hat. Man wird unter ſolchen Umſtänden gerne glauben, daß es nicht ohne uneigennützige Opfer von Seiten derjenigen, die es begründet und geleitet,

ſich auf ſeinen gegenwärtigen Standpunkt erheben konnte. An der Spitze der Genannten ſteht noch immer der preußiſche Geſandte; die Geſchäfte des Sekretariats und der Herausgabe der Annalen, Monumente, Bülletins u. ſ. w., welche früher von den HH. Gerhard und Panofka in Rom und Paris beſorgt wurden, ſind, nachdem dieſe einen neuen Wirkungskreis in Deutſchland erhalten, an die Doktoren Lepſius und Braun in Rom übergegangen. Bei der Herausgabe einer Sammlung von Abdrücken geſchnittener Steine, von dem in dieſem Fache ſehr geſchickten Th. Cades in Rom beſorgt, iſt namentlich der hannöverſche Geſchäftsträger, Legationsrath Keſtner, thätig. Das, was vorliegt — die bedeutenden Arbeiten über griechiſche, etruskiſche, römiſche Alterthümer, namentlich über die reichen Erwerbungen, Reſultate neuerer Ausgrabungen, die dankenswerthen Aufſchlüſſe über die alte Topographie der Stadt Rom ſowohl, als anderer Gegenden, die vielen Erläuterungen von Inſchriften, die reichhaltige Chronik alles deſſen, was im Gebiete der Alterthumswiſſenſchaften vorgeht, endlich die Bekanntmachung ſo vieler wichtigen und ſchönen Denkmale antiker Kunſt durch getreue Abbildungen — alles dies gibt den beſten und erfreulichſten Beweis einer Wirkſamkeit, welche den Mitgliedern zur größten Ehre gereicht, und deren Reſultate auf allgemeine Berückſichtigung Anſpruch haben.

Wenn man die geographiſche Lage des Kirchenſtaats in Betracht zieht, der mit einem ausgedehnten Küſtenſtrich zwei Meere berührt und gute Häfen beſizt, ſo kann man nicht umhin, ſich über die geringe Bedeutung des Seehandels dieſer Provinzen zu wundern. Am auffallendſten iſt dies im Mittelmeer. Ohne Grund wäre die Behauptung, daß der gänzliche Mangel einer Kriegsmarine hier hemmend einwirke: eine Goelette vor Civitä vecchia und einige Schaluppen, deren Hauptbeſtimmung zu ſeyn ſcheint, im Hafen zu verfaulen, ſind die einzigen bewaffneten Fahrzeuge; aber dieſer Umſtand kann kaum einen Einfluß haben, wo es auf den Verkehr mit den Küſten Italiens oder Griechenlands ankommt. Um nicht von Oeſterreich, von Neapel und Sardinien zu reden, ſelbſt von einem weit kleinern Staate, dem nur das eine Littoral zu Gebote ſteht, von Toskana, ſieht der Kirchenſtaat ſich übertroffen. Es muß alſo einerſeits an der geringen Aufmunterung liegen, welche die Regierung dem Handel überhaupt zu Theil werden läßt, an einem Abgabenſyſtem, bei welchem kaum an irgend eine Blüthe zu denken iſt, andernſeits aber auch an einem Mangel an Thätigkeit bei den Küſtenbewohnern. Daß die Seite des Mittelmeers der adriatiſchen ſo ſehr nachſteht, iſt leicht begreiflich: die Ausdehnung der Küſte iſt bei weitem geringer; und es fehlt an Orten und Menſchen, der ungeſunden Luft wegen, welche die Niederungen gegen den Strand hin verpeſtet. An den großen Unterſchied zwiſchen dem Bewohner des Patrimonio und dem der Mark und der Romagna braucht hier nicht einmal erinnert zu werden. Daß aber beinahe der ganze Küſtenverkehr in den Händen von Fremden iſt, und nur eine höchſt geringe Zahl von kleinen Handelsſchiffen und ſelbſt von Fiſcherböten die Landesflagge führt, iſt eine Erſcheinung, welche ſehr gegen die Betriebſamkeit zu reden ſcheint. Die Kaufmannſchaft ſieht ſich meiſt genöthigt, ſich der neapolitaniſchen, toskaniſchen und ſardiniſchen Fahrzeuge zu bedienen, und man berechnet die Zahl der erſtern im Durchſchnitt jährlich auf 500; auch der Fiſchfang wird faſt ausſchließlich von den Neapolitanern betrieben, deren Barken man überhaupt bei den Inſeln des mittelländiſchen und ſelbſt des joniſchen Meeres ſehr häufig begegnet. Während die übrigen italieniſchen Staaten Dampfſchiffe bauen laſſen, und ſowohl in Hinſicht der Reiſenden, als für den Waarentransport ihren Vortheil dabei finden, iſt hier nicht die Rede davon, und ſardiniſche, toskaniſche, neapolitaniſche, mit jedem Jahr an Zahl, wie an Eleganz zunehmend, verſehen den Dienſt neben den franzöſiſchen. Alles läßt vorausſehen, daß dieſem Zweige binnen Kurzem eine bedeutende Erweiterung bevorſteht. So gering iſt die Thätigkeit, daß Waaren nicht ſelten beinahe eben ſo viele Zeit brauchen, um von Livorno über Fiumicino nach Rom zu gelangen, als zu einer Fahrt von London nach Livorno erforderlich geweſen iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Nürnberg, März.

(Beſchluß.)

Mittelalterliche und moderne Kunſt.

Wir haben eine deutſche Kunſt; warum entwickeln wir ſie nicht? Glaubt ihr, ſie ſey zu ſpröde, neue Verbindungen einzugehen, ſie, die ſich in Metall und Stein zu den zarteſten Blüthen erſchloß? Ihr verſtändigen Meiſter, bringt nur Vernunft zu dem Werk. Sie verbindet, ſie einigt, ſie iſt die Mutter der Schönheit, in welcher ſich alle Widerſprüche ausgleichen und alle Gegenſätze aufheben. Am Schönen hat der Verſtand keinen Theil, und ſeine Einheit iſt keine; aber die Vernunft, der Genius vereinigt auch das Fernſte und Entgegengeſezteſte innerlich und wahrhaft; er befeſtigt mit dauernden Gedanken, was in ſchwankender Erſcheinung ſchwebt, und bringt das Einzelne zur allgemeinen Weihe. — Auch die Baukunſt muß ihren Genius finden, der ſie dem Winterſchlaf entreißt, in welchen ſie der Verſtand geworfen; es wird die Knoſpe ſich öffnen und Leben athmend das Herz erquicken. Dann wird ſie wieder Charakter und Ausdruck gewinnen, wenn die Feſſeln des Verſtandes endlich gefallen und die Jahrhunderte verſöhnt ſeyn werden. Aber umgelernt muß werden, und wo ließe ſich ſo leicht der Lebensfaden einer modernen deutſchen Kunſt an die verblühte anknüpfen, als in der Stadt, in welcher der Sinn für die heimiſche Art ſo lebendig, die Muſter und Meiſterwerke ſo zahlreich und rein erhalten, der Totaleindruck ſo wenig geſtört iſt durch Anhängſel modernen Ungeſchmacks? Nürnberg wäre würdig, die Geburtsſtätte einer neuen deutſchen Baukunſt zu werden, denn ſie hat die alte am treueſten bewahrt. Möge nur der Modernismus, der an den lieblichen Erkern bereits die verſtändige Naſe angeſtoßen hat, nicht weiter gehen, als für ihn ſelbſt zu einem abſchreckenden Exempel nöthig iſt. — Nürnberg iſt wirklich die Hauptſtadt der deutſchen Städte, weil ſie die deutſcheſte iſt. Keine hat den deutſchen Charakter im Aeußern beibehalten, wie ſie, und das Aeußere iſt nur der Ausdruck des Innern. Wo könnte jezt noch ein Heideloff Gebäude in gothiſchem, in deutſchem Styl aufführen, wie in Nürnberg? Das iſt kein Zufall, keine Convenienz oder Gewohnheit, nicht Mode, wenn ein Haus nach dem andern ſich verjüngt, und der Kunſt der Vergangenheit die Friſche und Farbe der Gegenwart leiht. Es iſt kein Renaiſſance-Enthuſiasmus, ſondern natürliche Fortentwickelung. Ein Blick in Nürnbergs Gewerbsgeſchichte zeigt, daß hier keine Kluft zwiſchen jezt und vorher befeſtigt iſt, und einige Betrachtungen hierüber werden uns im nächſten Briefe beſchäftigen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 30. März 1837.

Das sind Artigkeiten, das sind Humore, das fängt spröde Dirnen, und das bringt Männer in Ansehen.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh.

Typen unserer Zeit.

Die englische Gesellschaftssprache ist sehr reich an stehenden Spottnamen für gewisse Zustände und Charaktere. Sie sind häufig, mehr oder minder witzig, dem Thierreich entnommen, und die englischen Humoristen haben eine große Gewandtheit darin, die verschiedenen Spezies der also aufgestellten anthropologischen Genera scharf zu charakterisiren. Wir entnehmen die folgenden Skizzen dem New monthly-magazine, und überlassen es den Lesern, die deutschen Spielarten des hier beschriebenen, über die ganze Erde verbreiteten Geschlechts zu zählen.

* * *

Eines der merkwürdigsten Stücke in der Menagerie menschlicher Charaktere ist der Tiger. Er kommt aller Orten vor, ist aber, gleich dem Löwen, vorzüglich von den Britten im Schoße ihrer neuesten Civilisation nach seinen zoologischen Merkmalen beobachtet und benannt worden. Der Tiger ist in mancher Hinsicht interessanter als der Löwe, schon weil er sich nicht so leicht definiren läßt. Der Löwe ist der berühmte Mann, das Individuum an der Tagesordnung, der Fremde, den Jedermann gesehen haben muß; eine zweibeinigte naturhistorische Merkwürdigkeit, ein afrikanischer Prinz, ein polnischer Held, ein Häuptling der Esquimaux; sey nun ein Ring durch die Nase, ein struppiges Haar, ein tatowirtes Gesicht, ein wunderlicher Name, der Umstand, daß er der Geliebte einer Königin ist, oder der Heiligenschein des Ruhms um sein Haupt das eigentlich Merkwürdige an ihm — gleichviel, er ist willkommen, ist ein Löwe. Auf diese Weise haben wir Cuvier und Bosco, die Königin der Sandwichinseln und Herrn v. Raumer, Ugo Foscolo und das gelehrte Schwein bei uns gesehen. Lezteres machte solches Aufsehen, daß der selige König es sehen wollte. Es schlug Karten, gab Farben an und spielte Domino. Der Löwe wurde in das ganz mit Spiegeln ausgelegte Boudoir Georgs IV. gebracht; als er sich nun hier zum wenigsten verzehnfacht sah, meinte er, er sey unter seines Gleichen, fing an zu grunzen, sich zu wälzen, und war durchaus nicht dazu zu bringen, vor dem Monarchen seine Künste zu zeigen.

Dies wäre der Löwe; aber der Tiger — wie ist dieser vielseitige Charakter eigentlich zu definiren? Zum Löwen macht einen das Geschick, zum Tiger macht man sich selbst. Alles Gesuchte, Affektirte, Uebertriebene, gewählter Anzug, auffallende Farben, gezierte Sprache, Sucht sich zu zeigen, Komödianteneitelkeit — all dies stempelt zum Tiger, und das Geschlecht zerfällt in tausend fossile und noch lebende Arten und Spielarten, vom Haustiger an, dem Bedienten, der mit unserm Uhrgehänge spazieren geht, bis zum Königstiger, Georg IV.,

der ſeinen Kopf zum feurigen Buſche machte und dritthalb Stunden unter den Händen ſeines Haarkräuslers blieb.

Der gegenwärtig lebenden Arten des Tigers ſind ſehr viele, wohl acht bis neun hundert, und ihre Claſſifikation iſt ſehr ſchwierig. Jeder Parvenu ſchließt ſich auf dieſe oder jene Weiſe der Familie an. Das Geſchlecht hat übrigens im Laufe der Generationen mancherlei Umwandlungen erlitten, und in jedem Zeitalter ſpricht ſich derſelbe Grundzug, die Sucht zu glänzen, in gewiſſen charakteriſtiſchen, die Zeit repräſentirenden Formen aus. So trug das bezeichnete Geſchlecht in Frankreich einmal rothe Mützen und ſchmutzige Wäſche, unter Bonaparte ſodann ungeheure Jabots und die prachtvollſten Diamanten, unter Louis Philippe endlich lange Haare, ſpitze Hüte und Sammtkittel. Die Tigerin zur Zeit des Directoriums trug gerade ſo viel auf dem Leibe, daß man ſah, ſie ſey faſt unbekleidet, und die jezt lebende hüllt ſich in ſo viel Ellen Seide und Mouſſeline, daß den Mann der überflüſſige Stoff, den ſeine Frau an ſich hat, mehr koſtet als das Fuhrwerk, in dem ſie fährt. Dieſe Sucht nahm im Lauf der Geſchichte alle nur erdenkliche Richtungen. Unter Ludwig XIV. iſt die ungeheure Perrücke der hervorſtechende zoologiſche Charakter; Jakob I. führt die gelben Manchetten ein, und der engliſche Georg ſieht die Elegans ſeines Hofs in der ſteifſten, geſchmackloſeſten Tracht, die ſich erſinnen läßt. Wir haben heutzutage ein prachtvolles Exemplar des eleganten Tigers am Grafen Dorſay: unter allen Dandys trägt er die Klappen ſeines Fracks am weiteſten zurückgelegt; das Kleidungsſtück ſcheint weder an Bruſt noch an Schulter anzuliegen.

Aus Irland, gewöhnlich aus Connaught oder Munſter, kommt eine ſchöne, merkwürdige Spezies zu uns: laute Sprache, gedrechſelte Phraſen, bouteillengrüner Frack, der Hut auf einem Ohr, das Haar in zwei ungleiche Hälften abgetheilt: die eine unter dem Hut, die andere daneben einen ungeheuren Buſch bildend; jagt nach Ehren und Aemtern, vorzugsweiſe aber nach Erbinnen. Weit über ihm ſteht aber der Kirchentiger: weißes Halstuch mit zierlicher Roſette, breitrandiger Hut mit ſeidener Schnur, blendend weiße Wäſche und ein Paar ſilberne Schuhſchnallen von prächtiger Arbeit; Einfachheit, Nettigkeit, eine gewiſſe Koketterie, ein gewiſſer Luxus, der nicht ſowohl in die Augen ſpringt als ſich vielmehr nur errathen läßt, die unter dem abſichtlich feſt aufgeſezten Fuße krachenden Schuhe — Alles kündigt den Mann an, der auf beſcheidenem Wege glänzenden Effekt machen will. Die alten franzöſiſchen Abbés waren nicht raffinirter im äußern Anſtand als unſere Kleinmeiſter der Hochkirche im Genfer Kragen.

(Der Beſchluß folgt.)

Briefe von den griechiſchen Inſeln.

(Fortſezung.)

Der Quellen ſind im Ganzen drei. Die am höchſten gelegene und am wenigſten warme (nur 32 bis 33° Reaumur) iſt in ein Baſſin gefaßt und mit einem Gewölbe überbaut, nach Ausſage einer Inſchrift über der Thür, im Julius 1782, durch den Flottendragoman Nikolaos Mavrogenes von Paros, der nachmals Hoſpodar der Wallachei und als ſolcher enthauptet wurde. Dies iſt bis jezt die einzige Quelle, welche von den Kranken benuzt wird. Die beiden andern entſpringen fünfzig bis ſechzig Schritt weiter ſüdlich und nur drei Schritte von einander. Trotz dieſer großen Nähe enthält ihr Waſſer doch, nach den Unterſuchungen des Herrn Profeſſor Landerer,* nicht ganz dieſelben Beſtandtheile; auch haben ſie einen verſchiedenen Wärmegrad, und zwar hat die obere abwechſelnd 36 bis 38, die untere bis zu 41° Reaumur. In der That waren einige Eier, die wir in die heißeſte Quelle legten, in weniger als zehn Minuten weich geſotten. Dieſe beiden Quellen, vorzugsweiſe die leztere, heißen bei den Eingeborenen ὁ Κάκαβος, eine Benennung, die wahrſcheinlich in ununterbrochener Tradition noch aus dem Alterthume ſtammt ** und von καίω (κάω, καύω) durch Reduplication der erſten Sylbe abgeleitet werden zu müſſen ſcheint. Beide haben eine geringe Tiefe und werfen von ihrem Boden, in regelmäßigen Zwiſchenräumen von etlichen Sekunden, Blaſen in die Höhe. Ihr Waſſer hat einen ſtarken Salzgeſchmack und iſt ſehr eiſenhaltig. Die Quellen des Kakabos blieben bis heute unbenuzt, weil es an Baulichkeiten fehlt.

In den alten Schriftſtellern ſcheint ſich keine Erwähnung der warmen Waſſer von Kythnos erhalten zu haben. Doch läßt ſich nicht bezweifeln, daß ſie bereits im Alterthum vorhanden waren und benuzt wurden. Jenſeits des kleinen felſigen Vorgebirgs, welches das Thal der Quellen gegen Norden begrenzt, zeigte uns ein Bauer am Ufer, von den Wellen überſpült, einige Ueberreſte von Mauern und Fundamenten, und in dem daran ſtoßenden Acker hatte er vor zwei Jahren mehrere alte Gräber gefunden. Fünf andere alte Gräber hat man, nur fünfzig Schritte von der obern Quelle, am Fuße der Höhen entdeckt; wie es ſcheint, von Kranken, welche ſtatt der Heilung den Tod an dieſem Badeorte fanden. Ohne Zweifel würde man auch an den Quellen ſelbſt antike Fundamente entdecken können, wenn man die ſich ſtets fortbildende und

* Περὶ τῶν ἐν Κύθνῳ θερμῶν ὑδάτων, παρὰ Ξαυερίου Λάνδερερ, Βασιλικοῦ φαρμακοποιοῦ. Ἐν Ἀθήναις 1835, 16.

** Vergl. Moeris Atticista u. d. W. καχάβη· Ἀττικοὶ κάκκαβος, Κλῆνες. Das Wort findet ſich noch im Gebrauch, in der Diminutivform τὸ καχάβι, der Keſſel.

mehr erhöhende Steinkruste durchbrechen und tiefer nachgraben wollte. Jetzt sieht man keine andern Ruinen, als einige unbedeutende Ueberbleibsel eines aus gebrannten Steinen gebauten und mit dem erwähnten Steinniederschlag der Wasser ganz inkrustirten Bassins, vielleicht aus römischer Zeit, welches, wie sich aus seiner Lage ergibt, nicht aus dem Kakabos, sondern aus der obern Quelle seinen Zufluß erhielt. Tournefort, der im Jahre 1700 hier war, erwähnt dies Bassin schon als eine Ruine; über der obern Quelle stand auch zu seiner Zeit ein Haus, allein die Wasser hatten, wie er sagt, schon ihren Kredit verloren.* Noch mehr scheint dies später der Fall gewesen zu seyn, denn der Graf Pasch van Krienen, in seiner Beschreibung des Archipelagos, ** erwähnt die Bäder gar nicht. Erst durch den Neubau des Dragomans Mavrogenes scheinen sie wieder in einige Aufnahme gekommen zu seyn; seit dem Ende des griechischen Freiheitskampfes aber ist ihr Ruf und ihre Frequenz fortwährend im Steigen, und die Zahl der aus Griechenland, aus der europäischen und asiatischen Türkei hier Heilung suchenden Kranken übersteigt jeden Sommer bereits vier- bis fünfhundert. Früherhin pflegten sie unter Zelten oder in Erdhütten zu wohnen; der zunehmende Besuch hat einige Bürger von Kythnos veranlaßt, seit einigen Jahren hier ein Logirhaus zu bauen, wenn es anders einen solchen Namen verdient. Dies Gebäude besteht aus drei niedrigen, mit dem Rücken an den Berg gelehnten und sich terrassenförmig über einander erhebenden Stockwerken; die Zimmer sind außerordentlich klein, mit hölzernen Läden statt der Fenster; der Fußboden besteht aus der bloßen, nicht einmal geebneten und festgestampften Erde, und das flache Dach, welches zugleich die Decke der Zimmer bildet, aus dünnen, mit einem Rohrgeflechte überdeckten und mit einer dünnen Erdschicht bestreuten Balken. So ist das gegenwärtige Logirhaus des ersten Badeorts Griechenlands beschaffen! Das ganze Gebäude hat weder Küche noch Herd; jeder Gast muß für sich selbst sorgen und sich durch seinen Bedienten, wenn er überhaupt einen hat, auf der bloßen Erde im Freien oder in einem Kohlenbecken auf der Terrasse vor seinem Zimmer sein Essen kochen lassen.

Eine Folge dieser schlechten Einrichtungen und der Feuchtigkeit der Zimmer ist, zumal da obendrein das Logirhaus dreißig bis fünfzig Schritte von dem Bade entfernt liegt, und im Sommer hier fast immer heftige Nordwinde herrschen, daß die Kranken, wenn sie erhizt aus dem Bade in ihre Wohnung zurückkehren, durch den kalten Wind oder die Feuchtigkeit ihres Zimmers sich häufig erkälten und an Fiebern leiden, oder denselben Rheumatismus wieder bekommen, von dem sie sich hier zu heilen suchten. Die Regierung hat daher, auf den Vorschlag des Medizinalkollegiums, beschlossen, diesen Uebelständen abzuhelfen; und hart an den Quellen ein Gebäude mit besondern Badekammern und gesunden und zuträglichen Wohnzimmern aufführen zu lassen; und den Plan zu einem solchen zu entwerfen, war eben der Zweck der Sendung meines Reisegefährten. Es ist vorherzusehen, daß, wenn die geringen zu Gebote stehenden Mittel erlauben, diesen Plan auszuführen, die erleichterte Benutzung dieser so wirksamen Heilquellen die Zahl der Besucher vermehren, und eine Quelle des Wohlstandes für die Insel werden wird. Möge nur in dem gesteigerten Wohlstande und dem lebhaftern Verkehr mit Fremden nicht zugleich auch die glückliche Ruhe und die patriarchalische Einfachheit ihrer Sitten ihren Untergang finden.

(Die Fortsezung folgt.)

* Tournefort, Reise. Th. 2. S. 14. 15 der deutsch. Uebers.

** Breve Descrizione dell' Arcipelago, del conte Pasch di Krienen, Livorno 1775 in 8.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Verschwinden eines Studenten.

Grippe, Todesfälle, Hinrichtungsgeschichten, grauenvolle Verflüchtigungsprocesse, dramatische Vorlesungen und viele heitere und kritische Theaterabende nehmen das öffentliche Interesse in Anspruch. Der Februar hat an Begebenheiten die Lücken eines ganzen Winters gefüllt, und Ihr Referent ist diesmal, ein seltener Fall, in Verlegenheit, bei dem Reichthum an Stoff nicht zu wissen, womit er anfangen soll. Billig indessen gebührt dies Vorrecht den tragischen Partien, welche für sich allein leicht einen Brief füllen mögen.

Um Mitternacht des vorlezten Tages des Januars geht ein Student, der hier Philosophie studirt, in Gesellschaft einiger akademischen Freunde aus einer Weinstube. Heiter trennt er sich von ihnen, aber nichts spricht dafür, daß er überheiter war, und ist von diesem Augenblicke an spurlos verschwunden. Das Publikum erfuhr die erste Nachricht von dieser Begebenheit, welche sich nach allen Nachforschungen in ein immer mysteriöseres Dunkel hüllt, durch eine öffentliche Bekanntmachung von Seiten des Oheims des Verschwundenen, eines hiesigen Schlächtermeisters. Derselbe forderte seinen geliebten Neffen, Helmuth Helm aus Mecklenburg, wenn er noch am Leben, auf, selbst Nachricht von sich zu geben, oder Alle, die von ihm wüßten, und in den lezten Tagen mit ihm in Berührung gekommen, der bekümmerten Familie Mittheilungen zu machen, welche auf irgend eine Spur leiten könnten. Verschwunden ist schon Mancher, und selbst in unserer polizeireichen Zeit, allein noch nie so ganz ohne Spur eines Grundes. Der Student Helmuth Helm scheint, synonym mit seinem Namen, heitern Sinnes gewesen zu seyn, in erträglicher Lage und frischer Jugendkraft. Man vermuthet nichts von politischen Verbindungen, die von irgendwoher ihm Verfolgungen zugezogen hätten, und er war weder von Reichthum, noch unglücklichen Leidenschaften geplagt, die dem Teufel in irgend einer Gestalt über ihn Macht gegeben hätten. Nur so viel wurde ermittelt, daß er an jenem Abend mit der Pfeife im Munde von einem

Gensdarmen betroffen ward. Rauchen auf offener Straße ist bekanntlich hier, wenn auch kein Staatsverbrechen, doch ein Stadtverbrechen, welches die Pfeife kostet und eine Geldbuße. Ja, letztere soll sogar künftig in eine Leibesstrafe umgewandelt werden, weil der verbrecherische Sinn der Berliner in dieser Beziehung immer zunimmt, und man eine Auflehnung gegen die öffentliche Ordnung in der Wurzel ersticken will, von der man nicht weiß, wohin sie einst führt. Auch der Gensdarme wollte das Seinige dazu thun; aber in der Handhabung der Gerechtigkeit wurde er durch den Klang der Stimme des Studenten betroffen. Helmuth sprach plattdeutsch, der Gensdarme deßgleichen; auch er war ein Mecklenburger. Das Pflichtgefühl kam in Collision mit der patriotischen Theilnahme für den Landsmann. Jenes unterlag, und er ließ den Letztern die Pfeife auslöschen und einstecken. Aus Dankbarkeit, und um mit ihm über vaterländische Angelegenheiten zu sprechen, verredete Helmuth den Gensdarmen, mit ihm ein Glas trinken. Wein schlug dieser aus, weil es zu sehr gegen seine Pflicht verstoße, aber ein Glas Bier nahm er in einem Keller an — es schien ihm nur eine halbe Versündigung — aus diesem stiegen Beide heraus und trennten sich. Der Gensdarme ward nach Helms Verschwinden zur Untersuchung gezogen. Glücklicherweise konnte er sich aber ausweisen, daß er von ihm in Gegenwart Anderer Abschied genommen hatte. Auch von diesen hatte sich der Student wieder, ohne irgend Verdacht erregende Umstände, getrennt. Trotz dem, daß der Gensdarme, als er in Freiheit gesetzt war, es als einen Ehrenpunkt betrachtete, dem Verschwundenen auf die Spur zu kommen, trotz unsers genialen Polizeiinspektors Duncker, der in Entdeckung von Verbrechen durch Mauern sieht, ist nichts ermittelt.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, März.

(Beschluß.)

Die Handelsmarine.

Besser sieht's im adriatischen Meere aus, wo die Handelsmarine weit zahlreicher und den Bedürfnissen genügender ist. Hier ist indessen der Kreis natürlicherweise beschränkt, und überdies befindet sich der Fischfang, der nicht unbeträchtlichen Erwerb liefert, großentheils in den Händen der Küstenbewohner des lombardisch-venetianischen Königreichs, welche überhaupt in diesem Striche bei Weitem das Uebergewicht haben. Die päbstlichen Fahrzeuge besuchen die Häfen Istriens, Dalmatiens, Albaniens, der jonischen Inseln und Morea's, am meisten aber Triest und Venedig. Nach ersterm Hafen mögen jährlich etwa 400 Barken gehen, die aber nur zum Theil päbstliche Flagge führen. Die sogenannten Trabaccoli, wie die größern dieser Fahrzeuge heißen, welche nach Dalmatien und Griechenland fahren, sind nicht eben als besonders gute Segler berühmt; sie bleiben nach althergebrachter Sitte so viel wie möglich an der Küste, und suchen bei dem geringsten drohenden Anzeichen von ungünstigem Wetter und Winde den Hafen zu erreichen, wo sie ruhig liegen bleiben, so lange irgend eine verdächtige Welle sich zeigt, so daß sie nicht selten vier Wochen zur Fahrt nach Corfu brauchen, eine Strecke, die man in 48 Stunden zurücklegen kann. Die Ausfuhr besteht in Käse, gesalzenem Schweinefleisch, Lammfellen, Hanf, Wein, Schwefel, gewöhnlichem Töpfergeschirr und einigen wenigen andern Industrieprodukten; die nach den neapolitanischen Küsten ist von sehr geringem Belange. Von Triest und einigen andern nördlichen Häfen kommen jährlich im Durchschnitt 400 Fahrzeuge, großentheils nach Ancona; aus Apulien etwa 200. Eine nur etwas regelmäßige Verbindung zwischen den adriatischen und mittelländischen Küsten des Kirchenstaats mittelst nationaler Fahrzeuge findet nicht statt, so sehr sie auch zu wünschen wäre, und so bedeutenden Vortheil sie auch den diesseitigen, wie jenseitigen Provinzen verspricht. — So ungenügend im Allgemeinen für Hafeneinrichtung u. s. w. gesorgt ist, so kann Ancona sich doch in Einer Hinsicht mit den größten Häfen messen. Es ist dies der Fall mit der Quarantäneanstalt. Das schöne und bequeme Lazareth, ein völlig isolirtes, geräumiges Fünfeck bildend, in der Mitte ein Hof, in welchem eine Kapelle sich erhebt, wurde im Jahr 1752 von dem bekannten Architekten Vanvitelli gebaut, und kann auch noch in unsern Tagen zum Muster dienen. — Man ist vielfach zu der Einsicht gelangt, wie nachtheilig die obenberührten Verhältnisse sind, und welchen geringen Nutzen man aus der ungemein günstigen Lage des Landes, aus der Neigung der Küstenbewohner des adriatischen Meeres zum Seeleben und aus andern Vortheilen zu ziehen versteht, die ebenfalls ein Gewicht in die Wagschale werfen, wie der Reichthum an vortrefflichem Schiffbauholz, an gutem Hanf für die Verfertigung von Segeltuch und Stricken u. s. w. Man kann sich eben so wenig verhehlen, daß die Thätigkeit des Seehandels im Vergleich mit frühern Jahren sehr abgenommen hat. Noch gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zählte man in den Häfen des adriatischen Meeres über 400 Barken von 500 Rubbien, und eine weit bedeutendere Zahl kleinerer, die unter päbstlicher Flagge fuhren; jetzt findet man nur 283 größere und 562 Fischerbarken. Unmittelbarer Verkehr mit andern als Nachbarländern findet nicht mehr statt, und schon dadurch gehen die Hauptvortheile verloren. Zwischen Ein- und Ausfuhr besteht kein Verhältniß, namentlich was Produkte der Industrie betrifft, in einem Lande, welches so wenig fabrizirt und so Vieles aus dem Auslande kommen lassen muß. Es ist von Vielen bemerkt worden, daß die sehr hohen Zölle, welchen die Fahrzeuge, ohne Unterschied, ob nationale oder fremde, in den Häfen des Staates unterworfen sind, dem Aufschwung der Schiffahrt unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. Eine Zeitlang genossen die Einheimischen des Vortheils, daß man ihnen den sechsten Theil an diesen Abgaben erließ, und man versichert, der günstige Einfluß dieser Maßregel sey sogleich in vermehrter Thätigkeit, namentlich im Schiffbau, sichtbar gewesen, während die Zahl der fremden Schiffe sich verhältnißmäßig vermindert habe. Aber diese Vergünstigung wurde bald zurückgenommen. Die Abgaben und Gebühren, die eine Menge Namen haben, wie Anterzoll, Sanitätsrechte, Hafenpolizei, Paß, Patente, Kommandobriefe, namentlich aber eine Gemeindeabgabe, Collatico genannt, sind viel zu hoch, namentlich in Civita vecchia, dessen Handel, jetzt fast nur ein indirekter mit den italienischen Mittelmeerhäfen und mit Marseille, im Vergleich mit seinem Bestande zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf weniger als die Hälfte gesunken ist. Viele Fahrzeuge, welche Waaren für Rom und das Inland führen, laufen gar nicht mehr dort ein, sondern segeln sogleich nach Fiumicino oder Ripagrande. — Wenn sogar einflußreiche Personen alles dies nicht leugnen können, wenn selbst der große Haufen durch die unverhältnißmäßige Theurung mancher Gegenstände täglichen Bedürfnisses auf die Erkenntniß der Wahrheit hingewiesen wird, so muß es um so trauriger erscheinen, daß kein Versuch zur Abhülfe vielfacher und complizirter Uebel gemacht wird.

Beilage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 77.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 31. März 1837.

— Lang schon einsam steht ihr, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist, ihr schönen
Inseln Jonien's!

Hölderlin.

Briefe von den griechischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Wir kehrten am folgenden Morgen zu den Thermen zurück, um die Ausmessung des kleinen Thales zu beendigen, und brachen gegen Mittag von hier nach dem sogenannten Paläokastron auf. Der Weg steigt den ziemlich hohen und langen Bergrücken hinan, welcher die Nordwestseite der Insel bildet und gegen Nordosten in das Vorgebirge Kephalos ausläuft. Auf dem Rücken dieses Berges, eine Stunde von den Thermen, liegt das Kloster h. Georgios, jezt, in Folge der Aufhebung der meisten Klöster, verlassen, was unsern Maulthiertreibern wiederholte fromme Stoßseufzer auspreßte. Zehn Minuten nordwestlich von dem Kloster liegt Paläokastron, auch das Schloß der Schönen, τῆς ὡραίας τὸ κάστρο genannt, auf dem schmalen Gipfel eines furchtbar schroffen Felsens, der in die See hinaus hängt und nur durch einen schwer zugänglichen Isthmos mit dem Berge verbunden ist, den Ruinen von Karthäa auf Keos gerade gegenüber. Es ist die Ruine eines wohlbefestigten Städtchens aus den lezten Jahrhunderten des Mittelalters, und scheint damals der Hauptort der Insel gewesen zu seyn. Die Mauern, so viel von ihnen noch an den Felsen klebt, sind von fränkischer Bauart und haben Schießscharten; im Innern sind nur unförmliche Trümmerhaufen. Von dem Gipfel des Felsens hat man eine weite Aussicht; man entdeckt den Peloponnes, Hydra, Aegina, die Gerania bei Megara, Belbina, Sunion, Keos, Karystos, Andros, Gyaros, Tenos und Syros. Der Umfang der Festung ist gering, und sie kann höchstens 1500 bis 2000 Seelen enthalten haben. Dennoch hat dies Schloß der Schönen auch seine Ilias, seine Ἴλιου πέρσις, gehabt, in einem Volksliede, das seinen Untergang besang; allein die Führer versicherten uns, daß die lezten alten Leute, welche es noch auswendig gewußt, bereits gestorben wären. Hier hausten — so erzählte das Lied — vor Jahrhunderten arge Seeräuber, welche das Meer bis Keos (acht bis zehn Seemeilen weit) vermittelst einer langen Kette zu sperren und so viele Schiffe zu fangen pflegten. Die großen Schätze und Reichthümer, welche sie gesammelt hatten, lockten die Türken, und sie kamen mit großer Macht hieher; allein sie belagerten das unzugängliche Felsennest ein Menschenalter lang vergebens, oder, wie das Lied sagt:

Χρόνους δυώδεκα τὸ πολεμοῦσανε,
καὶ ἄλλους δεκατεσσάρους δὲν ἐμποροῦσανε.

Endlich verkleidete sich ein junges Türklein* als eine schwangere Frau, nahm noch einen Säugling in die Arme

* Ich fand später in der Stadt ein altes Mütterchen, welches noch einige Bruchstücke dieses kythnischen Nationalepos

und begehrte so Einlaß, als ein unglückliches, von dem Feinde verfolgtes Weib. Die Tochter der Pförtnerin öffnete aus Mitleid das Thor, und die in einem Hinterhalt versteckten Belagerer drangen ein, metzelten die Vertheidiger nieder und legten das Städtchen in Asche.

Etwas Wahres muß wohl dieser Geschichte zu Grunde liegen, zumal da eine Familie in Messaria noch ein auf Holz gemaltes Marienbild besizt, dessen eine Ecke angebrannt ist, und von dem sich eine Tradition erhalten hat, daß es aus den Flammen von Paläokastron gerettet worden sey, als die Türken die Stadt verbrannten. Wahrscheinlich wurde Kythnos, wie die meisten Inseln, von Barbarossa im vierten Decennium des sechzehnten Jahrhunderts erobert und unterworfen; der Rhapsode aber, der das Lied gedichtet, erweiterte die Begebenheit und schmückte sie nach seinem Bedürfniß aus. Indeß weiß ich nicht, ob die Geschichtschreiber jener Zeit die Eroberung von Kythnos dem Barbarossa beilegen.

Wir kehrten von hier auf demselben Wege nach Messaria in unsere Wohnung zurück und gingen am folgenden Morgen, den 25sten December, nach Hebräokastron an der Westseite der Insel. Die Entfernung beträgt etwa fünf Viertelstunden. Der Weg liegt größtentheils längs dem Rande eines langen und gewundenen, gegen N.W. sich öffnenden fruchtbaren Thales, in welchem viele Weingärten sind, aber nur wenige und verkrüppelte Feigen- und Maulbeerbäume. Auf der Hälfte des Weges steht eine Kapelle der Panagia, mit einigen kleinen Triglyphen aus parischem Marmor, einem kleinen jonischen Kapitell und einigen andern unbedeutenden Bruchstücken. Hierunter sind auch zwei cannelirte Weihbeckenfüße aus schwarzem vulkanischen Stein, wie man sie von derselben Form und aus dem nämlichen Material (häufig jedoch auch aus Marmor) über ganz Griechenland in Menge findet. Diese Säulchen aus schwarzem vulkanischen Stein müssen offenbar ein gemeinsames Vaterland haben, wo sie fabrikmäßig zu Hunderten oder gar Tausenden gefertigt wurden; und zwar halte ich dafür Aegina, wo dieselbe Steinart häufig vorkommt.

Hebräokastron, auch Ῥηγόκαστρον oder das Königsschloß genannt, war die alte, gleichnamige Hauptstadt von Kythnos und lag ungefähr an der Mitte der Westküste der Insel auf dem Gipfel, und an dem gegen das Meer gewandten Abhange eines wenigstens sechshundert Fuß hohen Berges. Ihr Hafen wurde durch eine kleine, vorliegende Klippe gebildet. Gleich nördlich von der Stadt ist die große und bequeme Hafenbucht Phykiada,* die gegen Westen durch das Felseneiland des h. Lukas geschüzt wird, und nördlich über diesem Eilande ist wieder eine Bucht, die von einer dort stehenden Säule Kolonna oder Kolonnaki heißt. Hier ist hart am Ufer eine ähnliche warme Quelle, wie die oben beschriebenen, die jedoch im Sommer gewöhnlich versiegt, im Winter aber bei Südwinde häufig von den Wellen überdeckt wird.** Auf der Südseite der alten Stadt sind zwei andere Häfen, genannt Episkopi (ἡ Ἐπισκοπή) und Merchas (ὁ Μέρχας oder Μέριχας). Die Vortheile dieser von den alten Kythniern gewählten Lage für ihre Hauptstadt sind so überwiegend und einleuchtend, daß auch die heutigen schon wieder darauf denken, sich hier anzusiedeln.

Im nächsten Briefe stelle ich zusammen, was man von der Geschichte der alten Stadt weiß, und was sich von ihr erhalten hat.

---

im Gedächtniß bewahrte. Eines der bedeutendsten darunter ist Folgendes:

Ἕνα Τουρκὶ Τουρκάκι χήρωνε γίννε,
μαῦρα φορέθηνε·
„Ἀνοίξτε μοῦ κλειὰ τῆς βαρτσόμοιρης,
„ποῦ 'μαι ἐγγαζρωμένη καὶ 'σ τὸν μῆνά μου.“
Τῆς πορταριᾶς ἡ κόρη ἐδελεάσθηνε.
Σὰν ἄνοιξ' ἡ πόρτα, χίλιοι ἐμβήκανε,
Κ'ὅσον νὰ καλαοίξῃ, δὲν ἐμετριούντανε.

Ich muß hiezu bemerken, daß das Anhängen der müßigen Verlängerungssylbe νε nicht allein an Zeit- sondern auch an Hauptwörter (z. B. χήρανε) auf Kythnos und einigen andern Inseln vorzüglich weit getrieben wird.

---

* Ἡ φυκιάδα, von der Menge des hier wachsenden Seetangs (φῦκος).

** Pasch van Krienen a. a. O. S. 104. — Landerer a. a. O. S. 9.

Typen unserer Zeit.

(Beschluß.)

Die Medizin hatte vormals sehr schöne Tiger aufzuweisen, aber diese Zeiten sind leider vorüber. Wie herrlich nahm sich der Doktor aus im rhabarberfarbigen Kleide und der Alongeperrücke, den Stock mit dem goldenen Knopf in der Hand! Heutzutage sieht man ein Paar blank gewichste Schuhe, knapp sitzende seidene Strümpfe, ein schwarzes, zierliches, auf's sorgfältigste gebürstetes Kleid aus einem Cabriolet steigen, und sieht man nun den Mann, dem Alles dies angehört, gravitätisch fein lächeln, wie eine Kammerfrau in einem vornehmen Hause, so weiß man, es ist der Hausarzt. — Ich könnte auf diese Weise noch unzählige Spielarten bezeichnen, den Groom, den Disputirer, den Weinkenner, den Dandy, den Reiter u. s. f. Der Leztgenannte z. B. ist unzertrennlich von seinen Sporen und seiner Reitpeitsche, kommt aber nie auf ein Pferd; der Disputirer trägt einen breitrandigen

Hut, einen Regenschirm und eine Brille. Sogar der Schreiber von Bloomsbury-square, wo sich kein Mensch von gutem Ton blicken läßt, weiß sich in das Tigergeschlecht einzuschwärzen: als Zeichen seines Rangs und seiner Ansprüche legt er goldene Ketten, glänzende Uhrgehänge, einen prächtigen Jabot und eine schreiend bunte Weste aus; nie trug ein Mensch Handschuhe von herrlicherem Geld, und nie war ein Hemd in wunderlichere Falten gelegt; auf dem Ball trägt er nur Beinkleider von schwarzem Atlas, und sein ganzer Anzug ist eine Carrikatur der Tracht im Westende der Stadt.

Auch im Hausrath zeigt sich dieses Unwesen: beim wahren Tiger müssen gegenwärtig Möbeln, Malereien, Verzierungen, Tapeten à la Rococo seyn; nicht den Geschmack des Herrn, seinen Reichthum, seine Originalität soll man bewundern. Wenn er so recht häßlich ist, so gefällt er sich in einem Schlafzimmer, das dem Boudoir einer Modedame gleicht, und sein Satyrsgesicht ruht auf weißen Atlaskissen. Nichts dünkt ihm abgeschmackter als die alte Maxime des guten Tons und des guten Geschmacks: sich nicht breit und nicht viel Lärm machen.

In fünfzig Jahren weiß vielleicht kein Mensch mehr, was ein Tiger war. So tauchen in jeder Generation neue Spottnamen auf, um in der folgenden wieder unterzugehen. In welchem Wörterbuch findet man z. B., daß Ratte lange Zeit einen Menschen bedeutet hat, der von der besiegten Partei zur siegenden übergeht; daß Leute, die sich, was so häufig geschieht, um gewissen Zudringlichkeiten zu entgehen, auf's Land oder nach Boulogne zurückziehen, Lerchen heißen; daß Quitz eine Eigenheit bezeichnet, welche auf die gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit den bedeutendsten Einfluß gehabt hat? Die Franzosen, Meister im Quitz, haben das Wort persiflage erfunden, das so ziemlich dem englischen Quitz entspricht. Wo sind die Grenzen der Sprache? wer kann zu ihr sagen: bis hieher und nicht weiter? Wir, die Erfinder des Gases, des Kaoutschuks, der Eisenbahnen, der Luftkissen, der hydraulischen Lampen, der Kamine aller Art, der falschen Toupets und der Dampfmaschinen, sollten uns mit einer eng begrenzten Sprache begnügen? Für neue Entdeckungen braucht es auch neue Worte. So mußte die kalte, schneidende Mystifikation im Schooße einer gesellschaftlichen Welt voll Langeweile, Förmlichkeit und Bosheit entstehen, wo Jeder den Kitzel hat, sich über seinen Nebenmann lustig zu machen, und dabei ganz ernsthaft und moralisch auszusehen. Der Quiz ist ein in Eis gestähltes, scharf geschliffenes Messer. Voltaire war der eigentliche Dämon desselben, und er hat sich in siebzig Bänden über die Welt lustig gemacht. Das liebenswürdigste, graziöseste Mitglied der Brüderschaft der Quizzers war Lord Chesterfield, während Horace Walpole als der Dandy und Bolingbroke als der Philosoph derselben erscheinen. Georg IV. brachte sein Leben unter ausgelernten Spöttern zu; der eine brachte ihn dahin, daß er seinen Park mit Minarets und Kuppeln bespikte, ein anderer, daß er sich im fünfzigsten Jahr als schottischer Häuptling mit nakten Beinen kleidete, ein dritter, daß er einen Bach anlegte und Tausende von Pfunden verschwendete, um Goldfische darin zu hegen. Die ernsthafte Persiflage ist wohl nirgends so häufig als in England, und dies hängt mit dem Wesen der Verfassung zusammen. Gar oft ist die königliche Thronrede nichts anderes, und die Antwort der Gemeinen gleichfalls. Canning hat sein Lebenlang die beiden Häuser persiflirt, und beim glühendsten Feuer seiner Beredsamkeit lauerte im Hintergrunde ein feiner Spott, der dem scharfen Beobachter nicht entging. Auch Bonaparte hat sich in seinen Bulletins gar oft dieser Form bedient, welche bei den Menschen immer ihr Glück macht, und desto mehr, je ernster und feierlicher man dabei auftritt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beschluß.)

Verschwinden eines Studenten. Luft an Hinrichtungen. Die Grippe. Das Fest der Freiwilligen.

An einen Raubmord, an ein Vergraben des Leichnams ist unter diesen Umständen kaum zu denken, obwohl man jezt darauf Gewicht legt, daß Helm eine kleine Geldsumme von Hause erhalten, und sie an dem Abend bei sich getragen haben soll. Auch ist kaum denkbar, daß er unvorsichtig in einen der Kanäle gestürzt sey, die allerdings in der Nähe des Terrains, wo er verschwand, liegen. Denn gesezt auch, daß er in einem trunkenern Zustande sich befand, als man irgend Grund hat anzunehmen, so sind diese Gräben durch Gitter wohl verwahrt. Wäre er aber mit Gewalt hinabgestürzt worden, etwas, was in Berlin, so viel man weiß, noch nicht vorkam, so müßte der Körper innerhalb der vielen Schleusen aufgefunden seyn; auch ist die Spree kein so reißendes Wasser, daß sie nicht innerhalb eines Monats jeden versenkten Körper wieder an ihre Oberfläche brächte. — Da man aller Vermuthungen baar ist, die auf einen gewöhnlichen Mord oder Tod schließen lassen, so griff die Phantasie nicht ungern zum Außergewöhnlichen, und man sah den Akt eines Vehmgerichts, wie gegen den Studenten Lessing in Zürich, dämmern. Gerüchte sind leicht gemacht. So mußten die Studenten, mit denen er erwiesenermaßen aus der Weinstube gekommen, am grauenden Morgen des nächsten Tages Berlin verlassen haben, und in Bonn angekommen, ward der Eine, in der ersten Stunde seines Daseyns, ermordet. Dies alles ist erfunden; aber seltsam genug ist, daß acht Tage nach dem Verschwinden durch einen anonymen Brief der Behörde die silberne Uhrkette, welche Helm um den Hals getragen, überreicht wurde; die dafür angegebenen Gründe sind unzulänglich. Alle andern Gründe, politische Motive

hinter dem Schleier zu ſuchen, fehlen. Das Faktum aber, daß ein Student mitten in Berlin, in einer Nacht, die Gaslaternen erhellen und Nachtwächter durchziehen, ſpurlos verſchwinden kann, iſt ſo eigenthümlicher Art, daß die allgemeine Aufmerkſamkeit, die es erregt, wohl begründet erſcheint. Auch eine Moral kann man daraus ziehen. Wenn der Gensdarme ſtreng ſeine Pflicht geübt und dem Studenten die Pfeife genommen, oder ihn gar arretirt hätte, ſo wäre der Student vielleicht nicht verſchwunden. Ich weiß aber nicht, zu weſſen Nutzen ſie wäre.

Blutdürſtig iſt ein norddeutſches Publikum nicht, und doch eine ſo unwiderſtehliche Begier nach Hinrichtungen! Ich rechne nicht dazu eine durch die Umſtände gerechtfertigte Furcht des gebildeten Publikums vor einer Begnadigung, durch welche jener Portepéefähnrich in Frankfurt a. d. O., welcher mittelſt intendirten, kaltblütigen Meuchelmords ſeinen Vorgeſetzten umgebracht, dem Tode entzogen würde, eine Begnadigung, welche, wenn ſie erfolgte, unüberſehbar traurige Folgen haben könnte. Ich meine die rohe Luſt in einem gutmüthigen Volke, öffentlichen Executionen beizuwohnen. Alljährig ein oder ein paar Mal iſt der Platz am Rathhauſe von Menſchen überfüllt, weil es heißt, es werde Jemand am Pranger ſtehen. Jetzt erwartet man die öffentliche Hinrichtung, durch das Rad an einer Gattenmörderin vollzogen. Vorher bekannt gemacht wird es nicht, um den Andrang des Volkes nicht zu vermehren; aber die eiferſüchtige Begier, daß der Tag ja nicht verfehlt werde, iſt immer wach, und man zifcheit ſich einen Termin um den andern zu, wo es beſtimmt geſchehen werde. Dann umſtehen dichte Volksmaſſen das Gefängniß, und es iſt unmöglich, ſie zu beſchwichtigen und zum Auseinandergehen zu bewegen. So war kürzlich an einem Freitag der ganze Molkenmarkt, auf dem die Stadtvogtei und das Polizeigebäude liegt, überfüllt mit Menſchen, welche abſolut die Verbrecherin zur Richtſtatt geführt ſehen wollten. Vergebens predigen die Polizeikommiſſäre, ihre Hoffnung ſey thöricht. Ein höherer Beamter, Einige nennen den Präſidenten ſelbſt, muß vortreten und ihnen daſſelbe ſagen. Auch ſeine Rede klingt zu tauben Ohren, er gibt ſein Wort darauf, die Frau werde heute nicht abgeführt. Ein, vermuthlich von der Diplomatie ſchon öfter getäuſchter Spießbürger ſchüttelt den Kopf zum Nachbar: „Ja, es kann ſind, und kann auch nicht ſind!“ Da läuft plötzlich das Gerücht durch die Menge: „Was ſteht ihr hier und wartet noch? Sie ſind längſt fort und ſchon draußen!“ Augenblicklich ſchmilzt, wie Schnee an der warmen Frühlingsſonne, der unermeßliche Volkshaufe. Der Galgen vor dem Oranienburger Thore iſt über eine Stunde entfernt, und ein unendlicher Zug wallt da hinaus. Neue Unruhe: es iſt zu ſpät. Dunkle Figuren ſind ſchon in Bewegung auf dem Galgen. Athemloſes Stürzen; bald darauf ſchallendes Gelächter. Welcher Spaßvogel die Menge dort auf dem Molkenmarkt getäuſcht, wird nicht bekannt; aber auf dem Galgen ſind es ein paar Gaſſenbuben, die, hinaufgeklettert, an den Pfeilern ihre Kurzweil treiben! relata refero. Ob ſolche Züge, und in anderer Form kommen ſie überall vor, mit dem Humanitätsfortſchritt ſtimmen, der die Abſchaffung der Todesſtrafe zur Nothwendigkeit machen ſoll?

Die Grippe nimmt, ſtatt zu weichen, auch hier eine ernſtere Geſtalt an, wie denn der verdrießliche Winter Unglücksfälle mancherlei Art in ungewöhnlicher Zahl mit ſich führt. Nie hörte man von ſo vielen Armbrüchen, Beinbrüchen namhafter Perſonen. Auch ſcheint der atmoſphäriſche Luftdruck auf die Stimmungen influenzirt zu haben: mehrere Selbſtmorde ſind in angeſehenen Familien vorgefallen. Ein achtungswerther Staatsbeamter, der Präſident des kurmärkiſchen Pupillenkollegiums, v. Schere, iſt mit Andern jener Krankheit als Opfer gefallen. Der Präſident eines ausgebreiteten Vormundſchaftsgerichts iſt in unſerm Lande eine bedeutende Perſon. Bei großer Verantwortung hat er auch vielen Einfluß auf alle Familienangelegenheiten. Er kennt den Kredit aller großen Häuſer, und muß oft vermittelnd auftreten und Vaterſtelle vertreten. Es iſt daher wichtig, daß dieſer Poſten von einem Manne bekleidet wird, deſſen Perſönlichkeit ſchon Vertrauen einflößt. Dies war bei Herrn v. Schere der Fall. Bei einem ſehr wohlthätigen Sinn und Leben bewahrte ſich der alte Mann bis zuletzt eine rege Theilnahme für die Kunſt, und hat ſelbſt für ſie zwei junge Sängerinnen erziehen laſſen, auf deren ſchöne Stimme er, da ſie noch Waiſenmädchen waren, aufmerkſam wurde. Die eine iſt die berühmte Dlle. Carl, die als deutſche Sängerin ihre Triumphzüge von Cadix bis Petersburg macht, ohne, wie es oft geſchieht, in der eigenen Vaterſtadt den vollen Lorbeerkranz zu erringen.

Auch in dieſem Jahr iſt das Feſt der Freiwilligen von 1813 — 1815 wieder feſtlich begangen worden. Wie Manche auch ſchon für immer aus den Reihen der „Kameraden,“ wie ſie ſich nennen, ausgeſchieden ſind, bleibt der Andrang doch ſo groß, daß noch immer Viele von denen, welche ſich zu ſpät gemeldet haben, zurückgewieſen werden müſſen. Es iſt ein ſchönes Feſt, und beſonders wichtig, daß in dieſem Augenblicke auf die Erinnerung der That gehalten wird, wo man von der einen Seite ſie gerne vergeſſen, von der andern ihren Werth verringern möchte. Daß Trinkſprüche, kräftige Reden, Symbole aller Art vorkommen, auch alte Lieder aus jener Epoche geſungen werden, bei denen einſt das deutſche Herz ſchwoll und alle Mühſeligkeiten vergeſſen wurden, iſt billig. Strotzen letztere auch von einem Franzoſenhaß, der den jüngern Generationen ſeltſam klingt, ſo ſind ſie ja nicht Produkte von heute, ſondern unwillkührliche, naturgemäße Eruptionen eines Gefühls, das zu den reinſten und ſchönſten gehörte, deren wir uns in der deutſchen Geſchichte rühmen. Sie ſind hiſtoriſch geworden, über die Kritik hinaus. Wenn von Einigen aber noch heute dergleichen Lieder nachgedichtet werden, deren einziger Refrain iſt: „Schlagt die Franzoſen todt, denn ſie ſind unſre Feinde,“ ſo iſt dies ein Fehlgriff, der wenigſtens von den Ordnern des Feſtes nicht geduldet werden ſollte. Auch die, welche 1813 ihr Blut vergoſſen haben und 1857 noch leben, werden, trotz der ſchönſten Erinnerung an dieſe Blüthezeit ihrer Jugend, heute als Männer wenigſtens einigen modificirenden Gedanken Raum gegönnt haben. Jene neuen alten Lieder wurden geſungen und belacht, aber als der Wein ſchon die Köpfe aufgeräumt hatte. Durch den Druck ſie in's Publikum bringen, iſt ein zweiter Mißgriff, den das Publikum weniger verzeiht, als eine heitere Geſellſchaft, wo Sang und Klang den Sinn leicht verdeckt. Eine Rede des Profeſſors Kienze erregte eine beſondere Theilnahme. Indem er auf die bekannten Verunglimpfungen des preußiſchen Militärs durch Wellington kam, äußerte er: dem edlen Herzog ſey es damit nicht Ernſt geweſen; der conſervative Held habe wohl nichts Anderes damit bezweckt, als den freien Britten ihre Schläge zu erhalten. Die Rede wird in einer Beſchreibung des ſehr würdig gehaltenen Feſtes beſonders publicirt werden. — Im nächſten Briefe, der unverzüglich folgen ſoll, vom Theater.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 33 und Monatsregiſter März.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 78.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 1. April 1837.

Weh! ich erblicke
Der Elfen Tücke!
W. Scott.

Der Hausgeist.

Lieb Emma! rück nahe — noch näher mir zu,
Es ist mir so kalt und mich hungert dazu;
Ich zittre vor Frost, auch ist mir so bang,
Wo bleibet die Mutter nur heute so lang?
Sie ließ uns nicht Brod, nicht Lampenschein,
Wir Armen sitzen im Finstern allein. —
Und der weiße Mondmann
Sieht traurig durch das Fenster.

So rück ich — so sitz ich, klein Wilhelm, doch gut?
Halt du dich nur still und fasse dir Muth:
Daß wir hier so frieren, das ist uns ganz recht,
Ich glaube es selbsten, wir sind oft recht schlecht.
Jezt sing ich ein Lied dir, das kürzet die Zeit,
Vom Olof, der reitet so spät und so weit. —
Aber der Knabe war blond
Und liebte seine Mutter sehr.

„Herr Olof, der reitet so spät und so weit,
„Zu laden die Gäste zur Hochzeit bereit,
„Da tanzten" — Halt stille und sey mal ganz Ohr,
Es pocht Jemand unten, so kam es mir vor;
Jezt ist es, als wenn ich es gehen hört'.
So sieh doch, ob Mutter schon heime kehrt!
Und der weiße Mondmann
Sieht traurig in das Fenster.

Wie Emma es will, so geht auch der Knab
Und schaut von der Treppe in's Dunkel hinab:
„Ach Emma, so komm doch und sieh dir mal an,
„Da unten da geht ein ganz kleiner Mann,
„Der blizt und funkelt wie lauter Glut,
„Im rothen Habit und im Tressenhut."
Aber der Knabe war blond
Und liebte seine Mutter sehr.

Drauf Emma: „Herein in die Stube geschwind,
Daß uns das kleine Männchen nicht find!
Das ist dir sicher der böse Kobold,
Der des Nachts so giftig im Schornstein dollt.
Er weiß, daß Mutter nicht helfen kann,
Drum thut er uns Beiden ein Leides gar an.
Und der weiße Mondmann
Sieht traurig durch das Fenster.

Da gehet klein Wilhelm sein Lächeln aus,
Er sieht einen Geist, er fühlt seinen Graus,
Und wie in die Stub er zur Schwester will gehn,
Da ist er gefeit, er muß feste stehn.

Er bittet ſo kläglich: ich bin ja gebannt,
Lieb Emma, komm hilf mir, gieb mir deine Hand.
Aber der Knabe war blond
Und liebte ſeine Mutter ſehr.

Doch Emma bleibt ſtill in der Stube drin,
Und horcht nach dem Spuk nur nach Außen hin —
Es gehen gemeſſene Schritt durch die Nacht,
Als hielt man draußen beſoldete Wacht;
Dann räuſpert es ſich, ſcharrt hin und her,
Als wenn's nun müde zu warten wär. —
Und der weiße Mondmann
Sieht traurig durch das Fenſter.

Jezt wird es ſtill — — es iſt ſpäte Nacht —
Und draußen weint ſchon Wilhelm ſacht.
Kömmſt du nicht, komm ich — jezt Jemand ſprach —
Klein Emma hält den Odem ſich nach — —
Gepolter und Haſpeln die Treppe hinan — —
Dann hat's einen ſchweren Fall gethan. —
Aber der Knabe war blond
Und liebte ſeine Mutter ſehr.

Die Mutter kommt ſorgend nach Mitternacht:
Nur loſe, nur leiſe, daß Niemand erwacht! —
Sie tritt auf den Zehen zum Flure ein,
Da lieget ihr blutender Knab auf dem Stein,
Da findet ſie endlich um's Morgenroth
Unter'm Bett klein Emma gekauert und todt.
Und der weiße Mondmann
Sieht traurig in das Fenſter.

Und wie man die Beid' zu Grab hat gebracht,
Da hat die einſame Mutter geſagt:
Ach wenn ich doch auch noch begraben wär,
Dann ſtänd' ihm das Haus ja räumig und leer!
Denn weil er das Lezte genommen hat,
Dran merket ſie, daß es der Kobold that.
Aber der Knabe war blond
Und liebte ſeine Mutter ſehr.

A. Gläſel.

Italieniſche Städtebilder.

Siena.

Vierter Brief.

Nachdem mein lezter Brief den im Ganzen wenig erfreulichen Umweg über das geſellſchaftliche Leben des jetzigen Italiens genommen, möchte ich Sie nun nochmals nach Siena zurückführen und aus der Schwüle italieniſcher Converſationsſäle in jene Zeit verſetzen, wenn hier im Auguſt die ſchönſten Volksfeſte begangen werden. Südlich, ja orientaliſch feſſellos iſt an dem Roſalienfeſt in Palermo die Freude des ſicilianiſchen Volks; ſein Schreien und Toben um den himmelhohen Karren der h. Roſalia, verbunden mit dem unaufhörlichen Kanonendonner, den zahlloſen, merkwürdig geordneten Lichtern an der Marine laſſen kaum eine dauernde Empfindung, viel weniger einen Gedanken aufkommen. Man vergißt die dort in der heißen Zeit klarer blinkenden Sterne, den Stahlhimmel, der auf Palermo und ganz Sicilien in einem Farbentone liegt, dem nur das Meer im Golf von Sorrent zu vergleichen iſt; die Ausſicht auf die See, der links abgrenzende, wundervoll ſich aufthürmende Berg der h. Roſalie verſchwinden einem; man wird, wie das Volk ſelber, gedankenlos, fortgeriſſen, ſich ſelber unbekannt. Es iſt der einzige Moment, in welchem auch dem nordiſchen Herzen der Leichtſinn jener ſicilianiſchen Töchter als afrikaniſche Glut, dieſe Art, das Daſeyn zu genießen, als ein Vorrecht beglückter Naturen, ja, wenn man will, als eine Tugend erſcheinen mag. Iſt aber der Rauſch mit der Nacht dahin, fragt man ſich am folgenden Morgen nach dem ganzen Inhalt dieſes Feſtes, nach der Rolle, welche das Volk dabei geſpielt, ſo bleibt man ſich die Antwort gerne ſchuldig, um die Erinnerung an einzelne ſchöne Augenblicke ſich ungetrübt zu bewahren. — Zu dieſer Ausgelaſſenheit ſteht das Blumenfeſt in Genzano (bei Rom) im merkwürdigſten Contraſte. Alles trägt hier einen künſtleriſchen, durch und durch ſchönen Charakter, der, begünſtigt durch die reizende Lage des Fleckens, in den großartigen Formen der Albanerinnen, in der Zeichnung der auf die Straße hingebreiteten Blumenteppiche, in der Decenz, mit welcher ſpät Abends die Prozeſſion begangen wird, zu dem herrlichſten Ganzen ſich geſtaltet. Aber auch hier findet der, welcher nach eigentlichen Volksfeſten in Italien ſich umſieht, nur theilweiſe Befriedigung. — Man kommt endlich zu den berühmten Johannisfeſten nach Florenz, und findet hier in den Aeußerlichkeiten der kirchlichen Feier, in dem Wettkampf vor St. Maria Novella Reſte einer wahrhaft großen Vergangenheit, aber ſo durch Zeit und Gegenwart entſtellt, daß man durch einen längeren Aufenthalt in Italien ſchon ſehr genügſam geworden ſeyn muß, um hier ſich nicht abermals in ſeinen Erwartungen getäuſcht zu finden. Man wird wieder auf den Tag des h. Ranieri in Piſa und auf den fünfzehnten Auguſt in Siena vertröſtet. Und (um das Piſaner Feſt hier zunächſt zu übergehen) nach Siena bringe man alle Erinnerungen mit, welche aus Bildern und Beſchreibungen italieniſcher Feſte des fünfzehnten Jahrhunderts ſich bilden können: die Form des wie zu dieſem Feſte eigens entworfenen Platzes, die

religiöſe und hiſtoriſche Bedeutung, welche dem Ganzen zu Grunde liegt, die Freude und Begeiſterung des in ſolchen Momenten in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit erſcheinenden Völkchens ſind die Farben zu einem Bilde, in welchem die Wirklichkeit Poeſie wird, und die langgequälte, oft verſtimmte Erwartung endlich die ſchönſte Befriedigung findet.

Um dies Feſt in ſeiner Eigenthümlichkeit zu verſtehen, iſt es nöthig, die Beſchützerin der Stadt, die Piazza und die hiſtoriſch alte Eintheilung der ſaneſiſchen Bevölkerung ſich zu vergegenwärtigen. Es iſt auffallend, daß die Philologie nicht längſt in den örtlich ſo verſchiedenen Heroen des Alterthums den ſo zu ſagen concentrirten Volksgeiſt der verſchiedenen Provinzen hat erkennen wollen, um für Geſchichte und Mythologie eins durch das andere zu erklären. In dem italieniſchen Mittelalter wird ſich bei einiger Umſicht nachweiſen laſſen, daß die einzelnen Städte in einer meiſt dunkeln Vergangenheit ſich namentlich ſolche Heilige zu Beſchützern wählten, in denen die Elemente ihres eigenen Lebens vorgebildet und angedeutet waren. Wie man ſich zu Perugia und Aſſiſi nicht leicht einen andern Kultus als den des h. Franz vorſtellen kann, und man bei dem Bilde Johannes des Täufers in der florentiniſchen Geſchichte die größte Zeit des Werdens, des herben Kampfes, der ſprödeſten, in ſich wurzelnden Durchbildung, die Zeit des Dante ſich vergegenwärtigen kann, ſo wird man an den Thoren Siena's, und überall, wo es darauf ankommt, das Palladium der Stadt geltend zu machen, die erhöhte Madonna (assunta) finden wollen. Die Worte: „cor magis tibi Sena pandit," welche dieſes Bild auf dem nach Norden gerichteten Stadtthore begleiten, ſcheinen gegen Florenz gerichtet, um der ruhigen, beſonnenen Haltung des reflectirenden Florentiners den um eine Octave höher geſpannten Schwung der Saneſen entgegenzuſtellen. Und dazu wenigſtens hat man das vollſte Recht. Wärme des Gemüths, Offenheit, Hingebung, Enthuſiasmus, perſönliche Liebenswürdigkeit aller Art hat der Saneſe vor dem Florentiner voraus. Es iſt die künſtleriſche, die eigentlich poetiſche Natur, welche der Höhe zuſtrebt und die Wirklichkeit darüber aus den Augen verliert, es iſt das deutſche Weſen, das, nach dem Lieblingsausdruck der Italiener, „in Luft wandelt" (va in aria), es iſt auf Erden das, was im Kreis der Heiligen die der Erde entrückte, erhöhte Madonna iſt. Sie nur iſt die Beſchützerin der Stadt, und ihr zu Ehren wird der fünfzehnte Auguſt am feierlichſten in ganz Italien begangen.

Die Eintheilung der ſaneſiſchen Bürger in Contrade dürfte, wie andere wenig beachtete Inſtitute des Mittelalters zu andern des Alterthums, zu der Eintheilung der athenienſiſchen Bürger in Phratrien ein Gegenſtück bilden. Siena zerfällt in drei Drittel, Camullia, St. Martino und die eigentliche Citte, alle drei wieder in ſiebzehn Unterabtheilungen, welche Contrade benannt werden. In ihnen ſpricht ſich die politiſche Geſinnung der Bürger aus; ſie haben jede ihre Fahne mit dem Wappen (Thurm, Gans, Schildkröte u. ſ. w.), ihre verſchiedenen Farben, ihre eigene Kirche, ihre beſondern Feſttage, Capitani u. dergl. Gegen andere Ortſchaften und Städte halten ſie zuſammen und ſtehen für Einen Mann; unter ſich zanken und balgen ſie ſich um's Supremat weidlich herum.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

Entdeckung eines Schatzes ausländiſcher Goldmünzen.

In einigen deutſchen Badeorten, vorzüglich in den böhmiſchen, Töplitz und Karlsbad, achten die Hausbeſitzer, die zu vermiethen, und die Gaſtwirthe, die Fremde einzunehmen wünſchen, es keineswegs für hinreichend, den ankommenden Gäſten gedruckte Zettel in die Wagen zu werfen und geſtochene Karten in die Hände zu drücken; ſie thun mehr: Stunden weit vor den reſpektiven Badeorten beſetzen ſie auf allen Heerſtraßen und Nebenwegen jegliche Poſtſtationen, Zollämter und Kneipen mit Kommiſſionärs, die den gedruckten Empfehlungen mündliche beifügen, und von ihren Committenten nach Maßgabe des guten Erfolgs honorirt werden. Etwas Aehnliches, obſchon auf andere Manier, findet in der Umgebung Londons ſtatt. Abſatz und Umſatz heißt das Verlangen, das Tag und Nacht durch die Adern der eifrigen Londoner Handelsleute pulſirt und pulſiren muß, wenn ſie da beſtehen wollen, wo die eng an einander gereihten Kaufläden unwiderſtehlich die Beſorgniß erwecken, daß ſie nicht alle beſtehen können. Abſatz alſo und Umſatz zu erzielen, werden Avertiſſements in die Zeitungen eingerückt, wird jede, durch kein Verbot beſchützte Wand mit ellenlangen Anſchlägen überkleiſtert, werden Männer im verſchiedenartigſten Coſtüm, bisweilen in langen Proceſſionen mit klingendem Spiel durch die Straßen geſchickt, jeder eine Stange auf der Schulter, und an der Stange ein Brett und das Brett hinten und vorne mit der Verkaufsanzeige beklebt, fahren Karren durch die Stadt, auf allen Seiten mit groß gedruckten Lobpreiſungen der ausgebotenen Waare behangen, figuriren gelbe, grüne und rothe Zettel, den Ausverkauf ungeheurer Vorräthe mit unermeßlichem Verluſte beſagend, in den Fenſtern, über der Thüre und bis hinauf unter's Dach. Die Männer mit den Stangen und die Karren mit den Lobpreiſungen durchziehen wohl auch die Nachbarſchaft Londons, und rieſige Anſchläge zieren auch dort unbeſchützte Mauern und unbewohnte Häuſer. Aber ein beſonderer Zweig des Induſtrieaſtes öffentlicher Bekanntmachungen, für welchen London keinen Raum gewährt, grünt nur in ſeiner Umgebung: das Aufpinſeln eines Handelsartikels und der Adreſſe in ungeheuern Buchſtaben mit weißer Farbe an langen Bretterwänden und Mauern. Die Schuhwichſe von Warren, deſſen ſpiegelnden Namen Byron in einer geharniſchten Vorrede eines ſeiner Werke unſterblich gemacht, empfiehlt ſich

auf dieſe Art Meilen weit rings um London, und viele andere, minder unſterbliche Namen thun es dem ſeinigen gleich. Weil indeſſen dieſe Methode, Kunden anzulocken, meiſt ſolche Gegenſtände betrifft, die zu den Bedürfniſſen des Landmanns oder auf ihren Landhäuſern reſidirender Städter gehören, ſo mußte es vor einiger Zeit jedem aufmerkſamen Wanderer in Londons Umgegend ſonderbar dünken, daß plötzlich längs aller beſchreibbaren Wände und Mauern eine Anzeige zum Vorſchein kam, die, menſchlicher Vermuthung zufolge, weder die Maſſe der Landsleute, noch die zurückgezogenen Städter hinlänglich intereſſiren konnte, um den Anzeiger für Mühe und Aufwand zu belohnen. Es war die Meldung eines Ortes in London, wo für ausländiſche Münzen angeblich die höchſten Preiſe gezahlt würden. Nirgends jedoch muß man mit dem Verlachen einer Spekulation, mit dem Prophezeihen ihres Fehlſchlagens vorſichtiger ſeyn, als in der Weltſtadt London, wo die Intereſſen der Handelswelt oft an unſichtbaren Fäden hängen, und kein Adlerblick die Beweggründe mancher Unternehmung zu erkennen vermag. So tief lag aber in gegenwärtigem Falle die Wurzel nicht. Ein aufgefundener Schatz im Werthe von mehreren tauſend Pfund Sterling, in ausländiſchen Münzen beſtehend und unter vierzig und einige Menſchen vertheilt, hatte ſie in's Daſeyn gerufen. Ein Schatz im Werthe einiger tauſend Pfund Sterling iſt etwas; aber die damit in Verbindung ſtehenden Umſtände ſind auch für das Ausland von Intereſſe, und die hier mitzutheilenden ruhen auf dem ſichern Fundamente gerichtlicher Erörterung.

Es geſchah zu Anfang des Jahrs, daß zwei im Dienſte des Pfarrers Chauvell in dem unweit London gelegenen Dorfe Great Stanmore ſtehende Männer, Jefftins, der Kutſcher, und Reeves, der Gärtner, in einem Graben wenige Fuß unter dem Boden zufällig dreihundert und zweiundachtzig Goldſtücke fanden, die blank und bloß hier lagen, ohne daß von Papier oder irgend einem Behältniſſe die geringſte Spur ſich zeigte. Sämmtliche Münzen trugen ausländiſches Gepräge. Die Beiden theilten den Schatz und vereinigten ſich in dem Entſchluſſe, ihr Glück für's Erſte zu verſchweigen, ſelbſt gegen ihre Weiber. Jefftins, der Kutſcher, blieb der Abrede getreu und ſchwieg, für Reeves hingegen, den Gärtner, war das zu viel; er war der Freude zu voll, als daß er ſie ſeiner Ehehälfte nicht hätte mittheilen ſollen, und that es unter dem Siegel unverbrüchlichen Schweigens. Frau Reeves verſprach, gegen keinen Fremden ein Sterbenswort davon zu äußern, ausgenommen, wie ſie im Geiſte ſich vorbehielt, gegen Frau Jefftins, die ja bei dem Vorfall gleich ſtark betheiligt und daher keine fremde Perſon war. Dieſe hatte demnach bald die ganze Sache erfahren, und vermochte ihren Mann, nach geziemenden Vorwürfen über ſeinen Mangel an Vertrauen, ihr den goldenen Schatz zu zeigen. Während nun Jefftins und ſeine Frau die hervorgeholten Goldſtücke mit beſondern Vergnügen durch die Finger ſpielen ließen, kam Reeves, ſeinen Fundantheil in der Taſche und mit der Bitte an Jefftins, ſolchen für ihn zu verwahren, weil ſelbiger, wie er ſagte, in ſeiner Wohnung vor der Hausfrau nicht ſicher ſey. Am Sonntag Abend hatte Frau Jefftins mit der Frau Paſtorin zu ſprechen. Jefftins war ſeit zehn Jahren Kutſcher im Hauſe und die Frau Paſtorin gegen ihn und ſie immer ſo gütig geweſen. Ihr alſo das Geheimniß mitzutheilen, konnte keine Gefahr haben, und da die Frau Paſtorin einige Zweifel hegte, ob auch wohl die vermeinten Goldſtücke wirklich Goldſtücke ſeyen, ſchlug Frau Jefftins, von dem Zweifel geängſtigt, vor, ihr am nächſten Morgen den ganzen Fund zur Beaugenſcheinigung vorzulegen. Ob die Frau Paſtorin den Herrn Paſtor hievon in Kenntniß geſetzt oder nicht, findet in den Akten ſich nicht angegeben. Das hingegen ſteht feſt, daß der Herr Paſtor bald nach Mitternacht den Kutſcher und den Gärtner rufen ließ und Beide mit dringenden Aufträgen unverzüglich nach einem kleinen Orte ſendete, von wo die größte Eile ſie vor Abend nicht zurückbringen konnte, und ſie auch wirklich um Vieles ſpäter zurückkamen. Frau Jefftins, eingedenk ihres Verſprechens, trug früh am folgenden Morgen, nach der erſten ſchlafloſen Nacht, die ſie ſeit lange gehabt, ſämmtliche Goldſtücke zur Frau Paſtorin, und freute ſich hier zwar nicht wenig, von derſelben zu hören, daß ihre Zweifel ungegründet und die Münzen echte Goldmünzen ſeyen, blieb aber mehrere Minuten lang voll Erſtaunen mit offenem Munde ſtehen, als die Frau Paſtorin hinzufügte, daß Schätze nach engliſchem Rechte nicht das Eigenthum des Finders, ſondern desjenigen ſeyen, auf deſſen Grund und Boden ſie gefunden worden, daß demnach die Goldſtücke, da ſie auf einem, zum Pfarrgute — glebe-land — gehörigen Felde gelegen, nicht den Findern, ſondern dem dermaligen Herrn Paſtor als Beſitzer des Feldes gehörten, und daß mithin die Goldſtücke nicht wieder von Frau Jefftins hinweggenommen, ſondern gefälligſt im Pfarrhauſe gelaſſen werden ſollten. Frau Jefftins war troſtlos, und bat wenigſtens um einige Goldſtücke, zum Andenken, wie ſie ſagte. Allein die Frau Paſtorin erklärte hiezu ſich nicht ermächtigt, und der nächſte Kummer, der nun der armen Kutſchersfrau auf's Herz fiel, war der Gedanke an ihr erſtes Zuſammentreffen mit ihrem Manne und dem Gärtner; an Frau Reeves getraute ſie ſich gar nicht zu denken. Wie alles das ablief, iſt ebenfalls nicht zu den Akten gekommen, wohl aber der Umſtand, daß Kutſcher und Gärtner, nachdem ſie einen Advokaten um Rath gefragt und von dieſem die Verſicherung empfangen, daß die Rechtstheorie der Frau Paſtorin falſch ſey und das engliſche Geſetz ihnen, den Findern, den Schatz zuſpreche, der Herr Paſtor aber die Rückgabe der Goldſtücke verweigert, ohne Weiteres ſeinen Dienſt verließen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Räthſel.

Mein Kopf iſt offen, weit mein Bauch,
Und lang mein Hals zum Schlucken auch;
Mein Fuß ein hoher und runder Hügel,
Oft auch ein ebener, glatter Spiegel.

Bald glänz' ich, wie des Winters Schnee,
Bald grün' ich, wie der friſche Klee;
Wie adelt meiner Schweſtern eine
Das dunkle Blau mit goldnem Scheine!

Stiefſchweſtern hab' ich, hölzern Volk,
Darunter mancher rohe Zolk,
Und wenn ſie mit Metall auch glänzen,
So wird ſie doch kein Menſch bekränzen.

Mein Lob ſang manch beredter Mund,
Auch ſtift' ich manchen Freundſchaftsbund,
Wenn meinem Kopf der Geiſt entquillet,
Der manches heiße Sehnen ſtillet.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 3. April 1837.

Während der Magnet nur auf Eine Art von Speise, auf das für seinen Lebensstrom empfängliche Eisen angewiesen ist, so hat dagegen das Organ der Luft einen Nahrungstrieb, welcher die mannichfaltigste Speise, Metalle der verschiedensten Art und alles Brennbare erfaßt und aufnimmt. So ist auch der menschliche Leib, vor jenem aller andern Thiere, zu dem Aufnehmen und Aneignen der verschiedensten Nahrungsmittel geschickt.

G. H. Schubert.

Etwas über menschliche Nahrung.

Curiosities of medical Experience, by J. G. Millingen D. M., surgeon to the forces, so heißt der Titel eines so eben in London erschienenen Werkes, das eine große Anekdotensammlung aus dem Alterthum, aus den mittlern und neuern Zeiten darstellt, als Compilation zwar nichts Neues enthält, aber populär und meistens unterhaltend ist. Dem folgenden daraus entnommenen Artikel haben wir eine Fassung zu geben gesucht, in der er die Leser interessiren dürfte.

* * *

Der Mensch ist von der Natur dazu bestimmt, über die ganze Erde zu wandern und in allen Climaten zu leben, und er erscheint darum seinem Wesen nach als Alles essendes Thier. Seine Nahrung ist völlig verschieden, je nach der natürlichen Beschaffenheit des Landes, das er bewohnt, und seiner ganzen Lebensweise. Die Bewohner kalter, unfruchtbarer Striche am Meeresufer werden Ichthyophagen; Fische in aller Gestalt, frisch, getrocknet, geräuchert, gesalzen, sind ihre einzige Nahrung. Der kühne Jäger lebt vom Wild, das er erlegt, der nomadische Hirte, der über unermeßliche Steppen zieht, nährt sich von der Milch seiner Heerden. In heißen Climaten sind Früchte, Vegetabilien überhaupt, des Menschen vornehmste Nahrung, während ein Gemisch von Milch und Blut, nach Sidonius Apollinaris, die Lieblingsspeise der alten Scythen und Geten war, und Fischthran, das warme Blut der Robben und ihr im Winter gefrorenes, im Sommer halb verfaultes Fleisch für den Bewohner der Polarländer die köstlichsten Leckerbissen sind. Nur in den gemäßigten Climaten entwickelt der Mensch seine Fähigkeit, Alles zu genießen, und hat sie in alter wie in neuer Zeit oft zur höchsten Meisterschaft gesteigert. Hier ist sowohl thierische Nahrung als vegetabilische Speise aller Art zur Hand; je weiter man aber von da gegen die Pole kommt, desto mehr schlägt thierische Nahrung vor, je weiter gegen den Aequator, desto mehr hält sich der Mensch an nährende Wurzeln und Kräuter und erfrischende Früchte.

All dies, neben der Allgemeinheit der Kochkunst zu allen Zeiten, wodurch die Mannichfaltigkeit der Speisen noch unendlich gesteigert wird, weist darauf hin, daß die Natur, während sie jedes Thier auf eine bestimmte Nahrung beschränkt, ihrem Liebling alles Eßbare zu Lehn gegeben hat, und es gab von jeher Philosophen, welche darthaten, wie der Mensch ein und dasselbe aussage, ob er sich das vernünftige oder ob er sich das kochende Thier nenne, und lezteren Titel für den ansprechendsten erklärten. Man war lange und ist zum Theil wohl noch jezt der Ansicht, als ob Fleischnahrung vorzugsweise

geeignet ſey, dem Menſchen Körperkraft und Muth zu ertheilen; die Erfahrung beſtätigt dies aber keineswegs. Die elenden, körperlich und geiſtig ſo ſchwachen Eingebornen des nördlichſten Europas und Aſiens leben beinahe ausſchließlich von rohem Fleiſch und Fiſchen, während die athletiſchen Schotten und Irländer, die ihren engliſchen Nachbarn gewiß nichts nachgeben, nur ſehr wenig Fleiſch genießen. Wie kräftig und gewandt die Neger ſind, iſt allgemein bekannt, und die Inſulaner der Südſee nehmen es, was Muskelkraft betrifft, mit den derbſten europäiſchen Seeleuten auf. Allem nach lebten in den glorreichſten Zeiten der griechiſchen Staaten und Roms die Heere vorzugsweiſe von Brod, Früchten und Vegetabilien überhaupt.

Die Beobachtung des Körperbaus des Menſchen, dem der Thiere gegenüber, entſcheidet die Frage vollends. Nur dieſer Bau, in ſeiner Paarung mit dem göttlichen Funken der Vernunft, der ihn lehrt, ſeine Nahrung zweckmäßig zu wählen und zu miſchen, ſezt ihn in Stand, als kriegeriſcher oder wiſſenſchaftlicher Abenteurer unter dem Polareis zu überwintern, als Koloniſt ſeine Hütte unter dem Aequator aufzuſchlagen, überhaupt in Landſtrichen auszudauern, wo die kräftigſten Thiere unvermeidlich zu Grunde gehen. Aeltere Philoſophen und Naturforſcher haben ſich viele unnütze Mühe gegeben, um auszumachen, was eigentlich die dem Menſchen von der Natur angewieſene Nahrung ſey; es kamen dabei die abgeſchmackteſten Hypotheſen zu Tage, und das Reſultat war meiſtens, der Menſch ſey keineswegs als animal omnivorum geſchaffen. Durch die vergleichende Anatomie, welche überhaupt die Menſchheit mehr aufgeklärt hat, als ſie ſelbſt weiß, iſt auch dieſer Streit definitiv entſchieden worden. Der Menſch ſteht organiſch, durch ſeine Kauwerkzeuge und ſeinen ganzen Verdauungsapparat, zwiſchen den fleiſchfreſſenden und den grasfreſſenden Thieren juſt in der Mitte. Am augenfälligſten iſt dies bei den Zähnen. Bei Fleiſchfreſſern ſpringen die Zähne in ſcharfen Spitzen und Kanten vor, zum Packen und Zerreißen der Beute, und die der obern und die der untern Kinnlade ſchließen genau ineinander. Den Grasfreſſern fehlen ſolch furchtbare Waffen, ihre Zähne bilden dagegen breite Flächen mit ſenkrecht eingelegten Schmelzſchichten wider die zu ſchnelle Abnützung. Bei den Fleiſchfreſſern kann der Unterkiefer bloß vorwärts und rückwärts geſchoben werden, bei den Grasfreſſern dagegen iſt die Bewegung ſeitlich, wie man am wiederkäuenden Vieh bemerkt. Die Raubthiere zerreißen ihr Futter und verſchlingen es maſſenweiſe, bei den andern aber muß es, bevor es in den Magen gelangt, ſorgfältig verkleinert, durchgekaut werden. Die Zähne des Menſchen gleichen nun denen der Fleiſchfreſſer darin, daß ſie nicht mit Schmelzplatten durchſezt, ſondern nur außen mit Schmelz überzogen ſind; aber die freie ſeitliche, kauende Bewegung hat der menſchliche Kiefer mit dem der Grasfreſſer gemein.

(Die Fortſezung folgt.)

Italieniſche Städtebilder.

(Fortſezung.)

Für die Scenerie des Ganzen iſt nun noch der Ort zu erwähnen, wo das Schauſpiel vor ſich geht. Es iſt dies der öffentliche Platz, den Siena wie eine Naturnothwendigkeit mit allen andern Städten Italiens gemein hat, und deſſen jeder Ort nicht minder als ſeines Heiligen bedarf. Hierauf gründet ſich ein lokaler Stolz, der ſich bei einer Vergleichung mit Florenz immer dahin ausſpricht, daß, wie ſchön auch Florenz ſey, man doch eben ſo wenig die Piazza del Granduca mit der von Siena, als den h. Zenobio mit der erhöhten Madonna vergleichen könne.* In Form eines italieniſchen Mantels (ferrajuolo), wie ein geiſtreicher Maler ſagte, oder in der Weiſe eines Fächers lagert ſich dieſer Platz hin, indem das von der Natur gegebene Terrain einer Bergſtadt künſtleriſch ſo einzig benuzt ward, daß er von manchem durch Pracht der Gebäude und Zahl der Monumente, von keinem im Plan übertroffen wird. Gegen Weſten, Süden und Norden ſchließen die Häuſer ihn in einer mehr oder minder runden Form ein, welche von dem auf dieſen Seiten ſich erhebenden Boden einfach bedingt wird. Außer dem immer noch in mittelalterlichem Styl prangenden Pallaſt der Familie Sanſedoni, ſchmückt dieſe Seite unter dem Caſino dei Nobili der ehemals prächtige, jezt weniger durch die Zeit, als durch Vandalismus verunſtaltete Brunnen des Giacomo della Quercia, Fonte Gaja genannt; während auf der entgegengeſezten öſtlichen Seite der Palazzo pubblico (Rathhaus) mit ſeinem ſchmalen, himmelanſtrebenden, mehr denn dreihundert toskaniſche Fuß hohen Thurme die bedeutendſte Maſſe, und in der geraden Linie gleichſam die Scenenwand des Theaters bildet. Zeigen auch die Anſichten aus dem ſiebzehnten Jahrhundert außer der nach dieſer Seite gerichteten Façade des Caſino noch einen großen Theil der nach St. Martino ſich hinziehenden Häuſer im gothiſchen Styl, mag auch die Phyſiognomie dieſes maleriſchen Ganzen in den lezten zwei Jahrhunderten ſehr an Charakter verloren

* Der Italiener ſteht mit ſeinen Heiligen auf Du und Du. In Siena, wo vom niedern Volk oft darüber geſtritten wird, ob die Madonna von Provenzano oder die des Doms den Vorrang verdiene, kommen bei einiger Aufregung zu Gunſten der erſtern Ausdrücke zum Vorſchein, die nichts weniger als ehrerbietig genannt werden können.

haben, immer iſt in der Form und in vielen Einzelnheiten ſo Bedeutendes geblieben, daß Siena ſich in dieſer Beziehung mit Recht das italieniſche Nürnberg nennen kann. Dieſer Platz iſt eigentlich das A und O des ſaneſiſchen Volks, das an Werktagen hier Markt zu halten, und an kalten Wintertagen während der ſorgenfreiſten Stunden des Sonntags hier die Sonne aufzuſuchen pflegt, wenn ſie ihnen dies „Kamin der Spanier“ (ſo nennt man dies Baſſin) bei heiterem Himmel heizen will. Wie dem Neapolitaner ohne ſeinen Golf, dem Florentiner ohne ſeine Kuppel, ſcheint dem Saneſen ohne ſeine Piazza das Daſeyn unerträglich. Die Seite, welche an den Häuſern ſich entlang zieht, iſt mit den vortrefflichſten Quadern regelmäßig und in ſolcher Breite gepflaſtert, daß außer zwei Reihen von Kutſchen auch noch für Fußgänger ein weiter Spielraum bleibt; an der innern Seite dagegen, in der eigentlichen Niederung, hat man, wie in den Nebengaſſen dieſer Stadt, immer noch von den ſehr unregelmäßig gelegten Backſteinen nicht wenig zu leiden. Backſteine waren ehemals überall in der Stadt, und die ſaneſiſchen Frauen entſchuldigen dadurch ihre großen Füße.

Wer das ganze Feſt genießen und gar nichts einbüßen will, wird wohlthun, wenigſtens am Morgen der Vigilie, den vierzehnten Auguſt, in Siena einzutreffen. Da man in dieſer Jahreszeit nur Nachts zu reiſen pflegt, wird man z. B. den Abend vorher von Florenz aufbrechen und früh Morgens gegen acht Uhr in dem Augenblick anlangen können, wenn der Cero nach dem Rathhauſe gebracht wird. Es iſt dies eine große, gewöhnlich bemalte Wachskerze, und als Ueberbleibſel einer früheren Zeit immer deßwegen merkwürdig, weil ſie jezt die einzige iſt von vielen, welche ehemals alle Siena untergebenen Städte und Ortſchaften zum Zeichen ihrer Ergebenheit an dieſem Tage einzuſenden hatten. Auch in Florenz und in andern Städten Toskanas fand ſich dieſer Gebrauch, ohne daß die Mediceer, denen doch ſonſt Alles daran lag, das Andenken an republikaniſche Sitte zu vernichten, ihn aufheben oder ſtören wollten. Er beſtand, bis die franzöſiſche Herrſchaft auch in dieſem Funken hiſtoriſchen Lebens Gefahr witterte, und den langen Zug verbot, der in Florenz alljährlich von der Loggia dei Canzi nach dem Battiſterium St. Giovanni, in Siena von dem Rathhauſe nach dem Dom ſich hinabzubewegen pflegte. Und als etwas ſpäter die milde und edelgeſinnte Schweſter Napoleons die Johannisfeſte in Florenz in ihrer alten Herrlichkeit feiern ließ, hatten die Florentiner die Freude und das Leid, dieſe Fahnen und dieſe Kerzen zum lezten Male an ſich vorüberwallen zu ſehen. Viele kleine Figuren, welche gewöhnlich Gegenſtände aus dem alten oder neuen Teſtament darſtellen, umgeben dieſen Cero, der im Jahr 1835 auf einer Baſis ruhte, welche die Form eines Schiffes hatte. Die drei Engel vor Abraham hatte man gewählt, und in der Weiſe herausgepuzt, wie man es auf Bildern des ſiebzehnten Jahrhunderts ſo oft ſehen kann. — Da die Hauptfreude des ganzen Feſtes ſich um ein Wettrennen dreht, das auf der eben genannten Piazza gehalten wird, und dieſes bei der eigenthümlichen Form derſelben, und namentlich wegen der Biegung und der Senkung des Bodens bei St. Martino merkwürdigen Schwierigkeiten unterliegt, ſo pflegt man, um Gefahren vorzubeugen und um Reiter und Pferde an das Terrain zu gewöhnen, ſchon einige Tage vorher Proben anzuſtellen. Da der Wettkampf an dem Feſttage ſelbſt ſo ganz momentan iſt, wird man die nicht verſäumen wollen, welche an der Vigilie gegen neun Uhr gehalten wird. Es geht dabei ſchon ſo wild und ſo eigentlich ſaneſiſch her, daß man dadurch allmählig in die nöthige Feſttagslaune verſezt wird. — Man ſteht am Vorabend des Feſtes, und doch ſieht es auf der Piazza noch wüſt genug aus. Die wenigen Sitze aus grauem, ſchmuzigem Holz, die man aufzuſchlagen anfängt, und die mit den reinlichen, blaugefärbten Bänken vor St. Maria Novella in Florenz ſo arg contraſtiren, ſcheinen nur auf ein untergeordnetes Feſt in der Provinz zu deuten. Nun aber fängt die Hize an, ſo arg in dieſem Keſſel zu brennen, daß man froh iſt, Sitze, Bänke, Platz und Sonne hinter ſich zu bekommen.

(Die Fortſezung folgt.)

Alte Weisheit, neu gereimt

von F. A. Seuffert.

Der Weiſe hofft ein Glück, ſo wie es Gott gefiel;
Was hofft der Thor? — Das Glück — an ſeiner Wünſche Ziel.

Von welcher Seite auch das Schickſal möchte kommen,
Es findet nicht die Thür im reinen Haus des Frommen.

Es wieget die Vernunft jedwelchen Gram in Schlummer,
Doch nicht, den ſelbſt ſie zeugt, der Reue bittern Kummer.

Mehr brennet Fieberglut, als Hundsgeſtirnes Hize:
So tiefer bohrt der Schuld, als größten Unglücks Spize.

Nicht ſagen kann der Menſch: „dies Unglück trifft mich nimmer,“
Wohl aber: „frei von Lüg' und Unrecht bleib' ich immer.“

Wie Gott geringen Werth den ird'ſchen Gütern ſchenket,
Erſiehſt du an dem Volk, das er damit bedenket.

Das Glück wohl einmal klopft an eines Jeden Thüre;
Doch Wen'ge wiſſen, welch ein Gruß dem Gaſt gebühre

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Entdeckung eines Schatzes ausländischer Goldmünzen.

Es zeigte sich bald, daß dieser Fund keineswegs der ganze Schatz war. Kaum hatte der nächste Morgen gedämmert, so sammelten sich nach und nach um die Stelle, wo Jeffins und Reeves den ersten Theil des Schatzes gehoben, vierzig und einige Personen — ein Beweis, wie sorgsam das Geheimniß bewahrt worden — sämmtlich mit Hacke und Spaten, und die Vorsichtigsten sogar mit Säcken versehen, die Meisten aber hoffend, allein, und sehr verwundert, es nicht zu seyn. Während alle Hände sich fleißig rührten, kam auch der Herr Pastor herbei, sonderbar genug ebenfalls mit einem Grabscheite gerüstet, wahrscheinlich also auch einer von denen, die sich keiner Gesellschaft gewärtigten. Anstatt nun aber von seinem Werkzeuge, machte er von seiner Beredsamkeit Gebrauch, den versammelten Beichtkindern die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen vorzustellen, indem, was sie auch immer finden möchten, nicht ihr, sondern sein Eigenthum sey. Doch sein Vortrag war eben so nutzlos; Niemand sah, Niemand hörte auf ihn, Alles grub und hackte, und als plötzlich eine große blecherne Kiste entdeckt wurde, ein paar kräftige Axthiebe den Deckel spalteten und blanke Goldstücke hervorblitzten, da stürzten Alle zumal darauf zu, es entspann sich ein wüthendes Gefecht, und erst nachdem Einige ihre Taschen gefüllt und Manche aus tiefen Wunden bluteten, kam der Vertrag zu Stande, den Rest gleichmäßig zu theilen. Das geschah, und gleich darauf ließen die Meisten den Anspruch des Pfarrers sich eine Warnung seyn, eilten nach London und setzten hier die fremden Goldstücke um, die theils in Louisdor, theils in Napoleonsdor, theils in spanischen Dublonen bestanden. Viele der schnell reich Gewordenen wendeten sich an einen und denselben Wechsler, die Geschichte vom gefundenen Schatze kam schnell in Umlauf, wo ein Schatz gefunden worden ist, da werden mehr Schätze vermuthet, und dies erklärt die Spekulation eines pfiffigen Kopfes, die Finder mittelst der an Wände und Mauern aufgepinselten Adresse in seine Hände zu bringen. Der Herr Pastor, von seinem Rechte auf den zerstäubten Schatz überzeugt, verlor keine Zeit, den Sekretär der Schatzkammer um ein Zeugniß anzugehen, daß der Schatz ihm gehöre. Gleiche Gesuche gelangten an diesen von Jeffins und Reeves, von einem Dutzend der andern Finder und zuletzt sogar vom Herzoge von Buckingham als Lord of the manor, als Erb-, Lehns- und Gerichtsherr zu Great Stanmore. Da nun aber die Lords der Schatzkammer der Meinung waren, daß Alle ohne rechtlich begründete Ansprüche seyen, und in vorliegendem Falle ein altes Gesetz zur Anwendung komme, vermöge dessen jeder verborgen gefundene Schatz — treasure trove — dem Könige als Theil seiner Einkünfte zuwachsen soll, so befahlen sie den betreffenden Coroner, den Vorfall an Ort und Stelle zu erörtern und zur Entscheidung einer Jury zu bringen. Sobald diese Maßregel in Stanmore bekannt wurde, glaubte man ziemlich allgemein, daß die Geschworenen nach Anleitung jenes vermoderten Gesetzes entscheiden und dann die glücklichen Finder ohne Weiteres zu Herausgabe ihres Besitzthums gezwungen werden würden. Dem möglichst vorzubeugen, eilten alle diejenigen — und das war die Mehrzahl — die dem Grundsatze vertrauten, daß, wo nichts ist, nichts genommen werden kann, ihres Besitzstandes auf die eine oder die andere Art sich zu entäußern. Während daher bei der Untersuchung jeder Vorgerufene, anscheinend außerordentlich gewissenhaft, den Betrag des ihm zugefallenen Geldes auf den Heller genau angab, versicherten die Meisten, daß sie mit dem Gelde theils Schulden bezahlt, theils sich gute Tage gemacht, und die ganze, als noch vorhanden eingeräumte Summe — natürlich mit Ausnahme des Depositums im Pfarrhause — belief sich auf kaum hundert Pfund Sterling. Nach Feststellung aller einschlagenden Umstände erklärte der Coroner, da das vorgefundene Geld unter den rechtlichen Begriff eines Schatzes falle, haben nun die Geschworenen zu entscheiden, ob es ein Schatz der Art sey, wie jenes alte Gesetz ihn durch den Ausdruck treasure trove beschreibt, ein verborgen gefundener Schatz, a treasure found hidden. Hievon hing natürlich die Anwendung des Gesetzes ab; es trat in Kraft und der Schatz fiel dem Könige zu, wenn die Geschworenen in dem gefundenen einen treasure trove, es litt keine Anwendung und der Schatz gehörte den Findern, wenn sie in ihm nicht die Kennzeichen eines treasure trove erblickten. (Der Beschluß folgt.)

Berichtigung.

Die Verfasser des Lustspiels „die Vormundschaft," welchem der von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung für das beste kleine Lustspiel ausgesetzte Preis zuerkannt worden, und das in der diesjährigen Theaterrevue abgedruckt ist, ersuchen Jedermann, der sich für ihr Stück interessirt, besonders aber die Vorsteher deutscher Bühnen, den Schluß folgendermaßen abzuändern:

Zweiter Aufzug, vierzehnter Auftritt.

Nach:

Hasper. Unglück?

folgt:

Adlerhorst (zu Julius). Mein Sohn, wir reisen in die Residenz, und ich werde dich dem Minister präsentiren.

Julius. J'en suis content!

Adlerhorst. Meine Herren, ich empfehle mich! (Mit Julius ab.)

Morgenstern (ihr nachrufend). Submissester! (Zu den Andern.) Aber nun, Kinder, kommt mit mir! Wir fahren Alle nach Morgenstern und feiern dort die Verlobung. (Faßt Thomas unter den Arm und geht mit ihm ab.)

Georg (zu Emilien, auf Hasper deutend). Was glauben Sie, was stellt der vor?

Emilie (lachend). Ich ahne fast.

Georg (mit komischem Pathos). Einen Bräutigam aus der Residenz. (Sich schüttelnd.) Brr! (Mit Humor.) Da bin ich, denke ich, doch vorzuziehen.

Emilie (schalkhaft). Von Außen gewiß.

Hasper (zu Adam). Domine patrone! der Herr Professor haben mir, nebst dem Vergnügen, Sie kennen zu lernen, noch ein anderes Vergnügen versprochen — uxorem promisit — eine ehr- und tugendsame Jungfrau —

Georg (zu Emilien). Das sind Sie.

Adam (deutet schmerzhaft auf Emilien). Die ist hin!

Hasper (sieht auf sie, sehr stupid). Hin?

Adam (wie oben). Ein Sausewind hat sie Ihnen gestohlen.

Emilie (zu Georg). Das sind Sie.

Hasper (wie oben). Gestohlen? Aber warum denn?

Georg (faßt Emilien an der Hand, geht komisch feierlich auf Hasper zu, mit komischem Pathos).

Was geschieht, ist hier nur klar,
Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehn.

(Schlingt seinen Arm um Emilien und hüpft mit ihr ab. Adam und Hasper bleiben ganz verblüfft in einer komischen Gruppe stehen und sehen einander starr an.

Der Vorhang fällt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 80.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 4. April 1837.

La nation italienne paraît mille fois plus distinguée dans ses jeux que dans son histoire d'aujourd'hui.

Mad. de Staël.

Italienische Städtebilder.

(Fortsetzung.)

Jezt hat man Zeit sich zu erholen und kann in Ruhe bis vier Uhr warten, um dann die Prozession des Senats zu sehen, welcher, mit seinen Gonfalonieren an der Spitze, den Cero aus dem Palazzo pubblico nach dem Dom geleitet. Dort bleibt die Kerze alsdann während der Festzeit ausgestellt. Der Magistrat trägt hier die lange, schwarze Gewandung mit den glatt anliegenden Staatsmützen, deren Form noch an die Zeit des alten Cosimo erinnern mag; die bunten Farben sind hier, wie überall in Italien, meist nur noch den Livreen vorbehalten. Mit wiederkehrender Abendkühle folgt nun eine neue Probe für den Wettkampf, der schon viele Zuschauer herbeizuziehen und Wetten und Vermuthungen über den Sieger des morgenden Tages zu veranlassen pflegt. Nun wird es auf den Straßen lebendiger; nicht allein, weil die heißen Stunden vorüber sind, sondern weil von jezt an auch der Ruhigste in die Bewegung hineingezogen und die Tagesarbeit aufzugeben gezwungen wird. Die Kutschen, welche aus der Umgegend in Menge herbeieilen, vermehren in den schmalen und schattigen Straßen das Gedränge, das so lange fortdauert, bis der große Haufen die Lizza gewonnen hat. Dies ist neben und mit der Festung jener bequeme, mitten in der Stadt gelegene Spaziergang, der Monte Pincio, die Casinen von Siena, zu Winterszeit in der Mittagsstunde, im Sommer eine Stunde vor Sonnenuntergang der Sammelplatz der eleganten Welt. Heute aber, wie während des ganzen Festes, hört die Sonderung in Kasten auf; der Handwerker ist hier neben dem ersten Signore froh. Die Festung selbst ist abgetragen und, wie die Inschrift sagt, von Peter Leopold, „nachdem er die Treue der Sanesen erprobt hatte," mit diesem Garten vereinigt und ebenfalls dem Publikum geöffnet worden. Noch in der Nacht kommen Viele hier herauf, um das Feuer auf Monte-Amiate zu sehen. Es ist dies im Südosten der höchste und bedeutendste Berg in der ganzen Umgegend, dessen langhingestreckten, allmählig sich herabsenkenden Linien auf gleichen Ursprung mit Aetna und Vesuv deuten. Als die Republik Siena vor vielen Jahrhunderten sich zur Herrin über jene Gegenden aufwarf, legte sie zur Verherrlichung ihres ehrwürdigsten Nationalfestes den Bewohnern von St. Salvadore die Pflicht auf, an der Vigilie der Assunta gegen ein Uhr in der Nacht auf dem Gipfel des Berges ein Feuer anzulegen. Obwohl die Wenigsten in Siena jezt auf diesen Gebrauch achten dürften, so ist er doch seitdem nie ausgestorben. Die Commune von St. Salvadore, das dem Gipfel am nächsten liegt, verdingt diese Sorge den Hirten jener Gegenden.

Den Tag der Aſſunta ſelber nun kann kein ehrenwerther Saneſe anders begehen, als daß er früh Morgens im Dom die Meſſe hört. Sie pflegt an dieſem Tage natürlich feierlicher als je zu ſeyn; der Biſchof hat in Perſon zu fungiren, die Domherrn für die beſte Muſik zu ſorgen. Nicht allein zwiſchen den Säulen hängen die buntfarbigen, ſeidenen Vorhänge herab, die Säulen ſelber ſind roth und gelb umwunden. So ſucht man die maleriſche Wirkung dieſes Gebäudes noch zu ſteigern, die doch ſchon in dem Plan, in den mit einander wechſelnden ſchwarz und weißen Marmorſtreifen, in den wundervoll bemalten Rippen des Gewölbes, in reichlich angebrachter Vergoldung ſehr unzweideutig ſich verkündigt. Heute iſt auch der prächtige Fußboden in ſeiner ganzen Ausdehnung enthüllt, von dem man ſonſt den Theil ſorgfältig zu verdecken pflegt, an welchem die in Ornamenten ſtets kunſtgerechte Hand des Beccafumi in bunt- und vielfarbigem Marmor jenes den Saneſen eigenthümliche Marmorniello vervollkommnete und zu einer größern Reihe von bibliſchen Darſtellungen verwandte. Freier Zutritt iſt noch während der drei Tage dieſes Feſtes zu der berühmten Bibliothek der Canonici, in welcher der Pabſt Pius III. die Geſchichte ſeines großen Ahnherrn, des edlen Pius II. (Piccolomini) durch die lebendigen, in ihrer ganzen Friſche erhaltenen Farben eines Pinturichio verewigen ließ. — Nach geendigter Funktion gibt der Hof, wenn er zugegen iſt, im großherzoglichen Pallaſt feierliche Audienz.

Während man der Hitze wegen nach Tiſch gerne bis vier Uhr zu Hauſe verweilt, findet das Volk ſich ſchon im Corſo und nach dem römiſchen Thore hin in großer Anzahl ein, um den zwei Reihen der Kutſchen, welche ſich hier langſam neben einander hinbewegen, den Raum ſo eng als möglich zu machen. Ohne Piazza kein Siena, ohne Corſo kein italieniſches Feſt. Dies an ſich magere Vergnügen laſſen ſich die Signori nicht nehmen; es iſt die Theaterſcene, welche ſie an hellem Tage gratis aufführen. Sie erſcheinen hier in ihrem Glanz und geben dadurch dem Volk bis auf die über's Jahr wiederkehrende Feier Stoff zur Unterhaltung. Heute aber hält man noch zurück; es ſoll bloß ein Vorſchmack von dem gegeben werden, was morgen allein in ſeiner ganzen Herrlichkeit ſich zeigen darf. Dieſer Aufzug mag gegen zwei Stunden dauern; dann werden die Straßen für den Wettlauf der ledigen Pferde geſäubert.

Dieſer Corſo à la lunga, wie er genannt wird, geht von dem römiſchen Thor nach dem Dom, und kann wegen der Enge der Straßen und wegen der gewaltſamen Wendung, welche die Pferde beim Eintreten in den Corſo zu nehmen haben, in weiter nichts als dem einen Moment beſtehen, in welchem die Thiere geſtreckten Laufes an einem vorüberrauſchen. Da man ihnen nicht nachſehen und alſo für die Wahrſcheinlichkeit des Sieges ſich nicht intereſſiren kann, kümmert ſich Niemand weiter um den Erfolg. Dazu gibt es Erinnerungen aus Italien, die man ſein Leben lang, auch zu ſeiner Qual nicht wieder los wird. Unter dieſe iſt die Oſterfeier, ferner der Carneval in Rom zu zählen. Wer dort auf den Sitzen bei der Porta del Popolo jene kleinen Renner herbeiführen ſieht, die, an ſich feurig und wild, durch künſtliche Mittel noch bis zur Kampfwuth gereizt werden; dann die Kühnheit jener verwegenen Römer, die, in dieſen Augenblicken aus ihrer traditionellen Indolenz aufgerüttelt, ſich eher bis zum Eingang in den Corſo fortſchleppen, als ihre Roſſe vor dem gegebenen Zeichen laufen laſſen; dazu endlich den im eigentlichſten Sinn des Worts faſt bis zur Erde geſtreckten Lauf, den man weit in den Corſo hinein verfolgen kann — wer dies ſieht, hat die Pferdebändiger der Alten, die Koloſſe vom Quirinal, des Jauchzen des gladiatoriſch geſinnten Volks in Leben und Wirklichkeit, im jetzigen Italien zugleich das Beſte von ſolchem, ſonſt überall in verkleinertem Maßſtab wiederkehrenden Wettlauf geſehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Etwas über menſchliche Nahrung.

(Fortſetzung.)

Dieſer Eigenſchaft, faſt alles Organiſche in ſein Fleiſch und Blut zu verwandeln, verdankt der Menſch ſeine Herrſchaft über die Erde, aber auch viele ſeiner Laſter und Krankheiten. „Multos morbos multa fercula fecerunt," ſagt Seneca; indeſſen iſt der civiliſirte Menſch gegenwärtig im Allgemeinen weit mäßiger als während der höchſten Blüthe der Kultur im Alterthum und während des Mittelalters. Man weiß, welchen Luxus die Alten mit dem Eſſen getrieben haben. Die Adepten der modernen Kunſt der Gaſtronomie ſind ſchnell bei der Hand, jenen Luxus als halb barbariſch zu bezeichnen und die ganze Koſtkunſt der Römer als unwiſſenſchaftlich zu verurtheilen. Dieſes Vorurtheil war uns immer ein Beweis, wie ſehr die klaſſiſchen Studien in den höhern Sphären der Geſellſchaft abgenommen haben. Wir ſind überzeugt, die Schriften der Alten enthalten die koſtbarſten Elemente für eine Philoſophie des Geſchmacks, Schätze, die nur gehoben ſeyn wollen. Freilich ſind philologiſche, antiquariſche und culinariſche Kenntniſſe ſelten in Einer Perſon vereinigt; was hindert aber z. B. Roſſini, der für einen gelehrten Gaſtronomen gilt und keine Opern mehr componirt, ſtatt ſich nach einem Poeten und einem Libretto umzuſehen, ſich mit einem Profeſſor der klaſſiſchen Literatur zu verbinden, der ihm antike Schüſſeln componiren hälfe, die geſchmackvoller und erſprießlicher ſeyn dürften als ſo viele Nachahmungen des Alterthums? Es käme

nur darauf an, umsichtiger, weniger tumultuarisch zu Werke zu gehen als der Arzt in Smollets Peregrine Pickle. Die folgenden zerstreuten Bemerkungen sollen nur im Allgemeinen darauf aufmerksam machen, wie viel in dieser Beziehung von den Alten zu lernen seyn möchte, und wenn sie auch nur Einen Gourmand, der durch die Schule gelaufen, veranlassen, seine halb vergessenen Classiker wieder vorzunehmen, so kann man nicht wissen, was dadurch Gutes gestiftet wird.

Ochsenfleisch galt bei den Alten für die kräftigste Speise, daher es auch das vornehmste Nahrungsmittel ihrer Athleten war. Das Fleisch des Kamels und Dromedars wurde sehr geschäzt, besonders die Füße. Noch beliebter war Eselsfleisch; nach Plinius aß es Mäcenas besonders gerne, und der wilde Esel, der aus Afrika kam, galt für delikates Wildpret. Das Schwein, das zahme und das wilde, stand nach Verdienst sehr hoch in der Achtung der Kenner, und es hieß bei den Römern: animal propter convivia natum; aber die Weise, wie das Thier getödtet wurde, zeugt eben so sehr von großer Rohheit als von raffinirtem Epikuräismus: das trächtige Schwein wurde förmlich zu todt getreten, und gab so, nach Plutarch, ein Gericht für Götter. Die Ferkel wurden mit glühenden Spießen erstochen, damit das Blut im Körper bleibe. Ein mit verschiedenen kleinen Thieren und Asa fötida gefülltes Ferkel hieß „porcus trojanus," wie man sieht, eine Anspielung auf die im trojanischen Pferd versteckten Krieger. Auch junge Bären, Hunde und Füchse wußten die Römer gebührend zu schätzen, die Füchse besonders dann, wenn sie mit Trauben gemästet waren. Vom Geflügel waren sie ohnehin große Liebhaber, und manche consularischen Familien nannten sich nach ihren Lieblingsvögeln. Catius lehrt uns, wie man Hühner in Falerner Wein ersticken muß, um sie zarter und schmackhafter zu machen. Fasanen kamen nach Rom aus Colchis, und waren zu einer gewissen Zeit noch so selten, daß einer der Ptolemäer höchlich bedauerte, noch nie einen gekostet zu haben. Pfauen wurden mit großer Sorgfalt auf der Insel Samos gezogen und so theuer bezahlt, daß sie dem Unternehmer jährlich über 24,000 Gulden einbrachten. Das Perlhuhn galt für höchst delikat, den welschen Hahn aber kannten die Römer nicht, und wer möchte sie deßhalb nicht bedauern? Dieser Juwel der jetzigen Gastronomie ist trotz seiner orientalischen Namen: kalekuttischer Hahn, Turkey u. s. w. ein Eingeborner der neuen Welt, und seine Einführung ist den Jesuiten zum unsterblichen Verdienst zu schreiben. Dafür verschmähten die Römer den Strauß nicht; Apicius gibt Rezepte, ihn zuzurichten, und Heliogabalus aß besonders gern sein Gehirn. Der Phönikopterus oder Flamingo wurde gleichfalls gegessen, und seine Zunge galt für einen besondern Leckerbissen. Dieser Vogel hatte aber auch nach der Mahlzeit eine Rolle zu spielen: wenn die römischen Gourmands, welche die Völlerei noch etwas weiter trieben, als die unsrigen, zu viel gegessen hatten, so steckten sie eine der langen scharlachrothen Federn des Vogels in den Hals, um sich zu erleichtern. Welcher Gastronom denkt heutzutage daran, daß er die köstlichen fetten Enten- und Gänselebern, die einzigen foies grasses Frankreichs, ohne Zweifel den Römern zu danken hat? Horaz sagt: pinguibus et ficis pastum jecur anseris albi. Auch der Schwan wurde von den Römern gemästet, zu welchem Zweck sie ihn blendeten, und selbst Kraniche wurden von Kennern nicht verschmäht.

(Die Fortsezung folgt.)

Distichen.

Die flüchtige Zeit.

Wie du das Leben gewinnst? Sorg', daß du auf Thaten zurückschauſt,
Auf ein belebtes Bild, nicht auf umdüsterten Traum.
Stecke dem Tag ein Ziel, mit Ernst und Lust, so dem Jahre,
Und vollendet und ganz bildet das Leben sich dir.

Licht.

Erde, wie wärest du öde und kalt, wie lägest du farblos,
Wenn dich nicht sonniges Licht blühend und liebend umzög'.
Leben, wie wärest du dunkel und matt, wie wärest du freudlos,
Hätte nicht Rythmus und Lied freundlich der Gott dir gesellt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

Kreuz- und Quergedanken. Kunstverein.

Das reizvolle Andenken an einen vor Kurzem hier stattgefundenen Kunstgenuß wirkt noch immer auf mannichfache Weise wohlthätig fort. Unter dem Titel: Kreuz- und Quergedanken eines Janoranten, erschien ganz neuerlich eine kleine gedruckte Abhandlung über die hier ausgestellt gewesenen Gemälde aus der Düsseldorfer Malerschule „und manches Andere." Sie ist jedoch nicht käuflich zu haben, da sie ausdrücklich nur „zur Erinnerung für Freunde" verfaßt wurde. Nach der ziemlich starken Verbreitung zu schließen, scheint übrigens das Wort Freund im weitesten Sinne genommen zu seyn, so daß sogar ein solcher, der sich von vielen darin vorkommenden Gedanken freundlich angesprochen findet, wohl meinen kann, es sey auch ihm ein lautes Wort über diese Schrift vergönnt. Die Urtheile über Gegenstände der Malerei und Sculptur stammen hauptsächlich aus dreierlei Quellen her: der Kunstkennerschaft, der Kunstkennerei und der Kunstliebhaberei. Die erste ist eine vornehme Dame, mehr oder weniger mit dem ausgerüstet, was dazu gehört, die richtige Ansicht über den beurtheilten Gegenstand, sowohl in Betracht der technischen, als der höhern Vollkommenheit, verständig darzulegen. Die zweite dagegen läßt sich einer Kammerjungfer vergleichen, welche,

ihre Naſe gerne nach den Wolken hinausſtreckend, in den Gemächern jener Dame, deren Air ſie veraebens nachzuahmen ſucht, manches herumliegende gelehrte Wort, wie Colorit, Carnation, Correktheit, Tinten, Mitteltinten, Helldunkel u. ſ. w., heimlich aufraffe und mit Pathos als eigenen Zuwachs unter die Leute bringt. Die dritte endlich iſt eine harmloſe Perſon, die über ihr anziehend vorkommende Kunſterſcheinungen ihre Meinung gern und beſcheiden ausſpricht. Dahingeſtellt laſſend, ob der Künſtler den Kunſtregeln allenthalben Genüge leiſtete, überſieht ſie gewöhnlich ihm gern kleine Verſtöße gegen Zeichnung, Färbung und das Techniſche überhaupt, und traut in Fällen, wo ſie ſich hierin nicht mit ſeiner Darſtellung befreunden kann, lieber ſeinem kunſtgeübteren Auge, als dem ihrigen. Gewöhnlich iſt ſie zufrieden, wenn er nur ihren Geiſt oder ihr Gefühl durch ſeinen Plan oder deſſen Ausführung angenehm zu beſchäftigen verſtand. In dem Grade nun, als dieſer Geiſt und dieſes Gefühl geſund und ausgebildet erſcheinen, wird auch das Wohlgefallen an dem Urtheile der parteiloſen Kunſtliebhaberei größer oder geringer ſeyn. — Der Verfaſſer der „Kreuz- und Quergedanken,“ oder wie man allgemein glaubt: die Verfaſſerin, ſcheint ſchon darum bloß das Prädikat: Kunſtliebhaber, in Anſpruch zu nehmen, weil ſie, allzubeſcheiden, die Maske der Ignoranz vorgenommen hat, obſchon die mancherlei in dem Werkchen enthaltenen Beweiſe von Kenntniſſen und auf letztere baſirten Ausſprüche ſie Lügen ſtrafen würden, wenn der Ausdruck „Lügen ſtrafen“ überhaupt nicht zu raub ſeyn ſollte, um gegen eine Dame in Anwendung kommen zu dürfen. Das bekannte vielſtimmige Recenſenten-Wir, wenn ſie von ſich redet, thut freilich jener Maske ſchon auf der erſten Seite großen Eintrag, auch verſteigt ſich ihr Urtheil der Kunſtliebhaberei mitunter offenbar in das Gebiet der Kunſtkennerſchaft, wo ſie der ſelbſtgewählten Maske ſo ganz vergißt, daß ſie den von ihr bewunderten Meiſtern ſogar Zeichnungsfehler vorwirft. Uebrigens enthält die mit nicht gemeinem Scharfſinn, in anziehender Weiſe, abgefaßte kleine Schrift, bei manchem darin vorkommenden Irrthume und mancher Seltſamkeit, ſo viel wahrhaft Schätzbares, Künſtlern und Kunſtfreunden gewiß wie aus der Seele Genommenes, daß ſie die Verbreitung im Wege des Buchhandels gewiß verdienen würde. Die in ihr mit vorkommenden Ermahnungen an Kunſtvereine, daß ſie „ihre Mittel nicht in planloſem Ankauf von unbedeutenden Verſuchen unbedeutender Talente zerſplittern möchten,“ ſind an ſich allerdings zu billigen, aber in der Anwendung hat ſich die Verfaſſerin doch wohl geirrt. Die angeführten Beiſpiele von erkauften Genrebildern waren ſichtbar Anſpielungen auf den hierin mit großer Vorſicht und Sorgfalt zu Werke gehenden ſächſiſchen Kunſtverein. Der Inſpektor der hieſigen Antiken- und Münzſammlung, Hofrath Haſe, nahm daher auch bei einem kürzlich im Lokal des Kunſtvereins gehaltenen Vortrag über den Urſprung und Nutzen der Kunſtvereine, und beſonders auch des ſächſiſchen, Veranlaſſung zur Berückſichtigung dieſes Tadels. Mit Gründlichkeit rechtfertigte er das Verfahren des Vereinsausſchuſſes als vollkommen zweckmäßig. Ueberhaupt reate ſeine Vorleſung durch ihr Weſen und ihre Anmuth die Aufmerkſamkeit der zahlreichen Verſammlung in hohem Grade an. Viel Theilnahme bewies die letztere auch den am nämlichen Abend vom Oberbibliothekar Hofrath Falkenſtein vorgetragenen hiſtoriſchen Aphorismen über Leonardo da Vinci, und der Fortſetzung der mit großer Feinheit ausgearbeiteten Briefe über Kunſtgegenſtände zu Venedig, vom Ceremonienmeiſter Baron v. Frieſen. — Einen recht gewählten Zuhörerkreis und vielen Beifall findet Dr. Fortlage aus Heidelberg mit ſeinen Vorleſungen über die Entwickelung der Poeſie in ihrer welthiſtoriſchen Bedeutung, ſowohl wegen der geiſtvollen Auffaſſung und Darſtellung des Gegenſtandes, als wegen des angemeſſenen und einnehmenden Vortrags.

(Der Beſchluß folgt.)

London, März.

(Beſchluß.)

Entdeckung eines Schatzes ausländiſcher Geldmünzen.

Eine viertelſtündige Berathung genügte den Geſchworenen zu ihrem Verdict, das, obgleich die Jury nur aus einfachen Landleuten beſtand, der Weisheit hochſtudirter Appellations- oder Kammergerichtsräthe Ehre gemacht haben würde. Der Ausſpruch lautete: nur das am Montag ausgegrabene Geld iſt ein treasure trove. Wie hätte auch das ein verborgen gefundener Schatz heißen können, was Jeffkins und Reeves unverborgen fanden? In England wird nun einmal jedes Geſetz ſtreng wörtlich genommen, und wenigſtens in Fällen wie dieſer läßt ſich dagegen nichts einwenden. Anfangs bemerkte zwar der Sachwalter des Paſtors, wie daraus, daß das von Jeffkins und Reeves gefundene Geld nicht dem Könige gehöre, noch keineswegs folge, daß es den Findern, und nicht vielmehr dem Herrn Paſtor gehöre. Doch iſt die Sache ſpäter von beiden Parteien klüglich in Güte verglichen worden. Wer war nun aber wohl letzter Beſitzer des Goldes, welches das engliſche Recht jetzt für herrenloſes Gut erklärt hat? Die Frage hat Intereſſe für das Ausland, weil der Umſtand, daß ſämmtliche Goldmünzen ausländiſche ſind, den bei der Unterſuchung geäußerten Glauben unterſtützt, daß auch der letzte Beſitzer ein Ausländer geweſen. Es hat ſich nämlich durch Zeugenverhöre herausgeſtellt, daß vor ungefähr achtzehn Jahren ein Fremder — wenigſtens dem Namen und der Sprache nach kein Engländer, obſchon der eigentliche Namen nicht zu ermitteln — mehrere Wochen ſich in Great Stanmore aufgehalten, Tag für Tag einſam und tiefſinnig die Gegend durchwandert und dann plötzlich den Ort verlaſſen hat, ohne daß man ihn je wieder geſehen oder auch nur erfahren, wohin er gegangen oder was aus ihm und ſeinem mitgebrachten Gepäcke geworden. Zwei Jahre nach dieſem räthſelhaften Verſchwinden iſt ein anderer Ausländer — Name und Nation ebenfalls unbekannt — in's Dorf gekommen, iſt das Feld, wo der Schatz gelegen, nach allen Richtungen auf und niedergegangen, und nach Verlauf von zwei oder drei Tagen wieder abgereiſt, nachdem er bei ſeiner Wirthin angefragt, ob vielleicht ſeit Kurzem Jemand im Dorfe oder in der Nachbarſchaft plötzlich reich geworden, und, nach Verneinung dieſer Frage, ihr geſagt, daß der frühere Fremde in einem gewiſſen Felde eine bedeutende Summe Geld vergraben und auf ſeinem Todbette ihm einen Plan des Feldes eingehändigt habe, wo die Stelle genau angezeigt ſey, er jedoch weder das Feld, noch die Stelle aufzufinden vermocht habe. An dieſe unzweifelhaften Thatſachen knüpfen die Zeugenausſagen mehrere Gerüchte, die damals in Folge jener Mittheilung ſich im Dorfe verbreitet. Die übereinſtimmendſten ſind die, daß eine andere, gleich große Summe auf einer andern Seite des Dorfes verſcharrt, daß das Geld einem Bankier im Auslande geſtohlen, und der erſte Fremde von dem letzten ermordet worden ſey. Aber alle Fragen, woher dieſe Vermuthungen, ſind unerledigt geblieben, und es ſteht demnach dahin, ob der alte Spruch, daß des Volkes Stimme Gottes Stimme, auf gegenwärtigen ſpeciellen Fall Anwendung leiden darf oder nicht. Entſcheide, wer ſich dazu berufen fühlt. W. S.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 5. April 1837.

Der Arzt betheuerte, im Gericht befinde sich nichts, was eine empfindliche Nase beleidigen könnte, indem die Fülle eine Mischung von Pfeffer, Liebstöckel und Asa-fötida, oder sogenanntem Teufelsdreck sey, und die Brühe aus Wein und Heringslake bestehe, die er statt des gepriesenen Garum oder der kostbaren Fischtunke der Römer gebraucht habe.

Smollet.

Etwas über menschliche Nahrung.

(Fortsetzung.)

Wenn somit das Geflügel auf den Tafeln der Alten eine große Rolle spielte, so lieferten ihnen Meer und Ströme einen noch weit köstlicheren Tribut. Die Muräne wurde in Menge in großen Weihern gehegt und so zahm gemacht, daß sie auf ein Zeichen mit der Glocke oder auf den Ruf des Herrn herbeikam und sich fangen und tödten ließ. Natat ad magistrum delicata muraena, sagt Martial. Hirtius lieh Julius Cäsar bei seinem Triumph sechstausend Stück Muränen, und Kaiser Vitellius liebte vorzüglich ihren Rogen. Die Lamprette, die mustela des Ausonius und Plinius, stand in verdienter Achtung, und der köstliche Stör, acipenser sturio, wurde unter Trompetenschall aufgetragen. Aber die Steinbutte (rhombus) vollends galt für das herrlichste Geschenk der Götter, und Jedermann kennt die Anekdote von Domitian, dem „kahlen Nero," wie er, als er von Ankona eine riesige Steinbutte zum Geschenk bekommen, den Senat versammelte, damit er über die Zubereitung des Ungeheuers deliberire. Auch die Sohlen (solea) wurden so hoch geschätzt, daß man sie mit einem Calembourg soles deorum, Göttersonnen hieß; der Goldbraßen, sparus auratus, war der Venus heilig, der labrus scarus hieß das Gehirn Jupiters, und Apulejus behauptet, schon seine Eingeweide müßten im Olymp ein Leckerbissen seyn. Ein besonders vergnügliches Spiel trieben die Römer mit der sehr wohlschmeckenden Meerbarbe oder dem Rothbart — dies war ohne Zweifel ihr mullus —: er wurde lebendig auf die Tafel gebracht und in der berühmten Brühe, dem Garum, wovon wir unten ein paar Worte sagen, langsam erstickt; im Sterben wechselt der Fisch die Farben wie der Delphin, und an diesem Schauspiel weideten nun die Gäste ihre Blicke, im angenehmen Vorgefühl, wie gut sofort der Fisch schmecken werde. Hierauf bezieht sich Senecas Vorwurf: oculis quoque gulosi sunt, selbst mit den Augen sind sie Gourmands!

Grashüpfer, Heuschrecken und manche andere Insektenarten lieferten unsern großen Vorgängern, leider können wir kaum sagen Lehrern, in der Gastronomie sehr leckere Schüsseln. Auch Landschnecken waren eine große Delikatesse; Fulvius Hirpinus wurde fast in den Himmel erhoben, weil er die Kunst erfunden, sie mit Kleie und andern Substanzen zu mästen; nach Horaz wurden sie, auf silbernem Roste gebraten, zum Wein gegeben, der besonders gut dazu schmeckte. Jeder Gourmand müßte die Römer bemitleiden, wenn sie nicht die Auster gehörig zu schätzen gewußt hätten; sie verdienen aber auch in dieser Beziehung die höchste Achtung von Seiten unserer Gutschmecker, vielleicht nur den Umstand ausgenommen,

daß bei ihnen gefrorene Auſtern ein Kapitalſtück waren. Die beſten Auſtern wurden nach Rom von den britanniſchen Küſten gebracht, vorzüglich, wie man vermuthet, aus der Gegend von Sandwich. Athenäus erzählt, Apicius habe die Kunſt erfunden, die Auſtern ſehr lange aufzubewahren, und auf dieſe Weiſe Trajan, als er, viele Tagereiſen von der Küſte, gegen die Parther zu Felde lag, mit einer Sendung friſcher Auſtern überraſcht. Wie fein die Zunge und wie ſcharf das Auge der alten Bonvivans geweſen ſeyn muß, beweist ein Zug bei Juvenal: er ſagt von Montanus, er habe beim erſten Biſſen geſchmeckt, woher eine Auſter komme, und es einem Seeigel mit Einem Blick angeſehen, an welcher Küſte er gefiſcht worden.

Daß auch Krabben und Seegarnellen ſehr beliebt geweſen, und mit Recht, beweiſt eine Geſchichte bei Athenäus: Apicius hörte in Minturná, wo er ſich gewöhnlich aufhielt, die afrikaniſchen Krabben ſeyen weit größer als die in Campanien. Unverzüglich, trotz des ſtürmiſchen Wetters, ging er nach Afrika unter Segel; mit Mühe und Noth erreichte er das Land der Verheißung, die Fiſcher legten ihm ihre größten Krabben vor, aber, gräßliche Täuſchung! ſie waren nicht einmal ſo groß wie die in Minturná! Unverzüglich hieß er den Steuermann die Rückfahrt antreten und kehrte Afrikas Küſte voll Verachtung den Rücken.

Vom Garum, der berühmten Fiſchbrühe der Römer, welche faſt bei allen Speiſen, über deren Zubereitung Andeutungen auf uns gekommen ſind, eine große Rolle ſpielt, wiſſen wir nicht viel mehr, als daß es aus ſehr verſchiedenen Fiſchen bereitet wurde, namentlich aus der Makrele und der sciaena umbra. Die Hauptſache ſcheinen dabei Eingeweide und Blut der Fiſche geweſen zu ſeyn, die in Salzlake aufgelöst wurden. Nach den Beſchreibungen der Römer erſcheint der ganze Proceß ziemlich ekelhaft; allein man weiß ja, daß man auch in der neuern Kochkunſt bei manchen der köſtlichſten Produkte nicht nach der Geneſis fragen darf, und wir möchten das noch ziemlich dunkle Kapitel vom Garum oder Liquamen als eines empfehlen, in welchem vielleicht noch mehr als eine gaſtronomiſche Perle zu fiſchen wäre. Kein heutiger Gutſchmecker kann mit größerer Achtung von der Trüffel ſprechen als der Römer von ſeinem Garum, und Martial erzählt, daß man davon in Riechfläſchchen aus Onyx bei ſich trug. Die feinſten Sorten waren dabei ſo theuer, daß nach Galen etwa drei Pinten zweitauſend Silberſtücke koſteten.

Von Vegetabilien als eigentlichen Speiſen, in Geſtalt von Gemüſen, ſcheinen die Alten keine große Auswahl gehabt zu haben; deſto größer war ihr Verbrauch an ſcharfen und aromatiſchen Kräutern und Gewürzen zur Reizung der Eßluſt. Ein Hauptingrediens ihrer hunderterlei Brühen, Paſteten und Füllungen war die noch heutzutage im Orient als Gewürz beliebte Aſa-fötida. Manche Naturforſcher beſtritten es, daß das Laser der Römer wirklich der als Arzneimittel aus der Levante zu uns kommende, im gemeinen Leben ſogenannte Teufelsdreck ſey; allein es iſt wohl kaum daran zu zweifeln: Plinius ſagt, das Laſer werde häufig mit Sagapenum verfälſcht, und dieſes Gummi hat auch wirklich große Aehnlichkeit damit. Nach Theophraſt wurde das Laſer, wie noch heutzutage die Aſa-fötida, in Häuten aufbewahrt. Neben dieſer durchdringenden Würze ſpielen Coriander, Kümmel, Sumach, Safran, Zimmt, Thymian, verſchiedene Pfefferarten die größte Rolle, und neben gemeinem Salz ward auch Salmiak gebraucht.

(Der Beſchluß folgt.)

Italieniſche Städtebilder.

(Fortſetzung.)

Nach dieſem Moment ergißt ſich die ungeheure Volksmaſſe auf den Platz, wohin die ſieben bis acht Straßen, wie eben ſo viele Vomitorien eines Theaters hinabführen. Wer ſich von dieſem Heranwälzen der Maſſe und davon einen Begriff machen will, wie nun in einem Nu der bis dahin menſchenleere Platz plötzlich von vielen Tauſenden angefüllt wird, ſuche an einer dieſer Straßen zu ſtehen und eher unten zu ſeyn, als die Maſſe ſich in Bewegung ſezt. Hat die Volksmenge einmal angefangen ſich zu regen, ſo bemüht man ſich vergebens; Jeder weiß, wie überraſchend das Schauſpiel iſt, Jeder ſucht es von dieſer Mitte aus zu genießen. Die lezte Probe der Fantini, welche jezt gehalten wird, iſt dabei nur Nebenſache; man weiß recht wohl, daß ſie ihre Pferde für morgen ſchonen und daß aus dem jetzigen Ritt kein Omen für den Kampf ſelber zu entnehmen iſt. — Wer darauf noch nach italieniſcher Muſik lüſtern iſt, kann im geräumigen und ſehr hübſchen Stadttheater eine Oper hören, ſo wohlbeſezt und ſo glänzend ausgeſtattet, als die im Ganzen nicht unbeſchränkten Mittel es nur irgend zulaſſen.

Am Morgen des ſiebzehnten Auguſt macht ſich zunächſt Alles nach St. Domenico auf den Weg, wo das nahgelegene Univerſitätsgebäude ſchon vor Jahren in die Akademie der ſchönen Künſte und in die Stadtbibliothek verwandelt worden. Für heute und die zwei folgenden Tage ſind hier nicht allein Zeichnungen und ausgeführte Bilder eigentlicher Künſtler ausgeſtellt, auch Stickereien und andere ſorgfältige Arbeiten von geübter Frauenhand finden hier ihren Platz. Man darf an eine ſolche Ausſtellung natürlich nur ſolche Anſprüche machen, welche eine Provinzialſtadt von verhältnißmäßig geringer Bedeutung

erregen kann; dem billigen Blick eines unbefangenen Beobachters dürfte dann aber manches Erfreuliche begegnen, und das Resultat einer Vergleichung mit andern Städten für Siena keineswegs unvortheilhaft seyn. So fällt es namentlich auf, wie hübsch noch in Holz geschnitten und wie allerliebste Ornamente in Thon modellirt werden; die Holzarbeiten zeigen eine Präcision und Nettigkeit der Ausführung, welche selbst bei größern Werken der Art in Italien nur selten anzutreffen ist. Daneben sind denn auch die Säle geöffnet, welche die Bilder der ältern sanesischen Meister in einer schönen Reihenfolge uns vorüberführen. Und dies sey dem patriotischen Sinn der Sanesen zur Ehre nachgesagt: obwohl die neuen Produktionen den geräumigsten und hellsten Saal einnehmen, so versäumt doch Niemand, durch die ziemlich engen und dunkeln, mit Bildern überhäuften Gänge zu wandeln, wo die Meister der ältern Schule in ihrer ganzen Anspruchslosigkeit aufgereiht stehen. Dabei ist es immer hübsch, daß das Volk, namentlich der Mittelstand, sich in so großer Menge einfindet: man will in dieser Zeit eben so wohl die Ausstellung als das Wettrennen sehen. Es ist dann ebenfalls das Interesse für alles Sanesische, was nach St. Agostino treibt, wo man in den reinlichen Zimmern des nun aufgehobenen Klosters ein Naturalienkabinet errichtet hat. Da Alles, was man in diesen drei Tagen sieht und hört, einen so eigentlich lokalen Stempel trägt, fällt das Streben, Seltenheiten aus verschiedenen Gegenden Europas zusammenzubringen, unangenehm auf; nicht allein deßwegen, weil dafür die sehr beschränkten Mittel des Instituts unzureichend seyn müssen, sondern weil Siena, die nächste Umgegend und die Maremma Materialien zu einem ganz eigenthümlichen und werthvollen Kabinet liefern würden. Daß doch die italienischen Städte einmal dahin kämen, auf vernünftige und erschöpfende Weise den ihnen so nahe gelegten Reichthum auszubeuten.

Nach der nöthigen Pause beginnen nun gegen vier Uhr die einzelnen Contrade mit Trommeln und Pfeifen, ihren Fahnen und Pferden nach St. Agostino hinaufzuziehen, um sich auf der angrenzenden Wiese zu versammeln und später zum Zuge anzuschicken. Das Volk strömt dort für einen Augenblick zusammen, eilt dann aber schnell nach der Piazza hinunter, um den Wagencorso nicht einzubüßen. Alles hat hier nun ein verändertes Ansehen; nicht allein alle Sitze sind aufgeschlagen und mit Tausenden von Menschen so mannichfach, so malerisch besezt, daß von dem noch gestern sichtbaren Holzgerüste gar keine Spur mehr übrig scheint; alle Fenster der Paläste sind mit grünen und rothen Teppichen verziert, an und über denen die buntgeputzten Menschen wie so viele Blumen erscheinen. Was der eigentliche Kessel des Platzes fassen kann, füllt das Volk aus; andere, die etwas spenden können, miethen um einige Grazien Plätze auf den erwähnten Sitzen; die vornehmeren besetzen die Balkone der Häuser. So ist Raum für Alle, Alle finden den natürlich gegebenen, rechten Augenpunkt, ohne daß, wie bei den florentinischen Johannisfesten, das Volk gezwungen wäre, die Dächer der Häuser zu suchen. Die Klage über Hitze, welche die Florentinerinnen schon im Juni durch ihr stets wiederholtes „che caldo, che caldo!“ durch das ewige Wedeln mit ihrem Fächer und durch ihr Taschentuch, das dann keinen Augenblick ruht, sich zu erleichtern suchen, hört man hier in dieser Stunde und im August wirklich selten. Und wenn die Männer einige Augenblicke später bei dem Wettkampf noch Kraft genug übrig haben, um sich auf rasende, bacchische Weise zu begeistern, wie sollten die an sich kräftigen Gebirgsfrauen, beschäftigt durch den vorüberziehenden Corso, durch die Musik des Zuges, welche man nun schon in der Ferne hört, hinlänglich aufgeregt, durch die Hoffnung und die Sorge für den Sieg ihrer Contrade auf's Aeußerste gespannt — wie sollten diese, sage ich, in solcher Stimmung das Drückende der Hitze noch fühlen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Holtei. Raupachs die alte und die junge Gräfin.

Karl v. Holtei, von dessen Rückkunft hieher ich in einem vorigen Briefe schrieb, steht, wie verlautet, abermals auf dem Punkt, Berlin zu verlassen. Wenn es wirklich geschieht, so folgt er vermuthlich einem vortheilhaften und insofern für ihn lockenden Rufe, als derselbe ihm abermals eine bedeutende Bühne eröffnet, welche ihm hier verschlossen blieb. Dies wäre aber auch das Einzige, worüber er zu klagen hätte. Es ist allerdings hart für ihn, da sein ganzes Sinnen darauf steht, als Dichter und Schauspieler zugleich zu wirken, daß man ihm, aus Furcht vor einem Einflusse, den er gewinnen möchte, die Bühnen seiner zweiten Vaterstadt verbarrikadirt. Aber er hat sich selbst eine andere Bühne erbaut, auf welcher er allein und desto mehr wirkt, und für welche er ein großes, ihm ganz ergebenes Publikum gewonnen hat. Als dramatischer Vorleser nämlich ist er nicht allein mit der frühern Theilnahme, sondern mit neuem Glanze aufgetreten. Hunderte von Abonnenten mußten abgewiesen werden, und dennoch war der Andrang in der Regel so groß, daß man in den Vorzimmern auf die einzelnen Worte lauschte, welche über die Köpfe der Glücklichen herüber drangen. So hat er bereits zwei Cyklen gehalten, und ein dritter und mehrere würden sich füllen, wenn er selbst hier bliebe und die Ausdauer nicht verlöre. Nach aller competenten Stimmen Urtheil hat sein Vortrag, so wie sein Organ durch die praktische Uebung auf der wirklichen Bühne sehr gewonnen. Doch ist auch jezt noch sein Vortrag der komischen Partien den tragischen bei weitem vorzuziehen.

Drei neue Theaterstücke, welche auf nähere Betrachtung Anspruch machen, kamen, eine seltene Erscheinung, bald

nach einander bei der Hofbühne zur Darstellung: „die alte und die junge Gräfin“ von Raupach, „die Venetianer“ von Rellstab, und „die Isolirten“ von einem Pseudonymus, der sich Karl Weißhaupt nennt. Das Raupachsche Stück ist eine ältere Arbeit des Verfassers, welches längere Zeit gelegen hatte, weil der Streit über die Besetzung des Alt und Jung in die herkömmliche Intriguenchronik eines jeden Theaters eingriff. Zum Besten des Verfassers hätte es ganz unterbleiben mögen; denn wiewohl es seine ganze Schärfe im Spiel geistreicher Antithesen bekundet, so wie die andern damit eng verbundenen Vorzüge der Raupachschen regelrechten Dramen, wirkt es doch unanmuthig und unerquicklich. Das besonnene Abwägen eines gewiegten Ehrenmannes, ob er die junge oder die alte Gräfin heirathen solle, und das durchdachte Spiel, welches er mit Beiden treibt, versetzt das Gefühl, wie moralisch auch der Ausgang sey, der die Leichtsinnige mit einer frappanten Täuschung bestraft und die Tugendhafte durch eine kaum erwartete Anerkennung ihrer Verdienste und das Geschenk der Hand eines Ministers belohnt. Solche Paris-Gerichtshöfe vor den aufmarschirten Hülfstruppen des Theaters gehören nicht mehr in unsere Zeit, wenn auch Raupach mit mehr Feinheit und Geist das Urtheil sprechen läßt, als in den alten Komödien zum erbaulichen Schlusse geschieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, März.

(Beschluß.)

Grippe. Theater. Concerte. Magnetismus. Jugendliche Diebe.

Daß die Grippe im Ganzen die hiesige Gegend, gegen manche andere gehalten, mit Todesfällen weniger belästigte, stellt sich immer besser heraus. Gleichwohl verlängerten sich die wöchentlichen Sterbelisten auffallend. Statt der sonst gewöhnlichen einigen und vierzig Leichen gab es das eine Mal 79, das nächste Mal 89 und eine Woche später gar 91. Der größte Theil der das gewöhnliche Todtenquantum überschreitenden Zahl bestand jedoch aus hochbejahrten Personen. Zu den jüngern, vom Todeslooſe Betroffenen gehörte unter andern der 59 Jahre alte, bei dem Sekretariat der hiesigen Bühne mitangestellte Johannes Mickſch, Verfasser mehrerer dem Auslande durch gute deutsche Bearbeitungen abgewonnenen und hier wie anderwärts auf dem Theater wohlaufgenommenen kleinen Lustspiele. Namentlich läßt auch bei der Bühne die Grippe immer mehr nach, so daß die meisten Stücke wieder gegeben werden können. Zu den ausgezeichneten neuen gehören: „die gefährliche Tante“ von Albini, und „der Adept“ von Halm, dessen Werthe man zwar Gerechtigkeit widerfahren läßt, der aber doch der Griseldis dieses Verfassers den Vorrang nicht streitig zu machen vermochte. Der fortdauernden besondern Gunst des Publikums genießt unter den neuern Lustspielen hauptsächlich der nach dem Französischen von Töpfer bearbeitete „Pariser Taugenichts,“ der aber freilich auch nicht überall eine Darstellerin finden wird, wie unsere treffliche Devrient, geborne Böhler. — Einheimische und fremde Musikvirtuosen fahren fort, in Concerten uns mit ihren Tönen zu erfreuen. Adolph Henſelt aus Bayern entzückte ganz besonders durch seine fast beispiellose Fertigkeit auf dem Pianoforte. Bekanntlich spielt dieses Instrument beinahe Jedermann, weßhalb denn auch äußerst geschickte Künstler auf demselben selten ein recht ansehnliches Publikum für ihre Leistungen finden. Es gibt aber eine Geschicklichkeit, so groß, daß man sich davon ergriffen und wie bezaubert fühlt. Diese ist es auch, welche dem Künstler Henſelt wohl überall einen so weiten, als auserwählten Hörerkreis verschaffen wird. Dazu kommt noch bei ihm die Kunst, ein recht angenehmer Tonsetzer zu seyn, und gerade in Exekutirung seiner eigenen melodievollen Compositionen glänzt er am Vollkommensten. Uebrigens hat die alte Kunstschule gegen diejenigen Enthusiasten, welche dem noch sehr jungen Virtuosen die Siegeskränze von Bach und Beethoven reklamirten, laute Protestation erhoben. Sein Concert und das vom hiesigen Kammermusikus Franz Schubart gegebene hatte den zahlreichsten Besuch, wozu unstreitig die an beiden mit Gesang theilnehmende Schröder-Devrient beigetragen hat. Die immer näher rückende Zeit ihrer Abreise nach England, wo sie den ganzen Sommer bleiben wird, macht, daß Alles eilt, um so viel als nur möglich von ihren hinreißenden Tönen noch zu genießen. Auch dem Concert des sehr wackern, blinden Clarinettisten Wohllebe, eines Zöglings aus hiesigem Blindeninstitute, hatte sie gewiß durch ihre Gesangesunterstützung einen großen Theil des zahlreichen Besuches gewonnen.

Die beabsichtigte Verbesserung des bürgerlichen Zustandes der mosaischen Glaubensgenossen gehört mit zu den vielen höchst interessanten Gegenständen der Berathung unserer jetzigen Ständeversammlung. Der gewaltige Conflikt zwischen den Gerechtsamen und der Gerechtigkeit deutet noch auf manchen gesprochenen, geschriebenen und gedruckten Sturm in dieser Angelegenheit hin. — Ungemeine Sensation machte hier der erst in der neuesten Zeit vorgekommene magnetische Schlaf eines Knaben zu Apolda im Weimarschen, Namens Görnig. Und wirklich stellen sich die in der Abendzeitung vom 10ten und 11ten v. M. von seinem Bruder darüber erschienenen Mittheilungen als ein äußerst wichtiger Beitrag zur Kenntniß jenes geheimnißvollen Zustandes heraus. Unter mehreren Prophezeihungen des Somnambülen hat sich das vollkommen bestätigt, daß zwar der zur Zeit seines magnetischen Schlafes gefallene starke Schnee bald wieder zerrinnen, aber späterhin noch Schlittenbahn genug eintreten werde. Jetzt im März, wo sonst selten der Schnee von Dauer zu seyn pflegt, ist solches wirklich der Fall.

Daß die besondere Sorgfalt, mit der man neuerlich bei Errichtung und Vermehrung der Anstalten zur Ausbildung der Jugend der untern Volksklassen zu Werke geht, gewiß keine zwecklose und überflüssige Mühe ist, das beweist unter andern die bereits seit einiger Zeit stattfindende Zunahme des oft in eigentliche Vergehungen und Verbrechen ausartenden Unfugs in der Kinder- und Knabenwelt. So eben steht, dem Vernehmen nach, vor hiesigem Stadtgericht ein Verein von etwa neun jungen Leuten, deren mehrere vielleicht das vierzehnte Jahr noch nicht erreicht haben. Hauptsächlich sind sie unter dem Vorwande des Einsammelns von Glasscherben und Knochen in die Häuser gekommen, um bei dieser Gelegenheit, wo möglich, irgend etwas zu entwenden. Seit Weihnachten vorigen Jahrs hat diese ehrsame Compagnie, die bald gemeinschaftlich, bald einzeln wirkte, 140 verschiedener Diebstähle sich schuldig gemacht. Allerdings mag ein großer Theil davon kaum der Rede werth seyn; denn der Werth des bedeutendsten, an dem Verkaufsladen eines Drechslers verübten soll nicht mehr als vier Thaler betragen. Von Seiten der Moral betrachtet, verringert das jedoch die Schuld der jungen Industrieritter um so weniger, da wohl zu vermuthen ist, daß sie zu werthvollern Gegenständen noch lieber gegriffen, wenn sich solche ihnen dargeboten hätten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 6. April 1837.

Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Malt, eh sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Schiller.

Des Wikings Tod.

I.

Wackre Friesenmänner lauern
Hinterm Bug des Felsenriffes.
Niedersteigt der alte Häuptling
In den untern Raum des Schiffes.

Unten ist ihm, als ob gläsern
Wären all des Schiffes Wände,
Als ob dunkler Tiefe Geister
Nach ihm reckten ihre Hände.

Todte Meereshelden sieht er
Tummeln muthige Delphinen,
Und wie andre zärtlich kosen
Mit den Meerfräulein, den grünen.

Andre sieht er, wilde Jäger,
Ungethümen Kraken hetzen,
Und noch andre allerunterst,
Hüter bei versunknen Schätzen.

Der allein gen sieben Dänen
Kämpfte, steht von Furcht durchgossen.
Fromm bekreuzigt sich der Wiking,
Und die Geister sind zerflossen.

II.

Lugend in die blaue Weite
Steht der Alte auf dem Decke.
„Danemannen! Danemannen!“
Ruft er, hallt's aus jeder Ecke.

Schlagbereit im Augenblicke,
Kolb' und schweres Beil zu Handen,
Harren seines Winkes fünfzig
Söhn' aus beiden Friesenlanden.

Alle Segel vor dem Winde
Sind die Felsen flugs im Rücken.
„Werft die Enterhaken!“ donnert's,
„Haut die Dänenhund' in Stücken!“

Hei! wie sind so bald zerrissen,
Dänen, eure dichten Glieder,
Und wie schmettern Beil und Kolben
Tod auf eure Häupter nieder.

Leichen sind die Danemannen,
Und die Sieger ruh'n vom Streite;
Aber an den Preis des Kampfes
Denket keiner, an die Beute.

Denn der Alte, der nun volle
Sechzig Jahre ungebrochen
Ihre Kraft in Schlacht und Sturm war,
Liegt am Dänenbord erſtochen.

Erſt die Dänen, dann den Wiking
Senken ſie in naſſe Tiefe,
Daß der alte Frieslandsrecke,
Sieger auf Beſiegten, ſchliefe.

J. V. Kutſcheit.

Italieniſche Städtebilder.

(Fortſetzung.)

Iſt der Platz auf ein gegebenes Zeichen von Menſchen und Kutſchen geſäubert worden, ſo kommen die Trompeter des Zuges in der Straße unter dem Corſo allmählig ſo nahe, daß aller Augen ſich nach jener Gegend richten. Wie man die erſten farbigen Röcke erblickt, ruft Alles wie auf ein gegebenes Tempo: eccoli! eccoli! Dabei ſind die hellen Knabenſtimmen ſehr vernehmlich durchzuhören. Von der linken Seite her bewegt nun der ganze Zug ſich über den Halbkreis des Platzes. Voran ſchreiten die Stadtmuſikanten mit kriegeriſchem Klang, hier, wie überall in Italien bei feſtlichen Gelegenheiten, durch den großen Hut mit buntem Federbuſch, durch die farbige, gewöhnlich etwas altfränkiſche Tracht ſorgfältig herausgepuzt. Ihnen folgt das Corps der ſiebzehn Contraden, zuerſt durch eben ſo viele Fahnen repräſentirt, deren jede ihr Wappen trägt. Die Geſchicklichkeit, womit dieſe, ihrer bedeutenden Größe ungeachtet, gehandhabt und geſchwenkt werden, deutet auf eine von Vater auf Sohn in einer und derſelben Familie übergegangene Kunſt. Wie ihr Geſchäft es fordert, tragen dieſe Fähnriche leichte Sommerkleidung, weiße Jacken und Beinkleider nebſt kleinem ſpaniſchen Federhut. Trommeln und Trompeten trennen nun die Capitani der einzelnen Contrade von einander, welche im Barett mit Federn, in den ſpaniſchen Sammtröcken, den engen Hoſen und kurzen, ſilberbeſezten Stiefeln eher an das ſiebzehnte Jahrhundert als an die für Siena ruhmvolleren Tage des Mittelalters erinnern. Da die Wahl dieſer Trachten ihnen freigegeben und von Zufall und Laune bedingt iſt, hätten auch in dieſer Beziehung die doch ſonſt ſo eiferſüchtigen Patrioten auf Muſter halten können, welche das vierzehnte Jahrhundert, oder die Schlacht von Monteaperto an die Hand gaben. Durch die Erinnerung an jenes hier durchaus populäre Faktum würde Freude und Begeiſterung nur auf paſſende Weiſe geſteigert werden. — In einer Reihe mit dieſen Capitani, die das gezückte Schwert in der Rechten tragen, gehen ihre Untercapitani und Pagen, an ähnlichen, etwas weniger prächtigen Sammtröcken erkennbar. Ehemals, als es ein Vorrecht der Adeligen war, dieſe Chargen zu bekleiden, wurde bei dem Aufzuge ſelbſt natürlich weit mehr Pracht und Aufwand entwickelt; jezt, da die Capitani aus dem niedern Volk genommen werden, mag es im Aeußern etwas beſcheidener, vielleicht aber deßhalb nur um ſo fröhlicher und enthuſiaſtiſcher hergehen. Den Capitani ſchließen ſich zunächſt nun die Reiter an, die eigentlichen Helden des Tages. Ihrer ſind gewöhnlich zehn, da die ſieben andern bei dem Juliſeſte, das zu Ehren der Madonna von Provenzano ſeit mehr denn ſechs Jahrhunderten auf dieſe Weiſe in Siena gefeiert wird, ihre Kunſt zu erproben pflegen. Bunt, wie die Farben ihrer Contraden, ſind ihre Trachten, deren Schnitt dem Antiken verwandt iſt. Dies und die Helme, welche ſie ſpäter beim Kampf mit eng anliegenden Kappen vertauſchen, gibt ihnen ein nicht weniger ritterliches als carnevaleskes Anſehen. Sie reiten noch harmlos und ruhig in einer Reihe neben einander, und gerathen nur hin und wieder einmal durch den ungebändigten Muth ihrer Thiere in Unordnung. Unmittelbar nach ihnen erſcheinen die Palafrenieri mit den eigentlichen Kampfroſſen, jedes mit einer weiten Decke und dieſe wieder mit Zeichen und Farbe der Contrade geſchmückt. Der Siegeswagen, welchem zwei Läufer voraneilen, beſchließt endlich den ganzen Zug. Dieſer Wagen iſt ein einfacher, vierrädriger Karren, hellgrün bemalt, mit Löwenköpfen paſſend verziert, von vier Pferden gezogen. Auf ihm erhebt ſich, wie eine colonna rostrata, ein Maſt, um den in der Mitte die Siegesfahne (pallio) mit einem ſilbernen Teller, dem Kampfpreiſe, und ringsum die ſieben Fahnen der Contraden angebracht ſind, welche diesmal keine Kämpfer zu ſtellen haben. Vier Trompeter in Staatslivree verkünden die Ankunft des Pallio an verſchiedenen Stellen durch Trompetenſtöße. Bei der Scalinata, etwa in der Mitte des Platzes angelangt, übergibt einer von ihnen die Siegesfahne den dort ſitzenden Richtern. — Und was will man nun dieſem Anblick vergleichen, wenn man dieſen ſchönen Platz, ſeine charakteriſtiſchen, großartigen Gebäude, die Hunderte von bunten Teppichen, dieſe ewige Bewegung der flatternden Fahnen, die bunt aufgezäumten, prächtig geſchirrten Roſſe, die fantaſtiſchen Trachten der Fantini, den Siegeswagen, und was mehr iſt als Alles dieſes, die Freude und Begeiſterung ſich vergegenwärtigt, womit die Farben der einzelnen Contraden von ihren buntgepuzten, maleriſch gruppirten Bürgern durch Händeklatſchen, Bravorufen und Wehen mit den Taſchentüchern begrüßt werden? Und dazu nehme man noch den wundervollen Himmel, der um dieſe Stunde und in dieſem Monat in den prächtigſten Farben ſpielt, am Horizont goldgelb beginnt, dann in ein weithin ſtrahlendes Violett übergeht, endlich in das durchſichtigſte

Blau ſich verliert, das friſche Carnat der ſaneſiſchen Jungfrauen, ihre eigenthümlich kräftigen Geſtalten, das weite Oval ihrer Geſichter, ſie in allem dieſen die ewigen Vorbilder der Sodoma und Beccafurni, die Unbefangenheit und naive Energie, womit ſie, die ihnen natürliche Schüchternheit vergeſſend, nur im Gedanken ihres Feſtes leben, das ſo ganz auf einem religiöſen und ſtädtiſchen Intereſſe ruht — wo in ganz Italien, wo überhaupt wird ein Volksfeſt zu finden ſeyn, würdig, neben dieſem hier einen Platz einzunehmen?

(Der Beſchluß folgt.)

Etwas über menſchliche Nahrung.

(Beſchluß.)

Den alten Köchen ſcheint es mit ihrer Kunſt weit mehr Ernſt geweſen zu ſeyn als den unſrigen, und ſie erhielten häufig fruchtbare Inſpirationen von den größten Männern der Zeit. Neben den Schulen der Aerzte und Grammatiker gab es Schulen von Köchen, und einer der vornehmſten Patrone derſelben war Apicius. Wenn auch das auf uns gekommene wunderliche römiſche Kochbuch keineswegs von dem Apicius herrühren mag, der unter Tiberius lebte, ſein ungeheures Vermögen verpraßte und ſich entleibte, weil er mit der ihm übriggebliebenen Million nicht leben zu können meinte, ſo hat doch dieſer berühmte Schlemmer viele Speiſen erfunden, die nach ihm benannt wurden. Philoſophen und Poeten brüſteten ſich mit ihren Kenntniſſen in der Kochkunſt, und die Tafelfreuden wurden von ihnen nicht nur im täglichen Leben, ſondern auch in ihren Schriften beſprochen. Archeſtratus führt mit großem Behagen aus, wie man zwar manche Leckerbiſſen nur in gewiſſen Jahreszeiten genießen, dafür aber das ganze Jahr hindurch mit wäſſerndem Mund davon ſprechen könne.

Die ſinnreichen Schlemmer ließen nichts unverſucht, was den Genuß ſteigern konnte. Manche übten ſich, heißes Waſſer zu ſchlucken, damit ſie über ſiedend heiß aufgetragene Speiſen herfallen konnten, bevor minder feuerfeſte Gäſte davon zu koſten wagten. — Von der unſinnigen Verſchwendung der Römer in den glänzendſten Tagen der Republik und beim beginnenden Verfall ihres Reichs hat unſere ökonomiſche Zeit gar keinen Begriff. Wir geben nur einige Beiſpiele. Kaiſer Vitellius brauchte täglich für ſeine Tafel gegen 40,000 fl., und manche ſeiner Mahlzeiten koſteten eine halbe Million; bei einer derſelben wurden nach Sueton 7000 Stück Geflügel und 2000 Fiſche aufgetragen. Aelius Verus bezahlte 600,000 Seſterzien für eine einzige Schüſſel, und Heliogabalus gab häufig 50,000 fl. für eine.

Im Fache der Getränke, ſcheint es, haben wir die Alten weit weniger zu beneiden. Nicht nur beſitzen wir wohl eine weit größere Auswahl von feinen Weinen und gebrannten Waſſern; der Umſtand, daß ſie ſo vielerlei Subſtanzen mit ihren Weinen miſchten, gibt uns, nach unſern Vorſtellungen, einen wunderlichen Begriff von ihrem Geſchmack. Wenn der franzöſiſche Koch, den Smolletts Arzt zu ſeinem antiken Bankett gedungen, über den hölliſchen Recepten den Verſtand verlor und auf's Beweglichſte flehte: „Um der Wunden Jeſu willen, erſparen Sie mir das Aergerniß mit dem Honig und Oel!“ ſo würde ein jetziger Kellermeiſter wenigſtens fatale Geſichter ſchneiden, wenn er hörte, daß die Alten Salz und Meerwaſſer in ihren Wein thaten, daß ſie Maſtix und Myrrhen darin auflöſten und ihren beſten Falerner mit Wermuth verſetzten. Ein Harzgeſchmack und Geruch ſcheint am Wein ſehr beliebt geweſen zu ſeyn; Martial ſagt: „resinata bibis vina, falerna fugis.“ Gleich modernen Weinſchmeckern verſtanden ſie es aber, das Bouquet des Weins durch Erwärmung zu entwickeln; ſie goſſen zu dieſem Zweck heißes Waſſer hinein.

Das Laſter der Trunkenheit iſt wohl ſo alt, als die Erfindung der gegohrnen Getränke. In den heiligen Büchern der Juden iſt häufig davon die Rede, nach Tacitus waren ihm die alten Germanen ſehr ergeben, und in Griechenland und Rom war es nicht nur verbreitet, Unmäßigkeit im Trinken wurde ſogar häufig als Körper und Geiſt erſprießlich, als eine wahre Arzenei gerühmt. Nach einer bekannten Aeußerung des Horaz verſchmähte es ſelbſt Cato, der ehrwürdige Cenſor, nicht, ſich hin und wieder dem erheiternden Einfluſſe des Weins hinzugeben. Nach Seneca und Andern übernahmen ſich ſelbſt die römiſchen Damen bei manchen Gelegenheiten, und zwar keineswegs erſt in den ſittenloſeſten Zeiten des Reichs. Daß übrigens auch bei den Griechen Frauen und Jungfrauen der mäßige Genuß des Weines nicht verſagt war, ſehen wir bei Homer an Nauſikaa und ihren Geſpielinnen. — Die angebliche Vorſchrift des Hippokrates, man ſolle einmal im Monat über Durſt trinken, iſt wohl apokryph; aber der römiſche Arzt Celſus ſagt, ganz geſunde Menſchen ſollen nicht zu ſtreng in der Diät ſeyn, ſollen das eine Mal faſten, und zu andern Zeiten ſich auch einmal gehen laſſen. Ueber den gedachten Ausſpruch des Hippocrates iſt in den mittlern Zeiten von Seiten der Aerzte und Theologen viel verhandelt worden. Friderich Hoffmann behauptete, den Poeten müſſe man in dieſer Beziehung viel nachſehen, und er ſchrieb den geiſtigen Verfall der neuern Griechen großentheils dem Umſtand zu, daß die Türken ihnen die Weinreben ausgeriſſen. Auf den mythologiſchen Bildwerken der Alten ſieht man allerdings ſehr häufig Bacchus neben Minerva. Ueberhaupt ſind die Anſpielungen der griechiſchen Mythologie auf die Trunkenheit, auf die Wirkungen des Weins und die Mittel, ſie zu mäßigen, ſehr intereſſant. So war Silen, der Lehrer

des Bacchus, obgleich er als beſtändig betrunken vorgeſtellt wird, ein Philoſoph, der ſeinen Zögling auf ſeinem Zuge nach Indien begleitete, und ihm mit dem beſten Rath an die Hand ging. Bei Virgil entwickelt er die Grundſätze der epikuräiſchen Philoſophie über die Entſtehung der Welt und die Natur der Dinge; bei Aelian fängt ihn Midas in trunkenem Zuſtand und läßt ſich mit ihm in ein tiefſinniges philoſophiſches Geſpräch ein. Die Nymphen in ſeinem Gefolg ſtellen das Waſſer vor, mit dem er ſein Getränk hätte verdünnen ſollen, und die Macht der Liebe in Verhinderung von Unmäßigkeit.

Daß die Sitte, den Wein mit Waſſer zu verdünnen, im Alterthum allgemein verbreitet war, iſt bekannt. Die Lacedämonier nannten einen, der puren Wein trank, einen Scythen, ſeit Cleomenes, der Spartaner, dieſe Kunſt bei den Barbaren gelernt. Auch den Thraciern warf man dieſen Brauch vor, ein Beweis, daß er nicht allgemein war. Nach dem Mythus lernte Amphictyon, König von Athen, von Bacchus ſelbſt den Wein mit Waſſer miſchen. Die Lacedämonier ſotten ihren Wein um ein Fünftheil ein, in der Meinung, er verliere dadurch ſeine ſpirituoſen Eigenſchaften. — Indeſſen fehlte es im Alterthum auch nicht an Mitteln, die berauſchende Kraft des Weins zu ſteigern. Von den Römern wurde namentlich der Myrrhe dieſe Eigenſchaft zugeſchrieben, und hierauf bezieht ſich die bekannte Stelle im Evangelium des Markus (K. 15. v. 23). Man pflegte den Verbrechern vor der Hinrichtung Myrrhenwein zu reichen.

Die ſchrecklichen Nachwehen der Trunkenheit ſuchten Griechen und Römer mit den verſchiedenſten Waffen zu bekämpfen, fanden aber ſo wenig als wir ein Univerſalmittel. Das beſte Gegengift iſt noch der Kaffee, und den kannten ſie nicht. Dagegen waren ſie ſehr reich an Mitteln, welche der Berauſchung vorbeugten, oder ſie doch weit hinausſchoben; nur wiſſen wir nicht, ob ſie viel geholfen haben. Am meiſten wurden gerühmt Oliven und Olivenöl, Wermuth und Safran. Die Griechen bedienten ſich zu dieſem Zweck einer Salzauflöſung, noch jezt bei ſeefahrenden Nationen ein allgemeiner Brauch, und die Römer kränzten ſich das Haupt mit mancherlei kühlenden Kräutern.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortſetzung.)

Neue Stücke. Die Venetianer. Die Iſolirten.

Das Reilſtabſche Drama: „die Venetianer.“ iſt das gerade Gegenſtück zu dem Raupachſchen Luſtſpiele. Wie dieſes regelrecht, feſt und gemeſſen iſt, erſcheint jenes, trotz des feſten Kernes, in Willkührlichkeiten zerfließend. Dafür quillt und ſpringt aber das Gefühl und die Empfindung, wo ſie irgend Platz finden, heraus, und dieſe lyriſche Mitgift beſticht Viele, welche jenes Luſtſpiel, weil es daran baar und bloß iſt, zurückſtößt. Reilſtab läßt in ſeinem, ſo ernſt gehaltenen Drama, daß es an die Tragödie nahe anſtreift, viel handeln und noch mehr geſchehen. Das Publikum findet eine Buntheit von Vorgängen, an die es bei der Magerkeit der Erfindung, welche in den meiſten neuern Stücken herrſcht, nicht gewohnt iſt. Dieſer Reiz des äußern Intereſſes, nebſt Madame Crelingers vortrefflichem Spiel haben den Venetianern einen ungewöhnlichen Succeß zuwege gebracht. Auch mag an der Theilnahme ein dunkles Gefühl im Publikum mit Theil haben, daß es dem Verfaſſer einigen Erſatz für die Leiden ſchuldig ſey, welche er in dem Kampfe mit Spontini eben erduldet hatte. Deſſenungeachtet möchte der Verfaſſer ſelbſt vielleicht am wenigſten mit dieſem ſo bedingten Beifall zufrieden ſeyn. Seine Intention war gewiß, ein Drama von großartiger Haltung und pſychologiſcher Entwickelung zu ſchreiben. Er hatte auch dieſe Entwickelung bereits in einer Erzählung, die bekannt geworden, niedergelegt, aber bei der Umarbeitung der Erzählung in das Drama gingen die feinen Adern und Fäden, wie das oft geſchieht, verloren. Für ihn ſelbſt und die, welche die Erzählung geleſen hatten, war alles motivirt, wo das Publikum nur Willkührlichkeiten erblickte. Daß das Drama mit dem dritten Akte in Romansbegebenheiten überſchlägt und ſich zerſplittert, iſt um ſo mehr zu bedauern, als die dramatiſche Steigerung, bis dahin großartig gehalten, das vollſte Intereſſe in Anſpruch nimmt. Von da ab wird es für das nicht unterrichtete Publikum ein bunter, intereſſanter Roman, voll erſchreckender, ſpannender Begebenheiten und Verwandtſchaftsentdeckungen, die halb unklar bleiben und doch nichts zur Erhöhung des Intereſſes wirken. Ein neuer Beleg der alten Wahrheit, wie ſchwierig es iſt, aus fertigen Erzählungen gute Dramen zu geſtalten.

Die „Iſolirten“ ſind ein ganz unſcheinbares Stück, was Effekte, dramatiſche Handlung, ja ſelbſt pſychologiſch durchgeführte Entwickelung der Charaktere anlangt. Das große Publikum ſagt: wenn es nicht ſo ungewöhnlich gut geſpielt würde, könnte man es nicht anſehen. Ich ſtimme nicht dem Urtheil des großen Publikums bei; aber wenn dies Tadel iſt, füge ich noch den einer unglücklichen Tendenz und einer nicht zeitgemäßen Auffaſſung der Verhältniſſe hinzu, und doch halte ich das Stück für vortrefflich, und bekenne, ſeit längerer Zeit von keinem Drama auf ähnliche Weiſe gefeſſelt worden zu ſeyn. Die Iſolirten bringen uns nur Zuſtände; handelnd tritt eigentlich nur eine alte Dame auf, die, meiſt von ihrem Sopha herab, gutmüthig für die Unglücklichen ſorgt und Brücken zu bauen ſucht über die Riſſe der Verhältniſſe, durch die edle Neigungen getrennt ſind. Alle Andern ſtehen iſolirt, unglücklich da, und wiſſen nicht ſich, nicht den Andern zu helfen. Sie vereint dieſe Iſolirten zu gemeinſamer Thätigkeit, zu Liebesopfern, deren Ertrag den Gebern am meiſten zu ſtatten kommt; denn durch ihre Thätigkeit entſtehen nicht allein glückliche Brautpaare, ſondern auch glückliche Eltern und Kinder, wenn es gleich nur Adoptivverhältniſſe ſind. Nur die ganz Incorrigibeln, die ihr Glück in der Iſolirtheit ſuchen, bleiben zurück. Es ſpricht ſich aus, daß ein ſelbſt Iſolirter der ſcharfblickende Dichter dieſes Schauſpiels iſt. Er erkennt die Wohlthat der Kreiſe, in die Geburt und Beruf jedes Individuum ſezte, und predigt mit Recht dagegen, daß Jemand ohne Noth, in willkührlicher Laune ſich ſelbſt aus dieſen Kreiſen verſtoße, in denen einzig und allein er wirken könne. Die Welt draußen ſey die Fremde.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 7. April 1837.

Ab Anthro Cythnum trajecerunt; ibi dies aliquot obpugnanda urbe nequidquam absumti, et quia vix operae pretium erat, abscessere.

Livius.

Briefe von den griechischen Inseln.

Kythnos, den 30sten December 1836.

Ich fahre fort, die Ausbeute unserer Untersuchungen auf Kythnos mitzutheilen.

Von der Geschichte und den Zuständen der Insel im Alterthum ist uns fast gar nichts bekannt. Was zuerst die Identität der Insel betrifft, so kann dieselbe nicht zweifelhaft seyn: denn Dikäarchos und Straben setzen sie zwischen Keos und Seriphos an,* welche beide ihre Namen bewahrt haben. Bei Salamis hatten die Kythnier eine Triere und einen Fünfzigruderer.** Kythnos kam nach den Perserkriegen mit den übrigen Inseln in die Bundesgenossenschaft der Athenäer und zahlte ihnen um die Zeit des peloponnesischen Kriegs einen Tribut.*** Aber aus allem Uebrigen ergibt sich schon, daß die Insel weder reich noch mächtig war. Auch werden die Kythnier von Demosthenes**** mit Geringschätzung erwähnt, an einer Stelle, wo er sagt: wenn er zu Siphniern oder Kythniern oder einem andern ähnlichen Völkchen zu reden hätte, so würde er ihnen nicht so hohe Gesinnungen anempfehlen, wie den Athenäern. Dennoch hatte Aristoteles auch ihre Staatsverfassung nicht übersehen,* während andere Alte keinen namhaften Kythnier anzuführen wissen, als den Maler Kydias, und nichts von der Insel zu rühmen haben, als daß sie guten Käse hervorbrachte,** was sich aus den gewürzreichen Weiden ihrer wasserhaltigen Schieferberge wohl erklärt. Um das Jahr 200 v. Chr., während des Kriegs zwischen Rom und Philipp dem Dritten, hatte Kythnos makedonische Besatzung. Nach der Eroberung von Andros setzten Attalos und die Römer nach Kythnos über und belagerten die Stadt etliche Tage lang vergebens, standen aber dann von der Belagerung ab, weil ihre Einnahme kaum der Mühe werth schien.*** In der Geschichte des späteren Alterthums wird Kythnos vielleicht nur noch einmal erwähnt, als nach Neros Ermordung ein falscher Nero, man weiß nicht woher, plötzlich auftauchte, und durch Sturm nach Kythnos verschlagen, hier eine kleine Macht zu sammeln, die Kaufleute zu plündern und die Sklaven zu bewaffnen anfing, während

* Dikäarchos im βίος Ἑλλάδος. — Strabon 10. S. 588 Tchn.

** Herodot 8, 46.

*** Unedirte Inschrift auf der Akropolis. Die Zahl ist leider nicht deutlich.

**** Demosth. π. συντάξεως S. 176.

* Harpokration u. d. W. Κύθνιοι.

** Stephan. Byz. u. d. W. Κύθνος. — Eustath. zum Dionys. Perieg. V. 526.

*** Livius 31, 15 und 45.

die Nachricht, der Kaiſer lebe noch, ſich immer weiter verbreitete. Da landete zufällig Calpurnius, den Galba mit zwei Triremen nach Galatien und Pamphylien ſchickte. Der falſche Kaiſer ſucht die Trierarchen zu gewinnen, und ſie geben ihm ſcheinbar Gehör; aber auf ein Schiff gelockt, wird er von Calpurnius überfallen und getödtet.* — Ob auch Kythnos, gleich andern Inſeln, unter den Kaiſern als Verbannungsort diente, iſt ungewiß, aber ſehr wahrſcheinlich.**

So viel von der Geſchichte der alten Stadt. Ihre faſt ganz zerſtörten Mauern ſchloſſen, wie ſchon bemerkt worden iſt, den Rücken und den Gipfel des Berges ein und zogen ſich dann weſtwärts an das Meer hinab. Sie ſind, wie die Mauern von Tenos und Jos, aus Schieferquadern gebaut, und haben daher horizontale Schichten, aber von ungleicher Dicke, und die aufrechten Fugen ſind nicht alle perpendiculär, ſondern meiſtens ſchräg. Nach dem Umfange zu ſchließen, kann die Stadt acht- bis zwölftauſend Seelen enthalten haben. Gegen Süden hat der Bergrücken einen etwas erhöhten Gipfel, welcher die Akropolis bildete. Nordwärts unter derſelben, wo der Rücken flacher iſt, war vermuthlich die Agora. An dem weſtlichen Rande dieſes Plateaus, gegen das Meer hin, ſind zwei große rechtwinklichte Subſtructionen aus mächtigen Schieferquadern, neben einander, und nur durch einen drei bis vier Schritte breiten Gang von einander getrennt. Auf den beiden Subſtructionen ſtanden wahrſcheinlich zwei öffentliche Gebäude, vielleicht Tempel; ſo wie der Tempel des Apollon Pythios und der Artemis Soteira in Anaphe auf einer ganz ähnlichen Plateform auf dem höchſten Punkte der dortigen alten Stadt ſtand.*** Der ſüdlichere Unterbau iſt achtzehn Meter lang, und der größere Theil ſeiner Oberfläche iſt noch mit einem ſehr feſten Paviment aus Marmormörtel bedeckt, in welchen kleine, weiße Flußkieſel eingeſtampft ſind. In der Nähe liegen noch einige große Quadern, ein bogenförmig behauener Stein und eine Ciſterne. Ich fand hier einen kleinen Arm aus pariſchem Stein, und nur fünfzehn bis zwanzig Schritte unterhalb dieſes Unterbaus, am Abhange des Berges liegt eine herabgerollte, ſehr beſchädigte weibliche Statue aus penteliſchem Marmor, ohne Kopf und Arme.

Von dem eben erwähnten Gange, durch welchen man von dem Plateau der Agora zwiſchen den beiden Unterbauten hinabſtieg, ſcheint eine größtentheils in den natürlichen Schieferfelſen ausgehauene, hin und wieder durch künſtliche Stufen ergänzte Treppe in gerader Richtung an das Meer hinuntergeführt zu haben. Auf einem Drittheil der Höhe derſelben, vom Ufer an gerechnet, und rechts von der Treppe finden ſich neben einander drei in den Felſen ausgehauene, ſpitzgewölbte und mit einem ſehr feſten und glatten Stuck ausgekleidete Höhlen.* Sie haben drei Meter Höhe, acht Meter Länge und zwei bis drittehalb Meter Breite, und ſind an ihrem hintern Ende der Quere nach durch einen gemeinſamen Gang verbunden. Ich erinnere mich nicht, eine ähnliche Anlage geſehen zu haben. Gräber ſcheinen dieſe Höhlen nicht geweſen zu ſeyn, denn ſie haben weder Grabniſchen noch ſonſt etwas, was darauf hindeutete; vermuthlich alſo irgend ein Heiligthum. Der dreifache Eingang war von Außen ohne Zweifel mit einer marmornen Façade verkleidet; der Platz vor demſelben iſt durch eine Terraſſenmauer aus großen Steinen geſtützt, und einige Stufen führten auf dieſe Plateform.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Tacit. Hiſtor. 2, 8 und 9.

** Derſ. Annal. 3, 69, wo die Lesart ſchwankt, aber wegen der Nachbarſchaft von Gyaros wahrſcheinlich Cythnum die richtige Schreibart iſt.

*** Vergl. Kunſtblatt 1836, Nr. 19, S. 74.

* Tournefort 2, S. 16, erwähnt dieſe Höhlen.

Italieniſche Städtebilder.

(Beſchluß.)

Hat der Zug Platz genommen, die Capitani und Pagen vor dem Palazzo pubblico und neben ihnen auf der andern Seite die Muſikchöre, ſo wird der Siegeswagen in die Mitte zwiſchen beide geſtellt. Die Dragoner ſäubern langſam vorüberreitend den Platz, während die zehn Reiter nun auf dem bloßen Rücken ihrer Kampfroſſe mit einer kleinen Gerte und der eng anliegenden Kappe an der Barriere vor den Richtern erſcheinen. Obwohl der Strick dort hoch genug gezogen iſt und den Pferden bis an die Weichen zu reichen pflegt, ſo fallen doch in dieſem Moment nicht ſelten Unordnungen vor. Die Pferde ſind einmal aufgeregt, das Volk lärmt und hezt ſchon ſo gewaltig, unter ſich treiben die Reiter die Thiere ſchon ſo unbarmherzig an, daß oft der Reiter durch das gewaltige Anſpringen ſeines Pferdes über den Strick hinübergeſchleudert wird, oder wider Willen ſchon zu rennen beginnt, weil ſeinem Roß der Satz über die Barriere gelungen iſt. Dies iſt das Schlimmſte, was einem Fantino begegnen kann; für ihn iſt keine Möglichkeit des Sieges mehr vorhanden. Die größte Kunſt des gewandten Reiters beſteht darin, hier zurückzuhalten und dann im Moment, wenn auf ein an der Fonte Gaja gegebenes Zeichen der Strick fällt, einen ſolchen Vorſprung hart an der rechten Seite zu gewinnen, daß man ihn weder einholen noch von dort herausreiten kann.

Diesmal ging Alles vortrefflich vor ſich. Die Pferde ſtanden ziemlich ruhig neben einander aufgereiht; aber in dem Moment des Anſprengens that das Pferd des Buckligen (il Gobbo) einen ſo gewaltigen Satz, daß an kein Einholen mehr zu denken war. Dieſer Bucklige iſt das

Idol ſeiner Contrada, la torre, aber der Schrecken aller Fantini nicht allein in Siena, ſondern auch in andern benachbarten Städten. Will Viterbo oder Orvieto einen guten Reiter auf die großen Feſte nach Perugia ſchicken, läßt man dieſen Gobbo aus Siena kommen, der alle Kniffe und Schliche eines ſolchen Kampfes kennt, und ſich weder durch Schimpfen und Hetzen, noch durch Prügel in ſeiner Kaltblütigkeit irre machen läßt. Es iſt eine von den kleinen, abgetragenen Mißgeſtalten, welche die den Italienern gegen ſolche Gebrechen eigene Schadenfreude ſo lange neckt und höhnt, bis ſie äußerlich und innerlich gleichſam vertrocknen. Ich habe den Gobbo oft reiten, aber nur ein einziges Mal ſeine ſtechenden Augen entflammt, ſeine eingefallenen Wangen geröthet geſehen, als er in Perugia ſich um den Sieg betrogen glaubte und vor dem Kampfrichter immerfort über Betrug ſchrie und nicht eher ſich zur Ruhe geben wollte, als bis Freunde ihn mit Gewalt vom Kampfplatz führten. Hier in Siena kann über Betrug keine Klage geführt werden; Alles, was zum Siege verhelfen kann, iſt erlaubt. Ja um Schikanen aller Art Thor und Thür zu öffnen, läßt man die Straße nach St. Martino unbeſetzt, gerade da, wo auf dem gefährlichſten Punkt der ganzen Bahn raſch umzuwenden und hinabzulenken iſt. Von gewandten Reitern wird dies auf mannichfache Weiſe benuzt. Es geſchieht nicht ſelten, daß der, welcher voraus iſt und die Wahrſcheinlichkeit des Sieges für ſich hat, von hinten ergriffen, in dieſe Straße hineingeführt und ſo den übrigen Kämpfern ein neuer Spielraum eröffnet wird. Ueberhaupt iſt hier von Alters her Alles erlaubt, Schlagen, Feſthalten, was man nur will und kann. Die Hauptränke drehen ſich darum, den Gefährlichſten, d. h. jezt den Gobbo, unſchädlich zu machen. Dafür bietet man Alles, aber häufig ſehr vergeblich auf, weil der Gobbo dies weiß und klein genug iſt, um ſich hinter den Hals ſeines Thiers verkriechen zu können. Als er im Juli von einem andern im Nacken gefaßt und ſo hintenübergezogen worden war, blieb er noch lange hingeſtreckt auf dem Rücken des Pferdes liegen, bis er auch von dort in den Staub hinabgeworfen wurde. Ein Dritter eilte unterdeſſen Beiden voraus. Damals warf auch ein Pferd ſeinen Reiter ab und eilte ohne ihn ſeine Bahn; bei St. Martino ward es von einem Fantino ergriffen, den man diesmal nicht hatte haben wollen; er ſchwingt ſich in ſeiner ſchmuzigen Kleidung hinauf und rennt mit den andern fort. Der Beifall des Volks über dieſe Ueberraſchung war grenzenlos; einmal macht er die Runde, als er aber wieder nach St. Martino hinunterlenken will, ſtürzt er auf's Pflaſter und wird für todt hinweggetragen. Nach der Herſtellung ſchickte die Polizei ihn noch auf einige Wochen in's Gefängniß. Ein anderes Mal rennen zwei lange neben einander, der eine mit einem kleinen Vorſprung; der andere, merkend, daß er ihn nicht überholen könne, ſchwingt ſich hinten auf das Pferd des Gegners, hält es ſo mit Gewalt im Zügel und treibt zugleich das ſeinige, los und ledig, wie es iſt, zum Siege.

Die Theilnahme des Volks iſt unbeſchreiblich; es iſt ein Heulen, Schreien und Pfeifen, von dem Niemand einen Begriff geben kann. Es kann ſich nicht halten, und ſtürzt von allen Seiten in die Bahn, um die Pferde noch anzutreiben und fortzujagen. Obwohl dies gar nicht ohne Gefahr iſt, ſo denkt doch Niemand in ſolchem Augenblick daran; man weicht nur ganz wenig zurück, wenn die Thiere ſich Platz machen, und ſchreit und heult dann wieder wie raſend hinterdrein. Und was hier tobt, iſt nicht allein das Volk; die jungen Adeligen, und ſie mehr als alle Uebrigen, werden auf dieſe Weiſe hingeriſſen. Es gibt unter ihnen ruhige, gebildete junge Leute aus den erſten Familien Siena's, denen es unmöglich wäre, während des Feſtes bei ihren Arbeiten in Florenz auszuhalten. Sie müſſen nach Siena und dort fünf Minuten lang mit einer Stentorſtimme, die ſie ſonſt an ſich ſelber nicht kennen, ihr „passi! passi!“ ſchreien, ſelbſt wenn der Sieg, wie diesmal, ganz unzweifelhaft wäre. Einem Nordländer erſcheint ſolches Brüllen (denn es iſt kein Schreien mehr) ſo unnatürlich, daß man darin Abſicht zu erkennen geneigt iſt. Und doch iſt dies keineswegs der Fall; ſie ſelber wiſſen, wenn man ſie fragt, nichts weiter zu antworten, als: „non si sa, ma non si puo far di meno.“

Iſt der Kreis zum dritten Male umritten, fällt bei den Richtern der entſcheidende Schuß. In einem Nu war es bekannt, daß die Torre geſiegt hatte, und nun ſtrömte die ganze Contrada herbei, um Gobbo und Pferd zu herzen und zu küſſen. Die alten Weiber namentlich ſind wie beſeſſen; man läßt den Gobbo wie aus einer Hand in die andere gehen, und trägt ihn im Triumph auf den Schultern von dannen. Er ſelbſt behauptet auch in ſolchen ſchwierigen Augenblicken ſein Phlegma, und verzieht höchſtens ſein ſpöttiſches Geſicht zu einem friedlichen Lächeln, wenn Einer ihm zu laut das „e bravo il nostro Gobbo! e viva il nostro Gobbo!“ unter die Naſe ſchreit. Wenn dann aber Weiber und Kinder ſich an den Hals ſeines armen Pferdes hängen, und dieſes aus bloßem Enthuſiasmus niederreißen und erdrücken wollen, fährt er mit großartigen Flüchen und mit ſeiner Reitgerte einige Male dazwiſchen. Es iſt aber umſonſt, man erduldet Alles von ſeinem Helden, und läßt ſich in ſeiner Freude nicht ſtören. „E viva il Gobbo! e viva il Gobbo!“ ſchreit man ihm nur deſto ärger entgegen, während die Gaſſenbuben der andern Contraden ſo grell dazu pfeifen, daß man kein Wort mehr vernehmen kann. Acht Tage nach dieſem Feſte zieht der Sieger mit ſeinem Fähnrich in ſeiner Contrada und bei andern Gönnern umher, und läßt vor den Häuſern die Fahne ſchwenken. Für dieſe Ehre pflegen die Reichern Geſchenke an Geld

zu machen, womit theils die Kosten zu einem frohen Mahle für die Contrada, theils die Ausgaben für die Feier des Festes bestritten werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beschluß.)

Die Isolirten.

Ist dies so? Will der Verfasser nicht anerkennen, daß alle Kreise ineinandergreifen, jedes Glied des einen auch Glied eines andern Kreises ist? So war es von Uranfang, als die Stände noch schroff geschieden waren; denn ohne diese Kreisvergliederung gäbe es keine Weltordnung, und so ist es jezt, wo augenfälliger, unabwendbar die Kettenglieder der Stände sich löst. Der Dichter erscheint als ein milde gesinnter, edler Aristokrat. Ich glaube auch Aristokrat zu seyn; ich halte einen Adel für nothwendig, einen mächtigen, mit Grundbesiz begabten Adel für das Heil jedes europäischen Staates, nicht für eine Hemmkette gegen die Fortschritte des Geistes und der Kultur, sondern sogar für ein Bollwerk gegen äußere temporäre Mächte, welche diesen Fortschritten aus Furcht und Laune willkührlich entgegen arbeiten. Aber was hat diese Aristokratie mit der Misere der Hofetikette gemein? Die Gesetze gegen Mesalliancen, das Phantom von der Reinheit des Blutes sind spätere Erfindungen, die das Adelsinstitut nicht gehoben, sondern, indem sie es isolirten, geschwächt haben. Gerade da, wo sie nicht gelten, steht die wahre Aristokratie am unerschütterlichsten fest gegen die heftigsten Stürme der Zeit. Die Schranken der Kasten sind längst gefallen, die gesonderten Stände haben darin ihre Hauptbedeutung, daß das stockende Blut des einen Kreises durch Vermischung, durch Heirathen mit andern sich auffrische. Wie die Individuen, sollen auch die Kreise sich nicht isoliren. Der geistvolle Verfasser ist bei der ersten Aufgabe stehen geblieben, vor der zweiten ist er zurückgeschreckt. Die Risse und Spalten scheinen seinem Auge so tief, so gefährlich, daß er keinen seiner Helden einen Ansaz nehmen läßt, um, der eigenen Kraft vertrauend, hinüber zu springen. Noch weniger sind herkulische Kräfte da, die mit einigen Fußtritten und Schaufelstößen von beiden Seiten den Riß zu ebnen suchten. Er erbarmt sich der getrennten Herzen, die sich hülflos gegenüber stehen, und läßt für sie in dunkler Stille kleine Nothbrücken bauen, Stege, auf denen Einer mit knapper Noth zum Andern kommt. Ein Cavalier von altem Adel liebt eine Bürgerliche, die, trefflich erzogen, als Pflegekind bei einer würdigen Standesdame lebt. Aber heirathen soll er sie absolut nicht können, weil — sie keinen Namen hat. Ist dies an der Zeit? Doch hier spricht ein anderes Argument ad hominem, welches zu allen Zeiten gelten wird: er ist ein Lieutenant und hat kein Geld, sie ist eine arme Waise. Also ist es schön und vortrefflich, daß die alte Dame das Kind adoptirt und ihr die Erbschaft ihres ganzen Wittums verschafft. Aber es ist auch ein Assessor Schmidt da. Schmidt ist freilich kein Name; allein er ist ein ausgezeichneter Kopf, accreditirt in der haute volée, die schönsten Aussichten eröffnen sich seinem Verdienste, und er liebt und wird geliebt von einer schönen jungen Wittwe, welche, von ihren gräflichen Verwandten einem Avanturier und Spieler verkauft, von diesem, da er durchgegangen, verlassen und auf dem Punkte ist, wegen ihrer scheinbaren Leichtfertigkeit und Verstöße gegen die Sitte aus der — guten Gesellschaft verstoßen zu werden. Assessor Schmidt ist in jeder Beziehung ein Mann. Wo in aller Welt ist da das Hinderniß einer ehelichen Verbindung zwischen dem Assessor und der Frau von Rosen? Wo würde nicht ein Jeder es für ein Glück ansehen, wenn die verlassene Frau eines durchgegangenen Spielers einen dermaßen qualificirten Gatten erhielte! Mit beiden Händen zuzugreifen, würde alle Welt ihr rathen, ihr, die selbst drauf und dran ist, ihren Namen zu verlieren, und noch dazu einen ihr verhaßten. Wenn kein Geld da ist, können sie etwas warten, bis er in seinem Posten vorgerückt seyn wird. Nein, es geht nicht — nämlich im Stücke — denn er hat keinen Namen, und ein großmüthiger Edelmann muß ihn adoptiren wollen, was Herr Schmidt hier mit gerechtem Stolze — früher erscheint dieser etwas krankhaft — ausschlägt. Ueber diese Adoptionen ließe sich vielleicht, aus einem gewissen Standpunkte, wegsehen. Diese conventionellen Hofverhältnisse sind für den Verfasser Natur; diese Natur, an die er gewöhnt ist, läßt sich nicht so leicht aufgeben. Nimmt das gutmüthige Publikum es von Victor Hugo als Natur hin, wenn er seine Königinnen und Fürstinnen handeln, denken und reden läßt, wie die Dirnen der Pariser Gassen, wo er seine Naturstudien gemacht hat, was ist es da einem hochgestellten Dichter zu verargen, wenn auch er die conventionelle Denkweise der engen Schranken, in denen er sich bewegt, für Natur nimmt und gibt. Adoptio imitat naturam, heißt es, wo keine wirkliche ist, wird sie durch Fiction ersezt, damit die Harmonie der Gesellschaft nicht gestört werde. Aber nein, das ist nicht genug. Auch dem Phantom des Blutes muß geopfert werden. Bei der Adoption ergibt es sich, daß beide bürgerliche Eindringlinge adeligen Blutes sind, die eine ein Bastard, der andere ein Kind aus einer cachirten Ehe. Nun ist Alles gut, in der alten Ordnung. Und doch wäre es ungerecht, nach diesem sittlichen Mißgriff den sittlichen Werth des Stückes zu bezweifeln. Der Verfasser, wie er vor uns steht, ist nicht anzuklagen, nur zu bedauern, daß ihm, beim besten Willen, bei der reinsten Ansicht, Kreise von Natur isolirt scheinen, die es nicht sind. Das Gemüth erhebt sich durchaus über den Kastenzwang, und trägt in seiner Art einen so vollständigen Sieg davon, daß das Publikum diese hier angedeuteten Mißklänge gar nicht merkte. Es war zufrieden, daß die Liebenden zum Schluß sich bekommen, unbekümmert über die Art, wie es geschieht, und seine Unzufriedenheit ist nur gegen den undramatischen Stillstand gerichtet, der durch vier Akte herrscht. Und gerade dieser that Ihrem Referenten ungemein wohl. Endlich einmal kein Haschen und Jagen nach epigrammatischer Entwickelung, sondern ein ruhiges, geistvolles Verweilen in Zuständen; eine gehaltreiche und elegante Conversation, die wie Oel fließt und doch ihren Fall hat; man bringe nur eine feinere Aufmerksamkeit mit: wie fein verschlungen sind alle diese Kreise innerhalb des einen, und wie ist da allerdings Handlung wie in einem Uhrwerk. Kein Sandkorn, kein Stäubchen kommt in die Räder, und Herz und Verstand können sich von Anfang bis zum Ende befriedigt finden, insofern sie sich selbst zu beschränken wissen, und aus dem Rahmen des Verfassers nicht auf die Welt draußen hinausblicken. Ich halte die Isolirten für die bedeutendste dramatische Arbeit, welche seit längerer Zeit auf unserer Bühne zur Aufnahme kam. Ihr Verfasser hat sich in einen Schleier verhüllt, den aber das Publikum lüften zu können meint, indem es einen geistvollen Prinzen in der Nähe des Throns darunter erblickt, der hier nicht zum ersten Male als Autor auftritt. Möge es nicht das lezte Mal gewesen seyn.

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 8. April 1837.

Pastillos Rufillus olet, Gorgonius hircum.
Horat.

Jena zur Zeit Schillers. *

Wir bedauern, daß wir weder den Verfaſſer der folgenden Notizen nennen, noch das, was uns von ſeiner Hand vorliegt, dem ganzen Umfange nach geben können. Manche der Perſonen, welche die kleine Denkſchrift berührt, leben noch; dieſe, ſofern ſie uns bekannt waren, haben wir ſorgfältig aus dem Spiel gelaſſen. Wir hoffen in dieſer Beziehung keine Indiscretion begangen zu haben; im Uebrigen gehört beim raſchen Lauf des Jahrhunderts die Zeit, in der Schiller zu Jena lebte, bereits der Geſchichte an.

* * *

...Gerne erzähle ich von den ſchönen Zeiten, die im Nachgenuſſe noch reizender für mich ſind, als ſie mir in der Wirklichkeit ſchienen und mir manche ſüße Stunde heiterer Rückerinnerung gewähren. Es ſind aber nur Fragmente, ohne ſichtbaren Zuſammenhang, einzelne abgeriſſene Erzählungen, die erſt mit der Zeit zu einem Ganzen reifen können. — Auch wird nicht vermieden werden können, manche andere Begebenheiten jener Zeiten mitzuerzählen und ſo zugleich den Schauplatz zu beſchreiben, auf dem Schiller lebte, und die Menſchen, mit denen er zu thun hatte.

Jena iſt ſeit Jahrhunderten eine Univerſität, die ſich durch philoſophiſche Freimüthigkeit und durch die Freiheit, welche Studenten und Profeſſoren daſelbſt genießen, immer ausgezeichnet hat. Deßwegen wird man auch auf keiner Univerſität die abſtechenden Contraſte ſo grell antreffen als da, wo es einem Jeden freiſteht, zu ſeyn und zu handeln wie er es für gut findet, wenn er nur nicht alle Geſetze der Geſellſchaft muthwillig mit Füßen tritt. Dies zeigt ſich ſchon in der Wahl der Lebensweiſe und dem Benehmen der Profeſſoren und Docenten auf eine für den fremden Beobachter höchſt auffallende Art. Eine größere Verſchiedenheit in Manier, Kleidung, wiſſenſchaftlicher und ſittlicher Kultur wird ſchwerlich in London und Paris angetroffen werden, als in Jena. Vom Wilden in Sitte und Unreinlichkeit bis zur widerlichen Ueberfeinerung in Sitten und Kleidung, von der beſchränkteſten Anſicht der Wiſſenſchaften, nach welcher z. B. ein Doctor legens die Diplomatik als das non plus ultra, als das Eine, was noth iſt, als den Mittelpunkt alles Wiſſens anſah und ſeinen Zuhörern vorſtellte, bis zur edelſten Ueberſicht und zur heiterſten Anſicht trifft man alle Mittelſtufen gleichſam als ewige Formen, als Repräſentanten in Jena an. Es mögen hier einige Porträts, wie ich ſie kennen lernte, ſtehen.

* ſ. Nr. 56. 1837.

Doctor Legens à Gerstenbergh, eine hagere, ausgehungerte, bleiche Figur, las als ein guter Mathematiker Fortifikation. Seine Kleidung war so lumpigt und alles an ihm so unreinlich, daß man seine Nähe gern vermied. Sein Adel war sein Steckenpferd. Seine Schüler, deren er einige Mal mehrere hatte, ließen ihm aus Dankbarkeit und Mitleiden eine neue Kleidung machen. Diese bestand in einem Federhut, scharlachrothem Rock mit goldnen Tressen, weißseidnen Strümpfen ꝛc. In diesem Anzuge gefiel er sich unaussprechlich wohl. Aber die seidnen Strümpfe waren bald schmutzig und zerrissen, die Wäsche verschwärzt, und nun trug er zu dem beschriebenen Anzug schwarzwollene, zerlöcherte Strümpfe, einen schwarzen Strumpf um den Hals und ein zerrissenes, schmutziges Hemd auf dem Leibe. Er hatte sehr oft im strengsten Sinne des Worts keinen Bissen Brod.

Adjunctus Facultatis philosophicae Haller, ein kleines, breitschultriges, grobknochiges, schwarzes Männchen, gab Privatunterricht in orientalischen Sprachen und hatte eine Aufwärterin geheirathet. Der Mann war das gedrückteste Geschöpf unter der Sonne, sein schlechtes Weib herrschte unumschränkt über ihn und mißhandelte ihn öffentlich. Eine unerschöpfliche Hiobsgeduld war ihm von der freundlichen Natur zum Gegengift gegeben; das erschien auch in seiner Figur, die lächerlich und traurig zugleich war. Er trug seinen einzigen weißen, abgeschabenen Rock nach dem alten Schnitt, wo das Hemd im Nacken herausſah, eine schwarzrothe mohrne Weste, die ihm die kurzen Schenkel mehr als zur Hälfte bedeckte und den bedenklichen Zustand der schwarzzeugnen Beinkleider in etwas verbarg, schwarze Strümpfe in einem traurigen Zustand, und Schuhe, die ihm um einen Zoll zu lang waren, so daß hinten am Fersen noch Raum genug übrig blieb, und er genöthigt war, sie mit den Zehen zu halten. Dadurch wurde sein Gang mehr ein Rutschen. Dazu kam ein Stock mit einer Quaste, der ihm bis über die Nase ging und den er in der Mitte der obern Hälfte gefaßt hatte. Sein borstiges, schwarzes, ungepudertes Haar war in eine Vergette geschnitten und stand stark in die Höhe; das Hinterhaar war in einen großen, alten Haarbeutel gefaßt, welcher durch einen Postillon d'Amour mit dem Hemdstrich zusammenhing. So rutschte er oft an unserm Hause vorbei spazieren. Herrenhuthisches, selbstgefälliges Insichhineinlächeln und Provisorseligkeit strahlten aus seinem Gesichte. Wenn er im Vorbeigehen grüßte, so blieb er stehen und zog den Hut an sich hinunter, daß er auf den Bauch zu liegen kam. Die Aufgabe, gehend den Hut abzuziehen, wäre für ihn unlösbar gewesen. Es war dringende Gefahr, entweder einen Schuh zu verlieren, oder die Beinkleider, die mehr durch Gleichgewicht als durch Knöpfe am Körper zu hängen schienen, über die Gebühr sinken zu lassen. Deßwegen bückte er sich auch nie. Armer Wurm! — Eine Art von Wilden war der Proſektor beim anatomischen Theater. Nur wenige Züge zur Bezeichnung seines Wesens. Er besuchte die gemeinsten Bierhäuser und ließ sich von den Studenten frei halten. Wenn ihm einer eine Pfeife Tabak bot und ihm seinen Tabaksbeutel reichte, um zu stopfen, so stopfte er zugleich in den Vorderermel so viel er konnte und ließ das nachher unbemerkt in seine Rocktaschen fallen. In diesen befand sich gewöhnlich ein wenig Butter in einem Papier, ein Stück Käse, Brod, und gelegentlich auch wohl ein anatomisches Präparat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe von den griechischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Außer diesen geringen Resten sieht man in dem Umfange der Stadt nur wenige zerstreute Marmorsplitter, Ziegel- und Vasenscherben; denn da der Boden sehr fruchtbar ist, so hat die lange Zeit Alles weggeräumt, um Platz zu Aeckern zu gewinnen. Einige Cisternen verdienen keine Erwähnung. Doch hat man hier früher von Zeit zu Zeit Statuen gefunden, die in Gott weiß wessen Hände übergegangen sind; nur eine derselben ist im Museum auf Aegina. Ich konnte keine Münzen von Kythnos zu Gesicht bekommen; was man mir zeigte, waren schlechte römische Kaisermünzen. Eine hier gefundene Inschrift, die einzige, welche ich auf der ganzen Insel austreiben konnte, entdeckte ich durch beharrliche Nachforschungen erst gestern in der Kirche der h. Barbara in Messaria, an welche sie durch den lezten Besitzer geschenkt worden war und wo sie jezt als Stufe vor dem Tabernakel diente. Es ist ein Piedestal, welches die Statue der Selino getragen hat; aber die Schrift war so mit Kalk übertüncht, daß es mir eine halbe Stunde kostete, sie zu reinigen. Sie lautet: *Πυθίλλα Γλαύκωνος τὴν θυγατέρα, καὶ Γλαύκων καὶ Ἰσαρχος οἱ Ἰσάρχου τὴν ἀδελφὴν Σελινὼ Ἰσάρχου.* Diese Inschrift mit der noch unbedeutenderen Grabschrift eines Sidoniers,* sind die beiden einzigen von Kythnos bekannten Monumente dieser Art. Beide geben keine geschichtliche Ausbeute.

Nach Messaria zurückgekehrt, machten wir, da es eben Sonntag Nachmittag war, beim Demarchen und in einigen andern Häusern Besuch. Die Männer und jüngeren Frauen tragen die gewöhnliche Kleidung ihres Geschlechts; die älteren Frauen kleiden sich aber noch in die alte, höchst eigenthümliche Tracht. Auf dem Kopfe haben

* Im C. J. Gr. II., n. 2373.

sie einen wunderlichen, aus Pappe oder dünnem Rohr gebildeten und mit buntem Seidenzeug überzogenen Aufsatz, das Fremdhaar (τὰ ξενόμαλλα) genannt; um diesen schlingen sie einen gelbbraunen, über den Rücken lang herabhängenden Schleier (ἡ βόλια). Das Hauptkleidungsstück ist aber eine bis fast an die Knie reichende und nur den Rücken bedeckende Jacke, mit bunter Seide und wo möglich auch mit Gold gestickt, welche das Buchaeri (τὸ μπουχαίρι) heißt. Sie wird durch zwei untergelegte Kissen oder Pochen gestützt, so daß sie steif vom Körper abstarrt und dem Oberleibe der Frauen, von hinten gesehen, das Ansehen eines Dreiecks gibt. Unter dem Buchaeri tragen sie ein um eine gute Spanne längeres Hemde, die sogenannte χρυσοποδιά, * das unten einen breiten, gestickten Rand hat, und über dem Buchaeri eine um eine Spanne kürzere, mit Aermeln versehene dunkelfarbige Jacke, das κοντογούνα, die allenfalls vorn geschlossen werden kann. Die Brust bedeckt ein über's Kreuz gefaltetes Tuch (τὸ ζαιρομάνδυλο); um den Leib legen sie einen breiten Gürtel (τὸ ζωμαχικὸ), und unter dem Gürtel hängt die Schürze (ποδιά) herunter. Schwere seidene, geschmackvoll gestickte, aber, um das Bein dicker zu machen, mit Tüchern ausgestopfte Strümpfe und gelbe Schuhe vollenden den Anzug, dessen Pracht noch bei den Wohlhabenden durch hin und wieder, namentlich auf der Schürze und dem Gürtel angebrachte vergoldete Schildchen erhöht werden kann. Das Kostspielige und Unbequeme dieser Tracht sind mehr noch als ihre Geschmacklosigkeit die Ursachen ihrer Abschaffung geworden, wie ja auch Europa seine Alongeperrücken und Reifröcke, seine goldbordirten Westen und Haarbeutel abgelegt hat. Noch ein Menschenalter, und man wird auf Kythnos selbst kein Kleidungsstück dieser Art mehr finden.

Auch der Dialekt der Kythnier hat einige Eigenthümlichkeiten. Außer dem bereits erwähnten angehängten νε hört man hier, wie auf Chios und Psyra, ἴντας und ἴντα, statt τίς, τί und τίνα, z. B. ἴντα σοῦ εἶπενε, was hat er dir gesagt? Das Verbum ἔχομαι hat im Aorist ἧχα (ἧχες, ἧχενε) statt ἦλθα, und φῶς macht im Plural τὰ φάσια. Dagegen endigt die dritte Person der Mehrheit sich noch auf ουν und αν, während schon auf Siphnos, Naxos und Thera die Pluralsformen ουσι und ασι anfangen.**

Am 26sten December ging ich allein nach dem einzigen Dorfe Silakka, welches eine starke Stunde südlich von Messaria liegt, und fast eben so groß ist, wie diese sogenannte Stadt. Der Weg dahin ist sehr rauh und uneben. Von dem höchsten Punkte desselben sieht man südlich von der Insel das Eiland Serphogula, und noch näher an Kythnos die Klippe Piperi, wo der Professor Bardalachos im Jahr 1829 durch Schiffbruch umkam. Silakka selbst liegt in einem artigen Bergkessel, und hat keine andere Merkwürdigkeit, als eine große Höhle, τὸ καταφύγι, auf der Südseite des Dorfes. Ich stieg mit vier Führern in dieselbe, weil hier, statt Fackeln, nur dünne Wachskerzen zu bekommen waren. Man kann in den Hauptgang der Höhle mit Bequemlichkeit drei- bis vierhundert Schritte weit vordringen, und zu beiden Seiten gibt es noch Nebenarme. Diese Grotte ist, da der Berg aus Sandstein und Glimmerschiefer besteht, die reinlichste und trockenste, welche ich in Griechenland kenne. Der Boden ist ein vollkommen ebener Sandestrich, so daß am ersten Ostertage (τὴν μεγάλην λαμπράν) die Bewohner des Dorfes sich hier zu versammeln pflegen, um bei Lampenschein zu tanzen. Nur an zwei oder drei Stellen, wo Kalk- und Marmorschichten den Berg durchziehen, haben sich schöne Stalaktiten gebildet. Alle übrigen Theile der Höhle sind ausgewaschener Schieferfels, und einzelne von diesem Material in der Mitte stehen gebliebene Pfeiler, Pyramiden und Obelisken haben nicht weniger barocke Formen, als sonst die Tropfsteinbildungen. Diese Beschaffenheit der Grotte, welche offenbar ihr Daseyn der Auswaschung des Berges durch einen starken Wasserstrom verdankt, so wie der Name und die Lage des Dorfes, erklären sich gegenseitig auf das Befriedigendste. Silakka (τὰ Σίλακκα) heißt augenscheinlich nichts Anderes, als οἱ λάκκοι τοῦ Διός, der See oder die Höhlen des Zeus; der Kessel, in welchem das Dorf liegt, war einst ein Bergsee, dessen Wasser sich durch die Grotte verliefen und ihre Wände glatt schliffen. Als das Thal bewohnbar geworden war, und sich Menschen dort ansiedelten, dauerte noch die Erinnerung an seinen ursprünglichen Zustand, und so entstand der Name τὰ Σίλακκα. Schade, daß die Regierung in der Nomenclatur der neuen Gemeinden diesen echt hellenischen, gewiß uralten Namen durch den Namen Drvogis zu verdrängen gesucht hat. In dem südlichen und südwestlichen Theile der Insel, namentlich bei dem Hafen Naussa, * sind alte Eisenbergwerke, welche ich jedoch nicht besuchte. Die zu Tage ausgehenden Adern sollen heute nur geringe Ausbeute versprechen. Man hofft auch Steinkohlen zu finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Durch Umstellung, statt χορμοποδιά, von χορμός, wie γρουτζω statt γραυζω, Ἀγνανώσης statt Ἀναγνώσης, λειδινόν statt δειλινόν, τρεπνός statt τερπνός, τράφος statt τάφρος, und hundert andere Umstellungen im täglichen Gebrauche sind.

** Vergl Morgenblatt 1836, Nr. 263.

* Gleichnamig und offenbar von gleicher Etymologie mit dem Städtchen Naussa (ἡ Νάουσσα) auf Paros. Vergleiche Morgenblatt, 1836, Nr. 140.

Alte Weisheit, neu gereimt

von F. A. Seuffert.

Beneid' nicht Andrer Glück; wohl bist du oft nicht weise,
Wenn du dasselbe Glück begehrst — zu gleichem Preise.

Wer unabhängig iſt, der kann nicht größer werden;
Drum wünſchet ſich der Mann kein höher Ziel auf Erden.

Will ab ein Reiz dich ziehn von deinen Lebensregeln,
So fahre raſch vorbei, als wie mit vollen Segeln.

Zum erſten Wunſche nein zu ſagen, wird dem Willen
Viel leichter ſeyn, als, die ihm folgen, zu erfüllen.

Unrecht geſtehen, ſagt mit andern Worten an,
Daß heute weiſer du als geſtern haſt gethan.

Wer Unrecht eingeſteht, dem zoll' ich gern Verehrung;
Doch glaub' ich nicht ſo leicht an plötzliche Bekehrung.

Wohl freue dich, wenn Gott Vorzüge dir verleiht,
Doch ſey die Freude Dank, ſonſt iſt ſie Eitelkeit.

So viel hat Eitelkeit im Kopfe Jedermann,
Als von dem Raume ſein Verſtand nicht füllen kann.

Wer voll Vertraun ſich ſelbſt zum Lehrer ſich erkoren,
Hat in der Regel wohl zum Schüler einen Thoren.

Bis ſich ein Knoten ſchürzt, magſt du die Weisheit ſparen,
Und deine Tapferkeit, bis uns bedrohn Gefahren.

Durch Gold und Purpur glänzt ſo Mancher, wenn er ſchweiget;
Er iſt der Kinder Spott, ſobald ſein Witz ſich zeiget.

Der hat ein ſchlimm Geſchick, wer einen Freund verloren,
Noch ſchlimm'res, wer gewann den Beifall eines Thoren.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, März.

Grippe. Induſtrie. Litteratur.

Das Menſchengeſchlecht hat in den lezten Jahrzehnten ein paar Gäſte wieder kennen gelernt, denen man nachrechnet, daß ſie — wenn nicht Familienähnlichkeiten vielleicht irre führen — ſchon vor Jahrhunderten da geweſen ſind, und denen es ſo wohl zu gefallen ſcheint, daß ſie in kürzeren oder längeren Intervallen immer wiederkehren, die Cholera und die Grippe. Kaum hatte uns jene verlaſſen, ſo ſtattete uns dieſe einen abermaligen Beſuch ab, und war Anfangs ſo beſcheiden in ihren Forderungen, daß die von ihr befallenen Kranken immer läſſiger in den Hülfsmitteln gegen dieſelbe wurden, und im Verlaufe ihrer Anweſenheit durch Vernachläſſigung häufige Bruſt- und Lungenkrankheiten entſtanden, ſo daß manche Tage der Todten nicht weniger zählten, als in der Zeit der Cholera. Jezt iſt ſie bedeutend im Abnehmen, und hoffentlich wird ſie mit dem erſten Frühlingsſtrahl ganz geſchwunden ſeyn. — In unſerm Vaterlande wirkt nicht allein die Regierung zur Erhöhung der Gewerbsinduſtrie, ſondern ſelbſt Privatperſonen begünſtigen dieſelbe auf die bemerkenswertheſte Weiſe. So hat unlängſt der Engländer Parish, Freiherr von Senftenberg, ein Darleben von 100.000 Gulden C. M. zu 3 pCt. Zinſen gegen annehmbare Sicherheit als Vorſchuß zur Errichtung von Fabriksunternehmungen, welche viele Hände beſchäftigen, demjenigen angeboten, der ſich einer ſolchen Unternehmung auf ſeiner Herrſchaft Senftenberg unterziehen wollte, welche eine zahlreiche Population, hinreichende Gebirgswaſſer, Holz in gehöriger Menge und gute Communikation mit dem In- und Ausland hat, ferner wohlfeilen Lebensunterhalt gewährt, und wo der Taglohn zu den niedrigſten im Lande gehört. — In der J. G. Calve'ſchen Buchhandlung, welche ſich nebſt der Zeitſchrift: „Oekonomiſche Neuigkeiten und Verhandlungen," ſchon durch ſo manches Verlagswerk in dieſem Fache ein Verdienſt um die landwirthſchaftliche Literatur des Vaterlandes, wie der übrigen deutſchen Staaten erworben hat, erſcheint ein „Landwirthſchaftliches Converſationslexikon für Praktiker und Laien," herausgegeben von Dr. Alexander von Lengerke, deſſen Name ſich durch ſo manche ökonomiſche Werke und einzelne Abhandlungen in periodiſchen Schriften, neuerlich aber durch ſeine „Anleitung zum praktiſchen Wieſenbau" einen guten Klang erworben, und der bewieſen hat, daß er der Mann ſey, dasjenige zu geben, was den meiſten, ſelbſt bändereichſten ökonomiſchen Werken fehlt, insbeſondere die lehrreichen und intereſſanten Nachweiſungen über die landwirthſchaftliche Statiſtik, Geographie und Topographie, über die Politik der Landwirthſchaft, die ökonomiſchen Inſtitute und Geſellſchaften, die wichtigſten Erzeugniſſe der landwirthſchaftlichen Literatur und biographiſche Notizen ihrer Heroen. Von dieſem Werke ſind bereits zwei Hefte erſchienen, und erregen ſowohl durch ſyſtematiſche Ordnung und guten Styl, als durch Vollſtändigkeit, Fülle und Gedrängtheit die ſchönſten Hoffnungen für die folgenden. Das Ganze wird aus drei Bänden in zwölf bis fünfzehn monatlichen Heften beſtehen, und etwa im Laufe eines Jahres vollendet ſeyn. In derſelben Buchhandlung iſt (aus den Abhandlungen der k. böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften beſonders abgedruckt) ein kleines biographiſches Werkchen erſchienen: „Leben Franz Joſeph Ritters von Gerſtner," beſchrieben von Dr. Bernard Bolzano, welches durch ſeinen Gegenſtand nicht minder intereſſant iſt, als durch den Verfaſſer, da Beide in der Culturgeſchichte Böhmens — wenn gleich auf ganz verſchiedene Weiſe — eine wichtige Rolle ſpielen. — Im Auftrage und auf Koſten des k. k. oberſten Kanzlers und Studienhofkommiſſions-Präſidenten Grafen Mitrowsky iſt bei L. W. Seidel in Brünn ein wichtiges hiſtoriſches Werk: „Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae ab annis 306 — 1306 studio et opera Antonii Boczek," erſchienen, welches, bei der unzertrennlichen Verzweigung der Geſchichte und der Nation Mährens und Böhmens, für Böhmen als ein Hauptquellenwerk um ſo mehr zu betrachten iſt, da die mähriſchen Archive, in ſo vielen Kriegsſtürmen glücklich erhalten, zur böhmiſchen Geſchichte in der vorhuſſitiſchen Zeit wunderbar aushelfen.

(Die Fortſezung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 78:
Die Glasflaſche.

Räthſel.

Was iſt Morgenſtern und Spieß,
Schmettert rauh und tönt ſo ſüß,
Iſt ein männlich ſtolzer Schmuck,
Und im Bild ein böſer Spuk?

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 10. April 1837.

— It were all one,
That I should love a bright particular star,
And think to wed it: he is so above me.
Shakespeare.

Die Dienerin.

Du beiſſeſt in die Zügel,
O Roß, du freuſt dich ſchon.
Leicht ſchwingt ſich in die Bügel
Meiner Herrſchaft ſchöner Sohn.

Er ſtreichelt dir freundlich die Mähne;
Wie lächelt der liebliche Mund!
Im Dorfe krähen die Hähne,
Im Schloßhof knurret der Hund.

Davon darfſt du ihn tragen,
Gehorſam dem kühnen Geiſt,
Der fort zu glänzendem Wagen
Mit ſicherem Stolze dich reißt!

Und fort, durch des Morgenwinds Wogen,
Den freudig rauſchenden Hain,
Fliegt er, wie ein Pfeil vom Bogen,
In die blendende Sonne hinein.

Dahin! Und hinter ihm ballt ſich
Der Staub, und begräbt meinen Blick.
Wer ſagt mir, ob die Geſtalt ſich,
Die liebe, noch beugte zurück?

Wohl lang ſchon ſtand ich am Garten
Das Tüchlein zum Wehen bereit.
Thörin, du! Sollt' er abwarten
Deiner Scham, deiner Liebe Streit?

Tüchlein, ſo will ich dich weinen
Voll Thränen bitterlich,
Wenn nächtlich der Mond wird erſcheinen —
Bei Tage, da ſchelten ſie mich.

Ach, hinter den Bergen da drüben,
Da hat er wohl, was ihm gefällt.
Zeig du oder birg dein Lieben —
Du biſt ihm nicht in der Welt!

Doch, wenn dir ein Wort nur entglitte,
Du würdeſt mit Hunden verjagt.
Still in den Staub ſeiner Tritte
Begrabe dich, liebende Magd!

C. Reinhold.

Briefe von den griechiſchen Inſeln.

(Fortſetzung.)

Geſtern machten wir eine längere Jagdpartie durch den Norden der Inſel; denn es wimmelt hier von

Rebhühnern, die freilich das einzige Wildpret sind. Zwanzig Minuten nördlich von der Stadt fanden wir auf einer kleinen Erhöhung in einem Thale die Ruine eines antiken runden Thurmes von etwa 25 Fuß im Durchmesser und aus großen Schieferquadern erbaut, aber nur in einer Höhe von zehn bis zwölf Fuß erhalten. Nördlich unter demselben entspringt ein kleiner Bach, an dessen Quelle die Weiber zu waschen pflegen und der sich während der Regenzeit in den Hafen Phykiada bei Altkythnos ergießt. Die Insulaner meinen, der Thurm sey erbaut worden, um den waschenden Weibern gegen plötzliche Ueberfälle zum Schutze zu dienen, und diese scheinbar einfältige Erklärung dürfte vielleicht die richtige seyn; denn es ist nicht wohl abzusehen, welche andere Bestimmung ein ganz isolirter und zwischen Höhen versteckter Thurm gehabt haben könne. * Später zeigte man uns noch — und hiemit ist das Verzeichniß der kythnischen Antiquitäten geschlossen — zehn Minuten südlich von dem Hafen h. Irene an dem Abhange eines Hügels eine antike Ruine, welche der Tholos (ὁ θόλος) genannt wird. Es ist dies ein halb in den Felsen gegrabenes Gebäude, welches ursprünglich aus zwei der Länge nach überwölbten Kammern bestand, von denen die vordere aber demolirt ist, während die hintere noch ihr Gewölbe hat. Wahrscheinlich war das Ganze nur eine zur Aufbewahrung von Feldfrüchten dienende Vorrathskammer. Wir haben weitere alterthümliche Reste auf Kythnos weder erfragen noch auf unsern, den größern Theil der Insel umfassenden Excursionen auffinden können, so daß Kythnos in archäologischer Hinsicht die ärmste aller Kykladen ist. Sehr ermüdet kamen wir gestern zurück, und während ich heute dieses schreibe, zeichnet H. eine alte Dame in dem oben beschriebenen seltsamen Kostüm; denn bei den anhaltenden Westwinden hat unser Schiff noch nicht von Syros zurückkommen können.

Die Insel hat gegenwärtig etwa 3200 Einwohner, von denen 1100 in Silaka, die übrigen in der sogenannten Stadt Messaria wohnen, und welche sämmtlich vom Ackerbau leben; denn obgleich Kythnos ringsum mit großen und kleinen Häfen versehen ist, besitzt es doch kaum drei oder vier eigene Fischerbarken. Der Boden ist, wenn gleich an sich mager, doch nicht gerade unfruchtbar zu nennen, da das Schiefergestein die Feuchtigkeit festhält und an vielen Stellen kleine Quellen und selbst eigene Bäche entstehen läßt. Man baut sehr wenig Weizen, größtentheils Gerste, von der im verflossenen Jahre 40,000 Kila (das Kilon zu 22 Okken oder 41 Pfund) erzeugt worden waren. * Doch ist dies nicht mehr als für die Consumtion der Insel erforderlich; denn die Einwohner essen fast nur Gerstenbrod. Das zweite Hauptprodukt ist Wein. Man gewinnt jährlich etwa 1500 Fässer, von denen die größere Hälfte auf Kythnos selbst getrunken, die kleinere Hälfte ausgeführt wird. Dieser Wein ist sehr stark und wird größtentheils von den Hydrioten und Spezioten abgeholt, weßhalb man, da sie den gepechten Wein vorziehen, seit etwa zehn Jahren den Gebrauch des Resinirens angenommen hat. Zum Dritten besitzt Kythnos acht- bis neuntausend Schafe und Ziegen (γιδοπρόβατα) und einige Tausende kleiner, schwarzer, leicht fett werdender Schweine, und führt von diesen Heerden Wolle, Käse, Borsten und Schlachtvieh aus. Endlich hat die Insel Honig, der von weißlicher Farbe ist und dem berühmten Honig von Skyros und der Landschaft Mani gleichgeschäzt wird.

(Der Beschluß folgt.)

* Tournefort sah diesen Thurm nicht; Graf Pasch van Krienen a. a. O. S. 104 erwähnt ihn, aber unter der eigenen Benennung Castella. Er heißt ὁ παλαιόπύργος. Auch liegt er nicht auf einem Berge, sondern nur auf einem Hügel.

* Der Werth des Gerstenzehntens allein belief sich mithin auf dreizehn bis vierzehn Tausend Drachmen.

Jena zur Zeit Schillers.

(Fortsezung.)

Der Geheimerath ***, einer der gelehrtesten Aerzte, besaß eines der schönsten Häuser in Jena. Er bewohnte aber nur ein einziges Zimmer des großen, schön meublirten Hauses, weil es seine Frau nicht anders wollte. Die übrigen Zimmer standen unbewohnt. Er hatte seine Magd geheirathet, und diese war so eifersüchtig, daß er seine Praxis aufgeben mußte, weil auch Frauenzimmer krank werden und man in allen Krankenstuben wenigstens weibliche Aufwärterinnen antrifft. Er durfte nicht ohne sie aus dem Hause, und zwar nur in seinen Garten — in ein anderes Haus nie — auch nicht in die Kirche. Er durfte nicht einmal mit irgend einem weiblichen Wesen reden. Im Hause durften Mannspersonen ihn consuliren, wurden aber vorher von der Frau Geheimeräthin examinirt. In der Wohnstube war die Bibliothek mit dem Küchengeschirr vermischt auf Brettern aufgestellt. Er studirte unter seiner Kinder Geschrei und war in seinem häuslichen Anzug äußerst nachlässig. Als ich nach Jena kam, war er Prorektor. Meine Begriffe von einem Professor, der den Titel Geheimerath führt, waren von Tübingen hergenommen. Als ich mit meinem Eleven, der mit mir an Frankfurtische Eleganz gewöhnt war, ihm aufwarten wollte, trafen wir auf dem Vorplatz eine

Magd an, die den Boden kehrte. Ich sagte zu ihr: „Will Sie so gut seyn und uns dem Herrn Geheimerath melden?“ Sie lächelte, examinirte uns, wer wir seyen, und sagte endlich: „Gehen Sie nur hinein, mein Mann ist drinnen.“ Da fanden wir ihn unter seinen schmutzigen Kindern in der schon beschriebenen Stube. — Er war so versunken in diese Knechtschaft gegen seine Frau, daß er in den Kollegien seinen Studenten davon erzählte. Er hatte sein Uhrglas einst zerbrochen, nun nahm ihm die Frau die Uhr ganz. „Meine Herrn,“ sagte er den Studenten in der Lektion, „ich weiß nicht, wie viel Uhr es ist; meine Frau hat mir die Uhr genommen, weil ich das Glas zerbrochen habe.“ — Wenn er zu einer Zeit las, wo im Hause Kaffee getrunken wurde, so schickte die Frau eines ihrer Kinder, um ihn rufen zu lassen; kam er nicht gleich, so kam sie selbst und holte ihn mit Schimpfreden ab. „Sie sehen schon, meine Herren,“ sagte er den Zuhörern, „daß ich folgen muß.“

Diese Galerie ließe sich noch mit mehreren Bildnissen vermehren, wenn es zu meiner Absicht nöthig wäre, um die lächerlichen Contraste zu bezeichnen, unter die man sich versezt sah. Aus allen Theilen von Deutschland waren Professoren mit ihren Frauen da versammelt, und so allerlei Provinzialsitten mit dem feinern Ton verschmolzen. Wer muß z. B. nicht lächeln, wenn er in einem Hause, wo er die erwachsenen Töchter mit großen Stücken Brod in der Hand angetroffen hat, Abends von einem Bedienten mit kreuzweis gelegten Wachslichtern die Treppe herunterbegleitet wird? ꝛc.

Steigt man von diesen Erscheinungen hinauf zu dem Grade von hoher Geistesbildung, Anspruchslosigkeit, Unbefangenheit und edlem Sinne, den man im Umgange von Schiller, Goethe, Paulus antraf, betrachtet man die Mittelstufen von Aechtlichkeit und Pedanterei, von Armuth und Luxus, von Einseitigkeit und Anmaßung, so ist das Gemälde vollendet. Die Freiheit, nach welcher Jeder lesen darf, wozu er Zuhörer bekommt, nach einigen leicht zu erfüllenden Bedingungen, veranlaßt oft eben so lächerliche Erscheinungen. Bekanntlich dürfen nur wirkliche Professoren sich bei Ankündigung ihrer Vorlesungen des Ausdrucks: publice — privatim leget, bedienen. Für Doctores oder Magistros legentes ist der Kunstausdruck für publice: gratis. Ein M. Legens kündigte an: frustra leget. Ein anderer erbot sich im Ernste, Vorlesungen über Kants Kritik zu halten, wenn ihm Jemand das Buch leihen wolle.

Dies Wenige zu einiger Schilderung von Jena, wie es damals war. Es lassen sich daraus manche Erscheinungen erklären, die dem fremden Beobachter äußerst auffallend sind. So die Studentenunruhen, die so vieles Aufsehen machten. Die Veranlassung war sehr unbedeutend. Wer mit Extrapost durch Jena kommt, bleibt in der Vorstadt am Wirthshause zum halben Mond, und läßt sich dahin die Pferde bringen. Ein Graf von Beust war in diesem Falle, und ging, weil er mit dem Postmeister etwas zu reden hatte, selbst in die Stadt, wohin ihm sein Bedienter folgte. So saß also die junge, liebenswürdige Gräfin Beust mit ihrer Kammerjungfer allein in dem ausgespannten Wagen vor dem halben Mond. Ein Student von der besten Aufführung war mit einigen Landsleuten im nämlichen Wirthshause gewesen und hatte sich mit ihnen lustig geschwazt und getrunken; es war aber keiner berauscht. Als sie herausgingen, machte ihn einer seiner Kameraden aufmerksam auf die Gräfin, und munterte ihn auf, sie um einen Kuß zu bitten. Der junge Mensch ging höflich an den Wagen und trug diese Bitte vor. Die Gräfin antwortete sehr freundlich, daß es ihr eine Ehre seyn würde, daß sie aber ihren Mann vorher fragen wolle. Der Student fuhr fort zu bitten, die Gräfin zog das Glas am Wagen in die Höhe; daran klopfte der Student mehrere Male und bat mit dem Hut in der Hand, bis seine Freunde ihn von dem Gedanken abbrachten. Diese Geschichte wurde dem damaligen Prorektor Hofrath Ulrich bekannt, und da der Student ohne Vermögen war und ein sächsisches Stipendium genoß, so war hier ein Beispiel der Strenge zu geben, das wenig Mühe und Aufopferung kostete. Ulrich untersuchte die Sache weitläufig, berichtete sie nach Weimar und trug daselbst auf Relegation an, unerachtet der Graf Beust, als er die Sache erfuhr, nur lachte und erklärte, er habe nie geklagt und wolle durchaus nicht klagen. Eine Deputation von Studenten, welche dem Prorektor dringende Vorstellungen machten und sich auf den Fleiß, das allgemein gute Zeugniß des Studenten und auf den Schaden stüzte, den Relegation einem Armen zufügen würde, erhielt ein freundliches Gehör und das Versprechen, die Sache unter milderen Umständen nach Weimar zu berichten und ein gelinderes Urtheil von dort zu erbitten. Dieses Versprechen aber soll Ulrich nicht nur nicht gehalten, sondern sogar durch seinen Bericht die Sache dadurch verschlimmert haben, daß er die Deputation als Aufruhr vorzustellen suchte. Kurz, der Student wurde relegirt, und nun war allgemeine Unzufriedenheit unter den Studenten. Ein Fest, das die Ungarn die Erlaubniß erhalten hatten, öffentlich zu feiern, gab Gelegenheit zum Ausbruch schrecklicher Unruhen. Ulrich wohnte in seinem Garten; dahin zog die theils betrunkene, theils exaltirte Schaar, die unterwegs immer neuen Zuwachs erhielt, warf alle Fenster ein, stürmte das Haus, zerschlug die Meubeln, erbrach die Schränke, zerstörte den Garten, riß und hieb die Bäume um und befestigte Röcke, Hemden und andere Kleidungsstücke an langen Stangen. So zog die Rotte unter lautem Geschrei im Triumph durch die Stadt. Diese Begebenheit machte natürlich großes Aufsehen, und

ſchon am andern Tage erſchien eine halbe Compagnie Huſaren in Schlachtordnung und zwei Compagnien Fußjäger als Executionstruppen. Das Uebrige gehört nicht hieher; nur die Deliberationen des akademiſchen Senats, ob man den Studenten, die in corpore ausgezogen und nach Erfurt gegangen waren, als ſie um Erlaubniß, zurückkehren zu dürfen, und um Amneſtie baten, entgegengehen und ſie empfangen ſolle, wobei ein Profeſſor den Grund angab, daß ja aus einem Studenten Alles werden könne, führe ich darum noch an, weil Schiller durchaus dagegen war und antwortete: das ſey eben ein Beweis, daß die Studenten noch nichts ſeyen. Man werde beſſer thun, wenn man das Anſehen und die Würde des akademiſchen Senats ſtreng behaupte, durchaus nicht nachgebe, und den Studenten nur unter der Bedingung einer beſcheidenen Aufführung Erlaubniß zur Rückkehr gebe. — Aber der Eigennutz der Profeſſoren, deren Collegien ſtark beſucht wurden, drang durch. Dr. Döderlein, an der Spitze mehrerer Profeſſoren, ging den Studenten entgegen, und ſämmtliche Bürgerſchaft holte ſie zu Pferde und zu Fuße ein. Schiller ſprach damals laut über das Benehmen Ulrichs und für beſſere Beſetzung des Prorektorats.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, März.

(Fortſetzung.)

Reform der Intelligenzblätter. Literatur.

Das „Panorama des Univerſums“ iſt bekanntlich den Holzſchnitten, welche drei Jahre lang ſeine inſeparabeln Begleiter und Beſchützer waren, untreu geworden; es erſcheint nunmehr mit Stahlſtichen, und ſcheint die Producte der böhmiſchen Xilographie den „Anzeigen der allgemeinen Privatgeſchäftskanzlei“ cedirt zu haben. Hier werden Looſe des Eſterhazyſchen Anlehens mit einer Hand angetragen, welche einen gefüllten Geldbeutel hält, eine andere Hand, rüſtig mit der Feder manipulirend, zeigt einmal einen verarmten Familienvater an, der eine Canzeliſtenſtelle ſucht, ein andermal einen jungen Mann, der gerne Compagnon eines einträglichen Geſchäftes oder Zeichner werden will; ein gut zugerittenes Reitpferd, das ſehr preiswürdig zu verkaufen iſt, ein verlaufener Vorſtehhund oder eine Reiſekaleſche ſtehen jedesmal in Effigie nebenan. Ein praktiſcher renomirter Forſtmann, der in allen Zweigen der Forſtwiſſenſchaft excellirt, empfiehlt ſich durch das Contreſey eines Waidmanns, der, hinter einem Buſche knieend, eben ſeine Büchſe losdrückt, während ſein Hund bellend aufſpringt; ein aufgeſchlagenes Buch meldet, daß man einen Amtsſchreiber oder Hauslehrer ſucht; eine Pachtung von Weizenboden wird durch einen wohlconditionirten Pflug verſinnlicht; Looſe von Güterlotterien verkündet ein blaſender Poſtillon; ein Pianoforte zeigt an, daß ein ausgezeichneter Pianiſt, der unter die eleganteſten Spieler gehört, einige Unterrichtsſtunden zu vergeben habe; ein Individuum mit einem Schiebkarren recommandirt einen braven und ehrlichen Hausknecht, und ein gebückter Mann, der Blumen begießt, thut kund: ein Hausmeiſter, der zugleich ein geſchickter Gärtner iſt, ſucht einen Platz. — Wir haben uns in früherer Zeit oft und vielmals über die Intelligenzblätter ausländiſcher Zeitungen luſtig gemacht, welche z. B. nebeneinander ein „Concert und friſche Wurſt“ u. ſ. w. ankündigten, weil bei uns durchaus nur Gegenſtände von größerem Werthe auf dieſe Weiſe ausgeboten wurden. Mit der ſteigenden Betriebſamkeit der Gewerbsleute aber hat ſich dies auch bei uns verändert, und wir finden jezt in dem Intelligenzblatte der Prager Zeitung neben- und hintereinander das deutſche Bundesheer, in charakteriſtiſchen Gruppen nach dem Leben entworfen, und einen Butterverkauf, echte bayeriſche Lagerbiere und die Compoſitionen von J. Thalberg, une gouvernante und Blutigel, die buroniſch-athletiſch-olympiſch-herkuliſche Akademie von Karl Rappo und Officium defunctorum cum conductu, Cyperwein und Triumph der Heilkunſt mit kaltem Waſſer, Weſtphaler Schinken und baare 4000 fl. C. M. zur Anlegung auf Pupillarhypothek, oder bearbeitete Rindshäute, rothen Czernoſeker und Grabkreuze und meſſingene Handſchlauchſpritzen, alte Seidenſtoffe zu Kirchenornaten, oder Selterſerwaſſer und die wohlgetroffenen Porträts der Madame Schröder-Devrient als Fidelio, Norma und Romeo, die neuerrichtete Molkenkuranſtalt am Sauerbrunnen zu Andersdorf und Blasbälge und Fenſterſtöcke; wäre unſere Cenſur etwas nachſichtiger, Menzel würde ſo friedlich an Guzkows und Laube's Seite ſtehen, wie Karoline Pichler neben Grillparzer oder Deinhardſtein.

Es iſt ſchon oft die Bemerkung gemacht worden, daß der intereſſanten Vorzeit Böhmens noch immer ihr Walter Scott fehlt; das iſt nicht recht, da ſie wirklich reich an den vielverſprechendſten Geſtaltungen iſt; doch noch ſchlimmer iſt es, daß die ihr entnommenen Stoffe meiſt von den ungeſchickteſten Händen zu Grunde gerichtet werden. Wir erinnern uns noch nicht einer einzigen Novelle aus der böhmiſchen Geſchichte, die man gelungen nennen könnte, dagegen aber ſpukten ſchon in früherer Rittergeſchichtenzeit ein Hans von Bleileben, ein Nachtwächter von Saaz u. ſ. w. in der Literatur, und neuerdings iſt ein Dr. Ewald Dietrich aufgetreten, um böhmiſche Stoffe zu zermalmen. Er hat ſich die Werſchowitze (Wrſſowec) zum Opfer auserkoren, und wenn wir gleich dieſen Gegenſtand für keinen günſtigen anerkennen, ſo hat doch die Familie für alle Rebellionen, Fürſtenmorde und Greuel, die ſie verübt, die furchtbare Strafe nicht verdient, in ſolche Dichterfäuſte zu fallen. Schon die Titel erregen ein Vorgefühl ihres Werthes; die erſte Abtheilung des Werkes heißt nämlich: „Größe und Fall des Geſchlechts in grauer Vorzeit;“ auch unter dem Titel: „Der Racheſchwur in den Todtengrüften des Schreckenſteins.“ Volksſagen aus Böhmens früheſter Vorzeit, hiſtoriſch-romantiſch verwebt. Eine Fortſetzung aus dem romantiſchen Mittelalter, deren erſter Band ſo eben erſchienen iſt, heißt: „Die hochherzigen Räuber der Paſcopole.“ Ritter- und Räubergeſchichte aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts. (Der Werſchowitze zweite Abtheilung. Wiedererhebung dieſes Geſchlechts. Erſter Band.) Der zweite und lezte Band (dritter des Ganzen) wird im Herbſt erſcheinen, „ungefähr unter dem Titel: „Der Einſiedler des Lochotins und Pilſens Bürgertreue und Tapferkeit.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 86.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 11. April 1837.

— Er lebt' geliebt, geliebt von Allen,
Vorbild den Jüngsten, den Gereiftern
Ein Spiegel, der sie schöner macht', der Gattin —
Ihr eigner Werth bezeugt, wie sie ihn schätzt.

Shakespeare.
Cymbeline.

Jena zur Zeit Schillers.

(Fortsetzung.)

Die wenige Zeit, in der Schiller öffentliche Vorlesungen über die Geschichte hielt, wurde er von den Studenten, die, selbst die roheren, ein tieferes Gefühl für das Bessere haben, als man gewöhnlich glaubt, vortheilhaft ausgezeichnet. Es war damals die sonderbare und durchaus böotische Gewohnheit, daß der Professor beim Anfang des Cursus, in den ersten Lectionen, die er gab, mit allgemeinem Stampfen empfangen wurde. Dies war ein Zeichen des Beifalls. Je heftiger das Stampfen und Getümmel bei seinem Eintritt war, desto größer die Ehre; so wurde er auch wieder entlassen. Hatte er aber mißfallen oder mißfiel er während des Cursus irgend einmal, so wurde mit den Füßen gescharrt. Das Gefühl für Schillers hohen Werth war unter den Studenten so groß, daß er mit der größten Stille und ohne jenes pöbelhafte Zeichen des Beifalls von dem überfüllten Auditorium empfangen und entlassen wurde. Diese Ehre widerfuhr in späteren Zeiten den bessern Professoren, z. B. dem Justizrath Hufeland, und sie fühlten sich durch diese Auszeichnung sehr geschmeichelt. Wie sehr auch bald das Bessere die Oberhand gewann, und wie wirksam schon die bloße stille, unbemerkte Gegenwart edlerer Naturen auf das Ganze ist, das erschien auf mancherlei Weise, z. B. auch dadurch, daß die Studenten anfingen, in den Collegien mancher Professoren laut zu scharren, sobald diese schmutzige Späße in ihren Vortrag mischten, was bei vielen Ton war und in der Absicht geschah, Zuhörer herbeizulocken. Ueberhaupt stellt man sich so gerne unter Studenten eine rohe Masse ungebildeter Menschen vor, während der edelste, offenste Sinn für das Heilige und Gute sogar bei der größern Menge zu finden ist, wenn sie nicht mißgeleitet und muthwillig verderbt wird. Ich habe diese Erfahrung während eines sechsjährigen Aufenthalts in Jena und eines fast anderthalbjährigen in Marburg gemacht. Die Menschen werden erst in der bürgerlichen Gesellschaft schlecht und gemein. O wie viel Edles und Gutes wird nicht mit Gewalt durch unsere bürgerlichen Verhältnisse im Keim erstickt!...

Professor Fischreich, Kammerherr von Stein und ich ritten einst mit Schillern spazieren. Schiller ritt auf einem Fußpfade, und wir erreichten eine Gesellschaft von Landleuten, die des Wegs nach Hause gingen. Es mochte diesen unangenehm seyn, von uns aus dem Wege getrieben zu werden, oder mochte Einer oder der Andere zu viel Bier getrunken haben, kurz, einer der Bauern fiel plötzlich Schillern, der etwas voraus war, in den Zügel. Wir kamen schnell herbei, Schiller wehrte sich wie ein Löwe, es gelang ihm, den Zügel seines Pferdes los zu

machen, und er ritt nun dem Angreifer, auf den er mit der Peitsche losschlug, einen Rain hinauf nach und verfolgte ihn lebhaft. Die andern Bauern sahen ruhig zu, und ich fing an, den Angreifer zu examiniren, aus welcher Macht er Schillern in den Zügel gefallen sey. Er gab keine Antwort, sondern retirirte sich schnell. Ich mußte mich nachher oft von Schiller darüber necken lassen, daß ich, statt zuzuschlagen, immer nur zu dem Kerl gesagt habe: „Wer iß Er?“ Indessen war durch unsere Dazwischenkunft der Streit bald entschieden gewesen und keine wahre Gelegenheit mehr vorhanden, Muth zu zeigen. Schiller hatte seinen Hut, der ihm entfallen war, wieder erhalten, der Angriff war zurückgeschlagen, die Uebermacht war auf unserer Seite, um so mehr, als die übrigen Landleute keinen Theil an der Sache nahmen. Wäre der Kampf fortgesezt worden, so würden wir, sobald sich die Gegenpartie verstärkt und Steine oder Erdschollen gegen uns gebraucht hätte, nicht zu unserm Vortheil aus der Sache gekommen seyn. — Alle diese Vorstellungen halfen nichts. Schiller empfing mich oft mit der Anrede: „Wer iß Er?“ Wir hatten nun oft Streit über den Muth, und ich bestand fest auf meiner Behauptung, daß es studentenhafte Renommisterei gewesen wäre, wenn ich oder ein anderer aus der Gesellschaft den Streit aufgenommen und weiter getrieben hätte. Herr von Humboldt behauptete mehrmals gegen Schiller, daß der Muth durchaus nicht Sache der Uebung, sondern bloß ein Werk der Nerven sey, also nichts Willkührliches, sondern bloß Folge einer zufälligen Stimmung, die man sich nicht selbst geben könne. Schiller hingegen betrachtete ihn als Resultat der innern moralischen Kraft, die geübt, durch Uebung verstärkt und auch von physisch Schwächlichen auf einen hohen Grad gebracht werden könne...

Die angenehmste und interessanteste Gesellschaft für Madame Schiller war die Frau von Humboldt, Gattin des preußichen Gesandten in Rom: ein liebenswürdiges, idealisches Bild schöner Weiblichkeit, die in allen ihren Handlungen, Bewegungen und Reden eine ungesuchte Anmuth hatte, ohne es selbst zu wissen. Sie war nicht, was man nach Regeln schön heißt, aber sie besaß einen Reiz in ihrem Umgang, der, von allen Männern erkannt, bei der größten Unbefangenheit ihr die Achtung Aller sicherte. Schade nur, daß sie nicht lange genug in Jena blieb... Eine leichtsinnige, nach sinnlichen Freuden haschende, Zerstreuung liebende Gattin hätte für Schillern nicht getaugt. Er schien mir oft ein zu strenger, unbilliger Richter ihrer Handlungen zu seyn. Sie tanzte nicht, war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle im akademischen Hause in Jena. Es konnte Jahre anstehen, bis sie so etwas unternahm. Gros und ich hatten uns Abends nach Tische mit Schiller in seinem Hause zum Spiel gesezt, und spielten fort, bis sie kam. Es war Morgens um drei Uhr. Ich vergesse die Kälte und den mißbilligenden Ton, womit er sie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Rechte antworten können: „Und du, dessen Gesundheit so sehr geschwächt ist, spielst die ganze Nacht fort und zerstörst sie vollends?“ Sie nahm den Verweis über ihr spätes Kommen sehr sanft auf und schwieg, als ihre freundlichen Entschuldigungen nichts halfen, ganz.

Am weimarschen Hofe war es zur damaligen Zeit Mode, so leise zu sprechen, daß der Ungeübte den Redenden nicht verstehen konnte. Dies war denn auch unter dem Adel allgemeiner Ton, und man sprach mit einander etwa so, wie man in einer größern Gesellschaft seinem Nachbar etwas sagen würde, um nicht von Andern gehört werden. Lautes Reden gehörte deßwegen im Schillerschen Hause zu den Zeichen einer schlechten Erziehung. Es gab dadurch oft lächerliche Auftritte. Z. B. Professor Ilgen, der ohnehin gewohnt war, sehr laut zu reden, erzählte einst Madame Schiller die Geschichte zweier Holzbauern, die sich auf dem Markte zankten, ganz in dem Tone und mit der Stimme, die bei solchen Gelegenheiten vorkommen. Madame Schiller wußte sich um seines Geschreies willen fast nicht zu fassen, und wir lachten über sie und über die uninteressante Geschichte, die Niemand hören wollte. Ilgen nahm das für Beifall und gefiel sich immer mehr in der Nachahmung der Bauernstimmen, so daß es am Ende auch uns unausstehlich wurde. Als Ilgen fort war, sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „Das ist ein garstiger Mann, der Professor Ilgen,“ und erzählte nachher mit allen Zeichen des Abscheus gegen ein solches Geschrei ihren Bekannten die Geschichte.

(Die Fortsezung folgt.)

Briefe von den griechischen Inseln.

(Beschluß.)

Die übrigen Produkte von Kythnos sind unbedeutend. Es gibt kaum etliche Hundert schlechter Oelbäume; die Seidenerzeugung, die in Tournefords Tagen noch 1000 bis 1200 Pfund jährlich betrug, ist auf 50 bis 60 Okken heruntergesunken, die Baumwolle reicht nicht für das Bedürfniß der Insel aus, und Südfrüchte (Citronen, Orangen, Mandeln) hat man gar nicht. Nur Feigen gewinnt man in ziemlicher Menge und macht davon gute Wintervorräthe. Doch haben die Einwohner den großen Nachtheil dieser Vernachlässigung der Baumzucht eingesehen und machen alljährlich neue Anpflanzungen. Die Wahrheit ist, daß der heftige, im Sommer herrschende Nordwind auf dem Rücken der Berge keine Bäume

gedeihen läßt; allein in den vielen engen und tief eingeschnittenen Ravins, die gegen den Boreas geschüzt sind, kommen sie recht gut fort.

Ueberhaupt ist die Kultur von Kythnos im Steigen. Tournefort gibt der Insel im Jahre 1700 sechstausend Einwohner, Pasch van Krienen um's Jahr 1775 nur fünfzehnhundert. Die Angaben sind, so weit ich dies habe in Erfahrung bringen können, ziemlich richtig. Vor der Revolution pflegten beständig drei- bis vierhundert Männer in Konstantinopel, Smyrna und Kleinasien abwesend zu seyn, um als Handelsleute, als Handwerker, Bediente und Arbeiter etwas zu verdienen, und die Bevölkerung so wie der Anbau der Insel waren in beständiger Abnahme. Der Aufstand hat die Kythnier wieder in ihrem Vaterlande concentrirt, und Anfangs die Noth, dann bei der Nähe von Hermupolis auf Syros und von Athen der leichte und schnelle Gewinn machte sie arbeitsam. Noch mehr würde der Ackerbau gewinnen, wenn die in zwei Ortschaften zusammengedrängte Bevölkerung sich mehr über die Insel zerstreute; denn der Uebelstand, daß die meisten Aecker zwei bis drei Stunden von dem Wohnsitze des Eigenthümers entfernt sind, macht sich sehr fühlbar. Jeder Bauer hat daher auf seinem Acker eine aus Schiefersteinen erbaute und mit großen Schieferplatten bedeckte Hütte (τὸ κελλί), wo er zur Zeit der Aussaat und Ernte einige Wochen ein Obdach finden kann.

Die Kythnier, ein ruhiges und geistig aufgewecktes Völkchen,* sind doch in hohem Grade bigott. Eine Frau der bessern Stände erzählte uns mit Schaudern, daß ihre beiden jezt erwachsenen Töchter einst vor vielen Jahren am lezten Tage der Fasten, am Osterfamstage (τὸ μεγάλο σάββατον), durch kindliche Unwissenheit und Eßbegierde verleitet, einen Mundvoll ungesalzenen Käse sich zu stehlen gewußt hatten; und die gute Alte schien zu fürchten, daß diese schwere Sünde noch nicht im Himmel vergessen worden sey. Uebrigens gelang es uns leicht, einige Männer zu verleiten, trotz der Fasten, mit uns Fleisch zu essen, was ihnen zu Hause ihre Frauen nicht vergönnten. — Die Industrie der Insel beschränkt sich auf Verfertigung grober baumwollener Tücher, Schlafmützen und Strümpfe.

Bei den Müttern und Mutterföhnchen herrscht in diesem Augenblick große Beunruhigung, da sich das Gerücht verbreitet hat, daß nächstens ein Conscriptionsgesetz erlassen werden soll. Der kecke, tollkühne Muth der griechischen Seeleute ist auf den Blättern der Geschichte verzeichnet, und die friedfertige Abneigung der nicht durch das Seemannsleben abgehärteten Insulaner gegen jeden Kampf mit einem größeren Thiere als einem Rebhuhn tritt eben durch den Gegensatz nur um so lächerlicher hervor. Der Demarch sagte uns, daß nur aus diesem Grunde eine ungewöhnliche Menge von Heirathen nach den Fasten stattfinden würde, weil die Verheiratheten hofften, dadurch der gefürchteten Trommel und dem noch schrecklicheren Bajonnet zu entgehen.

Und nun genug von Kythnos; der Abend naht und wir müssen in den Hafen hinuntereilen.

* Pasch van Krienen S. 104 schmäht ihren Charakter mit derjenigen Unkunde und Ungerechtigkeit, in welche Reisende so leicht verfallen, wenn sie der Landessprache nicht mächtig sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Die Galerie des Hauses der Gemeinen.

Vor längerer Zeit habe ich mich mißbilligend über die Art und Weise ausgesprochen, wie die Fremdengalerien in beiden Parlamentshäusern angelegt sind; sie schien mir ein gewaltiger Verstoß gegen den Begriff der Oeffentlichkeit. Ich bemerkte, daß es für den Fremden im Hause der Lords nur ein und im Hause der Gemeinen nur zwei Mittel gebe, auf die Galerien zu gelangen: dort nämlich brauchte man eine von einem Pair des Reichs schriftlich ausgestellte, sogenannte Order, und hier entweder eine ähnliche Anweisung von der Hand eines Deputirten oder ein Silberstück, mindestens eine halbe Krone. Es leuchtete ein, daß sich die Ordermethode kaum, die Geldmethode gar nicht vertheidigen ließ, und dem Thürsteher mußte natürlich die nichts eintragende Order minder wichtig erscheinen, als ein Silberstück. Die Sache, die so lange geruht, kam endlich gegen den Schluß der vorjährigen Sitzung zur Sprache. Einer der zwei Abgeordneten der kleinen, jedoch, weil London in ihr liegt, in parlamentarischer Beziehung sehr einflußreichen Grafschaft Middlesex, der den Tories außerordentlich unangenehme Hume, beantragte die Vorlegung der, die Gehalte der sämmtlichen Diener des Hauses betreffenden Papiere, und als sich daraus ergab, daß unter Anderm die Thürsteher überschwenglich bezahlt waren, mancher mit einer jährlichen Summe von fast tausend Pfund Sterling, so hielt es nicht schwer, die Mehrheit der Versammlung, in welcher wohl hie und da ein stiller Seufzer, wenn nicht nach dem Amte, doch nach dem Einkommen eines solchen Thürstehers aufsteigen mochte, zu dem Beschlusse zu vereinigen, daß alle im Laufe der Zeit ungebührlich eingeschlichenen Accidenzien und namentlich jene halben Kronen wegfallen sollten. Hume wäre vom neugierigen Publikum in die Wolken erhoben worden, wenn er die Anordnung des Sprechers hätte verhindern können, daß fortan ohne Order eines Deputirten Niemand in die Fremdengalerie eingelassen werden solle. So hatten es die Feinde des Bestechungssystems nicht gemeint, und was der Sprecher auch zu Rechtfertigung seiner Maßregel vorbrachte, es fehlte nicht an öffentlichen Stimmen, welche jene Verordnung einen Hochverrath gegen das Publikum nannten und erklärten, daß dadurch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen des Unterhauses bis auf den lezten Schein vernichtet werde. Alles vergeblich; es blieb bei der Verordnung: wie im Hause der Lords öffnet jezt auch im Hause der Gemeinen bloß die Mündigkeit eines Mitglieds den Weg auf die Fremden-

galerie. Zugegeben, daß die schmähliche Rohheit der niedern englischen Volksstände eine Maßregel der Art nicht bloß empfiehlt, sondern auch zu Verhütung grober Ungezogenheiten schlechterdings nothwendig macht, folgt nicht aus der gegenwärtigen Einrichtung, daß alle auf der Galerie erscheinenden Fremden zu den Mitgliedern des Hauses im Verhältnisse eingeladener Gäste stehen, und gegenseitige Höflichkeit sich also von selbst verstehen sollte? Aber von Artigkeit des Benehmens gegen ihre Gäste sind die Herren Parlamentswirthe weit entfernt, und wenn auch früher der wenigstens scheinbar freie Zutritt eine gewisse Strenge der Aufsicht erheischen mochte, warum hat man mit der Aufhebung des Einen nicht auch das Andere aufgehoben? Das hat aber der Sprecher nicht gethan; das bezahlende Publikum hat er ausgeschlossen, und die Grobheit, mit welcher die Fremden früher behandelt wurden, hat er fortbestehen lassen. Diese Grobheit ist wirklich so arg, daß man glauben sollte, sie müsse es jedem Manne von nicht ganz stumpfem Ehrgefühle zeitlebens verleiden, die Galerie zum zweiten Mal zu betreten. Auch habe ich Deutsche und Franzosen mehrere Male darüber sich bitter beklagen hören; Engländer habe ich über dergleichen Aeußerungen lachen sehen, und man könnte sich leicht versucht fühlen, daraus einen Mangel an Gefühl unter den Engländern im Allgemeinen zu folgern. Aber dieser Schluß könnte gleich manchem andern irre führen. Das Ehrgefühl der Engländer ist nicht stumpfer als das aller civilisirter Menschen, und wenn ein Schlag für eine Beleidigung die Regsamkeit desselben beweisen könnte, so möchten Beweise der Art bei keiner europäischen Nation häufiger seyn, als gerade bei der englischen; allein dieses Ehrgefühl beugt sich vor dem Gesetze, wohlverstanden, dem englischen Gesetze, weil in der Regel jeder Engländer solches als einen Ausfluß seines, im Parlamente vertretenen Willens betrachtet; denn ausländische Gesetze — ja, das ist etwas Anderes, die überspringt kein Fremder häufiger, als der englische Reisende. Was in England das Gesetz befiehlt, das thut der Engländer, dem unterwirft er sich, vielleicht innerlich murrend, doch ohne äußern Widerstand, und weil das Gesetz seiner Quelle nirgends näher liegt, als gerade im Unterhause, so kann das, was dort Ordnung und Gebrauch ist, in seinen Augen nur Gehorsam verdienen, und eine gleiche Behandlung Aller den Einzelnen nicht verletzen. Wohl möglich daher, daß ihm selbst die Behandlung mißfällt; doch lacht er deßhalb nicht weniger über diejenigen, die sich solche zu Herzen nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prag, März.

(Beschluß.)

Theater. Die Prager Claque.

Ein dramatisches Gedicht in fünf Akten von J. H. Wilke: „Uncas, der letzte Mohican.“ (nach Coopers bekanntem Roman verfertigt) wurde auf unserer ständischen Bühne zum Vortheil des Herrn Bayer bei nicht sehr gefülltem Hause aufgeführt. Bayer hat sich seit einer Reihe von Jahren den Ruf erworben, daß er zu seinem Benefiz die schlechtesten Stücke bringt, die nur immer aufzufinden sind, was das Publikum bereits ziemlich mißtrauisch gegen ihn gemacht hat. Auch heuer entsprach er diesem Rufe, denn ein Hurone, eine Art Lasarra, dessen Wildheit an das Komische streift, ein sehr tapferer Obrist, der stets davonläuft, ein berühmter Schütze, der durch vier Akte nichts trifft, und erst um zehn Uhr seinen Todesschuß macht, damit das Stück doch endlich aus wird, viele Schimpfworte in fünffüßigen Jamben und fast eben so viele Flintenschüsse, das sind die Hauptingredienzien eines Stückes, welches eigens dazu gewählt schien, um den Uebergang von den Affenstücken zu menschlichen Dramen zu bilden. Es hat im höchsten Grade mißfallen, wenn gleich bezahlte Claqueurs den Beneficianten und einen Schauspieler mehrmals hervorriefen, der als ein „handfester, haarbuschiger Geselle seine Leidenschaft in Fetzen und rechte Lumpen zerriß,“ und statt zu sprechen, eigentlich nur heulte, brüllte und brüllte. Und diesen Schauspieler hat ein reisender Skizzenschreiber mit Seydelmann verglichen! Der Beifall, der hier fortwährend gegen das Zischen der getäuschten Zuschauer ankämpfte, und, wenn eben ein Fremder anwesend war, ihn gegen den gesunden Menschenverstand der Bewohner Prags natürlich sehr mißtrauisch gemacht haben muß, zwingt uns, einen Unfug zu besprechen, welcher der Entfaltung der dramatischen Kunst bei uns großen Eintrag thut. Wir haben nämlich auch ein Claque, so gut wie Paris — doch nein, nicht so gut, denn sie hat mit der Pariser nichts gemein, als die Niedrigkeit der Gesinnung, die Gemeinheit der Form ist ihr ganz eigenthümlich. Unsere Claqueurs — die sich in zwei Classen theilen, die bezahlten und die Volontairs — wissen nicht, wo der Moment ist, um eine Dichtung zu unterstützen, und haben gar keinen Einfluß auf die Meinung des Publikums, das gewöhnlich eine offenbare Opposition gegen sie bildet; dagegen ist die erste Classe sehr wohlfeil. Wenn ein Schauspieler ein Benefiz hat, bei dem es ihm vor dem Erfolg bangt, so vertheilt er nur durch gewisse Colporteurs (Kleiderputzer, Friseurs u. s. w.) eine hinlängliche Anzahl Freibillets in den vierten Stock — denn von diesem höchsten Gerichte geht bei uns „Lob und Tadel“ über die dramatische Kunst gewöhnlich aus — und gibt den Anführern noch ein kleines Biergeld, die sich dann an die Spitze ihrer Legion stellen und die Operationen leiten, so gut sie es verstehen. Die freiwilligen Claqueurs werden meist dann laut, wenn ein Stück von einem Professor gegeben wird, und sind an ihren dünnen Stimmen zu erkennen, womit sie die spielenden Schauspieler und den Dichter hervorrufen. Das Gegenstück zu diesem Unfuge bilden die Zischer (wenn es gleich oft dieselben Personen sind), welche, gewöhnlich gegen alle gesunde Vernunft, sich dem gerechtesten Beifall kühn entgegen stellen und denselben zu unterdrücken suchen, was ihnen manchmal auch gelingt. So haben wir vor einiger Zeit den Fall, daß ein sehr wackerer Schauspieler, der in allen seinen Gastrollen die unzweideutigsten Beweise von Zufriedenheit und Anerkennung des Publikums empfangen hatte, in der letzten vom Anfang bis zu Ende von den Zischlauten der obersten Galerie accompagnirt wurde, ohne daß es möglich war, einen Grund dieser Mißhandlung auszusinnen, als die Furcht, daß er engagirt werden möchte. Ob man errathen, wer das fürchten konnte, da es der herzliche Wunsch des Publikums war, mögen sich die Anstifter dieses lächerlichen Complotts selbst beantworten. Gegen den ersten Unfug ist leider nichts zu thun, da jedem Besucher des Theaters das Recht zusteht, seinen Beifall — klug oder dumm — kund zu geben, die letztern Ruhestörer zum Schweigen zu bringen, wäre eigentlich Sache der Polizei, und es dürfte ihr nicht einmal schwer werden, die Unruhestifter, deren Treiben leicht einmal einen Skandal veranlassen könnte, auszumitteln, einzupacken, und ihre Schlangenlaute auf immer verstummen zu machen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 12. April 1837.

Der Fürst dieser Welt,
Wie saur er sich stellt,
Thut er uns doch nicht:
Das macht, er ist gerichtet.
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Luther.

Spiegelfechterei der Hölle.

Ein Bild aus der Reformationszeit.

Auf einen Tag saß Doctor Martinus Luther an seiner Hausorgel, zu seiner Rechten stand seine getreue Hausfrau Catharina, zu seiner Linken die kleine Maria, sein Lieblingskind, das ihm bald hernach zu großem Leide durch den Tod entrissen wurde; die andern Kinder standen hinter ihm in einem Kreis umher, und Alle sangen mit lieblicher Stimme zusammen seinen Leibchoral: „Eine feste Burg ist unser Gott," den er einst bei einer schweren Trübsal gedichtet und in Musik gesezt hatte und von nun an als eine geistliche Waffe gegen alle Anfechtungen gebrauchte. Eben vollendete die Orgel das Nachspiel zum zweiten Verse, das Zimmer dröhnte noch von Luthers kräftigem Baß, und eben wollten sie einfallen: „Und ob die Welt voll Teufel wär," da klopfte es bescheidentlich an der Thüre und herein trat Herr Doctor Gregorius Bruck, der hochgeehrte Kanzler des Kurfürsten Johann.

„Ich bitte um Verzeihung, hochwürdigster Herr Doctor," sagte er, „daß ich Euch in Eurem schönen Liede gestört habe. Ich stand schon lange draußen und habe mit herzlicher Andacht zugehört; ich mochte während des Gesangs nicht anklopfen, aber es ist eine grimmige Kälte, die mir bei meinem Alter schwer zu ertragen fällt." — „Mit Nichten," unterbrach ihn Luther mit freundlicher Demuth, „mit Nichten habt Ihr uns gestört, hochgelehrter Herr; Ihr bezeigt mir gar große Ehre, daß Ihr mich auch wieder einmal aufsucht in meiner niedrigen Hütte. Kommt, sezt Euch hier zum warmen Ofen, und du, Käthe," wandte er sich zu seiner Frau, „geh eilends und bringe dem edlen Herrn einen Becher Weins. Das erwärmt die Glieder, gibt fröhlichen Muth und stärkt zu guten Gedanken. Stelle zugleich ein Licht auf, denn der Tag hat sich geneigt und es will dunkel werden."

Der Kanzler sezte sich lächelnd am Ofen nieder, Frau Catharina rückte einen Tisch herzu und stellte zwei silberne Pokale, Geschenke von Fürsten und Herrn, darauf. Luther nahm den einen und trat zu seinem Gaste. „Seine kurfürstliche Gnaden!" rief er, indem er den Becher hob; „wie ist es mit dem theuren Herrn?" Der Kanzler entblößte sein weißgelocktes Haupt und sprach, nachdem er getrunken hatte: „er ist wohl auf und guter Dinge und hat erst heut erklärt, daß er, wie auch der Kaiser dräuen möge, in seines Glaubens Festigkeit nicht weichen und wanken werde." — „Dann steht es wohl mit uns!" rief Luther fröhlich; „der Herr segne den frommen Fürsten! Auch ich gedenke nicht laß zu werden und will mein angefangenes Werk mit Gottes und meines Kurfürsten Hülfe zu einem guten Ende führen. Wiewohl, leider! es sind

der Hinderniſſe und Anfechtungen ſo gar viele, und iſt mir's doch oft, als ſollte es nicht ſeyn. Der Fürſt dieſer Welt iſt allezeit geſchäftig, wie er böſen Samen ſtreue in meine Saat; denn er iſt mir ganz aufſäßig und will's nicht haben, daß ich dem Pabſt ſo hart mitſpielen ſoll. Da kommt er nun oft über mich und ſucht mich zu quälen, hat mich auch wohl ſchon in Verzweiflung gebracht, daß ich nicht gewußt, ob auch ein Gott wäre, und an unſerm lieben Herrn Gott ganz und gar verzagte; aber mit Gottes Wort habe ich mich ſeiner wieder erwehrt, denn das iſt der beſte Schild wider ſeine Ränke und Tücke. Und dann die edle Muſica, das iſt auch ein trefflich Mittel, ihn zu vertreiben, denn die hört er nicht gern. Wenn David jetzund auferſtände von den Todten, ſo würde er ſich ſehr verwundern, wie doch die Leute ſo hoch ſind kommen mit der Muſica; ſie iſt nie höher kommen als jezt. Wenn David wird auf der Harfe geſchlagen haben, ſo wird's nicht höher gangen ſeyn, als das Magnificat anima mea; und dennoch hat der Teufel dieſe Einfalt nicht leiden können, hat auch dieſer müſſen Platz geben!"

„An Euch, Herr Doctor," ſagte Kanzler Bruck, „wird er ſich doch nicht wagen; Ihr ſeyd ihm zu feſt gewappnet." — „O, er hat's auch ſchon probirt!" rief Luther lebhaft; „ich kenne ihn wohl; er hat mir oft ſo hart zugeſezt, daß ich nicht wußte, ob ich todt oder lebendig wäre. Als ich Anno 1521 zu Wartburg im Patmo auf dem hohen Schloß mich aufhielt, da ſaß ich fern von den Leuten in einer Stube, und konnte Niemand zu mir kommen denn allein zwei Edelknaben, die mir des Tags zweimal Eſſen und Trinken brachten. Nun hatten ſie mir einen Sack mit Haſelnüſſen gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte denſelben in einen Kaſten verſchloſſen. Als ich des Nachts zu Bette ging, zog ich mich in der Stube zuvor aus, löſchte das Licht aus, ging in die Kammer und legte mich zu Bett. Da kommt mir ein Poltergeiſt über die Nüſſe und hebt an und quizt eine nach der andern an die Balken, mächtig hart, rumpelt mir am Bett, aber ich fragte nichts darnach; wie ich nun ein wenig einſchlief, da fängt's draußen ein Poltern an, als würfe man ein Schock Fäſſer die Treppe hinab, und ich wußte doch wohl, daß die Treppe mit Ketten und Eiſen wohl verwahrt war, ſo daß Niemand herauf konnte. Ich ſtehe auf und gehe auf die Treppe, will ſehen, was da ſey, da war die Treppe wohl verſchloſſen; da ſprach ich: „Biſt du es, ſo ſey es!" und befahl mich dem Herrn Chriſto, von dem im 8. Pſalm geſchrieben ſtehet: Alles haſt du unter ſeine Füße gethan! und legte mich wieder nieder zu Bett. Eben um jene Zeit kam Hans von Berlepſchs Frau gen Eiſenach; die hatte gehört, daß ich auf dem Schloſſe ſey und wollte mich gern geſehen haben, es konnte aber nicht ſeyn; da brachten ſie mich in ein anderes Gemach und legten die Frau von Berlepſch in meine Kammer; da hat's die ganze Nacht ein ſolches Gerumpel gehabt, daß ſie meinte, es wären tauſend Teufel drin." — „Das iſt vielleicht ein alter Schloßgeiſt geweſen, der gerne rumoret," verſezte Doctor Bruck. — „O nein," entgegnete Luther, „es war ein Stärkerer! ich habe ihn wohl gekannt; denn weil ich gerade dazumal das Wort Gottes zu überſetzen anhub, ſo war's ihm leid und bitter, und trachtete allezeit darnach, wie er mich ſtören möchte, damit's am Ende gar unterbliebe. Aber ich habe mich nicht anfechten laſſen, ſondern im Gegentheil ihm auch wieder weidlich zugeſezt, habe ihn verachtet und höhniſch angeredet mit Anrufung Chriſti: Biſt du ein Herr über Chriſtum, ſo ſey es! Und als er einmal über meine Nüſſe kam und zu poltern anhub, da rief ich aus dem Bette: „Ei, welch eine ſchöne Muſicam machſt du wieder! Weißt du was? ſingſt du die Noten, ſo will ich den Text ſingen!" und intonirte ein ſchönes geiſtliches Lied; da ſchwieg er gleich ſtille. Ein andermal, als ich über der Bibel an einer ſchweren Stelle ſaß, kam er über mich mit Anfechtungen und wollte mir keine Ruhe laſſen; da nahm ich das Dintenfaß und warf's ihm an den Kopf, ſprechend: „Wohlan, Teufel! haſt du ſo großen Durſt, ſo will ich dir hie einen Starken zutrinken! ich will dich ſchwarz machen, wenn du noch nicht ſchwarz genug biſt." Da trollte er ſich alsbald und ließ ſich lange nicht wieder ſehen; denn er iſt ein ſtolzer Geiſt, läßt ſich nicht gern veriren."

(Die Fortſetzung folgt.)

Jena zur Zeit Schillers.

(Fortſetzung.)

Daß ſie von Adel war, zeigte Madame Schiller durch die Art, wie ſie ihre Kammerjungfer behandelte. Sie war hübſch und ſchien gutmüthig, auch waren ihre Sitten unanſtößig. Sie wurde aber immer mit einem gewiſſen ſpöttiſchen, herabwürdigenden Ton behandelt, der uns oft empörte; ſie konnte nichts recht machen und wurde immer mit Bitterkeit zurecht gewieſen, auch wo keine Urſache dazu da war. Ich habe, was meine Verhältniſſe mit dem Adel betrifft, nur Gutes und Erfreuliches erfahren, und weiß den Unterſchied zwiſchen Geldadel und dem erhebenden Gefühl eines ausgezeichneten Geſchlechts, zum großen Vorzug des lezteren, aus vielen Erfahrungen. Aber überall, wo ich beobachten konnte, wurden die Kammerjungfern, beſonders wenn ſie hübſch und etwa Pfarrers- oder Amtmannstöchter waren (was kann denn dieſer Miſère Großes begegnen?), ſchnöde behandelt. —

Die wiederkehrende Gesundheit Schillers wurde von uns auf mancherlei Weise gefeiert. Ich gab einst der vertrauten Gesellschaft ein Abendessen in unserm Hause. Wir hatten ein sehr schönes Besuchzimmer, und das Ganze gerieth so gut, daß wir Alle sehr heiter wurden. Wir sangen und tranken alle Brüderschaft miteinander. Wir duzten uns den ganzen Abend, Frau von Wollzogen, Madame Stein, Fischreich, mein Cleve, Schiller und ich. — Am andern Morgen zeigte sich unsere Verlegenheit. Trotz aller innigen Vertraulichkeit, fühlten wir doch tief, daß es sich nicht schicke, Damen dieser Art und auch Schiller zu duzen. Stein fühlte dies eben so lebhaft; er kam, machte sich bei uns etwas zu thun und vermied, die dritte Person zu gebrauchen. Ich lächelte, und da ich merkte, daß er mit uns gleich fühle, so beschlossen wir, wenn wir zu Tische kommen würden, die Brüderschaft zu vergessen und im alten Ton zu reden. Man schien es uns Dank zu wissen, und wir verloren dadurch in der Meinung der interessanten Menschen nichts. . . . .

Die Unbefangenheit und Frugalität in Hinsicht auf Essen und Trinken ging oft sehr weit. Einst hatte Schiller Besuch von dem jetzigen Adjudanten des Königs von Sachsen, dem General Funk. Er war damals Hauptmann unter der Garde. Schiller war in unserm Garten zum Kegelspiel und lud den Hauptmann zum Abendessen ein. Wir hatten die Kost bei Schiller, wußten aber von der Einladung nichts. Da wurden ein paar ungleiche alte Tische zusammengestellt, ein Tischtuch darüber geworfen, und es erschien ein Stück Fleisch mit ein wenig Salat als die ganze Gastmahlzeit, und dabei waren Alle ganz unbefangen, unerachtet es sogar an hinlänglichem Geschirr und Servietten fehlte. . . . .

Ein paar verwandte alte Fräulein, die aber wohlhabend waren, kamen durch Jena, besuchten Schillers und waren im halben Mond abgestiegen, einem Bierhause, wo nur Fuhrleute übernachteten. Das geschah aus Oekonomie. Schiller machte sich darüber lustig, und Madame Schiller schämte sich darüber. Es wurde ausgemacht, daß einige von der Gesellschaft sich betrunken stellen, zu diesen Fräulein auf das Zimmer kommen und ihnen spöttisch zu erkennen geben sollten, man halte sie für schlecht, weil sie in diesem Wirthshause logiren. Es war Schillers Idee, die er mit uns sehr lebhaft auszumahlen wußte, auch theilte er die Rollen aus. Da aber ich meinen Cleven zu diesem Scherz nicht gerne hergeben wollte und auch Stein keine große Lust bezeugte, so unterblieb die Sache, so leid es Schillern war. Auch Frau von Wollzogen hatte sich in der Hoffnung, daß der Scherz ausgeführt werden würde, sehr ergötzt. Dies mag auch zum Beweis der Freiheit dienen, die in Jena und unter uns herrschte. Schiller konnte überhaupt jede Idee mit Lebhaftigkeit ergreifen und reizend darstellen. So verfiel er einst darauf, wir sollten uns eine Uniform machen lassen, die wir immer tragen wollten. Er machte diesen Vorschlag dem Professor Fischreich, dem Herrn von Stein und mir; er bestimmte blauen Frack mit himmelblauem Futter, das um einige Linien über das Dunkelblaue hervorsah, und silberne Knöpfe. Lange trugen Schiller, Fischreich und ich diese Uniform, die eben nicht geschmackvoll war, und ich brachte sie noch in's Land. Stein hatte sich entschuldigt, weil er Hofuniform tragen müsse.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

Die Vormundschaft von Gerle und Horn.

Vor einigen Tagen kam hier das Lustspiel „die Vormundschaft“ von W. A. Gerle und Uffo Horn zur Aufführung. Diesem Stück ist, wie man weiß, der von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung für das beste kleinere Lustspiel ausgesetzte Preis zuerkannt worden. Es kann einem nicht einfallen, durch Preise auf die dramatische Poesie in der Weise wirken zu wollen, wie etwa auf die Landwirthschaft; allein immerhin vermehrt man dadurch die Wechselfälle, für das da und dort träumende Talent, sich zu ermuntern und durchzubrechen, für uns, ein erträgliches Stück zu gewinnen. Auf jeden Fall ist es statistisch interessant, wenn man von Zeit zu Zeit in dem am Parnaß hängenden Geyblz der deutschen Dramatik eine Sulze anlegt und sieht, wie viel Wild herbeikommt, und die Enden der Hirsche zählt. Ich weiß nicht, ob der Herausgeber der Theaterrevue sich ohne Indiscretion weiter, als er gethan hat, über Form und Gehalt der nicht gekrönten Stücke auslassen konnte. Die Namen der Schiedsrichter bürgen uns dafür, daß unter dem halben Hundert der eingegangenen Stücke das gekrönte wirklich das bühnengerechteste, dasjenige war, von dem man am ehesten erwarten konnte, daß es bei gewandtem Spiel das Publikum unterhalten werde. War aber der Zweck der Preisaufgabe allein, ein aufführbares Stück für die deutsche Bühne zu erzielen? Ich weiß es nicht, sie konnte aber als in die deutsche poetische Atmosphäre gehängtes Barometer dienen, um die allgemeine Spannung der vis comica, und als Hygrometer, um den Wassergehalt der Luft zu messen oder doch ungefähr zu schätzen. Die Resultate dieser Beobachtungen wären nun eben das Interessanteste, aber vielleicht nur mit Vorsicht mittheilbar gewesen. Wir glauben recht gerne, daß sich keines der eingegangenen Stücke mit dem gekrönten messen konnte, wenn es sich darum handelte, sofort Gebrauch davon zu machen; wir hätten aber gar gerne erfahren, ob unter den Produkten keine waren, wo ein edler, vielversprechender Keim der Poesie in unreifer, ungestalter Fruchthülle saß, ob die endlose Reihe deutscher Lustspiele ungemischt den Eindruck der Wehmuth zurückließ, ob Deutschland gar keine Aussicht hat, einmal wieder über sich selbst lachen zu können, und definitiv die Entreprise des Witzes und der Satire den Franzosen zuschlagen muß? — Daß es den Verfassern der Vormundschaft an dramatischem Talent nicht fehlt, wird unter den vorliegenden Umständen Jeder glauben, wenn er auch das Stück weder gelesen, noch auf der Bühne gesehen

hat; wer es bloß geleſen, kann über das Maß dieſes Talents im Zweifel ſeyn, wer es aufführen geſehen, wird nicht umhin können, daſſelbe doch anzuſchlagen. Deſto mehr bedauert aber derjenige, den Deutſchlands Unfruchtbarkeit verſtimmt, daß eben auch dieſes Stück ſo gar viel, im Inhalt von der traditionellen Situations- und Verkehrsroutine, in Form und Geiſt von der neufranzöſiſchen, namentlich Scribe'ſchen Kupferſtichmalerei hat. Es gehört übrigens — und man ſpricht an ſich damit keinen Tadel aus — ſeinem ganzen Weſen nach dem Genre an, das die Engländer zum Unterſchied vom eigentlichen Luſtſpiel Farcen nennen, das im vorigen Jahrhundert von Foote, Fielding, Garrick und unzähligen Andern ausgebildet wurde, und manche werthvolle und ſehr viele äußerſt ergötzliche Produkte zählt; die Hauptmerkmale dieſer Gattung ſind: anekdotiſcher Stoff, leicht geſchürzter Knoten, Ueberwiegen maſſenartiger, faſt ſtehender Figuren — der iriſche Kapitän, der verſchwenderiſche Nobleman, der Landjunker, John Bull, der ſpitzbübiſche Bediente u. ſ. w. — über individualiſirte und dann nur ſkizzenhaft gezeichnete Charaktere, die Hauptträger der Komik die burleske, ohne Rückſicht auf die Wahrſcheinlichkeit angelegte Situation, und die Zote. Es braucht hier nicht ausgeführt zu werden, welchen Einfluß das Auseinanderhalten dieſer Gattung und des eigentlichen, des höhern, des Charakterluſtſpiels, oder wie man es ſonſt nennen will, auf das neuere engliſche Schauſpiel gehabt hat. Man glaubt oft nicht, wie viel ein Begriff, und wäre er logiſch oder äſthetiſch nicht ganz feſt begründet, reinigend und abwehrend, erhebend und beſcheidend wirken kann, und es wäre vielleicht für die deutſche Bühne ſehr erſprießlich geweſen, wenn auch ſie jenen Unterſchied gemacht und feſtgehalten hätte. Jedenfalls hätte dann die Preisaufgabe, von der es ſich hier handelt, beſtimmter geſtellt werden können. — Es ſollte mir leid thun, wenn ich hiemit nur ein eigenſinniges Urtheil und nicht zugleich die Anſicht wenigſtens eines bedeutenden Theils des urtheilenden Publikums ausgeſprochen hätte. Beim gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Bühne iſt es einem übrigens kaum übel zu nehmen, wenn man etwas hypochondriſch wird und es einem nicht gegeben iſt, an einem Stück, das uns als das relativ beſte vorgeführt wurde, die poſitiven Vorzüge mit Achtſamkeit und Liebe aufzuſuchen. — Was die Aufführung des Stücks auf der hieſigen Bühne betrifft, ſo glaubte ich unſere Schauſpieler zu beleidigen, wenn ich viele Worte davon machte. Daß ein ſo bühnengerechtes Stück von gewandten Künſtlern raſch, ineinandergreifend gegeben wurde, und ſich ſo von der beſten Seite darſtellte, verſteht ſich von ſelbſt.

London, März.

(Fortſetzung.)

Die Galerie des Hauſes der Gemeinen.

Das im Hauſe der Gemeinen gegen Fremde ſtattfindende Benehmen, ſagt der Engländer, iſt durch Geſetz oder durch ein zum Geſetz gewordenes Herkommen geregelt, und was im geſelligen Leben für Beleidigung gelten würde, hört auf, eine zu ſeyn, ſobald die betreffende Handlung auf geſetzlichem Grunde ruht. Kalt erwogen, hat der Engländer recht. Doch folgt daraus, daß Deutſche und Franzoſen, weil ſie anders denken und fühlen, im Unrechte ſind? nein, es folgt bloß, daß ſie nicht das kalte Blut, nicht die Geſetzlichkeit des Engländers beſitzen, und daß ſie ihr Gefühl nicht einer Vorſchrift gefangen geben, deren Fehler juſt darin beſteht, daß ſie ein Verſtoß gegen die Artigkeit iſt. Gleichviel, ob die Order, mit welcher man ſich verſehen hat, von einem Peel oder einem O'Connell, von einem Hume oder dem allerunbedeutendſten M. P. ausgeſtellt ſey, man merkt ſchon beim Betreten des Hauſes, daß die eine beim Thürſteher netto ſo leicht wiegt, wie die andere. „Wohin?“ fragt ein Mann mit einem Stabe, den Weg vertretend, und mit einer Stimme, als leſe er die Taubheit des Angeredeten in deſſen Augen. — „Auf die Fremdengalerie, wenn's erlaubt iſt,“ antwortet man recht artig. — „Haben Sie eine Order?“ fragt der Andere, ohne ſcheinbar auch nur daran zu denken, daß das Weglaſſen des Sir außerhalb der Grenzen vertraulichen Geſprächs eben ſo grob iſt, wie das des franzöſiſchen Monſieur. Man will die Order vorzeigen; aber der Mann mit dem Stabe läßt den Willen nicht zur That werden. Er fährt fort: „Die Galerie iſt noch nicht offen, und hier können Sie nicht bleiben.“ — „Wann wird die Galerie wohl geöffnet werden?“ erwidert man recht artig. — „Weiß nicht, und machen Sie, daß Sie hier fortkommen,“ ſchreit der Thürſteher. — „Darf ich nicht zur Seite treten? Ich ſollte meinen, ich ſtände dann Niemand im Wege.“ verſetzt man. Auf dieſe Gegenrede erfolgt eine indirekte Antwort. Smith, Walter, oder wie ſonſt die zunächſt ſtehenden Diener des Mannes mit dem Stabe heißen mögen — ſie ruft er und ſagt: „Weiſt dem da die Treppe!“ Man gebraucht natürlich die Vorſicht, ſich die Treppe nicht weiſen zu laſſen, geht in die Halle hinab und verläßt entweder unmuthig das Haus, oder erwartet ſanftmüthig die Nachricht vom Oeffnen der Galerie. In letzterem Falle eilt man, ſobald das Zeichen erſchallt, ſich einen guten Platz zu ſichern. Es ſcheint, daß man darauf mit Gewißheit rechnen darf, denn ſollte man auch der Letzte ankommen, die mit uns Eintretenden können die Galerie unmöglich füllen. Je näher man aber der Thüre kommt, deſto trüglicher droht der Schein zu werden, und in der That, wäre man auch der Erſte, man würde doch wahrnehmen müſſen, daß Andere ſchneller geweſen. Ein großer und der beſte Theil der Galerie iſt voll, ihn beſetzen bereits die vom Thürſteher freundlich, obſchon pflichtwidrig Begünſtigten. Langſam werden die aus der Halle Anlangenden eingelaſſen; innerhalb der Thüre ſteht ein Mann mit ſchwerer, über ſein ſchwarzes Kleid herabhängenden goldenen Bruſtkette, jede vorgezeigte Order und jeden Vorzeiger ſtreng prüfend, mit Macht und Gewalt verſehen, jene zu verwerfen, dieſen abzuweiſen und ſeiner Entſcheidung Nachdruck zu geben. Endlich durch alle dieſe Präſungen in die Galerie auf einen Steh- oder Sitzplatz gelangt, wird man, nebſt allen Anweſenden, unaufhörlich vom Thürſteher gehofmeiſtert. In ſeinen Augen iſt ihm Alles, den Fremden ſchlechterdings nichts erlaubt, was das Geräuſch des leiſeſten Athemholens überſteigt. Er räuſpert ſich mit einem Donner, der den falſchen Haarſchmuck des Sprechers verwirren könnte, aber ſobald er einen der Anweſenden nur das Taſchentuch ziehen ſieht, ſchreit er ihm ein herriſches silence zu. Plagt ihn der Huſten, ſo glaubt er es ſeiner Geſundheit ſchuldig zu ſeyn, nach Kräften auszuhuſten. Huſtet aber ein Fremder und vermag das zugeherrſchte silence nicht, einen zweiten Anfall zu unterdrücken, ſo befiehlt der Thürſteher, daß der Huſtende ſofort die Galerie verlaſſe, und beim geringſten Zögern bahnt er ſich Weg zu ihm und zerrt ihn zum Gehorſam. Wer nach ſtundenlangem Sitzen einmal aufſteht, um des Starrkrampfs ſich zu erwehren, dem ſendet der Thürſteher ſofort mit gehobener Stimme das Gebeis zu, ſich entweder niederzuſetzen, oder zu entfernen, ſchlechtweg: sit down or go!

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 88.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 13. April 1837.

Verbannt vom Vaterlande,
Leb' ich ihm dennoch ganz:
Wo gäb' es süßre Bande,
Als die des Vaterlands?

Weſſenberg.

Lieder eines Verbannten.

Von Ludwig Wihl.

1.

Vaterland, o ſüßer Klang,
Jedes Herz ergreifend,
Deiner denk' ich traurigbang,
In der Fremde ſchweifend.

Fremde Laute hört mein Ohr
Nur von fremden Leuten;
Nie hab' ich gefühlt zuvor,
Sprache, dein Bedeuten!

Trüb ſcheint hier der Sonne Blick,
Bleich und matt die Sterne —
Ach, wie ſehn' ich mich zurück
Nach dir, aus der Ferne!

2.

Kommſt du aus dem deutſchen Land,
Jüngling, deutſch gekleidet,
Reich' ich dir die deutſche Hand!
Biſt doch, hoff' ich, nicht verbannt?
Weißt nicht, was man leidet.

Glaube nicht, daß dir die Zeit
Und des fremden Landes Schöne
Mindert deiner Sehnſucht Leid,
Wenn vom Vaterlande weit
Du nicht hörſt bekannte Töne.

3.

Auge, daß du leider nicht
Meinem Sehnen gleicheſt,
Nicht mit Blicken reicheſt
Bis zum Vaterland,

Wenn du unermüdet ſtets
Nach der Ferne trachteſt
Und auf Wolken achteſt
Aus dem Vaterland!

4.

Siehſt, o Schwalbe, du vielleicht
Eltern und Geſchwiſter
In der Heimath thränenfeucht,
Trüb und gramesdüſter,

Baue dich bei ihnen an,
Grüße ſie vom Sohne! —
Ach, daß ich nicht fliegen kann
Und nicht dorten wohne!

5.

Laß nicht die Blätter hangen,
O Baum, auf fremdem Grunde! —
Fühlst du dich auch gefangen
Seit meiner Abschiedsstunde?

Fühlst du mit mir ein Sehnen
Nach deutscher Lüfte Wehen?
Sind es der Sehnsucht Thränen,
Die auf den Blättern stehen?

Laß nicht die Blätter hangen!
Ich pflege liebend deiner;
Nur ich bin hier gefangen,
Denn Keiner pfleget meiner.

6.

Ein süßer Traum
Hielt mich die Nacht umwoben:
Ich sah den Baum
Ausbreiten sich nach oben.

Am Baumesfuß
Da saß ich bei den Meinen —
Das war ein Gruß
Von Küssen und von Weinen.

Jena zur Zeit Schillers.

(Beschluß.)

Der Unfug, den Herr Friedrich Nicolai, der wahre Wasserstoff des Zeitalters, wie Schelling sagt, durch seine Reisebeschreibung trieb und anrichtete, ist hinlänglich bekannt. Besonders stachen ihm Schiller, Goethe und Cotta, als Leute, die nichts bei ihm verlegt und ihn über ihre Arbeiten vorher nicht um Rath gefragt hatten, und der Letztere durch seinen tiefen Blick in das Wesen des Buchhandels, und als Süddeutscher, der ja schon als solcher einem Berliner nichts recht machen konnte, in die Augen. Es war nun lange von nichts die Rede, als von der Gemeinheit Nicolai's und seiner niedrigen Denkungsart. Ich hatte ihn in Pyrmont kennen gelernt und war täglich in seiner und Asmus Gesellschaft gewesen. Er war im Umgange für diejenigen, die nicht selbst gerne sprachen, sehr angenehm, denn er sprach unaufhörlich fort und urtheilte mit frivoler Leichtigkeit über alles, was er verstand und nicht verstand. Das fand ich leicht, daß unser Vaterland bei ihm durch würtembergische Magister, welche die grand tour über Berlin machten und alles Ausländische anstaunten, verläumdet worden war. Es ist für den Würtemberger im Anfange fast nicht anders möglich: man lobt ihm im Auslande alle Anstalten übermäßig, er sucht hinter dem übertriebenen Lob reine Wahrheit, und wähnt überall Alles besser, edler, aufgeklärter als in seinem Vaterlande, bis der Schein vergeht und er hinter den schönen Worten wenig oder nichts, und in der Regel alles schlechter findet als im Vaterlande. — Viele kommen zurück, ehe der Schein vergangen ist. — Einst trafen Nr., Sg. und ich auf der Leipziger Messe an der Table d'Hote mit Nicolai zusammen. Ich kannte ihn wohl, aber jene nicht, noch er sie; dies freute mich, denn sie hätten, wie sie damals waren, gewiß Streit mit ihm angefangen und dadurch Aufsehen erregt. Schiller war es leid, daß es nicht zum Ausbruch gekommen war, denn er war sehr empfindlich gegen alle Widersprüche, besonders wissenschaftliche und so öffentliche, als Nicolai sich erlaubt hatte.

Hier noch einige Anekdoten, die in diese Zeit fallen. Der Prinz von Augustenburg hatte auch Wieland besucht, sich ihm aber nicht zu erkennen gegeben. Wieland sagte nachher: er habe bald gemerkt, daß es ein Fürst seyn müsse, mit dem er rede, denn noch nie habe Jemand, den er scharf angesehen habe, seinen Blick aushalten können (!); aber dieser habe ihn nicht nur ausgehalten, sondern ihn auch genöthigt, den seinigen niederzuschlagen.

Goethe machte eine kleine Reise mit dem bekannten Maler, Rath Krause von Weimar. Als sie in die Gegend von Wörlitz kamen, stiegen sie aus und gingen zu Fuße. Schon mehrere Tage vorher war das Gespräch zufällig oder absichtlich auf übernatürliche Künste und ihre Möglichkeit gefallen, und Goethe baute darauf einen Plan. Er war in der Gegend auf's Genaueste bekannt und fing nun an, dem Rath Krause im Vertrauen zu sagen, daß es wohl solche Kräfte gebe und daß er auch mehrere besitze; wenn er ihn nicht verrathen wolle, so wolle er ihm einige zeigen, wenn es einmal Gelegenheit gebe. Krause war es zufrieden. „Zum Beispiel," sagte nun Goethe, „es ist heute ein sehr heißer Tag, es wäre wohl gut, wenn wir etwas zur Erfrischung hätten. Lassen Sie mich sehen, was ich vermag." Er führte ihn zu einer Felsenquelle, murmelte einige Worte und ging auf einen Stein los, den er hinwegschob. Hier fanden sie herrlichen Wein und Früchte, die sie mit großem Appetit genossen. Krause war sehr erstaunt; Goethe wußte ihn hinzuhalten bis an den Abend, so daß es zu spät war, in's Logis zu kommen. „Nun will ich Ihnen noch mehr zeigen," fuhr er fort. „In diesem Pavillon wollen wir zu Nacht essen und schlafen." Der Pavillon war nicht bewohnt; Goethe pochte an, es ließ sich kein Mensch sehen noch hören, aber die Thüre öffnete sich und der Vorsaal war erleuchtet; sie gingen durch mehrere Zimmer und fanden in einem ein paar hübsche Betten mit allen Bequemlichkeiten. „Das ist gut," sagte Goethe, „aber wir sollten auch unsere Nachtkleider und ein gutes Abendessen

haben.“ Er führte ihn in ein anderes Zimmer, wo sie eine Tafel mit zwei Couverts gedeckt antrafen und herrlich besetzt, und als sie satt waren, fanden sie ihre Nachtkleider in dem Schlafzimmer und schliefen bis an den Morgen, wo sich wieder ein Déjeuné fand, von unsichtbarer Hand im Nebenzimmer bereitet. — Krause war einige Zeit eigentlich mystificirt, und ich weiß nicht, wann er erfahren hat, wie natürlich alle diese Zauberei zuging. . . . .

Der berühmte Wolf in Halle hatte bekanntlich bei seiner neuen Ausgabe des Homer eine Hypothese über die Homeriden aufgestellt, die äußerst scharfsinnig und mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit unterstützt ist. Herder benuzte diese Abhandlung und lieferte einen Aufsatz in die Horen, worin die ganze Hypothese als seine eigene Ansicht, die er von Jugend auf gehabt habe, dargelegt und Wolfs auch nicht weiter gedacht wird. Wolf hatte diesen Aufsatz kaum gelesen, als er Feuer und Flammen spie, und nicht nur in öffentlichen Blättern, sondern auch in einem Briefe an Schillern sich beklagte, daß man seine Hypothese, deren Darlegung und Unterstützung mit Beweisen ihm so viele Zeit und Mühe gemacht habe, nun als etwas angebe, was man sich ohne Weiteres von Jugend auf so denken könne und gedacht habe. Herder und Schiller kamen darüber in Verdruß, und Herder gab von dieser Zeit an keinen Aufsatz mehr in die Horen.

Spiegelfechterei der Hölle.

(Fortsetzung.)

„Herzlieber Herr,“ sagte Frau Catharina, die inzwischen ab- und zugegangen war, „vielleicht ist's doch nicht also, daß er sich an Euch gewagt hat: Ihr seyd so heftig in Eurem Gemüth, und wenn Ihr Euch Gedanken macht, daß Euch so Viele in der Welt zuwider sind, so meint Ihr vielleicht etwas zu sehen, was doch nicht ist.“ Aber damit war sie übel angekommen. Luther wandte sich zornig herum und rief: „Schweig still, Käthe, das verstehst du nicht in deiner weltlichen Eitelkeit, denn es muß geistlich gerichtet seyn! — Ja, Phantasey!“ fuhr er gelassener fort, „ich weiß besser, wie das ist! Ist es auch Phantasey, wenn der Teufel einem Bruder wider den andern mordliche Gedanken eingibt, wie kürzlich dem Diazio, den er überredete, seinen leiblichen Bruder von hinten mit dem Beile niederzumachen, weil er von den Irrthümern der Papisten ab und zum lautern Evangelio übergegangen war? Ist's auch Phantasey, wenn er einem Menschen in den Sinn gibt, sich ihm zu verschreiben mit einer klaren Obligation und Christo aufzukünden mit diesen Worten: „Ich sage dir, Christe, meinen Dienst und Glauben auf, und will einen andern Herrn annehmen, nämlich den Fürsten dieser Welt!“ so doch Jedermann bekannt, daß solche Ruchlosigkeit gar sehr im Schwange geht, und mir selbst erst an diesem heutigen Tag ein Beispiel eines solchen verlorenen Lammes aufgestoßen ist, das ich aber alsbald dem brüllenden Löwen aus dem Rachen gerissen habe; will auch nicht hoffen, daß es sich wieder in diesen Abgrund verirren wird.“

„Ist's möglich? was sagt Ihr da?“ rief Herr Bruck erschrocken, während Weib und Kinder sich angstvoll um Luther drängten. — „Ja, es ist so, edler Herr!“ entgegnete dieser. „Ein Junger von Adel, ich will sein Geschlecht nicht nennen, ob zwar ich es wohl thun könnte, dieweil ich durch keinerlei Ohrenbeichte gebunden bin, dieser hat sich vor fünf Jahren dem Teufel versprochen, auch seitdem ein überaus ruchloses Leben geführt, davon sein Präceptor, mit dem er Studirens halber hieher nach Wittenberg gekommen ist, viel Aergerniß und Noth hat leiden müssen. Dem hat er nun heute, da er plötzlich durch ein göttliches Wunder in sich gegangen, seine schwere Schuld und Todsünde gebeichtet, darauf ihn dieser zu mir geführt und ich, nach vorangegangenem reu- und wehmüthigen Bekenntniß, in der Kirche in Beiseyn seines Präceptoris und der Diakonen ihn absolvirt habe. Ich schalt ihn hart und fragte mit Ernst: ob's ihm auch leid wäre und er sich wiederum zum Herrn Christo bekehren wollte? Da er nun Ja sagte und hielt emsig und fleißig an mit Bitten, da legte ich die Hände auf ihn, kniete mit den Andern, so da waren, nieder und betete inbrünstiglich für ihn zu Gott, daß er diesen verlorenen Sünder nach seiner väterlichen Gnade wieder annehmen solle, spürte auch bald, daß dieses mein Gebet erhöret sey. Darauf mußte er mir sein nunmehriges Glaubensbekenntniß, wie daß er hinführo des Teufels abgesagter Feind seyn und Gott seinem Herrn willig dienen wolle, Wort für Wort nachsprechen, und entließ ich ihn mit Vermahnung zur Buße und Gottesfurcht, daß er hinfort wolle leben in Gottseligkeit, Ehrbarkeit und im Gehorsam, auch des Teufels Eingebungen widerstehen im Glauben und Gebet, und wenn der Teufel ihn mit bösen Gedanken würde angreifen, solle er flugs zu seinem Präceptor gehen, ihm solches offenbaren und den Teufel mit seinen Rathschlägen verklagen.“

„O Jugend,“ seufzte der Kanzler, „übermüthige Jugend, die du ohne Zaum und Gebiß in's Verderben rennst!“ — „Seht, hochgelehrter Herr Doctor,“ fuhr Luther fort, „das waren meine Gedanken, und als der Tag sich zu neigen begann, da ist's mir schwer auf's Herz gefallen, wie der Böse Fleiß ankehrt und in der Welt hin- und herwandelt, auf daß er die armen Seelen, so nicht im Glauben fest sind, auf seine Seite bringe und vom Wort Gottes abwendig mache. Derhalben rief

ich mein Weib und meine Kindlein herbei, auf daß ſie zu Gottes Preis und Lob ſängen ein Lied, das mein Herz wieder fröhlich und meinen Sinn wacker machte; denn es geht doch nichts in dieſer Welt über die edle Muſicam, ſo ſie fein ausgeübt wird zu Gottes Ehre; die hat mich ſchon oft aufrecht gehalten in böſen Stunden.“

Der Kanzler ſaß eine Zeitlang nachdenklich da; endlich ſagte er: „Es iſt betrübt, wie die Welt im Argen liegt, und ſonderlich die Jugend, und unter dieſer zumeiſt der Adel.“ — „Ja,“ rief Luther mit bitterem Tone, „Niemand hat mich in meinem Werk ſo ſehr geſtört, wie der Adel, der da vermeint hat, das ſey Waſſer auf ſeine Mühle, und unſerm Herrn Gott nichts, aber dem leidigen Satan Alles zu Lieb thun wollen. Ich kann Euch wohl ſagen, Herr Kanzler, daß ich den Bauern Anfangs gern geholfen hätte gegen die ſchnöden weltlichen Abſichten des Adels, denn es hat auch die Engel Gottes empört, wie grauſamlich ſein Ebenbild in die Klauen der Diebe und Räuber gegeben war, ſo nicht dieſe armen, unwiſſenden Leute über alle Grenzen menſchlicher und göttlicher Gerechtigkeit hinausgegangen wären; denn als der Münzer zu ihnen kam, da iſt der Teufel in ſie gefahren, und haben ärger gehaust, als die Heiden und Türken.“ — „Aber der Adel hat die erſte Schuld davon,“ ſagte Doctor Bruck, „und hat es mit Recht gebüßt, wie verdammlich und gottesläſterlich es auch iſt, daß ſie den von Helffenſtein und die Andern bei Weinsberg ſo unſchuldigerweiſe niedergemacht haben. Nun, ſie haben ihren Lohn dahin! Bei der Geſchichte von dem Studenten, die Ihr vorhin erzählt habt, Herr Doctor, iſt mir eine andere eingefallen, die einer bei Hof heute angeführt hat, eine gar ſeltſame und greuliche Hiſtorie, auch von zweien Adeligen, die durch des Teufels Blendwerk und Tücke einen böſen Ausgang erlangt haben.“ — „Erzählt, Herr Kanzler!“ ſagte Luther; „es verlangt mich, Eure Hiſtorie zu hören.“ Frau Catharina ſtellte ſich einen Stuhl hinter den Ofen und die Kinder ſtanden lauſchend umher. Der Kanzler nahm einen Schluck Wein und begann:

„Der nunmehr in Gott ruhende Kaiſer Maximilian hatte an ſeinem Hofe zwei Edelleute, Namens von Trotta und von Purgſtall. Dieſelben waren als Junkherren mit einander aufgewachſen und immerdar in Frieden und in der beſten Freundſchaft mit einander geſtanden. Als ſie aber älter wurden, erregte ſich zwiſchen ihnen ein leidiger Neid und Eiferſucht, dieweil ſie gleicher Weiſe nach Ehre und Hoffahrt ſtrebten, alſo daß immer einer meinte, der andere habe vor ihm in kaiſerlicher Gunſt einen guten Schritt voraus, und entzweiten ſich derhalben mit einander, wurden einander todtfeind und ſchwuren einer gegen den andern hoch, daß er ihn wollte aufreiben und erwürgen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

(Beſchluß.)

Die Galerie des Hauſes der Gemeinen.

Wagt ein im Hintergrunde gegen die Wand Gedrängter durch Bedecken ſeines Hauptes ſich einige Luft und ſeinen, vom Halten des Hutes müden Armen einige Erholung zu verſchaffen, da iſt der Grimm eines vom Honigbaume kommenden Bären Kindeslächeln gegen die Wuth des Thürſtehers. Ich weiß nicht, was er thun würde, wenn Jemand ſich ſo weit vergäße, ſeinem Gebote des Hutabnehmens nicht ſchnurſtracks Folge zu leiſten; aber man verſichert, daß er ſolchen Falls angewieſen ſey, den Uebelthäter in die Verwahrung des Serjeant-at-arms zu bringen, von wo ſolcher vor die Schranke des Hauſes geführt, einer ſogenannten Verletzung des Privilegiums — breach of privilege — angeklagt und mit willkührlicher Einſperrung in Newgate beſtraft werden würde. Seinem Nachbar — während ein unbändiger Lärm in der geſetzgebenden Verſammlung wohl dazu verlocken kann — vom Thürſteher unbemerkt und von ihm unverwieſen, ein Wort zuzuflüſtern, hoffe Keiner. Der Mann mit der goldenen Kette hat die feinen Ohren eines Muſikus und die beweglichen Augen eines Auctionators. Um ihn jedoch im vollen Glanze ſeiner Herrlichkeit, in der ganzen Würde ſeines Amtes zu ſehen, muß man Zeuge des großen Momentes ſeyn, in welchem der Sprecher bei eintretender Abſtimmung den Befehl ertheilt, die Galerie zu räumen; denn bekanntlich — obſchon der bewegende Grund nicht deutlich einleuchtet — werden die Fremden alsdann befehligt, ſich zu entfernen. Ordered, befehligt, das iſt der Ausdruck, welchen der Sprecher gebraucht, in deſſen Geiſte der Thürſteher handelt und welchen der nächſte parlamentariſche Bericht wiederholt. Daß aber der Sprecher befiehlt, anſtatt zu erſuchen, zeugt recht klar für das in dieſem Hauſe ſo ſeltſame Verhalten der Wirthe gegen ihre Gäſte. Sage man nicht, daß am Ende nichts darauf ankomme, welches der beiden Worte über die Lippen des Sprechers gehe. Wenn wirklich nichts darauf ankäme, warum nicht das ſanftere Wort dem harten vorziehen? Aber an der Klaue erkennt man den Löwen, und mit den Krallen des Sprechers kratzt der Thürſteher. Kaum hat er von Jenem den Befehl erhalten, die Galerie zu räumen, ſo ſetzt er ſich in Bewegung, ſie befehlshaberiſch auszuräumen. Wer für das Gleichbedeutende der Worte befehlen und erſuchen ſtreitet, der wird wahrſcheinlich auch behaupten, daß Jemanden die Thüre zum Hinausgehen öffnen und ihn zur Thüre hinauswerfen, ſobald es ſich einmal um die Nothwendigkeit handelt, das Zimmer zu verlaſſen, zwei gleichbedeutende Actionen ſeyen. Wer indeſſen durch den Nachdruck des Thürſtehers nur ein einziges Mal von der Fremdengalerie hinausgeräumt worden iſt, der dürfte ſchwerlich jener Behauptung beiſtimmen. Nicht als ob die Anweſenden anſtändige Freunde und Bekannte der Herren Deputirten wären, denen ein Wink genügen würde, um das zu thun, was das Statut des Hauſes von ihnen fordert, ſondern gleich Nachzüglern, die an für ſie nicht gedeckten Tafeln ſo lange ſchmauſen, bis der Gensdarme ſie davon wegſuchtelt, und ſelbſt dann noch hie und da einen Augenblick zögern, hier, um ein letztes Glas auszuſchlürfen, dort, um einen letzten Biſſen zu verſchlingen, herrſcht der Thürſteher ihnen erſt den Befehl zu, ſich zu entfernen, und begibt ſich dann an die Vollſtreckung, ehe jene noch Zeit gehabt haben, dem Geheiße zu gehorſamen. Und das iſt doch arg. W. S.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 14. April 1837.

So sind diese beiden Städte in ihrem Verfall, für den rückwärts gerichteten Blick die beiden merkwürdigsten Flecke der Erde.

Gibbon.

Rom und Konstantinopel.

Von Alfred Reumont.

Europa hat der alten Welt zwei Metropolen gegeben, beide mit dem stolzen Namen die Stadt bezeichnet. Die eine löste die andere ab in der Herrschaft, und dieser Wechsel trug mit dazu bei, das Schicksal des Occidents zu bestimmen. Beide haben mannichfache Revolutionen durchgemacht, bevor sie diese späten Zeiten erlebten; beide sind noch groß nach Jahrhunderten, und wenn ein Orakel der einen, die schon mehr denn einmal am Rande des Abgrundes stand, verkündet hat, sie werde nimmer durch Menschenhand verderben, so scheinen glückliche Umstände der andern, wenn sie auch nicht so heilig ist, wenigstens ein langes Leben zu versprechen.

Wer die Hauptstadt des osmanischen Reichs besucht hat, ist auch nach dem Eski-Serai gegangen und hat den Thurm des Seraskiers bestiegen. Für ihn brauchen wir die Scene nicht zu beschreiben. Wer sie aber nicht gesehen, dem würde jede Schilderung nur ein farbloses Bild geben. Zwei Welttheile reichen sich hier die Hand zu zauberischer Vereinbarung, zwei Meere bieten ihre unübersehbaren Wassermassen dem Himmel zum Riesenspiegel dar, der Olymp Bithyniens und die Berge Thraziens bilden eine ferne Grenze, und von unten herauf erschallt der dumpfe Ton des Treibens von Achtmalhunderttausenden. Der Beschauer ist erstaunt, verwirrt, geblendet. — Einer größern Menge ist es vergönnt, auf den Dom Sanct Peters zu steigen. Zu ihren Füßen liegt eine riesige Stadt, nicht volkreich, nicht bewegt, wie jene, fast zur Hälfte öde und mit Trümmern bedeckt, aber glorreich durch Erinnerungen und groß durch geistiges Einwirken; eine Welt in sich umschließend und die Geschichte einer Welt erzählend; zur Wiege eines großen Volks angewiesen durch die Natur, die ihr den reinsten, begeisterndsten Himmel, eine gewaltige Ebene, das Meer in der Nähe und ein schönes Gebirge gab, eines und das andere in langgedehnter Linie den Horizont bildend.

Wenn man die Namen beider Städte zusammenhält, und die Schilderung ihrer Bewohner, so würde man beim ersten Anblick kaum glauben, daß sie viele Vergleichungspunkte bieten, und doch ist's der Fall: der Beobachter wird einerseits überrascht durch manche Aehnlichkeit, andernseits durch eine Verschiedenheit, welche so diametrale Gegensätze bildet, daß man durch absichtliches Suchen keine in die Augen fallenderen hätte ersinnen können. Wir wollen sehen, wie es mit lokalen Gegenständen und Verhältnissen aussieht. Sieben Hügel tragen beide Städte, und dieser Eigenthümlichkeit der Lage verdankt die eine wie die andere in hohem Grade ihr malerisches Erscheinen. Die Straßen steigen und fallen, zu geringem Ergötzen

und zu großer Ermüdung deſſen, der viele Gänge zu machen hat und ſich mehr um die Anſtrengung der Beine kümmert, als um die Schönheit der Ausſicht. Konſtantinopel, wo die Anhöhen bei weitem bedeutender ſind, und welches keinen Pabſt Nicolaus und Sixtus gehabt hat, um das Oberſte zu unterſt zu kehren, und die Symmetrie gerader Linien widerſtrebenden Lokalitäten aufzudringen, gleicht dem alten Rom mehr als dem jetzigen durch die Menge der ſchmalen, dunkeln, ſteilen Gaſſen, in welchen das leichteſte Fuhrwerk zu ziehen auch das kräftigſte Viergeſpann unvermögend ſeyn würde. Aber das kümmert den Türken wenig, welcher in puncto Wagen dem Römer nicht gleicht. Wenn auch ein Blick in ein türkiſches Hausweſen ſchwerer iſt als in ein italieniſches (obgleich ſelbſt hie und da in Italien ein dichter Schleier Alles verhüllt, was ſich auf das Innere bezieht), und man alſo dort nicht ſo viele Scandale aus Haus und Wirthſchaft vernimmt wie hier, ſo möchten wir doch darauf ſchwören, daß noch niemals in einem türkiſchen Ehecontrakte die Equipage expreß ausbedungen worden iſt, um auf dem Atmeidan oder nach St. Stephano ſpazieren zu fahren.

Aber um auf unſere ſieben Hügel zurückzukommen: hier wie dort ſind ſie vortrefflich benuzt, der Stadt, auch unabhängig von ihrer räumlichen Ausdehnung, Größe und Majeſtät zu geben. Auf den Höhen Konſtantinopels thürmen ſich die gewaltigen Moſcheen empor, rieſige Maſſen von weißem Marmor, von den ſchlanken, zierlichen Minarets umringt, von Kuppeln überwölbt, zu denen Sancta Sophia das Muſter gab. Dieſe ſieht man in Rom ſpärlicher, und mit Ausnahme einiger großen Maſſen, wie die der Peterskirche, des Lateran, der Maria Maggiore ſind, können überhaupt die römiſchen Kirchen in Hinſicht des impoſanten Aeußern den konſtantinopolitaniſchen bei Weitem nicht die Wage halten. Alles, was den Osmanen noch von arabiſcher und griechiſcher Baukunſt geblieben iſt, hat ſich in den Moſcheen conzentrirt, während man in Rom beſſere Paläſte als Kirchen gebaut hat. Dort bewundert man auch jezt noch das vortreffliche Mauerwerk von mächtigen Quadern, die geſchmackvolle Bildhauerarbeit an den Baluſtraden, die Symmetrie und Kühnheit der ſchön geſpannten Bogen. Und wie man in Roms Kirchen, wenigſtens in den ältern, Reihen auf Reihen alter Säulen findet, die aus den vorchriſtlichen Zeiten ſtammen und Tempel und Baſiliken ſchmückten, ſo ſieht man in Stambuls Moſcheen die prachtvollſten Colonnen der Stadt Konſtantins, marmorne, granitne, porphyrne, vereinigt mit dem Raube Griechenlands und Kleinaſiens. Ueberhaupt hat Konſtantinopel immer der Erzeugniſſe der Fremde bedurft, ſich zu ſchmücken. Nicht durch eine innere, nothwendige Entwicklung hervorgerufen und herangebildet, ſondern durch Einwirkung von außen, durch einen Machtſpruch der Politik plözlich groß geworden und Herrſcherin, entbehrte ſie des organiſchen Lebensprinzips, und alle ſpäteren Zeiten trugen nur dazu bei, Fremdes auf Fremdes zu häufen. Iſtambul iſt ein großes Lager, in dem der Islam ſeinen Siz aufgeſchlagen hat, in einem Welttheil, der ihm nicht gehört, und wo er ſich von einer zwar unterworfenen und knechtiſchen, aber im Grunde des Herzens ihm entgegenſtrebenden nationalen Bevölkerung umgeben ſieht. Wenn auch unter ganz verſchiedenen Verhältniſſen, iſt Rom ebenfalls eine Stadt von Fremden. Seine Einwohnerſchaft, ab- und zufluthend ſeit Jahrhunderten, kann auch jezt die widerſprechenden Elemente ihres Urſprungs nicht verleugnen, und einem großen Theil der Bewohner, vom Herrſcher herab bis zum Bettler, iſt es oft nur ein angenommenes Vaterland. Rom hat ſich durch äußeres Zuthun aus dem tiefen Verfall im vierzehnten Jahrhundert erhoben. Die Erſcheinung, die uns in den Weg tritt, wenn wir ſeinen geringen ſelbſtſtändigen Antheil an Italiens Beſtrebungen beim Wiederaufleben der Bildung und der Kunſt betrachten, dürfte leicht in dieſem Umſtande ihre Erläuterung finden.

Sehen wir nun weiter nach, welche Eigenthümlichkeiten beide Orte als Städte mit einander gemein haben, ſo fällt uns zuerſt das Syſtem der Waſſerverſorgung auf. In der ſonneverbrannten Campagna, welche des Winters, wo ein grüner Teppich den ungleichen Boden deckt, von den Heerden bewohnt wird, die im Spätherbſt aus den Abruzzen herniederſteigen, des Sommers von böſer Luft und fiebererzeugenden Dünſten, in dieſer mit niedern Höhenzügen und gedehnten Schluchten abwechſelnden, faſt ganz verlaſſenen Ebene ſtehen rieſig die langen Bogenlinien der Waſſerleitungen, zum Theil in Ruinen, zum Theil auch heute noch dem trockenen Boden, auf welchem die Stadt liegt, meilenweit den belebenden Quell zuführend. Waſſerlos iſt die Erdzunge zwiſchen dem Marmorameer und dem Chryſokeras, welche Stambuls Pracht und Elend trägt. In Belgrads dichten Waldungen, in den ſtillen Thälern am Ausgange des Balkangebirges, ſammeln ſich die zerſtreuten Quellen in gewaltigen Behältern und ſtrömen auf dem Rücken von ſieben Aquäducten und in Röhren unter der Erde durch eine unangebaute Ebene der Stadt zu. Und wie fließt, wie ſprudelt, wie rauſcht in beiden die labende Fluth hervor aus Tauſenden von Brunnen, zierliche Seen bildend wie Trevi's Fontäne, brauſende Waſſerfälle wie die Paolina, Mährchenpaläſte belebend wie in Top-hana und auf dem Serailplatze. Kein Tempel, kein Haus ſoll darben: Straßen, öffentliche Plätze, Höfe, Corridors, Gärten ſind verſehen; alle haben Theil an dem verſchwenderiſch ausgegoſſenen Reichthum, der zur Befriedigung des Bedürfniſſes dient wie zur Zierde, in phantaſtiſcher, hundertfach wechſelnder Geſtaltung.

(Die Fortſezung folgt.)

Spiegelfechterei der Hölle.

(Beſchluß.)

„Eines Nachts,“ fuhr der Kanzler fort, „als der von Purgſtall in ſeinem Bette lag, träumte es ihm und däuchte ihm nicht anders, als ob er aufſtände, nähme ſein Schwert und ginge in die Kammer des von Trotta und erſtäche ihn; dann war es ihm, als ob er in ſeinem Blut ſich badete, und erwachte auch bald darauf ſchweißtriefend über und über. Wie er ſich nun beſann und dem Herrn dankte, daß er eine ſolche erſchreckliche Miſſethat nicht begangen habe, wurde es darüber Morgen und kam ſein Reitknecht vor ſein Bett, meldend, daß ſein Pferd im Stall die ganze Nacht getobt und geraſt habe, ſich in der Streu gewälzt, gewiehert, dann wieder ſtill geſtanden, gezittert und geſchwitzt. Indem ſie ſo mit einander redeten und nicht wußten, was das bedeuten ſollte, ging die Thüre auf und die Gerichtsdiener traten herein, den von Purgſtall zu verhaften, mit Weiſung, er hätte heute Nacht den von Trotta, ſeinen alten Todfeind, in ſeinem Bett erſtochen, und hätte deſſelben Knecht ihn bald nach Mitternacht leibhaftig aus ſeines Herrn Kammer gehen ſehen. Der von Purgſtall war ſehr erſchrocken, betheuerte ſich ſeiner Unſchuld und ſchwur, daß er nicht aus ſeinem Bett gekommen wäre. Da führten ſie ihn in die Kammer des von Trotta, wo derſelbige lag, mitten durch's Herz geſtochen, und zu ſeinen Häupten lehnte das Schwert des von Purgſtall, das er ſelbſt für ſein eigenes bekennen mußte, in die Scheide geſteckt, und als man's herauszog, da war es ganz blutig. Niemand wußte, was er dazu denken ſollte, aber der von Purgſtall ward in's Gefängniß gelegt und hart verſchloſſen. Und als man ihn verhörte, da beſchwur er mit theuren Eiden, daß er wiſſentlich dieſen Mord nicht begangen habe, und konnte auch beweiſen mit ſtattlichen Zeugen, daß er die Nacht über aus ſeiner Herberge nicht kommen war; da ward es ausfindig gemacht, daß der Teufel dieſen Mord begangen und dem von Purgſtall nächtlicher Weile ſein Schwert entwendet hatte, ſonderlich weil kein Blut aus des Ermordeten Wunde floß, da der, ſo als Thäter gehalten war, vor ſein Bett geführt wurde. Doch aber, weil man wußte, daß er dem von Trotta Mord und Tod geſchworen, auch im Traum ihm vorgekommen war, daß er jenen erſtäche, ward er zum Tod verurtheilt; denn ob es wohl vom Teufel geſchehen, war er doch des Todſchlags ſchuldig. Alſo ward hochnothpeinliches Halsgericht gehalten über ihn und er hinausgeführt zur gemeinen Richtſtätte, um allda Leib und Leben zu laſſen. Nun hatte ſich eine große Menſchenmenge verſammelt, um ſein leztes Stündlein zu ſehen, dazu alle Herrn vom Hofe, die Richter und Rechtsgelehrten, und unter ihnen hielt auch der Kaiſer zu Pferde; an dieſen ritt Kunz von der Roſen, ſein kluger Rath, heran und fragte, was es da gäbe? Als er nun den ganzen Proceß, auch des von Trotta Todesart erfahren, ſprach er: „Mit Nichten gebühret ihm alſo zu ſterben, ſondern merket auf meinen Rath, Herr Kaiſer! Weil der Delinquent beweiſen kann, daß er in jener Nacht ſeine Herberge nicht verlaſſen habe, auch kund und offenbar iſt, daß der Teufel an ſeiner Statt die Mord- und Miſſethat vollbracht hat, ſo achte ich, daß derſelbe zu dieſem Frevel des Delinquenten Larvam angenommen und mit dieſer die That ausgerichtet habe, derwegen nicht er, da er doch über die ganze Zeit ruhig in ſeinem Bett gelegen, ſondern einzig ſein Schatten, mit dem der Teufel hanthiert, des Todes ſchuldig ſey.“ Als nun eben der Henker ſich anſchickte, ſein Amt zu verrichten, gebot der Kaiſer einen Stillſtand, und ward noch einmal auf der Blutſtätte über den von Purgſtall Gericht gehalten, auch Kunzens Rath befolgt und der Delinquent gegen die Sonne geführt und hinter ihm die Erde ſeines Schattens weggeſtochen; darauf ward er zum bürgerlichen Tod verdammt, weil er einen Andern zu ermorden war Willens geweſen, und ward alſo des Landes verwieſen für ewige Zeiten.“

„Sey ruhig, Maria, mein Kind!“ rief Luther und küßte ſein Töchterlein, das ſich mit Thränen der ſchmerzlichſten Angſt an ihn ſchmiegte, „ſey ruhig! wie kannſt du dich nur in unſerer hellerleuchteten, warmen Stube eine ſolche Furcht ankommen laſſen! So lang ich bei dir bin, magſt du guten Muth haben; da wird dir nichts Böſes widerfahren. Käthe, bring das arme Würmchen zu Bett! Und du, Hänschen,“ ſezte er hinzu, als er gewahrte, daß der Kanzler im Aufbruch begriffen war, „leuchte vor, auf daß ich meinen geehrten Gaſt geleite. — Ja,“ ſagte er zu dieſem, indem er mit ihm die Treppe hinunterging, „ſo geht es denen, die mit dem Teufel einen Bund machen, und ſich in Sünden ſtürzen und in böſe Luſt und Begierde führen laſſen; dieſe hält er eine Zeitlang wohl, kunzelt mit ihnen und läßt ihnen ihren Willen, daß ſie machen, was ſie nur gelüſtet, aber zulezt bezahlt er ſie redlich und lohnet ihnen, wie der Henker ſeinem Knecht. — Nun ſchlaft wohl, hochgelehrter Herr Doctor,“ beſchloß er, indem er unter der Hausthüre Herrn Gregorius Bruck die Hand zum Abſchied ſchüttelte; „Gott behüte Euch, daß ich Euch bald geſund wieder ſehe, und ſchüze uns Alle vor den Ränken und Anläufen des leidigen Teufels, ſonderlich aber den Kurfürſten, meinen gnädigen Herrn; ſagt ihm, daß ich für Seine Gnaden Gott mit Gebet anliege Tag und Nacht.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille.

Briefe eines Soldaten der Fremdenlegion. Die Rhonefahrt. Avignon.

Wir schifften uns auf der Rhone ein, um nach Avignon zu fahren. Ein herrliches Wetter begünstigte diese Fahrt auf dem breiten, dunkeltiefen Strome, der hier an jenen trübgelben, seine schäumenden Wasser auf jäher, felsiger Bahn dem Leman zuführenden Gletscherbach des Wallis nicht von ferne erinnert. Die Rhone ist hier rein und anmuthig; sie schlängelt sich weich, obgleich rasch dahin, sie umfängt in ihren Krümmungen bald eine Baumgruppe, bald einen Rebgarten, bald eine Hütte, dann kehrt sie um und spielt mit den niederhängenden Zweigen der Trauerweide, die sich einsam in ihrem Spiegel beschaut. Mag sie an andern Tagen wilder, finsterer aussehen, mag sie auch an manchen Stellen in ihren jugendlichen Ungestüm zurückfallen, wovon schon Petrarca ihren Namen ableitete:

Rapido fiume, che d' alpestra vena
Rodendo interno onde il tuo nome prendi,

an dem Tage, da ich auf ihr hinabfuhr, strömte sie sanft unter blauem Himmel. Die großartigen romantischen Ansichten des Rheins, die Menge alter Burgen und Schlösser, welche ein deutsches Gemüth in eine deutsche Vorzeit versetzen, fehlen der Rhone; ihre Ufer haben aber einen eigenthümlichen, wenn auch fremdartigeren Reiz: jene Dörfer mit ihren graulichten Dächern und zugespizten Thürmen, jene Städte mit ihren schwarzen Mauern und alten Erinnerungen, jene hie und da zerstreuten Burgruinen, wo vor Alters der Troubadour seine Leier gerührt, jene eleganten, schwebenden Eisendrahtbrücken, die kühn und leicht in den Lüften schaukeln, jene reichen Rebhügel von Hermitage, St. Peray und andere, deren Namen kein Weintrinker ohne tiefe Verehrung ausspricht. In den Ebenen längs dieser Ufer hat das Alterthum schöne, großartige Erinnerungen zurückgelassen, und der Alterthumsforscher und der Historiker müßten in den Denkmälern von Vienne, Valence, Orange, an denen ich vorübergehen mußte, reichen Stoff der Forschung finden. Die römische Säulenhalle erhebt sich hier der mittelalterlichen Ringmauer gegenüber, und zwischen ihnen schwebt die moderne Brücke von Eisendraht, die bewundernswürdige Frucht der Industrie, der Königin unsers Jahrhunderts: so sind drei Zeiträume in Einer Gruppe zusammengefaßt. Zudem hört man auch noch hie und da im Munde des Volkes, und an eine alte, zerfallende Ruine geknüpft, eine jener Sagen, welche wie Träume aus der Nacht der Vorzeit herüberschweben. Jenseits Valence, der altrömischen Stadt, gewährt die Natur, bis dahin lachend und fruchtbar, einen düsterern, ernstbaftern Anblick. Das Land ist oft nicht viel mehr als eine graulichte, unbebaute Steppe. Große Felsmassen erheben sich ganz nackt; kein Bäumchen schmückt sie, keine Pflanze legt ihre Blätter aus, und die auf diese weiße Oberfläche fallenden Sonnenstrahlen geben ihr eine blendende Weiße, die das Auge nur mit Mühe erträgt. Indessen sind die Ufer sehr belebt; zahlreiche Schiffe segeln auf und ab und bringen Wechsel in das Ganze; Städte und Dörfer liegen ziemlich lustig auf die Straße hingestreut, und die Gartenvierecke und grünen Gehege stechen pittoresk gegen die Trockenheit der umgebenden Felder ab.

Endlich sahen wir mit ihren weißgrauen Mauern und viereckigen Thürmen Avignon vor uns liegen, Avignon, „dieses Zelt des Pabstthums, das der Pabst — nach dem Ausdruck eines geistreichen Schriftstellers — bei seinem Abzug abzuheben“ vergessen.“ Bis dahin konnte der Mensch des Nordens sich noch nicht ganz außerhalb seines Landes versetzt glauben. Die Ufer der Rhone in Lyon fallen ihm nicht auf, und die Fahrt von Lyon nach Avignon geht so schnell vor sich, daß er unterwegs nicht viel mehr bemerkt, als eine ziemlich auffallende Veränderung des Wärmestandes. Avignon ist die erste Stadt, wo er mit Verwunderung sich umsieht, die wahre Pforte des Mittags. Indem ich meinen Blick auf diese steinigten Flußufer, auf diese magern, zerstreuten Bäume, die der Staub, wie bei uns im Winter der Schnee, weißt, und auf die Stadt selbst mit ihrer weißlich grauen, eintönigen Färbung richtete, dachte ich an meine dunkelgrünen, ewig frischen Tannenwälder des Schwarzwalds, an die schattigen Obstgärten des Neckarthals, hinter denen zahlreiche, freundliche Dörfer mit röthlichen Ziegeldächern und weißem Kirchthurm sich bergen, an die Straßen des Heimathlandes, wo im Schatten der überhängenden Aeste der muntere Gesell und die singende Dirne, den Rechen nachlässig auf die Schulter geworfen, vorüberziehen. Und als diese und andere theure Bilder an meiner Seele vorübergingen, da sprach ich ein wehmüthiges: lebet wohl! In Avignon, wo wir einige Tage blieben, fand ich eine ganz andere Physiognomie, eine andere Sprache, andere Sitten, als im bisherigen Frankreich. Das Volk spricht nur noch jene Provençalmundart, die in allen ihren so vokalreichen Wörtern die starke Betonung, die Anmuth und Harmonie des Italienischen, und in der Mehrzahl ihrer Ausdrücke die Natürlichkeit einer Sprache hat, die nicht in klassische Formen gezwängt worden und volksthümlich geblieben ist. Die Gesichter haben einen ovalen, regelmäßigen Zuschnitt, schwarze, wohlgespaltene Augen und mattweiße Farbe. Die Köpfe der Männer insbesondere sind von bemerkenswerther Schönheit. Die Weiber des Volks sind im Allgemeinen auch hübsch, aber man muß allzu häufig den Ausdruck der Gesichtsbildung, die Regelmäßigkeit der Züge unter schmuzigen Hauben und unordentlichen Haaren suchen. Die Geberden machen einen wesentlichen Theil der Volkssprache aus: oft spricht der Mann des Volkes gar nicht, er gestikulirt nur, das Wort ist zu langsam für ihn, die Bewegung seiner Arme ist rascher, und die ihn umgeben, nehmen gerne eine Pantomime statt einer Rede an. — Was in Neapel die Lazzaroni, das sind hier die Lastträger (porte-faix), eine halb thätige, halb unthätige kastenartige Bevölkerungsklasse, von der andere Reisende wohl mehr zu erzählen wissen mögen, als ich, der ich meinen Bündel auf höchsteigenem Rücken trug. Indessen sah ich sie bei der Ankunft des Dampfschiffes über die mit Gepäck versehenen Reisenden wie Raubvögel über ihre Beute herfallen, um vielleicht fünfzig Mann hoch ein Gepäcke wegzutragen, wofür zwölf genügt hätten.

Das Merkwürdigste in Avignon bleibt immer der alte, päbstliche Pallast, der Zeuge des achtzigjährigen Schisma, jener sturmvollen Tage des Pabstthums, wo das alte Rom zum ersten Male entthront schien. Dieses Gebäude, das in neuerer Zeit — ironisch genug — in Kasernen umgeschaffen wurde, trägt noch das Gepräge der Zerrissenheit und Spaltung jener Zeit, so wie des Mischmasch soldatischer und geistlicher Regierung. Man darf auf diese je nach der Phantasie oder dem Bedürfniß des Augenblicks bald in der Gestalt eines Pavillons, bald in der einer Schanze an einander angelehnten Bauten, diese schlecht zusammengeordneten, aber majestätischen, zugleich großartigen und bizarren Gebäudemassen nur einen Blick werfen, um zu erkennen, daß ein Priester, der ein schlechter Soldat, und ein Soldat, der ein schlechter Priester war, zugleich daran bauten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 90.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 15. April 1837.

Sir Oliver Mar-text, you are well met! Will you dispatch us here under this tree, or shall we go with you to your chapel?

Shakespeare.
As you like it.

Gretna Green.

Von einem deutschen Reisenden.

Es war ein heller, frischer Augustmorgen, an welchem ich von Carliele * dem romantischen Schottland zufuhr. Der Wagen hielt auf der andern Seite des kleinen, von einer stattlichen Brücke überspannten Sarkflusses auf schottischer Erde vor dem ersten schottischen Hause, und der erste Schotte, den ich im Lande seiner Heimath erblickte, lehnte, nichts oder viel denkend, in der Thür. Sein Anzug, eine hellfarbige Zeugjacke mit ähnlichem Undsoweiter, und der breitrandige Hut schienen eher einen wohlhäbigen Pachter als einen wohlbestallten Straßengeldeinnehmer, am wenigsten das anzudeuten, was er vermuthlich noch lieber war als Zöllner, einen Pfuscher im geistlichen Traugewerbe. Hier also athmet das liebende Paar, das seinen Bund unter den Schirm einer nationalen Satzung zu stellen eilt, zum ersten Male frei auf nach quälender Angst vor Verfolgung, Einholen und Trennung. Das Land ist flach, weit zurück kann das Auge die Straße überschauen. Wirbelt Staub in der Ferne oder donnert Hufschlag heran — es können die Verfolger seyn! — der in der Thür lehnende Mann versteht den Wink und zieht gelassen den Schlagbaum nieder. Aus dem Wagen springt er, hebt, führt, trägt sie, und in drei Minuten mag der Schlagbaum wieder aufrollen, die Ceremonie ist beendet, die Verfolger kommen zu spät. Wirbelt aber kein Staub in der Ferne, läßt kein Hufschlag sich hören, so ist es anständiger, in Gretna-Hall sich trauen zu lassen; die Entfernung beträgt kaum eine halbe Wegstunde, und selbst das nach Gretna flüchtende zarte Geschlecht kennt und achtet die Modifikationen des Anstandes. Fort rasselt der Wagen, und ehe die Pulse Zeit gehabt haben, in raschern oder langsamern Takt sich zu finden, ist Gretna Green erreicht, der grüne Gemeindeplatz, der die Dörfer Graitney und Springfield scheidet. Ein breiter, glatter Fahrweg geht zur Rechten nach Graitney oder vielmehr bis vor die Thür von Gretna-Hall ab, wie in dem elenden Dorfe der stattliche Gasthof heißt, dessen auf ein großes Brett in gewaltigen Buchstaben geschriebener Name bei der Wendung des Weges die Eilenden begrüßt, während der ausgestreckte Zeigefinger der darunter gemalten Hand sie der Nähe des Asyls versichert. Kaum steht der Wagen still, so empfängt der Besitzer des Hauses die Angekommenen, und da er, gleich dem Zöllner, in seiner Person zwei Functionen vereinigt, die des Gastwirths

* Carlisle ist auf einer der Hauptstraßen, welche den Norden Englands mit Schottland verbinden, ungefähr zehn Meilen — englische, vier und drei Viertel auf eine deutsche Meile — von der gemeinsamen Grenze, die lezte englische Stadt.

und Trauers, so pflegt es nicht an ihm zu liegen, wenn die Ceremonie des Ehebündnisses nicht unverzüglich ihren Anfang nimmt.

Höchst wahrscheinlich gibt es in ganz Europa keinen Gemeindeplatz, der einen verbreiteteren Ruf genießt als Gretna Green. Um so wunderbarer erscheinen in den Tagen gediegenen Wissens, wie die des neunzehnten Jahrhunderts sind und seyn wollen, die vielfachen Irrthümer, die in Betreff jenes vielbesprochenen Platzes sowohl in geselligen Kreisen als in gedruckten Schriften die Runde gehen. * Gretna Green gilt ziemlich allgemein für ein schottisches Dorf unweit der englischen Grenze, wo ein unsterblicher Grobschmied wohnt, zu welchem alle englischen Liebespaare flüchten, deren Väter oder Mütter, Verwandte oder Vormünder die Einwilligung zum ehelichen Bunde verweigern. Daß er die Macht und bisweilen Veranlassung habe, auch Nichtengländern, die nach den Freuden des ehelichen Lebens Sehnsucht tragen, den Weg dahin zu bahnen, erfuhr ganz Europa, als der neapolitanische Prinz von Capua und die irländische Miß Penelope Smyth der Gewalt des Königs beider Sicilien die Gewalt des schottischen Grobschmieds siegreich entgegenstellten, und in Gretna Green, wie öffentliche Blätter berichteten, der Bund geschlossen wurde, gegen dessen kirchliche Vollziehung der König von Neapel beim obersten geistlichen Gerichtshofe Englands Widerspruch erhoben. Und woher die Macht des Grobschmieds? mit der Antwort ist die Phantasie schnell fertig. Es hat schottische Könige gegeben, die jenseits und diesseits der Grenzen ihres Reichs blutige Schlachten gegen England geschlagen und, verfolgt von den Siegern, in den Klüften ihrer Heimath und in den Hütten ihrer treuen Schotten Schutz und Obdach gefunden haben. Da ist denn einer dieser Könige vom Hufschmiede in Gretna Green gastfrei aufgenommen und mit Gefahr des eigenen Lebens den Feinden entrückt worden. Nach königlicher Sitte war der Gerettete dankbar und verlieh dem edeln Grobschmiede und allen künftigen Besitzern seiner Hütte das, folglich auf der Schwelle ruhende Privilegium, Trauungsakte sonder Aufgebot und Licenz zu vollziehen. So erklärt sich das Geheimniß, und zwar zum Ruhme legitimer Macht: was ein König gab, soll kein König nehmen. Und die Erklärung schmeichelt den Liebenden das Bedenken weg, daß es heißen werde, ihr Bund sey von einem Grobschmiede anstatt von einem Diener der Kirche geweiht. In eines Königs Vollmacht und mit des Gesetzes Bewilligung handelt der Grobschmied. Warum er nicht seine Hütte zum Pallaste baut und Ambos und Hammer aus der eingerissenen Werkstatt in ein Adelswappen versezt? Nur der Hütte, nur dem arbeitenden Grobschmiede gehört das Privilegium. — Alles das erzählt die Sage, und der Glaube an die Fabel wandert über ganz Europa.

(Die Fortsezung folgt.)

* Ich meine hier nicht bloß England und das flüchtige Frankreich, sondern selbst das, Gründlichkeit über Alles schätzende Deutschland. Das Brockhaussche Conversationslexikon läßt Gretna Green unerwähnt; im Kollmannschen oder Wolffschen neuen, elegantesten Conversationslexikon heißt es aber: „Gretnagreen, ein schottisches Dorf an der englischen Grenze, mit 1900 Einwohnern, wurde von allen den Engländern besucht, die in ihrem Lande mit ihren Geliebten nicht so leicht verbunden worden wären; hier wurden sie Eheleute ohne weitere Umstände, als daß der Friedensrichter sie fragte: ob sie noch ledig und nicht zu nahe mit einander verwandt seyen? Verbannung steht jezt auf solchen Heirathen.“ — Was von alle dem zu glauben, möge der Leser oben aus dem Texte entnehmen.

Rom und Konstantinopel.

(Fortsezung.)

Setzen wir unsere Wanderung fort durch beide Städte. — In der einen wie in der andern gelangen wir in Gegenden, die ausgestorben scheinen, wo nicht allzuoft eines Menschen Fuß die Wege betritt, und Geräusch eine unbekannte Erscheinung ist, während es in andern desto lebhafter zugeht. Hier wie dort begegnen wir den mit Hieroglyphen bedeckten Denkmalen Egyptens, den Ehrensäulen, deren Statuen herabgeschmettert sind, den Plätzen, deren Form noch jezt an ihre ehemalige Bestimmung erinnert, wie Hippodrom und Stadium oder Circus agonalis, heutiges Tags Atmeidan und Piazza Navona genannt, und beide mit kuppelbedeckten Häusern des Gebets und Obelisken geschmückt. Und trägt die Stadt an der Tiber tausendfältig den Sieg davon durch ihre großartigen Reste des Alterthums, so zeigt auch die am Bosphorus ihre Bauten aus der Kaiserzeit, ihren konstantinischen Pallast und die unterirdischen Säulenwälder ihrer Piscinen. Hier wie dort strebt aus den Gärten die schlanke Cypresse hervor, trauernd neben Trümmern und Denkmalen, ein Relief bietend dem weißen Minaret. Beide bewahren einen Ring von Schutzwehren, der eine tausendjährige Geschichte berichtet, und an dem Jahrhundert nach Jahrhundert gebaut, niedergerissen, erneuert hat, bis er auf unsere Tage gekommen ist, die sich sehr wenig um sein Daseyn zu kümmern scheinen. Konstantinopels Mauerkreis ist, im Ganzen genommen, mehr der alte als es der römische ist; beiden hat es im Laufe der Zeiten nicht gefehlt an Belagerungen und Stürmen. Beide Städte, von Campagnen umgeben, die gar nicht oder nur schlecht bebaut und dünn bevölkert sind, würden Hungers sterben, wenn die Provinzen ihnen nicht zu

Hülfe kämen. Umbrien ſendet Rom, die weſtlichen Länderſtriche Konſtantinopel ihre Hauptnahrungsmittel. Weil Getreide und Heerden aus der Ferne kommen müſſen, iſt Alles theuer. Die Gegenſtände des täglichen Bedürfniſſes geben den Maßſtab an. Aus den Ländern des Occidents muß Rom wie Konſtantinopel ſein Wollentuch, ſeine Leinwand und ſo manches andere Induſtrieerzeugniß beziehen.

So iſt es mit Oertlichem beſchaffen. Blicken wir nun auf Verwaltung, auf Volk und Leben. Hier wie dort vereinigt die Regierung die höchſte geiſtliche und weltliche Macht. Wie aber in der chriſtlichen Kirche die mannichfaltigſten Häreſien herrſchen, und der armeniſche Katholikos zu Sis ebenſowenig wie der griechiſche Patriarch zu Konſtantinopel die Oberherrſchaft des römiſchen Biſchofs anerkennt, ſo lehnt ſich der Sultan von Marocco, ein direkter Nachkomme von Fatimah der Perle, gegen die Orthodoxie des Türken auf, und der ſchiitiſche Perſer ſchilt dieſen einen ſunnitiſchen Ketzer. Eintracht herrſcht alſo weder im Morgen- noch Abendland. Pabſt und Sultan ſind von Pallaſtwachen umringt, deren Koſtüm eine Reliquie der tempi passati und im Widerſpruch mit der überall überhand nehmenden hausbackenen Proſa der modernen Männertracht iſt. In Rom und Konſtantinopel denkt man: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verſtand dazu, und dieſem fataliſtiſchen Grundſatz treu zu bleiben, ernennt der Sultan zum Großadmiral einen Mann, deſſen Kunde von Schiff und See ſich auf eine Fahrt im Kaick von der Seraiſpitze nach Dolmabagdſche oder den Prinzeninſeln beſchränkt; in Rom macht man zum Kriegsminiſter einen Prälaten, der einen Huſaren für einen Dragoner hält, und zum Finanzminiſter einen, der höchſtens ſubtrahiren kann. Durch beharrlich fortgeſetzte Manöver dieſer Art iſt es nun freilich dahin gekommen, daß keiner dieſer Staaten ſo recht auf eigenen Beinen zu ſtehen vermag, und beide in ihren politiſchen Schickſalen in neueſter Zeit große Aehnlichkeit haben, was hier nicht weiter ausgeführt zu werden braucht. Während man aber in Rom ſich nur dadurch zu helfen gewußt hat, daß man eine Anleihe nach der andern macht, hat man in Konſtantinopel Bedenken getragen, ſich in dieſen Schlund zu ſtürzen, obgleich man es dem Divan mehr denn einmal recht nahe gelegt hat. Sollte übrigens die Noth dort einmal ſehr an den Mann gehen, ſo bleibt ja dem Sultan immer noch das lezte Auskunftsmittel übrig, einige ſeiner armeniſchen Torlonias um einen Kopf kürzer machen zu laſſen und ihr Vermögen als das ſeinige zu betrachten, ein Kunſtſtück, welches ſich anderswo ſchwerlich anwenden ließe, ſonſt würde ein gewiſſer ſpaniſcher Finanzminiſter es wahrſcheinlich ſchon verſucht haben. In beiden Staaten iſt das an der Tagesordnung, was in andern meiſt nur Folge einer Revolution zu ſeyn pflegt: Leute aus den unterſten Claſſen können zu den höchſten Würden gelangen. Wie mancher Cardinal iſt Servient in einem Mendicantenkloſter, wie mancher Paſcha Küchenjunge oder Ruderknecht geweſen! In Rom aber verfährt man darin mit einer Conſequenz, von der man in Konſtantinopel nichts weiß, obgleich andernſeits dort eine gewaltige Phalanx von Erbadel beſteht, wovon man hier keine Spur findet. Der arme Mönch kann ſelbſt die Tiara tragen; die Osmanen dagegen halten feſt am göttlichen Recht und am Samen Mahomeds.

Der Römer, Republikaner in der alten Zeit, Republikaner im Mittelalter, was auch die oſtenſible Form der Regierung geweſen ſeyn möge, hat noch immer einen ziemlich independenten Geiſt bewahrt, wenigſtens der Montigianer und Traſteveriner; die Konſtantinopolitaner ſind immer ein Sklavenvolk geweſen. Der willkührlichſten aller Verwaltungen zum Trotz, gibt's aber doch bei den Türken vielleicht mehr perſönliche Freiheit, als in manchem konſtitutionellen Staate. Blicken wir auf die türkiſche Gerichtsverfaſſung und Polizei, ſo würden wir ihr Unrecht thun, wenn wir ſie mit der römiſchen verglichen. Es wird nicht jedes Jahr ein neues Geſetzbuch publizirt, um einige Monate lang unter Richtern und Advokaten heilloſe Confuſion zu veranlaſſen, und dann widerrufen oder bei Seite gelegt zu werden; es werden nicht Jedem fiskaliſche Proceſſe an den Hals gehängt; die Rechtsſtreite werden nicht Vierteljahrhunderte lang durch alle Gerichtshöfe geſchleppt, um dann entſchieden zu werden, wenn die Litiganten beide ruinirt ſind. Ein türkiſcher Kadi iſt eine viel promptere Perſon, und die Polizei erträgt keinen Spaß, wenn auch keine Sbirren überall verkleidet umherlaufen und ſich einſchleichen. Der ſchurkiſche Bäcker wird mit dem Ohre an ſeine Ladenthüre angenagelt; der Dieb iſt bald eingeſteckt, und bekommt zum mindeſten nach kurzem Proceß die Baſtonade. In ruhigen Zeiten kann man in Konſtantinopel zu allen Stunden ungehindert durch Stadt und Gegend wandern, wenn auch die Bewohner Peras ſich Schreckbilder aus Bulgaren und Zigeunern machen, die freilich in Tagen allgemeiner Verwirrung, wie die der Janitſchaarenempörung, oder der griechiſchen Unruhen waren, keine angenehmen Nachbarn ſeyn mögen. In Rom fallen ſelbſt auf dem Corſo Mordthaten und Beraubungen vor. Für Reinlichkeit der Straßen wird hier nicht viel mehr geſorgt, als dort. Man läuft nicht jedesmal zum Immondezzaio, um den Kehricht loszuwerden. Und hinterläßt auch der Römer keine Vermächtniſſe für herrenloſe Hunde, ſo duldet er deren doch auf den Straßen eine Menge, welche Konſtantinopel keine Unehre machen würde.

(Der Beſchluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marſeille.

(Fortſetzung.)

Briefe eines Soldaten der Fremdenlegion. Aix. Marſeille.

Wir marſchirten jezt durch die Provence. Heiß brannte die Sonne; die magern Mandel- und abgeſtuzten Maulbeerbäume gewährten nur ſpärlichen Schatten. Ein vom Sonnenſtrahl verſengtes, gelb gebranntes Erdreich glühte unter unſern Sohlen. Unſer Durſt war hier größer. Dörfer und Brunnen ſeltener. Der köſtliche Gluthwein, an dem man ſich für ein paar Sous überſatt trinken konnte, vermehrte noch den innern Brand. Die ſchwer und reif von den Weinſtöcken niederhängenden Trauben, die nicht geſchont wurden, gaben nur augenblickliche Labung. Die Quartiere waren ſchlecht; oft nicht einmal Holz genug zur Suppe oder elend Strauchwerk, theures Fleiſch, kein Bett, nur Heu oder Stroh zum Lager; mißtrauiſches, bigottes Volk, das uns mit ſcheelen Augen anſah, und gerne den armen Soldaten um ſeine paar Sous übervortheilt hätte. — Die einzige Stadt von Bedeutung von Avignon bis zum Meere iſt Aix; aber ihre alten Tage des Ruhms ſind längſt dahin, ihr poetiſches Parfüm iſt ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert verduftet. Aix, die Hauptſtadt der Grafen von Provence, iſt der Hauptort einer Unterpräfektur geworden. Die Anmuth des Triolet, die träumeriſche Melancholie des Liebeswettgeſangs der Troubadours haben trockenen politiſchen Diskuſſionen Platz gemacht. Die Kathedrale hat ihre großen Feierlichkeiten, die Straßen haben ihre Proceſſionen, die Ebene hat ihre Turniere verloren; die Stadt hat ſich, wie alle andern, dem einförmigen Niveau der modernen Sitte gefügt. Noch ſind jedoch nicht alle Erinnerungen der Vergangenheit entflohen. Das Volk beſonders, das den Ueberlieferungen ſeiner Väter ſo treue Volk, hat den Namen des Königs René im Andenken behalten. Es ſpricht noch von ihm mit Liebe; Greiſe erinnern ſich noch, jene von ihm angeordneten lachenden, maleriſchen Spiele des Frohnleichnamfeſtes geſehen zu haben. Die braune, ſchwarzäugige Provençalin ſingt in den ſo klangreichen Worten ihres Dialekts noch jezt die Lieder des Dichterkönigs, der ein Rebhuhn malte, als man kam, ihm den Verluſt einer Schlacht anzukündigen. Noch ſingt der Junge auf der Gaſſe das alte Lied:

Bouen René doou plus haut séjour
Gieto un coou d'aucy sur la Provençe,
Regardo en aquesto beou jour,
Nouestreis cooers per tu pleno d'amour.

In der alten Kathedrale, wo der fromme Glaube aus einem der Diana geweihten Altar einen Taufſtein zu machen gewußt hat, zeigt man noch ein großes Gemälde in drei Stücken, das vom König René gemacht ſeyn ſoll. In der Mitte der Stadt hat ihm der franzöſiſche Bildhauer David eine marmorne Bildſäule errichtet, von mehr als gewöhnlicher Größe, der Körper in edler Haltung, in einen langen Mantel gehüllt, die Haare glatt über den Hals hinabrollend, die Hand nachläſſig auf eine Leier fallend, und Bücher zu ſeinen Füßen. Mehr konnte ich von Aix nicht ſehen; die benachbarten warmen Bäder — Aquae Sextiae — das Schlachtfeld, wo Marius die Cimbern ſchlug, und das berühmte Irrenhaus mußte ich unbeſucht laſſen. Wenn ich die große Menge ſchöner weiblicher Figuren mit italieniſcher Geſichtsbildung in der Kühle des Abends vor den Hausthüren ſitzen ſah, ſo wunderte ich mich nicht, daß die Minneſänger ihren Hauptſiz in dieſer Stadt aufgeſchlagen.

Von Toulon nach Marſeille kommt man zu Lande durch die Schluchten von Ollioules, zwei parallelen Felsmauern, in deren Mitte die Straße mit vielen Krümmungen hinläuft. Der Anblick dieſes Engpaſſes, welchem man den Namen der Thermopylen der Provence gegeben hat, iſt ernſt und impoſirend. — Marſeille zerfällt, wie Lyon, in zwei genau unterſchiedene Theile. In dem einen wohnt jene elende Bevölkerung, der das Glück kein Erbgut, die Erziehung keinen Beruf gegeben hat. Es gibt hier Hunderte von Familien, die ohne gewiſſe Subſiſtenzmittel in den Tag hineinleben, und ſich auf den Zufall und ihre improviſirte Induſtrie verlaſſen. Sie gehorchen nur dem thieriſchen Inſtinkte, der ſie treibt, ihre Kleider und Nahrungsmittel da zu ſuchen, wo ſie ſie finden; die ganze Familie ſtellt einen Bund dar, in dem Jeder die Aufgabe hat, die ſeinen Kräften, ſeinem Alter und Charakter am beſten entſpricht. Die Kinder gehen des Morgens aus und ſtreichen unter dem Vorwande, Holz zuſammenzuleſen, um Zuckerfäſſer und Baumwollenballen her, und nehmen im Vorbeigehen mit, was ſie können. Die Männer richten ihre Blicke ein wenig höher, und die Weiber halten es nicht für nöthig, bei welcher Gelegenheit es auch ſey, viele Scrupel zu zeigen. Man gehe in eines dieſer Quartiere Morgens, wenn der Karren des Straßenwiſchers noch nicht vorbei iſt: die Luft iſt mephitiſch, die Straßen ſind voll Koth, die Hausthüren laſſen, halbgeöffnet, Oerter der ekelhafteſten Unreinlichkeit und des entſetzlichſten Elends ſehen, die man gerne wieder verläßt, um die ſauberern Viertel aufzuſuchen.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 84.

Horn.

Räthſel.

Nox ego sum facie, sed non sum nigra colore,
Inque die media tenebras tamen adfero mecum,
Nec mihi dant stellae lucem, nec Cynthia lumen.
Symposion.

Nacht, aber ſchwarz doch nicht
Bin ich von Anſicht,
Tag iſt kein Hinderniß
Für meine Finſterniß,
Und weder Monds- noch Sternenſchein
Bringt in mein Dunkel Licht hinein.

Die Blindheit bin ich nicht;
Mit hellem Augenlicht
Siehſt du doch nichts als mich,
Eh' ich dem Feinde wich,
Der mich mit Flammen ſchnell verzehrt,
Doch nimmer in Aſche mich verkehrt.

Erſt bin ich garſtig dick,
Doch mein betrübt Geſchick
Zehrt immer mehr mich ab,
Dann ſink' ich wohl in's Grab.
Wenn aber mein der Himmel harrt,
So fahr' ich meine Himmelfahrt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 91.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 17. April 1837.

— Rom wird dir
Den guten Willen danken, in dem Maß,
Als du es gut gemeint.

Shakespeare.
Coriolan.

Rom und Konstantinopel.

(Beschluß.)

Es ist nun endlich Zeit, Charakter und Lebensweise der Bewohner etwas näher in's Auge zu fassen. Der Türke ist Fatalist aus Grundsatz, der Römer aus einem gewissen Sich-geben-lassen, von dem man oft auf den ersten Blick nicht recht weiß, wie man es mit andern Zügen des italienischen Volkscharakters in Uebereinstimmung bringen soll. Könnte man dem italienischen Volke im Allgemeinen einen ernstern Rückblick und eine tiefer gehende Betrachtung zutrauen, als man an ihm gewöhnlich bemerkt, so möchte man geneigt seyn zu glauben, die Schicksale der Nation seyen Veranlassung zu dieser Art von Ergebung. — Beide sind mäßig, beide leben beinahe gleich abgeschlossen in ihren Wohnungen; doch ist ein Unterschied darin. Besucht man einen Orientalen, was freilich nicht oft geschieht, da der Berührungspunkte so wenige sind, so bietet er dem Gaste augenblicklich Kaffee und Pfeife, und verfehlt nicht, ihm ein Löffelchen voll Confitüre in den Mund zu stecken. Es gibt dagegen Leute, die lange Jahre in Rom verlebt haben, und sich nicht erinnern, daß ihnen von einem Eingebornen ein Glas Wasser gereicht worden ist. Beide, die Türken freilich erst seit dem Beginn der Morgenröthe der sogenannten Civilisation, beehren mit ihrer Gegenwart Soiréen und Diners der Fremden, ohne sich viel um Reciprozität zu kümmern. Beide besitzen das natürliche Talent, auch abgesehen von dem dazu sich eignenden Nationalkostüm, das leider jeden Tag bei den Türken mehr verdorben wird, unbewußt die malerischsten Gruppen zu bilden. Beide lieben nicht sehr, sich allzuviel Motion zu machen; beide können nicht ohne Kaffeehäuser existiren, deren es an allen Ecken und Enden gibt, und wo man, je nach der Landessitte zubereitet, immer guten Kaffee findet. Beide begnügen sich mit der einzigen schlechten Zeitung, die in der Hauptstadt erscheint und deren längste und hervorstechendste Artikel aus Berichten über Thun und Lassen des Herrschers bestehen. Beide liefern jezt die erbärmlichsten Soldaten, die es in Europa gibt, und bedürfen fremder Exerziermeister, um die allereinfachsten Anfangsgründe strategischer Kunst zu lernen. Beide haben ihre lustigen Tage, wobei die Straßen mit Gaffern gefüllt sind: hier heißen sie Carneval, dort Ramadan. Beide bedürfen der Juden, die sie hassen und verachten, zum Verkehr und weisen ihnen ein abgesondertes Quartier an; aber der Türke macht wenigstens die barbarische Mode nicht mit, sie durch Thor und Riegel abzusperren. In Rom wie in Konstantinopel bieten die Judenwinkel, welche in lezterer Stadt theils innerhalb der Ringmauer, theils jenseits des Hafens gelegen sind, ein Bild des Elends

dar, und wer in der Levante zur Peſtzeit geweſen iſt, wo Jeder ängſtlich darauf bedacht iſt, dem Andern, wenn er ihn etwa nicht genau kennt, aus dem Weg zu gehen, um ſeine Berührung zu vermeiden, möchte ſich beinahe verſucht fühlen, dieſer Sitte treu zu bleiben, wenn er durch die engen, ſtinkenden Gaſſen des römiſchen Ghetto wandert. — Wie es mit den Damen Konſtantinopels ausſieht, die meiſt ſchwarzäugige Schönheiten ſind, gleich den Römerinnen, wiſſen wir nicht, da es nicht üblich iſt, Bekanntſchaft unter ihnen anzuknüpfen, und es für die Armen weder Bälle noch Schauſpiel gibt, wo ſie ſich bewundern laſſen können. Nur das möge hier bemerkt werden, daß ſie den Ruf genießen, die Kunſt zu verſtehen, ihre Tagesſtunden eben ſo geſchickt mit Nichtsthun zuzubringen wie die vornehmen Römerinnen, und daß auch ſie ihren Corſo und ihre Villa Borgheſe haben. An Freitagen wenigſtens ſind Kiahat-han und Sök-ſſu, die ſogenannten ſüßen Gewäſſer Europas und Aſiens, von Luſtwandelnden und Fahrenden eben ſo beſucht, wie jene delizie des modernen Roms.

Wir glauben, es iſt genug mit dieſer Zuſammenſtellung. Man wird vielleicht etwas darin vermißt haben, die Bewohner Pera's. Von dieſen privilegirten Perſonen, den gehorſamſten Dienern aller Nationen, den Achſelträgern aller Meinungen, die ſammt und ſonders geborene Diplomaten und Linguiſten ſind, die ſtatt eines Vaterlandes mehrere haben, wenn Zufall oder Fatum es wollen, in deren hölzernen Wohnungen die Langeweile ihr Hauptquartier aufgeſchlagen hat und die Klatſchſucht Hausfreundin geworden iſt — von dieſen perotiſchen Großen, unter denen es allerdings Ausnahmen gibt (wir wünſchen, daß jeder unſerer Bekannten ſich für eine ſolche halten möge), iſt nichts zu ſagen, als daß ihre Sitten und Gebräuche ein confuſes Gemenge von Morgen- und Abendländiſchem ſind, und man nie zu Ende kommen würde, wollte man ſich die undankbare Mühe geben, hervorzuſuchen, was ſie mit Hinz und Kunz gemein oder nicht gemein haben.

Es iſt möglich, daß man uns einwendet, die Uebereinſtimmung ſey denn doch nicht ſo ſtark, die Beweiſe nicht ſo ſchlagend. Wir können nur erwidern, daß es noch Niemanden gelungen iſt, vollkommene Parallelbiographien zu ſchreiben, wenn nicht etwa der künftige Lebensbeſchreiber der ſiameſiſchen Zwillinge dies Kunſtſtück vollbringt. Aber ſelbſt dieſer iſt ſeiner Sache noch nicht ſicher. Man hat bereits geſehen, daß Pipchen und Papchen rechts und links gegangen ſind, obgleich ihre Verſchiedenheit urſprünglich in einer einzigen Letter des Alphabets beſtand, oder daß es den zur Gleichheit Gebornen erging wie dem zuſammengewachſenen Mädchenpaare in einer Novelle des Freiherrn von Gaudy.

Gretna Green.

(Fortſetzung.)

Wiſchen wir die romantiſche Schminke ab und ſehen, wie ſich die Sache in Wahrheit verhält. — Nach einem ehrwürdigen Statut der alten ſchottiſchen Kirche erfordert die Vollziehung einer Trauhandlung weder das Ableſen einer beſtimmten Formel, noch die Function eines ordinirten Geiſtlichen, ſondern durchaus weiter nichts als ein von den zwei betheiligten Perſonen vor einem oder mehreren Zeugen abgelegtes Bekenntniß, daß ſie Mann und Frau ſeyen. Die Giltigkeit dieſes Statuts kam beim oberſten geiſtlichen Gerichtshofe Englands vor einigen Jahren zur Sprache und wurde, trotz der Bemühungen der gewandteſten Sachwalter, eine Ausnahme in einem Fall zu begründen, wo das Bekenntniß der einen Partei im Scherz und ſchlechterdings ohne die Abſicht gegeben worden war, ſich dadurch ehelich zu binden, für unverletzlich und keiner Ausnahme fähig erklärt. Zwei junge Engländer nämlich, von vornehmer Geburt und reichen Einkünften, Beide unvermählt, hatten eine gemeinſchaftliche Reiſe nach Schottland verabredet und dazu die Begleitung zweier Mädchen ohne Ehre ſich erwirkt. Der Zufall, oder was es ſonſt ſeyn mochte, führte die vier Reiſenden in das Haus eines ſchottiſchen Geiſtlichen. Ihm und ſeiner Familie ſtellten die zwei Männer in ihren Begleiterinnen ihre Gattinnen vor, und beide Mädchen gaben nicht bloß dieſelbe Erklärung, ſondern ſpielten auch während des Beſuchs die Rolle der Ehefrauen. Der Scherz war auf Seiten der jungen Männer noch vor der Rückkehr nach London vergeſſen, und ſie wurden daher nicht wenig durch das Anſinnen der Mädchen überraſcht, ſie ihrem Stande und ihren ehelichen Verhältniſſen gemäß in die große Welt einzuführen. Den Einwürfen, daß die Trauung nicht vorgenommen worden, ſezten die Mädchen das von beiden Männern in Gegenwart des ſchottiſchen Geiſtlichen und ſeiner Familie freiwillig abgelegte, von ihnen nachgeſprochene Bekenntniß entgegen. Jedes Anerbieten gütlicher Abfindung wurde vom Eigennutze der wohlberathenen Mädchen verworfen; die Sache kam zur Entſcheidung des Gerichts, der ſchottiſche Geiſtliche und ſeine Familie bezeugten die Richtigkeit des Vorfalls, und auf den Grund des erwähnten Statuts wurden die Mädchen in allen Rechten geſetzlich getrauter Ehefrauen beſtätigt.

Jene alte kirchliche Satzung alſo, nichts anderes iſt das Privilegium, kraft deſſen der Zöllner an der Sarkbrücke wie der Wirth von Gretna-Hall die Trauhandlungen verrichten, und es erklärt ſich auch hieraus, warum die von ihnen dabei beobachtete Ceremonie ihrem Weſen nach blos in dem fraglichen Bekenntniſſe beſteht. Doch pflegen die Trauer, ſobald Zeit und Umſtände es nur

einigermaßen gestatten, darauf sich nicht zu beschränken. Erfahrung oder eigener Witz hat sie gelehrt, daß ein gewisses Formelwesen die schützendste Hülle mancher Mängel ist, und daß namentlich das zarte Geschlecht sich gern unter dem Schleier äußerer Förmlichkeiten birgt. Deßhalb beobachten sie, wenn Verhältnisse nicht zu ängstlich drängen, den größern Theil des englischen Rituals, verlesen die vorgeschriebenen Paragraphen, stellen die üblichen Fragen, sprechen die verordneten Gebete und ersuchen das knieende Paar, die Hände in einander zu fügen.

Es wäre in der Verfassuug eines Landes der Gipfel gesetzgebender Unvernunft, wenn das Gesetz bestrafte, was das Gesetz erlaubt, und an wie vielen und schweren Gebrechen auch die englische Gesetzgebung krank liege, so weit geht der Unsinn nicht. Nirgends gilt heiliger und dem Buchstaben treuer der von der Vernunft aufgestellte Grundsatz, daß in einem, von positiven Gesetzen regierten Staate Alles erlaubt seyn muß, was nicht durch ausdrückliches Gesetz verboten ist. Daß nun kein Gesetz die schottische Traumethode verpönt, kann nicht Convenienz, nicht die Nachsicht einfältiger, strafbarer Gutmüthigkeit, es muß die Folge des Anerkenntnisses ihrer vollständigen Gesetzlichkeit seyn. Und daß dem wirklich so ist, ergibt sich vollkommen nicht nur aus dem erwähnten Spruche des obersten geistlichen Gerichtshofs Englands, sondern auch aus dem bisweilen eintretenden Umstande, daß das Zeugniß des schottischen Trauers als Beleg vollzogener Heirath von den englischen Gerichten für entscheidend geachtet wird. Deßhalb ist es auch Regel aller derer, die an der schottischen Grenze das Trauhandwerk treiben, Register gleich den von der englischen Kirchenverfassung vorgeschriebenen zu führen, und häufig versorgen sich die hier Getrauten schon im Voraus für den Fall des Bedarfs mit den betreffenden Certifikaten. Im Irrthum sind daher diejenigen, die in jener Traumethode eine ungesetzliche, von den Wirkungen gesetzlichen Ehebundes in Bezug auf Vermögensverhältnisse und Legitimität der Kinder ententblößte Ceremonie erblicken und ihren Glauben darauf bauen, daß die an der schottischen Grenze verbundenen englischen Paare meist sobald als möglich die Feierlichkeit nach Vorschrift und Gebrauch der englischen Kirche zu erneuern pflegen. Vor dem Gesetze hat diese Wiederholung keinen Werth und kann keinen haben, indem ja sonst gerade geschähe, was nicht geschieht, das Gesetz eine Handlung zugleich erlaubte und bestrafte. Das Verlangen vieler Ehepaare nach kirchlicher Weise beruht bald auf einem ehrenwerthen religiösen Gefühle, bald auf dem menschlichen Wunsche, den kleinen Flecken des frühern Bündnisses zu übertünchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Plan zu Kapitän d'Urville's neuer Reise um die Welt.

Der König der Franzosen hat vor Kurzem den Entwurf zu einer Entdeckungsreise um die Welt, unter dem Kommando Dumont d'Urville's, genehmigt. — Die dazu bestimmten Fahrzeuge sind die Kriegskorvetten Astrolab und Zelee. Sie laufen im nächsten September von Toulon aus, wenden sich, nachdem sie durch die Meerenge von Gibraltar gelaufen, südwärts und gewinnen, nach kurzem Aufenthalt bei den Inseln des grünen Vorgebirgs, zwischen Sandwichsland und Neuholland durchlaufend, das südliche Polarmeer und dringen in diesen Strichen, wo, wie es scheint, Weddel am weitesten, und doch nur bis zum 74sten Breitegrad hinauf kam, so weit vor, als das Eis es erlaubt. — Nach Norden umkehrend, läuft sofort d'Urville durch Magellans Straße, wo, trotz Kings Leistungen, noch viel zu erforschen ist. Nachdem man sodann die in wissenschaftlicher, namentlich hydrographischer, und in kommerzieller Rücksicht wichtige Insel Chiloë besucht, erholt sich die Expedition zu Valparaiso. Man läuft zu Anfang Aprils 1838 wieder aus und verfolgt unter dem 25° südlicher Breite den ganzen Strich der Inseln Ducie, Pitcairn, Gambier, Rapa, Rouroutout, Mangia, Rarotonga, so daß man im Laufe des Mai nach Vavas gelangt, der besten und für den Wallfischfang wichtigsten Station in diesem Striche Australiens. Hier legen die Fahrzeuge zehn Tage lang an, und d'Urville benuzt diese Frist zu neuen Beobachtungen über die Vitiinseln, als Vervollständigung der im Jahr 1827 von den Offizieren des Astrolabs unternommenen. — Man besucht sodann im Norden der neuen Hebriden die fast noch ganz unbekannten Banksinseln, legt, jedoch ohne Anker zu werfen, vor Vanikoro bei, besucht das bei der lezten Expedition des Astrolabs zu la Perouse's Andenken errichtete Denkmal und sucht weitere Erkundigungen von den Eingebornen einzuziehen. Von hier begibt sich d'Urville über Santa-Cruz und Nitendi zur Gruppe der Salomonsinseln, wo er wahrscheinlich in der Mitte Juli's anlangen wird. Dieser Archipel ist in wissenschaftlicher Beziehung interessant, außerdem ist hier aber ein besonderer Punkt in's Auge zu fassen, nämlich die sogenannte Bai der Indier: nach mehreren Umständen zu schließen, haben die dem Schiffbruch vor Vanicoro entkommenen Franzosen hier ihre Laufbahn beschlossen. — Erlaubt es der Zustand der Fahrzeuge, so läuft man im September durch die Torresstraße, besucht die neue holländische Kolonie am Dourgafluße, die Inseln Arrou und Key und begibt sich sofort nach Amboina. Im gegentheiligen Fall erreicht man lezgenannte Station um das nördliche Neuguinea herum, nachdem man bloß die schöne, weite, 1827 vom Astrolab entdeckte Humboldtsbai besucht, wo man damals nicht vor Anker gehen konnte. — In Amboina verweilt man zehn Tage, und von hier wird die Zelee nach Frankreich abgefertigt, wenn anders d'Urville dieselbe bis dahin bei sich behalten konnte. Sie kommt somit ein Jahr früher zurück als das Astrolab, und überbringt die bis dahin gemachten Beobachtungen und Sammlungen. Das Astrolab segelt allein in den stillen Ocean zurück, besucht im November und December 1838 und im Januar des folgenden Jahrs die neue englische Kolonie am Schwanfluß, begibt sich nach Hoberts-Town und sodann nach Neuseeland. Die Monate Februar und März 1839 verwendet man zu Beobachtungen in diesem großen Lande, besonders aber zur Aufnahme gewisser Punkte in Cooks Straße, welche für den Wallfischfang von Bedeutung werden können.

Im April werden die Chatamsinseln besucht, von denen man seit ihrer Entdeckung durch Brigbton im Jahr 1791 nichts mehr weiß. Nach Norden sich wendend, besucht sofort d'Urville im Mai, Juni und Juli die Inseln Nionda, Mitchel, Peister, St. Augustin, Marshall, und mehrere der neuerlich vom Kapitän Lütke beobachteten Carolinen, welche in physikalischer und ethnographischer Beziehung noch gute Ausbeute versprechen. Im August geht das Astrolab bei Mindanao, wo noch kein französisches Fahrzeug war, vor Anker, und besucht von hier mehrere Punkte der Insel Borneo, wie Balambangan, Pontiana oder Benjar-Massin. Im Oktober kann die Korvette nach Batavia gelangen, hält sich aber nur kurze Zeit auf und zeigt sich sodann wenigstens in Einem Hafen von Sumatra. Sie umsegelt das Cap der guten Hoffnung und kehrt im April oder Mai, nach 31 — 32monatlicher Abwesenheit, nach Frankreich zurück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille.

(Beschluß.)

Briefe eines Soldaten der Fremdenlegion. Marseille.

Die Cannebière, der Cours, die Alleen, die Straßen von Rom und St. Ferréol bieten in der That einen des Reichthums einer großen Stadt würdigen Anblick dar. Der Handel ist hier in voller Lebendigkeit; die Börse wird mitten auf der Straße, auf dem Platz, an der Thüre der Café's gehalten. Die Blumenhändlerinnen haben sich auf dem Cours eingenistet; Abends seyen sie sich auf einen breiten Tisch und legen ihre Blumen, ihre Guirlanden, ihre Sträuße von Orangeblüthen aus, und das Licht, das sie beleuchtet, der breite Schirm, der ihnen als Zelt dient, und weiter oben das Laubwerk der Bäume, das sich im Schimmer der Laternen versilbert, dies Alles gibt ein äußerst frappantes Bild. Die Alleen sind der gewöhnliche Sammelplatz der großen Welt. Man genießt daselbst einer sehr schönen Aussicht über die Stadt, über die Cannebière, über den Hafen, und die seltsame Mischung der Costüme erhöht den Reiz noch um Vieles. Der interessanteste Theil der Stadt jedoch, trotz des unangenehmen Geruchs, der aus dem Hafen, dem Sammelplatz alles Unraths der Stadt, aufsteigt, war mir der Quai oder die Straße, die sich rings um den Hafen zieht: zur einen Seite die dicht zusammengepreßte Menge von Schiffen der verschiedensten Form und Größe, ihr Kommen und Gehen, die Thätigkeit der Matrosen und ihre Zurufe in zehnerlei Sprachen und Dialekten; auf der andern zahlreiche Magazine, in denen die Produkte China's und der Antillen neben Pariser Galanteriearticeln und Londoner Modearbeiten in gefälliger Abwechslung ausgelegt sind; Kaffeehäuser mit großen Spiegelgläsern, unter deren Baldachins der sonnenverbrannte englische Steuermann sich neben den jungen, zierlichen Wechselherrn niedersetzt; Naturalienkabinette, wo der rothschwänzige Papagei und der grinsende Affe neben ausgestopften Krokodillen und mächtigen Elephantenzähnen Wache halten, Kunstkabinette, wo die Korallen der Südsee, die vielfarbigen Perlen und Muscheln des indischen Meeres zu mannigfachen, künstlichen Arbeiten verwendet sind; mit Einem Worte, ein so buntes Allerlei der seltensten und kostbarsten Gegenstände, daß das Auge nicht weiß, wo es sich zuerst hinwenden soll. Wogen von Menschen, durch Waterland, Kleidung und Physiognomie gleich heterogen, ziehen erscheinend und verschwindend durch die Straße; nur mit Mühe vermag der Blick die interessantesten Partien zu fixiren. Langsam und ernst wandelt ein Türke im grünen Turban und orientalischen Costüm; ihn rennt ein Mäkler an, der schnellfüßig, den gesenkten Kopf voll Zahlen, die Arme umherschleudernd und nur an Procente denkend, daherläuft, wie ein römischer Mauerbrecher, und gibt dafür zwölf französische Entschuldigungen in aller Eile zum Besten, während der Türke ihm, den er keines Blickes würdigt, eben so viele Flüche des Orients, durch die Zähne gemurmelt, nachschickt. Dort schleichen, kaum aufzublicken wagend, ihre blassen Gesichter vom großen dreieckigen Hut überschattet, und in langem, schwarzem Gewande zwei Priester um die Ecke; hier hüpfen frische, junge Seeladetten im knappen Kleide und polirtem, goldbordirtem Casquet mitten durch die Straße; schäkernde Brünetten, abgelebte Duennen, korquettirende Handlungsdiener, Lehrlinge mit Geldsäcken, Liniensoldaten mit Kommißbrod — Alles dies erscheint und verschwindet im lärmenden Gedränge schnell wie in einer Zauberlaterne. Ein Lärm zieht sich durch die Straße herauf; ein Haufe Matrosen kommt so eben aus Martinique nach langer Fahrt an's Land. Schon von Weitem erkennt man ihre gebräunten Gesichter, ihre breitrandigen, schwarz lackirten Hüte, die saubern weißen Hemden und Beinkleider; sie durchziehen unter Vortritt des Pfeifers die Gassen, um nachher in irgend einer verdächtigen Kneipe den schwerverdienten Lohn eines Jahrs zu verschwelgen. Am einen Ende des Quai ist der Schiffsbauplatz; ein paar enge Gäßchen führen vom Quai auf den Fischmarkt, wo Meerfrüchte aller Art, Austern, buntfarbige Muscheln und Fische, in Körbchen zierlich sortirt, aufgehäuft sind. Ein eigenthümlicher Fischgeruch vermischt sich hier mit den Pechdämpfen, die aus den kalfaterten Schiffen, und den Ausdünstungen, die aus dem Hafen aufsteigen. Ich war am Fischmarkt vorbei, wo ich mich an Austern, deren ich für zwei Sous meine ganze Mütze voll bekam, erquickt hatte. Ich fühlte Durst, und da ich zugleich eine Matrosentaverne sehen wollte, so folgte ich dem ersten besten, den ich durch ein Kellerloch hineingehen sah. Ich befand mich mit einem Schritte in einem halb unterirdischen Gewölbe, wo mitten am Tage Lichter brannten, und wo ich in einem dichten Qualme von Tabaksrauch an den beiden Wänden und im Hintergrunde aufgeschichtete Wein- und Branntweinfässer, im Vordergrunde Hände mit emporgehobenen Punsch- und Branntweingläsern, rothe Köpfe und blaue Nasen, geschwungene Hüte und geballte Fäuste sah, auch jubelnde Stimmen vernahm, die ihre in den abwechselndsten Dissonanzen gewirbelten Lieder von den Irokesen oder Hottentotten gelernt zu haben schienen, und Flüche bei allen Heiligen des Kalenders ausstießen. Auf einem langen, mit Gläsern bedeckten Tisch standen zu beiden Seiten zwei kolossale kupferne Kannen, unter denen Spiritusfeuer flackerten. An ihm saß die Truppe, die ich vom Hafen hatte heraufziehen sehen. Alle andern Tische waren mit Wein und Branntwein schon überschwemmt und von Matrosen aller Nationen belagert, die neidische Blicke auf die noch wohlbestellten Börsen der jüngst Gelandeten warfen. Ich forderte in dem Gewühl umsonst etwas zu trinken, und zog mich gerne auf die Straße zurück, wo ich in einem ein paar Schritte entfernten Café meinen Durst mit Muße stillen konnte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 18. April 1837.

Ich senke mich hinein zum Meeresgrund,
Und habe meine Liebste im Arm.

Mohnike.
Altschwedische Balladen.

Die Rheinfahrt.

Auf dem sonnbestrahlten Rheine
Schwimmt die Barke leicht dahin;
Bunt in traulichem Vereine
Sitzen Frau'n und Männer drin.
Ihre Wein- und Liebeslieder
Ziehen hell den Strom entlang,
Leise tönt das Ufer wieder
Von gefüllter Gläser Klang.

Einer nur ist anzusehen
Trüben Auges, stumm, zerstreut,
Gleich als könnt' er nicht verstehen,
Was die Andern so erfreut.
Und die Schönste von den Frauen
Schreitet zu des Schiffes Rand,
In die klare Fluth zu schauen
Und in's frohbelebte Land.

Jener, der so traurig blicket,
Nahet schüchtern. „Seht, o seht,"
Ruft sie, „wie sich Alles schmücket,
Wo der Hauch der Freude weht!
Aber Ihr seyd stets verdrossen,
Euer Aug' ist immer hohl:
Kommt und singt mit den Genossen,
Trinkt auf aller Mädchen Wohl!"

Drauf erwidert er bescheiden:
„Nicht verdrossen bin ich, nein;
Doch ihr kennet nicht mein Leiden,
Würdet sonst gerechter seyn.
Stimmt nicht traurig oft den Einen,
Was den Andern hoch erfreut?
Heiter will ich künftig scheinen,
Wenn es Euer Mund gebeut."

Und sie dreht sich lachend, gleitet,
Taumelt rücklings in den Fluß,
Der die Wasser willig scheidet,
Daß sie schnell versinken muß.
Doch der Jüngling, schreckergriffen,
Springt ihr nach in's Wellengrab;
Und die muntern Freunde schiffen
Weiter auf dem Strom hinab.

Endlich seh'n sie um sich, fragen
Und verstummen, schau'n sich an.
Keiner wagt herauszusagen,
Was er schrecklich ahnen kann.

Lautlos wird das Schiff gewendet,
Alle ſpähen in die Fluth,
Die auch bald die Beiden ſendet —
Opfer ihrer ſtillen Wuth.

Sieh', er hat ſie feſt umſchlungen,
Arm in Arm und Bruſt an Bruſt,
Hat dem Schickſal abgerungen
Dieſe, ach! die lezte Luſt.
Minder grauſam als das Leben
Hat der Tod ihm Das gewährt,
Was er, ein allmächtig Streben,
Tief im Innerſten genährt.

Und die Freunde ſonder Weilen
Bringen ſie zum Uferſtrand,
Wo ſie zu verſuchen eilen,
Was nur Noth und Kunſt erfand.
Nach der leiſen Spur des Lebens
Forſcht begierig Hand und Blick;
Aber Alles iſt vergebens,
Und der Tod gibt Nichts zurück.

Endlich läßt der Krampf die Glieder,
Und des Jünglings Arm erſchlafft.
Hoffnungslos legt man ſie nieder,
Weh, zu früh hinweggerafft!
Männer, ſich bezwingend, ſtarren
Düſter auf das bleiche Paar;
Aber laut nach bangem Harren
Wehklagt der Geſpielen Schaar.

Sieh, ein leiſes Zucken ſchwebet
Um der Jungfrau blaſſen Mund,
Und der ganze Leib erbebet,
Neues Leben thut ſich kund.
Langſam und mit mattem Glanze
Kehrt zurück der Augen Licht,
Irrt umher im Freundeskranze,
Sieht ſie All' und ſieht ſie nicht.

Aber auf dem Jüngling neben
Ruht ihr Auge lang und tief,
Der, für ſie dahingegeben,
Nun den lezten Schlummer ſchlief.
Und ſie ſenkt die Augenlieder,
Kraftlos fällt das Haupt zurück,
Und ſie hebt es nimmer wieder,
Nimmer wieder ſtrahlt ihr Blick.

Hermann Schmidlin.

Gretna Green.

(Fortſezung.)

Die Induſtrie der Schotten müßte eben ſo träge ſeyn, als ſie rüſtig iſt, wenn der Zolleinnehmer an der Sarkbrücke und der Wirth von Gretna-Hall im ausſchließenden Beſize ihres einträglichen Handelszweigs geblieben wären. Dies ſind ſie nicht: nicht nur wird in zwei andern namhaften Grenzſtädten, in dem unweit von Graitney gelegenen Annan und in dem ebenfalls von einer lebhaften Heerſtraße berührten Coldſtream, das Trauhandwerk fleißig getrieben — als Lord Brougham noch Herr Heinrich Brougham war, eilte er mit der Geliebten ſeines Herzens nach Coldſtream, ſich dort von einem Gaſtwirthe copuliren zu laſſen — auch in dem ſchon genannten, kaum eine halbe Wegſtunde von Graitney entfernten Dorfe Springfield befinden ſich zwei thätige Concurrenten. Beide ſind zwar, was unentbehrliches Bedürfniß bei der Profeſſion ſcheint, nebenbei zugleich Beſizer von Wirthshäuſern, ihre Häuſer ſtehen aber dem Gaſthof in Gretna-Hall an äußerer Eleganz und Reſpektabilität um ein Bedeutendes nach. Gleichwohl ſind die beiden Springfielder Etabliſſements die älteren: ja eines derſelben iſt das urſprüngliche Trauhaus, und das andere war einſt im Beſize des hochberühmten oder berüchtigten Hufſchmieds David oder Daniel Laing.

Dem urſprünglichen Trauhauſe dankt Gretna Green, der grüne Gemeindeplatz, ſeinen europäiſchen Ruf. Ungefähr um das Jahr 1760 baute ſich ein Mann, Namens Joſeph Paisley, ein beſcheidenes Haus auf einem in der Mitte des Gemeindeplatzes befindlichen Hügel, der, weil einſt eine Zigeunerin oder Zauberin Unfug hier getrieben, nach ihr bis auf den heutigen Tag Megg's Hill heißt. Die Idee des Erbauers war, ſich und ſeine Familie vom Ertrage eines Tabaks- und Branntweinladens zu nähren; doch ohne ſeine Schuld blieb die ſchöne Idee unbelohnt, der Erfolg hinter der Erwartung zurück; denn das war nicht ſeine Schuld, daß eine unbezähmbare Vorliebe für Tabak und Branntwein, die Mutter ſeines Entſchluſſes, ihn zwang, von beiden Artikeln das Meiſte ſelbſt zu verzehren. Noth macht erfinderiſch, und ſo faßte er in einer guten Stunde den großen Gedanken, mit ſeinem Tabaks- und Branntweingeſchäft ein Traugeſchäft zu verbinden. Der Gedanke war neu, denn Paisley war der Erſte, der ihn in Ausführung brachte, und er war geſetzlich, denn er fußte auf der alten, jedem Schotten bekannten Satzung. Anfangs lockte Paisley die Bewohner der Umgegend dadurch an, daß er entweder dem Abnehmer einer beſtimmten Quantität ſeiner Waare die Trauung darein gab, oder daß er jedenfalls um vieles billiger traute als die benachbarte Geiſtlichkeit. Indeſſen würde wohl Paisley durch ſeine Spekulation wenig gewonnen

und sein Wirkungskreis sich nur auf seine nächste Umgebung beschränkt haben, wenn nicht die Geistlichkeit, in Würde und Einkommen sich beeinträchtigt fühlend, sich mit Ingrimm gegen ihn erhoben und die strafende Gerechtigkeit wider ihn aufgerufen hätte. Sie leugnete nicht das Bestehen des kirchlichen Statuts, Kraft dessen ein von zwei erwachsenen Personen beiderlei Geschlechts vor Zeugen abgelegtes Bekenntniß, Mann und Frau zu seyn, den beabsichtigten Ehebund giltig schließt; allein das behaupteten die geistlichen Herren, daß einer aus ihrer Mitte unter den Zeugen oder alleiniger Zeuge seyn und diesem die übliche Traugebühr bezahlt werden müsse. Der Streit erregte Aufsehen, die für Paisley ausgefallene Entscheidung ging von Mund zu Mund, seine schottische Kundschaft wuchs, und jedes englische Liebespaar, dem die heimische Kirche den Segensspruch verweigerte, brauchte jezt nur zu Paisley zu flüchten, um auf gesetzlich erlaubtem Wege das Ziel seiner Wünsche zu erreichen.

Von jener Zeit datirt sich Europas Bekanntschaft mit dem Namen des grünen Gemeindeplatzes an der schottisch-englischen Grenze. Es ist in der That überraschend, daß, während so manche bei Weitem weniger verbreitete und um Vieles uninteressantere Namen ihre Biographen und Monographen gefunden haben, Gretna Green bis jezt keinen Geschichtschreiber hat. In Graitney und Springfield fragte ich vergebens nach einem gedruckten Führer, nach einer Lokalgeschichte, nach einer Ortsbeschreibung. Ehe ich die Reise nach Schottland antrat, hatte ich meinem Bücherlieferanten in London den Auftrag ertheilt, mir Alles zu verschaffen, was über Gretna Green gedruckt worden sey. Er legte mir einen Montblanc von Büchern vor. Und das Alles über Gretna Green? fragte ich erstaunt. — In alle dem etwas von Gretna Green, antwortete er, und in weniger als zwanzig Minuten hatte ich die angezeichneten Stellen durchlesen. — Es kam mir ganz unglaublich vor, daß es gar nichts Eigenthümliches, Ausführliches über Gretna Green geben solle; ich sprach daher in einer dreistündigen Runde bei fünfzig bis sechzig, hier second-hand-booksellers, in Deutschland Antiquare heißenden Bücherhändlern vor, und fand nichts. Wiewohl daher das Meiste und Wichtigste von dem, was ich über Gretna Green bereits gesagt und noch zu sagen habe, das Ergebniß meiner, am Orte selbst angestellten Nachforschungen ist, blieb ich doch in Betreff eines recht wesentlichen Hauptpunktes schlechterdings ohne Auskunft, und vermag deßhalb einen anscheinend räthselhaften Umstand nur mittelst Conjectur aufzuhellen.

Woher kommt es wohl, daß Niemand vom Zöllner an der Sarkbrücke, Niemand von Graitney, Niemand von Springfield, die ganze Welt von Gretna Green spricht? Ist Gretna Green mit jenen Orten gleichbedeutend? Wie könnte das seyn, da Graitney und Springfield bewohnte Dörfer sind, Gretna Green dagegen nichts als eine beweidete Gemeindetrift? Gibt es irgendwo ähnliche Namenverwirrung? Ist das Marsfeld gleichbedeutend mit Paris, der Prater mit Wien, der Thiergarten mit Berlin, oder in Schottland selbst, damit nicht etwa ein schottischer Gebrauch vermuthet werde, die nördliche und südliche Insel mit Perth, der grüne Plan mit Glasgow? Alle jene Plätze sind weit und breit bekannte Wahrzeichen der Städte, denen sie angehören. Während gleichwohl Jeder sich lächerlich machen würde, der vom grünen Plane spräche, wenn er von Glasgow sprechen wollte, würden Viele von Vielen gar nicht verstanden werden, wenn sie von einer Flucht nach Springfield anstatt nach Gretna Green redeten. Woher kommt das?

Ich habe oben gesagt, Joseph Paisley habe auf einem Hügel in der Mitte des Gemeindeplatzes sich ein Haus gebaut. Der Hügel hieß und heißt Megg's Hill. Doch war er zu unbedeutend, um über die nächste Umgegend hinaus gekannt zu seyn. Gretna Green hingegen durchschnitt eine lebhafte Heerstraße; auch jenseits der Grenze war Gretna Green gekannt. Joseph Paisley wußte das, und wußte eben so gut, wie sehr es in seinem Vortheil liege, daß jeder Frager nach seiner Wohnung flugs Auskunft erhalte. So oft er daher Veranlassung hatte, schriftlich oder mündlich seinen Aufenthaltsort zu nennen, nannte er ihn Gretna Green. Wie er, nannte ihn bald die Nachbarschaft, und erkundigt man sich noch heute in Graitney oder Springfield, wo Joseph Paisleys Haus gestanden, so heißt es, in Gretna Green. Rechtfertigt dies nicht die Vermuthung, daß der bis auf die neueste Zeit fortgeerbte Sprachgebrauch sammt allen Irrthümern, die er erzeugt, den Tabak- und Branntweinhändler Joseph Paisley zum Vater habe, so daß, obschon von seinem Hause kaum eine Spur übrig ist, bis zur Stunde Gretna Green mit jenem Trauhandwerke in einen und denselben Begriff zusammenfällt?

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Weltliche und geistliche Musik. Osterpredigten. De Pradt.

Der März war so voll von kleinen oder größern Tagesbegebenheiten, daß es schon schwer hält, sie alle aufzuzählen. Eine der merkwürdigsten war die erste Aufführung der großen Oper „Stradella," Musik von Niedermayer, einem Tonkünstler aus der französischen Schweiz, der sich bisher in der dramatischen Tonkunst noch keinen Ruf erworben hatte. Ich glaube zwar, er hat schon eine Oper am Théâtre italien aufführen lassen; diese muß aber wohl wenig Aufsehen erregt haben, denn die Pariser erinnern sich derselben nicht mehr. Ich hörte neulich von diesem Tonkünstler in einer Gesellschaft eine Lamartine'sche Elegie, die er in Musik gesezt

hatte. Musikalische Elegien haben in Paris fast niemals großen Beifall gefunden, und die Niedermayerschen scheinen auch nicht dazu geeignet, die Abneigung der Pariser gegen dieselben zu überwinden. Wie er dazu gekommen ist, eine große Oper in fünf Aufzügen darstellen zu lassen, mit einem so bedeutenden Kostenaufwande von Seiten der Direktion, weiß ich nicht; wahrscheinlich ist er von einflußreichen Leuten begünstigt worden. Die französischen Tonkünstler klagen bitter, daß sie nicht zu der Ehre gelangen können, ihre Werke auf der großen Opernbühne aufgeführt zu sehen, weil man die ausländischen Tonsezer vorzugsweise begünstige. Indessen hat die Oper doch neulich durch die Aufführung von Dlle. Bertins „Esmeralda" bewiesen, daß sie die französischen Tonkünstler nicht ausschließt; auch soll ein bedeutendes Stück eines andern französischen Tonkünstlers, Berlioz, bald einstudirt werden. Aber Berlioz hat sich auch nicht ohne große Schwierigkeiten zur Opernbühne durchgeschlagen, und mit der excentrischen Musik dieses Tonkünstlers läuft die Direktion vielleicht mehr Gefahr, durchzufallen, als bei irgend einem andern. Niedermayers „Strabella" hat nun zwar keinen rauschenden Beifall erhalten, und wird daher wohl nicht lange auf der Bühne bleiben; indessen macht seine Composition doch Vergnügen; später wird er sie wohl in drei Aufzüge zusammenziehen müssen. Hat doch selbst Rossini sich solches gefallen lassen müssen. Nur Mayerbeer ist es geglückt, den Parisern hundertmal nacheinander eine fünfaktige Oper vorführen zu können. — Den ganzen März hindurch waren die Sonntagsconcerte des Musikconservatoriums außerordentlich besucht. Beethovensche Symphonien werden nur hier aufgeführt, und dieser Meister findet jezt bei den echten Kennern eine Anerkennung, eine Schäzung, welche zeigt, daß der musikalische Geschmack große Fortschritte hier gemacht hat. Auch Kirchenmusik wurde in der stillen und Osterwoche mit vieler Feierlichkeit in den Kirchen aufgeführt, wiewohl der grämliche Erzbischof aller Harmonie in der Kirche zuwider zu seyn scheint, und glauben mag, der Gottesdienst sey desto erbaulicher, je strenger man sich an den rauhen, bald barbarischen Gesang der Vorzeit halte. Glücklicherweise gibt es einige Pfarrer in Paris, welche in dieser Hinsicht anders denken, als ihr Oberhaupt, und den Kirchengesang immer mehr zu vervollkommnen suchen. Um dieselbe Zeit war auch viel von Predigten die Rede, und in der That waren manche Kirchen ganz voll, wenn ein berühmter Prediger auftrat. Zu den Fasten und zur stillen Woche werden immer die besten Prediger, welche zu bekommen sind, aufgesucht und von den Pfarrern gleichsam bestellt. Die geistliche Beredsamkeit hebt sich wieder zusehends; jedoch bestanden die meisten Predigten in Schilderung des Weltgerichts, des Todes eines Ungläubigen und in andern Gemälden, wodurch die Zuhörer erschüttert werden sollten. In der Kathedralkirche ersezte ein Abbé Ravignan den nach Rom gewanderten Lacordaire. In einer seiner stark besuchten Vorträge oder sogenannten Conferenzen zog er stark auf Luther los, den er den Beförderer des Ehebruchs nannte. Ein anderer Prediger klagte über die zu weltliche Ausschmückung der neuen Kirchen, die man, wie er sagte, zu Boudoirs umschaffe; eine Anspielung auf die so bunt und heiter bemalte und vergoldete Lorettokirche, deren Verzierung in der That besser zu einem Boudoir gepaßt hätte. Das Schlimmste ist, daß diese Pracht noch nicht ganz bezahlt ist; die Stadt und das Ministerium des Innern haben wohl auf Staatskosten die Gemälde verfertigen lassen; aber die vergoldeten Beichtstühle und vieles Andere hat man der Kirche selbst zur Last gelegt, weßhalb auch der Pfarrer neulich auf der Kanzel ankündigte, es seyen noch über 100,000 Fr. zu zahlen, und er rechne deßhalb auf die milde Beisteuer der Gläubigen, besonders der Bewohner der Chaussée d'Antin, die, wie er sagte, so glänzende Bälle und andere Festlichkeiten gäben. Aber auf diese Weltkinder wird der Herr Pfarrer wohl thun, nicht allzusehr zu rechnen; eben weil sie Bälle und festliche Soirées geben, sind sie nicht sehr geneigt, zu dem überflüssigen Zierrath einer Kirche beizusteuern. Aber freilich wohnen in jener Gegend die reichsten Bankiers, und es wäre ihnen eine Kleinigkeit, die Schulden der neuen Kirche zu zahlen. Auf jeden Fall wird der Pfarrer nicht zu fürchten haben, daß er bankerott werde, wie es beinahe dem armen Abbé Chatel, sogenannten Primaten und Chef de l'église française, ergangen ist; denn diesen haben mehrere Lieferanten wegen ihrer Geldforderungen an ihn und seine Kirche bereits vor Gericht gezogen. Was hilft es ihm, sich selbst zum Primaten aufgeworfen zu haben, wenn er nicht einmal die Miethe seines Beisaals erlegen kann? Der aus seiner Kirche hervorgegangene Abbé Auzou scheint etwas gewandter zu seyn, als sein Herr Primat; denn er hat sich von einigen reichen Gläubigen ein Kirchlein bauen lassen, und braucht wenigstens nicht zu fürchten, daß ihm der Hausherr die Miethe aufkündige. Abbé Chatel hat es mit der öffentlichen Meinung durch die Annahme prunkender und anmaßender Titel verdorben; denn es stellte sich heraus, daß der Mann, anstatt von Religionseifer getrieben zu werden, nur die Eitelkeit besaß, auch etwas in der Welt seyn zu wollen. Schwerlich wird der neue Gottesdienst noch lange fortgesezt werden; denn es fehlt ihm an Anklang, an Unterstüzung von Seiten des Volks. — Die katholische Kirche hat bekanntlich im lezten Monat einen ihrer, zwar nicht erbaulichsten, aber sicher geistreichsten Prälaten verloren, den bekannten de Pradt, Erzbischof von Mecheln, wenigstens dem Titel nach. Die glänzendste Epoche im Leben dieses Mannes war nicht die seines großen Ansehens am Napoleonschen Hofe, seiner Gesandtschaften nach Bayonne, nach Warschau, und seines reichlich besoldeten Almosenieramtes in den Tuilerien; denn damals verschloß er sich ganz in seine Würden, zeigte sich gar nicht in seinem Sprengel zu Mecheln, und kam mit dem Publikum in keine Berührung. Damals, als er schwieg, konnte man glauben, er sey nur einer der klugen Prälaten, welche sich an den Napoleonschen Thron anklammerten, um desto schneller und glänzender emporzukommen. Erst während der Restauration, als die Redseligkeit des geistreichen Mannes in Brochüren und dicken Werken ausbrach, lernte man ihn von einer Seite kennen, woran man nicht gedacht hatte. Er schenkte Frankreich eine bedeutende Masse interessanter, zuweilen sogar belustigender politischer Flugschriften, und nie war es Jemand gelungen, die Politik in einem so witzig heitern Gewande darzustellen. Man erstaunte über den Scharfsinn und die von allem Einflusse unabhängige Denkungsart, und was er Sonderbares und Unhaltbares sagte, ging bei der muntern Sprache mit dem Geistreichen durch. Mehrere Jahre lang war er einer der berühmtesten Schriftsteller Frankreichs, und die leidenschaftlichen Erwiderungen, die oft von oben kamen, bewiesen, daß man die Wirkung solcher Flugschriften auf die öffentliche Meinung außerordentlich fürchtete. Uebrigens konnte keine Partei ihn zu den Ihrigen zählen, denn wenn er auch im Allgemeinen liberale Gesinnungen zu Grunde legte, so äußerte er doch wieder Manches, was die liberale Partei nicht in ihr Glaubensbekenntniß aufgenommen haben würde; auch trat zuweilen der Geistliche unter der politischen Hülle hervor.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 93.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 19. April 1837.

Anaxagoras. Plutonisch grimmig Feuer,
Aeolischer Dünste Knallkraft, ungeheuer,
Durchbrach des flachen Bodens alte Kruste,
Daß neu ein Berg sogleich entstehen mußte.
Thales. Was wird dadurch nun weiter fortgesetzt?
Goethe.

Ueber die Bildung der Gebirge.

Von Professor J. Fischer.

Die Leser des Morgenblatts sind schon hin und wieder mit der Urgeschichte unseres Erdballs vor der jetzigen Schöpfungsperiode unterhalten worden, und es muß auch wohl die in den Gebirgen versteinerte Geschichte einer Zeit, wo noch kein Zeuge lebte, jeden Denkenden höchlich interessiren. Sie haben schon von der Entstehung der Urgebirge durch Krystallisation aus feurigflüssigem Zustande gehört; es ist die Rede gewesen von dem Niederschlag der Flötzgebirge aus wässerigter Auflösung; es sind die verschiedenen, in den Flötzgebirgen begrabenen Schöpfungen mit ihren wunderlichen, grotesken Formen beschrieben worden. Diese Vorstudien vorausgesezt, machen wir unsere Leser auf die verschiedenen Physionomien der Gebirge aufmerksam: wie sie zu Berg und Thal sich heben und senken, wie sie zu Gebirgshöhen und Wänden anstehen und abfallen, wie sie ihre Riesenglieder dehnen und strecken, bald mit langen, breiten Rücken sich erheben, bald wogenförmig sich hintereinander aufthürmen, bald aderförmig auslaufen und sich in einander verzweigen und verschlingen, bald kuppenförmig aufstoßen; hier breite, lange Thäler in ihrem Schoße tragen, dort nur engen, vielgewundenen und verschlungenen Schluchten Raum lassen, dort endlich bloß in senkrechte, schroffe Spalten zerspringen. Die Physionomie eines Gebirges steht in innerem Zusammenhang mit der Gebirgsart, woraus dasselbe besteht, so daß ein geübtes Auge auf Stunden weit aus der bloßen Form der Berge ihren Inhalt, aus ihrer Gestalt die Gebirgsarten, woraus sie bestehen, angeben kann. Indessen, so verschieden auch die Formen und Physionomien der verschiedenen Gebirgsarten seyn mögen, so deuten sie dennoch alle auf eine und dieselbe Katastrophe, wodurch Berg und Thal entstanden, indem diese Katastrophe nur die verschiedenen Gebirgsarten auf verschiedene Weise betroffen, und so jede wieder in andern Formen und Gestalten zu Bergen aufgethürmt und zu Thälern eingesenkt hat.

Der Begriff dieser Katastrophe wird gewaltig und kühn gefaßt werden müssen: denn man begreift wohl, daß wir mit einem gewöhnlichen, bescheidenen Mittel nicht im Stande wären, himmelhohe Gebirge, hunderte von Meilen weit, emporzurichten, die kolossalen Gebirgswände gleich erstarrten Wogen aufzuthürmen und gleich Wellen an Wellen hintereinander zu wälzen, von dem Hauptzuge des Gebirges aus Zweige und Adern, Meilen weit, in den verschiedensten Richtungen zu treiben und sich in einander schieben und verzweigen zu lassen. Wir bedürfen einer ganz ungeheuern Gewalt, um die ursprünglich regelmäßige und horizontale Schichtung der Erdrinde, wovon noch so

manche ſchöne Ueberreſte zurückgeblieben ſind, zu durchbrechen und in Schluchten und Thäler zu zerſprengen, die Bruchſtücke hier himmelhoch aufzurichten, dort unter Tag zu verſenken, thurmhohe Schichtenlagen in ſchiefen Ebenen zu legen oder auch wohl geradezu auf den Kopf zu ſtellen, ganze Gebirge endlich zu zermalmen und in Schutt zu zerſplittern, dieſen abzurollen und wieder zu verkitten, mit dieſem Schutte ganze Thäler und Ebenen auszufüllen oder ihn auch wieder zu Hügeln, ja zu hohen Gebirgen aufzuwerfen. Auf der Erde — das ahnen kühnere Leſer vielleicht ſchon ſelbſt — werden wir wohl kaum den außerordentlichen, zu dieſer Kataſtrophe nöthigen Hebel finden, und unſere Hypotheſe wird ſich demnach über die Grenzen des irdiſchen Erfahrungskreiſes verſteigen müſſen. Leicht möchte ſie dadurch dem bedenklichen Geologen vom Fach zu kühn ausfallen; — daher bietet ſie der Verfaſſer zunächſt dem Laien, mehr zu ſpielender und unterhaltender Deutung der wunderlichen, ſchweigſamen Geſichter der Gebirge, mit denen der Freund der Natur ſo gerne ſich unterhält.

Der erſte gründlichere Blick, welchen die Naturwiſſenſchaft durch Werner in die Struktur der Flötzgebirge that, zeigte, daß ſie ſich aus einer waſſerflüſſigen Auflöſung in einer Reihe horizontal über einander gethürmter Schichten niedergeſchlagen haben mußten. Für den Urſprung aus wäſſerigter Auflöſung ſprachen unverkennbar die verſteinten Ueberreſte einer ungemein zahlreichen Schöpfung von Seethieren. Schon dieſer Urſprung brachte es mit ſich, daß die Flötzgebirge, wo es immer durch die Beſchaffenheit der Unterlage möglich war, ſich in horizontalen Schichten gebildet; was ſich denn auch durch den Anblick beſtätigte, indem dieſe Gebirge, wenigſtens einem großen Theile nach, langhinziehende Mauern regelmäßig übereinander gelagerter, ziemlich genau horizontaler Schichten bilden, oder, wo ſie auch von der horizontalen Lage abweichen, großentheils wenigſtens regelmäßig geſchichtet ſind. Ein zweiter Blick in die Struktur dieſer Gebirge zeigt indeß eben ſo unwiderſprechlich, daß ſie ſich nicht mehr an dem Orte ihrer urſprünglichen regelmäßigen Ablagerung befinden, ſondern durch eine gewaltſame Revolution an ihren jetzigen Ort verſetzt worden ſeyn müſſen. Denn einmal bleibt es immerhin unbegreiflich, wohin die ungeheure Maſſe Waſſers gekommen ſeyn ſollte, welche die Erde wenigſtens bis zu der Höhe, welche die Flötzgebirge erreichen, und bis wohin ſich die verſteinten Ueberreſte von Waſſerthieren erſtrecken, bedeckt haben müßte. Sodann braucht man die Struktur dieſer Gebirge nur genauer anzuſehen, um, neben den umfaſſenden und ſich zum Theil weit ausdehnenden Ueberreſten ihrer urſprünglichen, regelmäßigen Ablagerung, unverkennbare Spuren einer durchgreifenden, an den verſchiedenſten Punkten hervortretenden gewaltſamen Zerſtörung und Umſtürzung der urſprünglich regelmäßigen Schichtung zu entdecken. Denn faſt eben ſo häufig, als die horizontale Erſtreckung der Schichten, kommt es vor, daß ſie ſich nach den verſchiedenſten Seiten und Richtungen hin einſenken. Bald krümmen ſich hohe Schichtenmauern und bilden ungeheure Bogen und Joche, bald bricht eine Schichtenreihe ab und ſtürzt nach einer mehr oder weniger ſenkrechten Richtung ein, bald richtet ſich eine Schichtenmaſſe auf und läuft als ein hervorragender, aufrechter Kamm an dem Gebirge aufwärts oder in Zacken und Gräten über ſeine Seiten, ſelbſt über ſeine Höhen weg, bald zerfällt das ganze Gebirge in eine Maſſe bloßer Trümmer und Schutt. Namentlich an dem Fuß hoher Gebirge erſtreckt ſich dieſer Schutt weit hin und bildet Hügel und Ebenen, welche ihre Entſtehung faſt unverkennbar einer mit dieſem Schutte von dem Gebirge abſtürzenden ungeheuren Fluth verdanken. Die Thäler der Flötzgebirge endlich ſtellen ſich nicht ſelten durch die Korreſpondenz der Schichten auf beiden Seiten als Sprünge und Spalten in der urſprünglich zuſammengehangenen Schichtenmaſſe dar. Um dieſe Widerſprüche der Flötzgebirge: einerſeits ihre einſtige Waſſerbedeckung, andernſeits ihre jetzige theilweiſe Höhe über jeder möglichen Erhebung des Meeresſpiegels, einerſeits ihre regelmäßige Schichtung, andernſeits ihre Umſtürzung und Zertrümmerung zu erklären, muß offenbar eine gewaltſame Verſetzung derſelben von dem Orte ihrer urſprünglichen Entſtehung und ihres ruhigen Niederſchlags angenommen werden.

Dieſe Widerſprüche ſind nun allerdings der neuern Geologie nicht entgangen, und die Wiſſenſchaft befindet ſich nicht mehr in Verlegenheit, dieſelben zu erklären vermittelſt der neuerdings wohl beinahe allgemein angenommenen Hypotheſe einer vulkaniſchen Erhebung der Flötzgebirge von ihrem urſprünglichen Ablagerungsorte, welcher an die Oberfläche der Erde und unter den Spiegel des damaligen Meeresſtandes verſetzt wird. Dieſer gewiß ſehr ſchöne Gedanke gehört bekanntlich dem deutſchen Naturforſcher, Leopold v. Buch, dem er ſich auf ſeinen Wanderungen in den Tyroler Alpen aufgedrungen. „Schon vor vielen Jahren,“ ſo äußert er ſich ſelbſt hierüber, „kam ich zu der Anſicht, daß die ganze Kette der Alpen, zum wenigſten alle Strecken in denen Kalkgeſtein herrſcht, durch die Bildung des Augitfelſens erhoben worden, und bin überzeugt, daß Niemand dieſer Anſicht entgegen ſeyn kann, der das ſüdliche Tyrol ſorgfältig ſtudirt. Der Augitfels hat alle ſich ſeiner Erhebung entgegenſetzenden Geſteinlagen durchbrochen, und bildet ſo gewiſſermaßen einen ungeheuren Gang, deſſen Richtung die Richtung des Gebirgszuges iſt. Er erhebt zuerſt die Schichten des rothen Porphyrs, dann des Sandſteins und nach

dieſen die Kalkflötze, welche auf die auffallendſte Art umgeſtaltet, verdreht und aufgerichtet ſind.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Gretna Green.

(Fortſetzung.)

Paisley erlebte im Jahre 1790 den Schmerz, ſein Haus mit Allem, was darin, durch eine Feuersbrunſt zu verlieren, von welcher die Geiſtlichkeit behauptete, daß ſie eine Strafe Gottes, Paisley, daß ſie das Werk eines geiſtlichen Brandſtifters, und die Nachbarſchaft, daß ſie Folge der Nachläſſigkeit eines am Abende vorher von Paisley getrauten und in den Flammen umgekommenen Ehepaares ſey. Paisley rettete nebſt Frau und Magd kaum das nackte Leben und wandte ſich von der Stätte ſeines eingeäſcherten Beſitzthums nach Springfield, wo der Freund ſeines Buſens, der ſchon erwähnte David oder Daniel Laing, meiſt ſchlechtweg der alte Grobſchmied genannt, ihn gaſtfrei an ſeinem Herde aufnahm. Paisley ſezte hier ſein Traugewerbe fort, bis er ſchon nach Verlauf von zwölf Monaten ein eigenes Haus in Springfield bezog, das er gleich dem frühern mit einem Kram ausſtattete und bei ſeinem, die Geiſtlichkeit ſagt unſeligen, ſeine Enkelin verſichert, ſanften und ſeligen Hinſcheiden im Jahre 1814 an dieſe Enkelin vererbte. Der Ehemann derſelben, John Elliott, betrieb, als ich ihn ſah, Handel und Gewerbe in der urſprünglichen Weiſe, und auch das Haus trug alle Merkmale unveränderten Beſtandes.

Paisley's Freund, der alte Grobſchmied, fand, während jener unter ſeinem Dache wohnte, am Tabak und Branntwein eben ſo viel Geſchmack als am Trauen und an den Taugebühren, und da er, ſo oft die Conſtitution ſeines Hausgenoſſen durch ein gewiſſes Mißverhältniß zwiſchen der eigenen und der getrunkenen Kraft aus dem Gleichgewichte gerückt war, deſſen Stelle zu vertreten pflegte, ſo dünkte es ihm, nach der häuslichen Trennung von Paisley, durchaus kein Verrath an der Freundſchaft, kein Eingriff in wohlerworbene Rechte, wenn er die erlernte Wiſſenſchaft auf eigene Rechnung ausübte. Auch zerriß das in der That den Bund der Freunde ſo wenig, daß vielmehr die gleichmäßige Beſchäftigung ihre verwandten Gemüther wo möglich noch enger zu einander zog. Man erzählte mir von einem Vertrage, der zwiſchen Beiden beſtanden, und — wenn ich anſcheinend unparteiiſchen Verſicherungen glauben darf — jährlich von Jedem nicht über zwei bis drei Male gebrochen worden iſt, wobei noch das Charakteriſtiſche zu bemerken, daß derlei Verletzungen von beiden Theilen in ſtillſchweigender Uebereinkunft ungerügt blieben. Artikel eins ſtipulirte unveränderliche wechſelſeitige Freundſchaft; Artikel zwei enthielt das gegenſeitige Verſprechen unentgeldlicher Hülfleiſtung, wenn der eine Theil an Betreibung des Traugeſchäftes verhindert wäre, und Artikel drei die feierliche Zuſage, man wolle nur einen Tag um den andern abwechſelnd betrunken ſeyn, dergeſtalt, daß ſtets Einer zum Behuf des Traugeſchäfts geziemend nüchtern erfunden werde. Der jezuweilige Bruch des Vertrags berührte nie einen andern als den dritten Artikel; kein Gewerbsneid fand Raum in den Herzen der Freunde, in ungetrübter Trinkluſt pilgerten ſie durch den Reſt ihres Lebens, und mit einer Sentimentalität, die von einem Grobſchmiede kaum zu erwarten, ſtarb der Alte an demſelben Tage, der ſeinen Freund in die Gruft bettete. Dieſer rührende Seeleneinklang fand jedoch bei den als Schotten abergläubiſchen Springfieldern keinen Anklang. Man hätte allerdings glauben ſollen, ſagte mir ein Senior der Gemeinde, daß erſt der Tabakshändler und gleich darauf der alte Hufſchmied eines natürlichen Todes verſtorben ſeyen, denn die Meiſten von uns ſahen ihre Leichen und wohnten den Begräbniſſen bei, aber — und der Senior nahm die blaue ſchottiſche Tuchmütze ab und faltete die Hände — aber wir müſſen Alle entweder mit blinden Augen geſehen, oder der Herr ſey bei uns! muß im Grabe die Verwandlung vorgenommen haben. Wenige Wochen nach der Beſtattung des alten Schmieds verbreitete ſich das Gerücht, ſowohl bei ſeinem, als früher bei des Tabakshändlers Ende ſey es nicht mit rechten Dingen zugegangen; unſer Herr Pfarrer ordnete die Ausgrabung an und in beiden Särgen lagen halb verweſte Hunde, im Sarge des Tabakshändlers ein ſchwarzer Spitz, in dem des alten Hufſchmieds ein ſchwarzer Pudel. — Ob ehrlich geſtorben und chriſtlich begraben, oder durch Teufelsſpuk von der Oberwelt abgeholt, jedenfalls ſchied David oder Daniel Laing als kinderloſer Junggeſelle und ſein Haus kam in fremde Hände, deren Eigner durch das vermeinte Schickſal des Abgerufenen ſich ſo wenig ſchrecken ließ, daß er mindeſtens zu der Zeit, wo ich auf einem viereckigen, über der Thüre angenagelten Brette ſeinen Namen, John Lowerby, las, Eiſen und Liebespaare fortwährend zuſammenſchmiedete.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſponden;-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortſetzung.)

De Pradt. Dubois.

De Pradt dachte auch daran, das Anſehen der Kirche zu befeſtigen, wiewohl er ſich kaum noch als zur Kirche gehörig anſehen konnte. Und dennoch gefielen ſeine Anſichten dem

Pabſte ſo wenig, daß einige ſeiner Schriften vom römiſchen Stuhle unter die verbotenen geſchrieben wurden. Indeſſen erhielt ſich ſein Anſehen als geiſtreicher politiſcher Schriftſteller, bis zu der Julirevolution, die ſein Untergang war, wie der der ältern Bourboniſchen Linie; denn da die Belgier bald hernach ebenfalls ihre Revolution haben wollten, und dem ehemaligen Erzbiſchofe ſeine Penſion abſchnitten, die er in der That nicht verdient hatte, ſo wurde der Mann, der mehrere frühern Revolutionen gutgeheißen hatte, grämlich und aufgebracht gegen Revolutionen, wandte ſich nun der Macht zu, und ſchrieb gegen die Polen, gegen die Liberalen, gegen die öffentliche Meinung, kurz jede ſeiner ſeitdem erſchienenen Schriften ſtand im Widerſpruch mit ſeinen frühern und mit den allgemeinen Wünſchen und Geſinnungen ſeiner Nation. Daher wurden ſie auch nur wenig geleſen, und kein Lob des geiſtreichen Erzbiſchofs erſcholl mehr in den Zeitungen. Die frühern Schriften waren auch ſchon im öffentlichen Anſehen bedeutend geſunken, da ſie Angelegenheiten betrafen, die jezt nicht mehr intereſſiren können, und der Verfaſſer darin Manches vorherſah, was nicht in Erfüllung gegangen iſt. Ein ſolchter Prophet hat aber einen mißlichen Stand in der Welt. Abbé Lamennais urtheilt über ihn in dem Tageblatt le Monde, de Pradt ſey einer jener rührigen Geiſtlichen geweſen, die ſich in alle Welthändel miſchen wollen, und doch nichts Rechtes zu Stande bringen. Nun hat ſich zwar de Pradt gerühmt, er habe zu der Reſtauration beigetragen, und die verbündeten Mächte bewegen helfen, die ältere Bourbonenlinie anzuerkennen und wieder auf den Thron zu ſezen. Dieſe Behauptung wird aber nicht allgemein geglaubt; dies kann man jedoch nicht leugnen, daß er bei der Berathſchlagung im Talleyrandſchen Hauſe wegen der Wiedereinſezung Ludwigs XVIII. zugegen war, und bei ſeiner Rede- und Schreibſeligkeit muß er doch wohl etwas daſelbſt geſagt haben. Das Beſte, was man jezt zu ſeinem Ruhme thun könnte, wäre wohl, daß man die ſchönſten Stellen aus allen ſeinen Schriften herauszöge und in einer Sammlung drucken ließe; denn unſtreitig hat er, ſo flüchtig er ſchrieb, Stellen, welche den beſtgeſchriebenen in der franzöſiſchen Literatur zur Seite geſezt werden können. — Ein weit mehr betrauerter Mann, welchen Paris kürzlich verloren hat, iſt der berühmte Wundarzt **Dubois**, ein Mann, der fünfzig Jahre lang ſeine Fertigkeit im Operiren zur großen Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen ausgeübt hat. Ein geſchickter Wundarzt in einer Hauptſtadt iſt beinahe ein Halbgott; Alles ſtrömt ihm zu, Alles hofft Wunder von ſeiner Hand, und wenn keine andere Hülfe mehr wirkſam iſt, rechnet man noch auf die Wirkſamkeit ſeines kühnen Schnittes. Prinzen und Tagelöhner, Reiche und Arme flehen ihn an und hoffen auf die Wunder des Mannes. Ehrenſtellen, Titel, Vermögen, Alles fließt ihm zu, und er kann ſich als einen wahren Retter der Menſchheit betrachten. Dubois war, wie Dupuytren, wie ſo manche andere Männer, die ſeitdem berühmt geworden ſind, arm, ſchuylos aus der Provinz gekommen, hatte ſich trog aller Hinderniſſe emporgeſchwungen und ſich durch ſein großes Talent und ſeinen ausdauernden Fleiß eine höchſt ehrenvolle Stellung erworben. Er war Profeſſor an der mediziniſchen Fakultät, hatte ein außerordentlich zahlreiches Auditorium, und faſt alle ausgezeichneten Wundärzte in und um Paris, ja ſogar in den entfernten Provinzen ſind ſeine Schüler. Auch ſtrömten ſtets fremde Studenten, aus England beſonders, zu ſeinen Vorträgen und zu ſeinen Operationen im Hoſpitale herbei; Alle ſind ſeine Bewunderer geworden und ihm mit warmer Anhänglichkeit zugethan geblieben. Er war allgemein geachtet, reich und konnte ein ſehr bequemes Leben führen. In den Zeitungen hat man, bei Erwähnung ſeines Todes, gerühmt, daß er täglich Morgens die Armen empfing, ihnen unentgeltlich Rath ertheilte und ſie auch operirte. Das iſt allerdings ſehr löblich, aber glücklicherweiſe kein einzelner Fall. Es gibt hier wohl keinen ausgezeichneten Arzt oder Wundarzt, der nicht wöchentlich den Armen einige Stunden ausſchließlich widmete. Ich habe klagen hören, daß Dubois etwas rauh in ſeiner Sprache geweſen ſey. Wenn die Leute ihm ihr Leid geklagt und ihren Schaden gezeigt hatten, ſagte er manchmal: „Abſchneiden! kein anderes Mittel mehr!“ oder auch wohl: „Ihr kommt zu ſpät, dem Uebel iſt nicht mehr abzuhelfen;“ und wenn ſich Leute an ihn wendeten, die, ohne gerade arm zu ſeyn, doch in ihrem Aeußern keinen Wohlſtand verriethen, pflegte er auch wohl zu fragen: „Wer wird mich aber bezahlen?“ Aehnliche Vorwürfe von Härte, Unempfindlichkeit und Eigennuz hat man faſt allen großen Wundärzten gemacht; ſie laſſen ſich durch ihren Stand entſchuldigen. Ein Mann, dem jährlich einige tauſend Menſchen durch die Hände gehen, muß, wenn er fünfzig Jahre lang ſein Amt geübt hat, gegen alle Leiden abgeſtumpft ſeyn, und würde bei großer Empfindlichkeit nicht ſo ſicher operiren. Und was den Eigennuz betrifft, ſo bedenke man, daß ein geſchickter Wundarzt Tag und Nacht beſtürmt wird; er kann ſich doch nicht Allen unentgeltlich hingeben; er ſteht den wirklich Armen bei, dies iſt genug, von Andern iſt er völlig berechtigt, Honorar zu verlangen; denn wenn ſie nur wenig aufbringen können, warum wollen ſie gerade von dem erſten Operateur bedient werden, zu dem die Reichen oft nur mit Mühe gelangen? warum wenden ſie ſich nicht an minder berühmte und auch weniger fordernde Wundärzte? Aber freilich wäre ein Wundarzt, der mit einer ungemeinen Fertigkeit und Wiſſenſchaft unerſchütterliche Geduld, große Leutſeligkeit und echte Humanität verbände, beinahe mehr, als was ich oben ſagte, ich meine mehr als ein Halbgott. Ich zweifle, ob ein ſolcher Wundermann je erſcheinen wird. — Doch nun iſt es Zeit, zu andern Tagesbegebenheiten überzugehen.

(Die Fortſezung folgt.)

Mainz, April.

Inſchrift zu Gutenbergs Denkmal.

Die Gutenbergskommiſſion hat ſich endlich entſchloſſen, am 24ſten Juni dieſes Jahrs das Monument aufzurichten, und jezt definitiv die von Hofrath Dr. Müller in Göttingen verfaßte Inſchrift gewählt. Es gab, ehe man über leztern Punkt zur Entſcheidung kam, und auch noch nachher gar Mancherlei zu berathen und zu bedenken. Die Inſchrift lautet folgendermaßen:

Vorderſeite.

Joannem Gensfleisch de Gutenberg
Patricium Moguntinum
Aere per totam Europam collato
Posuerunt cives
MDCCCXXXVII.

Rückſeite.

Artem, quae Graecos latuit latuitque Latinos,
Germani soleis extudit ingenium.
Nunc, quidquid veteres sapiunt sapiuntque recentes,
Non sibi, sed populis omnibus id sapiunt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 20. April 1837.

— Liberty plucks justice by the nose.

Shakespeare.
Measure for measure.

Gretna Green.

(Beſchluß.)

Wie ſehr indeſſen auch die nah bei einander gelegenen vier Trauungsanſtalten in Bezug auf Eleganz und Reſpektabilität ſich unterſcheiden, die weſentlichen Requiſiten haben ſie unter ſich gemein. In jeder gibt es Fremdenzimmer; beim Zöllner an der Sarkbrücke zwei, in Gretna-Hall ſechs, bei Elliott und Sowerby bei Jedem eins; und der Witz derer, die hier gehauſt, hat allenthalben in gereimter und ungereimter Rede an Fenſtern und Wänden ſich ausgelaſſen; Lob des betreffenden Wirths und myſteriöſe Anſpielungen bilden den Hauptinhalt. Dann führt jeder Wirth, wie ſchon angedeutet, ein genaues Trauregiſter, und da die Parteien ſich eigenhändig einſchreiben, ſo würde die Durchſicht gewiß unterhaltend und der Beſitz eines ſolchen Buchs für einen Autographen- oder Curioſitätenſammler von unermeßlichem Werthe ſeyn, wenn nicht alle vier Wirthe ihre Trauregiſter als heilige Geheimniſſe bewahrten. Endlich hat Jeder erforderlichen Falls einen Stellvertreter, der Zöllner in der Perſon eines Schneiders, der Wirth von Gretna-Hall in ſeinem Sohne, Elliott in einem Schuhmacher und Sowerby in ſeinem Schmiedgeſellen. Wider dieſe Subſtitutionen iſt durchaus nichts einzuwenden, denn alle Betheiligten ſind dabei im Gewinne; die Subſtituten empfangen einen Theil der Traugebühren, und preßhaft geängſtigte Paare entſchlüpfen vielleicht unerſetzlichem Verluſte, dem der lezten rettenden Minuten; in der Hauptſache aber gilt es gewiß ganz gleich, ob die Trauung von einem Straßengeldeinnehmer oder von einem Schneider, von einem Schmiede oder deſſen Geſellen verrichtet wird. Das Kluge dieſer Maßregel hat jedoch erſt ſeit einigen Jahren eingeleuchtet, und wahrſcheinlich, weil der Gedanke ſehr nahe liegt, hat er aus der Ferne herüber kommen müſſen. Wenn bis dahin ein Trauer durch Krankheit oder Abweſenheit ſeinem Gewerbe entzogen war, von wem ließ er ſich vertreten? Von dem Kutſcher oder Poſtillon, der die Flüchtigen überbracht hatte. Da geſchah es eines Tags, daß eine, bei dem Zöllner vorgefahrene Engländerin in dem, zum Behufe des Trauens eingetretenen Manne ihren Poſtillon erkannte. „Nein! nimmermehr!“ rief ſie, und kein begütigendes Wort des Geliebten machte ihren Entſchluß wanken. „So laſſen Sie ſich von einem Schneider trauen,“ ſagte der Poſtillon, deſſen verletzte Würde den geziemenden Reſpekt übermeiſterte, und dem der Abſtand vom Könige zum Bettler nicht größer dünkte als der zwiſchen einem Poſtillon und einem Schneider. — „Lieber von einem Schneider!“ verſetzte die Dame. Der Schneider war zufällig zur Hand und vollzog ſeine erſte Trauhandlung mit ſo viel Geſchick, daß der Zöllner, die

Erfahrung nutzend, ein Abkommen mit ihm traf, welches in den drei andern Trauungsanstalten schnell die erwähnte Nachahmung fand.

Daß nicht bloß englische, sondern auch schottische Liebespaare den Bund ihrer Herzen in Graitney oder Springfield bestätigen lassen, versteht sich so gut von selbst, als daß nicht alle Trauluſtigen zu Wagen, sondern bei Weitem mehrere bescheiden und unverfolgt zu Fuße ankommen. Gleichwohl sind es nur diese Umstände, was die Zahl der jährlich im Durchschnitt dort Getrauten glaublich macht, ohne von dem in Heirathsangelegenheiten allerdings starken Eigenwillen der schönen Engländerinnen etwas zu stark zu zeugen. Eine statistisch genaue Angabe ist nicht möglich; das folgt schon aus dem Geheimhalten der Trauregister. Die mündlichen ungefähr Soundsoviel der einzelnen Trauherrn sind verdächtig, weil spezielle Rücksichten sie veranlassen können, die Ansätze zu schmälern oder zu steigern. Soll indessen eine Zahl genannt werden, so entfernt man sich schwerlich weit von der Wahrheit und sagt eher zu wenig als zu viel, wenn man auf die vier Trauinstitute jährlich achthundert Ehepaare annimmt. In Betreff der zu entrichtenden Gebühr findet natürlich keine Bestimmung Statt. Zu Wagen Ankommende zahlen als Standespersonen nach Belieben; doch erwartet der Trauende nicht unter zwei Guineen. Der gesprächige Wirth von Gretna-Hall sagte mir, der Prinz von Capua habe ihm eine Banknote von einhundert Pfund Sterling überreichen lassen, und der gleichgültige Ton, mit welchem er das sagte, berechtigt zu der Vermuthung, daß der Mann entweder verwöhnt oder unbescheiden ist. Wer keine Eile hat und nicht übertheuert zu werden wünscht, pflegt wegen des zu entrichtenden Betrags sich im Voraus zu verständigen, und da Viele aus der Nachbarschaft bloß um der Ersparniß willen hier einsprechen, so sehe ich keinen Grund, die Versicherung zu bezweifeln, daß in Springfield — denn dem Zöllner und dem Wirthe von Gretna-Hall habe ich solches nicht nachreden hören — für manche Trauung die Valuta einiger Gläser Whisky bezahlt worden sey.

Nur der leichtfertigste Frevler an den heiligsten Interessen der Menschheit wird das Unwesen, wie ich es hier geschildert, belachen können. Der einzige Vertheidigungsgrund ruht in der alten kirchlichen Satzung, und obschon es wahr ist, daß, so lange diese besteht, auch jenes vom strengen Rechte geschützt werden muß, die Richter daher keinen Tadel verdienen, die für Paisley gegen die Geistlichkeit entschieden — warum denn die kirchliche Satzung bestehen lassen und mit der Ursache nicht die Wirkung vernichten? Oder wenn die Satzung zu ehrwürdig ist, als daß die Art der Gegenwart sie fällen dürfte, warum nicht wenigstens die Aeste abhauen, in deren dunkelm Schatten der Mißbrauch jedem Angriffe trotzt? — Wen nach Beantwortung dieser Fragen verlangt, suche sie in den betreffenden Verhandlungen der schottischen Geistlichen bei Gelegenheit ihres Zusammentritts — ihrer General-Assembly — vom Jahre 1826. Er suche sie, sage ich, denn das Finden will ich nicht verbürgen. Auch haben in der That die versammelten Geistlichen selbst die auf Abänderung des Statuts dringenden Gründe entweder nicht gefunden oder nicht finden mögen: — für unantastbar erklärten sie die Satzung, für gotteslästerlich den damit getriebenen Mißbrauch.

Ueber die Bildung der Gebirge.

(Fortsetzung.)

Eine solche unterirdische Erhebung und Aufrichtung der ursprünglich horizontal geschichteten Flötzgebirge verspricht allerdings eine umfassende Lösung der obbemerkten Widersprüche. Indem sich die Urgebirge in der durch die Gebirgszüge bezeichneten Linie emportrieben, richteten sie die ihnen aufgelagerten Flötze an sich in die Höhe, welche nun zum Theil mantelförmig an ihnen emporstehen, zum Theil übereinander stürzten, auf das Mannichfachste zusammengebrochen und zertrümmert.

Jedenfalls hat eine gewaltsame Erhebung der Urgebirge bei der Bildung der jetzigen Erdoberfläche unleugbar eine sehr große Rolle gespielt. Sämmtliche Urgebirge, wo sie zu Tage gehen, erscheinen wellen- und kuppenförmig emporgetrieben; die Flötzgebirge der Schweizer wie der Tyroler Hochalpen sind sichtbar durch unterirdische Erhebung der Urgebirgsmasse aufgerichtet; selbst die reinen Flötzgebirge, wie der Jura, sind theilweise, nämlich da, wo sie Kuppen bilden, vulkanisch gehoben; daher sie denn auch dort vielfach geschmolzen und krystallisirt oder in dolomitische Masse verwandelt sind, wobei die Talkerde wohl aus keiner andern Quelle in den Kalk kommen konnte, als aus dem glühenden Urgesteine.

Auf eine höchst eclatante Weise bestätigt sich diese v. Buchsche Hypothese in der Bildung der Berner Hochalpen, wie sie Professor Hugi von Solothurn in seiner 1830 im Druck erschienenen naturhistorischen Alpenreise beschreibt. Die Stelle des aus der Tiefe Emporsteigenden und die Flötzgebirge Emporhebenden vertritt in den Schweizergebirgen der Granit. Wo der Kalk unmittelbar auf Granit aufliegt, erleiden seine untern Schichten eine äußerst auffallende Veränderung: die sonst dunkle Farbe des Gesteins wird weiß und der sonst flachmuschlige Bruch sehr bestimmt körnigt, mannichmal sogar blasig und zellig; die Farbe wird gewölkt, der Kalk geht in Dolomit über. — Merkwürdiger noch ist die Thatsache, welche Hugi als constantes, durch die Bernischen Hochalpen hindurchgehendes Vorkommen beobachtet haben will: daß über dem Flötzgebirge, welches auf Urgebirg ruht, noch einmal Urgebirge, eine Art Granit erscheint, welcher den Kalk

deutlich überlagert und ſich über demſelben nicht ſelten noch über 1000 Fuß aufthürmt und meiſt die höchſten Hörner formirt. Oft erſchien das Urgebirge über das Kalkgebirge überhängend und von ihm ſo weit abſtehend, daß zwiſchen beiden Klüfte entſtehen, worin ſich Hugi mit ſeinen Begleitern, auf Kalk ruhend und von Granit gedeckt, gegen den Regen ſchützen konnte. In dieſem aufgelagerten Hochgranite erſcheinen nun wieder Stöcke oder Lager von Kalk, welche aber bloß in dem Urgebirge aufgerichtet ſtecken und ſich darin auskeilen. Die Schichtungs- und beſonders die Außenflächen dieſes Kalks erſcheinen mit quarzigen Zellen bedeckt. — Man wird kaum umhin können, dieſen Hochgranit als eine aus der Tiefe emporgeſtiegene Maſſe zu betrachten, welche ſich über das durchbrochene Kalkgebirge her ergoſſen und darüber aufgetrieben, den Kalk ſelbſt in der unmittelbaren Berührung geſchmolzen, dadurch ſeine Struktur in's Kryſtalliniſche umgeſezt, ihm an manchen Stellen Talkerde mitgetheilt und ihn dadurch in Dolomit verwandelt, an andern Stellen dagegen Trümmer des Kalkgebirges mit ſich in die Höhe geriſſen. Eine ähnliche Erſcheinung, welche eben ſo deutlich für vulkaniſche Erhebung ſpricht, zeigt ſich im Jura. Wo hier der Muſchelkalk regelmäßig und ungeſtört, mehr oder weniger horizontal ſich hinlagert, zeigt er keine Veränderung; wenn er aber zerbricht und ſenkrecht ſich auftreibt, dann über- und umlagert ihn Gyps und er ſelbſt erleidet eine Veränderung in's Blaſigte und Körnigte, und zwar ſo, daß ungefähr die drei nächſtangrenzenden Schichten gradweiſe von der Umänderung ergriffen ſind, die erſte im höchſten Grade ergriffen, porös und zellig, die zweite körnig und kryſtalliniſch wird, die dritte bloße Spuren anfangender Veränderung zeigt.

Beſonders ſchön und klar ſpringt dieſe feurigflüſſige Erhebung der Urgebirge bei reinen, nicht durch Flötzgebirge verdeckten Urgebirgsformationen in die Augen. Mancher unſerer Leſer iſt wohl auch ſchon auf einer dominirenden Höhe des Schwarzwaldes geſtanden. Wenn er das ihn umringende Gewimmel der ſich gegen das Rheinthal vorſchiebenden Gebirgszüge überblickte, ſo konnte er nicht wohl ein treffenderes Bild für den wunderbaren Anblick finden, als das eines von Oſten herangedrückten Wogenzuges, der gegen das Rheinthal hin erſtarrt ſtillgeſtanden und ſich aufgethürmt. Wie die Wellen einer großen Woge, drängen ſich die Gebirgszüge hinter- und aufeinander, ihre Thäler als tiefe Furchen zwiſchen ſich. Im Allgemeinen korreſpondirt der Zug der Hauptthäler den Querfurchen des von Oſten herangedrückten Wogenzuges, und ſie erſtrecken ſich demgemäß ihrer größern Länge nach von Norden gegen Süden, oder umgekehrt. Nur die Ausläufer der Gebirgszüge gegen das Rheinthal zu brechen in der Richtung des Wogenzuges von Oſten nach Weſten ab und ſchieben ſich bunt durcheinander, wie ſie eben in allſeitiger Begegnung Raum gefunden. Steigt man herab in ihre Thäler, ſo ſieht man, wie ſich die Wellen der Gebirgsmaſſe rechts und links in einander geſchoben, wie die Krümmungen und Windungen der Thalwände genau einander korreſpondiren, jeder vorſpringenden Ecke ein einſpringender Winkel gegenüber ſteht und umgekehrt; wie, wo noch ein freier Raum geblieben, die gepreßten Adern der Gebirgsmaſſe ſich aufgeworfen. Die ſchönen, rundlichten Kuppen, welche den Abfall des Schwarzwaldes gegen das Rheinthal zieren, ſind Wellenköpfe, die bauchigten Formen der einzelnen Berge gleichen Aufwürfen eines örtlich in's Stocken gerathenen und angeſammelten unterirdiſchen Fluſſes; die Reihen bauchigt aufgetriebener Berge, woraus die gegen das Rheinthal auslaufenden Gebirgszüge beſtehen, ſtellen eben ſo viele Pulſationen der unter ſteten Hemmungen vordringenden Gebirgsadern vor; die ſanft ausgeſchweiften, vor- und zurückſpringenden Thalwände bilden Wellenlinien, wie ſie ſich nur auf flüſſigem, wogendem Grunde erzeugen konnten.

Es dürfte eine eben ſo gewagte als undankbare Mühe ſcheinen, bei der allem Anſchein nach ſo befriedigenden und ſo glänzend ſich beſtätigenden Hypotheſe einer allgemeinen vulkaniſchen Erhebung der Urgebirge, wodurch die Flötzgebirge emporgerichtet worden, ſich nicht beruhigen zu wollen. Der Verfaſſer iſt auch weit entfernt, an den von L. v. Buch und Andern beobachteten Punkten eine vulkaniſche Erhebung des Urgebirgs bezweifeln zu wollen. Er könnte es ſogar dahingeſtellt ſeyn laſſen, ob die Hypotheſe einer vulkaniſchen Erhebung allgemein zureicht, um die jetzige Geſtaltung der Flötzgebirge durchgängig zu erklären, wiewohl ſich ſehr gegründete Bedenken dagegen erheben ließen. So ſcheinen namentlich die Juragebilde mit langgeſtreckten Bergrücken, im Gegenſatze der kuppenförmigen, insbeſondere aber die Juragebilde mit weitausgedehnten Hochebenen, wie die ſchwäbiſche Alp, kaum vulkaniſch erhoben ſeyn zu können. Wir geſtehen wenigſtens, uns keinen Begriff von einer vulkaniſchen Gewalt bilden zu können, welche einen ſo weit ausgedehnten Gebirgsſtock, wie die ſchwäbiſche Alp, ſo gleichförmig und ruhig, faſt ohne alle Spur vulkaniſcher Zerſtörung und Umwandlung des Gebirgs, hätte heben können; auch fehlen alle Spuren der ſonſt die Erhebungen des Urgebirgs bezeichnenden kuppen- und wellenförmigen Aufwürfe. Die örtlichen Durchbrüche vulkaniſcher Maſſen am Fuße der ſchwäbiſchen Alp können wegen ihrer Unbedeutenheit nicht als Spuren jener vulkaniſchen Erhebungsgewalt angeführt werden, denn dieſe hätte, wenn ſie einmal einen Durchbruch gefunden, wohl ganz andere Spuren hinterlaſſen. Sie werden ſich wenigſtens viel leichter als Folgen, denn als Urſachen der Ablagerung jener Flötzgebirge erklären.

Eben so unerklärlich scheint die Bildung der Nagelfluhgebirge innerhalb der Grenzen der vulkanischen Erhebungstheorie zu seyn. Der Rigi z. B., so wie der nahe Roßberg bestehen durchaus aus Flötznagelfluh, die, sehr regelmäßig geschichtet, ihre Gebilde südöstlich einsenkt. Im Allgemeinen sind die Gerölle vollkommen abgerundet, wie es nur nach langer Reibung möglich ist. Sie liegen in einem kalkigten Bindemittel, das meist selbst wieder aus gerollter feiner Masse zu bestehen scheint. In den verschiedenen Geröllschichten sind Bruchstücke der verschiedenartigsten Flötzformationen durcheinander gemischt. Wir finden Alpenkalke von den verschiedensten Abänderungen in Farbe und Korn; dann finden sich, jedoch seltener, Sandsteine, Grauwacke und Rogeneisenstein; häufiger ist wieder der Liaskalk, dann der Liasschiefer, Mergel und Mergelkalk, und endlich der neuere Kalk des Jura. Mit Einem Worte: der Rigi umschließt die ganze Suite der Flötzformationen durch- und untereinander. Vom Urgebirge ist selten ein Stückchen eingemischt, und wo ein solches vorkommt, gleicht es merkwürdigerweise keiner der Urgebirgsformationen aus der Umgegend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Schluß der italienischen Oper. Komische Oper. Chollet.

Die italienische Oper ist pünktlich am letzten März geschlossen worden, wie sie auch pünktlich am ersten October sich wieder öffnet. Kaum ist die letzte Vorstellung zu Ende, so reisen die Virtuosen auch schon nach England, um dort sogleich zu Anfang Aprils die Season hindurch singen zu können. Seit einigen Jahren hat London und Paris nur Eine italienische Truppe, und die beiden Hauptstädte senden sich alle halbe Jahre ganz schwesterlich die vortreffliche Truppe zu, welche dadurch ungeheure Gehalte bekommt, und gar keine Unterbrechung zu ihrem Nachtheil zu fürchten hat. Um neue Stücke hat sich der Direktor Laurent im letzten Halbjahr nicht sehr bemüht, und schwerlich wird er geneigt seyn, sich künftig sehr nach denselben umzusehen; denn die beiden Opern Marliani's und Costas, die er auf die Bühne gebracht, haben nicht gefallen, und das Publikum hat lieber ältere Opern von Rossini, Bellini und wenigen Andern hören wollen. Ueberhaupt geht man nicht der Abwechslung wegen in dieses Schauspielhaus. Es ist unter den Reichen Sitte, Logen im Théâtre italien zu haben, und dort dreimal in der Woche sich in großem Putze zu zeigen und den vollkommensten Gesang zu hören, den es gibt. Da die Königin, aus Italien gebürtig, mit ihrem Hause diese Oper ziemlich oft besucht, so trägt auch dieses zum Flor der Unternehmung bei, und kein Fremder versäumt, den Vorstellungen beizuwohnen, so viel es ihm Zeit und Vermögen erlauben; denn nirgends kann er ein vollkommeneres Ganze, ein in allen seinen Theilen besser ausgeführtes Opernstück hören, als hier. Zuweilen haben sparsame Volksdeputirte über den großen Aufwand geklagt, den diese Oper dem Staate verursache; allein ich glaube, es gibt viel schlechter angewendete Summen; solch eine vortreffliche Truppe, von einem gleich vortrefflichen Orchester unterstützt, ist eine wahre Schule des Theatergesanges, und übt sicher großen Einfluß auf die einheimischen Virtuosen. Wie manche schöne Stimmen, die man in Pariser Concerten, öffentlichen sowohl als häuslichen, zu hören das Vergnügen hat, haben sich nach der italienischen Oper und durch dieselbe gebildet! Durch das Abtreten der italienischen Truppe hat nun die französische große Oper freien Spielraum; aber dieselbe wird wieder durch die komische Oper beschränkt, welche in der letzten Zeit außerordentlich fleißig war, obschon sie eine Zeit lang von ihrem Postillon de Longjumeau zehren konnte, der nun beinahe achtzigmal gegeben worden, obschon weder Scribe noch Auber daran gearbeitet haben, und der ohne Zweifel die hundertste Darstellung erleben und wahrscheinlich ein bleibendes Bühnenstück werden wird. Der Postillon wird von dem Sänger Chollet vortrefflich gegeben. Von diesem Sänger erzählte neulich ein kleines Tageblatt folgende Anekdote, die aber nicht sehr wahrscheinlich ist; indessen tragen sich oft sehr unwahrscheinliche Dinge zu. Zu Anfang der Restauration war Chollet, damals noch sehr jung, Musikant bei der Nationalgarde und Serpentbläser in der Kirche St. Germain l'Auxerrois, welche das Volk seitdem so übel zugerichtet hat, und die nun allmählig verfallen wird, wenn die Regierung nicht bald sie restauriren läßt. Einst wohnte Ludwig XVIII. mit seinem Hofstaate einem feierlichen Gottesdienst in jener Kirche bei. Die Nationalgarde bildete das Spalier vom Schlosse bis zur Kirche, und die Musik der Legion, wozu Chollet gehörte, kam nahe am Eingange der Kirche zu stehen. Hier stieg der König mit großer Beschwerlichkeit aus seinem Wagen, und wurde vom Pastor an der Spitze der Geistlichkeit unter einem Thronhimmel empfangen, wobei der Pfarrer, der alten Etikette zufolge, eine lange Anrede an den Monarchen hielt. Diesem fiel nichts so beschwerlich, als lange stehen zu müssen. Er wandte sich deßhalb an seinen Neffen, den Herzog von Berry, und sagte leise zu ihm: „Berry, das dauert mir zu lange." — „Wenn Ew. Majestät wollen," antwortete dieser, „so soll es gleich aus seyn." — „Ja, thue, was dir gut dünkt," versetzte der König. Sogleich raunte der Herzog einem Adjutanten etwas in's Ohr; dieser entfernte sich, und alsbald erscholl die Militärmusik mit großer Trommel, Trompeten und Trombonen, so daß an kein Anreden mehr zu denken war. Der König wurde processionaliter auf's Chor geführt, wo ein wohlgepolsterter Sessel für ihn bereit stand. Als der Musikärm nicht mehr nöthig war, verließ Chollet seine Reihe und begab sich in die Sakristei der Kirche, um dort eine Alba überzuwerfen und im Chore das Amt eines Serpentbläsers während des Gottesdienstes zu verrichten; denn damals hatten alle Kirchen noch Serpens; jetzt überläßt man die hölzernen, rauh schnarrenden Instrumente den Landstädten und Dörfern, und hat die so gelehrt benannten Ophicleides, auch wohl Bässe, um den Gesang zu unterstützen. Chollet hatte aber in der Eile vergessen, seinen Degen abzuschnallen, und ließ daher, als er mit seinem Serpent über das Chor schritt, ein sonderbares Geklirre hören, welches großes Aufsehen unter den Polizeibeamten erregte, welche um des Königs Person wachten. Einige wollten sogar eine Degenspitze unter dem Chorhemde haben hervorragen sehen. Die Beamten flüsterten einander ihre Besorgniß zu, der unbekannte Serpentbläser habe einen Mordanschlag auf den König; es wurde beschlossen, ihn nicht aus dem Auge zu verlieren und in aller Eile einen Polizeikommissär herbeizurufen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 21. April 1837.

O süße Zeit herzinniger Gefühle
Der Kindlichkeit!
Wie denk' ich dein so gern im Weltgewühle,
Du süße Zeit!

Salis.

Die beiden Gefangenen.

Eine Novelle.

Viele Leser erinnern sich wohl noch einer kleinen Erzählung, welche wir unter dem Titel: des Onkels Bibliothek, vor mehreren Jahren (1832, Nr. 95—105) mitgetheilt haben. Einer unserer Mitarbeiter hatte aus Laune das der Genfer Bibliothèque universelle entnommene französische Original, sowohl was Gedanken, als was Situationen betrifft, in ein deutsches Gewand gekleidet und dem geistreichen Franzosen wirklich mit Glück nachgedichtet, indem die Novelle, so viel wir wissen, von den Meisten als deutsches Produkt hingenommen wurde. Vor Kurzem enthielt nun das Genfer Journal ein anderes ähnliches Stück desselben Verfassers, das sich jenem genau anschließt, sofern darin die kleinen Jugendbegebenheiten erzählt werden, welche den in „der Bibliothek des Onkels“ so anziehend und lebendig geschilderten vorangehen. Eine Bearbeitung, wie die frühere Erzählung sie erfahren, wäre bei der neuern ungleich schwieriger; allein abgesehen davon, beschränken wir uns schon deßhalb auf eine bloße Uebertragung, um den Leser beobachten zu lassen, auf welch interessante Weise in einem Schriftsteller, der wahrscheinlich der Abstammung nach beiden Nationen, der französischen und der deutschen angehört — er heißt Topfer — der Geist beider verschmolzen ist.

* * *

Ich kenne Leute, die vor der Ladenthüre ihres Vaters aufgewachsen sind; von dieser Lebensweise her ist neben dem, daß sie ihnen zu einer gewissen praktischen Menschenkenntniß verholfen hat, ein gewisser Hang zum Gaffen, die Vorliebe für das Straßenleben, eine eigenthümliche Trivialität der Ideen, sind Moral und Vorurtheile des Stadtviertels an ihn hängen geblieben. Sie sind jezt Advokaten oder Pfarrer; was auch aus ihnen geworden, sie haben von der Ladenthüre gute und schlimme, in jedem Fall unvertilgbare Eindrücke in ihren Beruf herübergenommen. Andere lebten um dieselbe Zeit, das heißt um das fünfzehnte Jahr, in einem kleinen Stübchen, das auf einen schweigsamen Hof, auf kahle Dächer sah. Bei diesen entwickelte sich ein Hang zum Nachdenken; auf der Straße wußten sie wenig Bescheid, desto genauer hatten sie ein paar Nachbarsleute beobachtet, und sich eine nicht so ausgebreitete, aber dafür tiefere Menschenkenntniß erworben. Und wie oft, wenn ihnen die Außenwelt gar nichts bot, lebten sie mit sich und in sich selbst, während der andere, der Straßenjunge, vor beständiger Zerstreuung weder Lust noch Zeit hatte, mit sich selbst Bekanntschaft zu machen. Werde er Advokat oder Pfarrer, der Junge

im Stübchen bleibt ein anderer Mensch als der vor der Ladenthüre. — Und nun nehme man noch, was der junge Mensch von seiner Wohnung aus Alles vorgehen sieht: die Leute, die vorbeiwandeln, das Geräusch an der Tagesordnung, die täglichen heitern oder unangenehmen Auftritte, und die Nachbarschaft, und was zufällig vorfällt — o welch ein verwickelter Proceß ist die Erziehung! Der Vater sucht nach wohl erwogenem Plane, mit Ernst und Liebe Geist und Herz seines Sohnes eine gewisse Richtung zu geben; aber die ganze Außenwelt, das Geräusch, die menschliche Umgebung, was zufällig passirt, verschwört sich wider ihn oder unterstützt ihn, je nachdem es kommt, und er kann diese Einflüsse weder aufheben, noch ihrer Mitwirkung entrathen. — Später allerdings, nach dem zwanzigsten, fünf-und-zwanzigsten Jahr macht die Lokalität wenig mehr aus. Die Wohnung mag heiter seyn oder düster, reich oder armselig, sie ist fortan keine Schule mehr. In diesem Alter hat der Mensch seine eigentliche Laufbahn bereits betreten, er ist mitten in der Wolke, die ihm so eben noch fern am Horizont der Zukunft zu schweben schien; die Seele nimmt nicht mehr Alles auf als Stoff ihrer träumerischen Thätigkeit, die Außenwelt spiegelt sich darin, läßt aber keinen Eindruck mehr zurück.

Ich wohnte zu Genf in einem abgelegenen Quartier, hinter St. Peter, dicht beim Gefängniß, de l'Evêché genannt. Ueber den Wipfel einer Achazie weg sah ich ein Stück der gothischen Kirche, den Untertheil des großen Thurms, ein Mauerloch am Gefängniß, und dahinter durch eine Oeffnung den See mit seinen Ufern. Was war Alles hier zu lernen, wenn ich nur wollte! Wie viel hatte ich hiemit vor andern Jungen meines Alters voraus! Ich bin stolz auf diese Schule, wenn ich sie auch schlecht genüzt: sie ist edler als die Schwelle der Ladenthüre, sie ist reicher als das einsame Stübchen ohne Aussicht; aus ihr hätte müssen ein Dichter hervorgehen, wenn der Stoff meines Gehirns dazu geschaffen gewesen wäre.

In solcher Umgebung verlebte ich in tiefem Frieden die köstliche Zeit der ersten Jugend, wenig mit meinem Lehrer, mehr mit mir selbst, gar viel mit Eucharis, Galathea, vor allem aber mit Estella beschäftigt. Es gibt eine Zeit im Leben — sie kommt nur einmal und geht schnell vorüber — wo Herrn von Florians Eclogen einen ganz eigenthümlichen Zauber haben: ich war just in dem Alter. Wie liebenswürdig erschienen mir jene jungen Schäferinnen, wie naiv ihre kostbaren Redensarten und nach Rosenwasser riechenden Gefühle, wie entzückend ländlich ihre zierlichen Mieder, ihre hübschen Schäferstäbe mit flatternden Bändern! Die artigsten Mädchen in der Stadt waren in meinen Augen nicht halb so geistreich und grazios, nicht halb so gefühlvoll — und dies war die Hauptsache — als meine geliebten Schäferinnen. Auch herrschten sie unbeschränkt in meinem Herzen, und meine jugendliche Einbildungskraft getraute sich, ihnen die Treue zu bewahren. O Liebesgefühl der ersten Jugend, erster, lieblicher, spielender Schimmer eines Feuers, das später so oft bis auf das Leben brennt und frißt! Welch unendlicher Reiz, welch reiner, himmlischer Genuß in den Regungen eines Gefühls, das so viele Stürme in seinem Schoße birgt!

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die Bildung der Gebirge.

(Fortsezung.)

Wie sollten sich innerhalb der Theorie einer vulkanischen Erhebung der Flözgebirge diese Gerölschichten erklären, namentlich ihre Anhäufung am Fuße der Haupterhebung, zum Theil ferne von ihrem Muttergesteine, zu den ungeheuern Massen 1 — 5000 Fuß hoher Berge? — Sollten sie etwa der Schutt von Gebirgen seyn, welche bei der allgemeinen Erhebung in Trümmer gegangen, von der Höhe der Alpen herabgerollt und unten zusammengebacken? Allein wie konnten bei einer noch so gewaltsamen Erhebung ganze Gebirge in so kleine Bruchstücke zerschmettern! Wie konnte sich die ungeheure Schuttmasse, wenn sie auch von der höchsten Höhe der Alpen herabstürzte, auf dem kurzen Wege so durchgängig und allseitig abrollen! Schon die Masse mußte die Trümmer vor schneller Abschleifung schützen. — Wollte man die Gerölle nach und nach durch Gebirgswasser herabführen und so einzeln abrollen lassen, so geben wir die Masse der Nagelfluhgebirge, so wie die Mischung ganz verschiedenartiger Gerölle, deren Muttergesteine großentheils gar nicht in der Nähe liegen, zu bedenken; wobei erstere Schwierigkeit zwar durch beliebige Millionen von Jahren, leztere dagegen wohl ganz und gar nicht zu heben ist. — Wie konnten sich endlich diese Schuttmassen aus den Schlünden, worin sie sich gesammelt haben müßten, wieder zu diesen hohen Bergen anthürmen? Etwa wieder durch eine vulkanische Erhebung? die aber erst nach Millionen von Jahren auf die große vulkanische Hauptrevolution gefolgt wäre; ein Vulkanismus, dessen ungeheure Gewalt, wenn nicht schon das erste Mal, doch wenigstens in der Wiederholung an Unbegreiflichkeit grenzt.

Diese Unzulänglichkeiten der Erhebungstheorie wären vielleicht Grundes genug, um, wenn auch nicht an der örtlichen Wahrheit derselben für gewisse Punkte, wie die von L. v. Buch beobachteten, doch an ihrer allgemeinen Wahrheit für die gesammte Flözformation zu zweifeln.

Allein der Verfaſſer fühlt ſich nicht berufen, in Widerſpruch mit geologiſchen Autoritäten, wie ſie die Erhebungstheorie für ſich hat, zu treten, und läßt demnach dieſe Hypotheſe in jedem beliebigen Umfange, den man ihr geben will, beſtehen. Er geht einen Schritt weiter hinter die erſte Vorausſetzung jener Theorie, eben die vulkaniſche Erhebung des Urgebirges, zurück und fragt nach der Urſache derſelben. Wie und wodurch entſtand jene wellenförmige Erhebung des Urgebirges, welche nach einer vielleicht mehrere Meilen tief gegangenen Erſtarrung der Oberfläche des Urgebirges eingetreten? Welche Gewalt vermochte das in horizontaler Ebene, auf mehrere Meilen hinab erſtarrte Urgebirge in ſeinem durch eine feſte Kryſtallrinde gedeckten, glühend flüſſigen Grunde zu erregen, daß es örtlich einſank bis zur Tiefe des Meeresgrundes, an andern Stellen dagegen wellenförmig emporſtieg, die Flötzgebirge durchbrach und an ſich emporrichtete, ſie in ſich zerſprengte und zuſammenſtürzte?

Dieſe wohl unabweisliche Frage nach der von L. v. Buch nachgewieſenen Erhebung des Urgebirges zu den ungeheuren Wogen des Alpenzuges, zudem aber auch die nicht durch vulkaniſche Erhebung erklärbare Geſtalt und Beſchaffenheit anderer Flötzformationen brachten den Verfaſſer auf den Gedanken: die Flötzgebirge möchten wohl kosmiſchen Urſprungs ſeyn und erſt durch ihren Herabſturz auf die oberflächlich erſtarrte Erde einerſeits die Urgebirgsrinde eingebrochen, andernſeits dagegen die in der Tiefe noch glühendflüſſige Urgebirgsmaſſe ſammt den Trümmern der oberflächlichen Rinde wellenförmig emporgetrieben haben. Vermöge dieſer Hypotheſe wäre der Ort der regelmäßigen Ablagerung und Schichtenbildung der Flötzgebirge gar nicht auf der, erſt bis zu den Urgebirgen fertigen Erde, ſondern in dem Himmelsraume gelegen geweſen, und die Flötzgebirge wären als fertige Gebilde von dem Himmel gefallen und über die Urgebirgsrinde hergeſtürzt.

So erklärte ſich wenigſtens die widerſprechende Struktur der Flötzgebirge ganz einfach. Die enorme Gewalt des Stoßes, welchen ſie beim Auffallen auf die Urgebirgsrinde erlitten, reicht hin, um die mannichfachſte Zertrümmerung und Einſtürzung ihrer Schichten zu erklären, wie auf der andern Seite einzuſehen iſt, daß die urſprüngliche Schichtung, namentlich in der Mitte größerer Maſſen, ſelbſt den furchtbarſten Stoß mannichfach überdauern konnte. Es wird ſich beſonders einleuchtend vorſtellen laſſen, wie die oberflächlich erſtarrte Urgebirgsrinde an einigen Stellen eingedrückt und dafür an andern Stellen wellenförmig emporgetrieben werden konnte, wie die, über ſolchen emporbringenden Urgebirgswellen entzweibrechenden Flötze ſich auf beiden Seiten mantelförmig herabſenken mußten. Es ſtellen ſich die emporſtehenden Zacken und Kämme als die hervorragenden Trümmer und Enden ſenkrecht eingeſunkener Schichten dar. Es wird begreiflich, wie das Flötzgebirge das eine Mal in ein von ihm eingedrücktes Urthal hinab zuſammenbrechen, das andere Mal über einem von ihm aufgetriebenen Urkamm auseinander reißen konnte. Es wird überhaupt anſchaulich, wie es durch den Stoß des Aufſturzes in weithin auslaufende Schluchten zerſpringen konnte, welche ſich durch Abfall von oben und Ausfüllung von unten zu Thälern formirten, in feſterem Geſtein hingegen, wie z. B. bei Pfäfers, noch ganz als die Urſchluchten daſtehen.

Der Gedanke, die Flötzgebirge als vom Himmel gefallen zu betrachten, dürfte höchſt parador erſcheinen; um ihn in ſeinem ernſtlichen Sinne und ſeiner wahren Bedeutung erſcheinen zu laſſen, iſt nöthig, auf die muthmaßliche Entſtehung der Erde und des Sonnenſyſtems überhaupt zurückzugehen.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, ſondern darf als ausgemittelter Grundſatz der Geologie vorausgeſetzt werden, daß die Erde ſich aus flüſſigem Zuſtande herausgebildet hat. Dafür ſpricht, außer der kryſtalliniſchen Beſchaffenheit der Urgebirge, welche immer einen vorausgegangenen flüſſigen Zuſtand vorausſetzt, die runde Geſtalt der Erde überhaupt, namentlich aber ihre Abplattung unter den Polen und die Anſammlung und Erhebung ihrer Maſſe gegen den Aequator: eine Wirkung der durch die Schwungkraft der Rotation verminderten Schwere, welche ſich indeſſen nur in flüſſigem Zuſtand der Maſſe realiſiren konnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, April.

Girandola. Kunſt und Künſtler. Gemäldeausſtellung.

Die Fremdenwelt beginnt Rom zu verlaſſen. Villen und Campagna ſchmücken ſich wieder mit hellem Grün; die Wohnungen werden geläſtet, man beeilt ſich, Häuſer in Albano und Frascati zu miethen. Die Girandola, welche am Oſtermontage von der Engelsburg abgebrannt wurde, und mit ihren, dem Ausbruch eines Vulkans ähnelnden, ganz Rom in blendender Beleuchtung zeigenden Feuergarben, ihrem Funkenregen und ihren Rädern, welche das alte, impoſante Gebäude in allen Formen umſpielten und ſich glänzend im Tiberſtrome ſpiegelten, in der ſchwarzen Nacht einen magiſchen Effekt hervorbrachte — die Girandola war eine Art Signal zum Abzuge derer, welche es auf eine weitere Reiſe oder gar ein Lebewohl abgeſehen haben; und wenn die Deſertion bis jezt nicht ſtärker geweſen iſt, ſo iſt die Witterung daran ſchuld, welche unter andern Seine Heiligkeit verhinderte, am Oſtertage die Benediction von der großen Loggia der Façade der Peterskirche herab zu ertheilen, und welche uns überdies um die Kuppelbeleuchtung brachte. In Neapel hat die Cholera gänzlich aufgehört, und wenn die Quarantänen noch nicht aufgehoben ſind, ſo können ſie um

so weniger lange mehr bestehen, da das ganze Volk murrt, und man im gesammten Staate die Folgen der Absperrung empfindlich spürt. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß die Verbindung bald wieder hergestellt seyn wird. Rom ist diesmal wunderbarerweise von der Seuche verschont worden, wie Florenz vor drittehalb Jahren, als im nahen Livorno eine große Sterblichkeit herrschte. Auch die Grippe ist noch nicht zu uns gelangt, während sie in der Hauptstadt Toskana's die Hälfte der Bevölkerung auf's Krankenlager geworfen hat. — Unter denen, die bald von uns zu scheiden denken, nennt man Thorwaldsen und Wagner. Beide wollen ihr Vaterland wieder besuchen: der Erstere, um sein oft besprochenes Museum einzurichten, der Andere, um für die Aufstellung seines vor Kurzem vollendeten großen Frieses für die Walhalla selbst thätig zu seyn. Von dem Festmahle, welches Wagnern neulich gegeben ward, ist schon anderwärts die Rede gewesen; bei der Abreise des Professors Gerhard, welcher vor seiner beabsichtigten Rückkehr nach Deutschland eine Reise nach Griechenland unternommen hat, versammelten seine zahlreichen Freunde sich zu einer ähnlichen Feier. — Der ungünstigen Zeitverhältnisse ungeachtet, welche einen empfindlichen Mangel an Aufträgen herbeigeführt haben, sind unsere Künstler unermüdet thätig. Englische Bildhauer sind namentlich mit Büsten beschäftigt, worunter manche lobenswerthe sind. Das Modell zu der früher erwähnten Gruppe von Wolff, eine verwundete Amazone darstellend, die von einer andern gehalten wird, ist vollendet, und die schon früher erregten Erwartungen sind in hohem Grade in Erfüllung gegangen. Es ist eine Composition von ernster und großartiger Schönheit, ausgezeichnet durch edle Einfachheit, und gleich gelungen im Ausdruck, wie in der Gruppirung. Je mehr dies Werk dazu beiträgt, den Ruhm des Künstlers zu vermehren, um so sehnlicher muß man wünschen, daß es, in Marmor ausgeführt, im deutschen Vaterlande eine seiner würdige Stelle und die Anerkennung finde, die ihm nirgends fehlen kann. Auch Tenerani's Kreuzabnahme ist beinahe vollendet; seine Psyche, ohnmächtig hingesunken, gelangt nach Florenz in den Besitz des Fürsten Conti. — Die Gemäldeausstellung (bei deren Erwähnung in einem frühern Briefe, Nr. 75, irrthümlich Nettuno für Neapel geschrieben wurde) ward vor ihrem Schlusse noch durch einige Bilder bereichert, unter denen ein Seestück von Gmelin, eine große Gebirgslandschaft im Sturme von Marko, und ein Blumenstück von Senff zu nennen sind. Der geringen Zahl der Werke ungeachtet, brachte übrigens diese Ausstellung Dinge zum Vorschein, bei denen man sich billig fragen mußte, wie es möglich sey, daß man so etwas machen, und, wenn es in einer unglücklichen Stunde entstanden, den Muth haben könne, es irgend einem Menschen vorzuzeigen? Einige Septablätter, römische Veduten, namentlich architektonische, von einem Neapolitaner, Namens Bianelli, erinnerten zwar sehr an französische und englische Muster, erfreuten aber durch große Leichtigkeit und Geschmack in der Auffassung, wie in der Ausführung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Beschluß.)

Chollet. Nourrit. Das Theater Castellane.

Der Polizeikommissär kam, setzte sich in der Sakristei mit seinem Aktuar vor einen Tisch und befahl, den muthmaßlichen Conspirator ohne Aufsehen aus dem Chore zu rufen. Man ging also auf Chollet zu und bat ihn, in die Sakristei zu kommen, wo man ihm etwas Wichtiges zu sagen habe. Chollet weigerte sich mit der Aeußerung, er könne mitten im Gottesdienste, wo seine Gegenwart unentbehrlich sey, unmöglich die Cantoren sitzen lassen. Dies erregte noch mehr Argwohn; zuletzt bedeutete man ihm, wenn er nicht gutwillig komme, müsse man Gewalt brauchen. Nun gab er nach, und erstaunte nicht wenig, als er einen Mann in schwarzem Kleide hinter dem Tische sitzen sah, vor welchen er geführt wurde. Ihm ahnte gar nicht, was man von ihm wolle. Der Polizeikommissär fragte nach Namen und Stand, und sagte dann: „Ihr seyd beschuldigt, mit bösen Anschlägen umzugehen.“ — „Böse Anschläge? nein wahrlich, ich habe keinen einzigen!“ — „Weßhalb seyd Ihr auf's Chor gegangen?“ — „Je nun, um meine Pflicht als Serpentbläser zu thun.“ — „Ihr wolltet noch etwas Anderes, denn Ihr tragt heimliche Waffen.“ — „Keine außer meinem Gardistendegen.“ — „Nun ja, dieser Degen ist es gerade, was Euch verdächtig macht. Was wolltet Ihr damit thun?“ Er hatte viele Mühe, der Polizei zu beweisen, daß er ganz unschuldigerweise seinen Degen hängen lassen, um gleich bei der Musik zu seyn, wenn der König aus der Kirche träte. Man begriff es endlich und ließ ihn lachend wieder los. Als er ein geschickter Sänger geworden war, verließ er die Kirche und widmete sich der Bühne, auf welcher er nun als der beste Sänger der komischen Oper glänzt. — Von der großen Oper ist dagegen der beste Sänger, Nourrit, so eben abgetreten, nachdem er durch eine prachtvolle und wahrhaft feierliche Benefizvorstellung vom Publikum Abschied genommen hatte. Dies war eine bedeutende Tagesbegebenheit; denn an dem Abtreten eines beliebten Virtuosen nimmt ganz Paris Antheil; es läßt sich daher nicht zweifeln, daß der Saal gedrängt voll war. Nourrit ist noch in seinem besten Alter, und man sieht nicht ein, was den gefeierten Sänger bewogen hat, so früh die Bühne zu verlassen, welche Mühe haben wird, ihn zu ersetzen. Wahrscheinlich hatte er seine Forderungen zu hoch gespannt, und ist daher vom Direktor entlassen worden. In Robert dem Teufel hatte er die Hauptrolle, und er ist in diesem Stücke über 140mal aufgetreten. Meyerbeer hat der Direktion eine neue Oper zugesagt; wann sie aber fertig wird, weiß er wohl selbst nicht. Zuweilen läßt Meyerbeer Monate vergehen, ohne das Geringste in Musik zu setzen. Kommt aber einmal der musikalische Geist über ihn, so geht es Tag und Nacht fort, bis die unternommene Arbeit vollendet ist. — Die Privatdarstellungen in dem Castellane'schen Hotel werden immer stärker besucht, und die Zeitungen fangen schon an, von denselben Bericht zu erstatten, als ob es öffentliche Schauspiele wären. Anfangs begnügte man sich mit Lustspielen und Vaudevilles; jetzt wird schon von Opern gesprochen, die einstudirt werden. Zuletzt wird vielleicht ein förmliches Theater aus dieser Privatbelustigung. Nicht minderes Aufsehen hat das von der schönen Prinzessin Belgiojoso veranstaltete Concert sammt Lotterie und Markt zu Gunsten der armen Italiener in Frankreich erregt. Wenn sich eine junge, reizende Prinzessin an die Spitze eines Wohlthätigkeitsvereins stellt, so muß die Sache gelingen; auch ist die Einnahme beträchtlich gewesen. Warum hat das Schicksal keine mitleidige deutsche Prinzessin nach Paris geführt, um auch den vielen darbenden Deutschen hier aus der Noth zu helfen?

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 96.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 22. April 1837.

Sey's Ergreifen, sey es Fassen,
Wenn es sich nur faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.

Goethe.

Ueber die Bildung der Gebirge.

(Fortsetzung.)

Nicht nur unsere Erde, sondern auch unser gesammtes Sonnensystem scheint sich ursprünglich in aufgelöstem und flüssigem Zustande befunden zu haben. Dafür spricht einmal das, sich bei allen Weltkörpern desselben wiederholende Moment kugelförmiger Gestalt mit polarischer Abplattung, sodann die merkwürdige Zusammenstimmung aller Bewegungen sämmtlicher planetarischer Körper unseres Sonnensystems fast in einer Ebene und in einerlei Richtung. Es laufen alle Planeten in einer und derselben Richtung um die Sonne, in welcher diese sich selbst um ihre Are dreht. In der nämlichen Richtung rotiren die Planeten je um ihre eigene Are. Es ist dieselbe Richtung, in welcher die Nebenplaneten um ihre Hauptplaneten und mit diesen um die Sonne laufen. Die merkwürdige Zusammenstimmung dieses verwickelten Systems der mannichfaltigsten Bewegungen kann kein Zufall seyn, sondern muß ihren Grund in einem ursprünglichen Zusammenhange haben, in welchem die Weltkörper unseres Sonnensystems einst miteinander gestanden und worin sie diese gemeinschaftliche Bewegung angenommen haben. Ein solcher Zusammenhang läßt sich aber wohl kaum anders denken, als daß diese Weltkörper vermöge einer allgemeinen Auflösung ihrer Masse einst ein zusammenhängendes Ganzes ausgemacht haben, welches sich um den Aequator der Sonne in der Ebene der Ekliptik als eine scheibenförmige Atmosphäre angelagert haben mag; wenn man nicht noch weiter zurückgehen und selbst die Sonne in dieses allgemeine Chaos auflösen und sich als Mittelpunkt des Systems erst daraus niederschlagen lassen will.

Eine glänzende Wahrscheinlichkeit geben dieser Annahme einer ursprünglichen chaotischen Auflösung unseres Sonnensystems die interessanten Beobachtungen der sogenannten Nebelsterne durch Schröter und Herschel. Diese räthselhaften leuchtenden Massen, welche sich zum Theil durch keinerlei Vergrößerung in einzelne leuchtende Punkte auflösen lassen, ja deutliche Expansionen und Contraktionen zeigen, scheinen in der Bildung begriffene Embryonen von Weltsystemen zu seyn; so daß die weltlichen Dinge nicht nur im Kleinen, sondern auch im Großen, selbst als Weltkörper, einem Werden unterworfen zu seyn scheinen, auf dessen verschiedenen Stufen das eine System von Weltkörpern jezt erst sich entwickelt, das andere seine Blüthezeit feiert, das dritte vielleicht baldigem Tode entgegen geht. Eines der merkwürdigsten Gebilde dieser Art ist der Nebelfleck im Orion. Seine unregelmäßige Gestalt ist veränderlich, und man hat ihn schon innerhalb weniger Tage sich nach einigen Seiten ungeheuer ausdehnen, nach andern sich zusammenziehen gesehen. Die

Stellen, innerhalb welcher ſolche plötzliche Veränderungen vor ſich gehen, übertreffen öfters an Umfang unſer ganzes Planetenſyſtem. Endlich hat man ſchon ſolche ungeheure Strecken mit einem ungewöhnlichen Licht aufflammen ſehen. Manche dieſer Lichtnebel zeigen in ihrer Mitte bereits eine Verdichtung, den Anfang des künftigen Centralkörpers. Unter dieſen in der Mitte ſehr verdichteten Nebeln fand Herſchel viele, welche nicht rund erſchienen, ſondern ein ſehr abgeplattetes, linſenförmiges Sphäroid vorſtellten. Dieſe Geſtalt kommt zu oft vor, als daß man ſie für zufällig halten könnte, zumal da eine faſt genaue Gleichheit beider Hälften für die Vermuthung ſpricht, daß wir den Querſchnitt eines runden, ſehr abgeplatteten und der Scheibenform ſich annähernden Körpers ſehen. Eine ſolche Abplattung zur Scheibe um den Aequator des Centralkörpers müßte in einer flüſſigen Maſſe durch einen ungeheuern Grad von Rotationsgeſchwindigkeit hervorgebracht werden. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß manche jener Nebel bereits einen Centralkörper formirt, mit ihm eine gemeinſame Arenumdrehung angenommen und ſich dadurch um ſeinen Aequator ſcheibenförmig angelagert haben, während andere ſich noch in ganz chaotiſchem Zuſtande befinden.

Dieſe Gründe und Analogien ſetzen es wohl faſt außer Zweifel, daß die Weltkörper unſeres Sonnenſyſtems ſich urſprünglich in chaotiſcher Auflöſung befunden und daraus niedergeſchlagen haben. Dieſen Niederſchlag haben wir uns wohl ungefähr ſo vorzuſtellen, daß zuerſt die Hauptmaſſe ſich zur Sonne concentrirte und nun eine gemeinſame Rotation der Sonne mit der übrigen Maſſe begann, welche mit ungeheurer Geſchwindigkeit zu denken iſt. In Folge dieſer Rotation ſammelte ſich die übrige Maſſe ſcheibenförmig in der Aequatorialebene des Centralkörpers, außer den wenigen Ueberreſten, welche nun als Kometen umherirren. Jene in der Aequatorialebene der Sonne angelagerte ſcheibenförmige Maſſe zerfiel in eben ſo viele Bahnen, als wir jezt Hauptplaneten zählen. In jeder Bahn bildete ſich einer oder mehrere Mittelpunkte der Anziehung, welche die geſammte Materie derſelben nach und nach aufſammelten. Gelingt es einem der anziehenden Punkte, eine überwiegende Maſſe um ſich aufzurollen, ſo tritt er als Hauptplanet auf; gelingt dies dagegen mehreren gleichermaßen, ſo entſtehen coordinirte Planeten oder Aſteroiden.

Kehren wir zur Erde und zu unſerm Gegenſtande zurück, ſo wird uns, um zuerſt einen Blick auf die Urgebirge zu werfen, ihre Struktur nicht in Zweifel laſſen, auf welche Stufe des kosmiſchen Bildungsproceſſes der Erde wir ihren kryſtalliniſchen Niederſchlag zu verſetzen haben. Die durchgreifende, übrigens in einander gleichſam zerdrückte kryſtalliniſche Bildung der Urgebirge läßt wohl kaum einen Zweifel zu, daß ſie ſich in einem zähen, feurigflüſſigen Zuſtand formirt haben. Die Urſache dieſes ihres feurigflüſſigen Zuſtandes iſt auch unſchwer zu errathen: es war die Verbrennung ihrer metalliſchen Grundlagen in Sauerſtoff. In dem Momente, als das Flözgebirge auf die Erdrinde niederſtürzte und die Urgebirge emportrieb, war die Urgebirgsmaſſe bereits oberflächlich erſtarrt und feſt geworden. Dies ſpringt deutlich an den zerſpaltenen und durcheinander geworfenen, übrigens regelmäßig gebildet geweſenen Schichten der aufgetriebenen Urgebirge in die Augen. Indeſſen konnte dieſe Erſtarrung und Feſtwerdung der Urgebirgsrinde auf der andern Seite noch nicht beſonders tief gegangen ſeyn, denn an andern Stellen, wie z. B. auf der Höhe der Berner Hochalpen, ſo wie in den durch Spalten des Flözgebirges heraufgedrungenen vulkaniſchen Gebilden, ſtieg noch flüſſige Urgebirgsmaſſe aus der Tiefe herauf, die doch wohl höchſtens einige Meilen tief ſich befunden haben konnte. Halten wir den lezteren Punkt feſt, ſo werden wir darin leicht einen Grund zu der nunmehr apodiktiſch auszuſprechenden Behauptung finden, daß der Ort der Bildung und des Niederſchlags der Flözgebirge aus wäſſerigter Auflöſung gar nicht auf der Oberfläche der Erde und der oberflächlich erſtarrten Urgebirgsrinde liegen konnte; und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dieſe noch ſo glühend ſeyn mußte, daß ſich gar kein Waſſer in tropfbarem Zuſtande an der Oberfläche der Erde hätte halten können.

(Der Beſchluß folgt.)

Die beiden Gefangenen.

(Fortſetzung.)

Meine Leidenſchaft machte mich ſelig und unglücklich: lezteres, weil ich mich ihr nicht unbeſorgt überlaſſen konnte, und zwar in Folge eines ſehr ernſten Auftritts, den ich vor Kurzem mit meinem Lehrer gehabt. Anlaß dazu gab Telemachs edles Benehmen auf der Inſel der Calypſo, wo er, der Regung der Tugend folgend, von Eucharis ſcheidet, welches Benehmen wir eben mit einander in ſchlechtes Latein überſezten. Da heißt es: „Et il précipita Télémaque dans la mer.“ Et Telemachum in mare praecipitavit; ſo hatte ich überſezt, da fiel es Monſieur Ratin, ſo hieß mein Lehrer, bei, mich zu fragen, was ich von dieſem Verfahren Mentors denke? Dieſe Frage ſezte mich nicht wenig in Verlegenheit; wußte ich doch ſchon ſehr gut, daß man vor ſeinem Lehrer dem weiſen Mentor nichts Schlimmes nachſagen darf. Ich dachte in mir nicht anders, als Mentor ſey hier einmal recht brutal zu Werk gegangen, gab aber zur Antwort: Telemach ſey gut davon gekommen, daß er die ſalzige

Woge nur habe koſten müſſen. „Sie haben meine Frage nicht gefaßt,“ erwiderte Monſieur Ratin: „Telemach liebte die Nymphe Eucharis; nun iſt aber die Liebe die verderblichſte, verächtlichſte, mit der Tugend unverträglichſte Leidenſchaft. Ein Jüngling, der liebt, verfällt der ſchlimmſten Weichlichkeit; er taugt zu nichts mehr als zu ſeufzen, wie Herkules zu den Füßen der Omphale. Der weiſe Mentor konnte daher zu keinem trefflicheren Mittel greifen, wollte er Telemach vom Rande des Abgrunds zurückreißen. Sehen Sie wohl, dieſe Antwort hatte ich erwartet.“

So erfuhr ich denn auf mittelbarem Wege, daß mein Zuſtand ſehr bedenklich, daß ich ſchon gewaltig vom Pfad der Tugend gewichen ſey; denn das ſah ich klar ein, ich liebte Eſtella ſo innig als Telemach ſeine Eucharis. Ich beſchloß alſo in meinem Innern, ein ſo ſündhaftes Gefühl zu bekämpfen, das mir früher oder ſpäter ein Unglück über den Hals bringen konnte, weil Monſieur Ratin das Heilmittel des weiſen Mentor ſo gar admirabel fand.

Des Lehrers Worte hatten übrigens einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, indeſſen weit weniger ſo weit ich ſie verſtand, als ſofern ſie mir dunkel, myſtiſch waren. Während ich, um nicht in den Abgrund zu ſtürzen, ein höchſt unſchuldiges Gefühl unterdrückte, grübelte meine Einbildungskraft über den bedeutungsvollen Worten Monſieur Ratins. Dies war meine erſte Liebe. Sie hatte, als ein reines Luftgebilde, weiter keine Folgen, aber die Art und Weiſe, wie Monſieur Ratin hemmend in ihre Entwicklung gegriffen, ertheilte meinen folgenden Liebſchaften einen eigenthümlichen Charakter, wie aus dem Folgenden zu erſehen ſeyn wird.

Das Gefängniß, von dem ich geſprochen, hat gegen meine Wohnung nur ein einziges vergittertes Fenſter in einer ſchwarzen, ſchauerlichen Mauer. Ich erinnere mich noch wohl, daß der Anblick dieſes Lochs mir damals nur das Gefühl von Schrecken und Entrüſtung gab: nach meinen Begriffen beſtand die Geſellſchaft aus lauter ehrlichen Leuten; der Gedanke, daß Jemand ſtehlen oder gar einen umbringen könne, war mir gräßlich, und die Gerechtigkeit, welche die Guten vor Ungeheuern ſchützte, erſchien mir wie eine hehre Matrone, die gar nicht furchtbar genug ſtrafen konnte. Seitdem habe ich freilich anders denken gelernt. — Die Kinder ſind in ihrem Urtheile abſolut, eben weil es ein beſchränktes iſt. Die Fragen haben für ſie nur Eine Seite und ſind darum ganz einfach: die Löſung erſcheint ihrem richtigen, aber einſeitigen Urtheilsvermögen leicht und unwiderſprechlich. Daher kommt es, daß man von den ſanfteſten oft harte Worte hört und die weichmüthigſten nicht ſelten grauſame Gedanken äußern. Von den Weichmüthigſten war ich nun eben nicht, aber dergleichen begegnete mir oft, und wenn ich einen Menſchen in's Gefängniß führen ſah, ſo fühlte ich inniges Bedauern mit den Schergen, während ich den Verbrecher auf's Aeußerſte verabſcheute. Dies war nicht Grauſamkeit, nicht niedrige Geſinnung, es war nur Unſchuld. Eines Tags ſah ich einen vorbeiführen, gegen den ſich vollends mein ganzes Herz empörte, den Mitſchuldigen eines abſcheulichen Mörders. Sie hatten mit einander einen alten Mann umgebracht, um ihn zu berauben, und, als ſie bemerkten, daß ein Kind zugegen geweſen, auch dieſen ſchuldloſen Zeugen auf die Seite geſchafft. Der eine war hingerichtet, der andere, wegen mildernder Umſtände oder dergleichen, nur zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt worden. Während er, im Begriff, ſeinen Kerker zu betreten, unter meinem Fenſter wegging, betrachtete er aufmerkſam die Häuſer umher. Sein Auge begegnete dem meinigen, und er lächelte, als kennte er mich! Dieſes Lächeln machte einen tiefen, ſchrecklichen Eindruck auf mich. Den ganzen Tag brachte ich es nicht aus dem Kopfe; ich beſchloß, mit meinem Lehrer davon zu reden, und er ergriff die Gelegenheit, mir vorzuſtellen, wie viel Zeit ich damit verderbe, aus dem Fenſter zu ſehen.

Mein Lehrer war, wenn ich daran denke, eine wunderliche Figur: ſtreng von Sitten und pedantiſch, achtungswürdig und lächerlich, gravitätiſch und komiſch, ſo daß der Eindruck, den er auf mich machte, imponirend und burleſk zugleich war. Sittlich ſtrenge Grundſätze üben aber, wenn der Mann ihnen im Leben conſequent treu bleibt, eine ſolche Gewalt über die Gemüther, daß Monſieur Ratin, ſo komiſch er mir erſchien, ungleich ſtärker auf mich einwirkte, als wenn er weit geſchickter oder vernünftiger geweſen wäre, aber die Lehren, welche er mir predigte, ſelbſt minder ſtreng befolgt hätte. — Er war ganz ausnehmend züchtig. Im Telemach überſprangen wir ganze Seiten als unmoraliſch, und er ſuchte äußerſt ängſtlich zu verhindern, daß ich mich für die verliebte Calypſo intereſſirte; ich würde, hieß es immer, in der Welt nur zu viel gefährlichen Weibern begegnen, die ihr auf ein Haar glichen. Vor dieſer Calypſo hatte er, trotz ihrer Eigenſchaft als Göttin, einen tiefgefühlten Abſcheu. Die meiſten lateiniſchen Autoren laſen wir nie anders als in den vom Jeſuiten Jouvency gereinigten Texten, und wir überhüpften noch manche Stellen, welche der züchtige Jeſuit hatte paſſiren laſſen. So kam es, daß ich mir von gar vielen Dingen ſchreckliche Begriffe machte, und dabei vor Monſieur Ratin auf's Aengſtlichſte meine unſchuldigſten Gedanken verbarg, wenn ſie auf's Entfernteſte an Liebe und an Calypſo erinnerten. — Es ließe ſich viel hierüber ſagen. Dieſe Methode wirkt vielmehr aufreizend als mäßigend, nicht ſowohl vorbeugend als comprimirend, ſie erzeugt ſtatt Grundſätzen nur Vorurtheile,

und was das Schlimmſte iſt, ſie befleckt faſt nothwendig die Unſchuld, jene zarte Blume, die von einem Hauche welkt und nie zweimal blüht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, April.

(Fortſetzung.)

Heilige Woche. Kirchenmuſik.

In der heiligen Woche feiert die Kirchenmuſik ihren Triumph in der Sixtiniſchen Kapelle. Ein Vorgeſchmack ernſterer Tondichtung war ſchon während der Faſten gegeben worden. Zuerſt wurde in den großen Räumen des venetianiſchen Pallaſtes, welchen der öſterreichiſche Botſchafter bewohnt, die Schöpfung in einer Weiſe ausgeführt, welche an die Leiſtungen deutſcher Muſikfeſte erinnerte; hierauf im Pallaſt Torlonia, im Borgo — der ſchönen Wohnung, welche Bramante für den Cardinal Hadrian von Corneto baute, und die ſich unter den ſo oft überladenen und ſchwerfälligen römiſchen Pallaſten durch ihre edle Eleganz auszeichnet — das Miſerere des Marcello, eine der vorzüglichſten unter den zahlreichen Compoſitionen dieſer Art im weniger ſtrengen Style. — Einem Wetter zum Trotz, das mit dem Großfürſten Michael von den Ufern der Newa hergekommen zu ſeyn ſchien (am Morgen des Gründonnerſtags waren alle Dächer mit Schnee bedeckt), füllte eine zahlloſe Menge den Vatican und die Peterskirche, welche letztere man erſt dann in ihrer ganzen überwältigenden Größe und Majeſtät verſtehen und bewundern lernt, wenn man ſie bei Feſten, wie am Oſtertage, geſehen hat. Die Rieſengeſtalten Michel Angelo's ſchauten von Decke und Wand der Siſtina ernſt herab wie Geiſter längſt vorübergegangener Jahrhunderte, bald von einzelnen Sonnenblicken vorübergehend, aber hell erleuchtet und wie in runden Formen hervortretend, bald geſpenſtiſch verſchwindend im Halbdunkel. Es iſt nicht möglich, einen Ort zu finden, wo Alles ſo gleichmäßig und ſo mächtig zuſammenwirkt, einen gewaltigen Effekt hervorzubringen, wie hier der Fall iſt: Lokal, Ausſchmückung, Coſtüme, Ceremonien und Muſik bilden ein großes Ganze, in welchem die bewunderungswürdigſte Harmonie waltet. In dieſen Räumen muß man die Lamentationen, die Improperien Paleſtrina's, das Stabat mater Pergoleſi's, das Miſerere Allegri's und Bai's hören, begleitet und unterſtützt von dem einfach-großartigen Gregorianiſchen Geſang, und von den ergreifenden Compoſitionen der Paſſion, welche am Palmenfeſt und am Charfreitage von verſchiedenen mit einander abwechſelnden Stimmen vorgetragen werden. Je mächtiger man von der Schönheit und Würde dieſer Muſik durchdrungen und angeregt wird, und je bereitwilliger man ſich ſelber geſteht, ſie ſey die einzige, deren Charakter vollkommen übereinſtimmt mit den Empfindungen und der Stimmung, welche der Gottesdienſt in uns erwecken ſoll, um ſo mehr wird man überraſcht, wenn man findet, daß dieſe Muſik verhältnißmäßig neuern Zeiten angehört, und daß ſie im 15ten und 16ten Jahrhundert in einem Zuſtande war, der mit dem Weſen dieſer muſterhaften Compoſitionen den grellſten Gegenſatz bildet. Das Tridentiniſche Concil wollte den mit ausſchweifenden Künſteleien überladenen Canto figurato völlig aus der Kirche verbannen; Giovanni Pierluigi von Paleſtrina war es, deſſen reines, frommes, melodiſches Gemüth denſelben rettete. Die Lebensbeſchreibung dieſes großen Mannes, ein Werk des würdigen Abate Baini, deſſen Bemühungen um Aufrechthaltung der Reinheit der Tonkunſt nicht genug geprieſen werden können, enthält einen Schatz von Bemerkungen, die uns ein lebendiges Bild des Unweſens geben, welches um die Mitte des 16ten Jahrhunderts in Italien herrſchte, eine Zeit, wo der Katholicismus, dem Untergange naheſtehend, nach langer Lethargie zu einer gewaltigen, eben ſo tief eingreifenden, wie nachhaltigen Regeneration ſich ermannte, und Allem, was mittelbar oder unmittelbar mit ihm in Berührung ſtand, einen neuen, ernſten Charakter aufdrückte. Ein paar Angaben mögen hinreichen, das damalige Treiben zu bezeichnen. Die Worte der Liturgie waren ganz vernachläſſigt; man hörte das Kyrie, Sanctus, Agnus nicht mehr, die Componiſten nahmen auf die Worte ſelbſt keine Rückſicht: die Meßmuſik wurde geſchrieben, wie eine Inſtrumentalſymphonie; der Text konnte dann zuſehen, wo und wie er ein Unterkommen fand. Man ließ endlich die Worte wohl ganz weg, und bezeichnete nur den erſten Theil mit Kyrie, den zweiten mit Chriſte und ſo weiter bis zum letzten Agnus. Auch wurden mit der Liturgie andere Texte vereinigt. Man ſchrieb z. B. eine Meſſe, deren Thema die Melodie des Ave-Maria des Gregorianiſchen Geſanges war: drei Theile ſangen nach obenangeführter Weiſe das Kyrie, Gloria, Credo, der vierte das ganze Ave-Maria. So ſind zwei Meſſen von Criſt. Morales, und ſelbſt Paleſtrina's erſte gedruckte Meſſe: Ecce Sacerdos magnus. Das Archiv der Vaticaniſchen Kapelle beſitzt eine Menge Werke dieſer Art.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 90.

Der Nebel.

Räthſel.

Roth or braun, or ſchwarz or weiß,
Gilt mir ziemlich gleich;
Weib or Mann — auf mein Geheiß
Füllen ſie mein Reich;
Nord or Süd, or Weſt or Oſt,
Ich bin überall,
Augenlicht iſt meine Poſt.
Bote mir der Schall.
Jung or alt,
Warm or kalt,
Alle weiß ich zu durchdringen,
Geiſt und Mark,
Schwach or ſtark,
Unter's Joch zu bringen.

J. G. M.

* Ob die deutſche Sprache ſtatt des langen „oder"
Nicht ein kurzes Wörtchen ſchon ſeit lange feder',
O ihr Ariſtarchen! mögt ihr nun entſcheiden,
Aber mich einſtweilen um dies „or" beneiden,
Das, ein engliſch Wörtchen, doch von deutſchem Stamme,
Wieder an den Buſen flieget ſeiner Amme.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 97.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 24. April 1837.

— Ein ſchlimmer Burſche!
Keck, raſch, verſtändig, naſeweis, geſchickt.

Shakespeare.
Richard III.

Die beiden Gefangenen.

(Fortſetzung.)

Uebrigens war Monſieur Ratin, ſo voll er von Latein und Alterthum ſtak, im Grunde ein guter Mann und nicht ſowohl ſtreng als wortreich. Bei Gelegenheit eines Dintenflecks citirte er Seneca, hatte ich einen leichtfertigen Streich gemacht, ſo ſtellte er mir Cato von Utica als Muſter vor; aber etwas war ihm in den Tod verhaßt, etwas vergab er nie, das Lachen ohne ſichtbaren Grund. Im Gelächter erblickte er die ſeltſamſten Dinge, den Zeitgeiſt, das frühreife Laſter, den ſichern Vorboten eines ruchloſen Lebens. Ueber dieſen Punkt konnte er ewig lang, auf's Leidenſchaftlichſte fortpredigen, und ich ſchrieb dies einer Warze zu, die er auf der Naſe hatte.

Dieſe Warze war von der Größe einer Kichererbſe, und darauf ſaß ein kleiner Büſchel ſehr zarter und äußerſt hygrometriſcher Haare; denn ich hatte die Bemerkung gemacht, daß ſie je nach der Witterung ſteif oder kraus waren. Ich konnte ſie oft während des Unterrichts höchſt naiv, als eine Curioſität, ohne einen Gedanken an Spott betrachten; dann wurde ich aber barſch angefahren und wegen meiner Zerſtreuung geſcholten. Zuweilen wollte ſich durchaus eine Mücke darauf ſetzen, trotz des zornigen Abwehrens meines Lehrers, und er erklärte dann raſch darauf los, damit ich in den Text ſehen und den wunderlichen Zweikampf nicht bemerken ſollte. Aber juſt dies ſagte mir, daß etwas vorging, und in unbezwinglicher Neugier ſchlug ich verſtohlen die Augen nach ſeinem Geſichte auf. Je nachdem ich nun etwas ſah, kam mich das Lachen an, und wenn die Mücke nicht bald abzog, ſo plazte ich los. Dann donnerte Monſieur Ratin, ohne im Geringſten zu thun, als merkte er den Anlaß des Aergerniſſes, gegen das unvernünftige Lachen im Allgemeinen und ſtellte mir vor, welch ſchreckliche Folgen das haben müſſe.

Und herzliches Lachen iſt doch ein ſo großer Genuß! eine verbotene und darum köſtliche Frucht! Die Zeit hat es mir entleidet, nicht die Predigten meines Lehrers. Um aber ſo recht genußreich zu lachen, muß man Schüler ſeyn und, wo möglich, einen Lehrer haben, dem eine Warze mit ein paar neckiſchen Härchen auf der Naſe ſizt. Dieſe Warze iſt mir ſeitdem oft in den Sinn gekommen, und ich bilde mir ein, alle ſehr reizbaren Leute haben ſo ein phyſiſches oder moraliſches Gebrechen, eine verborgene oder zu Tag liegende Warze, weßhalb ſie meinen, ihre Nebenmenſchen wollen ſich über ſie luſtig machen. Man lache nicht vor Leuten der Art, man lacht ſie aus; man ſpreche nicht von Finnen oder Linſen, das ſind Anſpielungen;

nicht von Cicero, von Scipio Naſica und dergleichen, man bekommt Händel mit ihnen.

Es war die Zeit der Maikäfer. Sie hatten mir ſonſt vielen Spaß gemacht, aber jezt intereſſirten ſie mich nachgerade nicht ſehr; man wird ſchnell alt! Wenn ich aber ſo, allein in meinem Zimmer, in tödtlicher Langeweile an meinem Penſum arbeitete, war mir die Geſellſchaft eines Maikäfers ſchon recht. Allerdings war nicht mehr davon die Rede, ihn am Faden fliegen zu laſſen oder an einen kleinen Wagen zu ſpannen; für ſolch kindiſchen Zeitvertreib war ich ſchon zu erwachſen; läßt ſich aber mit einem Maikäfer ſonſt nichts anfangen? Ei, nein doch: zwiſchen jenen Kinderſpielen und dem ernſten Studium des Naturforſchers hat man noch manche Stufen zu überſteigen.

Ich hatte einen unter einem umgeſtürzten Glaſe. Der Maikäfer kroch mühſam hinauf, fiel wieder herab, und ſo immer fort. Zuweilen fiel er auf den Rücken, und dies iſt, wie Jedermann weiß, ein großes Unglück für einen Maikäfer. Bevor ich ihn aufrichtete, ſah ich zu, wie er mit Engelsgeduld langſam ſeine ſechs langen Beine im leeren Raum herumſchwenkte, in der unerfüllbaren Hoffnung, ſich an etwas anklammern zu können. Die Maikäfer, dachte ich, ſind doch entſetzlich dumm! — Einmal half ich ihm dadurch, daß ich ihm meine Feder hinſtreckte, und dies brachte mich auf die herrlichſte Erfindung. Mein Maikäfer hatte ſich an den Federbart angehängt, und hier ließ ich ihn ſich erholen, während ich eine Zeile ſchrieb und dabei mehr bei ſeinen Evolutionen war als bei denen Julius Cäſars, aus dem ich gerade überſezte. Fliegt er auf, oder läuft er an der Feder herab? An welch zarten Fäden hängt alles Geſchick! Entſchloß er ſich zum Erſteren, ſo war es um meine Erfindung geſchehen, ohne daß ich etwas davon ahnte. Zum Glück machte er ſich auf den Weg abwärts; als er der Dinte näher kam, hatte ich Vorboten, eine Ahnung, daß ſich etwas Großes vorbereite. So ahnte Columbus ſein Amerika, noch ehe er die Küſte erblickte. Jezt iſt der Maikäfer am Schnabel der Feder, jezt taucht er ſeinen Rüſſel in die Dinte — Schnell ein weißes Blatt! — geſpannte Erwartung! — Der Rüſſel drückt ſich auf's Papier und zieht, während das Thier vorſchreitet, einen Dintenſtreif aus. Zuweilen, ob aus Genialität, oder weil ihm der Vitriol ſchlecht zuſagt, hebt und ſenkt der Maikäfer im Gehen wechſelnd den Rüſſel und bildet dadurch eine Reihe von Punkten und die wunderbarſten Zeichnungen. Ein andermal macht er einen Bogen und dann, ſich anders beſinnend und umkehrend, noch einen: da ſteht ein S! Dies ſehen und von einem Blitzſtrahl geblendet werden, war Eins! Ich ſetze das Wunderthier, den Rüſſel wohl mit Dinte geladen, auf die erſte Seite meines Schreibhefts, nehme einen Strohhalm, ſteure damit ſorgſam und kunſtreich ſeinen Lauf und zwinge ihn ſo, ſelbſt meinen Namen zu ſchreiben. Ich brauchte zwei Stunden dazu, aber welch ein Meiſterſtück!

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Bildung der Gebirge.

(Beſchluß.)

Während der Erdkern in dem einen Theile der Erdbahn ſich nach und nach bis zu den Urgebirgen anſammelte und aufrollte — ein Zeitraum, auf welchen wir Jahrhunderte oder Jahrtauſende in willkührlicher Zahl rechnen können — und noch geraume Zeit nachher, während welcher die Oberfläche des Urgebirgs erſtarrte, bildete ſich in verſchiedenen andern Theilen der Erdbahn das Flötzgebirge, aus wäſſerigter Auflöſung in ebenen Schichten ſich niederſchlagend. Es durchſchiffte die Erdbahn in langen und breiten Flötzen, bis dieſe nach und nach mit dem indeß zum Planeten herangewachſenen Erdkern zuſammentrafen und von ihm aufgeſogen wurden, was um ſo eher ſich einmal treffen mußte, weil ſie eine ungleich größere, nicht durch Rotation um ſich ſelbſt verlangſamte Geſchwindigkeit hatten.

Allein, wird man einwenden, die Flötzgebirge, wenn ſie ſich unabhängig vom Erdkörper formirten, mußten kugelförmige Körper bilden und die Flötzformationen müßten daher ſchaaligt gekrümmt erſcheinen, während ſie ſich als lange und breite, gerade geſtreckte Flötze darſtellen. Wir glauben indeß nicht, daß dieſe Einwendung mehr für ſich hat, als die bloße, aber nicht einmal conſtante Analogie der übrigen Weltkörper unſeres Sonnenſyſtems; denn der Ring des Saturns macht offenbar eine Ausnahme von dem allgemeinen Geſetz, wonach ſich die kosmiſche Materie in kugelförmige Körper concentriren ſoll. Der Ring des Saturns hat in ſich ſelbſt keinen Mittelpunkt der Gravitation, die erſte Bedingung der Kugelbildung gefunden, ſondern er hat denſelben in ſeinem nächſten Centralkörper. Ganz analog dem Ringe des Saturns laſſen wir nun die Flötzgebirge ſich niederſchlagen. Wie dieſer fanden ſie in ſich ſelbſt keinen dominirenden Mittelpunkt und ſchlugen ſich nun, der einzig in ihnen wirkſamen Gravitation gegen die Sonne folgend, ſo nieder, daß ſie gleichſam Segmente eines in der Ebene der Erdbahn um die Sonne ſich anlagernden Ringes bildeten.

Die verſchiedenen Flötzformationen mögen ſich bei ihrer Bildung im Himmelsraume in der von den Geognoſten beobachteten Reihenfolge niedergeſchlagen haben, denn der Ort des Niederſchlags ändert hieran nichts. Nur dürften manche geognoſtiſche Anomalien in der gewaltſamen,

durch unſere Hypotheſe gebotenen Procedur des Niederſturzes und deſſen Zufällen eine erwünſchte Löſung finden. Auch wird, wenn mehrere in verſchiedenen Himmelsgegenden gebildete Flötze angenommen werden, das relative Alter der Formationen etwas zweifelhaft. Was die verſteinten Ueberreſte einer organiſchen Schöpfung anbelangt, ſo konnte auch dieſe nur ferne von der glühenden Rinde des Urgebirges exiſtiren. Uebrigens muß die größere Maſſe der Seegeſchöpfe bereits in dem aufgelöſten wäſſerigten Urzuſtande der Maſſe gelebt haben, denn ſie ſchlugen ſich gleich mit den älteſten Formationen der Flötzgebirge in ungeheurer Menge nieder. Ein großer Theil dieſer mariniſchen Schöpfung rettete ſich jedoch durch mehrere Niederſchläge hindurch und zieht ſich in die organiſche Schöpfung der ſpätern Formationen hinein, welche ſich in den beliebig groß zu denkenden Zwiſchenräumen der ſpätern Niederſchläge gebildet.

Die Flötzgebirge mußten eine ungeheure Maſſe Waſſer, aus welchem ſie ſich niedergeſchlagen, mit ſich führen, welches ſich theils in eingeſchloſſenen Keſſeln erhalten, theils atmoſphärenartig um ſie her gelagert haben mochte. Es konnte nirgends hin von ihnen abfließen, da es durch ſeine Schwungbewegung ſo wie durch die mit der Maſſe der Flötzgebirge wachſende Anziehung derſelben an ſeinen Niederſchlägen feſtgehalten war. Uebrigens mußte dieſe freie Waſſermaſſe auf's Mannichfachſte zerſtörend und zertrümmernd die ungeheuren Flötze umſtrömen, ganze Schuttgebirge mit ſich führen und dieſe zu feinerem und gröberem Gerölle abrunden. Bei dem Niederſturze der Flötzgebirge auf die Erde mußte dieſes in der freien Waſſermaſſe ſchwebende Schuttgerölle theils unter die Trümmer des nachſtürzenden Gebirges begraben, theils zu den Flötznagelfluhgebirgen, deren Entſtehung ſich hiemit erklärt, emporgetrieben und gepreßt werden. Jene in Keſſeln eingeſchloſſene Seen mußten ihre Gebirgswände mannichfach durchbrechen und den Fuß der Gebirge weithin mit Gerölle und Trümmergeſtein überſchwemmen.

Endlich reiht ſich die Erhebungstheorie in unſere Hypotheſe, in der ſie zugleich ihre Begründung findet, natürlich und nothwendig ein. Denn nehmen wir an, daß das Urgebirge zur Zeit des Niederſturzes der Flötzgebirge oberflächlich zwar erhärtet war, hingegen in ſeiner Tiefe ſich noch in glühendem, zähflüſſigem Zuſtande befand, ſo mußte, wenn der ungeheure Floß auf die Erde niederſtürzte, die Urgebirgsrinde, da wo er zuerſt auffiel, tief eingedrückt, ihre noch flüſſige Grundlage ungeheuer comprimirt und gezwungen werden, an andern Orten wellenförmig anzuſteigen und das Flötzgebirge zu heben oder wenigſtens ſich durch ſeine Riſſe und Sprünge einen Ausweg zu ſuchen. Die Erhebungstheorie wird indeſſen folgende weſentliche Modifikationen erleiden: die Erhebung des Flötzgebirges durch emporgeſtiegenes Urgebirge wird örtlich beſchränkt auf die Stellen, wo jenes ſichtbar an dieſem emporgerichtet oder ſelbſt vulkaniſch aufgetrieben iſt; an allen andern Stellen dagegen, wo vulkaniſche Spuren fehlen, liegt in dem Niederſturze des Flötzgebirges ſelbſt die zureichende Erklärung ſeiner Formen. Sodann kehrt ſich das Cauſalverhältniß zwiſchen der Ablagerung des Flötzgebirges und der Erhebung des Urgebirges um, indem das Gewicht der Flötzgebirge im Allgemeinen das Urgebirge emporgetrieben und nur örtlich wiederum das leztere jenes gehoben hat. Endlich iſt der Ausdruck einer vulkaniſchen Erhebung nur noch in dem allgemeinen und unbeſtimmteren Sinne feurig-flüſſiger Durchbrüche zu verſtehen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, April.

Der Charfreitag.

Schwerlich hat ein Buch die Preſſe verlaſſen, das in Form von Briefen oder Beiträgen, von Bildern oder Anſichten engliſche Gewohnheiten und Gebräuche, Sitten und Geſetze beſpricht, ohne daß die Trübſeligkeit des engliſchen Sonntags einige Seiten füllt. Das alſo iſt bekannt, daß es in England an Sonntagen, Kraft des Geſetzes, weder Bälle, noch Concerte, weder Theater, noch irgend eine Art öffentlicher Luſtbarkeiten gibt. In ſeinen vier Pfählen iſt der Engländer Herr, und er könnte da ungeſtraft ſingen und geigen, tanzen und ſpringen; aber er thut es nicht, einmal, weil ſeine Großväter und Großmütter es nicht gethan haben, und die Kette nicht feſter am Rocke hängt, als der Engländer an dem väterlichen Herkommen, und zweitens, weil jeder Vorübergehende und die ganze Nachbarſchaft ſich darüber ſcandaliſiren würden, und der praktiſche Engländer jedes Aergerniß ſcheut. Daß Religioſität kein nationales Gefühl heißen darf, möchte ſchon daraus folgen, daß die größere Hälfte der Londoner Volksmaſſe Sonntags die Branntweinladen beſucht. Jeden Abend an Wochentagen iſt es in der Ordnung, alle fünf Minuten einem oder einer Betrunkenen zu begegnen; Sonntags begegnet man der doppelten Zahl. Indeſſen ſind auch alle Kirchen voll, und würden übervoll ſeyn, wenn nicht in den meiſten eine Art Entrée an den Schließer oder die Schließerin von Allen bezahlt werden müßte, die daſelbſt keinen eigenen Platz beſitzen. Ein Viergroſchenſtück iſt das Wenigſte, was ein anſtändiger Menſch geben kann. In einigen, auf Spekulation gebauten Kapellen bekommt man für vier Groſchen bloß einen Stehplatz, und muß acht Groſchen zahlen, wenn man ſitzen will. Am theuerſten iſt die Eintrittsgebühr da, wo der Eintritt vollends frei ſeyn ſollte: in der königlichen Kapelle des St. Jamespallaſtes. Mindeſtens eine halbe Krone muß hier der goldbordirte Thürſteher in der Hand fühlen, ehe er Einlaß gewährt. Der engliſche Ausſchließungsſinn rechtfertigt alles dies durch die Nothwendigkeit eines Mittels, die Klaſſe der Armen von der der Reichen, die Zerlumpten von den Gutgekleideten abzuſondern. Iſt das chriſtlich? Die Londoner geben zu, daß es das nicht iſt; aber ſie ſehen hierin das kleinſte von zwei Uebeln, und wollen lieber dem chriſtlichen, als ihrem Ausſchließungsſinne entſagen. Inzwiſchen

hat man doch neuerlich begriffen, daß es sonderbar ist, zwanzig gute Christen mit ihrer sonntäglichen Unterhaltung auf die Kirche und nur Einem der Zwanzig Platz in der Kirche anzuweisen, denn so steht das Verhältniß der Londoner Bevölkerung zu der Räumlichkeit der Kirchen, und deßhalb werden seit einiger Zeit auf dem Wege der Subscription Fonds gesammelt, die Hauptstadt Großbritanniens mit fünfzig und einigen neuen Kirchen zu bereichern. Das Gesagte muß es doppelt auffallend machen, daß, während London an zweiundfünfzig Sonntagen kein Volksfest kennt, es etwas dergleichen am Charfreitage besizt. Der Charfreitag und der Weihnachtstag sind nach englischem Gesetze das ganze Jahr hindurch die zwei alleinigen Feiertage, an denen Handel und Gewerbe — mit Ausnahme der Branntweinschenken, der Obsthändler und der Zuckerbäcker vor und nach dem Gottesdienste — ihre Laden schließen müssen. Der Charfreitag ist das ganze Jahr hindurch der einzige Tag, an welchem sogar viele protestantische Engländer sich zum Fasten verpflichtet fühlen und ihre saftigen Fleischspeisen gegen Eierkuchen und Salzfische vertauschen. Gleichwohl finden sich gerade am Charfreitage die zahlreichen Mitglieder zweier Clubs, der sogenannten Westmorelands und Cumberland-Ringervereine — wrestling societies — auf den Wiesen eines als gewöhnliches Stelldichein der Duellanten unter dem Namen Chalk-farm bekannten Wirthshauses zusammen, um hier ihre große jährliche Preisbalgerei zu halten. Das geschah denn auch am lezten Charfreitage, und da das Wetter von der Art war, wie Balglustige es besser sich nicht wünschen können, der Boden trocken und die Luft zum Frieren frisch, so waren die Mitglieder sehr vollzählig und daneben eine große Volksmenge auf dem Platze. Das Ringen dauerte mehrere Stunden; dann wurden die Preise vertheilt. Der erste bestand, wie gewöhnlich, in einem schweren silbernen Pokal, die übrigen in goldenen und silbernen Tabatièren. Hierauf ließen die Ringer mit gesegnetem Appetite sich zu dem in der Chalk-farm für sie bereiteten Mahle nieder, und aßen und tranken, bis die Nacht längst aufgehört hatte, sich zum Charfreitage, und die Ringer, sich zu den nüchternen Menschen zu rechnen. Ihrem Beispiele folgten Tausende von Zuschauern, und in welcher andern christlichen Stadt wird wohl der Charfreitag auch nur von dem kleinsten Theile der Bewohner mit dergleichen öffentlichem Unfuge begangen? Aber nichts ist daran schuld, als die Strenge der englischen Sonntagsfeier, dieses wahrhaften Landesgebrechens, das die niedern Volksklassen demoralisirt und die höhern zur Scheinheiligkeit zwingt. Seltsam genug, daß die Majorität des Parlaments in dieser Beziehung mit einer Art negativer Blindheit geschlagen ist. Die Mehrzahl sieht vollkommen ein, daß es thöricht wäre, die Sabbathfeier noch strenger zu machen, aber sie sieht nicht ein, wie gut es wäre, die betreffenden Kirchengesetze aufzuheben. Das Parlament besizt bekanntlich in einem Master Agnew ein Mitglied, das bei jeder Sizung auf Schärfung der Sabbathsfeier anträgt. Ginge es ihm nach, so dürfte des Sonntags kein Wagen fahren, kein Reitpferd aus dem Stalle, kein Schornstein rauchen und kein Mensch etwas Anderes thun, als dreimal zur Kirche gehen und die übrige Zeit zu Hause beten. Auch während der jezigen Sizung hat er seinen Antrag bereits wiederholt und ist wie immer damit durchgefallen. Doch zählt er eine ziemliche Zahl Gleichgesinnter, und bei einem, ihm zu Ehren vor Kurzem gegebenen Gastmahle trieben die Versammelten den Unsinn wirklich so weit, den Beschluß zu fassen, daß das Parlament unermüdlich angegangen werden solle, die verfallende Ehre Gottes aufrecht zu erhalten. Gott bessere es! und dürfen die Cumberlands- und Westmorelands-Ringerclubs einen Sonntagnachmittag zu ihrer jährlichen Preisbalgerei wählen, so werden sie hoffentlich nicht länger den Charfreitag entweihen. W. S.

Rom, April.

(Beschluß.)

Kirchenmusik. Santa Filomena.

Man hielt sich keineswegs an biblische oder andere fromme Texte; Gassenhauer und Volksmelodien jeder Gattung wurden benuzt. In einer Messe von Hobrecht singt beim ersten Kyrie der Tenor: Je ne vis oncques la pareille, beim Christe: Bon temps, beim zweiten Kyrie: Ou le trouveray, beim Sanctus: Gracieuse gente monnyere, beim Hosannah: Quand je vous dys lo secret de mon coeur, und beim Benedictus: Madame, faites moy sçavoir. Die Verschiedenheit der Texte findet sich auch in den Motetten. In einem Musikstücke von Josquin del Prato singt eine Stimme: Ave regina coelorum, die zweite: Regina coeli, die dritte: Alma redemptoris mater, die vierte: Inviolata, integra et casta. Dies wurde von Vielen nachgeahmt; es entstand dadurch eine solche Confusion, daß man nicht ein Wort, nicht eine Sylbe verstehen konnte. So kam es, daß, als Pabst Nicolaus V. einmal den Cardinal Dominicus Capranica um sein Urtheil über den Gesang seiner Kapelle befragte, er von diesem zur Antwort erhielt: „Es ist mir, als hörte ich eine Heerde junger Schweine, die aus allen Kräften grunzen, ohne auch nur einen articulirten Laut, geschweige denn ein Wort hervorzubringen.“ Wir lachen vielleicht, wenn wir solche Dinge lesen; was aber sollen wir dazu sagen, wenn in unsern Tagen Kirchen- und Opernmusik im Bunde stehen, wenn erstere in heilloser Verweichlichung untergegangen ist? Man trete in die erste beste römische Kirche: man wird „Cari luoghi vi trovai“ aus der Sonnambula, und „Da che ti viddi fatal giovinetto“ aus der Parisina und hundert andere Melodien von Bellini und Donizetti als Intermezzo's hören, nachdem „Di tanti palpiti“ schon aus der Mode gekommen. Eine sentimentale Arie aus der heute gegebenen, neuesten Oper wird morgen zu einem Walzer arrangirt, übermorgen zu einem Orgelpräludium, und der Unfug wird geduldet. Wundern muß man sich, daß die Gemeinde nicht mitpfeift. Messen und Litaneien scheinen bisweilen von der Tarantel gestochen; aber kein Tridentiner Concil schreitet ein, die Profanation zu hören. Solche Erscheinungen zeigen sich denn natürlich nicht allein, sie gehen Hand in Hand mit andern, welche die Zeit charakterisiren helfen. Auch jenseits der Alpen hat man von dem Scandal vernommen, welcher sich von den tausend Miraceln der Santa Filomena beschreibt. In den römischen Kupferstichbuden wird gegenwärtig das echte Porträt der neuen Heiligen ausgeboten, das von den bisher zum Vorschein gekommenen bedeutend verschieden ist. Es ist nichts anders als ein Stich nach der reizenden Flora des Tizian, die sich in der florentinischen Galerie befindet. Das etwas leichtfertige Costüm ist beibehalten; zu den Blumen, die das Original in der Rechten hält und welche die Benennung veranlaßt haben mögen, hat man ihr einen Pfeil, in die Linke eine Märtyrerpalme gegeben, und darunter steht: „Santa Filomena vergine e martire.“ Und gläubige Personen blicken andächtig auf zu dem metamorphosirten Bilde der blonden Geliebten des venetianischen Malers.

Rt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 25. April 1837.

Erstaunenswürdiges soll gerathen,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.

Goethe.

John Kockerills Etablissement zu Seraing bei Lüttich.

Von Dr. A. Poppe.

Es ist zu bedauern, daß wir von diesem industriellen Etablissement, welches in kolossaler Größe und Ausdehnung und ungeheurem Aufwande mechanischer Kräfte in ganz Europa schwerlich seines Gleichen finden dürfte, noch keine nähere, in die Details der Industrie und Technik gehende Beschreibung besitzen. Den einzigen Aufschluß über diese interessante Fabrik verdanken wir dem Franzosen Nisard, welcher in seinen, der Revue de Paris einverleibten „souvenirs de voyage“ in lebendiger, poetischer Sprache eine äußerst anziehende Beschreibung davon gibt und den Leser spielend in die rauchende, feuerspeiende Cyklopenwerkstätte einführt. Ohne auf die nähere Untersuchung der verschiedenen technischen Operationen und der dazu verwendeten Maschinen, so wie auf numerische Angaben einzugehen, gewährt diese Beschreibung einen Ueberblick über das Ganze, welcher die Größe dieses Riesenwerks ahnen läßt. Es dürfte vielleicht denjenigen, welche Nisard's Artikel über Kockerill und seine Fabrik in der Beilage zu einer Nummer der allgemeinen Zeitung gelesen haben, nicht uninteressant seyn, wenn ich die Notizen, welche ich mir im November des verflossenen Jahrs über dieses Etablissement durch eigene Anschauung verschafft habe, gleichsam als Supplement jener Beschreibung anschließe.

Der Eintritt in Kockerills Fabrik wird seit neuerer Zeit den Fremden sehr erschwert, und Mancher, wenn auch mit den besten Empfehlungsbriefen versehen, mußte seitdem unverrichteter Dinge abziehen. Der überhandnehmende störende Zudrang der Fremden, und die Kunstgriffe, durch welche der Eintritt nicht selten erschlichen wurde, haben Kockerill veranlaßt, eine Beschränkung hinsichtlich des Einlasses in sein Etablissement zu Seraing eintreten zu lassen. Er machte seinen Entschluß öffentlich bekannt, daß kein Fremder, wer es auch sey, Zutritt erhalte, wenn er sich nicht persönlich bei ihm selbst gemeldet und ihm seinen Stand und den Zweck seiner Reise mitgetheilt habe. Hat John Kockerill dem Fremden die Erlaubniß, die Fabrik in Augenschein nehmen zu dürfen, ertheilt, so wird dieser in der Regel von einem Commis so schnell wie möglich durch die Maschinensäle und Werkstätten hindurchgeführt. Die Annahme von Trinkgeldern ist den Arbeitern und Aufsehern bei Strafe der Entlassung verboten. Da Kockerill eben in Geschäften auf längere Zeit verreist war, so mußte ich auf die Hoffnung, den interessanten Mann persönlich kennen zu lernen, verzichten. Ich wandte mich daher an seinen Schwiegersohn Pastor, directeur en chef, welcher auf die Empfehlungsschreiben von zwei sehr achtungswerthen Häusern keinen Anstand

nahm, mir die geſuchte Erlaubniß zu ertheilen. Der Führer, welchem Paſtor mich anvertraute, war weder ein auf dem Comptoir noch in der Fabrik ſelbſt arbeitender Mann, ſondern zu meinem Vergnügen ein junger Deutſcher, welcher, von dem preußiſchen Miniſterium an Kockerill empfohlen, ſich bereits ſeit einem halben Jahr ſeiner techniſchen Ausbildung wegen in Seraing aufhielt.

John Kockerills Etabliſſement in Seraing umfaßt: eine große Maſchinenfabrik, beinahe ausſchließlich für Dampfmaſchinen, eine Dampfkeſſelfabrik, eine Dampfwagenfabrik, große Stab- und Blechwalzwerke, ein Eiſenbahnſchienenwalzwerk, einen Hochofen, ſechzehn Puddlings- und viele Flammenöfen, eine Schmiedewerkſtätte mit 80 Feueressen, eine Modellirwerkſtätte, ein Atelier für die Zeichner, eine beſondere große Werkſtätte zur Ausbeſſerung der Werkzeuge und Geräthe, zwei Steinkohlenbergwerke, eine Erzgrube, und endlich eine Kratzen- oder Krempelfabrik. Die Anzahl der in dem ganzen Etabliſſement unmittelbar beſchäftigten Arbeiter beläuft ſich auf 2100. Zwei-und-zwanzig Dampfmaſchinen von 12 bis zu 250 Pferdekräften ſind zum Betriebe der Maſchinerie auf dem ganzen Werke in Thätigkeit, und repräſentiren zuſammengenommen die Kraft von beinahe tauſend Pferden. Die Dampfmaſchine, welche auf einer der Kohlengruben das in der Tiefe ſich ſammelnde Waſſer zu Tage fördert, wird wohl an Größe von keiner andern in der Welt übertroffen; ſie hat 400 Pferdekräfte, arbeitet aber in der Regel nur mit der Hälfte dieſer Kraft; der an der Ausgußmündung des Pumpwerks ſich ergießende Waſſerſtrom iſt ſo reichlich, daß er ein Waſſerrad bequem in Umdrehung ſetzen und eine Mühle betreiben könnte.

Die ganze Anlage, aus vielen einzelnen maſſiven Gebäuden beſtehend, iſt, die Kohlengruben ausgenommen, von einer hohen Mauer in Form eines Vierecks eingeſchloſſen, und macht durch die Unzahl ihrer rieſigen Schornſteine, durch die aus denſelben herausſchlagenden Flammen, durch die dicken, unaufhörlich emporwirbelnden Rauch- und Dampfwolken, welche in einiger Höhe über dem Etabliſſement ſich zu einer einzigen ſchwarzen Wolke vereinigen, und durch das ungeheure Getöſe, welches Tag und Nacht aus dieſen Mauern hervordringt, einen unvergeßlichen Eindruck. Die Entfernung des Werkes von den Ufern der Maas beträgt etwa 1000 Schritt. Um nun für den Waarentransport eine bequeme Verbindung mit der Maas herzuſtellen, hat Kockerill einen Kanal angelegt, welcher ſich in dem Hofraume der Fabrik in ein weites Baſſin endigt. So werden die Waaren unmittelbar in der Fabrik ſelbſt eingeſchifft. Man kann ſich von der ungeheuern Conſumtion an Brennmaterial einen Begriff machen und von dieſer wieder auf die enorme Produktion ſchließen, wenn man bedenkt, daß die zwei großen, mit dem Etabliſſement in Verbindung ſtehenden Steinkohlengruben den Bedarf der Kohlen für dieſes einzige Werk nicht erſchwingen können, ſondern daß Kockerill genöthigt iſt, dieſelben noch überall aus der Umgegend zu beziehen. Deßgleichen liefert ihm ſein Hüttenwerk in Charleroi nur einen, allerdings großen Theil des Roheiſens. Jeder der ſechzehn Puddlingsöfen producirt wöchentlich 300 Centner. Bei Nacht ſieht man in Lüttich in der Richtung nach Seraing den Himmel beſtändig wie von einer fernen Feuersbrunſt geröthet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die beiden Gefangenen.

(Fortſetzung.)

Ich war dieſer Operation wegen an die Helle zum Fenſter gerückt. Eben ſchrieben wir am lezten Buchſtaben, da rief eine Stimme in gedämpftem, dringendem Tone: „Guter Freund!“ Ich ſah ſchnell auf die Straße und bemerkte Niemanden. „Hier!“ rief es wieder. „Wo?“ fragte ich. — „Im Gefängniß.“ — Ich merkte jezt, daß der Böſewicht, deſſen ſchauerliches Zulächeln mich ſo erſchüttert, mir aus dem Mauerloch gegenüber zurief; ich fuhr zurück bis hinten in mein Zimmer. — „Fürchten Sie ſich nicht,“ ſprach die Stimme weiter; „ich bin ein ehrlicher Mann.“ — „Spitzbube!“ rief ich jezt, „wenn du nicht ſchweigſt, rufe ich der Schildwache unten!“ — Es blieb eine Weile ſtill; bald aber fing er wieder an: „Als ich damals vorbei kam, ſahen Sie heraus, und ich dachte, der junge Herr hat gewiß ein gutes Herz, hat Mitleid mit einem unglücklichen Schlachtopfer ſchlechter Menſchen.“ — „Schweige!“ rief ich hinüber, „du Spitzbube haſt einen alten Mann, ein Kind umgebracht!“ — „Ach! ſo glauben auch Sie, was die böſe Welt mir Schuld gibt! und ſind noch ſo jung! Gott und der ehrwürdige Herr Paſtor wiſſen, daß ich unſchuldig bin!“ — Er brach ab, weil unten Jemand vorbei ging: es war ein Polizeidiener. Ich beſann mich einen Augenblick, ob ich ihm rufen ſolle; aber bereits hatte ſich meine Leichtgläubigkeit gefangen gegeben, und ich unterließ es. Es war mir überdies, als beginge ich damit einen Verrath, weil ſich der Gefangene auf mein gutes Geſicht verlaſſen; ich hätte eine Aeußerung Lügen geſtraft, die meiner Eitelkeit ſchmeichelte. — Da der Menſch nichts mehr ſagte, ſah ich herein und wandte mich wieder zu meinem Maikäfer.

Guter Gott! ich fühlte es, ich erblaßte. Schreckliches, unerſetzliches Unglück! Vor Allem ergriff ich den Uebelthäter und warf ihn zum Fenſter hinaus, ſodann betrachtete ich mit Entſetzen das gräßliche Unheil, das er angerichtet. Ueber das vierte Kapitel des dritten Buchs de bello gallico zog ſich ein langer Dintenſtrich an den linken Rand des Buchs; hier war es dem Maikäfer zu ſteil geweſen, hinabzuſteigen, er hatte ſich daher nordwärts

gewandt, war vom Buch auf das Schreibzeug gekrochen und hier in den Abgrund, in die Gehenna, in die Dinte gefallen, zu seinem und meinem Unglück. Hier mußte er leider inne geworden seyn, daß so nicht fortzukommen sey, er war daher umgekehrt und in voller Trauertracht wieder über das vierte Kapitel de bello gallico hergezogen, wo ich ihn fand und in den Boden zu sinken meinte. Gigantische Kleckse, ganze Dintenseen und Ströme, eine lange Reihe furchtbarer Katastrophen, ohne eine Spur von Genialität! schwarzer, schrecklicher Anblick! Denn man wisse, das Buch war der Elzivir meines Lehrers, ein Elzivir in Quart, ein seltener, kostbarer, unersetzlicher Elzivir, mir mit den dringendsten Warnungen anvertraut und auf die Seele gebunden. Ich war verloren.

Ich trocknete die Dinte mit Fließpapier auf und dachte ernstlich über meine Lage nach. Ich fühlte mehr Angst als Reue, und der furchtbarste Gedanke dabei war mir, die Geschichte mit dem Maikäfer gestehen zu müssen. Was mußte mein Lehrer dazu sagen, daß ich meine Zeit auf so schmähliche Weise tödtete, mit gefährlichen und, gewiß genug, unsittlichen Kindereien tödtete! Ich zitterte; da flüsterte mir Satan Trostsprüche in's Ohr: Satan ist ja immer um den Weg in der Stunde der Versuchung. Er schlug mir eine ganz kleine Lüge vor: in meiner Abwesenheit mußte die schlimme Katze der Nachbarin in's Zimmer gekommen seyn und das Dintenfaß auf den Julius Cäsar geworfen haben; da ich zwischen den Lehrstunden nicht auszugehen hatte, so wollte ich sagen, ich habe fort müssen, um eine Feder zu kaufen; da die Federn im Schranke lagen, so wollte ich gestehen, daß ich den Schlüssel gestern beim Baden verloren; da ich gestern nicht hatte baden dürfen und auch nicht gebadet hatte, so wollte ich sagen, ich habe es ohne Erlaubniß gethan; das Geständniß dieses Fehlers machte das Ganze sehr wahrscheinlich, und diente zugleich, meine Gewissensbisse zu lindern; ich gestand ja großmüthig einen Fehltritt ein, und damit war ich in meinen Augen so gut als gerechtfertigt. — Dieses spekulative Meisterstück war eben fertig, da hörte ich Monsieur Ratin die Treppe heraufkommen. In der Verwirrung machte ich das Buch zu, wieder auf, wieder zu, schnell wieder auf: ich besann mich, daß die Bescheerung für sich selbst sprechen und mich der schrecklichen Verlegenheit überheben würde, davon anzufangen.

Monsieur Ratin legte, ohne das Buch zu bemerken, seinen Hut ab, rückte einen Stuhl zu, nahm Platz und schneuzte sich. Nach Fassung ringend, schneuzte ich mich gleichfalls; da sah mich Monsieur Ratin starr an, denn die Nase war im Spiel. Ich merkte nicht, daß er sondirte, warum ich mich zugleich mit ihm geschneuzt; ich meinte, er habe das Unheil entdeckt und schlug die Augen nieder; sein Schweigen und sein forschender Blick waren mir schrecklicher, als wenn er mich mit Fragen bestürmt hätte, worauf ich gefaßt war. Endlich, in feierlichem Tone: „Monsieur, ich lese auf Ihrem Gesicht —“ — „O nein, Monsieur.“ — „Doch! sage ich Ihnen —“ — „Gewiß nicht,“ unterbrach ich ihn; „die Katze hat's gethan!“ Monsieur Ratin wechselte die Farbe; diese Antwort schien ihm denn doch gar zu respektwidrig, und er wollte eben losbrechen, da fiel sein Blick auf den ungeheuern Klecks, und er fuhr auf, und ich instinktmäßig mit. Jezt galt es, den Sturm zu beschwören: „Während ich fort war — die Katze — ich mußte eine Feder kaufen — die Katze — ich hatte den Schrankschlüssel verloren — gestern im Bad — die Katze —“ Während ich so stotterte, wurde Monsieur Ratins Blick so schrecklich, daß ich es nicht mehr aushielt und ohne Uebergang das Bekenntniß meines Verbrechens vom Herzen schüttete. „Es ist nicht wahr, Monsieur Ratin — ich hab's gethan!“ — Langes Stillschweigen. — „Wundern Sie sich nicht,“ sprach er endlich mit feierlicher Stimme, „wenn der Unwille mich sprachlos macht; ja, wo soll ich Worte finden, um auszudrücken —“ Da kam eine Mücke herbei — ein Lachwölkchen strich über mein Gesicht. Wiederum langes Schweigen. Endlich erhob sich Monsieur Ratin: „Sie hüten zwei Tage lang das Zimmer, um über Ihre Aufführung nachzudenken, und ich selbst werde mich besinnen, was bei so bewandten Umständen zu thun ist.“ Sprach's, ging, schloß ab und nahm den Schlüssel mit.

Das aufrichtige Geständniß hatte mich erleichtert, sein Abzug nahm die Last der Scham von mir, und so glichen die ersten Augenblicke meiner Gefangenschaft so ziemlich einer glücklichen Befreiung; und ohne die Verpflichtung, zwei Tage lang an meine Sünden zu denken, wäre mir ganz wohl zu Muth gewesen, wie einem immer nach einer überstandenen schweren Krisis ist. Ich machte mich also daran, nachzudenken, aber die Gedanken wollten nicht kommen. Ich besah meinen Fehltritt um und um, konnte aber nichts so Schlimmes daran entdecken, die Lüge ausgenommen, und diese hatte ich ja durch das Geständniß, durch das, wie ich mich beredete, freiwillige Geständniß gutgemacht. Indessen der Ordnung wegen hätte ich ihn gerne bereut, und da mir dies so gar sauer geschah, so fürchtete ich nachgerade, ich könnte doch schon recht verdorbenen Herzens, recht unsittlich seyn, wie Monsieur Ratin sagte, und nahm mir fest vor, fortan nicht mehr zu lachen.

So weit war ich, da ging unten der Kuchenmann vorbei; es war seine gewöhnliche Stunde. Ganz natürlich kam mich die Lust an, Törtchen zu speisen; ich nahm aber Anstand, dieser Versuchung des Fleisches gerade jezt nachzugeben, da ich an meinem Seelenheil arbeiten sollte, und so ließ ich den Mann warten und schreien und blieb ruhig sitzen. Wer aber dergleichen Handelsleute kennt, weiß, wie zudringlich sie gegen ihre Kunden sind. Der

meinige ließ sich dadurch, daß ich mich nicht am Fenster zeigte, nicht abschrecken; im Gegentheil, im festen Vertrauen auf meine Leckerhaftigkeit, schrie er in einem fort; nur hing er an das Substantiv Törtchen das verführerische Adjektiv ganz warm, und dieses Adjektiv rüttelte allerdings an meiner Moralität. Zum Glück wurde ich das gewahr und war auf meiner Hut. — Indessen war es nicht recht, daß ich dem guten Mann seinen Irrthum nicht benahm und ihn um seine Zeit brachte; ich ging daher an's Fenster, um ihm zu sagen, ich wolle heute keine Törtchen. „Geschwind!“ rief er herauf; „ich habe Eile!“ — Ich habe bereits gesagt, er kannte mich ungleich besser, als ich selbst. „Nein,“ erwiderte ich, „ich habe kein Geld.“ — „Ich borge.“ — „Und ich mag keine.“ — „Glaub's nicht.“ — „Und ich habe viel zu thun.“ — „Rasch!“ — „Und ich bin eingesperrt.“ — „Ei! das wird mir zu lang!“ sprach er und griff nach seinem Korb, als wollte er fortgehen. Diese Pantomime machte einen gewaltigen Eindruck auf mich. „Halt!“ rief ich, und in wenigen Augenblicken schwebten in einer kunstreich an eine Schnur befestigten Mütze zwei Törtchen — ganz warm. — „Dummer Maikäfer!“ dachte ich im Essen; „vier Flügel haben und in ein Dintenfaß fallen! Ohne diese unbegreifliche Dummheit hätte ich ruhig am Pensum fortgeschrieben, wäre vernünftig gewesen, Monsieur Ratin zufrieden, und ich auch; ich log nicht, wurde nicht eingesperrt — dummer Maikäfer!“ — Glücklicher Einfall! ich hatte jezt einen Sündenbock; ich lud ihm allgemach alle meine Vergehen auf, und so kam wieder köstliche Ruhe in mein Gewissen. Etwas, denke ich, trug der Umstand dazu bei, daß Monsieur Ratin im Uebermaß seines Zorns ganz und gar vergessen hatte, mir eine Arbeit aufzugeben. Zwei Tage vor mir, und nichts zu thun, zwei Feiertage — konnte ich mir eine willkommenere Strafe denken?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Zeitungsindustrie.

Ich habe vor einigen Monaten der Verschwörung (einer bloß merkantilischen, versteht sich) Meldung gethan, welche die neuaufgekommenen Tageblätter gegen die ältern angezettelt. Indem sie sich als Vierzigfranken-Blätter ankündigten, setzten sie die großen Herren unter den Journalisten in nicht geringen Schrecken; denn das Publikum, dem es nicht gleichgültig ist, jährlich vierzig Franken an Zeitungsabonnement sparen zu können, besonders das Publikum in der Provinz, dem es nur um Thatsachen zu thun ist, und welches sich um das Parteiwesen und um eine geschicktere literarische Redaktion oft sehr wenig bekümmert, verließ in Menge die Achtzigfranken-Blätter und nahm Abonnements bei den Vierzigfranken-Blättern; dies schien ihm der klarste Gewinn, den es machen konnte. Vergebens bewiesen die vornehmen ältern Tageblätter, daß es nicht möglich sey, ein großes Tageblatt für ein jährliches Abonnement von vierzig Franken zu liefern. Die Abonnenten dachten: die Unternehmer der neuen Journale mögen zusehen, wie sie bestehen können; unsere Sache ist dies keineswegs; so lange die neuen Blätter bestehen, sind wir so klug und sparen jährlich vierzig Franken. Auch suchten die Unternehmer der neuen Tageblätter ihre Leser in Hinsicht der Solidität ihrer Unternehmungen zu beruhigen. Sie behaupteten, die Kosten würden größtentheils durch die vielen bezahlten Intelligenznachrichten und kaufmännischen Anzeigen bestritten, so daß sie keineswegs verlieren, sondern im Gegentheil viel gewinnen müßten, indem solche Intelligenznachrichten theuer bezahlt werden. Die großen und vornehmen Tageblätter mußten nun doch in etwas nachgeben, wenn sie nicht in allzu nachtheiligem Lichte gegen ihre jungen, muthigen und wohlfeilen Nebenbuhler stehen wollten. Zu vierzig Franken herabsinken, konnten und wollten sie nicht; denn dadurch hätten sie den neuen Unternehmern Recht gegeben und sich einen bedeutenden Schaden zugefügt. Sie beschlossen daher, die Preise der bezahlten Ankündigungen bedeutend herabzusetzen, und um deren desto mehr aufnehmen zu können, vergrößerten einige ihr Format, der Temps besonders, der zu einer ungeheuern Ausdehnung angewachsen und jezt unstreitig das größte aller französischen Tageblätter ist. Wahrscheinlich wird dies Beispiel von den andern Achtzigfranken-Blättern nachgeahmt, so daß die ältern Tageblätter größer und theurer, die jüngern kleiner und wohlfeiler seyn werden. Das Herabsetzen des Preises der Ankündigungen war aber ein Meisterstreich, den die Vierzigfranken-Blätter tief empfinden müssen; sie können unmöglich ihre Ankündigungen wohlfeiler geben, sonst könnten sie gar nicht bestehen, denn auf die Ankündigungen hatten sie ja, ihrem eigenen Geständnisse zufolge, am meisten gerechnet. Sie sind auch ganz verdutzt über den unerwarteten Streich; an Vergrößerung können sie nicht denken, denn für vierzig Franken ein Blatt, so groß als le Temps, geben zu wollen, ist gar nicht denkbar. Vielleicht ersinnen auch sie wieder etwas zu ihren Gunsten; vielleicht auch entschädigt sie wirklich zulezt die große Anzahl der Abonnenten. Bereits gibt es Druckanstalten in Paris, wo mehrere Journale zugleich gedruckt werden. Dies muß minder kostspielig seyn, als wenn jedes Tageblatt seine eigene Druckerei hätte. Das Publikum gewinnt aber bei dieser starken Concurrenz, wie immer. Wie leicht und wohlfeil läßt sich jezt in Frankreich reisen! Wie sehr hat die allgemeine Betriebsamkeit manche Artikel herabgesezt und den wenig Begüterten zugänglich gemacht, die sonst nur mit großen Kosten dergleichen sich anschaffen konnten, und sie folglich entbehren mußten. Ich führe nur als Beispiel das künstliche Selterserwasser an, welches sonst nur bei den Apothekern oder in großen Fabrikanstalten zu haben war, und jezt bis in die geringsten Schenken gedrungen ist, wo man sich dieses Wasser für eine Kleinigkeit verschafft. Beinahe eben so geht es mit dem Zucker, dem sogenannten kölnischen Wasser und einer Menge anderer Fabrikate. Es ist ein so reges Leben unter den Unternehmern, daß fast täglich neue Prospektus erscheinen, wodurch man den Beutel des Publikums in Anspruch zu nehmen sucht, und Aktien zu vielversprechenden Unternehmungen anbietet. So ist kürzlich eine Gesellschaft entstanden, welche es sich zum Zwecke macht, liegende Güter wohlfeil anzukaufen und dieselben theuer wieder abzusetzen. Es fehlt ihr nur noch an hinreichenden Kapitalien, um ihre Geschäfte zu beginnen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 99.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 26. April 1837.

Komm, schick dich, Lenz, mit frohem Recken
Zu all den Streichen an,
Die du auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter angethan.

Lenau.

An den Thronfolger Mai.

17ten April 1837.

Deines hochgebornen Vaters launenhafte Gnaden sind,
Daß ich's unterthänigst sage, nachgerade wie ein Kind.
Ganz unwürdig seines Namens zeigt sich Sereniſſimus,
Also daß es jeden wahren Patrioten kränken muß.
Mit des Windes scharfer Geißel peitscht er seine Unterthanen,
Schadenfrohen Beifall kräht sein Höflingsschwarm, die Wetterhahnen.
Seine zügellose Garde rauscht wie ein Kosakenheer,
Zu der ruhigen Bürger Schrecken über Haus und Pfad einher;
Sind des Grüns geschworne Feinde: wie ein Halm hervor sich streckt,
Mit dem weißen Leichentuche plötzlich ist er zugedeckt. —
Bängliche Gerüchte gehen und man ziſchelt sich in's Ohr,
Die Verfassung umzustürzen hab' Minister Blaſius vor.
Hofkabalen unterliegen ist der Sonne Excellenz,
Und das Land will man verbieten selber dem durchlaucht'gen Lenz.
Kein Gefühl beweist dein Vater, keins für seines Volkes Schmerz,
Und man sieht, in seinem Busen schlägt ein lieblos, kaltes Herz.
Ja er heuchelt süße Mienen, bis er uns an sich gelockt,
Und mit winterlichem Gruße höhnisch wieder überflockt.
Seine Großen hüllen sich in Wolken bis herab zum Knie,
Ueberall ist dumpfe Gährung, überall ist Anarchie.
Dringend muß ich dich beschwören: Kronprinz, wahre deinen Thron,
Komm zu Hülfe der bedrängten, lecken Constitution!
Ueberflügle den Tyrannen, schmilz ihm seines Busens Eis,
Und entwölke der Magnaten finstern, unzufriednen Kreis!
Wenn du nichts vermagst mit Güte, o so komm mit Heeresmacht,
Zeuch mit Lanzen, Fahnen, Glocken in die große Freiheitsschlacht!
Lad' in deinen Bund die Sonne, schick' sie vor mit Siegsgewalt,
Daß vor ihrem Schild der Feinde Trotz erschreckt zurückeprallt!
Freudethränen werden thauen, jeder ruft: Viktoria!
Der Tyrann muß schmählich enden und der echte Fürst ist da!
Alle Herzen an dem Throne, hoch in Lieb' und Lust erhöht,
Huld'gen deiner königlichen, lang ersehnten Maieſtät.

Hermann Kurz.

John Kockerills Etablissement zu Seraing bei Lüttich.

(Fortsetzung.)

Der erste Saal, in welchen ich geführt wurde, ist für die Fabrikation kleinerer Dampfmaschinen von sechs bis zu vierzig Pferdekräften, von Pumpwerken und hydraulischen Pressen bestimmt. Hier sind eine Menge von Maschinen zum Abdrehen und Ausbohren der Cylinder in Thätigkeit; besonders fällt eine ganze Reihe eben so einfach als zierlich gebauter senkrechter Bohrmaschinen zum Bohren von Löchern bis zu einem Zoll Durchmesser in die Augen. Am meisten überraschte mich die Bemerkung, daß von diesen vielen Bohrapparaten, deren Zweck einer und derselbe ist, dennoch keiner dem andern der Construktion nach gleicht, obgleich ihnen einerlei Prinzip zu Grunde liegt. Mein gefälliger Begleiter gab mir hierüber folgenden Aufschluß. Jeder Arbeiter hat hier Gelegenheit und Freiheit, sein mechanisches Talent auszubilden; diese Fabrik ist für ihn eine Schule, worin er sich zum künftigen Mechaniker heranbildet; macht er eine Erfindung, oder leitet ihn sein Nachdenken auf eine Verbesserung an der zu seiner Unterstützung ihm zugewiesenen Maschine, wodurch er seine Arbeit zu erleichtern oder zu vervollkommnen hofft, so steht ihm nichts im Wege, diese Erfindung praktisch auszuführen, und Kockerill selbst begünstigt den Arbeiter in seinem Vorhaben. So kommt es, daß jene Bohrmaschinen in ihrer Einrichtung variiren, indem jeder Arbeiter den unentbehrlichen Apparat, welcher ihm seine Löcher bohrt, als sein Eigenthum betrachtet, mit welchem er nach seiner Bequemlichkeit jede Veränderung vornehmen kann, die ihm gutdünkt. — Die Bohrapparate, wohl zwanzig an der Anzahl, sind an schlanken Pfeilern angebracht und nehmen kaum den Raum von einem Quadratfuß in Anspruch. Sie erhalten, so wie die Drehbänke, ihre Bewegung von der Dampfmaschine. Braucht der Arbeiter an dem Metalle, welches er gerade bearbeitet, ein Loch, so begibt er sich an seine Bohrmaschine, sucht die passende Bohrspitze aus und befestigt sie an das Ende der umzudrehenden Spindel. Diese Bohrspindel geht durch die eigentliche Bewegungsaxe, welche zu dem Ende hohl ist, so hindurch, daß sie zwar mit dieser Axe rotiren muß, ohne jedoch der Freiheit, sich auf und nieder zu bewegen, beraubt zu seyn. Nachdem der Arbeiter die Maschine in's Geschirr gerückt, d. h. mit dem umlaufenden Triebwerk in Verbindung gesezt hat, legt er das zu durchbohrende Metall auf ein kleines Tischchen unter die Spitze des mit unglaublicher Schnelligkeit umlaufenden Bohrers. Er hat die Wirkung des Bohrers ganz in seiner Gewalt; indem er nämlich seinen Fuß auf eine Art Tretschemel sezt, senkt sich der Bohrer, vermöge eines einfachen, mit dem lezteren verbundenen Mechanismus, herab und greift in das Metall ein, und dies um so kräftiger, je nachdem der Arbeiter den Druck seines Fußes auf den Tretschemel verstärkt. Ist das Loch fertig, so zieht er seinen Fuß zurück, stellt die Maschine, und der Bohrer steigt, durch ein Gegengewicht gehoben, von selbst in die Höhe. Ein Loch von sechs Linien Durchmesser ist innerhalb drei Minuten durch eine einen Zoll dicke Metallplatte gebohrt.

In den folgenden Sälen, welche ich durchwanderte, erregt die Fabrikation der Dampfmaschinen vom größten Kaliber und der schönen englischen Cylindergebläse besonderes Interesse. In diesen Räumen werden jene furchtbar kräftigen Kolosse erbaut, welche man in den Steinkohlenbergwerken aus den tiefsten Gruben das Verderben drohende Wasser saugen und oben in Strömen von sich geben sieht. Ein ungeheurer Aufwand mechanischer Kräfte concentrirt sich in diesen Sälen; man ist überrascht, verhältnißmäßig nur wenige Arbeiter zu erblicken, und doch gehen aus diesen Räumen riesenmäßige Werke hervor, welche auf die Anstrengung von tausend Menschen schließen lassen. Eine Maschine erzeugt die andere.

Auf einer großen Drehbank wurde eben die fünf Zoll im Durchmesser haltende Kolbenstange zu einer Dampfmaschine von 150 Pferdekräften abgedreht. Der Körper läuft um seine Axe, während das Schneidewerkzeug an einer langen Schraube mittelst einer Schraubenmutter der Länge der Maschine nach langsam, aber sicher sich fortbewegt. Man kann die Geschwindigkeit dieser Seitenbewegung durch Versetzung des Räderwerks bis auf einen gewissen Grad erhöhen, während die Geschwindigkeit des rotirenden Cylinders unverändert bleibt; in diesem Falle schneidet der Stahl Schraubengewinde in die cylindrische Stange, anstatt sie glatt zu drehen, und die Drehbank verwandelt sich in ein Schraubenschneidzeug.

Ich zählte fünf Maschinen zum Hobeln des Metalls; vier derselben sind bestimmt, um ebene Flächen bis zu sechs Fuß Länge, und eine fünfte, um Flächen bis zu sechzehn Fuß Länge zu bilden. Diese Metallhobelmaschinen sind ein Triumph des menschlichen Scharfsinns. Der zu bearbeitende Gegenstand ist auf einer Art Schlitten befestigt, welchem eine langsame, aber durchaus gleichförmige und ruhige Bewegung ertheilt wird, wobei die Metallplatte unter dem senkrechten, feststehenden Schneidestahl hinwegstreift. Hat der Schlitten einen Weg von der Länge des zu hobelnden Metallstücks zurückgelegt, so kehrt er von selbst wieder zurück; während dieser Bewegung schneidet jedoch der Stahl nicht, sondern gleitet in der eben geschnittenen Bahn erfolglos, und weicht sogar zurück, wenn etwa Spähne seine angenommene Lage hemmen. In dem Moment aber, wo die Bewegung von Neuem

wechſelt; rückt der Schneideapparat, um an einer andern Stelle angreifen zu können, um die Breite des Schnittes zur Seite. Mit Bewunderung betrachtete ich das ruhige und ſichere Spiel dieſer Maſchine, welche kaum eines Aufſehers zu bedürfen ſchien, den langſamen, aber unaufhaltſamen Gang des Schlittens, die präciſen und ſubtilen Seitenbewegungen des Schneideſtahls; mit dem Gefühle der Achtung vor der Größe des mechaniſchen Genies betrachtete ich die Kunſtgriffe und den Scharfſinn, womit der geniale Erfinder jene mannichfaltigen und heterogenen Bewegungen zu erzeugen wußte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die beiden Gefangenen.

(Fortſetzung.)

Entzückendes Gefühl! ſchlafen können nach Herzensluſt, nichts zu thun haben, träumen! und das in jenem Alter, wo der Menſch ſo gerne mit ſich ſelbſt umgeht, wo das Herz ſo liebliche Selbſtgeſpräche hält, wo der Geiſt ſo gar nicht ekel iſt im Genießen; wo Luft, Himmel und Land zu uns ſpricht, wo jede Mauer uns etwas ſagt, wo eine Achazie eine Welt iſt, und ein Maikäfer ein Schatz! Warum kann ich ſie nicht noch einmal leben, jene ſeligen Stunden! Wie bleich ſcheint jezt die Sonne, wie langſam ſchleichen die Stunden, wie ſchaal iſt die Zeit der Muße! Ich beſitze mehr, als ich zu hoffen berechtigt war, aber ich ſehne mich zurück in die Jahre der Sehnſucht. Ihr köſtlichen Frühlingsmorgen, du blauer Himmel, du herrlicher See, ich weiß, ihr ſeyd die alten; aber wo iſt der Schimmer, der euch umfloß, wo iſt jener unausſprechliche Zauber, die Luſt, die Hoffnung, das ſüße Geheimniß? Wohl ergözt ihr meine Augen, aber meine Seele füllt ihr nicht mehr aus; ſo lachend, ſo herausfordernd tretet ihr mir entgegen, und ich bleibe kalt; ſoll ich euch wieder lieben wie einſt, muß ich rückwärts in den Jahren — und was dahin iſt, kehrt nicht wieder! Bitteres Gefühl! Aber dieſes Gefühl zieht ſich durch alle Poeſie hindurch, iſt wohl gar eine Hauptquelle derſelben. Kein Dichter zehrt nur von der Gegenwart, alle greifen zurück; ja noch mehr, durch die Täuſchungen des Lebens werden ihnen jene Erinnerungen ein Bedürfniß, und ſie verlieben ſich in dieſelben; ſie umkleiden ſie mit einem Zauberſchein, wie ihn die Wirklichkeit nicht hatte, ſie ſchaffen ſich ein glänzendes Phantom und beweinen, was ſie nicht beſeſſen.

Die Jugend iſt das poetiſche Lebensalter, ſofern ſie dasjenige iſt, wo der Menſch ſich Schätze ſammelt, keineswegs aber, wie Manche meinen, die Zeit, wo man dieſelben nützen kann. Mit dem reinen Gold, das die Jugend aufhäuft, weiß ſie nichts anzufangen. Kommt aber die Zeit, wo es ihr Stück für Stück entriſſen wird, dann geht ihr die Ahnung auf, wie viel ſie beſeſſen; durch den Verluſt lernt der Menſch ſeinen Reichthum, durch die Sehnſucht ſeine entſchwundenen Freuden ſchätzen. Dann ſchwillt das Herz, die Einbildungskraft entzündet ſich, der Gedanke ſchwingt ſich in die Wolken, und Virgil ſtimmt ſeinen Geſang an. — Wie iſt es nun aber mit jenen unbärtigen Poeten, welche überlaut in einem Alter ſingen, wo ſie, wenn ſie wahre Dichter wären, übrig genug zu thun hätten, in der Stille zu genießen und zu empfinden, ganz leiſe die köſtlichen Düfte einzuſaugen, die ſie ſpäter in ihren Schöpfungen wieder von ſich geben ſollen? Frühreife Mathematiker gibt es — man denke an Paſcal; aber Dichter — nimmermehr! Ein Homer mit ſechzig und mehr Jahren iſt begreiflicher als ein Laſontaine, der hinter den Ohren noch nicht trocken geworden. Vor dem zwanzigſten Jahre mag das Genie einige Blize werfen; vor dieſer Friſt und geraume Zeit nachher hat nie ein Dichter ſeinen Höhepunkt erreicht. Aber wie viele entfalten ihre Schwingen weit früher! Wie geht es aber? ſie flattern eine Weile, liegen bald am Boden und verkriechen ſich ſofort in Journale und Coterien. Laſontaine lernte ſich ſehr ſpät, vielleicht gar nie kennen; und macht ihn nicht gerade dies zum Dichter? Man leſe nur ſeine Vorreden: fällt es ihm von Weitem ein, er ſey mehr als andere Leute? Und dies iſt nicht Beſcheidenheit; er iſt nicht einmal eitel genug, um beſcheiden zu ſeyn; es iſt reine, unmittelbare Natur. Er ſingt, weil es ihm Genuß iſt; an Beruf oder Tendenz denkt er dabei gar nicht. Er war, wie man weiß, ein recht einfältiger Menſch: machte er ſich doch weiß, Phädrus ſey ſein Lehrmeiſter, und vergaß, Ludwig den Großen zu loben! Er ſtieß die Marquis vor den Kopf und brachte ſich um einen Jahrgehalt, und wußte gar nichts davon. Ein rechter Gimpel gegen ſo viele geiſtreiche Poeten!

Indeſſen wußte ich doch nicht recht, was ich eigentlich mit meinen Feiertagen anfangen ſollte. Eben beſann ich mich deßhalb, da hörte ich ein Geräuſch im Nebenzimmer. Ich ſah durch das Schlüſſelloch: der Nachbarin Katze und eine ungeheure Ratte waren hintereinander. Im erſten Augenblick nahm ich Partie für die Katze, die eine gute Freundin von mir war, und ich ſah auch gleich, daß ſie gute Wünſche wohl brauchen konnte: denn ſie blutete bereits am Maule und drang nur ſchüchtern auf den verzweifelten Feind ein. Nachdem ich dem Kampf eine Weile zugeſehen, begann der Muth und die Gewandtheit des ſchwächern Theils, einem ſo furchtbaren Feind gegenüber, mich zu intereſſiren, und ich beſchloß, ſtrenge Neutralität zu beobachten. Dies wurde mir aber ſchwer, da ich bemerkte, daß die Ratte und ich hinſichtlich der Elzivirs in gleicher Verdammniß waren: ſie hatte ſich in

einem Loch verschanzt, das sie in einen dicken, am Boden liegenden Folianten genagt. Ich war rasch entschlossen, sie zu retten: ich gab der Thüre einen tüchtigen Fußtritt, um die Katze zu verscheuchen, und machte meine Sache so gut, daß die Thüre aus dem Schlosse sprang.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Unternehmungen auf Aktien.

So sehe ich eine Ankündigung eines andern Unternehmens, welches in Herausgabe eines Intelligenzblattes: l'Echange, bestehen soll, dessen Unternehmer den Leuten das Ueberflüssige abnehmen und ihnen dagegen das gewünschte Nöthige in's Haus schaffen wollen. Gesetzt, sie haben schöne Gemälde, möchten aber lieber stattliche Reitpferde dafür haben, so brauchen sie sich nur an l'Echange zu wenden, und bekommen, was sie verlangen. Auch gibt l'Echange sogleich ein Probeblatt, worin unter andern eine Aktie des Echange gegen Waaren angeboten wird; sicher ein recht vernünftiger Einfall von dem Unternehmer. Auch Abbé's sieht man in dergleichen Unternehmungen verwickelt. So habe ich eine Ankündigung vor mir mit großen Buchstaben, Conservateur de la Foi, eine Art Kirchenzeitung, die von lauter Abbé's abgefaßt werden soll, und wozu man ein Kapital von 150.000 Franken verlangt; da diese nun, nach der geringsten Berechnung, über zwei Millionen eintragen werden (denn der Ertrag wird immer bestimmt ausgerechnet), so erhellt aus dem Prospektus, daß die Leute, welche aus purer Andacht oder auch aus etwas Gewinnsucht Geld dem Conservateur de la Foi zuwenden wollen, dasselbe vierzehnfach wieder einnehmen. Bei dieser Aktiensucht ist es einem spekulirenden Kopfe eingefallen, ein eigenes Blatt für Ankündigung und Besprechung der Aktienunternehmungen zu gründen, und daraus kann sicher etwas Gutes, oder doch etwas Interessantes entstehen, wenn nämlich der Verfasser die Schicksale so vieler auftauchenden Spekulationen genau angeben, und das Publikum dadurch belehren, warnen oder aufmerksam machen will. Bereits hat auch l'Actionnaire seine Laufbahn begonnen, und gibt in einem der ersten Hefte eine Uebersicht von einigen hundert, auf Aktien betriebenen Unternehmungen in Frankreich, mit Angabe des gegenwärtigen Preises der Aktien, woraus sich sogleich das Glücken oder Verunglücken der Unternehmen ersehen läßt. Da findet man denn, daß eine Aktie des Constitutionnel, die ursprünglich nur 5000 Fr. kostete, zu 178.000 Fr. verkauft wird, wahrscheinlich das beste in Frankreich bestehende Unternehmen. Ein anderes Tagblatt, le Courrier français, das seine Aktien zu demselben Preise ausgegeben hatte, wie der Constitutionnel, hat sie nur auf 8400 Fr. bringen können, was aber noch immer ein schöner Gewinn ist. Noch glänzender ist der Erfolg der Gazette des Tribunaux, deren Aktien zu 1000 Fr. jetzt 26.000 Fr. werth sind. Ein Journal des Notaires hat seine Aktien von 7000 Fr. bis zu 15.500 emporgetrieben, ein Beweis, daß es viele Notarien in Frankreich gibt; denn wer sollte sonst ein so specielles Blatt halten? Auch ein Pfennigmagazin, das sogenannte Magazin pittoresque, hat Glück gemacht; denn seine Aktien zu 1000 Fr. stehen auf 2600. Es war aber auch das erste und beste von allen. Dagegen hat ein Nebenbuhler, Musée des familles, den Verdruß gehabt, seine Aktien von 1000 Fr. auf 550 herabsinken zu sehen. Eine sonderbare Rolle spielen unter diesen Unternehmungen die Chateaubriandschen Memoiren, die erst künftig erscheinen sollen. Die Aktien dazu werden schon an der Börse verkauft, also etwas, was noch nicht da ist, und dessen Erscheinen durch einen Zufall leicht verhindert werden kann. Ich wundere mich daher auch gar nicht, daß die zu 500 Fr. ausgegebenen Aktien vor der Hand nur 400 werth sind. Dagegen besteht ein Verein, der Gerüste da aufschlägt, wo sie verlangt werden. So etwas begreift Jedermann; daher sind auch die Aktien der Echaffaudages-machines schon von 500 auf 650 gestiegen, haben also mehr Kredit in der Welt, als die Chateaubriandschen Memoiren. Die Omnibus, eine scheinbar so blühende Unternehmung, haben ihre Aktien an Werth doch bloß verdoppelt. Neben der neuen und prächtigen Magdalenenkirche hat man vor wenigen Jahren einen sehr gut eingerichteten, bedeckten Markt angelegt. Die Verkäufer genießen hier die größte Bequemlichkeit, und das Publikum kann gemächlich im Trocknen handeln und kaufen; dennoch wirft das Unternehmen nicht allein keinen Gewinn ab, sondern bringt Verlust: die Aktien zu 1000 Fr. des Magdalenenmarktes werden nur zu 550 abgesetzt, so wie die des Entrepôt du Marais, wovon ich neulich sprach, nur 625 Fr. kosten. Nicht besser ist es einer Compagnie ergangen, welche die großen Heiden in der Umgegend von Bordeaux urbar machen und bepflanzen wollte, und welche ihre 5000 Franken starken Aktien zu 3600 hat herabsinken sehen. Ein ähnliches Schicksal ist dem Unternehmen der Eisenbahn zwischen Lyon und St. Etienne widerfahren, woraus man sieht, daß die nützlichen Unternehmen nicht immer diejenigen sind, welche am besten gelingen. Freilich ist die Eisenbahn zwischen Lyon und St. Etienne, die erste beträchtliche, in Frankreich angelegte, sehr mangelhaft ausgefallen. Es fehlte damals an nöthiger Erfahrung und Geschicklichkeit, und es ist daher nicht zu verwundern, daß der Handelsstand dieser Eisenbahn seine Waaren nicht gern anvertraut. Da nun, wie gesagt, täglich neue Unternehmungen emporkommen, so wird der Actionnaire vollauf zu thun haben, wenn er das Publikum mit allen diesen oft sonderbaren Spekulationen bekannt machen will. Indessen möchte ich Niemand rathen, den Actionnaire als einzigen Führer in diesem Wirrwarr von Spekulationen zu nehmen. Allerdings gibt es unter den vielen Planen einige, die einem Bedürfnisse abhelfen, und wenn sie mit Umsicht und Sparsamkeit ausgeführt werden, gelingen müssen; allein die Mehrzahl der Plane ist das Werk müßiger Leute, welche auf Kosten der Actionnäre zu leben und wo möglich sich zu bereichern gedenken, oder von Dummköpfen, welche Alles vorhersehen und Alles berechnen, ausgenommen die unübersteiglichen Hindernisse, die sich ihrem Unternehmen nothwendig in den Weg stellen müssen, oder die nicht einmal so viel Verstand haben, daß sie das Unnütze ihres Plans einsehen. Wenn z. B. Vorschläge zum Anlegen eines neuen Theaters in Paris gemacht werden, so müßte das Publikum wahrlich große Lust haben, sein Geld wegzuwerfen, wenn es an dergleichen Unternehmen Theil nehmen wollte; denn wenn auch das einzige Beispiel des Palais-royal-Theaters die Actionnäre locken kann, so gibt es zehn andere Beispiele von Theatern, die sich nur mit großen Aufopferungen aufrecht halten. Nun hat man freilich bei der letzten Volkszählung gefunden, daß die Bevölkerung bedeutend zunimmt; aber mit zwanzig Theatern scheint doch dem Schaubedürfnisse der Pariser Bevölkerung bis zur nächsten Volkszählung hinreichend abgeholfen zu seyn. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 100.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 27. April 1837.

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein —
Doch du warst mein Zeitvertreib,
Goldne Phantasie,
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Goethe.

Die beiden Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Nur der Foliant lag noch am Boden; der Feind hatte sich geflüchtet, mein Alliirter war verschwunden, ich aber hatte einen schlimmen Streich begangen. Dieses Zimmer war eine Polterkammer meines gerade verreisten Onkels, voll alter Bücher und bestaubten Geräthes: in der Mitte eine baufällige Elektrisirmaschine, ein paar Kasten mit Mineralien, am Dachfenster ein alter, zerrissener Kanapé. Der Bücher wegen, damit ich nicht darüber käme, war diese Kammer beständig abgeschlossen, und Monsieur Ratin sprach von ihr immer nur in zweideutigen, mystischen Ausdrücken, wie von einem verdächtigen Ort. Der Zufall war somit meiner Neugier trefflich zu statten gekommen. Ich wollte physikalische Experimente anstellen, aber die Maschine ging nicht; ich trieb eine Weile Mineralogie und nahm dann den Folianten auf. Die Ratte hatte im Großen daran gearbeitet; auf dem Titel las man nicht viel mehr als Dictio.. „Ein Dictionnär!“ dachte ich; „nun, das ist kein gefährliches Buch. Aber was für ein Dictionnär?“ — Ich schlug das Buch auf: oben an der Seite war ein Frauenname zu lesen, darunter ein altväterischer Text, mit Latein vermischt, ganz unten Noten. Und von was war die Rede? von Liebe! Ich wunderte mich nicht wenig. In einem Dictionnär! wer hätte das gedacht! Liebe in einem Dictionnär! Aber die Folianten sind gewaltig schwer; ich ließ mich daher auf dem Kanapé am Dachfenster nieder, der herrlichen Landschaft, die es einrahmte, gleichgültig den Rücken kehrend.

Der Name, auf den ich gestoßen, hieß Heloise. Eine Frau, die Latein schrieb! eine Aebtissin, die einen Liebhaber hatte! Ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand. Heloise lebte im Mittelalter; Klöster, düstere Zellen, Glockenthürme, hübsche Nonnen, bärtige Mönche, ernste Gebäude auf bewaldeten Höhen über See und Thal, wie Pommiers mit seiner Abtei am Fuß des Salève: das war mein ganzes Mittelalter. Heloise, das schöne, fromme Kind, fesselte mich ganz, sowohl durch ihre natürlichen Reize als durch die Nonnentracht, die ich ihr gab. Ich hatte zu Chambery die Schwestern vom heiligen Herzen Jesu gesehen, und darnach bildete ich alle meine Nonnen, im Nothfall selbst die Päbstin Johanna. — Aber eine Nonne und verliebt! Ich merkte, daß ich an ein recht schlechtes Buch gerathen war, und der Gedanke, daß sich ein Wörterbuch mit dergleichen Geschichten befasse, that meinem Respekt vor dieser sonst so achtungswürdigen Bücherclasse großen Abbruch. War es doch, als sänge auf einmal Monsieur Ratin, oder der weise Mentor von Wein und Liebe und Lieb' und Wein!

Ich legte indeſſen das Buch nicht weg, wie ich hätte ſollen; im Gegentheil, durch die erſten Sätze angelockt, las ich den ganzen Artikel, und immer weiter gelockt, las ich Noten, Latein und Alles. Es kamen ſonderbare Sachen vor, bald unendlich rührend, bald wieder ganz eigen geheimnißvoll. Aber die Ratte hatte die Geſchichte vielfach verſtümmelt, und ich meinte nachgerade ärgerlich, die Katze habe doch ganz Recht gehabt. In nicht completen Büchern möchte man juſt das am liebſten leſen, was fehlt. Die Lücken reizen die Neugier ungleich mehr als die Blätter ſie befriedigen. Selten kommt mich die Verſuchung an, ein Buch aufzuſchlagen, aber die Düten mache ich alle auf und leſe ſie. Und beim Gewürzkrämer das Zeitliche ſegnen, iſt gewiß kein ſo hartes Loos, als beim Buchhändler elendiglich ſchmachten.

Längſt hatte ich die Geſchichte ausgeleſen, und noch war ich ganz darin verſunken.

— Fürwahr, höchſt ſeltſam, wunderſeltſam!
Und rührend war's, unendlich rührend war's!

Das Buch auf den Knien, den Blick der von der Abendſonne vergoldeten Landſchaft zugekehrt, war ich nach Paraclet verſezt; ich wandelte durch die Mauern, ich ſah im finſtern Kreuzgang die trauernde Heloiſe, ich war verſchmolzen mit Abälard und betete die unglückliche Geliebte an. Dieſe Bilder floſſen bald mit den Eindrücken der Außenwelt zuſammen, und ich fühlte mich auf dem alten Kanapé in eine glänzende Welt voll poetiſcher, ſchwärmeriſcher Gefühle verſezt. — Aber außer dem, was ich geleſen, außer der Abendluft und der herrlichen Landſchaft, die ich am Dachfenſter überblickte, ſchlichen ſich noch andere Eindrücke in mein Gemüth, als Nahrung für die geſchäftige Phantaſie. Durch den Straßenlärm, durch das Hämmern der Handwerker und das Geſumme im Hafen klangen fern her, vom Abendwind getragen, die erſterbenden Töne einer Drehorgel an mein Ohr. Da wurden mit einem Mal alle Gefühle inniger, die Bilder lebendiger, der Abendhimmel reiner, glänzender; in zauberhafter Friſche lag die ganze Schöpfung vor mir, und in ätherblauen Höhen umdufteten mich tauſend Blumen. — Heloiſe war allgemach in den Hintergrund getreten; ihr Schatten verſchwand unter den alten Buchen, hinter den gothiſchen Pfeilern; Jahrhundert um Jahrhundert wich zurück, die blauen Kuppen der Vergangenheit tauchten unter am Horizont, ich kam herauf zu bekannteren Ufern, verwandteren Zeiten, befreundeteren Weſen; die Orgel brach ab, und ich erwachte zur Wirklichkeit. Das große Buch, das mir ſchwer auf den Knien lag, war mir gleichgültig geworden, und ich legte es ruhig auf das Brett.

Wie ſchaal iſt die Welt nach ſolchen Augenblicken der Verzückung! wie wehe thut der Fall aus den lichten Höhen der Phantaſie auf den öden Boden der Wirklichkeit! Der Abend erſchien mir trübſelig, mein Zimmer jezt ein wirkliches Gefängniß, meine Muße eine drückende Laſt. — Armer Junge! der du gerne in dieſer Himmelsluft der Poeſie athmen, empfinden, lieben möchteſt, und kraftlos zurückſinkſt, ich bedaure dich! Manche Täuſchung ſteht dir noch bevor; noch oft wird deine Seele im ſüßen Wahnſinn von der Erde weg ſich gen Himmel ſchwingen wollen, noch oft, eben ſo oft, wird die ſchwere Kette ihren Flug hemmen, bis ſie endlich, dem Joche ſich fügend, ruhig den Pfad des gemeinen Lebens verfolgt. — Doch ſo weit war ich zum Glück noch nicht, und juſt auf dem Pfade des gemeinen Lebens war mir ein Weſen entgegengetreten, an das ſich in mir alle jene ſüßen Regungen knüpften, für das ich ſchwärmen konnte, wann und ſo lange ich wollte. Dieſes Weſen wurde zur Stunde meine Heloiſe, nicht die unglückliche, nein, nur die liebende, nicht die Sünderin, nein, ſo himmliſch rein als himmliſch ſchön; und als ſtände ſie vor mir, richtete ich glühende Worte der Sehnſucht und Begeiſterung an ſie.

(Die Fortſezung folgt.)

John Kockerills Etabliſſement zu Seraing bei Lüttich.

(Fortſezung.)

Die Hobelmaſchine liefert eine ebene Fläche, welche ſich mittelſt Meißel und Feile in dieſer Vollkommenheit und mathematiſchen Genauigkeit unmöglich darſtellen läßt. Man zeigte mir den Krummzapfen einer Dampfmaſchine, welcher ſo eben die Hobelmaſchine verlaſſen hatte; ich bemerkte wohl auf beiden bearbeiteten Grundflächen die parallelen Streifen, Spuren des Schneidzeugs; ein nach allen Richtungen an die Fläche gelegtes Lineal ließ aber nicht die geringſte Unebenheit wahrnehmen.

Unter den Maſchinen zum Ausbohren der großen gußeiſernen Dampf- und Gebläſecylinder machte mich mein Begleiter auf einen ganz neuen, in ſeiner Conſtruktion von der gewöhnlichen Art abweichenden Apparat aufmerkſam. Es iſt die ſchönſte Maſchine im ganzen Etabliſſement und die einzige auf dem Continent. Sie bohrte in dieſem Augenblick einen 72 zölligen Dampfmaſchinencylinder aus. Der leztere iſt in horizontaler Lage an ein ſolides Geſtell befeſtigt, während in ſeinem Innern ein Rad, auf deſſen Peripherie vier oder fünf ſchmale Meißel vom feinſten Stahl vertheilt ſind, langſam umläuft und die Cylinderwand bearbeitet. Dieſes Rad bewegt ſich nicht nur um ſeine Are, ſondern es ſchreitet zugleich der Are entlang weiter, aber ſo unmerklich langſam, daß der angreifende Stahl während einer ganzen Umdrehung kaum um eine Linie vorgerückt iſt. Der Mechanismus, welcher dieſe

ſubtilen, ſanften und dabei ſo ſicheren Bewegungen erzeugt, iſt eben ſo eigenthümlicher als ſinnreicher Art, und läßt ſich durch bloße Worte nicht beſchreiben; durch die Anwendung des ſogenannten Sonnenrades und der Planetenräder gewinnt das Ganze ein beſonderes Intereſſe. Die Maſchine bedarf keiner Aufſicht; hat man ihr das Tagwerk angewieſen, ſo geht ſie unbeachtet ihren ruhigen Gang fort, bis ſie eines Tags ihre Arbeit vollbracht hat.

Schon glaubte ich durch die Dreh- und Cylinderbohrwerke, durch die Löcherbohrmaſchinen und Hobelmaſchinen alle möglichen Fälle der Bearbeitung, deren das Metall auf mechaniſchem Wege fähig iſt, erſchöpft, als man mir noch eine andere merkwürdige Maſchine zeigte, welche prismatiſche Löcher, Schlitze oder Rinnen in das Metall arbeitet. Ich ſah ſie leider nicht im Gange. Das Prinzip dieſer Maſchine iſt einfach, und ſie hat hinſichtlich ihrer Bewegungen einige Analogie mit einer gewöhnlichen Sägmühle. Ein ſtählerner Meißel, welchem mittelſt eines Krummzapfens eine auf- und niedergehende Bewegung ertheilt wird, ſticht die verlangten Vertiefungen aus. Nach jedem Niedergange des Meißels rückt das Material, welches auf einem beweglichen Geſtelle befeſtigt iſt, um ein Minimum vor, auf ähnliche Weiſe wie bei der Sägmühle der Baumſtamm nach jedem Schnitte einen Impuls erhält. Der ausnehmend ſchöne, ſolide und exakte Bau der Maſchine, die nach den richtigſten mechaniſchen Grundſätzen angeordnete Stellung der einzelnen Organe, die mit mathematiſcher Schärfe nach der Epicykloide gekrümmten Däumlinge laſſen den aufmerkſamen Betrachter, auch wenn die Maſchine ruht, auf einen eben ſo ſanften als ſichern und wirkſamen Gang ſchließen.

In das Atelier der Dampfwagen kam ich eben zu rechter Zeit, um Augenzeuge zu ſeyn, wie der äußere ſchmiedeeiſerne Reif um das große gußeiſerne Treibrad gelegt wurde. Die geſchmiedete prismatiſche Stange wurde rund gebogen, an ihren Enden zuſammengeſchweißt und ſodann in glühendem Zuſtande auf die Peripherie des gußeiſernen Rades getrieben. Dieſes wurde nun mit ſeinem noch glühenden Reif mit Hülfe eines Krahnen emporgewunden und, in horizontaler Lage ſchwebend, alsbald in ein rundes, mit Waſſer gefülltes Baſſin herabgeſenkt. Durch die plötzliche Zuſammenziehung befeſtigte ſich der Reif auf's Innigſte an das Rad. Dieſe Werkſtätte bildet nicht ein durchaus abgeſchloſſenes, für ſich beſtehendes Ganze, woraus der Dampfwagen mit allen ſeinen Details vollendet hervorgeht, ſondern ſie begreift hauptſächlich die Zuſammenſetzung und Ajuſtirung der Lokomotive, Munitions- und Transportwagen, ſo wie die Fabrikation der weniger wichtigen Theile, z. B. der Geſtelle, Rauchfänge, Tragfedern, Röhrenſyſteme u. ſ. w., in ſich. Der Dampfkeſſel kommt aus der allgemeinen Dampfkeſſelwerkſtätte, und die feineren, weſentlicheren Theile, wie Cylinder, Steurung, Kolbenſtangen, Excentrika u. ſ. w., aus der Maſchinenfabrik. Cockerill lieferte für die ruſſiſche Eiſenbahn einen Dampfwagen nebſt Munitionswagen für 40,000 Fr. frei nach Petersburg. Er mußte ihn am 28ſten Auguſt 1836, bei 100 Fr. Strafe für jeden Tag Verzug, zu Antwerpen einſchiffen. Er lieferte ferner für dieſelbe Eiſenbahn ſechzehn Untergeſtelle für Transportwagen, wozu Pawels in Brüſſel die Obertheile anfertigte.

Jenes anſehnliche Gebäude, aus deſſen Innerem ein betäubendes Getöſe hervordringt, umſchließt das Departement der Dampfkeſſel. „In dieſen Räumen," äußert ſich Nisard, „muß man den Annehmlichkeiten einer Belehrung und Explikation an Ort und Stelle entſagen. Es iſt ein helles, durchdringendes Getöſe, welches das Trommelfell zu zerreißen droht. Unter den unaufhörlichen Schlägen des Hammers ſeufzen dieſe hohlen, ſchmiedeeiſernen Koloſſe, und ihre Seiten hallen wider gleich denen des trojaniſchen Roſſes." Man ſieht hier in der That Dampfkeſſel von ſolcher Größe, daß vier-und-zwanzig Perſonen bequem darin Mittagstafel halten könnten. Sie ſind aus gewalzten, rektangulären Eiſenplatten zuſammengeſetzt, welche mittelſt zahlloſer dicker, eiſerner Nägel aneinander genietet werden. Bevor das Zuſammennieten erfolgen kann, müſſen die runden, zur Aufnahme der Nietnägel beſtimmten Löcher durch die Platten geſchlagen werden. Zu dieſer Operation bedient man ſich einer einfachen und ſehr wirkſamen Durchſchlagmaſchine. In einem maſſiven gußeiſernen Geſtelle bewegt ſich eine ſtarke, ſenkrechte Schraubenſpindel, deren unteres Ende mit dem auf und nieder beweglichen, zum Durchſchneiden beſtimmten Stempel in Verbindung ſteht, während das obere Ende ein horizontales eiſernes Schwungrad von fünf Fuß Durchmeſſer trägt. Zwei Männer arbeiten an der Maſchine. Nachdem der eine die Platte, da wo das Loch durchgeſchlagen werden ſoll, unter den Stempel gebracht hat, geben beide, einen Handgriff faſſend, mit vereinten Kräften dem Schwungrad einen heftigen Impuls, worauf der niedergehende Stempel mit unwiderſtehlicher Kraft aus der untergehaltenen Metallplatte ein kreisrundes Stück von fünf Linien Durchmeſſer ausſcheidet. Die Löcher werden reihenweiſe in gleichen Diſtanzen und ſo nahe bei einander ausgeſchlagen, daß die Nagelköpfe des fertigen Keſſels nur einen geringen Raum zwiſchen ſich laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Erde.

Die du am weichen Mutterherzen
Gewiegt mich durch den Aether trägſt,
Im Kindheitstraum von Wonn' und Schmerzen,
An's große Herz den Säugling legſt,

Nicht Frevel durfte dich entweihen,
Nicht Sündenfluch und Menſchenqual;
Du ſchwebſt dahin durch höh're Reihen,
Ein Fünkchen in dem Sternenſaal!

Du ewig ſich erzeugend Leben,
Mit Staub und Aſche neu gedüngt,
Du nimmer raſtend, kräftig Streben,
Im Blut- und Thränenbad verjüngt!

O Heimath erſter Frühlingsſpiele,
So blüthenhell für uns geſchmückt!
Vertröſtend zeigſt du Sonnenziele,
Wenn Gram die kleinen Herzen drückt.

Mit Duft und Licht und Klang und Farben
Erfreuſt du uns, du ſchimmernd Land,
Und können Wunden nicht vernarben,
So legſt du ſanft doch den Verband.

Vermagſt du Thränen nicht zu ſtillen,
Und iſt ein Herz zu ſchwer und müd,
Dann eilſt du's ſorglich zu umhüllen
Und ſingſt ein leiſes Schlummerlied.

Ja, grünend Eiland, du uns Wiege
Und Grab auf weiter Sonnenbahn,
Wohin in dir ich wohl einſt fliege
Im Aethermeer, mein flücht'ger Kahn?

An welchem Ufer darf ich landen?
Den Geiſt treibt Sehnſucht weit voraus,
Trotz deinen Roſen-Dornenbanden:
Hier bin ich, dort im Vaterhaus!

Einſt grüß' ich dich vom Sonnenſterne,
Du kleines, blaſſes Nebellicht
Am Himmelsrand dort kalt und ferne,
Und deine Seufzer hör' ich nicht!

Emma v. N.

Korreſponden-Nachrichten.

Berlin, März.

Eiſenbahnen.

Endlich regt ſich auch bei uns das Gefühl der Nothwendigkeit von Eiſenbahnen. Ich meine damit, was bis da nur Phantaſie und Verlangen einiger Wenigen war, ſcheint zum populären Bewußtſeyn geworden. Man gewöhnt ſich daran, den unbedingten Vortheil und die unbedingte Nothwendigkeit zu erkennen, wenn der Hauptimpuls bei Vielen auch nur der Gedanke iſt, daß man gegen die Nachbarn nicht zurückbleiben darf. Von den drei projektirten preußiſchen Bahnen ſtehen die Aktien derjenigen, welche Berlin mit der Leipzig-Dresdener Bahn verbinden ſoll, ſchon bedeutend über Pari, die der Stettiner Bahn ſind vollſtändig gezeichnet, und die der Frankfurt-Berliner dürften noch ſchneller vergriffen ſeyn, ſobald es zur Unterzeichnung kommt. Damit iſt freilich noch nirgends Hand an's Werk gelegt, und noch iſt man im Ringen und Kämpfen um Vorfragen, deren Beſeitigung indeſſen jezt noch zu bezweifeln, Thorheit wäre. Die eiſerne Nothwendigkeit klopft an's Thor. Die Vorurtheile und der Eigenſinn mögen ſich noch ſo lange dagegen ſtemmen, einer Naturkraft vermögen ſie nicht zu trözen. Die ſich in ein ſentimentales Gewand kleiden: daß die kleinen Städte darunter leiden und zu völliger Unbedeutendheit herabſinken werden, daß viele Gewerbe, wie das der Handerer und Gaſtwirthe, untergehen dürften, und wie die aus dem Winkel herbeigezogenen Argumente heißen mögen, ſind ſchon ſo durch Thatſachen und Berechnungen widerlegt, daß ſie nicht anders mehr in Betracht kommen, als wie artige Fächer, hinter denen eine wohlbekannte Phyſiognomie ſich noch einmal zu verbergen ſtrebt. Wie viel Landſtädte im ganzen Staate werden denn die drei Bahnen berühren! Und die ſie berühren und die nahe liegen, werden ſie nicht durch das Zuſtrömen aller Provinzialen nach der Eiſenbahn vielleicht mehr an Frequenz gewinnen, als je auf direktem Wege! Erinnert das nicht an den Text jener franzöſiſchen Oper, wo ein Gutsherr die Straße, die über ſein Gut führt, niemals repariren, damit er das Vergnügen hat, recht viel umgeworfene Wagen, und demzufolge Gäſte in ſeinem iſolirten Schloſſe zu bewirthen zu haben? Und wäre das ein Nachtheil für den Staat, wenn das Geſchlecht der nautae et caupones in etwas abnähme, was aber nicht der Fall ſeyn wird? Viel ernſter und betrübender iſt die Oppoſition von einer andern Seite. Unſere Poſteinrichtung iſt ein vortreffliches Werk, und die Ehre wird ihrem Schöpfer, auch wenn ſie einem noch vollkommeneren Inſtitute gewichen ſeyn wird, nicht genommen werden. Sein Ruhm iſt um ſo größer, als dieſer Vorwärtsſchritt zu einer Zeit unternommen wurde, wo man von anderer Seite rückwärts zu gehen anfing. Aber muß nun deßhalb, weil die Poſt, wie ſie iſt, trefflich iſt, ein Inſtitut angefeindet werden, welches evident noch trefflicher iſt? Der Ruhm ſeines Begründers wird nicht verloren gehen; aber geſezt, er ſtände auf dem Spiele, wenn es ganz untergehen müßte, iſt dies nicht noch viel mehr dann der Fall, wenn der Widerſtand gegen das beſſere neue Inſtitut deßhalb hartnäckig fortgeſezt wird? Es iſt notoriſch, daß in dieſem Augenblicke nur noch die ungeheuern Entſchädigungsforderungen der Poſt die Thätigkeit zur Ins-werkſezung der Eiſenbahnen hemmen. Nur hinſichtlich der kleinen Potsdamer iſt ein Abkommen getroffen; bei den übrigen ſoll nicht allein der wirkliche Schadenerſaz gefordert, ſondern auch der mögliche, künftige Gewinn zur Liquidation gekommen ſeyn. Die hochherzige, erklärte Willensmeinung unſers Kronprinzen zu Gunſten der Eiſenbahnen hat ſchon ſehr vortheilhaft gewirkt. Doch mehr als das wirkt: Rußland geht voran. Alſo müſſen alle jene Schranken zuſammenſtürzen, und unſere Nachfolge macht ſich von ſelbſt. Herr von Gärtner, der Erbauer der Petersburger Bahn, die in ſo geringer Zeit fertig wurde und ungewöhnliche Reſultate lieferte, hat durch ſeine Anweſenheit hier nicht wenig Zweifelnde bekehrt. — Es iſt indeß, wenn auch erklärlich, doch merkwürdig und beachtenswerth, wie noch immer von einer andern Puiſſance her, als die genannten, ein wenigſtens paſſiver Widerſtand ſich kund gibt. Von unſern Börſenmännern und Papierhändlern kann noch immer ein großer Theil zu Aktien kein Vertrauen gewinnen, die, wie ſie ſagen, kein Staat garantirt hat, und deren Sicherheit zur Zeit nur in etwas zuſammengekarrtem Schutt und aufgeworfener Erde beſteht, welche ein Platzregen fortſpülen kann. Daß die Idee in dieſem Staube von feſtern Stoffen iſt, als die beſtempelten Papiere, kann dieſen freilich ſchwer begreiflich gemacht werden; aber es beweiſt, daß die Zeit dieſer Papiermänner auch ihrem Ende nahe iſt. Und das iſt kein Unglück.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 28. April 1837.

Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und, bildsam, vor den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Schiller.

John Kockerills Etablissement zu Seraing bei Lüttich.

(Fortsetzung.)

Das Zusammennieten des Dampfkessels selbst nimmt drei geübte Männer und einen Knaben als Handlanger in Anspruch. Zwei Arbeiter stehen an der äußern Seite und der dritte im Innern des Kessels mit gewichtigen Hämmern in Bereitschaft. Der Knabe macht einen Nagel oder eigentlich konischen Keil von 2½ Zoll Länge und ½ Zoll größten Durchmesser in einer kleinen tragbaren Esse glühend, und reicht ihn dem im Kesselraume befindlichen Arbeiter. Dieser steckt den Nagel durch das Nietloch und treibt ihn mit seinem Hammer gewaltsam hinein, worauf die beiden auf der Außenseite stehenden Arbeiter das hervorragende Ende breit schlagen und zu einem Kopfe von der Form eines stumpfen Kegels hämmern. Ist dies geschehen, so vertauscht der eine dieser Männer seinen Hammer mit einem andern hammerähnlichen Werkzeuge, dessen Basis eine halbkugelförmige Vertiefung von ungefähr acht Linien Durchmesser enthält; diese Vertiefung sezt er auf den Nagelkopf und zugleich thut der Andere, welcher indessen seinen Hammer mit einem schwereren vertauscht hat, mehrere kräftige Schläge auf den Rücken des Instruments. So wird ein halbkugelförmiger Kopf auf der äußern Seite des Dampfkessels gebildet, während der Kopf auf der innern Seite cylindrisch bleibt.

Von der Dampfkesselwerkstätte führte mich mein Begleiter in das Lokal der Walzwerke, zu deren Betreibung zwei Dampfmaschinen, jede zu fünfzig Pferdekräften, aufgestellt sind. Das Walzen der Eisenbahnschienen gehört wohl zu den interessantesten Operationen im ganzen Etablissement. Hier vereinigt sich die furchtbarste Maschinenkraft mit der bewundernswerthesten Geschicklichkeit der Arbeiter zur Darstellung eines Fabrikats, welchem die Resultate der neuesten Zeit eine nationale Wichtigkeit gegeben haben. Das Eisenbahnschienenwalzwerk wurde von Pastor eingerichtet; es ist gegenwärtig für die belgischen Eisenbahnen in beständiger Thätigkeit, und seine Produkte haben sich an der Brüssel-Antwerpener Eisenbahn bereits bewährt. Die Schiene hat bis zu ihrer Vollendung acht Einschnitte, welche durch eben so viel Paare Walzen an ihrer Berührungslinie gebildet werden, zu passiren. Die ersten drei Einschnitte haben quadratische Form, die folgenden nähern sich immer mehr der eigenthümlichen, zwiebelähnlichen Gestalt des Schienenquerschnitts. Ein prismatisches Eisenstück von etwa drei Fuß Länge und fünf Zoll im Gevierte kommt in weißglühendem Zustande vom Puddlingshammer unter das Walzwerk und geht nach zwei Minuten als vollendete, fünfzehn Fuß lange Schiene aus demselben hervor. Die erste Hälfte der Einschnitte dient

mehr zum Strecken des Metalls, die zweite Hälfte gibt ihm die dem Zwecke entsprechende Form. Der sechste Einschnitt bildet, vermöge der Excentricität der untern Walze, die fünf Bogen, welche der Schiene ein wellenförmiges Ansehen geben. * Im lezten Einschnitte geht die Bildung der kaum zwei Linien tiefen und acht Linien breiten Rinnen vor sich, welche auf beiden Seiten längs der Schiene sich hinziehen und bei der Anlage der Eisenbahn zur Aufnahme der eisernen Befestigungskeile dienen. Auf jeder Seite des Walzwerkes hängt ein großer Haken an einer Kette herab. Die Kette endigt sich oben in eine eiserne Rolle, welche auf einer Art Eisenbahn läuft. Zwei Arbeiter stehen auf jeder Seite des Walzensystems; so wie die glühende Schiene hervorkommt, packen sie dieselbe mit ihren Zangen, legen sie auf den Haken und bringen sie auf diese Weise leicht und schnell vor den Einschnitt eines andern Walzenpaars. Wollen die Walzen nicht gut packen, so wird etwas Kohlenstaub zwischen dieselben gestreut. Die Arbeiten am Walzwerke gehören zu den anstrengendsten und gefahrvollsten; kurz vor meiner Ankunft war ein Arbeiter, der den umlaufenden Walzen zu nahe kam, ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit geworden; seine beiden Hände wurden von den Walzen zugleich ergriffen, und in einem Moment, da sich die Walzen sehr schnell drehen, waren beide Arme ausgerissen.

Wenige Schritte von den Walzwerken sind mehrere kolossale Scheeren von seltsamer Gestalt in furchtbarer Thätigkeit. Sie sehen aus wie Köpfe mit ungeheuern Rachen, welche unaufhörlich nach Nahrung schnappen. Der lange Hebelarm, auf welchen die bewegende Kraft mittelst einer excentrischen Scheibe wirkt, ist nämlich rechtwinklicht von dem schneidenden Kopfe abgebogen und ragt durch einen Schlitz in ein Souterrain hinab, so daß man nur den Kopf der Scheere in Bewegung sieht, was beim ersten Anblick einen an das Komische grenzenden Eindruck macht. Dieser Eindruck verwandelt sich jedoch in einen beinahe unheimlichen, wenn man eine solche Scheere zolldicke kalte Eisenstangen und Platten wie Papier zerschneiden sieht. Meine Ueberraschung wurde noch durch den Umstand erhöht, daß dieselbe Scheere, welche so eben vor meinen Augen eine 1½ Zoll dicke Eisenstange in Stücke zertheilt hatte, ein von mir hingehaltenes Blatt Papier eben so scharf wie die feinste Papierscheere durchschnitt.

(Der Beschluß folgt.)

* Der Zweck dieser fünf Ausbauchungen jeder Schiene ist folgender. Die Schiene wird bei Anlegung der Eisenbahn von drei zu drei Fuß, also fünfmal ihrer ganzen Länge nach, unterstüzt. Nun ist klar, daß das Bestreben einer auf der Bahn ruhenden Last, die Schiene zu biegen, in der Mitte zwischen zwei Stüzpunkten am größten ist und gegen die Stüzpunkte hin sich vermindert; deßwegen gibt man der Schiene in der Mitte zwischen zwei Lagern ihre größte Höhe und läßt diese gegen die Lager hin allmählig abnehmen, woraus die wellenförmige Gestalt hervorgeht. Soll jener Zweck der Unveränderlichkeit des Biegungsvermögens vollkommen erfüllt werden, so müssen die Bogen, der Theorie gemäß, nach einer Parabel gebildet seyn.

Die beiden Gefangenen.

(Fortsezung.)

Man sieht, ich war verliebt; ja, schon seit acht Tagen, und seit sechsen hatte ich die Geliebte mit keinem Auge gesehen. Wie es unglücklich Liebenden geht, hatte ich in den ersten Tagen gehofft und gehofft, war dann auf Zerstreuungen verfallen, und diese waren mir, wie man gesehen hat, gar schlecht bekommen. Am Abend nun, von dem eben die Rede gewesen, war meine Leidenschaft durch die romantische Geschichte, die ich gelesen, nicht wenig gestachelt worden; ich hatte es satt, meinen eigenen Schatten zu apostrophiren, und in dieser Stimmung kam es mir auf einen verzweifelten Streich nicht an. — Im Zimmer über dem meinigen konnte ich nämlich, wenn ich den Muth dazu hatte, meine Geliebte sehen; sie war jezt eben allein. Durch die Dachlücke in der Rumpelkammer, und nur durch sie, gelangte ich über das Dach weg hinauf.

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, um so weniger, da ich, ehe ich es mir versah, auf dem Dache stand. Ich sezte mich, um Muth zu sammeln und meinen Anschlag genau in's Auge zu fassen; denn dieser erste Schritt hatte mir so starkes Herzpochen verursacht, daß ich im Begriffe stand, wieder hineinzugehen. Vorerst aber hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich platt auf das Dach niederzuwerfen und mich unsichtbar zu machen; denn eben sah ich Monsieur Ratin in der Straße unten.

Als ich mich von diesem Donnerschlag etwas erholt, wagte ich es, den Kopf aufzuheben und vorsichtig über den Rand des Daches hinunterzusehen. Weit und breit kein Monsieur Ratin mehr! Gewiß genug kommt er jezt die Treppe herauf, und ehe eine Minute vergeht, ertappt er mich auf meiner verliebten Wanderschaft! Das Gefühl der Reue und der Zerknirschung überfiel mich mit Macht; wie leicht wurde es mir jezt, einen schweren Fehltritt zu bereuen! Da auf einmal erblickte ich Monsieur Ratin wieder, und die Reue war wie weggeflogen: er war durch ein Gäßchen gegangen, und jezt wandelte er weit weg ruhig seines Wegs, abwärts vom Hause. Nicht lange, so hatte ich ihn aus dem Gesicht verloren; ich sah aber ein, daß ich hier nicht bleiben konnte, ohne daß ich Gefahr lief, vom Gefängnißfenster aus gesehen zu werden, in das ich von meiner Höhe mit Schauder weit hineinblickte. Ich machte mich also rasch auf den Weg; zudem brach die Dämmerung ein, ich mußte eilen, wollte ich das Tageslicht noch nüzen, und wenige Schritte brachten mich

wirklich vor das Fenſter, das ich ſuchte. Es war offen. Mein Herz pochte laut; ſo gewiß ich wußte, daß die Geliebte allein war, ich mußte es mir oft vorſagen, um es zu glauben. Ich zögerte; da hörte ich auf einmal mir zurufen: „Nur hinein! Sie werden nicht verrathen, junger Herr!“ Es war die Stimme des Gefangenen: ſchon beim erſten Worte verlor ich völlig den Kopf, ſprang raſch in das Zimmer, ſtieß eine reich gekleidete Dame um und fiel mit ihr in's Zimmer.

Was in den erſten Augenblicken nach dem Sturze vorging, weiß ich nicht zu ſagen; ich war bewußtlos. Als ich zu mir kam, fiel mein erſter Blick auf das Frauenzimmer, das mit dem Geſicht am Boden lag und keinen Laut von ſich gab. Faſt bis an den Boden gebückt, ſchlich ich hin. „Madame!“ ſagte ich leiſe, mit bebender Stimme. — Keine Antwort. — „Madame!!“ Alles ſtill. — Schrecklicher Zufall! Eine vornehme Frau todt, umgebracht, von einem Schüler umgebracht! Der kritiſche Leſer wird ſagen, ich huldige dem modernen Geſchmack und führe gewaltſam eine ſchreckliche Situation herbei. Nicht doch: die Dame war eine Gliederpuppe; ich befand mich im Arbeitszimmer eines Malers.

Mein Erſtes war, daß ich die Dame aufhob; ſie lächelte entſetzlich albern mit ihrem roſigen Geſicht, obgleich ihre Naſe beträchtlich Schaden genommen. Ich beſſerte ein wenig daran; aber die Sache war zu unbedeutend gegen das Unheil im Ganzen, als daß ich mich lange damit aufgehalten hätte. Denn die Dame war mit der Naſe an den Farbenkaſten gefallen, dieſer war umgeſtürzt und hatte Pinſel, Blaſen, Paletten und Oel in das Zimmer ausgeſchüttet. Ich wollte ein wenig aufräumen; aber auch dies war zu ſehr eine Kleinigkeit gegen das Unheil im Ganzen, als daß ich mich damit hätte aufhalten mögen. Denn der Farbenkaſten war wider eine hohe, wackligte Staffelei gefallen; dieſe war umgeſchlagen und hatte im Fallen einen hübſchen Herrn, der an ſeinem Nagel dem ganzen Weſen zugeſehen, gerade vor die Bruſt getroffen. Die Staffelei und der Herr waren zuſammen auf die Lampe niedergekommen, und dieſe hatte den Spiegel zerbrochen und eine Oelflaſche umgeworfen. Die Verheerung war ſchrecklich, und die Dame lächelte in einem fort.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die türkiſche Muſik in Deutſchland.

Das Folgende iſt eine treffliche Probe der franzöſiſchen Leichtfertigkeit im Auffaſſen fremder Sitten und Zuſtände, und im Wiedererzählen deſſen, was man nicht gehört. Dabei dient es als Warnungstafel gegen die Kunſtwerke äſthetiſcher und witziger Reiſebeſchreiber, die deutſchen nicht ausgenommen. Auch die geprieſene deutſche Gründlichkeit ſchlummert nicht ſelten, und unſern modernen Aeſthetikern iſt es ohnehin ſehr gut gelungen, dieſe altväteriſche Tugend ſich abzugewöhnen. Die türkiſche Muſik des Franzoſen mag ihnen ein Spiegel ſeyn, wie ſich manche ihrer Skizzen in den Augen der Einheimiſchen ausnehmen.

* * *

Auf dem Schloſſe ... in Oberſchwaben konnte man ſchon der Mühſale in den Bivouaks vergeſſen, und die ausnehmende Artigkeit des Schloßherrn und das gute Leben bei ihm thaten gar wohl nach dem Elend in Polen. Ich lag im Standquartier beim Bruder des Fürſten, dem Grafen Ferdinand, der in einem benachbarten Dorfe Pfarrer war; faſt täglich nahm er mich zur Tafel auf's Schloß. Die deutſche Sprache iſt ausnehmend reich an Titulaturen, und man braucht oft mehrere Zeilen, um dem unbedeutendſten Titel ſeine volle Ehre anzuthun. So lange ich da war, ſprachen die beiden Brüder franzöſiſch, und ſparten damit wenigſtens zehn Seiten in der Viertelſtunde. Am Geburtstage der Fürſtin war Graf Ferdinand am frühen Morgen auf den Beinen, ſeine Dienerſchaft hatte die Gallarde an, er ſelbſt trug ſeine Inſignien als Canonikus von Augsburg, ich war in großer Uniform. Wir brachen nach dem Schloſſe auf; „heute wird es ſehr hübſch in *** werden,“ ſagte der Graf unterwegs; „es kommen viele Leute, und heute Abend haben wir türkiſche Muſik.“ — „Was heißt dies?“ — „So iſt's alle Jahre am Geburtstag.“ — „Aber was iſt denn türkiſche Muſik?“ — „Sie werden es ſchon ſehen. Sie ſollen überraſcht werden.“ — Sämmtliche Junker aus der Umgebung hatten ſich eingefunden; es war Vorſtellung mit der vollen, in ſolchen Fällen üblichen Etikette, großes Frühſtück u. ſ. w. Eben trank man nach dem Mittageſſen den Kaffee, da erſcholl auf einmal unter den Fenſtern eine furchtbare Katzenmuſik. „Ah! die türkiſche Muſik!“ rief es im ganzen Zimmer. — „Wer iſt,“ ſo hatte ich früher einmal den Grafen Ferdinand gefragt, „der kleine Mann mit dem Schnurrbart, der ſich ſelbſt ſo wohl gefällt?“ — „Es iſt der Offizier, der damals das Contingent des Fürſten dem kaiſerlichen Heere zugeführt hat; bis Alles wieder in's alte Geleiſe kommt, dient er als Hofkavalier und Geſchichtſchreiber.“ — „Geſchichtſchreiber?“ — „Ja, wir haben ein Buch in unſerer Familie, in das alle Tage geſchrieben wird, was der Fürſt thut.“ — „Alle Tage! Wenn es aber nichts zu ſchreiben gibt?“ — „Es gibt immer etwas. Das Buch wurde zur Zeit der Kreuzzüge angelegt und bis jezt fortgeführt; Sie können leicht denken, daß wir großen Werth darauf legen. In dieſem Buche proteſtiren wir gegen den ſchnöden, an uns begangenen Raub: der Fürſt wird darin immer als Souverän behandelt, und vom König iſt ſo wenig die Rede, als exiſtirte er gar nicht.“ — „Das Buch iſt alſo ein Roman?“ — „Wie Sie wollen; aber mein Bruder iſt einmal Souverän, und muß es unter allen Umſtänden bleiben. Unſere ſpäten Enkel ſollen keine Lücke in unſerer Geſchichte merken.“ — „Aber wie iſt's mit der hiſtoriſchen Wahrheit?“ — „Was liegt daran!“ — „Die arme Nachwelt! wie wird ſie hinter das Licht geführt!“ — Der Herr Geſchichtſchreiber nun war der Maeſtro der türkiſchen Muſik; er begleitete dieſe Charge neben ſeinen übrigen Aemtern, und ſpielte zudem eigenhändig die Clarinette. Der Hofmeiſter blies die Fidte, die Jäger das Horn, und ſämmtliche Dienerſchaft, mit Cymbeln, Triangeln, Glockenſpiel, ja ich glaube gar mit Küchengeſchirr bewaffnet, machte den tollſten Lärm, der je ein Trommelfell zerriſſen hat. Sämmtliche Muſiker waren türkiſch gekleidet, in alte Fetzen, die den Sarazenen zur Zeit Richards Löwenherz abgenommen ſeyn mochten. — Ich trat zum Grafen F., einem franzöſiſchen Ausgewanderten, der früher ruſſiſcher Obriſt geweſen und

jezt Kammerherr und Oberküchenmeiſter des Königs von Würtemberg war. „Wie kann man,“ ſagte ich zu ihm, „eine ſolche Katzenmuſik in Deutſchland machen, wo die Leute, ſo zu ſagen, geborne Muſiker ſind? Wie kann der Fürſt bei ſeinem Verſtande Vergnügen daran finden? denn ſehen Sie nur ſein Geſicht an, es ſtrahlt von Wonne.“ — „Daſſelbe habe ich mich gar oft gefragt,“ erwiderte er; „ich weiß aber nur, daß man ſeit undenklicher Zeit in dieſem Schloß an Gallatagen türkiſche Muſik macht. Das muß ſich aus den Kreuzzügen verſchreiben: einer der Ahnen des Fürſten mag aus dem heiligen Land Inſtrumente heimgebracht haben, die er den Sarazenen abgenommen; man hat an ſeinem Geburtstag darauf geſpielt, und das hat ſich denn fortgeerbt, wie Alles hier zu Lande. Sehen Sie nur die Inſtrumente an: ſie ſind uralt, ſeltſam, nirgends findet man dergleichen. Der deutſche Adel hat die Manie, zu repräſentiren; aber das Sinnen und Trachten der Jetztwelt geht immer nur dahin, es den Vorfahren nachzuthun. Ich wollte wetten, über tauſend Jahre zur ſelben Stunde macht man hier im Schloſſe türkiſche Muſik mit den nämlichen Bratpfannen.“ — Der Fürſt iſt ſelbſt Muſiker, und dieſe tolle Muſik macht ihm innige Freude. Warum? Bei dieſer Muſik denkt er an nichts weniger als an Muſik, er denkt an die Großthaten ſeiner Ahnen, an die Kreuzzüge, an das lange Schwert ſeines Großvaters, den Panzer ſeines Urältervaters, den Helm ſeines Ururältervaters. Wenn er in gewähltem Kreiſe muſicirt, ſo iſt er ausübender Liebhaber; jezt iſt er nicht Muſiker, er iſt Fürſt, und an dieſem Tage iſt ihm das Höllenconcert lieber als die ſüßeſten Harmonien des trefflichſten Orcheſters.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortſezung.)

Droſchkenweſen. Thiergarten.

Berlin zunächſt kümmert jezt eine andere Sorge: was aus dem öffentlichen Fuhrwerk werden wird? Zu ihrer Zeit waren die Droſchken ein offenbarer Fortſchritt; aber auch ſie haben ihre zeitgemäße Vortrefflichkeit überlebt, und es iſt an der Zeit, daß ein beſſerer und freierer Verkehr eintritt. Aber hier ſteht faſt noch mehr im Wege, als den Eiſenbahnen. Daß man den erſten Unternehmern auf mehrere Jahre ein Privilegium ertheilte, war billig; das gebührte dem Rechte der Idee, der gewagten Auslage. Daß dies Privilegium erneuert wurde, nachdem die Unternehmer in wenigen Jahren außer vollkommenem Erſaz einen ungeheuern Gewinn gemacht, wurde bedauert, da die ihnen auferlegten Verbeſſerungen gegen den Vortheil, der ihnen ausſchließlich blieb, doch nur unbedeutend waren. Seitdem ſind die Stimmen, welche eine freie Concurrenz für alle Fuhrleute verlangen, ſo laut und dringend geworden, daß ſie ſich nicht mehr unbedingt abweiſen laſſen. Mit dem Herbſte erliſcht das vorliegende Privilegium, und es ſoll alsdann dieſe freie Concurrenz, wenigſtens dem Buchſtaben nach, eintreten. Doch nur mit zu viel Grund befürchtet man, daß es in der Wahrheit nicht der Fall ſeyn wird. Eine gewiſſe polizeiliche Aufſicht iſt gewiß nothwendig; die Bedingungen, welche man denen, die ſich jezt melden, auferlegt, ſollen indeſſen mehr abſchreckend als anlockend ſeyn. Dazu kommt die apathiſche Läſſigkeit, welche leider noch immer in dem Bürgerſtande herrſcht, der hiebei betheiligt iſt. Zu gewohnt an eine lange polizeiliche Bevormundung ihres Thun und Treibens, ermangeln ſie der Energie, welche erfindet und verbindet. Ohne daß Mehrere ſich zuſammenthun, werden nur Wenige begütert genug ſeyn, um die geforderte Caution leiſten und die Ausgaben beſtreiten zu können. Der induſtriellen Betriebſamkeit der Juden fällt in der Regel der Gewinn aller Unternehmungen anheim, wo mehr von einem Handel, als von einem Produciren die Rede iſt. Dies war hier der Fall, und wird es auch wahrſcheinlich noch für lange Zeit bleiben. Die Unterrichteten ſehen voraus, daß der Zuſtand des öffentlichen Fuhrwerks, wenn jenes Privilegium erliſcht, den Bedürfniſſen des Publikums nichts weniger als entſprechen wird. Unordnung, Unzuverläſſigkeit, mangelnde Controle (die bei den Droſchken das Beſte war) wird allgemeine Klagen und den Wunſch des Publikums erzeugen, daß man zur alten Ordnung zurückkehre. Welchem Wunſche wird jezt mit mehr Zuvorkommenheit gelauſcht, als dieſem? Die Droſchkenentrepreneurs werden ſich großmüthig zeigen, und man ſieht das alte gute Privilegium ſchon reſtaurirt. An künſtlichen Manövern deßhalb ſoll es ebenfalls nicht fehlen; aber man will das Publikum erſt empfinden laſſen, welche Noth bei der freien Concurrenz daſſelbe erwartet. Lange dauern kann dieſer Druck freilich nicht, auch hier pocht eine eiſerne Nothwendigkeit an's Thor, daß es beſſer werden muß; allein daß dieſe in einer Stadt wie Berlin ſo lange pochen muß, iſt beklagenswerth, und wenn die Schuld zunächſt auch unſere Mitbürger trifft, die ſich nicht zu regen verſtehen, und denen der Gemeinſinn für Unternehmungen fehlt, ſo thut ſich doch die ſehr natürliche Frage auf: woher dieſe Nichtregſamkeit im Bürgerſtande, woher dieſer mangelnde Gemeinſinn, woher dieſe ſpießbürgerliche Scheu vor dem Neuen? — In Anregung iſt bei dieſer Gelegenheit auch wieder der Vorſchlag gekommen, Omnibus in unſerer Stadt einzuführen, welche jezt groß und volkreich genug für dieſe wohlthätigen Inſtitute wäre. So dringend und einleuchtend nun auch die Vorſchläge lauten, hört man doch noch nicht, daß Kapitaliſten und Fuhrleute zuſammentreten, etwas in's Werk zu ſezen, was ſich von ſelbſt machte, wenn nur eine thätige Hand es angriffe. Der große pecuniäre Vortheil läßt ſich faſt mathematiſch berechnen. Einſt werden dieſe Communikationswagen gewiß in's Leben treten; aber es iſt Zehn gegen Eins zu ſezen, daß nicht unſere bemittelten Fuhrherren, ſondern ein iſraelitiſcher Spekulant, der vielleicht ohne alle Mittel iſt, die Idee ausführt, das Privilegium erhält und den Gewinn in die Taſche ſteckt.

Die frommen Wünſche eines großen Theils des Publikums für den alten Thiergarten, wie er war, ſind nicht in Erfüllung gegangen. Beil, Hacke, Karſt wüthen unabläſſig fort, um den Waldcharakter völlig auszurotten und daraus einen großen Garten zu machen. Man iſt ſchon von dem äußerſten Punkt der Faſanerie bis an das Brandenburger Thor gelangt, und wenn man aus dieſem heraustritt, ſieht man jezt eine lange Reihe Tannenbäume, welche eine der Hauptalleen einſchloſſen, abgehauen am Boden liegen. An den Bäumen iſt freilich nicht viel verloren, ſie waren, zu fern der väterlichen Bergluft, verkümmert; aber der breite neue Weg, mit Kies und Sand feſtgeſtampft und weit hineuchtend, verſcheucht diejenigen, welche hier einen ſchattigen, dunkeln Gang gerne betraten. Der Name Thiergarten dürfte nun billig auch mit einem entſprechenderen vertauſcht werden, denn von allen Thieren, die einſt darin gehauſt haben mögen, ſcheinen nun auch die lezten, welche eine Zuflucht fanden, die Eichhörnchen, angewieſen, dieſe aufzugeben.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 29. April 1837.

— As in the sweetest bud
The eating canker dwells, so eating love
Inhabits in the finest wits.

Shakespeare.

Die beiden Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Durch diese Katastrophe, durch so schreckliche, unerwartete Eindrücke war mein Liebesfeuer etwas gedämpft worden. Während ich in großer Verlegenheit bin, was unter diesen Umständen zu thun ist, erzähle ich, in wen ich verliebt war, und wie ich es geworden.

Das Zimmer über dem meinigen war das Atelier eines geschickten Porträtmalers. Er hatte große Gewandtheit darin, die Leute zugleich zu treffen und schöner zu machen. Glücklich, wer die edle Kunst so treiben kann! trefflicher Köder! Karpfen und Hechte, ja Robben und Seekälber kommen munter herbei und beißen mit Lust in die Angel, und danken noch dem Fischer. — Seltsamer, ewig und überall reger Trieb der Eitelkeit! Kaum hat einer etwas vor sich gebracht, so ist unter den ersten Anschlägen, die sie ihm eingibt, sicher der Entschluß, sein interessantes, originelles, im Grunde recht liebenswürdiges Gesicht auf die Leinwand bringen zu lassen. Sie flüstert ihm zu, er sey diese Ueberraschung seiner Mutter, seiner Frau, dem Herrn Onkel, der Frau Tante schuldig. Sind sie alle todt, so lautet es, man müsse die Kunst unterstützen und einem armen Teufel etwas zu verdienen geben. Ist der arme Teufel reich, so gibt es noch hundert Rubriken: man hat eine leere Wand in seinem Zimmer, ein Stück, zu dem man einen Pendant haben möchte u. s. w. Die Eitelkeit will ihn einmal auf der Leinwand haben, zuckersüß, frisirt, mit herrlicher Wäsche und glacirten Handschuhen; man soll ihn betrachten, bewundern, soll nicht nur seine bedeutenden Züge erkennen, sondern ihm auch seinen Reichthum, seinen Adel, sein gutes Herz, seinen Witz, seinen Wohlthätigkeitssinn, seinen feinen Geschmack ansehen, und was ihn sonst noch alles zu einem ganz absonderlichen Wesen macht, das tausend Vorzüge schmücken, seine Fehler gar nicht gerechnet, die selbst Vorzüge sind. Die Kunst des Porträtmalers ist durchaus auf das Prinzip der menschlichen Eitelkeit basirt; ein Künstler, der dies nicht glaubt oder sich nicht daran kehrt, und aus einem Hecht einen Hecht, aus einem Seehund einen Seehund macht, mag ein großer Maler seyn, aber er ist ein erbärmlicher Porträtirer und kann im Bettelhaus sterben.

Mein Maler nun hatte alle fashionabeln Gesichter zu conterfeien, und es verging kein Tag, wo nicht hübsche Equipagen ihre Herrschaften ausluden und vor unserer Hausthüre warteten. Es war ein herrlicher Zeitvertreib für mich, die Pferde sich die Fliegen abwehren zu sehen, die Kutscher pfeifen oder mit der Peitsche klatschen zu hören. Außerdem wußte ich gewiß, daß ich die Personen, deren Gesichter ich von meinem Fenster aus nicht sah,

nach ein paar Tagen ganz bequem und so lange ich wollte, betrachten konnte. Der Maler pflegte nämlich zwischen den Sitzungen seine Gemälde vor das Fenster hinaus auf eisernen Trägern an die Sonne zu stellen. Ich durfte nur aufwärts sehen, so befand ich mich in der allerbesten Gesellschaft: Milords und Baronen, Herzoginnen und Gräfinnen. Diese Leute am Nagel sahen sich an, ich sah sie an und wir sahen einander an.

Am vorigen Montag nun hatte mich das Rasseln eines Wagens an's Fenster gerufen: eine glänzende Equipage, vier Pferde, prächtiges Geschirr, reiche Livree. Der Wagen hielt, zwei Lakaien halfen einem schwachen, alten Mann heraus; ich merkte mir den kahlen Scheitel, den Kranz von Silberhaaren, um ihn wieder zu kennen, wenn er in die Galerie käme. Nach ihm stieg ein junges Mädchen aus; die beiden Bedienten traten jezt zurück, der Alte nahm den Arm des Mädchens, und sie gingen langsam in's Haus; ein großer Wachtelhund hüpfte hinter ihnen her.

Diese Scene machte einen tiefen Eindruck auf mich, nicht etwa bloß, weil ein hübsches junges Mädchen, das einen schwachen Alten unterstüzt, an sich ein rührendes Bild ist; nein, in meiner verliebten Stimmung hatte ich in der liebenswürdigen, von Reiz und Anmuth umflossenen Nymphe die Sterbliche erkannt, die mir so oft im Traum erschienen; die gestalt- und gegenstandlosen Gefühle, die einige Zeit her mein Herz bewegten, hatten auf einmal Form und Objekt erhalten. — Etwas an der jungen Dame hatte noch einen besondern Reiz für mich: ihr höchst einfacher Anzug. Bei so unverkennbaren Zeichen großen Wohlstands nichts als ein Strohhut, ein weißes Kleid, und doch so viel Eleganz, so hohe Grazie, daß ich mich getraute, ihr, und wäre sie an fremdem Ort allein, ohne alle Abzeichen höhern Standes, an der Haltung, am Gang, am ganzen Wesen ihren Rang anzusehen, ihren Reichthum, ja selbst die edle Aufopferung, welche sie über der zarten Sorge für einen Greis den Huldigungen der männlichen Welt entsagen ließ. — Und dann — ich darf es wohl sagen — war ich durch die Gesellschaft vor meinem Fenster bereits verdorben: Vornehmheit, Reichthum, hoher Anstand, feine Manieren, geschmackvolle Kleidung, Alles dergleichen hatte einen unwiderstehlichen Reiz für mich. Ueber dem Betrachten dieser Figuren war mir alles Gemeine, Ordinäre, war mir mein Stand und Meinesgleichen zuwider geworden. Unter diesen Umständen konnte es fast nicht fehlen, daß ich mich urplözlich in die junge Antigone verliebte; meine Leidenschaft war aber so reiner, so hoher Art, daß es mir gar nicht einfiel, mich zu fragen, ob es nicht so eine Kalypso sey, von denen Monsieur Ratin so viel zu sagen wußte.

(Die Fortsesung folgt.)

John Kockerills Etablissement zu Seraing bei Lüttich.

(Beschluß.)

Mitten unter den großen Fabrikgebäuden steht abgesondert ein von Außen unansehnliches Gebäude. Ohne zu ahnen, welch ungeheure Kräfte in diesem Raume wirken, tritt man ein. Vier Cylindergebläse, durch eben so viele mächtige Dampfmaschinen, von denen zwei 150 Pferdekräfte besitzen, bewegt, fallen sogleich in's Auge. Diese Blasmaschinen versehen den Hochofen, die Puddlings- und Flammenöfen, so wie auch achtzig Schmiedefeuer durch unterirdische, nach allen Richtungen hin divergirende Röhrenleitungen, mit Wind. Es ist gewiß ein seltenes und merkwürdiges Schauspiel, vier Dampfmaschinen von dieser Größe so dicht neben einander in Thätigkeit zu sehen, daß man nicht ohne alle Gefahr zwischen ihnen durchpassiren kann. Wie ich die massiv eisernen Schwungräder von 24 Fuß Durchmesser, wie durch überirdische Kräfte getrieben, mit Federleichtigkeit umlaufen sah, konnte ich mich eines leichten Grauens nicht erwehren; denn kurz vorher hatte ich Gelegenheit gehabt, auf der Kohlengrube Guley bei Aachen mich von den entsezlichen Wirkungen eines Schwungrades zu überzeugen. Wenige Stunden vor meiner Ankunft war nämlich das Schwungrad der Kohlenförderungsmaschine, wahrscheinlich in Folge des zu sehr beschleunigten Ganges oder einer schadhaften Disposition seines Kranzes, zersprungen, und die abfliegenden, viele Centner schweren Stücke hatten die ganze Steurung der Dampfmaschine zerschmettert und eine 1½ Fuß dicke Mauer eingeschlagen; der Maschinenwärter war mit einem Beinbruch davon gekommen und sonst glücklicherweise Niemand beschädigt worden.

Bemerkenswerth ist die Vorrichtung, welche Erz und Kohlen auf die Gicht des Hochofens hinaufschafft. Es führt nämlich eine schiefe Fläche von 45° Neigung, worauf eine Eisenbahn angelegt ist, auf die Höhe des Hochofens. Auf dieser Eisenbahn steigt ein auf vier Rädern ruhendes Gestelle, dessen hintere Räder, um eine horizontale Plattform herstellen zu können, bedeutend höher sind als die vordern, auf und nieder. Erz und Kohlen werden in den Magazinen von Weibern in große Weidenkörbe gefüllt, auf kleine Karren geladen und auf schmalen Eisenbahnen, welche den Hofraum nach verschiedenen Richtungen durchkreuzen, an den Fuß der geneigten Ebene geschoben. Auf der erwähnten Plattform haben ungefähr zwölf Körbe Platz. Ein auf der Höhe der Gicht angebrachter Mechanismus mit Aus- und Einrückvorrichtung, Bremsung u. s. w., welcher durch Dampfkraft in Bewegung gesezt wird, zieht den Plattformwagen mittelst einer Kette empor; sobald dieser oben angekommen ist, wird die Maschine gestellt, und nachdem die zwölf vollen Körbe mit eben so viel leeren

vertauſcht worden ſind, ſteigt der Apparat wieder die ſchiefe Fläche hinab, an deren Fuß unterdeſſen eine neue Ladung in Bereitſchaft ſteht.

Die Modellirwerkſtätte bildet einen geräumigen Saal, worin wohl ſechzig Schreiner mit der Anfertigung hölzerner Modelle beſchäftigt ſind. Auch ſie finden in der Kraft des Dampfes mächtige Unterſtützung. Ich bemerkte in dem Saale eine Menge kleiner Cirkularſägen von kaum drei Fuß Durchmeſſer, welche mit raſender Geſchwindigkeit umlaufen; ſie machen 800 Umdrehungen in der Minute. Gegen dieſe Säge drückt der Arbeiter aus freier Hand das Stück Holz, welches er durchſägt haben will, an und hat in fünfzehn Sekunden ein Brett von ſechs bis acht Fuß Länge durchſchnitten. Der Lärm, welchen dieſe Operation verurſacht, iſt ſo ohrzerreißend und Mark und Bein durchdringend, daß einer, welcher nicht daran gewöhnt iſt, wohl daran thut, ſich die Ohren zu verſtopfen.

In einem beſondern Lokale ſind die geſchickteſten Techniker und Architekten mit der Entwerfung von Maſchinenplanen und deren Details beſchäftigt. Die einzelnen Maſchinentheile werden mit rothem Stifte, ſo weit es möglich iſt, in natürlicher Größe, und mit mathematiſcher Genauigkeit auf glattgehobelte Bretter aufgezeichnet und ſo den Arbeitern in der Maſchinenfabrik übergeben. Ohne einer näheren Anleitung zu bedürfen, ohne über den Zuſammenhang des Ganzen nachzudenken, führt der Arbeiter den ihm zugewieſenen Maſchinentheil getreu nach dem Plane aus, indem er die Dimenſionen mit Cirkel und Maßſtab abmißt. So trifft es ſich, daß eine Dampfmaſchine gleichzeitig vielleicht in hundert Händen iſt; der eine bohrt den Cylinder aus, der zweite dreht die Kolbenſtange ab, der dritte verfertigt den Krummzapfen, der vierte die Schiebventile, der fünfte das Parallelogramm, der ſechste das Excentricum, der ſiebente die Steurungsſtange und ſofort; Keiner bekümmert ſich um den Andern. Und alle dieſe Stücke, aus ſo vielerlei Händen hervorgehend, paſſen bei ihrer Zuſammenſetzung eben ſo gut, wie von einer einzigen mächtigen Hand geformt, zuſammen und bilden ein in allen Theilen vollkommen harmonirendes Ganze. Dieſe bis in die kleinſten Details gehende Arbeitstheilung kann nur einen günſtigen Einfluß auf die Güte des Fabrikats haben; denn ein Fabrikarbeiter, welchem die Ausführung einer der genannten Maſchinentheile zukommt, iſt Jahr aus, Jahr ein nur mit dieſem ſpeziellen Zweige beſchäftigt, weßwegen er auch dies Geſchäft mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit und Pünktlichkeit handhabt; und da Kockerill über eine große Anzahl der geübteſten Arbeiter verfügen kann, ſo iſt nicht zu verwundern, wenn die aus ſeinem Etabliſſement hervorgehenden Maſchinen mit den beſten engliſchen die Concurrenz beſtehen.

Den Beſchluß meiner Wanderung in dieſem Labyrinthe von Maſchinenſälen, Magazinen und Werkſtätten machte die Beſichtigung des für die Zuſammenſetzung und Ajuſtirung der Maſchinen beſtimmten Lokals. Hier ſieht man fertige Maſchinen in Reih und Glied aufgeſtellt, ihrer Verſendung nach allen vier Himmelsgegenden wartend; andere werden von dem eigends hiezu aufgeſtellten Perſonal, in Anweſenheit der erfahrenſten Techniker zuſammengeſetzt, unterſucht und ajuſtirt. Wer den Einfluß kennt, welchen der geringſte Fehler in der Conſtruktion, eine für das Auge kaum bemerkbare Abweichung von der berechneten und vorgezeichneten Form, auf den Gang der Dampfmaſchine ausübt; wer bedenkt, wie der leiſeſte Makel in der Güte und Solidität der Produkte den Kredit einer Fabrik zu ſchwächen und ihre Concurrenz niederzudrücken im Stande iſt, wird die Genauigkeit und Schärfe, mit welcher man hier bei der Zuſammenſetzung der Maſchinen zu Werke geht, und die ſcheinbar unbedeutendſten Abnormitäten rügt, nicht für übertrieben halten. Bei meinem Eintritt in dieſes Departement der Technik fand ich eben eine für ein Steinkohlenbergwerk beſtimmte Waſſerförderungs-Dampfmaſchine von 150 Pferdekräften mit 76zölligem Cylinder unter den Händen der Ajuſteurs. Das künftige Tagewerk dieſer Maſchine war, 100,000 Kubikfuß oder 5,600,000 Pfund Waſſer innerhalb 24 Stunden auf eine Höhe von 1000 Fuß zu heben. Seitwärts lag der dreißig-Fuß lange und 520 Centner ſchwere gußeiſerne Balancier noch auf der Erde.

Nach einem fünfſtündigen Aufenthalte verließ ich Seraing mit dem Bewußtſeyn, das großartigſte, über alle Concurrenz erhabene Etabliſſement dieſer Art geſehen zu haben, und mit dem Gefühle der innigſten Achtung vor dem Genie, welches dieſes Rieſenwerk gegründet hat und in ſeinen Fugen zuſammenhält. Kockerills Unternehmungsgeiſt hat ſich indeſſen nicht auf die Gründung eines einzigen Etabliſſements beſchränkt. Außer der Fabrik, über welche ich in der vorliegenden Beſchreibung einen Ueberblick zu geben verſucht habe, beſitzt Kockerill in Lüttich dicht neben der École du commerce eine große Baumwollenſpinnerei in einem mächtigen Gebäude mit acht Stockwerken, eine mechaniſche Weberei, Kammgarnſpinnerei und noch eine zweite kleinere Maſchinenfabrik, woraus alle diejenigen Maſchinen hervorgehen, welche er zu dem mechaniſchen Betrieb ſeiner Fabriken nöthig hat, in Charleroi ein Eiſenhüttenwerk, in Verviers und Aachen eine Spinnerei und Merinoweberei, in Ardennes bei Namur eine Kattundruckerei mit Cylindern und eine Fabrik zur Verfertigung des endloſen Papiers, zu Kottbus in Preußen eine Streichgarnſpinnerei, in Stollberg ein Zinkwerk, zu Przedborz in Polen eine Tuchfabrik, in Barcelona eine Baumwollenſpinnerei, in Surinam ein Depot von Zuckermühlen und Dampfmaſchinen. Er richtet gegenwärtig in Algier mehrere Dampfmahlmühlen ein, und iſt damit beſchäftigt, in Belgien Flachsſpinnereien

Digitized by Google

und Webereien zu etabliren. Man ſchließe hieraus, welch induſtrieller Geiſt dieſen Mann beſeelen muß.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beſchluß.)

Thiergarten. Neubauten. Jährige Kunſtausſtellung. Raupach.

Ein Garten iſt etwas ſehr Schönes, verdienſtlich iſt es, aus Sandwüſten lachende Gärten zu ſchaffen. Auch dichte Urwälder zu lichten, wo Schlangen und wilde Thiere niſten und Räuber ſich verbergen, mag verdienſtlich ſeyn, obſchon Europa ſelten mehr zu dieſer herkuliſchen Arbeit auffordert; aber wo ein paar alte Bäume und etwas Buſchwerk in der Nähe einer großen Stadt zu einem anmuthigen Wäldchen ſeit einem Jahrhundert verwachſen ſind, ſollte man doch Reſpekt davor haben, und da es nicht für nothwendig achten, Licht hinein zu bringen, wo kaum Schatten gewachſen iſt. Plag, um engliſche Parkpartieen anzulegen, findet ſich um Berlin hinlänglich, und vom Kreuzberge bis zum ehemaligen Thiergarten hätte der Raum ſich beſonders dazu geeignet. Gewiß werden die Grasplätze, wenn der Winter wirklich einmal weichen ſollte, woran man jezt zweifeln möchte, in den erſten Sommern einen heitern, grünen Anblick gewähren, auch mögen einzelne ſchöne Bäume kommenden Geſchlechtern Schatten geben, dafür iſt aber alles Dickicht geopfert, überall Durchſicht, und das Auge mag ſich wenden, wohin es will, es trifft auf die Linien der geſtutzten Wege, die trotz ihrer Krümmungen an nichts weniger erinnern, als an natürliche. Wer weckt die Todten wieder? und die Reformatoren haben das für ſich, daß eine nächſte Generation den alten Zuſtand nicht vermißt, weil ſie ihn nicht kannte. — Ob in der Stadt ſelbſt ſo viel gebaut werden wird, als im vorigen Jahr, iſt zweifelhaft; bei dem verlängerten Winter wird noch kaum angefangen. Wenige Jahre fortgeſezte Thätigkeit wie im vorigen, und in fünf Jahren gewönne Berlin ein anderes Anſehen. Die Tendenz zum Schönbau macht, auch unter den Bürgern, erfreuliche Fortſchritte. Trotz des puritaniſchen und klaſſiſchen Widerwillens dagegen, ſieht man mehr und mehr Häuſer ihre Fronten gegen die Straße zu mit Farben und Bildern ausſtaffiren, was, wenn es auch nicht immer an ſich ſchön iſt, wenigſtens die bisherige Monotonie unterbricht. Auch die Balkone werden bei neuen Häuſern beliebt, und würden, nebſt den Plattformen, welche allmählig die ſpitzen Ziegeldächer verdrängen werden, der Stadt ein freundliches, ſüdlicheres Anſehen geben, wenn nicht die polizeilichen Vorſichtsmaßregeln zu ängſtlich wären. Durch die neue Erfindung des Kommiſſionsrath Dorn, Dächer mittelſt Lehm und Theer flach abzudecken, eine Erfindung, die von ungeheuern Folgen für die nordiſche Architektur ſeyn wird, deren materielle Erläuterung aber nicht in dieſe Blätter gehört, können nämlich auf leichte und wenig koſtſpielige Weiſe die Häuſer, ſtatt der unförmlichen Spitzdächer, mit Altanen und Plattformen verſehen werden, ohne daß ein Durchregnen zu beſorgen iſt; denn die neue Maſſe hält weit feſter zuſammen, als die Dachziegel. Und welche Veränderung in unſern nordiſchen Städten, wenn plözlich alle Spitzdächer verſchwänden!

Nach langen Kämpfen dafür und dawider iſt jezt der Beſchluß durchgegangen, daß in jedem Jahr eine Kunſtausſtellung ſtattfinden ſoll. Mit dieſem Herbſte wird der Anfang der jährigen gemacht. Der Haupteinwand dagegen war, außer dem herkömmlichen Widerſtand gegen alles Neue, der einer zu großen Arbeit, welche den akademiſchen Lehrern und Beamten dabei erwüchſe. Dies wird ſich leicht beſeitigen laſſen, beſonders da auch die Mittel bedeutend wachſen werden. Der würdige Veteran Schadow dürfte indeß, wenn man dem Gerüchte trauen darf, ſchon in dieſem Jahr ſeine durch ſo lange Jahre ehrenvoll verwaltete Direktorſtelle niederlegen. Eine Augenoperation, der er ſich unterzogen, hat ihm zwar den Gebrauch der Augen wiedergegeben, doch aber nachtheilig auf ſeine Conſtitution gewirkt. Bei einer unermüdlichen Geiſtesthätigkeit und Heiterkeit läßt ſich doch das Bedürfniß nach Ruhe nicht unterdrücken. Da ſein Sohn Wilhelm Schadow in ſeiner ganz verſchiedenen Geiſtesrichtung ſchwerlich den Aufenthalt in Berlin wünſchen dürfte, wäre unter unſern Künſtlern Rauch wohl unbedingt derjenige, welcher den nächſten Anſpruch auf dieſen Ehrenpoſten hätte, obſchon eine Obſervanz den Wechſel zwiſchen Bildhauern und Malern zu beſtimmen ſcheint; allein ein anderes Gerücht will, daß man jezt, nachdem die Kunſt zu ſo hohen Ehren gekommen, aus der Direktorſtelle eine Hofſinecure machen und einen Künſtler nur als Vicedirektor beſtellen möchte. Mögen alle Muſen die Kunſt vor dieſem Schickſal bewahren! Wir brauchen nicht bis nach Dresden zu gehen, um zu erfahren, welche Richtung alsdann die Kunſt nimmt, wir brauchen nur unſer Theater zu betrachten, um zu wiſſen, was es bedeutet, wenn, auch in der beſten Abſicht, aus einem nationalen Kunſtinſtitut ein Hofinſtitut wird.

Raupachs „Hohenſtaufen“ werden jezt auf dem königlichen Theater nach der hiſtoriſchen Reihenfolge aufgeführt. Das iſt recht und zu billigen. Man gibt dem Publikum einen hiſtoriſchen Curſus, der günſtig wirkt. Poeſie wird freilich ihm dadurch nicht eingeimpft, aber es lernt in treu plaſtiſchen Geſtaltungen die großen Männer der größten Periode der deutſchen Geſchichte kennen, und es iſt ein Unterricht, der lebendiger, wärmer eindringt, als das beſte Geſchichtsbuch und der beſte hiſtoriſche Vortrag. Es gehört jezt zur Mode, gegen Raupach zu Felde zu ziehen. Was ihm mangelt, um ein Shakespeare, Goethe, Schiller, Heinrich Kleiſt zu ſeyn, das wiſſen und fühlen wir Alle; weßhalb in bekannten Phraſen und neuer Bitterkeit das immer wieder aufwärmen! Warum ihn nicht nehmen, wie er iſt? Eine Größe iſt er, ſeine Schwächen liegen zu Tage; es iſt an uns, das herauszunehmen, was an ihm eigenthümlich, wirkſam, zu bewundern iſt. Und deſſen iſt wahrhaftig nicht wenig. Eine ſolche logiſche Schärfe und Conſequenz, eine ſo großartige Ruhe, eine ſolche Kraft, Alles, was er ergreift, rhetoriſch zu bewältigen, iſt bewunderungswürdig. Ja, wenn dieſe Größe andere Größen tödtete, wenn aufkeimende Talente, in denen der Urquell der Poeſie friſch ſprudelte, dadurch erdrückt würden, dann möchte es Zeit ſeyn, gegen Raupachs Bewältigung der deutſchen Bühnen mit Ernſt anzukämpfen. Aber wo regt ſich nur eine Spur davon? Wenn er nicht wäre, gäbe es noch mehr Trivialitäten und Spielereien aus dem Franzöſiſchen, oder Gott weiß woher. Weder Calderon noch Shakespeare, noch Goldoni und Kleiſt, noch Goethe und Schiller würden das Repertoire füllen. Die Miſere würde ſich nur noch mehr breit machen. Er iſt der Einzige, der die Würde des Kothurns erhält. Das iſt ein Verdienſt, woran man halten ſollte, und nicht täglich, was Jeder kann, der ſeine Alten geleſen hat, ihm nachweiſen, daß dieſe Würde auf eine andere Weiſe beſſer zu erhalten wäre.

Beilage: Monatsregiſter April.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 103.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 1. Mai 1837.

— Undique elegit, qui divisi in factiones plausuum genera condiscerent operamque navarent cantanti sibi.

Sueton.

Die Claqueurs der Pariser Theater.

Ich wette Hundert gegen Eins, daß es ein Claqueur war, welcher zuerst das Sprichwort in Umlauf gesezt hat: es gibt kein dummes Handwerk, sondern nur dumme Menschen. Kann man sich in der That ein stupideres Gewerbe denken, als dasjenige, welches einzig und allein darin besteht, mit den Händen zu klatschen, wenn ein Schauspieler auf die Bühne tritt, und wenn er die Bretter wieder verläßt, nachdem er mit mehr oder weniger Kunst einige mehr oder weniger geistreiche Redensarten hergesagt hat? Und doch gewinnt man bei der Ausübung dieses Gewerbes in Paris ein ganz ansehnliches Vermögen, wird Wähler, oft gar wählbar, und hat die Aussicht, in die Deputirtenkammer zu kommen und zu den Hofbällen eingeladen zu werden. Die Angeführten dabei sind die, welche auf das von den Claqueurs gegebene Lärmzeichen mitklatschen, ohne dafür bezahlt zu seyn.

Der Ursprung der Claqueurs schreibt sich aus einer Zeit her, wo ein schlechter Autor und ein mittelmäßiger Schauspieler entweder aus Eigennutz oder Eigenliebe das Bedürfniß fühlten, einen Spießgesellen und Gevatter zu haben, der ihnen in den Stunden der Geburtswehen hülfreiche Hand leiste, um das Publikum über den wahren Werth und Gehalt ihres Talents zu täuschen. Die Einrichtung einer Claqueursanstalt wurde übrigens durch eine ganz richtige Beobachtung der im Allgemeinen etwas dickhäutigen menschlichen Natur veranlaßt. Der Einzelne kommt nicht leicht aus dem Gleichgewicht; sind aber zehn Personen beisammen und Einer davon fängt an zu gähnen, zu lachen oder zu weinen, so darf man sicher darauf zählen, daß die Andern das Gähnen, Lachen und Weinen auch nicht lange halten können.

Schon bei den alten Griechen finden wir Claqueurs. Die Gesetzgeber wollten sie durchaus verbannen und stellten bei den Theatern eigene Beamte an, nämlich die sogenannten Mastigophoren, welche speziellen Auftrag hatten, den Claqueurs und andern Ruhestörern Stillschweigen zu gebieten. Die natürliche Folge solcher Edikte und Verbote war, daß die Claqueurs allerlei Mittel und Wege ersannen, wie sie das Gesetz umgehen könnten. Je heimlicher und verborgener, desto mächtiger und bedeutender wurde der Einfluß der Claqueurs. — Die alten Römer, welche den Griechen Alles nachäfften, entlehnten von ihnen auch die Gesetze über die Theater. Bei den Spielen des Cirkus und bei den Vorstellungen im Theater war es strenge verboten, in die Hände zu klatschen, Bravo zu rufen, oder die Kleider zu schwenken. Nachdem diese drei ursprünglich gebräuchlichen Arten von Beifallsbezeugungen verpönt waren, was thaten die Claqueurs? Statt der bisher üblichen Zeichen brachten sie andere auf, fest

überzeugt, daß das Publikum ſie maſchinenmäßig von ihnen annehmen werde. Man erhob z. B. ein mehr als leiſes Geflüſter oder ein dumpfes Gebrumm; man ſchlug mit einem Ziegelſtein oder mit einem irdenen Topfe wider die ſteinernen Stufen, worauf die Zuſchauer ſaßen. Da aber die römiſchen Maſtigophoren dieſe Arten von Beifallsbezeugung noch zu geräuſchvoll fanden und ſie bei Strafe des Stäupens unterſagten, ſo nahmen die Claqueurs ihre Zuflucht zu einer ganz einfachen Pantomime; ſie kreuzten nämlich die Daumen, und erhoben zugleich die Arme über den Kopf, oder ſie ſtanden auf, legten die Hände vor den Mund und ſchritten in dieſer Stellung auf den Künſtler zu, welchen ſie beklatſchen wollten. Da mache einmal Jemand ein Mittel ausfindig, ſo verſtockte Köpfe zu bändigen! Alle Legislatoren Roms hätten ihr Latein darüber verlernt. Daher geſchah es auch vielleicht in einer Art von Verzweiflung, daß die römiſche Regierung in den erſten Zeiten des Kaiſerreichs eine eigene Zunft von Claqueurs einſezte, welche das ausſchließliche Privilegium hatten, nach den beſten Ueberlieferungen der Kunſt Beifall zu klatſchen. Dieſe aus lauter kräftigen jungen Leuten gebildeten Zunftgenoſſen hießen juvenes ſchlechtweg und waren in verſchiedene Cohorten abgetheilt, deren Anführer curatores, magistri juvenum oder juventutis genannt wurden. Dieſe Claqueurszunftmeiſter haben zu einer gewiſſen Zeit bis an 400,000 Seſterzien, etwa 40,000 rheiniſche Gulden, Gehalt bekommen. Das Staatsbudget konnte wahrlich nicht zweckmäßiger verwendet werden. Als Nero auf dem Theater ſang, begnügten ſich die Claqueurs nicht mehr damit, in die Hände zu klatſchen; ſie riefen dem Kaiſer zu: wie unvergleichlich ſchön! welch göttlicher Geſang! Erhabener Auguſtus! unſterblicher Apollo! zur Bekräftigung deſſen Burrhus und Seneca den Zuſchauern ein Zeichen gaben, den Enthuſiasmus der offiziellen Klatſcher zu theilen. Da beeilte ſich natürlich Jedermann, mit Hand und Mund Beifall zu ſteuern.

Der römiſche Koloß, auf allen Seiten von den Barbaren gerüttelt und geſchüttelt, ſtürzte zuſammen und zog Künſte und Wiſſenſchaften mit in ſeinen Fall hinein. Man kann nicht ohne ſchmerzliches Gefühl an Alles denken, was in dieſem allgemeinen Brande verloren gegangen und unter dieſer ſchrecklichen Finſternißlawine begraben worden iſt. Aber mit dem größten Unglück iſt doch immer noch ein Glück verbunden: die Zunft der Claqueurs wurde mit unter den Trümmern verſchüttet. Habt Dank dafür, Barbaren! Wir ſehen die Claqueurs erſt Jahrhunderte lang nachher wieder zum Vorſchein kommen; unter der Regierung des großen franzöſiſchen Königs par excellence kriechen ſie aus ihrem Verſteck wieder an's Tageslicht hervor. Zu jener Zeit machten ſie ſich dadurch bemerklich, daß ſie dem Stümper Pradon den Sieg über Racine davontragen halfen. Als Lehrlingsarbeit war das ein Meiſterſtück, denn die Claqueurs hatten noch keine eigentliche Organiſation erhalten. Erſt mehrere Jahre nachher verwandte ein franzöſiſcher Cavalier ſein Genie darauf, die Armee der Claqueurs zu disciplíniren, und erfand jene wunderbare Taktik, wozu, trotz der Verbeſſerungen und Fortſchritte, welche die Kultur ſeither in allen Dingen in's Leben gerufen hat, dennoch keine weſentlichen Zuſätze mehr gemacht worden ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die beiden Gefangenen.

(Fortſetzung.)

Und wer meint, ein Schüler, ein angehender Jüngling liebe nicht innig, nicht mit voller Seele, weil er dabei nichts hofft und ſich nichts denkt, der irrt gewaltig. Das können nur Leute meinen, die nie jung, oder auf der Schulbank in den Partikeln und im que retranché ſehr ſtark waren; Schüler mit trefflichem Gedächtniß, geſcheitem Kopf, kühlem Herzen, zahmer Einbildungskraft, und dreimal im Jahr belobt und gekrönt; Muſterſchüler, Muſter in Monſieur Ratins Sinn, künftige Monſieur Ratins. — Sie ſind jezt Pfarrer, Sachwalter, Krämer, Poeten, Lehrer; ſie ſeyen aber wo ſie wollen, im Laden oder auf der Kanzel, in der Bank oder auf dem Parnaß, ſie ſind Muſterpfarrer, Muſterkrämer, Muſterpoeten, lauter Muſter, nichts als Muſter, und das will ſchon viel heißen. — Ich ſollte nicht herzinnig, mit unbegrenzter Hingebung geliebt haben, weil ich wußte, daß außer toller Schwärmerei nichts dabei herauskam? ich ſollte meiner Liebe nicht Alles zum Opfer gebracht haben, weil ich, im gewöhnlichen Sinn, nichts davon hatte? Nicht doch! für einen einzigen Blick des lieben Mädchens hätte ich Monſieur Ratin gegeben, für ein Lächeln von ihr hätte ich alle Elziviers in der Welt in's Feuer geworfen.

Sie kamen die Treppe herauf; als ſie an meinem Stockwerk vorüber waren, machte ich leiſe die Thüre auf; da kam der Wachtelhund, munter, ſchmeichelnd, zu mir heran und rannte in mein Zimmer. Ein prächtiges Thier! Abgeſehen von der ſchönen Bildung und dem reinlichen, glänzenden Seidenhaar, hatte er in ſeinem Weſen, in ſeinen Bewegungen, ja in ſeinen Manieren etwas Zierliches, Liebenswürdiges, und ich ertappte mich darüber, daß ich ihn, des Unterſchieds unſerer beiderſeitigen Natur vergeſſend, ordentlich beneidete: war er doch ein vornehmer Hund, ein Hund, der ganz familiär mit Perſonen umging,

die ſo hoch ſtanden, daß ſie ſich aus meinem tiefen Reſpektsgefühle gar nichts machten, ein Hund, den das ſchöne Mädchen lieb hatte, dem ich ſo gar nichts war. Ich las, was auf ſeinem Halsbande ſtand: ich hatte richtig vermuthet, ſie war eine Engländerin.

Als der Hund fort war, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich auf's Horchen zu legen: ich lehnte mich zum Fenſter hinaus; über mir am offenen Fenſter ſprachen der Maler und der Alte mit einander, das junge Mädchen ſagte nichts. — „Sie bekommen da," ſagte der Alte, „ein trübſeliges Geſicht zu malen; das Original wird aber bald das Conterfei allein in der Welt laſſen, und ſo will ich freundlich gebeten haben, es ſo wenig trübſelig zu machen, als es immer angeht; ich möchte nicht gerne ein Schreckbild für meine Enkel ſeyn. — Wahrhaftig," fuhr er munter fort, „es iſt nicht Eitelkeit, wenn ich mich in dem Alter und mit ſolchem Ausſehen malen laſſe, und ich denke wohl, die meiſten, welche Ihnen ſitzen, wiſſen den Zeitpunkt beſſer zu wählen ..." — „Nicht immer, Mylord," erwiderte der Maler; „eine ſo ehrwürdige Geſtalt iſt wohl noch eine größere Seltenheit als Schönheit und Jugendfriſche." — „Sie machen mir Complimente; ich nehme ſie an: man wird mir bald keine mehr machen ... Lucie, ich thue dir wehe! aber, liebes Kind, warum kannſt du auch nicht ſo ruhig in die Zukunft blicken, wie dein Vater? Ich bitte dich: wenn wir uns trennen müſſen, wer von uns beiden verliert am meiſten? Seyen Sie Richter zwiſchen uns, mein Herr." — „Entſchuldigung, Mylord! ich denke wie Miß Lucie: eine ſolche Trennung muß für Sie beide ſo ſchmerzlich ſeyn, daß Sie wohl beſſer gar nicht daran dächten." — „Sehen Sie, juſt dies nenne ich Schwachheit, und davon möchte ich meine Tochter heilen. Dieſe Schwachheit finde ich natürlich, wenn davon die Rede iſt, daß der Menſch in der Blüthe des Alters weggerafft und um manch ſchönes Jahr, auf das er ſicher rechnete, gebracht werden kann. Ereilt einen der Tod aber erſt an der natürlichen Grenze des Lebens, erſcheint er nur wie der Schlaf nach einem mühevollen Tagewerk, hat ein Vater, der in der Liebe ſeines Kindes glücklich war bis zum lezten Augenblick, keinen Wunſch mehr, als in ſeinen Armen zu entſchlummern — iſt denn dies ein ſo trauriges Bild, daß man die Augen davon abwenden muß? ... Lucie, warum weinen? .. Entſchuldigen Sie, mein Herr, über dieſen Punkt zanken wir uns gar oft, ich und Lucie; das Porträt brachte mich darauf, ſonſt wäre ich nicht ſo frei geweſen, hier den Streit aufzunehmen . . ."

Ich behorchte mit Entzücken dieſe Bruchſtücke des Geſprächs. Wie viel ſagten ſie mir! und zudem bekam dadurch das ſchöne Mädchen einen unendlich intereſſanten Anſtrich von Schwermuth und rührender Kindesliebe. Ach! dachte ich, ſo herrliche Pferde, ſo unterthänige Lakaien, ein ſo prächtiger Wagen, ſo viel Luxus, ſo viel Anlaß zu Freude und Eitelkeit, und die Königin über dieſes Alles ſteht thränenfeuchten Auges und grämt ſich, daß ſie nicht immer um ihren alten Vater ſeyn kann!

Am nämlichen Tage noch kam das Porträt in die Galerie, freilich erſt als Skizze; aber ich erkannte ſogleich den ſchönen alten Mann. Er war links auf der Leinwand; rechts befand ſich ein großer leerer Raum, der ſich nach meiner Meinung ſchlecht ausnahm. Aber bei der zweiten Sitzung wurde das Gemälde hereingenommen, obgleich die junge Miß diesmal allein gekommen war, und dies beſtärkte mich in der Vermuthung, daß der leere Raum für ihr Bild beſtimmt ſey, und daß ich endlich ihr Geſicht zu ſehen bekommen werde.

„Sie hatten verſprochen, Miß," hörte ich den Maler ſagen, „eine Skizze des Punkts im Park zu bringen, an den Ihr Herr Vater geſezt ſeyn möchte." — „Ich habe ſie," war die Antwort; „ſie iſt im Wagen." — Sie trat an's Fenſter und rief: „John, bring me my album! — Aber," fuhr ſie munter fort, „John iſt ja nicht da!" Allerdings hatten ihre Leute einen armen Teufel bei den Pferden gelaſſen und thaten ſich in einem benachbarten Kaffeehaus gütlich. „Ich hole es," rief der Maler; aber ich war ihm zuvorgekommen, und ſchon flog ich wieder die Treppe herauf, das Album der jungen Miß an meine Lippen drückend. Ich hoffte bis zur Thüre des Ateliers zu kommen und hier im Fluge ihr Geſicht zu ſehen, aber der Maler kam mir entgegen. „Großen Dank! gibt es doch keinen artigeren Burſchen!" und damit nahm er mir das Buch aus der Hand.

Ich kehrte an meinen Lauerpoſten zurück, ruhiger als ich gegangen, und hatte damit ſehr Unrecht: ich war um Worte gekommen, deren jedes unſchätzbaren Werth hatte. — „Der artige Junge! er verſteht alſo engliſch?" — „Sehr gut; er macht gewöhnlich den Dolmetſcher zwiſchen mir und Ihren Landsleuten. Ein lieber Junge! nur Schade, daß er ſich nicht der Kunſt widmen darf, wozu er Neigung und Talent hätte." — Der Maler ſtand auf und fuhr dann fort: „Ich muß Ihnen doch etwas zeigen... Hier! eine Skizze, von ihm am Fenſter hier entworfen — der See, ein Stück des Gefängniſſes; der zerlumpte Hut hier an der Schnur, in den die Vorübergehenden ein Almoſen werfen ſollen, deutet auf den armen Gefangenen, dem der Anblick dieſer ſchönen Natur verſagt iſt." — „Recht artig componirt!" ſagte ſie, „und mit viel Gefühl!.. Warum widmet er ſich aber nicht der Kunſt, da er ſo viel Beruf dazu zeigt?" — „Seine Vormünder! ſie wollen einen Juriſten aus ihm machen." — „Vormünder? So iſt er eine Waiſe?" — „Schon lange; er hat nur einen alten Onkel, der ihn erziehen läßt." —

„Armer Junge!“ sagte die junge Engländerin im Tone inniger Theilnahme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, April.

Gutenberg. Kunstverein. Eisenbahn. Fort Hardenberg.

Die Angelegenheit des Gutenbergsdenkmals geht nachgerade zu Ende, und mit dem 24sten Juni, dem Johannistage, wird Johann Gutenbergs Statue am Orte der Wiege des großen Erfinders enthüllt dastehen. Dann werden wir für ein dreijähriges Harren entschädigt werden, und große Feste an uns vorübergehen sehen, der Erinnerung des großen Mitbürgers geweiht. Schon trifft die Kommission große Vorbereitungen; ein Festcomité ist ernannt, von dem man überzeugt seyn darf, daß es seine schöne Aufgabe würdig lösen werde. Die Reden auf dem Platze werden vom Bürgermeister der Stadt Mainz, vom Präsidenten des Kunstvereins und von dem Präsidenten der Gutenbergskommission gehalten, die Liedertafel nebst andern nachbarlichen Musikvereinen veranstalten am Enthüllungstage ein großes Musikfest, wobei Löwe's großes Oratorium: „Gutenberg.“ (Text von Giesebrecht) zur Aufführung kommt. An den beiden darauf folgenden Tagen beginnen die Volksfeste. Ueber das Festprogramm deliberirt indessen im Augenblicke das Comité, weßhalb noch keine weitern Details darüber angegeben werden können. Die Zeit, in welche das Fest fällt, ist geeignet, eine große Fremdenmenge hier zu versammeln, da die Rhein- und Badereisen damit zusammenfallen, wo ohnehin unsere Stadt und Gegend das Asyl der reiselustigen Welt sind. Außerdem ist es gewiß, daß aus den bedeutendern deutschen Städten Deputationen eintreffen werden. Crozatier in Paris hat den Erzguß auf sehr würdige Weise vollendet, und wir finden, daß diese Meisterarbeit mit 25,000 Fr., welche ausbedungen worden, nicht zu theuer bezahlt ist. Thorwaldsen in Rom hat für die Modellirung nichts angenommen; aber dafür steht auch der Däne dem Deutschen um so viel näher. Daß die Statue im Louvre in Paris ausgestellt worden sey, wie man Anfangs beabsichtigte, um einen Ertrag für das Unternehmen zu erzielen, davon vernehmen wir nichts, und man scheint diese Idee in der lezten Zeit aufgegeben zu haben, da man mit der Errichtung des Denkmals eilte. Wer weiß aber auch, ob die Ausstellung etwas abgeworfen hätte! Die Franzosen, die Männer der freien Presse, haben sich für den Erfinder der Presse und für sein Denkmal wenig interessirt. Der König der Franzosen war der Einzige, der zu unserm europäischen Unternehmen etwas beitrug. — Der Anschluß unsers Kunstvereins an den rheinischen Kunstverband (Straßburg, Karlsruhe, Mannheim, Düsseldorf, Darmstadt, Mainz) kann als ein Ereigniß bezeichnet werden, das von den schönsten Folgen seyn kann und wird. Unsere jährlichen Kunstausstellungen werden nun Bedeutsamkeit erhalten, und nicht bloß von den Beiträgen hiesiger Künstler abhängen; was in den Ausstellungen jener Städte Vorzügliches zu Tage kommt, werden wir in unserer Ausstellung, die zulezt stattfindet, vereinigen. — Die Angelegenheit der Mainz-Frankfurter Eisenbahn, die seit einem Monate so viel von sich reden machte, ist immer noch nicht in der Art entschieden, daß man hoffen könnte, das Werk werde unverzüglich begonnen. Zwar ist die Concession der Staatsregierung da, das Expropriationsgesez ist da, die Kapitalien sind da, und man könnte auf der Stelle zur Nivellirung schreiten; doch das neue Frankfurt-Wiesbadener Projekt macht die Sache bedenklich; es kam unerwartet und ungemein störend. Wird nämlich auch auf der rechten Seite des Mains eine Eisenbahn gebaut, so ist, obwohl diese sich unmöglich rentiren kann, die schöne Aussicht für unsere Bahn auf der linken Mainseite zur Hälfte wenigstens getrübt; denn es wird dieser der wohl zu beachtende Personentransport nach den Taunusbädern dadurch entzogen. Dieses Frankfurt-Wiesbadener Unternehmen, kommt es zu Stande, kann wohl in der ersten Zeit der Agiotage durch Aktienhandel (das Unternehmen geht von sieben reichen Bankiers zu Frankfurt aus) Gewinnst abwerfen; aber es wird ein Ruin seyn für die, welche sich mit großen Summen daran betheiligen, und die Absicht haben, auf Dividenden zu warten. Denn so viel leuchtet wohl Jedem ein, daß unsere Mainz-Frankfurter Eisenbahn keine isolirte bleiben kann, sondern daß sie bestimmt ist, dereinst in Verbindung zu treten einerseits mit dem Mannheim-Baseler Unternehmen, und andernseits mit den Bahnen, die früher oder später nach dem nördlichen Deutschland hin gezogen werden, wodurch unsere Bahn von selbst der Mittelpunkt eines großen Eisenbahnsystems wird, das den Süden mit dem Norden auf die einfachste Weise verbindet. Welche Vortheile, bei unserer ohnehin so glücklichen Lage, unserer Mainz-Frankfurter Bahn aus diesem großartigen Projekte entspringen müssen, leuchtet Jedem ein, und nicht weniger, daß die Bahn auf der rechten Mainseite verdammt ist, ewig auf einen Personentransport zwischen zweien Städten (Frankfurt und Wiesbaden) beschränkt zu bleiben, welcher noch dazu nur im Sommer bedeutend ist. Wie nöthig es also im Interesse der Unternehmer der Bahn auf der rechten Seite wäre, daß sie ihr Projekt mit dem unsrigen verschmelzen, liegt am Tage. Sie haben aber einmal die Caprice, das Projekt durchzusetzen, und sie werden es zu spät bereuen. — Einer der entferntesten Theile unserer Festung, das Fort „Hardenberg,“ hat seit Kurzem darum eine Bedeutung bekommen, weil die politischen Gefangenen des Frankfurter Attentats dahin versezt worden sind. Das Fort liegt äußerst romantisch, Vater Rhein fließt ruhig und freundlich daran vorbei, und man wird veranlaßt, dort oben friedlich-poetische Betrachtungen anzustellen. Uebrigens sollen sich die Leute äußerst behaglich in ihrer neuen Lage befinden, wenigstens ist es bekannt, daß ihnen von Seiten der Militärbehörde eine sehr humane Behandlung zu Theil wird. Es ist ihnen erlaubt, unter Aufsicht mehrere Stunden des Tags im Hofraume sich zu bewegen und Anverwandte zu sehen; sie erhalten gute Kost, Lektüre, kurz Alles, was sich mit ihrer Lage verträgt. — Auch mit unserer Festungsgarnison ist eine Veränderung eingetreten. Das österreichische Regiment Langenau, das mehr als zwanzig Jahre hier in Garnison lag, und fast einheimisch hier war, hat Mainz verlassen, und an dessen Stelle ist aus Oesterreich ein anderes Infanterieregiment, Fleischer, gekommen. Dieser Truppenwechsel hat hier wahres Bedauern erregt; denn die hiesige Bevölkerung stand mit diesen Truppen auf einem sehr freundschaftlichen Fuße, und man war die Leute schon so gewöhnt, daß man an Trennung nicht denken mochte. Wir zweifeln indessen nicht, daß bald ein ähnliches Verhältniß mit dem neuen Regiment hergestellt seyn wird; denn mit dem österreichischen Soldaten, in dessen Charakter Gutmüthigkeit und Wohlwollen die Hauptzüge sind, läßt sich sehr leicht und gut leben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 104.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 2. Mai 1837.

Entsinnst du dich der kleinsten Thorheit nicht,
In welche dich die Liebe je gestürzt,
So hast du nie geliebt;
Und hast du nicht gesessen, wie ich jetzt,
Den Hörer mit der Liebsten Preis ermüdend,
So hast du nicht geliebt.

Shakespeare.

Die beiden Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Was ich da hörte, brachte mich außer mir: sie bedauerte mich! Mehr brauchte es nicht, um mich stolz darauf zu machen, daß ich eine Waise war, um mein ärgstes Unglück in Seligkeit zu verwandeln. O! warum konnte ich ihre Gedanken nicht an mich fesseln! Aber das Gespräch wendete sich auf andere Gegenstände, und ich erfuhr aus ein paar abgebrochenen Reden, daß sie in acht Tagen nach England zurückreisen wollten. Was sollte dann aus mir werden, allein mit Monsieur Ratin! Ich war recht von Herzen betrübt. — England, reizendes Land, dem die Schiffe mit geschwellten Segeln zufliegen, lachende Ufer, schattige Parks, wo die jungen Misses so schwermüthig lustwandeln! Hier — wie reizlos Alles! wie fade! Ich sah hinaus auf den See: er war gar nicht schön! — Wenn sie geht — wenn andere Menschen sie vorbeikommen sehen — wenn sie zur Mittagszeit auf staubiger Straße fährt und ihr Blick auf die grünen Bäume fällt, auf die frischen Wiesen — warum stehe ich nicht unter dem Baum, auf der Wiese! Schöne Miß, du fliehst? — Warum liege ich nicht vor den Füßen ihrer Rosse! Ich sähe ihre Angst, und sie hätte wieder Mitleid mit mir!

Die Sitzung war vorüber und ich erwartete in der höchsten Ungeduld, das Gemälde in die Gallerie kommen zu sehen; aber der Abend brach an, es erschien nicht, eben so wenig die folgenden Tage. Man hat gesehen, durch welche Umstände ich an die Dachlücke kam, und da konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen, in das Atelier hinauf zu klettern und die Züge der Geliebten meines Herzens zu betrachten. Ich habe erzählt, welche Katastrophe dies zur Folge hatte, und wie ich trostlos das angerichtete Unheil betrachtete. Ich nehme dort meine Geschichte wieder auf.

Diesmal fühlte ich nur zu gut, daß es rein um mich geschehen war. Erst einen Elzivir zu Schanden richten und lügen, dann eine Thüre erbrechen, verbotene Bücher lesen, über das Dach klettern, ein Atelier verheeren, einen Mannequin umwerfen, ein Gemälde zerreißen — eine furchtbare Kette von Verbrechen! und Monsieur Ratin wußte, was das erste Glied derselben war: das unvernünftige Lachen. — Was war zu thun? aufräumen? reinigen? unmöglich! der Schaden war zu groß. Eine Geschichte erfinden? so eben, beim Maikäfer, hatte ich die Erfahrung gemacht, daß dies nicht so leicht war. Gestehen? lieber Alles in der Welt! es wäre herausgekommen, daß ich verliebt war, und ich sah im Geiste, wie bei der bloßen Ahnung einer solchen Immoralität Monsieur Ratin alles Blut in's Gesicht schoß und schon sein Blick

mich vernichtete. Ich beſchloß, mich auf dem Wege, auf dem ich gekommen, ſachte in mein Zimmer zurückzuziehen, die Thüre der Kammer zu ſchließen und fleißiger zu arbeiten als je, und dies ſowohl, um mir ſelbſt die gräßlichen Gedanken zu vertreiben, als um Monſieur Ratin von der Fährte abzubringen: konnte er doch kaum an meinem moraliſchen Verhalten zweifeln, wenn ich ihm als Proben meines Fleißes recht viele ſauber geſchriebene und ſorgfältig ausgearbeitete Penſen vorlegte. Da indeſſen der Abend ſtark hereinbrach, ſo glaubte ich meinen Abzug noch etwas verſchieben zu müſſen, damit es finſter wäre, wenn ich wieder über das Dach ſtieg, und der Gefangene mich nicht ſehen könnte.

Dieſe Zeit benüzte ich, um meine Neugierde zu befriedigen. Ich fand bald das an die Wand gelehnte Gemälde und nahm es an die Helle. Es war beinahe vollendet: die junge Miß, in zierlicher Haltung, ſaß neben ihrem Vater, und ihre zarte Hand ruhte leicht auf dem Halſe des ſchönen Wachtelhunds. Alte Buchen beſchatteten den Siz, und durch eine Oeffnung ſah man ein ſchönes Schloß auf einer ſanften Anhöhe und darüber weg das Meer. Das liebe Geſicht mit dem ſanften Zug von Schwermuth erregte in meinem Buſen einen Sturm der leidenſchaftlichſten Gefühle; aber nicht lange, ſo überfiel mich wieder in ſeiner ganzen Bitterkeit der Schmerz, daß ich ihr nichts war, nichts ſeyn konnte, daß ſie ſo bald von hier, von mir ſcheiden mußte. In den Blick ihres ſchönen Auges verſunken, rief ich in mir: „Warum biſt du nicht meine Schweſter? Ich wollte dir ein lieber Bruder ſeyn! wir wollten mit einander den guten alten Mann recht glücklich machen! — Wie friſch iſt das Grün, wo du biſt! zum Garten wird die Wüſte, die du betrittſt! — Lucie! meine Lucie!“ —

Die Nacht war angebrochen; traurig nahm ich Abſchied vom Gemälde und war bald in meinem Zimmer, kurz ehe man mir Licht und mein Abendeſſen brachte. Aber bei meiner heftigen Aufregung war ich weder hungrig noch ſchläfrig, und ich machte mich flugs an die Arbeit, um Monſieur Ratin, ob er mich nun früh oder ſpät überfiel, augenfällige Proben meines Fleißes und meiner aufrichtigen Beſſerung vorlegen zu können. — Erſt Virgil, dann Cäſar, dann drei Seiten Compoſition; über der vierten ſchlief ich ein.

Um Tages Anbruch ward ich durch eine Stimme aufgeſchreckt, welche aus voller Kehle ein geiſtliches Lied ſang. Ich horchte: es war der Gefangene. Er ſang etwas gedämpfter fort, endlich hörte er auf. Daß der Mann ſo fromm war, gefiel mir nicht übel. Nach einer Pauſe rief er herüber: „Sie ſind heute Nacht recht fleißig geweſen.“ — „Singt Ihr jeden Morgen ſo?“ unterbrach ich ihn. — „Von Kindheit auf. Wie wollte ich mein Unglück tragen ohne den Troſt der Religion!“ — „Aber die Religion hätte Euch auch vom Verbrechen abhalten ſollen, weßhalb Ihr im Gefängniß ſizt.“ — „Junger Herr, ich bin unſchuldig! Gott hat es zugelaſſen, daß meine Richter falſch gerichtet, Gottes Wille geſchehe! — Und gerne ergäbe ich mich in mein Schickſal, hätte ich nur neben der leiblichen Nahrung auch die Seelenſpeiſe — aber ich habe keine Bibel.“ — „Was!“ rief ich, „man verſagt Euch die Bibel!“ — „Was verſagt man dem nicht, den man ausgeſtoßen, mit Füßen getreten ...“ — „Eine Bibel müßt Ihr haben! Ihr ſollt eine haben! Ich bringe Euch meine eigene!“ — „Guter, junger Herr,“ ſagte er mit gerührtem Tone, „zu mir kommen — das geht nicht! Und ich litte es ſchon gar nicht: ein ſo furchtbarer Anblick iſt nicht für ſo junge Augen! ... Wiſſen Sie aber, warum ich Sie eigentlich angeſprochen? Als ich Sie geſtern den Kuchen an der Schnur hinaufziehen ſah, da dachte ich: gibt es denn keine gute Seele, die ſo dem armen Gefangenen zum Brode des Lebens verhilft!“ — Wie ein Blitz durchſchoß mich da ein Gedanke: „Habt Ihr eine Schnur?“ — „Durch Gottes Zulaſſung habe ich eine; ich hob ſie einzig zu dieſem Zwecke auf.“ — „Ihr ſollt eine Bibel haben!“ unterbrach ich ihn; „Ihr ſollt eine haben!“ — Und ganz vergnügt, daß ich dem Unglücklichen Gutes thun konnte, eilte ich zum Schrank, um die Bibel zu ſuchen.

(Die Fortſezung folgt.)

Die Claqueurs der Pariſer Theater.

(Fortſezung.)

Es gibt gegenwärtig in Paris kein Theater, welches nicht ſeine eigene ſtehende Bande von Claqueurs aufzuweiſen hat, und es wird hier kein Stück in Scene geſezt, ohne daß man es zuvor gegen das Auspfeifen veraſſecurirt hat. Es ſind nicht bloß die mittelmäßigen und ſchlechten Autoren, welche ſich von den Schaaren der Claqueurs unterſtüzen und beſchüzen laſſen; alle dramatiſchen Dichter ohne Ausnahme greifen zu dieſem Mittel künſtlichen Erfolgs. Seit der Wiedergeburt der Claqueurs hat man es auf den Pariſer Theatern allgemein ſo gehalten. Der Dichter Lemière vergaß ſich ſogar ſo weit, daß er aus dem Hintergrund einer Loge ſeine eigenen Werke beklatſchen half. Dorat wandte faſt ſein ganzes Vermögen daran, um ſeine Stücke mit Glanz durchzubringen. Man erzählt, daß er nach der erſten Aufführung ſeines Regulus den Schauſpielern noch 700 Franken für gewiſſe Auslagen ſchuldig war, bei welcher Gelegenheit Laharpe zu ihm ſagte: noch zwei oder drei ſolcher Succeſſe

und Sie sind ein ruinirter Mann! Die beiden ersten jezt lebenden dramatischen Schriftsteller Frankreichs lassen kein neues Stück zur Aufführung bringen, wenn nicht alle ihre Freunde der ersten Vorstellung beiwohnen und die Verpflichtung über sich genommen haben, um jeden Preis zu klatschen. Wehe dem armen Dichter, welcher diese gewöhnlichen Hülfsmittel verschmähen und das Publikum allein zum Schiedsrichter über die Vortrefflichkeit seines Werks bestellen wollte; er könnte ganz sicher darauf rechnen, eine schreckliche Niederlage zu erleben. Eine fein angesponnene Kabale würde ihn bald überzeugen, daß es gefährlich ist, als einzelner Kämpe gegen die Legionen „der Römer" in die Schranken zu treten. Mit diesem klassischen Namen, dessen Ursprung ich weiter nicht anzugeben weiß, bezeichnet man nämlich die Pariser Claqueurs; vielleicht haben sie ihn deßhalb erhalten, weil sie gegenwärtig Herrn der Bühnenwelt sind, wie weiland die alten Römer Herrn der politischen.

Eine erste Vorstellung in Paris ist in der That etwas Merkwürdiges, und der nur oberflächlich oder gar nicht in Coulissengeheimnisse eingeweihte Zuschauer, welcher zufällig einer solchen Aufführung beiwohnt, ahnt nicht im Entferntesten, wie viel Mühe, Sorge und Geld der Erfolg eines Dramas dem Autor kostet, der am Ende des Stücks von dem begeisterten Parterre mit unbändigem Geschrei herausgerufen wird. Wenn der arme Autor nach zwei-, dreimonatlicher Anstrengung endlich die lezte Zeile seines lezten Akts niedergeschrieben hat und sich nun mit einem tiefen Stoßseufzer in seinen Lehnstuhl, wenn er anders einen Lehnstuhl besizt, zurücklehnt, weil er glaubt, jezt sey Alles abgemacht und er brauche nur in aller Ruhe den Succeß abzuwarten, so ist das weit gefehlt; denn von diesem Augenblicke geht die liebe Noth erst recht an. Im Fall er noch unbekannt ist, muß er zunächst den anmaßenden Dünkel des Theaterdirektors, den ewigen Aufschub des Lesecomités, die zahlreichen Launen der Schauspieler und die noch zahlreicheren Capricen der Schauspielerinnen geduldig ertragen und am Ende sich noch auf Gnad und Ungnade in die Bedingungen des obersten Chefs der Claqueurs fügen. Schon geraume Zeit vorher werden die Verhandlungen rücksichtlich des lezten Punktes eingeleitet. Der Chef de Claque, euphemistisch entrepreneur de succès genannt, ist bei den Privat- und Generalproben zugegen, man sucht ihm so viel als möglich den Geist des Stücks — wenn nämlich welcher darin ist — begreiflich zu machen; man deutet ihm die Kraftstellen, die effektvollsten dramatischen Situationen, welche beklatscht werden müssen, und endlich den günstigen Augenblick an, wo er mit seinen „Leuten" den Erfolg des Stücks erobern soll. Der Schauspieldirektor und die Akteurs ermangeln nie, diesen Lehren und Anweisungen des Autors noch einige besondere Instruktionen und Empfehlungen beizufügen. Mit den Schauspielern verständigt sich der Chef de Claque weniger leicht, als mit dem Direktor und Autor; man predigt ihm sehr weitläufig und sorgfältig vor, daß er ja die Gesetze der künstlerischen Hierarchie beobachten müsse; den ersten Rollen dürfen allein die gigantischen Beifallsbezeugungen zu Theil werden; die Nebenrollen müssen sich mit den Brosamen begnügen. Dieser will gleich beim ersten Auftreten günstig empfangen werden; Jenem liegt nicht viel daran, ob man ihn während der ersten beiden Akte beklatscht, wenn er nur im dritten und vierten nicht vergessen wird; ein Anderer endlich wünscht von Anfang bis zu Ende unter lautem Beifall zu spielen, und nach dem Herunterlassen des Vorhangs außerdem noch gerufen zu werden. Da das ungewöhnliche Mühe verursacht, so gibt er auch dem Chef de Claque noch ein Extratrinkgeld à zwanzig Billets, um daraus ein eigenes Peloton „Römer" zu seiner speciellen Bedienung anzustellen. Nachdem Jedermann die feste Ueberzeugung gewonnen hat, daß der „Chef" alle Andeutungen begriffen und alle Empfehlungen behalten hat, sezt der Theaterdirektor den Tag für die erste Vorstellung fest.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

Erdbeben. Frühlingsfeste. Mozarts Denkmal.

Die Erdstöße, welche man in Wien und an andern Orten des österreichischen Kaiserstaates am 14ten März Nachmittags bemerkte, sind auch in einigen Gegenden Prags, insbesondere am rechten Ufer der Moldau, doch ziemlich leicht, fühlbar geworden. In den Umgebungen der Sternwarte wurde, so wie in den meisten Theilen Prags, keine Spur des Erdbebens wahrgenommen, und die astronomischen Uhren zeigten nicht die mindeste Veränderung in ihrem Gange. Die Witterung war und blieb heiter, das Barometer vor und nach jener Zeit im Steigen begriffen, und stand um zwei Uhr auf 27 Zoll $7^{6}/_{10}$ Linien, um sechs Uhr auf 27 Zoll $8^{1}/_{10}$ Linien Pariser Maß, das Reaumursche Thermometer zeigte um zwei Uhr $8^{1}/_{10}$, um sechs Uhr $5^{2}/_{10}$ Grad Wärme. Auch zu Altbunzlau, dem Stift Hohenfurt und in andern Ortschaften Böhmens wurde diese Erderschütterung verspürt. Wenige Tage nach dieser Naturerscheinung sind wieder bedeutende Fröste eingetreten, und der Frühling hat überhaupt in sehr rauher Gestalt, meist in Schnee gehüllt und von Stürmen begleitet, debütirt, und täuschte zum großen Theil die Erwartungen der schönen und frommen Welt auf die ersten heiligen und Lenzfeste und Promenaden. Das Josephsfest mit seinem Jahrmarkt vor der Kirche wurde verschoben; aber in der Charwoche erhöhte das rauhe Wetter die Verdienste der Andächtigen, welche die heiligen Gräber besuchten, und unsere Longchampstage (der Osterdienstag im Baumgarten, und der Mittwoch, der Schuhmacherzunft geweiht,

in den Umgebungen des Dorfes Nußle) waren so wild und stürmisch, daß man kaum erwartet hätte, an beiden Tagen die Menschen in so langen Zügen, den Elementen trotzend, hierhin und dorthin wandern, reiten und fahren zu sehen. Im Baumgarten hatte sich, wie gewöhnlich, nebst den niedern und mittlern Klassen auch die gesammte fashionable Welt versammelt, die am folgenden Tage die große Wiese, als den eigentlichen Tummelplatz des Volksvergnügens, nur umfuhr; denn fast Niemand stieg aus, sich in das bunte Gewühl zu mengen, das, in verschiedene Gruppen getheilt, sich auf mannigfaltigste Art, doch, wie das bei böhmischen Volksfesten immer der Fall ist, ohne große Lebhaftigkeit ergötzte. Zahllose, mehr und minder verstimmte Leierkasten bildeten die ambulanten Orchester, um welche sich Tanzkreise gestalteten, die zum Theil fast eben so taktlos, wenn auch nicht so heftig walzten, als die elegante Jugend auf unsern Bällen und Reunionen. Dazwischen erhob sich hie und da ein Kram mit Gebäck und Obst, sammt den Spieltischen und Bänken, und selbst auf der Erde waren hie und da Lottobogen ausgebreitet, wo ein paar Kreuzer eingesezt wurden, und Pomeranzen, Bäckerwaaren und Kuchen das große Loos bildeten. Das Gedränge war ungeheuer, und auf dem Fußpfade wogte die stilfröhliche Menge gleich dem Mühlbache dahin. Wie ein Memento aber, um der Munterkeit Sordinen aufzusetzen, schien es, als habe man die Gesammtzahl der Blinden und Krüppel — darunter Figuren, die von Natur expreß dazu geformt schienen, an Höllenbreughels Bilder und die abenteuerlichsten Verrenkungen des ersten Mimikers der Theater zu London und Paris, Kilschnig, zu mahnen — des böhmischen Königreichs zur Feier des Schusterfestes verschrieben, welche, die Erstern mit Adjutanten, die Andern meist allein, mitten im Wege knieten, den Wallern gleichsam den Pfad abschneidend, und ein Höllengeschrei erhoben, welches als Antidotum gegen das Mitleid diente, das ihre Hülflosigkeit in jedem wohl organisirten Herzen erregt haben würde, wenn man ihnen nicht so sehr angesehen, daß ihnen das Betteln ein Gewerbe, ihre Gebrechlichkeit das erwünschte Handwerkszeug sey, das sie ungern mit geraden Gliedern vertauschen würden, weil man in diesem Falle vielleicht die unverschämte Forderung an sie stellen dürfte, zu arbeiten. — Zum Vortheil des Fonds für ein Monument W. A. Mozarts in Prag hat der Verein für Kirchenmusik bereits ein Concert gegeben, das sehr zahlreich besucht war, und meistens Mozartsche Compositionen enthielt, und in den ersten Tagen des nächsten Monats soll ein zweites, von dem Conservatorium der Musik veranstaltet, folgen; aber schon haben sich Diskussionen über den Platz erhoben, auf welchem das Denkmal errichtet werden dürfte. Nach der ersten Idee sollte es in einer Kirche angebracht werden; doch sagt man, der Erzbischof von Prag wolle dies nicht gestatten, da Mozart weder ein Potentat, noch ein Geistlicher gewesen sey, und die Gesinnungen, welche dieser geistliche Oberhirt bisher an den Tag gelegt hat, verleihen einer solchen Ansicht große Wahrscheinlichkeit. Andere haben vorgeschlagen, man solle auf Kosten der Stadtgemeinde einen Saal bauen, der nie zu Bällen, sondern nur zu Concerten verwendet werde, diesem den Namen: „Mozartssaal" beilegen, und darin bloß die einzige Büste des größten deutschen Meisters aufstellen. Direktor Weber soll überdies den guten Gedanken haben, neben dem großen Monumente eine Büste des Tondichters in der kaiserlichen Bibliothek aufzustellen, und einer vollständigen Sammlung seiner Werke nächst derselben ein eigenes Fach zu widmen. Sollten die eingehenden Summen nicht hinreichen, das Denkmal großartig und des Tonmeisters würdig auszuführen, so thäten die Böhmen wohl besser, sich dem deutschen Mozartsverein anzuschließen, und die Spenden ihrer Verehrung mit jenen der übrigen Staaten zusammenzuschmelzen.

(Der Beschluß folgt.)

Mainz, April.

(Beschluß.)

Messe. Liederbuch für die Veteranen der großen Armee.

Unsere lezte Ostermesse war in commerzieller Hinsicht etwas besser, als man von unsern Messen ohne Großhandel erwartet. Die neuern Zollverhältnisse haben günstig und ungünstig auf unsere Messen gewirkt; günstig, weil nun wieder unser nachbarliches Nassau für unsern Handel nicht mehr Ausland ist, wodurch es den nassauischen Ortschaften möglich wird, ihre Luxusbedürfnisse von hier zu beziehen; ungünstig aber, weil die rheinhessischen Landkrämer, die sonst ihre Waaren meist von hier bezogen, dieselben nun von Frankfurt, das auch dem Zollvereine angehört, kommen lassen. — Wichtiger als der Meßhandel waren die Sehenswürdigkeiten, die auf unserer Messe immer eine bedeutende Rolle spielen. Alles wurde diesmal von Loissets Reitkünstlern, Pantomimen, Tänzern, Jongleurs ꝛc. überragt. Man muß gestehen, Baptist Loisset hat eine Gesellschaft vereiniat, die wahrhaft Großartiges leistet, sey es im Circus auf den herrlichen, ungemein gut dressirten Pferden, sey es auf der Bühne, wo pantomimische Ensemblestücke in seltener Vollendung ausgeführt werden. Man sprach aber auch während der Anwesenheit dieser Kunstreiter nur von Loisset und seinen genialen Produktionen; Theater und Concerte wurden darüber fast ganz vergessen. Eine anspruchslosere Sehenswürdigkeit waren die astronomischen Apparate des Mechanikus Scharf aus Thorn in Preußen, eines Mannes, der uns auf eine schlichte Weise die Astronomie und ihre Räthsel besser veranschaulicht, als manche gelehrte Vorträge von Männern des Faches. Es haben sich bei Scharfs Ausstellungen nicht viele Leute eingefunden; aber die, welche kamen, sind gewiß befriedigt weggegangen, und haben mehr Nutzen aus seiner Ausstellung gezogen, als sie erwartet. Scharf hat vortheilhafte Zeugnisse von den ausgezeichnetsten Astronomen des nördlichen Deutschlands. Man wird ihm gewiß im südlichen Deutschland, das er jezt bereist, gerne dieselben Zeugnisse geben. — Von Professor Niklas Müller dahier ist dieser Tage ein Liederbuch für die rheinhessischen Veteranen der großen Napoleonschen Armee erschienen, welches Werk für unsere Provinz ein eigenthümliches Interesse hat. Es ist berechnet für die Feste und geselligen Zusammenkünfte jener greisen Krieger. Der Dichter besingt die großen Erinnerungen der Veteranen in ihrem Verhältnisse zu dem Helden des Jahrhunderts, ferner die großen Erinnerungen der Vaterstadt (Gutenberg, Heinrich Frauenlob u. s. w.), und endlich bietet er den Veteranen für alle Lagen des Lebens ein Lied. Diese Dichtungen zeichnet das Einfache der Gedanken und Gefühlsergüsse aus, und man sieht gleich, daß sie für ernste, bejahrte Männer gesungen sind. Das Werk ist nur in der Anlage etwas zu umfangreich.

Beilage: Kunstblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 105.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 3. Mai 1837.

Ihr fühlet nicht, wie schlecht ein solches Handwerk sey!
Wie wenig das dem ächten Künstler zieme!

Goethe.

Die Claqueurs der Pariser Theater.

(Fortsetzung.)

Uebrigens ist das Amt eines Chef de Claque nicht so leicht zu versehen als man glauben möchte; es ist schon vorgekommen, daß unzeitig gespendeter Beifall ein ganz gutes Stück verdorben hat. Ein Kind kann aber auch einsehen, welches Unheil daraus entstehen muß, wenn der Chef de Claque klatschen läßt, wo es mäuschenstill seyn sollte, oder wenn er die Stellen zu applaudiren vergißt, worauf der ganze Erfolg hauptsächlich berechnet war. Die erste Eigenschaft, welche ein ehrenwerther Entrepreneur de Succès besitzen muß, ist ein angenehmes Aeußere und höfliches Betragen, um mit Anstand in der Gesellschaft von Autoren und Schauspielern, mit denen er in stetem Verkehr ist, erscheinen und sich präsentiren zu können; ferner erfordert sein Amt wenn auch nicht ausgebreitete Kenntnisse, doch einigen Unterricht und einige Fassungskraft, um alle die Weisungen, welche ihm der Dichter ertheilt, zu begreifen und zu behalten. Ein gutes Gedächtniß darf gleichfalls nicht fehlen, damit er sich alle Aufträge des Direktors, der Schauspieler, des Souffleurs u. s. w. fest einprägt und keine groben Böcke in der Ausführung schießt. Redlichkeit und Rechtschaffenheit sind ferner zwei für einen Chef de Claque sehr wünschenswerthe Eigenschaften, weil es ihm sonst begegnen könnte, daß er die versprochene, ausbedungene Anzahl von Claqueurs nicht vollständig lieferte, sondern in der Zerstreuung einen ansehnlichen Theil der Freibillette verkaufte; endlich bedarf dieser Ehrenmann eines großen Vorraths von Geduld, Langmuth und sogar von Philosophie, da er mehrere Male hinter einander der Probe von fünf ewig langen Akten beiwohnen muß, ohne die mindeste Ungeduld und Langeweile kund zu geben.

Darf man sich unter diesen Umständen noch verwundern, daß ein guter Chef de Claque so außerordentlich selten ist, und daß es in ganz Paris höchstens drei gute Claqueurschefs gibt, während man doch wenigstens dreißig gute Akteurs auf den verschiedenen Bühnen der Hauptstadt zählt? Ein Chef de Claque, der, wie der erlauchte Robert Macaire sich ausdrückt, „die Poesie seines Gewerbes vollkommen begriffen hat," wird sehr gesucht, und die Theaterdirektionen streiten sich wetteifernd um den Besitz seiner Person und machen ihm wechselnd die vortheilhaftesten Anerbietungen. Der fixe jährliche Gehalt, welchen er von der Direktion erhält, beläuft sich in der Regel auf zwei- bis dreitausend Franken baar Geld. Außerdem bekommt er täglich eine gewisse Anzahl Billette für's Parterre und die Galerie, wovon er einen Theil an seine Leute abgibt und den Rest mit Rabatt für seine Rechnung verkaufen

läßt. Ferner erhebt er sowohl von den Schauspielern als von den Autoren eine Contribution an Billetten. Leztere fügen gewöhnlich noch kleine Trinkgelder bei, welche sich monatlich doch leicht auf fünfzig bis sechzig Franken belaufen mögen. Die Schauspieler, welche sich auf dieselbe Weise in klingender Münze empfehlen, werden je nach dem Verhältniß des erlegten Handgeldes bedacht. Es kostet mehr, wenn man sich zu Anfang oder beim Schluß der Vorstellung bellatschen läßt, als wenn man bloß während des Stücks Beifall haben will. Ein Debütant, der nur bei seinem ersten Erscheinen auf der Bühne applaudirt wird und nach Beendigung seiner Rolle stillschweigend abtritt, hat sich sicher nur für den ersten Akt empfohlen.

Vermittelst dieser mannichfaltigen Contributionen ist, wie man sieht, das Amt eines Chef de Claque sehr einträglich und findet daher viele Liebhaber. Um dasselbe zu erlangen, braucht man aber nicht bloß Verstand und Talent, sondern auch Geld; es ist bekannt, daß diese Stellen zu sehr hohen Preisen verkauft werden, wie die Notariate in Frankreich. So ist z. B. Vacher für 20,000 Franken der Nachfolger Mouchette's am Theater français geworden. Oft verhandeln auch die Theaterdirektoren diesen Platz gegen eine ansehnliche Summe; die Gazette des Tribunaux und die übrigen Pariser Journale haben kürzlich einen solchen Vertrag zwischen einem entrepreneur de succès und einem der hiesigen Theaterregisseurs bekannt gemacht (s. Morgenblatt Nr. 32, 1837). Leblond an der Opera comique und Sauton am Gymnase dramatique haben sich trotz ihres hohen Einkaufspreises doch ein ganz hübsches Vermögen erworben; lezterer hat nach seinem Tode seinen Erben nur die bescheidene Rente von 15,000 Franken hinterlassen. Leblond und Sauton waren beide lahm; ich weiß nicht, ob diese körperliche Schwäche eine Folge ihres Postens gewesen; die Geschichte berichtet über diesen Punkt nichts, es wäre aber nicht ganz unmöglich, denn dieser ehrenwerthe Stand hat auch seine Nachtheile. Leblond z. B. widerfuhr die traurige Ehre, durch einen Befehl des Kaisers aus Paris verbannt zu werden, weil er ganz im Widerspruch mit seinen optimistischen Gewohnheiten eine Kabale angezettelt hatte und ein Stück auspfeifen ließ, das Napoleon unter seinen speziellen Schutz genommen. Indem er sich eines Tags diese Unannehmlichkeit und noch mehrere andere in's Gedächtniß rief, äußerte er ganz ernstlich folgende Ansicht: „Unsere Kunst ist mit vielen Lasten und Beschwerden verknüpft, und wenn mir der Himmel einen Sohn schenkt, werde ich nimmermehr meine Einwilligung dazu geben, daß er auf's Theater geht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Während ich suchte, war es mir, als hörte ich vom Gefängniß herüber leises Wimmern. Ich horchte. „Seyd Ihr es?" rief ich hinüber. Er gab keine Antwort, aber das Wimmern dauerte fort, nur lauter noch und kläglicher. — „Was ist's? was fehlt Euch?" rief ich ängstlich. — „Schreckliche Schmerzen!" erwiderte er; „und mir ist nicht zu helfen! ... Eines der Eisen ist zu eng für mein Bein; dieses ist davon hoch geschwollen, das Eisen drückt darauf und — Oh! Oh!" schrie er, schnell abbrechend. — „Sprecht aus, armer Mann!" — „. . peinigt mich auf's Gräßlichste! Kein Auge kann ich zuthun, darum sah ich Sie auch heute Nacht arbeiten." — „Armer, armer Mann! Aber warum verlangt Ihr nicht, daß man Euch Erleichterung verschafft?" — „Man kommt nur alle fünf Tage zu mir ... Oh! — noch drei Tage — dann will ich's ihnen sagen . ." — „Herzlich dauert Ihr mich! Könnte ich denn nicht . ." — „Nichts, gar nichts, gutes Kind! — Ich müßte ... Ihre Theilnahme lindert ordentlich meine Schmerzen ... ich müßte ... Oh! Ah! Ah! . ." — „Ihr müßtet — was?" — „Barmherziger Gott! Blut! ... das Eisen ein klein wenig weiter machen können —" — „Eine Feile!" rief ich, „eine Feile! — Wartet! in meiner Bibel . . ."

Ich hatte eine Feile zur Hand, ich legte sie rasch in die Bibel, schnell war sie von einem Bindfaden umschlungen; jezt fiel es mir aber schwer auf's Herz, daß ich eingesperrt war. Indessen fuhr der Gefangene fort auf's Kläglichste zu winseln; jeder Schrei war mir ein Stich in's Herz, und schon dachte ich daran, meine Thüre zu sprengen, da sah ich zu meiner großen Freude unten einen Lumpensammler vorüber gehen. — „Halt!" rief ich ihm zu; „binde dies an die Schnur an der Mauer da drüben. Geschwind! es ist für einen armen Mann." — Der Lumpensammler band das Buch an, rasch wurde es aufgezogen, und es hatte kaum das Fenster erreicht, so rasselte der Schlüssel in meinem Schloß.

Es war Monsieur Ratin. Er fand mich an der Arbeit. „Ich habe," fing er an, „gestern im Aerger über Ihre Aufführung vergessen, Ihnen für die zwei Tage etwas aufzugeben." — „Ich habe etwas ausgearbeitet," erwiderte ich zitternd. Er betrachtete die Arbeit mit einigem Mißtrauen, denn solches war ihm noch nicht vorgekommen. Nachdem er sich überzeugt, daß die Aufsätze wirklich während meiner Gefangenschaft gefertigt worden, fuhr er fort: „Es ist lobenswerth, daß Sie selbst den Gefahren des Müßiggangs aus dem Wege gegangen sind. Ein junger Mensch, der nichts zu thun hat, kommt auf

die nichtswürdigsten Dinge, denn er ist ganz den schlimmen Gedanken preisgegeben, die in Ihrem Alter im müßigen Gehirn spuken. Denken Sie an die Gracchen: warum machten sie ihrer Mutter so große Freude? weil sie schon frühzeitig fleißig und geordnet waren." — „Ja, Monsieur," sagte ich. — „Sie haben nichts gegessen?" fuhr er fort, da er mein Nachtessen unberührt dastehen sah. — „Nein, Monsieur." — „Es soll mich freuen, wenn ich daraus abnehmen darf, daß Ihre gestrige Aufführung Ihnen recht von Herzen leid thut." — „Ja, Monsieur." — „Haben Sie ernstlich darüber nachgedacht?" — „Ja, Monsieur." — „Sehen Sie jezt ein, daß Ihr unvernünftiges Lachen eine Ungezogenheit, daß es ganz respektwidrig war?" — „Ja, Monsieur." (In diesem Augenblick kam Jemand die Treppe herauf!) — „Wie Sie dann logen?" — „Ja, Monsieur." (Die Thüre des Ateliers ging auf!) — „Wie aus dem Lügen . . ." — „Ja, Monsieur." (Oben ein Schrei des Entsetzens!) — „Was bedeutet der Lärm?" — „Ja, Monsieur." (Oben laute Verwünschungen, ganze Prosopopöen; ich meinte umzusinken!)

Ich nahm mich indessen gewaltig zusammen, um Monsieur Ratins Aufmerksamkeit von den Prosopopöen abzulenken. „Als Sie gestern fort waren . . ." fing ich an. — „Still!" unterbrach er mich, auf den Lärm im Atelier horchend, der immer ärger wurde. — „Alles hin!" schrie der Maler aus Leibeskräften; „es muß Jemand in's Fenster gestiegen seyn!" — Er trat an's Fenster und rief herab: „Julius! sind Sie gestern Abend immer zu Hause gewesen?" — „Ja," sagte Monsieur Ratin, vortretend, „und auf meinen Befehl." — „Denken Sie, mein Atelier ist verwüstet, Gemälde verdorben, die Staffelei am Boden! — und Ihr Zögling muß Alles mit angehört haben."

„Darf ein armer Gefangener ein Wort mitsprechen?" rief es da aus dem Mauerloch im Gefängniß herüber; „ich habe Alles mit angesehen, ich kann Ihnen Alles sagen." — „Nun, so sprecht." — „Gestern Abend war große Gesellschaft auf dem Dach, gerade unter Ihrem Fenster: nicht weniger als fünf Katzen. Sie wissen, wenn der Teufel der Eifersucht in die Bursche fährt —" — „Macht's kurz!" rief Monsieur Ratin. — „Da gibt's Spektakel. Die Kätzin machte die Spröde —" — „Macht's kurz, sage ich!" rief Monsieur Ratin noch einmal; „das gehört nicht zur Sache!" — „Ei doch! ohne die Eifersucht der vier Liebhaber —" — „Julius," sprach Monsieur Ratin, „gehen Sie einen Augenblick auf die Treppe hinaus." Das ließ ich mir nicht zweimal sagen.

„Sie miauten zusammen, daß es eine Lust war," fuhr der Gefangene fort; „aber das Frauenzimmer sah keinen an und puzte sich die Schnautze mit dem Sammtpfötchen: ganz wie Penelope unter den Freiern." — „Weiter!" rief der Maler; „rasch!" — „Da auf einmal fiel es einem ein, dem andern die Pfote etwas unsanft auf die Nase zu legen. Dieser nahm das Ding übel; die andern kommen herbei, und jezt geht's los! Man sah nichts mehr als einen Pelzklumpen; ein wahrer Teufelslärm! Auf einmal macht Penelope einen Satz in's Atelier, und der helle Hauf ihr nach. Weiter sah ich nichts, aber nach dem Gerumpel dachte ich mir, sie müssen etwas umgeworfen haben, und dadurch müsse wieder etwas umgestoßen worden seyn. Es war gegen acht Uhr."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Linz, April.

Die Eisenbahn von Budweis nach Linz.

Um die bis jezt einzige deutsche Eisenbahn von größerer Erstreckung kennen zu lernen, zugleich auch, um auf dem nächsten Wege in's Salzburgische zu gelangen, schlug ich von Prag aus die weniger besuchte Straße über Tabor nach Budweis ein. Die böhmischen Dörfer sind jezt größtentheils sehr freundlich und gut gebaut, und die schlechtesten nicht schlechter als in den Marken und andern norddeutschen Provinzen; auch findet man meistens Reinlichkeit in den großen, von Wohlhabenheit zeugenden Gasthäusern, wenn sie auch den österreichischen nicht gleichkommen. Die Farbe der Häuser in den Dörfern und Städten ist fast durchgängig weiß, wie überall in Oesterreich, außer in Tyrol, wo man namentlich im Zillers- und im Passeierthal in den Dörfern bunte Farben sieht, und wo die kleinen zierlichen, spizen Kirchthürme, grün, weiß und schwarz angestrichen, den Dörfern einen heitern Charakter geben. Die böhmischen Städte haben hohe Häuser, und die bazarartigen Marktplätze, mit Arkaden unter den Häusern, übertreffen an Größe und Schönheit diejenigen in den meisten deutschen Städten. Die auffallend vielen großen Brandstätten in Böhmen lassen auch dort auf die nachtheiligen Wirkungen der hohen Brandversicherungen schließen. Die uralte Kreisstadt Tabor, mit etwa 4000 Einwohnern, liegt malerisch auf einem Bergrücken, an dessen Fuße die Luschnitz sich freundlich durch das lachende Thal schlängelt. Die Erinnerung an den furchtbaren Ziska lebt dort noch fort, und die schöne Hauptkirche, wie das Rathhaus bewahren noch Waffen und andere Ueberreste aus jener wilden Zeit; doch darf man die bigotten Einwohner nicht ohne Gefahr der Verketzerung an Ziska erinnern. An der Westseite der Stadt erblickt man die Ueberreste der alten Ziskaburg in einem alten Thurm, in welchem Grillparzer seine Ahnfrau hausen läßt, deren Geist aber durch das treffliche Bier, das man jezt dort braut, gebannt zu seyn scheint. Von Tabor führt die schöne Straße über Berg und Thal nach der größern Kreisstadt Budweis, die schon als Bischofsitz mehr Bedeutung hat, und jezt durch die von dort aus beginnende Eisenbahn noch besonderes Interesse und Leben gewonnen hat. Der große, regelmäßige Marktplatz, ringsum von hohen, weißen Häusern umgeben, unter welchen zum Theil Arkaden fortlaufen, erinnert an die Städte in Oberitalien, Tyrol und Schlesien, wo man dasselbe findet, nur daß dort die freundliche Heiterkeit vermißt wird, welche die böhmischen Städte auszeichnet, und die besonders in

Budweis erfreut, wo der Anblick des Marktplatzes wirklich großartig ist. — Der Ritter v. Gerstner regte zuerst die Idee an, die Moldau mit der Donau durch eine Eisenbahn zu verbinden, deren Bau derselbe im Jahr 1826 begann, indem sich eine Aktiengesellschaft bildete, die nach und nach immer mehr ihre Rechnung bei dem Unternehmen zu finden scheint, da die Eisenbahn allmählig bedeutend verlängert worden ist. Anfangs ward sie nur $8\frac{1}{2}$ Meilen lang fortgeführt und kostete 920,000 fl. C. M.; doch ward sie bald bis zu $11\frac{1}{2}$ Meilen verlängert, so daß sie auf 1,200,000 fl. C. M. zu stehen kam. In den ersten Jahren kamen die Aktionnärs nicht zu ihren Zinsen, weßhalb die Strecke von Lest bis an die Donau, bei Linz, unvollendet blieb. Doch im Jahr 1832 ward auch diese vollendet, und Kaiser Franz eröffnete die Bahn mit seiner Gemahlin feierlich. Später ward sie bis Weis und 1855 bis Lambach verlängert, und ist jezt bis nach Gmünden fortgesezt, so daß nun auch die Traun mit der Donau verbunden ist, indem die Salzschiffe aus dem Salzkammergute von Ischl ab auf der Traun und von Hallstatt über den Hallstätter und Traunsee bis nach Gmünden gehen, von wo dann das Salz auf der Eisenbahn über die Donau, und von da weiter nach Böhmen hinein wohlfeil und schnell geschafft wird. Ganz Böhmen wird auf diese Weise leicht mit dem ihm fehlenden Kochsalz aus dem unerschöpflichen österreichischen Salzkammergut im Traunviertel versorgt, und überhaupt hat sich seitdem der Verkehr auf dieser Straße außerordentlich vermehrt, und der Wohlstand hebt sich dadurch zusehends mit jedem Jahre. Eine Menge prächtiger, massiver Gebäude, Magazine und Gasthäuser, wie auch Wohnungen für die Aufseher sind längs der Straße zum Theil unglaublich schnell aufgeführt worden, und das ganze Unternehmen dient zu einem neuen Beleg für die schon so vielfältig in andern Ländern gemachte Erfahrung, welche die ängstlichen Berechner der Gegenwart nicht gelten lassen wollen: daß Handel, Verkehr, Leben und Wohlstand sich in dem Maße vermehren, als für die Erleichterung derselben mehr gesorgt wird, so daß also nicht der schon vorhandene Verkehr, der oft sehr gering ist, weil die Bedingungen zu seiner Entwicklung fehlen, sondern der von der Zukunft zu erwartende, und sicher von selbst sich findende zur Norm für die Berechnung bei Anlegung von Eisenbahnen und ähnlichen Unternehmungen dienen muß.

(Die Fortsezung folgt.)

Prag, April.

(Beschluß.)

Theater.

Was unsere Bühne betrifft, so gibt es wohl in jeder Stadt manchmal Zeiträume, wo ein eigener Unstern über allen Produktionen der dramatischen Musen zu walten scheint, und eine Reihe von Novitäten hinter einander verunglückt. Auch hier in Prag haben wir schon manche dergleichen Epochen erlebt, und es ist noch ein Glück für Schauspieler und Direktion, wenn dieser Unglaun in die Sommermonate fällt, wo man sich überhaupt mehr um die Naturkoulissen bekümmert, welche die Sonne durchschimmert, als um die lampenbeleuchteten Säle und Tempel, Boudoirs und Kerker, die der Theatermaler auf die Leinwand pinselt; da fallen einige Stücke durch, und bis zum Herbst oder Winter klärt sich der Theaterhimmel auf, und eine freundliche Sonne lächelt der Bretterwelt. Heuer aber ging der Unstern gerade mit den Wintermonaten, der Epoche der alljährlichen Benefizien, an, und da folgte denn auf das Mißfallen einiger Stücke auch das allgemeine Mißtrauen gegen die nachfolgenden, leere Häuser und betrübte Benefizianten. Seit dem „Pariser Taugenichts“ (der nun doch ganz verboten ist) sind zwei Trauerspiele, drei Schauspiele, drei Lustspiele, vier Possen, eine Oper und ein Ballet — also in Summa vierzehn Novitäten — ganz durchgefallen, und nur eine Oper („die Puritaner“) und ein paar theatralische Kleinigkeiten haben einen theilweise günstigen Erfolg gehabt; vorzüglich reich an dergleichen ungenießbaren Bühnenfrüchten waren die lezten Wochen, welche uns nicht allein die matteste aller Donizettischen Opern: „der Verwiesene aus Rom,“ sondern auch den vielbesprochenen „Johannes Guttenberg“ aus der Fabrik der Mad. Birch-Pfeifer brachten, die beide verdienten Fiasco gemacht haben. „Das geraubte Kind,“ Schauspiel in zwei Akten nach Bayard von C. W. Koch, ist wieder einmal eines der Dramen, welche uns Frankreich zuzusenden scheint, um unser Gefühl auf die Folter zu spannen, das aber zum Glück für unsere Nerven die Saiten so gewaltig spannt, bis sie reißen, und man das „tiefe Gefühl“ lächerlich findet. So übertrieben als es ist, wurde es auch in den beiden Hauptrollen gespielt. Eine Mährchenposse: „der falsche Mondbewohner,“ hat das Publikum bis zu der Aufführung recht gut unterhalten. Man nannte nämlich einen hiesigen Kaufmann, einen Schauspieler und einen Buchhändler als dessen Verfasser, man kam zu allen hiesigen Kritikern und Novellisten und erzählte ihnen, sie figurirten in demselben wohlgetroffen, was die Klugen nicht glaubten, während einige junge Literaten und literarische Dilettanten in der Stadt herumliefen und erzählten: „Morgen werde ich auf der Bühne repräsentirt.“ Endlich erschien das Stück, die Hauptpersonen, bestehend aus Recensenten, Novellisten, Redakteurs und einem Affen, sahen Niemand gleich, und das Ganze wurde ausgezischt. Der Verfasser hat Shakespeare und Schiller, Goethe und Lichtenberg, Jean Paul und Graf Platen gelesen, aber zum Unglück auch den „Dorfbarbier“ gesehen, und aus der Episode mit dem afrikanischen Handwerksburschen die „Idee“ zu seiner Mährchenposse entlehnt. „Kean“ von Alexander Dumas ist, von Dr. Wollheim übersezt, auf unsere Bühne gekommen. Der zweite Titel: „Leidenschaft und Genie,“ war überflüssig, denn der Repräsentant des Kean zeigte wenig Leidenschaft und kein Genie, und es ist ein großer Beweis für den Theatereffekt des Stücks, daß es troz einer grausamen Verstümmelung durch die Scheeren der Direktion, Regie und Censur, wie troz einer fast in allen Theilen ungenügenden Besezung doch seit langer Zeit das erste war, welches einigermaßen ansprach. Gerle und Horns „Vormundschaft“ ist noch immer nicht gegeben, und das Interesse, welches das Publikum an dieser dramatischen Erscheinung zu nehmen schien, dürfte bis zur endlichen Aufführung ganz erkaltet seyn. — Unser wackerer Historiker Franz Palacky hat eine Reise nach Rom unternommen, um in den Schäzen der Vaticanischen Bibliothek einige wichtige Urkunden zur Fortsezung seiner „Geschichte Böhmens“ aufzusuchen und zu benüzen. — In der Judenstadt, worin man es mit der polizeilichen Aufsicht in Bezug auf die Hinfälligkeit der Gebäude nicht so genau zu nehmen pflegt, als in den christlichen Stadtvierteln, ist vor einigen Tagen um die Mittagsstunde ein kleines Haus eingestürzt; obgleich kein Mensch dabei das Leben eingebüßt haben soll, so dürfte doch dieser Vorfall eine heilsame Warnung seyn, und die Reparatur mancher andern schadhaften Häuser zur Folge haben.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 106.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 4. Mai 1837.

— Ich bebe vor Sorge; da seh' ich
Meine Sünden vor mir, so viel ich deren begangen.
Niemals wär ich in größerer Noth, noch schlimmer geängstigt.

Reineke Fuchs.

Die beiden Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Durch den Dienst, den der Gefangene mir hier leistete, fühlte ich mich auf's Aeußerste gedemüthigt; um so mehr, da die freche Lüge nach so frommen Aeußerungen, der leichtfertige Ton nach so großen Schmerzen alle Theilnahme, die der Mensch mir einflößt, plötzlich verwischte. Auch hätte ich, das traue ich mir zu, ihn auf der Stelle Lügen gestraft und dem Maler Alles bekannt, wäre nur Monsieur Ratin nicht um den Weg gewesen; aber so — bei meinem Verbrechen war Liebe im Spiel!

Allermittelst war der Wagen unten vorgefahren; bereits kamen die junge Miß und ihr Vater die Treppe herauf. — „Sie kommen, um zu sitzen!“ rief der Maler in Verzweiflung. „Ihr da drüben, Ihr sagt uns einfältiges Zeug vor! Das Gemälde hier hatte ich an die Wand gelehnt, und ich finde es umgedreht. Seit wann kehren Katzen Gemälde um? — Ein Mensch muß durch das Fenster hereingestiegen seyn! — Julius, haben Sie etwas gesehen?“ — „Julius, jagen Sie den Hund hinaus!“ sprach im nämlichen Augenblick Monsieur Ratin; denn eben schnopperte der hübsche Wachtelhund an seinem neuen Regenschirm. Eilends jagte ich ihn bis in den Giebel hinauf, damit der Maler indeß seine verfängliche Frage vergäße.

Als ich wieder im Zimmer war, hörte ich, wie er seine Besuche empfing und sie bat, die schreckliche Unordnung in seinem Zimmer zu entschuldigen. — „Wenn Sie nicht morgen abreisten,“ fuhr er fort, „so würde ich Sie ersuchen, mir ein andermal zu sitzen.“ — „Leider läßt sich unsere Abreise nicht verschieben,“ erwiderte der Alte; „aber ich bitte recht sehr, lassen Sie sich durch uns ja nicht abhalten, auf der Stelle die nöthigen Schritte zu thun, um dem Thäter auf die Spur zu kommen.“ — Jezt stieg der Maler selbst auf das Dach hinaus, um die Lokalität zu recognosciren.

Zum Glück dachte Monsieur Ratin nicht entfernt daran, daß ich im Geringsten in diese Geschichte verwickelt seyn könnte. Nachdem er seinen Regenschirm sorgsam in den Ueberzug geschoben, trat er wieder zum Tisch und blätterte in meinen Büchern, um mir Pensen aufzugeben. „Da Sie,“ sprach er, „mir Ausarbeitungen vorgelegt, und ich sehe, daß Sie in sich gegangen ...“ Bei diesen Worten kam der Maler herein und sagte: „Sagen Sie mir doch, haben Sie kein Zimmer ... Ah ja! hier! Wollten Sie wohl so gut seyn und mir aufschließen? Nur von dort konnte man auf's Dach gelangen, und wir wollen doch sehen, wie man in dieses Zimmer kam.“ — „Recht

gerne," ſagte Monſieur Ratin; er holte den Schlüſſel aus einer verſchloſſenen Schieblade und ſteckte ihn in das geſtern von mir möglichſt wieder hergeſtellte Schloß, während ich, bleich vor Schreck, ſtarr in ein Buch ſah.

Während die Herrn Inſpektion hielten, hörte ich Lärm im Gefängniß drüben. Mehrere Stimmen ſprachen heftig durch einander, ein paar höchſt verdächtige Worte ſchlugen an mein Ohr, die Schildwache horchte auf und die Leute auf der Straße blieben ſtehen. „Ich hab' den Strick!" ſchrie einer; — „und ich die Feile!" ein anderer; — „hier unter dem Stein!" — „Wahrhaftig!" hörte ich im ſelben Augenblick Monſieur Ratin ſagen, „das iſt ſein Schnupftuch! Wäre es möglich! . . Julius!"

Die Thüre ſtand offen; ich lief davon, bebend vor Entſetzen, ohne einen andern Gedanken, als mich für den Augenblick den Qualen der Angſt und der Scham zu entziehen. Ich hatte aber kaum hundert Schritte in der Straße gemacht, da ſah ich, umblickend, neben einem Polizeibeamten den ehrlichen Lumpenſammler, wie er gerade nach meinem Zimmer hinaufwies. Jezt ging ich raſcher zu, und kaum war ich um die Ecke, ſo lief ich aus Leibeskräften bis in die Nähe des Thors, und durch dieſes ſchlich ich mich ſofort, ſcheu nach den friedlichen Polizeiſoldaten umſchauend, die daſelbſt Wache hielten. Im Gehen hatte ich Zeit, über meine Lage nachzudenken; ſie erſchien mir völlig troſtlos. Kehrte ich um, ſo ergab ich mich nicht nur Monſieur Ratin auf Gnade und Ungnade, ſondern fiel gewiß genug der Polizei in die Hände, und dieſer Gedanke ängſtigte mich auf's Furchtbarſte. Unter dieſen Betrachtungen, mit von der Angſt beflügelten Schritten ging ich in Einem Zuge bis zu einer Wieſe in der Nähe von Coppet, und hier, auf fremdem Gebiete, ruhte ich endlich aus. Aber ſelbſt an dieſem abgelegenen Fleck glaubte ich mich nicht ſicher vor Verfolgung. Ich ſah beſtändig auf die Landſtraße hinüber, und ſo oft ein Eſel oder ein Fuhrwerk Staub aufwirbelte, meinte ich ſchon, die ganze Gensdarmerie ſey auf den Beinen, mich aufzuſuchen. Meine Unruhe wurde immer größer, und am Ende faßte ich einen raſchen Entſchluß: nach Lauſanne wollte ich, wo ſich eben mein Onkel aufhielt, und alsbald ſchlug ich die Richtung dahin ein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Claqueurs der Pariser Theater.

(Fortſetzung.)

Der Claqueur en chef wohnt, wie bereits bemerkt, allein den Proben bei; bevor er ſeine Leute zum Kampfe führt, verſammelt er ſie beim Marchand de vin an der nächſten Ecke; hier hält er Muſterung über ſein Heer und haranguirt die Truppen. Er ertheilt ſeine Befehle und fordert unbedingten Gehorſam; keiner ſeiner Untergebenen darf ſich unterſtehen, zu applaudiren, wenn er nicht das Signal dazu gegeben hat. Seine Mannſchaft beſteht nicht immer aus gut disciplinirten und eingeübten Leuten; wer das glaubt, iſt im Irrthum. Die Pariſer Claqueurs ſcheiden ſich in drei beſondere Abtheilungen. Zur erſten Claſſe gehören alle diejenigen, welche für's Klatſchen bezahlt werden; dies ſind les intimes, nicht zu verwechſeln mit den ordinären „Römern," ſondern erprobten Kriegern gleichzuſtellen, welche ſchon oft im Feuer geſtanden und bei mehr als einer Gelegenheit Beweiſe von Bravour, Talent und Geſchicklichkeit abgelegt haben; ſie bilden die Kerntruppen, die Avantgarde; ihre Anzahl iſt aber nicht ſo beträchtlich, als man wohl glaubt. Die Majorität des Heers liefert die zweite Abtheilung der Claqueurs, welche man „Neutrale" nennt. Dies ſind die Truppen des Centrums; ihr gewöhnlicher Platz iſt im Parterre unter dem Kronleuchter, weßhalb man ſie auch mit dem Titel chevaliers du lustre beehrt. Sie erhalten noch keinen Sold in baarem Gelde, ſondern bloß eine Anzahl Freibillette; wenn ſie ſich am Abend einer erſten Vorſtellung tapfer zeigen, regalirt ſie der Chef de Claque nach dem Schluß des Theaters mit einem Litre Wein zu zwölf Sous, ſtößt mit ihnen an und macht ihnen Hoffnung auf baldiges Avancement und fire Anſtellung. Die dritte Claſſe endlich beſteht aus claqueurs amateurs, d. h. aus ſolchen, welche, wunderbar genug, noch dafür bezahlen, um die Rolle der Claqueurs zu übernehmen. Da es nämlich in Paris viele Leute gibt, welche wahre Theaternarren ſind, aber nicht ſo viel Geld aufzuwenden haben, um jeden Abend ein Billet an der Kaſſe zu kaufen, ſo wenden ſie ſich an den Chef de Claque, welcher ihnen Billette zum vierten Theil des feſtgeſezten Eintrittspreiſes erläßt, dabei aber die ausdrückliche Bedingung macht, das neue Stück beklatſchen zu helfen.

Nachdem nun die Muſterung beendet und die alten ſowohl wie die neuen Soldaten in Reih und Glied angetreten ſind, führt der Oberfeldherr ſein Armeecorps in die Schlacht. Wenn ein notoriſch ſchlechtes Stück durchzubringen iſt, überläßt die Direktion dieſen Hülfstruppen das Parterre, das Orcheſter, die Galerie und das Amphitheater. In dieſem Falle machen die Claqueurs auch nicht, wie ſonſt, Queue am Haupteingang des Theaters, ſondern ſie werden ſchon vor der Oeffnung der Kaſſe durch verſchiedene Nebenthüren in den Saal gelaſſen, wo ſie alsdann Zeit und Muße genug haben, ſich auf die vortheilhafteſte Weiſe zu poſtiren und ſo ein Stück „Arbeit" aus Einem Guſſe zu liefern, das ſich gewaſchen hat. Der Claque-Napoleon ordnet ſeine Brigaden gewöhnlich diviſionsweiſe, indem er unter die neuangeworbenen Truppen

immer einige Bataillone der alten Garde vertheilt, ſo daß die Rekruten der Claqueurs-Amateurs von allen Seiten umzingelt und gezwungen ſind, ihre Pflicht zu thun. Er ſelbſt bildet den Mittelpunkt des Ganzen; von ſeiner Einſicht, von ſeinem Scharfblick hängt der ganze Erfolg des Werkes ab; er leitet jede Bewegung ſeiner Soldaten, gibt die Signale, eröffnet das Pelotonfeuer der Beifallsbezeugungen, ſpornt die Trägen an, lieſt den Ungeſchickten den Text und theilt endlich nach gewonnener Schlacht Ehrenkreuze und Belohnungen an diejenigen aus, welche ſich um den Autor verdient gemacht haben. Unmittelbar unter dem Befehle des Claqueurschefs ſteht ſein Ordonnanzoffizier, welcher ſeinen Obern bei ſeinen wichtigen Funktionen thätig und eifrig unterſtüzt. Nur ſtellt ſich der Ordonnanzoffizier nicht, wie ſein Oberbefehlshaber, an die Spitze der Truppenkolonnen, ſondern er hält ſich meiſtens in den hinterſten Reihen, um die Arriergarde zu befehligen und darüber zu wachen, daß die „Römer," welche der erſte Feldherr nicht überſehen kann, gleichmäßig am Gefechte Theil nehmen.

Außer den drei erwähnten Abtheilungen der „Römer" gibt es nun noch mehrere andere, welche verſchiedene Namen haben, je nach der Rolle, welche ſie für den Abend durchzuführen beauftragt ſind. Nicht alle Römer ſind Claqueurs im engern Sinn; dieſe bilden allerdings die zahlreichſte Claſſe. Worin ihr Amt beſteht, iſt allgemein bekannt; um demſelben mit Erfolg und Würde vorzuſtehen, braucht man nichts weiter, als zwei kräftige Fäuſte oder, um in der Kunſtſprache zu reden, zwei tüchtige „Waſchhölzer." Die zweite Claſſe ſind die Chuteurs, deren Amtsthätigkeit beginnt, wenn einzelne unzweideutige Zeichen des Mißfallens oder der Langeweile im Publikum laut werden; ihre Amtspflicht iſt, den Ruheſtörern Stille zu gebieten und zu verhindern, daß gepfiffen wird. Die dritte Claſſe bilden die Lacher und Greiner, les rieurs und les pleureurs, welche unter beiden Geſchlechtern gewählt werden und die ſchwierigſte Rolle haben. So oft nämlich ein Witz oder eine komiſche Situation im Stück vorkommt, müſſen die Lacher und Lacherinnen ſogleich auflachen, um dem Publikum ihre Lachlaune mitzutheilen. Sie kitzeln gleichſam die Zuſchauer und zwingen ſie faſt wider Willen zum Lachen. Ein guter Lacher, ein rieur comme il faut, iſt für einen Claqueurschef ein ſeltenes, koſtbares Meubel; das Lachen eines Rieur darf durchaus nicht einfältig ſeyn noch den mindeſten Anſchein von erkünſtelter Munterkeit haben, ſondern muß frei, herzlich und natürlich erſcheinen. Der Lacher in den Variétés und im Palais-royal muß ein unbändiges Gelächter aufſchlagen, welches die bewundernswürdigen Dummheiten und Tölpeleien Odry's und Alcide Touſez's hervorzurufen ſcheinen; der Lacher im Gymnaſe dramatique und im Vaudeville dagegen muß ſchon ein feineres, zierlicheres Lächeln an den Tag legen, um zu beweiſen, daß er das geiſtreiche, ſtudierte Spiel Bouffé's und Arnals zu würdigen verſteht.

(Der Beſchluß folgt.)

Moden.

Der Kleidertracht geht es heutzutage gerade wie der bildenden Kunſt, der Schauſpielkunſt, der Literatur: der kritiſch-eklektiſche Pol der Kulturbatterie hält den produktiven nieder. Deutſche Maler malen byzantiniſch, franzöſiſche malen raphaeliſch, ein Kritiker, der noch nie einen Claude Lorrain geſehen, findet, dieſem oder jenem Landſchafter fehle noch gar viel von Claude Lorrains Gluth, und ſeit die Maler nicht mehr Handwerksmeiſter, ſondern Profeſſoren und Hofräthe ſind, iſt unvermerkt die Kunſt abhanden gekommen. Ueber den rationellen Bemühungen, der Bühne recht feſte, würdige Grundlagen zu geben und den Schauſpielern anſtändige Penſionen für ſich und ihre Wittwen und Waiſen zu ſchöpfen, iſt die Kunſt der Darſtellung faſt zur Fabel geworden, und der Strom der ehemals ſogenannten ſchönen Literatur hat ſich in einen ſeichten See ausgebreitet, auf dem ſehr talentvolle Leute angelnd umherfahren, welche ſchon als Jünglinge die Entdeckung gemacht, ſie ſeyen bloß kritiſche Köpfe. Seit die vornehme Welt in Maſſe dem Schneider in's Handwerk greift, haben wir, das heißt erſt die Franzoſen, dann wir, nichts mehr, was den Namen einer Tracht verdient, einer äußern Sitte, nach der ſich ein Zeitalter bezeichnen läßt; ſeit man in eleganten Cirkeln Geſchichte ſtudirt, um dem einen Jahrhundert dieſe, dem andern jene Phantaſie, wie die Franzoſen es nennen, zu entlehnen und ſich mit Ueberlegung lächerlich zu machen, ſeitdem ſteckt kein Menſch mehr ſo recht mit eitler Befriedigung in ſeinem Kleide. — Die franzöſiſchen Journale ſind die fortlaufenden Digeſten, nach welchen die deutſchen Schneider beiderlei Geſchlechts Recht ſprechen; aber die Geſetzestexte ſind gegenwärtig ſchrecklich verworren, weil, zum großen Unterſchied von ehemals, der Geſetzgeber ſo viele ſind; und ſo kommt es, daß man bei uns vielleicht nie öfter als gegenwärtig beim Anblick mancher Frau in der modiſchſten Toilette zum Ausruf veranlaßt wurde: Summum jus summa injuria! — Während die engliſchen Zeitungen ſich ſelten mit Gegenſtänden des Putzes und der Toilette beſchäftigen, außer wenn ſie bei der offiziellen Beſchreibung eines königlichen Drawing-room keine Feder und keinen Brillanten vergeſſen, geben in neuerer Zeit faſt alle franzöſiſchen Journale umfaſſende, freilich meiſt ſehr ſtark mit hiſtoriſchem und anderm Eſprit verſezten, und dadurch für die Schneider deutſcher Nation ungenießbar gemachten Modeberichte. Die Berichterſtatter ſind meiſt Damen und die Sprache dieſer Artikel iſt überaus ſeltſam, kabbaliſtiſch; man meint in einem Buch über Alchemie zu leſen. Kann z. B. ein ehrlicher Mann wiſſen, was une bande seulement liserée d'un ourlet roulé au bord de la rivière de jours iſt? Auf's Genaueſte wird hier der Anzug zergliedert, in dem die Gräfin A. bei einem Morgenconcert erſchien, oder Madame B. in der Soirée der Herzogin von C., welche ihrerſeits durch dieſe oder jene „fantaisie" überraſchte. Manches kommt hier vor, was die deutſchen Schönen denn doch ſchwerlich. Eines iſt mir neulich aufgeſtoßen, was ſie gewiß nicht nachmachen. Die Marquiſin von F. hat nämlich einen Wochenklub geſtiftet, in welchem jedes Mitglied in einem costume de fantaisie erſcheinen muß, d. h. in einem

Kleide, deßgleichen keines je gesehen worden. Der schöne Zweck der Verbindung ist Hebung des so tief gesunkenen Costüms. Die Toilette, welcher die Majorität den Vorzug zuerkennt, wird statutenmäßig gezeichnet und im Archiv der Gesellschaft aufbewahrt. „Ein höchst interessanter Anblick,“ sagt die Berichterstatterin, „diese Masse origineller „Phantasien,“ dieser Cirkel, der nicht sowohl einer Soirée als einem Maskenballe gleicht, dieser Wettstreit von ein paar Dutzend jungen Weibern, einander in Koketterie zu überbieten.“ — Durch Zufall bin ich in dieser wunderlichen Literatur etwas belesen. Den Leserinnen freilich könnte ich aus dem oben berührten Grunde nichts Didaktisches bieten, wenn es auch weniger überflüssig wäre; für die Männer aber, welche etwas auf sich halten, will ich gelegentlich und in möglichster Kürze das Uniformirungsprogramm des laufenden Frühjahrs versetzen. — Die Beinkleider bleiben anliegend und die Röcke kurz; der Ermel läßt, nach wie vor, die ganze Hand sehen, und der ganz weiche Kragen legt sich, vom Halse abstehend, auf die Schulter. Den Rock schließt eine Reihe seidener, platter, bedeutend großer Knöpfe. Die herrschende Farbe ist ein fast schwarzes Grün, vert Gray genannt; es nähert sich dem Myrthengrün, nur ist es noch dunkler. Dunkelbraun, was zu Negligéüberröcken so trefflich paßt, geht nicht mehr. Die gestreiften oder gerippten englischen Zeuge zu Morgenbeinkleidern sind fast wie diesen Winter, nur heller. Blaßgrau oder röthlichgrau steht vortrefflich zum Graygrün und einer Chamois- oder citrongelben Weste. — Die modischen Westen von Ziegenhaar haben sehr einfaches Dessin und ausnehmend frische Farben: citrongelb mit weißen Streifen, abrikosenroth mit Rippen, strohgelb mit schwarz oder weiß getupften Streifen. — Auf den Morgenüberröcken trägt man Krägen von velours lustré, dessen Effekt ganz eigenthümlich ist: er spiegelt wie moirirter Astrachan. — Die Hemden mit Jabots sind jetzt so allgemein, daß die andern ordentlich auffallen; die einfachsten sind allerdings die geschmackvollsten, indessen unterliegen die Details der Falten und des Jabots den Launen der Koketterie. Der Jabot darf übrigens keines Falls über zwei Finger breit seyn. — Die verschiedenen Gesichtsbildungen haben die Wahl unter zwei Hutformen: die eine, à la d'Orsay genannt, ist niedrig, die Krempe vorne etwas herabgebogen; die andere, à la française, ist ziemlich hoch mit ganz platter Krempe. — Die Stiefeln bleiben definitiv vorne rund, obgleich die breit abgeschnittenen besser stehen und bequemer sind. Ueber die souliers de ville läßt sich noch nichts mit Bestimmtheit aussagen. — Unter Heinrich VIII. von England fragt der Lord Kämmerer:

Is it possible, the spells of France should juggle
Men into such strange mysteries?

jetzt fragt so weder ein Kämmerer noch sonst Jemand mehr, und wenn die Leser die Fortsetzung dieser Notizen wünschen, so will ich mich einer so lohnenden Arbeit nicht entziehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Linz, April.

(Fortsetzung.)

Die Eisenbahn von Budweis nach Linz.

Die Eisenbahn von Budweis nach Gmünden erscheint freilich als ein schwacher Versuch gegen die Riesenunternehmungen in England und Amerika, wo freilich andere Mittel zu Gebote stehen, so daß selbst die neue Eisenbahn zwischen Brüssel und Antwerpen, auf welcher in fünf Monaten über 200,000 Reisende befördert worden sind, da man nur jährlich auf 100,000 gerechnet hatte, nicht mit den englischen zu vergleichen ist. Die Budweiser Eisenbahn gehört zu der Klasse der Schienenwege. Die Schienen sind völlig flach, und die Räder haben gegen das Abgleiten auf ihrer Peripherie angegossene, an beiden Seiten hervorstehende Ränder von drei bis vier Zoll Höhe. Zwar ist die Reibung bei dieser Art Eisenbahnen stärker, und die Bewegung langsamer, aber auch sicherer, weil die Räder nicht leicht aus der Bahn gehen können, wenigstens nicht beim Gebrauch der Pferde. Die Eisenschienen ruhen auf hölzernen Pfählen, die horizontal auf der Bahn liegen, so daß nur die Schienen hervorragen. Die Reibung ist noch immer sehr groß, denn aus der Kiesbahn, die in der Mitte der Schienen für die Pferde geebnet ist, werden durch die Tritte derselben öfters kleine Steine in die Nähe der Schienen aufgeworfen, auch ist die Verbindung der Schienen noch sehr mangelhaft, da man jedesmal den Uebergang des Rades über die Verbindungsstellen durch einen schwachen Stoß empfindet, so daß die Bewegung auf der Eisenbahn der auf den Dampfschiffen sehr ähnlich ist. Dazu kommt noch, daß oft die Schienen durch die Schwere der auf sie drückenden Last und durch die Stärke der Reibung sich lösen und einzelne Schienen ausspringen, so daß die Aufseher fortwährend beschäftigt sind, sogleich hinter den Wagen nachzusehen und neue Schienen einzulegen, wo es nöthig ist. Die Bahn ist zur Zeit nur mit einem schmalen Geleise versehen, und zwar nur für Pferde eingerichtet, weil es in Böhmen an Steinkohlen fehlt. Große Schwierigkeiten und Hindernisse waren bei Anlegung der Budweiser Eisenbahn auf dem sehr ungleichen, oft bergigten und felsigten Terrain zu überwinden, und der Reisende wird auf derselben an vielen Punkten an die Riesenwerke erinnert, welche neuerlich die thätige österreichische Regierung hat vollenden lassen, an die herrliche Straße über das Stilfser oder wormser Joch, durch das Veltlin, nach dem Comersee hinunter bis Mailand, so wie an die Straße in Tyrol über Ambezzo nach Venedig und an die über Finstermünz, die in die stilfser Straße fällt. Die beiden letztern kenne ich nicht; die erstere Straße aber übertrifft an Kühnheit noch bei weitem Napoleons berühmte Straße über den Simplon. Auch bei Anlegung der Budweiser Eisenbahn, neben welcher die schöne Chaussee für den gewöhnlichen Verkehr mit gemeinen Wagen fortbesteht, hatte man mit großen, aber glücklich überwundenen Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen; denn sie mußte so viel als möglich in gerader und horizontaler Richtung, über Berge und Thäler, durch Wälder und über Flüsse angelegt werden, weßhalb sie oft die bald über, bald unter ihr fortlaufenden Chausseen und andere Wege durchschneidet. Dazu waren kostbare Brücken über Flüsse und Abgründe erforderlich, und es mußten längere oder kürzere Strecken der Bahn durch im Wege stehende Felsen geführt werden, deren Sprengung oder Aushöhlung unsägliche Arbeit und große Kosten verursachte. Höchst überraschend ist es nun, wenn man fast in horizontaler Richtung diese Berge und Thäler passirt und sich dabei bald oben, bald unten befindet, jetzt hohe Berge und Felsen, dann tiefe Abgründe neben und unter sich erblickt, oder durch dunkle Felsengewölbe ungehindert, in sanfter, gleichmäßiger Bewegung, wie auf dem Dampfboot, fortgetragen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 107.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 5. Mai 1837.

Ach, in ſchweigender Nacht ging mir die Todtenerſcheinung,
Unſre Freunde, vorbei!
Ach, in ſchweigender Nacht erblickt' ich die offenen Gräber
Und der Unſterblichen Schaar!

Klopſtock.

Oft in the still night.

Nach Th. Moore.

Oft in der ſtillen Nacht,
Eh Schlummer mich gebunden,
Erinn'rung in mir wacht
Von Tagen, die entſchwunden,
Von Luſt und Leid
Der Jugendzeit,
Liebworten, ſchon geſprochen.
Manch Aug', das ſchien,
Iſt trüb, dahin,
Manch frohes Herz gebrochen.
So in der ſtillen Nacht,
Eh Schlummer mich gebunden,
Erinn'rung in mir wacht
Von Tagen, die entſchwunden.

Wenn ich mir rufe nah
Die Freunde, treuverbunden,
Die hin ich fallen ſah
Wie Laub in Winterſtunden,
Iſt mir's ſo weh,
Als ob ich geh
Durch öde Gaſtmahlshallen,
Wo Licht und Kranz
Erſtorben ganz,
Geblieben ich von Allen.
So in der ſtillen Nacht,
Eh Schlummer mich gebunden,
Erinn'rung in mir wacht
Von Tagen, die entſchwunden.

Nic. Müller.

Die Claqueurs der Pariſer Theater.

(Beſchluß.)

Der Greiner und die Greinerin ſind das Gegenſtück des Lachers und der Lacherin; dieſe ſind die feſten Stützen des Vaudeville, jene die unerſchütterlichen Säulen des Dramas; beide aber ſind den Pariſer Theatern gleich unentbehrlich. Der Greiner gibt das Thränenſignal; bei den rührendſten Stellen des Dramas iſt er der Erſte, welcher ſein Taſchentuch herauszieht und ſich ſchnäuzt; das beſte und bequemſte Mittel, die Rührung zu erheucheln. Da die Traurigkeit eben ſo anſteckend iſt als die Freude, ſo fangen in einem Nu die Logen und Galerien auch an, ſich zu ſchnäuzen und die Thränen abzutrocknen, um hinter den Greinern, welche mit gutem Beiſpiel vorangegangen,

nicht zurückzubleiben. Wer das Amt eines Greiners gut verſtehen will, braucht gleichfalls viel Takt und Geſchmack. Eine gewöhnliche Naſe und ein gewöhnliches Schnupftuch ſind dazu nicht hinreichend; die Greiner der Boulevardstheater bilden daher auch eine eigene Specialität und haben als ſolche Titel und Beſoldung, ſo daß man ſie nicht füglich durch andere Subjekte erſetzen kann. Die erſte Vorſtellung eines neuen Melodrams in der Gaité, im Ambigu comique oder an der Porte St. Martin hat mehr als einmal um mehrere Tage hinausgeſchoben werden müſſen, weil die Greiner gerade nicht bei der Hand, ſondern den Sonntag vorher auf der Courtille bei Desnoyers dergeſtalt zerbläut worden waren, daß ſie in keiner anſtändigen Geſellſchaft ſich ſehen laſſen durften. Die Greiner des ſchönen Geſchlechts müſſen außer dem Schnäuzen und Weinen auch im Nothfalle in Ohnmacht fallen, wenn nämlich das Stück auf Hervorbringung von ſchauder- und ſchreckenerregenden Gefühlen berechnet iſt.

Die vierte und lezte Abtheilung der „Römer“ ſind die Aboyeurs, die „Böller,“ wie man bei mir zu Lande ſagt. Ihre Hauptbeſtimmung iſt, aus vollem Halſe zu ſchreien, und ihr Hauptverdienſt, ſtarke Lungen zu haben. Sie ſind auch verpflichtet, die Chuteurs zu unterſtützen. Läßt ſich ein ſchrillender Ton vernehmen, und können die Chuteurs der Störung nicht Meiſter werden, ſo erheben ſich die Aboyeurs in Maſſe und ſchreien: à bas le carliste! oder à la porte le républicain! je nach den Umſtänden. So wird der vernünftige, opponirende Theil des Publikums eingeſchüchtert, zum Schweigen gebracht; denn wo ſolche Argumente einem entgegengeſezt werden, thut man am klügſten, zu verſtummen. Gewöhnlich beginnt das Amt der Aboyeurs erſt am Schluß der Vorſtellung, dann brüllen ſie nämlich ſo lange l'auteur! l'auteur! bis der Vorhang in die Höhe geht und ein Schauſpieler vortritt, welcher die drei herkömmlichen Verbeugungen macht und den Namen des Verfaſſers dem begeiſterten Publikum mittheilt. Nun fangen die Aboyeurs auf das Signal des Claqueurchefs an, Bravo zu ſchreien und in die Hände zu klatſchen; denn in dieſem feierlichen Augenblick iſt das ganze Claqueurscorps ſtreng dazu angehalten, zu applaudiren; der Aboyeur, der Chuteur, der Lacher, der Greiner, alles klatſcht in die Hände, und die verſchiedenen Claſſen verſchmelzen in eine einzige, in die der Claqueurs. Der Succeß des neuen Stücks iſt im Sturm erobert und am folgenden Tage ſteht in allen Pariſer Journalen zu leſen, der Name des Verfaſſers ſey unter ſtürmiſchem Beifallsklatſchen genannt worden.

Nachdem ich den Leſer mit den verſchiedenen Ober- und Unterabtheilungen des modernen Römerheers bekannt gemacht habe, kann er ſich überzeugen, daß die Organiſation deſſelben verwickelter iſt, als das Publikum gemeiniglich glaubt. Außer den vielen Tugenden, welche einem guten Chef de Claque nothwendig ſind und welche ich weiter oben aufgezählt habe, muß er auch noch die Eigenſchaft beſitzen, ſich bei der Anwerbung ſeiner Leute als ein Mann von Takt und ſeltener Menſchenkenntniß zu zeigen, damit er Jedem das Amt zutheilt, welches ſeinen natürlichen Anlagen am beſten zuſagt. So kann z. B. mancher „Römer,“ welcher ſein Lebenlang ein ſchlechter, jämmerlicher Claqueur bleiben würde, einen ganz trefflichen Lacher abgeben; und mancher Andere, der ein abſcheulicher Greiner iſt, würde ſich vielleicht zum köſtlichſten Aboyeur qualifiziren. Alles das verdient ſorgfältige Berückſichtigung; denn nur ein ſcharfblickender General kann für den Sieg einſtehen.

Die Beſchaffenheit eines dramatiſchen Succeſſes hängt ganz von dem Chef de Claque ab, deſſen Hülfe jeder Dichter anſprechen muß. Es gibt nun aber mehrere Arten von Succeß, und der dramatiſche Autor kommt mit dem Chef de Claque ſo oder ſo überein, je nachdem er einen Succeß erſter, zweiter oder dritter Qualität haben will. Einen Erfolg lezter Art verbürgt der Chef de Claque mit vierzig Claqueurs, vier Chuteurs, drei Lachern, fünf Greinern und acht Aboyeurs, alſo mit einem Armeecorps von ſechzig Mann. Um einen Succeß zweiter Qualität zu erringen, iſt etwa eine Verſtärkung von vierzig bis fünfzig Mann nothwendig, ſo daß etwa 100 Köpfe mitwirken. Für einen Succeß erſter und beſter Qualität, wie ihn Herr Harel, der Theaterdirektor an der Porte St. Martin gewöhnlich arrangirt, ſind erforderlich: hundert-fünfzig Claqueurs, fünfzehn Chuteurs, dreißig Lacher, eben ſo viele Greiner, fünf-und-vierzig Aboyeurs, im Ganzen alſo 270 Mann. — Nicht bloß an Abenden der erſten Vorſtellung leiſten die „Römer“ den Autoren und Direktoren ihre gefälligen Dienſte, ſondern jeden Abend iſt eine gewiſſe Anzahl davon in die Parterres aller Pariſer Theater vertheilt, um dem Publikum „einzuheizen,“ wie der Kunſtausdruck lautet. Selbſt die große Oper mißtraut dem Glanze und der Wunderpracht des Schauſpiels, welches ſie zum Beſten gibt, und beſoldet noch bei jeder Vorſtellung ein Peloton von Claqueurs, um Sänger und Tänzer beklatſchen zu laſſen, denen ihr Talent ohnehin den Beifall des verſtändigen, kunſtliebenden Publikums ſichert. Außer den Abenden der erſten Aufführungen iſt der Chef de Claque nie im Saale gegenwärtig; unmittelbar nach der erſten Vorſtellung überläßt er ſeinem Premierlieutenant die Leitung des Heers, und er ſelbſt beſorgt ein anderes, höchſt wichtiges Geſchäft, nämlich „das Waſchen der Billette“ (le lavage des billets). Da die Leſer wahrſcheinlich nicht wiſſen, was das bedeutet, will ich dieſen Ausdruck verſtändlich machen.

Der Claqueur wird nämlich für ſeine Arbeit von der Adminiſtration des Theaters und den Dichtern bezahlt, die ſeine Mitwirkung in Anſpruch nehmen; man gibt ihm

indeſſen als Sold nicht viel baares Geld, aber deſto mehr Billette, welche er für ſeine Rechnung am Eingang des Theaters verhandeln läßt, und das nennt man hier zu Lande lavage des billets. Es ſind nun aber nicht bloß die Claqueurs, welche von den geſchenkten Billetten Vortheil ziehen, ſondern auch manche hieſige Dichter, Schauſpieler und Theaterdirektoren betreiben das Waſchen der Billette und wiſſen kleine Profite damit zu machen, welche am Ende des Monats den Waſchern nicht unbeträchtliche Summen einbringen. Der ehemalige Regiſſeur des Theater français, Jouslin de Laſſalle, iſt gegenwärtig in Unterſuchung wegen unerlaubten Waſchens von Billetten. Auch hat der Polizeipräfekt kürzlich den Handel mit Billetten vor den Theatern verboten; allein es iſt Herrn Deleſſert mit ſeinem Verbot ergangen, wie Herrn Gisquet mit ſeiner Ordonnanz, welche den Theaterdirektionen gebot, das Schauſpiel um eilf Uhr zu ſchließen; d. h. die Vorſtellungen dauern vor wie nach bis über Mitternacht hinaus und der Handel mit Billetten vor den Theatern blüht wie ſonſt unter den Augen der Polizeiſergeanten. Dieſer Handel iſt übrigens ein ziemlich ſicherer Barometer, ob der Succeß des Stücks im Steigen oder Fallen begriffen iſt. So lange die Einnahme gut geht, bleiben die Billettverkäufer ganz übermüthig unter dem Periſtyl des Theaters und warten ruhig die Käufer ab; im Maße aber, als die Einnahme ſchmäler wird, werden die Wäſcher auch geſchmeidiger, zuvorkommender, emſiger und aufdringlicher, ſie bieten alsdann jedem Vorübergehenden ihre Waare an, und wenn die Kaſſeneinnahme ganz aufgehört hat, ſieht man ſie nach allen Seiten hin und her rennen und ihre Billette zur Hälfte des Preiſes ausbieten; ſie hängen ſich Einem wie Kletten an die Kleider und laſſen Einen nicht eher los, als bis ſie ein Billet untergebracht, d. h. „ſeine kleine Wäſche eingebaucht“ haben. Bei den neuen Stücken der Variétés trifft man während der Abende der erſten Vorſtellungen die Billetverkäufer vor dem Café Veron, am Ausgang des passage des panoramas; eine Woche ſpäter verrennen ſie einem ſchon den Weg in der Mitte des Paſſage, und noch acht Tage ſpäter begegnen ſie einem auf dem Börſenplatz und in der Rue Montmartre.

Die beiden Gefangenen.

(Fortſetzung.)

Verbannt ſeyn iſt immer ein trauriges Loos, aber das Kind iſt es ſchon wenige Schritte von der Schwelle des Vaterhauſes. Kaum drei Meilen lag die Vaterſtadt hinter mir, und mir war, als ſtände ich allein, hülflos in der weiten Welt. Mit recht ſchwerem Herzen ging ich das Ufer des Sees entlang, der eben noch zu Hauſe ſo lachend vor mir gelegen. Je weiter ich kam, deſto mehr überwältigten mich dieſe Gefühle, und ein paar Mal, da ich an der Straße ausruhte, überfiel mich der Jammer ſo mit Macht, daß ich beinahe umgekehrt wäre und mich meinem Lehrer ausgeliefert hätte. — Aber es war zu ſpät; zudem war ich ſo raſch gegangen, daß ich mich bald ſo nahe bei Lauſanne als bei Genf, ſo nahe bei meinem Onkel als bei Monſieur Ratin befand. Dieſer Umſtand richtete mich mächtig auf; mein Gemüth wurde nach und nach ruhiger, bereits fing ich wieder an, an die junge Miß zu denken und den Faden der verliebten Träume wieder aufzunehmen, in denen ich Tags zuvor um dieſe Zeit ſo ſelig geweſen. In dieſer zauberiſchen Natur tauchte ihr Bild noch lieblicher in mir auf; es floß zuſammen mit der herrlichen, heitern Luft, mit dem blauen Duft der Berge, mit dem friſchen Grün der lachenden Ufer, und das Gefühl, verbannt zu ſeyn, war kein bitteres mehr.

Köſtliche Naturkraft der Jugend! Habe ich hier wirklich mich geſchildert? bin ich der junge Burſche, der leichtfüßig am Ufer hinwandert und mit den ſpielenden Wellen, mit dem grünen Ufer Savoyens, mit dem uralten Schloſſe Hermance verliebte Blicke wechſelt und allen Raum zwiſchen Himmel und Erde mit dem mächtigen Gefühl in ſeinem Buſen bevölkert?

Mit Einbruch der Dämmerung ging ich von der Straße ab und bat um Obdach in einem Bauerhauſe. Ich theilte mit den Leuten ihre Suppe und das harte Lager, gab das einzige Geldſtück, das ich in der Taſche hatte, und brach mit Tagesanbruch wieder auf. Ich war ohne Mütze fortgegangen, und die aufgehende Sonne ſchien mir läſtig in's Geſicht; ich trat daher häufig unter das Vordach eines Bauerhauſes, um mich zu erholen, aber die ſonderbaren Blicke der Bewohner oder der Vorübergehenden verſcheuchten mich immer bald wieder. Ich meinte, ſie müßten mir meine Verbrechen anſehen, weil ſie mich ſo neugierig betrachteten, da doch bloß meine Jugend und mein ſonderbarer Aufzug Schuld daran waren.

Hinter dem friedlichen Dorfe Allaman ſieht man links von der Straße prächtige Eichen am Saume eines ausgedehnten Gehölzes. In ihrem Schatten liegt der ganze See vor einem ausgebreitet: gegen das Wallis hin trifft das Auge auf die majeſtätiſche Alpenwand, gegen Genf ſchweift es weithin über einen ſanften Höhenzug, der am Ende mit dem Himmel zuſammenfließt. Dieſes ſchattige Plätzchen war gar zu einladend, und ich ließ mich daſelbſt nieder, um das ſchwarze Brod zu verzehren, das ich von den Bauern erhalten.

Mit Jubel dachte ich daran, daß ich jezt bald meinen Onkel umarmen dürfe. Es trieb mich ſo mächtig zu ihm, daß der entfernte Gedanke, mein Wunſch könnte nicht in Erfüllung gehen, mich auf's Tiefſte niederſchlug. „Onkel! guter Onkel!“ dachte ich mit ſchwellendem Herzen; „nur ſehen will ich dich! nur bei dir will ich ſeyn!“

In diesem Augenblick kam auf der Landstraße ein Reisewagen mit sechs Pferden einher, eine dichte Staubwolke hinter sich. Die Postillons knallten lustig und die Bedienten schlummerten sanft auf dem Bocke. Bereits war der Wagen etwa zweihundert Schritte an meinem Platze vorüber, da hielt er an, ein Bedienter stieg ab und kam auf mich zu. Ich wollte mich schon aus dem Staube machen, da glaubte ich John, den Lakaien der jungen Miß, zu erkennen. — „Sind Sie," fragte er, „der junge Mensch, „der gestern aus dem Hause hinter St. Peter durchgegangen ist?" — „Ja." — „So kommen Sie mit mir." — „Wohin?" — „Zum Wagen. Ihr Lehrer macht schöne Gesichter! Ei, ei!" — „Wo ist mein Lehrer?" — „Er sucht Sie überall. Leichtfertiger Junge!"

Nach diesen Redensarten argwohnte ich, Monsieur Ratin möchte sich den Reisenden angeschlossen haben; ich weigerte mich daher, mit John zu gehen, da sah ich von Weitem ein weißes Kleid aus dem Wagen steigen. Sogleich sprang ich auf und lief der jungen Miß zu, damit sie nicht auf der staubigen Straße zu gehen hätte; als ich aber näher kam, mußte ich vor Scham und Herzklopfen meinen Schritt mäßigen, und am Ende blieb ich, mehrere Schritte von ihr, ganz stehen. — „Sie sind Monsieur Julins, nicht wahr?" rief sie mir freundlich zu. — „Ja, Mademoiselle." — „Ei! wie sind Sie von der Sonne verbrannt! Kommen Sie doch in den Wagen. — Ihr Lehrer hat sehr bange um Sie, und es freut mich recht sehr, daß wir Sie getroffen haben." — „Steigen Sie ein, junger Herr," rief der Alte aus dem Schlage, „steigen Sie ein; wir sprechen ein wenig von Ihrer Geschichte. — Sie sind wohl recht müde." — Ich stieg ein und der Wagen fuhr davon.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Linz, April.

(Fortsetzung.)

Die Eisenbahn von Budweis nach Linz.

In all dieser Hinsicht gewährt diese Fahrt viel Unterhaltung und Abwechselung, neben der großen Bequemlichkeit und Wohlfeilheit, wenn auch in Hinsicht der Schnelligkeit und sonst noch Manches zu wünschen übrig bleibt. Das Geräusch der Wagen und die ziemlich gleichmäßigen schwachen Stöße, welche durch den Uebergang der Räder über die Verbindungspunkte der Schienen entstehen, erinnern, wie gesagt, an die Dampfschiffe. Das Geleise der Wagen ist noch enger, als das der gewöhnlichen, schon sehr engen Wagen in Oesterreich, die aber nach einer neuern k. k. Bestimmung bald eine breitere Spur bekommen werden. Die für die Eisenbahn eingerichteten Wagen haben aber dennoch einen viel größern Raum zum Transport der Personen und Frachten, da sie nach allen Seiten hin weit über die Achsen hinausreichen. Das untere Gestell ist ganz von Eisen; jeder Wagen kann vorne und hinten bespannt werden, so daß er nicht umgewendet zu werden braucht, wenn er das Ende der Bahn erreicht hat. Doch sind auch für diesen Zweck an bestimmten Stellen der Bahn, in der Nähe der Auslaufspunkte, bewegliche Kränze, mit Eisenschienen versehen, angebracht, auf denen der Wagen leicht umgedreht werden kann. Das Pferd geht in einer Gabeldeichsel, und ein zweites und drittes, u. s. w., bei größern Frachten, aufwärts von Linz nach Budweis, eines hinter dem andern, wie vor den großen Frachtwagen der Kärrner in Frankreich und Italien. Da nur ein Geleise vorhanden ist, so sind an bestimmten Stellen Ausweichungsplätze eingerichtet, wo die nach genauer Berechnung jedesmal eintreffenden Transporte die etwa zur selben Zeit entgegenkommenden Wagen erwarten müssen. Doch kommt es vor, daß bisweilen auch an andern Stellen die Wagen sich begegnen, wenn sie die Zeit nicht genau beobachtet haben, wo denn die kleinere Zahl der Personenwagen, nachdem die Passagiere abgestiegen, seitwärts aus dem Geleise gehoben werden muß, bis der größere Transport der Lastwagen vorübergefahren ist. Diese Operation geht schneller und leichter von Statten, als man glauben sollte, kommt jedoch nicht häufig vor, und soll eigentlich ganz vermieden werden, da die Lastwagen an den Ausweichungsplätzen warten sollen, bis die um diese Zeit zu erwartenden Personenwagen passirt sind. Die Bahn selbst hat, wie schon bemerkt, noch ihre großen Mängel. Am leichtesten springen die Schienen aus an den Ausweichungsstellen, wo auch die Wagen oft leiden, indem durch einen Stoß an den scharfen Kanten der Durchschnittspunkte, auf welche die Räder nicht immer genau treffen, die eisernen Achsen — besonders an den schwerbeladenen Salzwagen, aber auch bisweilen an den Personenwagen — plötzlich brechen, und dadurch eine Verzögerung oder völlige Hemmung der Fahrt veranlassen. Dies begegnete auch mir auf der Rückfahrt von Wels nach Linz, wo die Achse eines Salzwagens, der in der Mitte eines großen Wagentransportes sich befand, gebrochen war, so daß alle nachfolgenden Wagen stehen bleiben mußten, weßhalb die den Transport ereilenden Personenwagen nicht vorbei konnten. Allen solchen Uebelständen wird aber gewiß mit der Zeit, durch größere Vervollkommnung der Bahn, der Schienen und der Wagen, abgeholfen werden. Unglücksfälle aber, wie der, daß ein Postillon ein paar Tage vorher aus Unvorsichtigkeit vom Wagen gefallen und von der Last der schweren Räder zerschmettert worden, können immer nur durch Vorsicht und Aufmerksamkeit verhütet werden. Trotz dieser Unvollkommenheiten ist aber doch der Verkehr auf dieser Eisenbahn schon sehr bedeutend, da Menschen und Lasten leicht, schnell und sehr wohlfeil weiter befördert werden; denn man zahlt auf den bedeckten, sehr bequemen und zum Theil eleganten Wagen, die der Länge nach parallellaufende, breite, gepolsterte Sitze für je neun Personen, also für siebenundzwanzig enthalten, etwa 2½ Silbergroschen für die Meile, und auf den offenen, ebenfalls bequemen Wagen noch nicht volle zwei Silbergroschen. Dabei kommt man so schnell als auf dem Eilwagen fort, und fährt weit sanfter, gefahrloser, und hat fast gar keinen Staub zu leiden. Von Budweis aus fuhr ich in einer sehr geräumigen Kutsche, mit sechs breiten Sitzen im Innern des Wagens, der an einen größern angehakt war. Beide zusammen wurden von zwei Pferden gezogen, welche auf diese Weise mehr als fünfzig Personen bequem im Trabe fortschafften, so daß die achtzehn Meilen lange Strecke von Budweis bis Linz in dreizehn Stunden zurückgelegt ward, wofür man 2 fl. 16 kr. C. M. bezahlt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 6. Mai 1837.

Sie bauten deutsches Wohngemach
Auf fremden Grundes Quelle; —
Sie baueten, dem Aeußern gleich,
Sich auch nach innen Staat und Reich.
Rückert.

Briefe aus der Normandie von J. V.

12ten März 1837.

Das Land.

Seit vier Jahren — ich mußte oft nachrechnen, um zu glauben, daß es nur vier Jahre und nicht eben so viele Jahrzehende — hatte ich Deutschland nicht wieder gesehen; das Geschick, der Zufall, mein Glück oder mein böser Stern hatten mich in Frankreichs Hauptstadt festgebannt, und ich hielt oft, wie die Zeit mich zu betrügen schien, auch das Meilenmaß für eine Lüge. Nur hundert und etliche Stunden von Paris fließt der Rhein, und an seinen Ufern wohnen Deutsche, und das Land, die Berge, die Bäume, jede Quelle spricht die deutsche Sprache. Und hier? Wie ist Alles so ganz anders! die Natur und die Menschen blieben mir ferne, wie sie mich auch zu sich hinzogen, wie ich mich auch ihnen anzuschließen strebte. Ich hörte ihre Sprache, verstand die Worte, aber ihr Wesen blieb mir fremd. Wenn es mir oft unter den kalten Menschen zu enge wurde in der großen Stadt, floh ich wohl hinaus, in der freien Natur meinem Herzen Luft zu machen. Aber dann kam es mir stets vor, als sey die Natur so kalt, so berechnend wie die Menschen, und ich ahnete eine Wechselwirkung zwischen beiden, die mich erschütterte und mich erhob.

Was ich in der Umgegend von Paris oft geahnet, die Wechselwirkung zwischen dem Menschen und der Natur, wurde mir hier in der Normandie nur noch klarer. Die alten Normanen waren deutschen Stammes, und es fließt des deutschen Blutes noch viel in den Adern des heutigen Normannen. Das Land aber ist rein deutsch: in den Städten muß man bei jedem Schritt an Deutschland denken, und auf dem Lande lächelt uns jeder Hof und jede Hütte, der Baum und die Hecke wie alte Bekannte an, und rufen uns auf deutsch ihr: willkommen! zu. Man könnte Nürnberg oder Köln an die Stelle hinsetzen, wo Rouen steht, oder Nürnberg neben Rouen, und um die lezte Straßenecke Nürnbergs in die erste Straße Rouens einbiegend, würde man sicher nicht merken, daß man aus einer deutschen Stadt in eine französische eingetreten.

Der Normanne hat noch heute die Grundzüge des germanischen Charakters. Er ist gutherzig und bieder, kräftig, fleißig und tapfer; und in all diesen Eigenschaften, die man allerdings oft genug auch bei den übrigen Franzosen findet, unterscheidet er sich von diesem durch seine Ausdauer. Der Franzose ist leicht erregbar, zum Guten wie zum Schlimmen, und ist gerade durch diese Erregbarkeit dem Wechsel ausgesezt. Der Normanne hält fest an dem, was er einmal recht gewollt hat, und arbeitet still fort, bis er sein Ziel erreicht. Kein Bewohner einer französischen Provinz, mit Ausnahme vielleicht des

Elsäßers, hat eine solche Anhänglichkeit an sein Geburtsland wie der Normanne. Er kennt das Heimweh wohl nicht in dem Grade wie der Schweizer und der Süddeutsche, aber doch wie der Norddeutsche, und sein Herz pocht in lauten Schlägen, wenn er das vielbekannte Lied: La Normandie, singen hört. Er hängt mehr als beinahe alle andern Franzosen an dem Bestehenden, an der alten Gewohnheit. Wie der Schwabe, sprach er Jahrhunderte lang von dem alten, guten Rechte, und die meisten, wenn auch noch so absoluten Regierungen in Frankreich sahen sich genöthigt, dies alte, gute Recht anzuerkennen, wenigstens zum Scheine, und mit diesem Scheine begnügte sich der Normanne denn auch meist und verleugnete auch hier seine Herkunft nicht. Denselben Gegensatz zwischen Heimathsliebe und Wanderlust, der sich im deutschen Charakter ausspricht, findet sich auch beim Normannen, und wie der Germane aller Stämme, so ist auch der Normanne ein Abenteurer. Fast alle Entdeckungen, die die Franzosen in fremden Weltgegenden gemacht haben, danken sie dieser Eigenschaft der Normannen, deren Seewölfe vor Zeiten der Schrecken aller Kauffahrer und selbst der Kriegsflotten waren, so wie die Schiffe der Normannen noch heute alle Meere durchfurchen. Endlich könnte man in Frankreich eben so gut sagen: querelle normande, wie man sagt: querelle allemande; denn der Normanne ist von allen Franzosen derjenige, der die meisten Prozesse hat und in ihnen einen wahren Genuß findet. Ich kenne in Rouen einen Mann, der mit seinem Neffen, seinen einzigen Erben, den er herzlich liebte, einen Proceß anfing wegen eines Formfehlers in einem Contrakte, den der Neffe zu vernichten und durch einen andern zu ersetzen erbötig war, worein aber der Onkel nicht willigte, um die schöne Gelegenheit, nach vielen verlorenen Processen auch einmal einen zu gewinnen, nicht aus der Hand zu geben. Und dergleichen Beispiele wiederholen sich oft genug, weßwegen denn auch der Advokatenstand in der Normandie in sehr blühenden Verhältnissen lebt, und trotz der Revolution und ihren Neuerungen noch immer Küche, Keller, Schweinstall und Hühnerhof von den Geschenken seiner Clienten gefüllt sieht.

Wie der Normanne dem Deutschen, so ist die Normandie Deutschland nahe verwandt. Die Städte zeichnen sich, wie die alten deutschen, meist durch ihre gothischen Kirchen und Stadthäuser, durch enge Gassen, so wie durch große, hohe, dunkle Häuser mit kleinen, engen Fenstern aus. Das Aeußere ist ihnen beim Hause, wie den alten Deutschen, Nebensache, das Innere Hauptsache; die deutsch-normännische Gemüthlichkeit braucht nur so große Fenster, als nöthig ist, um Licht zu erhalten und ungestört im Innern des Hauses walten zu können. Auf dem Lande sieht man, wie in Deutschland und England, eine Menge einzeln gelegener Höfe mit einem Erdwalle, der das Haus und den Obstgarten umgibt und so den altdeutschen Hag bildet, und wie in Deutschland, sieht man in der reichen Normandie viele dieser Höfe und ihre Nebengebäude mit Stroh bedeckt. Um diese Höfe herum aber blühen die schönsten Fruchtfelder von ganz Frankreich, und normännischer Fleiß und Ausdauer, mit Hülfe von Gesetzen, im Geiste des alten Germaniens, die Freiheit und Selbstständigkeit schützen, haben hier in Mitten Frankreichs eine Insel geschaffen, die ein Paradies an Fruchtbarkeit und Fülle ist.

Die Normandie ist die reichste Provinz von ganz Frankreich. Ackerbau, Viehzucht, Fabrikation und Handel stehen auf einer so hohen Stufe, wie, wenigstens in diesem Umfange, kaum irgendwo Europa. Die Oberfläche des Landes beträgt ungefähr ein Siebzehntel von ganz Frankreich; auf derselben wohnten (1832) 2,615,798 Menschen, etwa der zwölfte Theil der Einwohnerzahl von Frankreich, und die Territorialeinkünfte betrugen (1833) 176,200,000 Fr., was etwa den neunten Theil aller Territorialeinkünfte von Frankreich ausmacht, so daß hier die Erde ungefähr doppelt so viel einträgt, wie in den übrigen Theilen von Frankreich. Der Ertrag eines Hectars ist im Durchschnitte für ganz Frankreich 28 Fr. 55 Cent., für die Normandie 53 Fr. 69 Cent. In dem Departement Seine inférieure ist dieser Ertrag auf Ackerland 100 Fr., auf Weinbergen 112 Fr., auf Wiesen 84 Fr., auf Holzungen 108 Fr.; die Normandie liefert jährlich etwa 5,600,000 Hectolitres Weizen, 1,316,000 Hect. Roggen und Manglorn, 1,731,000 Hect. Buchweizen, 1,175,000 Hect. Gerste, 411,700 Hect. Kartoffeln und 2,668,000 Hect. Hafer. Die Viehzucht ist in eben so blühendem Zustande: 89,310 Ochsen, 9111 Zuchtochsen, 302,797 Kühe, 51,675 Farse und 311,011 Pferde (1816) sind ein Beweis dafür. Die Normandie liefert jährlich an 2,300,000 Kilogramme Schurwolle, und zwar hievon etwa 60,000 Kilogr. Merinowolle und 340,000 Kilogr. Metiswolle. Ein einziges Arrondissement des Unterseinedepartements, das von Neuchatel mit etwa 85,000 Einw., liefert 1,621,921 Hect. Apfel- und Birnenwein. In Bezug auf Handel und Industrie ist die Normandie ebenfalls der blühendste Theil von ganz Frankreich. Havre ist seine erste Handelsstadt; Rouen, Elbeuf, Colbert sind durch ihre Manufakturen berühmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Gefangenen.

(Beschluß.)

Ich war so überwältigt, daß ich kein Wort sagen konnte. Heftig pochte mir das Herz vor Verwirrung, vor

Scham, vor Seligkeit, und glühende Röthe überzog mein sonneverbranntes Geſicht. In der Hand hatte ich noch das lezte Stück meines ſchwarzen Brods. — „Sie haben, ſcheint es, keine guten Biſſen bekommen,“ ſo fing der Alte an; „in welchem Gaſthof haben Sie eingekehrt?“ — „Bauern haben mich heute Nacht beherbergt.“ — „Und wohin wollten Sie heute?“ — „Nach Lauſanne.“ — „So weit?“ fragte die junge Miß; „ohne Kopfbedeckung?“ — „Und wäre es viel weiter! fort! immer fort, bis ich bei meinem Onkel bin!“ Und die Thränen traten mir in die Augen. — „Er hat ſonſt Niemanden mehr,“ ſagte ſie zu ihrem Vater, und dabei warf ſie mir einen Blick der Theilnahme zu, ſo entzückend, wie ich es nur in meinen kühnſten Träumen am Fenſter geſehen.

„Liebes Kind,“ fuhr der gute Alte fort, „Sie bleiben bei uns bis Lauſanne, und dort übergeben wir Sie Ihrem Onkel. Aber Sie haben da einen böſen Streich gemacht! vor was war Ihnen denn ſo gar bange?“ — „Von mir, Mylord, hat der Gefangene die Feile. Ich kann Sie verſichern, er litt ſchreckliche Schmerzen; er wollte nur eines ſeiner Eiſen etwas weiter machen.“ — „Nun, das war ja nur Gutherzigkeit. In Ihrem Alter braucht man noch nicht zu wiſſen, weßhalb ein Gefangener einzig und allein eine Feile borgt. Aber wie iſt es mit dem Atelier? Sie waren es? nicht wahr?“ — „Ja, Mylord. Dem Maler hätte ich es geſagt, meinem Onkel, Ihnen; — aber ich fürchtete mich vor Monſieur Ratin.“ — „Das muß ein ſchrecklicher Mann ſeyn, dieſer Monſieur Ratin. Was wollten Sie aber eigentlich im Atelier? Haben Sie das Porträt meiner Tochter umgekehrt?“ — Ich wurde roth bis an die Augen. Er fing an zu lachen. „Ha, ha! Ei, ei! da haben wir's! denn wegen meines Geſichts geſchah es gewiß nicht. Nun, Lucie, ſo werde doch böſe!“ — „Nichts weniger, Vater,“ erwiderte ſie mit entzückendem Lächeln. „Ich weiß, Monſieur Julius iſt ein Freund der Kunſt, er zeichnet ſelbſt recht ſchön, und da iſt es wohl ſehr natürlich, daß er gerne das Stück eines guten Malers geſehen hätte.“ — „Lucie,“ ſagte der Alte mit leiſem Muthwillen,“ du brauchſt auch nicht zu wiſſen, daß, wenn man ein Bild umdreht, worauf du gemalt biſt, es einzig geſchieht, um dein Geſicht zu ſehen.“ Da er ſah, wie ich mich ſchämte, fuhr er fort: „Sie dürfen nicht roth werden, mein liebes Kind; meiner Achtung, ſeyen Sie dies verſichert, thut dies keinen Eintrag, und meine Tochter verzeiht Ihnen; nicht wahr, Lucie?“

Nach dieſen Worten trat eine verlegene Pauſe ein, doch nur ich konnte meiner Verwirrung nicht gleich wieder los werden. Nicht lange, ſo hatte ich vielerlei Fragen zu beantworten, welche die lieben Leute an mich richteten. Der Alte wurde nun noch munterer und herzlicher als bisher; die junge Miß blieb zurückhaltender, bewies mir aber nicht weniger aufrichtige Theilnahme. So oft ich ſie anſah, durchſtrömten mich berauſchend die ſüßeſten Gefühle.

Allermittelſt waren wir ganz nahe an die Stadt gekommen. „Wird Sie Ihr Onkel hart anlaſſen?“ fragte der Alte. — „O nein, Mylord, und wenn auch, ich freue mich ſo auf ihn, daß ich mich deßhalb nicht ſehr grämte.“ — „Lieber Junge!“ ſagte Lucie auf engliſch. — „Ich will Sie ihm doch ſelbſt übergeben. Rue de Chêne, ſagen Sie? — John, bei Nr. 5 Rue de Chêne vorgefahren!“

Ich fürchtete jezt nur, wir möchten meinen Onkel nicht zu Hauſe treffen; aber als der Wagen hielt, erfuhr ich von einem kleinen Kind, er ſey oben. „Er ſoll herunterkommen!“ rief ich dem Kinde zu. — „Nein, wir gehen hinauf,“ ſagte der Alte; „wohnt er hoch oben?“ — „Nur über eine Treppe,“ erwiderte das Kind. Und wie beim Maler leitete die junge Miß den Vater ſorgſam in's Haus, und ich hätte ihre Fußſtapfen küſſen mögen.

Eben war der Onkel nach Hauſe gekommen. Kaum erblickte ich ihn, ſo warf ich mich ihm an den Hals. — „Du, Julius!“ rief er; „und ohne Hut, Kind! aber in guter Geſellſchaft, wie ich ſehe. — Nehmen Sie gefälligſt Platz.“ — Ich ließ ſeine Hand los, um Stühle herbeizurücken.“ — „Wir ſind nur hier,“ ſagte der Alte, „um den Jungen ſelbſt Ihrer väterlichen Obhut zu übergeben. Er hat einen leichtfertigen Streich begangen, allerdings, aber er hat ein gutes, ſehr gutes Herz. Er ſelbſt wird Ihnen erzählen, was Alles uns das Vergnügen ſeiner Begleitung verſchafft hat, und weßhalb wir uns die Freiheit genommen, bei Ihnen vorzuſprechen. Adieu, junger Freund,“ ſagte er und ſchüttelte mir die Hand; „hier eine Karte mit meinem Namen, damit Sie wiſſen, wer ich bin, wenn Sie je einmal unſere Bekanntſchaft erneuern wollen, was mich herzlich freuen ſoll.“ — „Adieu, Monſieur Julius!“ ſagte Lucie und reichte mir die Hand. — Mit thränenſchweren Augen ſah ich ihnen nach.

So kam ich wieder zu meinem guten Onkel Tom. Nach ein paar Tagen gingen wir nach Genf zurück; er that mich weg von Monſieur Ratin und nahm mich zu ſich.

So trat ich in das erſte Jünglingsalter. In des Onkels Bibliothek erzähle ich, wie ſich drei Jahre ſpäter dieſer Zeitraum ſchloß. *

---

* Ich muß wegen meines nicht ganz ordnungsmäßigen Verfahrens um Entſchuldigung bitten. Des Onkels Bibliothek iſt bereits im Jahr 1832 erſchienen; ſie bildet das Mittelſtück der kleinen Geſchichte; der Anfang liegt hier vor und der Schluß ſoll nächſtens erſcheinen.

Anm. des Verf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Linz, April.

(Fortsetzung.)

Die Eisenbahn von Budweis nach Linz.

Auf den Lastwagen rechnet man für jedes Pferd hundert Centner, abwärts nach Linz — da sich die Bahn, wegen der tiefern Lage der Stadt im Donauthal, besonders gegen das Ende zu, abwärts neigt — und für die Fahrt von Linz nach Budweis achtzig Centner; wogegen man sonst bei dem gewöhnlichen Lastentransport auf ein Pferd, wenn ich nicht irre, höchstens zwanzig Centner zu rechnen pflegt, so daß also auf der Eisenbahn ein Pferd vier- bis fünfmal schwerere Lasten, mit geringerer Anstrengung, fortzuschaffen im Stande ist, da es fast nur zu laufen hat, indem der Wagen von selbst fortgleitet, wenn er einmal im Zuge ist. Man sieht häufig Transporte von zwanzig und mehr Salzwagen aneinandergekettet, die dann von mehreren Pferden hintereinander gezogen werden. Bis jetzt beschränkt sich der Gütertransport fast nur auf Salz und Eisen, weil die Bahn noch zu isolirt dasteht, und auch zunächst vorzugsweise nur für den Salztransport eingerichtet ist. Wird sie aber bis Prag verlängert, und von dort bis an die sächsische Eisenbahn, die im Entstehen ist, fortgeführt, so wird dann eine Verbindung der österreichischen Staaten, wie mit dem schwarzen Meere, so mit der Nord- und Ostsee hergestellt werden, wenn, wie nicht zu bezweifeln, die übrigen projektirten Eisenbahnen zu Stande kommen. Die Folgen solcher Verbindungen sind gar nicht zu berechnen, und Oesterreich wird dann, durch die gleichzeitig ausgeführte Verbindung der Donau mit dem Rhein, bei den großen Hülfsquellen und Reichthümern des Landes, weitere Gelegenheit zur Belebung des Handels und Verkehrs finden, und vielleicht mit der Zeit dem schon über den größten Theil von Deutschland ausgedehnten Zollverbande beitreten, was nur wohlthätige Folgen für die ganze Entwicklung des Staates in materieller Hinsicht haben kann. Was wird das reichbegabte Ungarn werden, wenn es in den freien Verkehr mit den übrigen Staaten hineingezogen wird! und was wird es schon jetzt leisten, wenn die Dampfschifffahrt auf der Donau vollkommenen in Gang gebracht seyn wird. — Wie sehr das Publikum die bequeme und wohlfeile Fahrt auf der Eisenbahn zu schätzen weiß, ergibt sich daraus, daß sich z. B. auf der Fahrt von Linz nach Weis eine Gesellschaft von etwa 130 auf den verschiedenen Wagen vertheilter Personen befand, und daß etwa eben so viele uns auf andern Wagen entgegenkamen. Dasselbe wiederholt sich am Nachmittag, da die Wagen zweimal am Tage abgehen. Besonders benutzen auch die fröhlichen Linzer die Eisenbahn zur Fahrt nach dem, eine Stunde von Linz, hart an der Bahn, entzückend gelegenen Vergnügungsorte St. Margarethen, von wo aus Kaiser Franz mit seiner Gemahlin im Jahr 1832 die Bahn eröffnete. Zur Erinnerung an diese Feierlichkeit ist auf dem schönsten Punkte dieser Gegend ein Denkmal errichtet worden. Es war gerade am Sonntag Nachmittag, als ich beim heitersten Wetter auf der Fahrt auf der Eisenbahn mich diesem Glanzpunkte der Linzer Umgebungen näherte. Schon einige Meilen vor Linz wird die Fahrt immer interessanter. Immer höher erhoben sich die Berge, und schon blickten aus der Ferne die hohen steirischen und salzburger Alpen herüber. Seitwärts öffnete sich bald links, bald rechts die Aussicht in schöne Gründe, mit frischem Grün der Wiesen und des Laubholzes. Plötzlich erblickt man einen Theil des reichen, üppigen Donauthals, im Hintergrunde die Alpen, die mit der ganzen reizenden Aussicht neckisch eben so schnell wieder hinter Berg und Wald verschwinden. Auf einmal aber breitet sich auf der höchsten Höhe das ganze herrliche Landschaftsgemälde vor den entzückten Blicken des überraschten Reisenden aus. Ich hatte die Lage von Linz oft rühmen hören, aber so reizend hatte ich sie nicht erwartet. Es vereinigte sich aber an jenem Abend auch Alles, um den Genuß vollkommen zu machen. Der heiterste Himmel lag über dem weiten, in üppiger Fülle prangenden Donauthale, über welches die milden Strahlen der Abendsonne sich ergossen. Im nächsten Vordergrunde die überreichen, goldenen Weizenfelder, auf denen die Garben an den Querstäben der regelmäßig in die Erde gepflanzten hölzernen Stangen malerisch aufgeschichtet waren; hinter diesem goldenen Reichthum das frische Grün der Donauwiesen, mit üppigem Graswuchs, und die reichen Baumgruppen an den bebuschten Ufern des schwellenden Silberstroms, der, unzählige Inseln bildend, in vielfachen Windungen mächtig dahinrauscht. An demselben sah man das schöne Linz gelagert, das mit seinen großen, weißen, freundlichen Häusern und schönen Kirchen, nebst dem stattlichen Schloß auf der Höhe am Donauufer, ringsum im weiten Kreise von zweiundzwanzig runden Festungsthürmen umgeben, einen reizenden Mittelpunkt bildet, der des seltenen Schmuckes einer solchen Umgebung würdig ist. Rechts gegen Westen erschien malerisch der nahe hohe Bestlenberg, mit seiner freundlichen Kirche und einem der Festungsthürme; im Hintergrunde aber, gegen Süden, erblickte man ringsum die herrlichen Alpen, vom röthlichen Schimmer der untergehenden Sonne beleuchtet, was dem ganzen Gemälde erst seine Bedeutung gab. Es gehörte zur Vollendung des Bildes, die Hunderte der festlich gekleideten Männer und Frauen aus allen Ständen, in malerischen Gruppen gelagert, im Genusse der schönen Natur und ihrer reichen Gaben schwelgen zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

1.

Er lustig,

2. 3.

und sie so flatterhaft;
Sie immer beweglich, er voller Kraft;

1. 2. 3.

Doch wird sie mit ihm verbunden,
Hat sie ihre Richtung gefunden:
Sie dreht ihm stets den Rücken zu,
Und richtet sich dennoch in jedem Nu
Nach seinen windigen Launen;
Ist sie nicht ein Weib zum Erstaunen?

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 109.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 8. Mai 1837.

Adieu, débris fameux de Grèce et d'Ausonie,
Adieu, Corrège, Albane, immortel Phidias,
Adieu les arts et le génie!

Delavigne,
dévastation du musée.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

Von A. Detmold.

Erster Brief.

Wenn ich damals, im August vorigen Jahrs, als ich Ihnen auf dem alten Schlosse zu Baden-Baden das Versprechen gab, Ihnen Briefe aus und über Paris zu schreiben, schon gewußt hätte, wie hastig und eilig hier die Zeit, wie kurz hier das Leben ist, wie es einem hier unmöglich wird, sich einmal zu besinnen und zu überlegen — was Sie an Allem sehen können, was hier passirt — und welche Schwierigkeiten es daher hier hat, Briefe zu schreiben, namentlich für einen Deutschen, der sich besinnen muß, selbst wenn er nur einen Brief schreiben will — wenn ich dieses und Anderes damals schon gewußt hätte, ich würde jenes Versprechen nicht gegeben haben. Ich hatte nun nicht sowohl meinerseits es vergessen, als vielmehr gehofft, Sie würden, aus der Muße des Badelebens zu Ihren Geschäften zurückgekehrt, Ihrerseits es vergessen haben. Offenherzig muß ich demnach gestehen, daß Ihr Brief mit der Erinnerung an jenes Versprechen und der direkten Aufforderung, Ihnen meine Ansichten über den diesjährigen Salon mitzutheilen, mir etwas ungelegen kam und daß ich mich dieser Aufgabe eben nicht gern unterzogen habe. Ich sage das nicht, um den nachfolgenden Mittheilungen in Ihren Augen irgend einen Werth beizulegen, sondern nur um denselben gleich von vornherein den Umstand, daß ich durchaus invita Minerva schreibe, als Entschuldigung vorzuhängen.

Meine Ansicht über den Salon und französische Kunst im Allgemeinen — so lautet Ihr Wunsch! — Sie wissen nicht, welche Aufgabe das ist, ungefähr als wollte man eine Beschreibung des Chaos verlangen. Und ich glaube, daß Sie, namentlich vermöge Ihrer Stellung, sich doch noch eher vom Chaos als vom Pariser Salon eine Vorstellung machen können. Wahrlich, diese Aufgabe ist meinen Kräften gegenüber nicht gering, wenn ich auch nur bedenke, wie schwer es schon an und für sich ist, über Werke der bildenden Kunst zu reden, und wie doppelt schwer, da ich zu Ihnen reden soll, der Sie die Bilder nicht gesehen. — Was mich bei dieser Aufgabe tröstet, sind die hiesigen Journalartikel über den Salon; wenn ich sehe, wie leicht deren Verfasser die Sache genommen, sie, die doch zu einem Publikum redeten, das ihre Artikel mit den Bildern vergleichen konnte, und was sie diesem Publikum geboten, so bekomme ich Muth und Leichtsinn und lache über meine deutsche Schwerfälligkeit. Legen Sie aber deßhalb meinen Ansichten nicht mehr Gewicht bei, als einem französischen Feuilletonartikel, mit Ausnahme meiner Unparteilichkeit, wenigstens in Betreff der Künstler.

Dieſer Pariſer Salon iſt ein ſeltſames Ding, und mir iſt er beſonders wunderbar vorgekommen. Ich hatte mich mit deutſcher Gründlichkeit dermaßen in den Carneval vertieft, daß, als nun nach dem Ende und gerade während der Nachfeier deſſelben, dem Mi-Carême, der Salon eröffnet wurde, ich noch immer inmitten der Opernbälle und des tollſten Maskenſpaßes zu ſeyn glaubte. Wie geſagt, es war Mi-Carême, und auf den Boulevards drängten ſich die Wagen mit Masken. Ich ging nach dem Louvre, und als ich in die Räume trat, in denen ich heimiſcher war als irgendwo in Paris, weil ich ſeit fünf Monaten faſt täglich dort war — die Räume, wo ich gewohnt war, Rembrandt, Claude le Lorrain, Rubens, Tizian und Raphael an den Wänden zu ſehen — als ich in dieſe Räume trat, glaubte ich wirklich, ich ſey auf einem Maskenballe und ſehe den wahnſinnigen Galopp tanzen. Statt der wohlbekannten alten Meiſter das tollſte Gewirr neuer Bilder! Man hat nämlich hier in Paris, wo man Lokale für Alles beſizt, keines für die alljährlich wiederkehrende Kunſtausſtellung, und da iſt man auf die ingeniöſe Idee gekommen, die alten Bilder im Louvre für die Dauer der Ausſtellung zu verhängen und auf dieſe Weiſe dieſelben Räume, wo man ſonſt die Schöpfungen alter Kunſt bewundert, für den Salon zu benutzen. So iſt es eine wirkliche Maskerade — die alten Meiſter haben neue Bilder vor ihrem ernſten Antlize hängen. Nur iſt der wichtige Unterſchied zwiſchen dieſer und den andern Maskeraden, daß auf den lezteren unter den bunten, prächtigen Kleidern allerlei Lumpenvolk ſteckt, ſtatt daß im Louvre während des Salons gerade das Umgekehrte Statt findet. — Hier in Paris, wo alle öffentlichen Anſtalten mit einem grenzenloſen Luxus ausgeſtattet ſind, wo für das kleinſte Bedürfniß des Publikums mit einer Genauigkeit geſorgt iſt, welche zeigt, daß das Volk hier wirklich der Souverän iſt — hier hat man keine beſondern Räume für die alljährliche Kunſtausſtellung, eine der wichtigſten Phaſen im hieſigen geſellſchaftlichen und öffentlichen Leben! Meine Vaterſtadt Hannover hat auch, freilich erſt ſeit wenigen Jahren, eine Kunſtausſtellung, aber noch kein apartes Lokal dazu; als ich nun ſah, daß hier in Paris, der Hauptſtadt von Europa, daſſelbe der Fall, fühlte ich ordentlich einen Stolz als Hannoveraner, da ich eine ſo bedeutende Aehnlichkeit zwiſchen meiner Vaterſtadt und Paris entdeckte, was mir früher nicht hatte gelingen wollen. Wahrlich, es iſt bettelhaft für eine Nation, wie die franzöſiſche, und eine Stadt wie Paris, daß ein ſolches Lokal fehlt, welches ſeit einer langen Reihe von Jahren alljährlich auf's Neue nöthig iſt. Und nun welche unverantwortliche Barbarei, die herrlichen alten Bilder im Louvre mehrere Monate hindurch zu verhängen, wodurch nicht allein die Freunde wahrer Kunſt, die dieſen Genuß ſo lange entbehren müſſen, und die Künſtler, die während dieſer Zeit nicht im Louvre arbeiten können, ſondern — was weit ſchlimmer iſt — die Bilder ſelbſt bedeutend leiden, da ſie durch den Staub, der vier Monate hindurch auf ihnen liegt, nicht wenig ruinirt werden.

Beinahe ſollte man glauben, es liege dieſem Umſtande — daß die alten Bilder während der Erſcheinung der neuen eklipſiren — eine Abſicht zu Grunde, und wenn das nicht iſt, ſo iſt es wieder eine Beſtätigung der alten Wahrheit, daß den Franzoſen Alles zum Glück ausſchlägt, ſelbſt der Umſtand, daß es an einem Lokale für den Salon fehlt. Dadurch nämlich, daß man während der zweimonatlichen Dauer des Salons, einen Monat vorher und einen Monat nachher die alten Kunſtwerke nicht ſehen kann, wird eine Vergleichung unmöglich gemacht, die bei der Ausgeſuchtheit und Vortrefflichkeit der alten Bilder für die Schwachheit der neueren doch gar zu gefährlich wäre. Man ſollte wahrlich ſo etwas vermuthen, namentlich da diejenigen Räume des Louvres, wo die Antiken aufgeſtellt ſind, während der Dauer des Salons — obgleich dieſe Räume durchaus nicht für den Salon benuzt werden — dem Publikum unzugänglich ſind, aus welchem Grunde, weiß ich nicht, wenn es nicht iſt, um eine Vergleichung dieſer antiken Sculpturen mit den ausgeſtellten neuen zu verhüten. Dagegen ſind während der Dauer des Salons die Säle des egyptiſchen Muſeums (— das ſonſt geſchloſſen iſt —) dem Publikum geöffnet. Auch hievon weiß ich keinen Grund, als vielleicht weil neben den Häßlichkeiten egyptiſcher Kunſt die neufranzöſiſche denn doch labend und erquickend erſcheint.

(Die Fortſezung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſezung.)

Der Fleiß, die Ausdauer der Bewohner der Normandie iſt unſtreitig vielfach die Quelle dieſes blühenden Zuſtands der Provinz; aber es iſt nicht zu verkennen, daß auch die Inſtitutionen, die die Normannen hieher verpflanzten, hiezu ſehr viel und wohl am Ende die Hauptſache beigetragen haben.

Die Normannen waren ein paar Jahrhunderte der Schrecken von ganz Europa, und ſeit einem Jahrtauſende wird ihr Name da, wo ſie durchzogen, mit innerem Schauer genannt; denn ſie waren furchtbar im Kampfe und ihre Siegesgeſetze oft ſchrecklich für den Beſiegten. Aber wo ſie hinkamen und lange genug blieben, um ſäen zu können, da legten ſie einen Keim in den Boden, der goldene Früchte trug, und dieſer Keim hieß: Freiheit. Sieger und Beſiegte ernteten die ſchöne Frucht, die er trieb. Schon Carl der Große ſah im Geiſte, daß dieſe kecken Söhne des Nordens zu gewaltig, zu frei, zu kräftig

für ſeine entarteten Franken waren; und als er in dem Hafen von Maguelone ihre Segel erblickte, da weinte der eiſenharte Beſieger der Mauren und Sachſen Thränen, die zu einer blutigen Prophezeihung für ſein Volk wurden. In dieſen Thränen aber lag gegen ihn ſelbſt die härteſte Anklage, und wer weiß, ob er nicht eher über ſich ſelbſt, als über ſeines Volkes zukünftiges Unglück weinte. Denn wahrlich, ohne Carl des Großen endloſe Kriege, ohne ſeine Herrſchſucht, die ſeines Volkes Kraft auffraß, wie der Roſt den geſunden Stahl, die es zwang, ſeine Freiheit zu verkaufen, um das Leben zu friſten, und die den Reſt der freien Männer auf den Schlachtfeldern nutzlos opferte, würden die Normannen nie im Stande geweſen ſeyn, die Franken ſo zu Paaren zu treiben, wie dies nach Carls Tode geſchehen iſt. Es iſt überhaupt eine eigene Sache um die großen Männer in der Geſchichte, und die meiſten ſind eher die verwöhnten Schooskinder einer Vergangenheit, die ihnen Alles vorgearbeitet hat, als die ſtarken Väter einer von ihnen geſchaffenen Zukunft. Und nur weil die Völker ein zähes Leben haben, und oft erſt ein Jahrtauſend ſpäter an den Eiterbeulen ſterben, die ihnen eine Hezjagd, wie die eines Carls des Großen, zugezogen hat, und ſie unterdeß mitunter ganz friſch ausgeſehen haben, geht man in ihrer Krankheitsgeſchichte nicht bis auf den Urſprung zurück. Wenn Carls des Großen ganzes Streben einen Sinn haben ſoll, ſo muß man ihm die Abſicht unterſtellen, die germaniſchen Völker zu einer Einheit zu zwingen, ein einiges Germanien als den Erbhalter Roms zu ſchaffen. Aber die, die ihm dieſe Abſicht wohlfeilen Kaufes unterſtellen, kümmern ſich wenig darum, daß der große Carl ſie ſelbſt Lügen ſtrafte, indem er das einige Germanien unter ſeine Söhne theilte. Aber wenn er dies nicht wollte, was beabſichtigte er denn? Man fragt ſeit einem Jahrtauſend bei der Geſchichte an, ohne daß dieſe eine Antwort gab; denn ſie ſagt uns nur, daß er die Inſtitutionen Germaniens zernichtete, indem er das Volk in den Gerichten durch beſtellte Richter erſezte, indem er ſeine Kraft brach, es zwang, ſich und ſeine Freiheit zu verkaufen, daß er endlich viele Schlachten geliefert, viele Völker unterjocht, und ein großer Kriegsheld und Herrſcher geweſen. Seine Nachfolger waren nicht mehr im Stande, den Streifzügen der Normannen ſich zu widerſetzen, denn ſie ſtritten unter ſich um das einige große Reich des Kaiſers, und fanden ein Volk vor, deſſen lezte Kraft der große Kaiſer vergeudet hatte. Ein paar tauſend Normannen reichten jezt hin, in das Herz des Frankenreichs vorzudringen, und Alles niederzuſchmettern, was ſich ihnen zu widerſetzen wagte; denn ſie waren tapfer, wie vor Carl die Franken, und ſie waren frei, was dieſe nicht mehr waren, und im Gefühle ihrer Freiheit waren ſie ſtolz, keck, gewaltig und unbeſiegbar. Im Jahr 876 eroberte Rollo Rouen; er durchzog von hier aus Frankreich mit ſeinen ſiegreichen Schaaren, und Rollo, der kecke, wilde Normann, der Führer jener ungebändigten Schaaren, von denen alle zeitgenoſſiſchen Chroniken beinahe wie von wilden Thieren, Peſt und Hungersnoth ſprechen, wurde der Geſetzgeber ſeines Volks, und dieſe Geſetze eines Barbaren waren die Urſache des ſchnellen Aufblühens und der Keim zum ſpätern Wohlſtande des Landes. Seine Geſetzgebung bekundet, daß er ſeine Normannen, ihre Freiheit und Selbſtſtändigkeit ſo hoch achtete, als ſie ſelbſt ſie ſchäzten. Jeden, der die öffentliche Ruhe ſtörte, traf nach derſelben die Verbannung, und die ſtrengſte Strafe war über den Diebſtahl verhängt. Die Wirkſamkeit dieſer Strenge, oder wohl noch mehr den rechtlichen Sinn des Volkes beweiſet eine Anekdote, welche die Geſchichte aufbewahrt hat. Rollo, ermüdet von der Jagd, legte ſich im Walde von Roumare nieder, um auszuruhen. Er hing ſein werthvolles Armband an einen Baum und vergaß es nachher wegzunehmen. Und ſo hing es hier drei Jahre lang, ohne daß Jemand es wagte, oder es über ſich gewinnen konnte, es ſich zuzueignen.

Nachdem Rollo mit dem Könige der Franzoſen Friede geſchloſſen, berief er ſeine Stände, um mit ihnen über das Beſte des Landes zu berathen, und die Verſammlung beſtand aus den Biſchöfen und Baronen, aus den Mairen und Schöffen der Städte und aus den Vorſtehern der Hundert- und Zehntgemeinden, ſo wie überdies noch aus vielen andern weiſen Männern (sacyes hommes). Es waren dies die Vertreter der Geiſtlichkeit, des Adels, der Städter und des Landvolkes, alſo der ganzen Bevölkerung. In Frankreich gab es zu jener Zeit kein Volk mehr, denn Carl der Große, noch mehr die nach ihm kommenden Könige hatten daſſelbe ganz aus dem öffentlichen Leben verdrängt, und erſt vier hundert Jahre ſpäter, im 14ten Jahrhundert, berief zum erſten Male wieder Philipp der Schöne den Tiers-état zu den Sitzungen der Generalſtaaten. Wie Rollo für die Vertretung des Volkes ſorgte, oder beſſer, wie ihn das germaniſche Princip, wie Herkommen und Sitte der Normannen ihn hierzu zwangen, ſo zwangen ſie ihn auch, für eine gute Rechtspflege zu ſorgen. Der Echiquier der Normandie, eine Art Geſchwornengericht, war der höchſte Gerichtshof, der bald in Rouen, bald in Caen, Bayeux, oder Falaiſe zu Gericht ſaß und das Volk gegen Unrecht in Schuz nahm.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, April.

Der Admiralitätsplatz im Carneval.

Seit einigen Tagen iſt unſer Carneval vorüber, während welchem die heiter-kalten Wintertage, die hier bei dieſer vorgerückten Jahrszeit eine ſeltene Erſcheinung ſind, den

Eisbergen und Schaukeln ungewöhnlich viel Volk zuführten. Der dafür bestimmte Admiralitätsplatz wimmelte von frohen Schaaren, welche ihre Freude durch lautschallende Gesänge kund thaten; denn soll der gemeine Russe, gleichviel, ob bei der Erholung oder der Arbeit, froh seyn, so muß er singen. Nächst zwei großen, ununterbrochen von den Volkshaufen besezten Eisbergen und einer Menge mit den verschiedenartigsten Zierrathen aufgeputzten Schaukeln, denen vorzüglich der weibliche Theil und die Jugend dieser Klassen zusprechen, hatte man sechs elegante hölzerne Häuser für die Kunstleistungen der Gaukler und Jongleurs, in ziemlichen Entfernungen von einander, zur Verhütung jeder Feuersgefahr und damit die schreckliche Katastrophe des vergangenen Jahrs sich nicht erneure, aufgebaut. Diese Baracken pflegen jedoch seit einigen Jahren vorzugsweise nur von den höhern Klassen besucht zu werden, denn das Volk muß sich hier in den Ausbrüchen seiner wilden Freude genieren, und spricht daher viel lieber und mit Leidenschaft den Eisbergen und Schaukeln zu, wo es sich zwanglos seiner tollen Lust überlassen kann. Soll der gemeine Russe den Freudenbecher der Lust in vollen Zügen nach seiner Weise leeren, so müssen keine Einflüsse von außen störend auf ihn wirken. Die höhern Klassen vermißten diesmal die Seele des ganzen Carnevals, die Lehmannsche Gesellschaft, welche im vergangenen Sommer, nach mehreren erlittenen harten Unfällen, bei Nacht und Nebel von hier verschwand. Sie hatte es wirklich in pantomimischen und Balletdarstellungen zu einer außerordentlichen Kunsthöhe gebracht, und in der Carneval- und Osterwoche drängten sich alle Stände des hohen Publikums mit solcher Wuth zu ihrer Baracke, daß man oft nur mit Lebensgefahr sie betreten konnte.

Der Nationalcharakter eines Volks spricht sich am deutlichsten bei seinen Jahresfesten aus. Der achttägige Carneval ist eines der beliebtesten Nationalfeste in Rußland, auf den sich die Volksklassen schon Monate zuvor freuen, auf dessen Genuß sie sich durch Ersparnisse vorbereiten. Sobald nach beendigter Messe um zwölf Uhr Mittags die Trompeter der Baracken das Signal zum Beginn der Volkslustbarkeiten gegeben haben, sieht man gegen ein Uhr das Volk von allen Seiten schaarenweise, in gesonderten Gruppen, welche in der Regel aus dem Hausvater, der Hausmutter, den ältern Kindern und dem Hausgesinde bestehen — eine ihnen noch gebliebene Tugend ihrer Altvordern — dem Platze zuströmen, der nun bis zum Einbruch der Nacht nicht leer wird. Ein Theil der Menge umringt gaffend die Baracken; ihr größtes Vergnügen ist hier, den Frazen des Polichinells zuzusehen, welche derselbe vorne auf dem Balkon unentgeltlich zum Besten gibt. Er beabsichtigt dabei, sie zur angehenden Vorstellung in die Baracke zu locken; doch dies gelingt ihm trotz aller Mühe nicht oft, denn unser gemeine Mann ist sehr genau, obgleich er sich meistens, wenigstens in den Hauptstädten, ein schönes Geld verdient. Ihm thun die zehn Kopeken Silber weh, die er für seinen Platz in der Baracke opfern müßte. Verschwender sind in dieser Klasse große Seltenheiten; sehr häufig findet man aber in ihr Leute, die durch Enthaltsamkeit und Sparsamkeit sich ein für ihre Verhältnisse ansehnliches Kapital erworben haben. Die Gewinnsucht ist überhaupt eine der vorherrschendsten Leidenschaften des Russen.

(Die Fortsezung folgt.)

Linz, April.

(Beschluß.)

Linz und das Donauthal.

Die Linzerinnen verdienen vollkommen den Ruf der Schönheit, und ihr schlanker, aber kräftiger Wuchs, und die feinen, frischen Gesichter unter den blanken Goldhäubchen bilden den reizendsten Contrast weiblicher Zartheit und kriegerischer Amazonentracht. Diese Häubchen von Golddraht sind berühmt, wie die fetten Linzer Torten, und finden sich auch in Innsbruck und andern Gegenden von Oesterreich, und es wird mit denselben ein großer Luxus getrieben, da sie nicht selten 80 — 100 fl. Schein (20 — 25 Rthlr.) ja noch weit mehr kosten. Ueberhaupt zeugt der Reichthum und Luxus in der Kleidung von dem wirklichen Reichthum des schönen, glücklichen Landes, das ein frohliches, gutmüthiges und glückliches Volk bewohnt, welches in Ruhe und Frieden die Fülle der Gaben genießt, die die gütige Hand des Schöpfers verschwenderisch über das herrliche Land ausgebreitet hat. Die enganschließende Kleidung der kräftigen, schön gewachsenen Männer aus dem Volke, der farbige, meist grüne oder gelbe Federhut, wie die Tyroler ihn tragen, die bunten Bänder, die lebhaften Farben der ganzen Tracht erinnern überhaupt schon sehr an den Süden. — Mit der untergehenden Sonne fuhren wir hinab in das Thal zur Stadt, wo uns ein großes, neugebautes Gasthaus, hart an der Eisenbahn, in der Vorstadt vor der Donaubrücke aufnahm. Uebrigens geht die Bahn ohne Unterbrechung über die Brücke fort, und der eigentliche Absteigeplatz ist jenseits derselben, am rechten Ufer der Donau, außerhalb der Stadt.

Linz ist auch im Innern eine schöne, freundliche Stadt, wo Alles auf lebhaften Verkehr und Wohlhabenheit schließen läßt. Die hohen, weißen Häuser in den breiten Straßen, die großen, schönen Plätze, die Nähe des prächtigen Stroms, über den eine breite hölzerne Brücke führt, geben der Stadt etwas Großartiges, und Vieles erinnert unwillkührlich an Innsbruck, das aber schon mehr italienischen Anstrich hat, besonders durch die noch flachern Dächer, mit Altanen und Treppen, und das ringsum von den nahen, mit Schnee bedeckten Alpen umgeben ist, deren weiße Häupter überall über die hohen Häuser in die engen Straßen hineinschauen. Das reiche, üppige Donauthal bei Linz gewährt einen lieblichern Anblick, wogegen das romantische Innthal bei Innsbruck, ungeachtet seiner Fruchtbarkeit, einen ernstern Charakter an sich trägt. — Am folgenden Morgen bestieg ich den hohen Bestlenberg beim heitersten Wetter. Die reiche Gegend erschien nun im Lichte der Morgensonne, und der höhere Standpunkt gewährte auch nach Westen hin, über das Donauthal bis zu den salzburger Alpen eine reiche Aussicht, dessen ungeachtet ziehe ich den vorher beschriebenen Punkt vor. Auf dem Bestlenberge befindet sich neben der freundlichen Kirche, etwas tiefer, einer der zweiundvreißig Festungsthürme, die von dem Erzherzog Maximilian von Este neu erbaut sind. Linz ist durch diese Thürme zur Festung geworden, ohne in enge Mauern eingeschlossen zu seyn. Rings um die Stadt, im weiten Kreise, auf beiden Seiten der Donau, erblickt man die Thürme, von denen sich dreiundzwanzig auf dem linken und neun auf dem rechten Ufer befinden. Die Stadt stellt so ein verschanztes Lager dar, und kann im Kriege Bedeutung gewinnen. Ein solcher Thurm hat achtzig Fuß im Durchmesser, dreißig Fuß Höhe über dem Boden und ein Souterrain von zehn Fuß, in welchem die Munition und der Brunnen befindlich sind. Die dreißig Fuß über der Erde zerfallen in drei gleich hohe Stockwerke, deren unterstes Vorräthe enthält; das mittlere dient zur Wohnung für die Besazung, in dem obern befindet sich eine Anzahl Wurfgeschüz. Auf der Plattform stehen zehn sechzehnpfündige Kanonen; ein Graben umgibt den Thurm, und jenseits desselben ein Erdmantel von gleicher Höhe mit dem Gebäude.

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 9. Mai 1837.

Ich sah die großen Lenkungen
Beschloßner Völkerrettung,
Berechnete Verschrenkungen
Zukünft'ger Weltverkettung;
Wie, für einander gegenseits
Bestimmt, sich suchend allbereits,
Sich fand Geist und Gefäße,
Das ihn, der es besäße.

Rückert.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Die Folgen dieser Institutionen zeigten sich sehr bald, und während im übrigen Frankreich oft die schrecklichste Hungersnoth herrschte, während das Volk dort so unglücklich als möglich war, hob sich die Normandie schon unter dem zweiten Herzoge, Wilhelm Langschwert, zu einer Blüthe, die selbst die ewigen Kämpfe mit den Franzosen nicht zu vernichten im Stande waren.

Alle Herzoge haben die ursprünglichen Institutionen, die sie aus ihrem Mutterlande mitbrachten, im Allgemeinen geachtet, wenn auch Beispiele genug vorkommen mochten, wo sie dieselben im Einzelnen zu umgehen wußten. Selbst der kecke Robert, dem der Schrecken, welchen sein Schwert verbreitete, vielleicht ein Scherz, den er selbst auf dem Sterbebette machte,* den Namen: der Teufel, erwarb, der den Adel verhöhnte, indem er Harlotte, die Tochter eines Gerbers von Falaise, zu seiner Frau und zur Mutter Wilhelm des Eroberers machte, achtete die Gesetze seiner Ahnen. Und derselbe Wilhelm der Eroberer, in dessen Adern plebejisches und fürstliches Blut sich mischten, wie in seinem Herzen Kraft und Stolz, der das Geschick und dessen Fingerzeige, als es ihn durch Stürme in Fecamp festhielt und als er beim Aussteigen aus seinem Schiffe auf Englands Boden fiel, Lügen strafte; der Aebte und Prälaten in ihre Grenzen zurückwies, den Adel durch einen Gottesfrieden und das Volk durch eine gesetzliche Feierstunde, nach welcher sich Jeder in sein Haus zurückziehen mußte, meisterte — selbst Wilhelm achtete dieselben, und wagte nicht, seinen Zug nach England zu beginnen, ohne zuvor den Adel, die Geistlichkeit und den dritten Stand um Rath gefragt zu haben. Eine Anekdote aber, die die Geschichte aufbewahrt hat, zeigt, wie auch das Volk das Andenken seines Rechts nicht verloren und wie es dem Fürsten selbst gegenüber es zu behaupten wußte. Wilhelm, der Eroberer Englands, war gestorben und sollte in Caen begraben werden. Als aber seine Leiche bei seiner Grabstätte niedergesezt wurde, da hörte man aus der Menge hervor den Hararuf der alten Normannen erschallen. Ein schlichter Bürger von Caen, Namens Asselin, trat hervor und sagte: „Der König, den ihr begraben wollt, hat nicht allein die Nation durch seine Waffen unterjocht, er hat mich persönlich verfolgt und mit dem Tode bedroht. Jezt, da er selbst todt ist und

* Er war, als er aus Palästina zurückkam, unterwegs krank geworden und ließ sich von vier Mohren auf einer Bahre tragen. Ein Normann, der ihm in diesem Aufzuge begegnete, fragte ihn, ob er keine Botschaft in seine Länder mitzugeben habe. „Du sagst,“ antwortete Robert, „daß du mich von vier Teufeln hast in's Paradies geleiten sehen.“

da ich seine Ungerechtigkeit überlebt habe, will ich nicht, daß er mir das Friedensasyl schuldig seyn soll. Die Erde, wo ihr ihn beisetzen wollt, ist mein Eigenthum, dessen er mich beraubt hat. Der Urheber des Unrechts ist nicht mehr, aber das Unrecht hat ihn überlebt. Ich berufe mich auf Rollo, auf den Gründer, auf den Vater dieses Staats. Er hat gesagt: „Je mächtiger ein Mann, desto mehr Unterthänigkeit ist er dem Gesetze schuldig.“ Das war die Rede eines schlichten Bürgers, dem Erben der Macht und des Ansehens Wilhelm des Eroberers gegenüber. Und dieser achtete das Recht des Bürgers und zahlte ihm den Preis, den er für das Grab eines Königs, seines Feindes, forderte. Es liegt in dieser einzigen Anekdote mehr Stoff zu einer Würdigung des Zustandes des damaligen normannisches Volkes, als in allen Gesetzen jener Zeit zusammen.

Die Normandie übte von dem Augenblicke an, wo sie durch Germanen zu einem eigenen Herzogthume erhoben war, den entschiedensten Einfluß auf das Geschick Frankreichs aus. Schon der dritte Herzog der Normandie gab Frankreich ein neues Königsgeschlecht, das der Capets. Richard I., Herzog der Normandie, war Hugo Capets Vormund und die Seele der Generalstaaten von Nayon, wo (987) Lothar entsezt und der Graf von Paris als König ausgerufen wurde. Erst von jezt an wurde Paris die Hauptstadt Frankreichs, und in diesem Umstande allein liegt ein Gewicht, das nicht wieder aufhörte, sich in den Wagschalen der Geschichte geltend zu machen. Robert, der Teufel, sicherte Heinrich I. seine Krone gegen seine eigene Mutter Constanze und seinen Bruder, und seit Wilhelm dem Eroberer drehte sich über anderthalb Jahrhunderte die Geschichte Frankreichs um die Normandie wie das Rad um seine Achse.

Der Einfluß der Normandie auf ganz Europa war nicht minder bedeutend, wenn man bedenkt, daß es Normannen waren, die den Pabst in Italien schüzten und ihm zugleich Gesetze vorschrieben, und daß es ein Normanne war, der durch die Eroberung Englands die Institutionen dieses Landes änderte und seinen Einfluß auf die Verhältnisse des Continents begründete. Unter Johann ohne Land, dem Neffen und Nachfolger Richards Löwenherz, kam (1204; 292 Jahre nach Rollo) die Normandie wieder an Frankreich. Aber die Wiedervereinigung mit lezterem hat weder den Charakter des Volks noch die Bedeutung der Provinz in der Geschichte des Mutterlandes geändert. Der Geist der Selbstständigkeit, der durch die germanischen Institutionen in's Volk übergegangen war, zwang schon Ludwig X. (1315), eine neue Charte normande zu geben, die später oft bestätigt, beinahe in allen königlichen Ordonnanzen angeführt, aber allerdings noch öfter umgangen wurde; denn wie die Deutschen späterer Zeiten überhaupt, begnügten sich auch die Normannen damit, daß man ihr Recht wenigstens in der Form anerkenne. Später sah das sechzehnte Jahrhundert noch ein anderes normännisches Gesetzbuch, die Coutume de Normandie, von dem edlen Kanzler l'Hopital verfaßt, entstehen, und so mußte man noch in dieser Zeit der allgemeinen Rechtlosigkeit den Institutionen der alten Normannen Gerechtigkeit widerfahren lassen.

(Die Fortsezung folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsezung.)

Ich weiß, Sie lieben, vermöge Ihrer Gemüthsart als Minister und Mann der Administration, die allgemeinen Betrachtungen nicht sehr — Sie wollen Thatsachen. Deßhalb will ich einige Bemerkungen und Reflexionen, die sich mir bei Prüfung der allgemeinen Physiognomie des Salons aufdrängten, für einen folgenden Brief aufsparen und Sie ohne Vorrede gleich mitten in die bunten Räume führen. Zuerst einige Blicke auf die Geographie und Statistik des Salons.

Da nun erstaunen Sie zuerst über die enorme Quantität der ausgestellten Kunstwerke. Ueber drittehalbtausend waren eingeschickt, die Jury hat aber etwa vierhundert ausgeschlossen, so daß jezt 2130 Nummern wirklich ausgestellt sind. Sie dürfen aber diese Quantität nicht mit dem Maßstabe einer deutschen Ausstellung messen, wo jede Zeichnung, jedes Miniaturbildchen seine eigene Nummer hat: hier sind oft zehn, fünfzehn, zwanzig Zeichnungen oder Miniaturen unter einer Nummer encadrirt. Und dann ist es vor Allen ein anderer Umstand, nämlich der Flächenraum, die Größe der einzelnen Bilder, was eine hiesige Ausstellung so ganz verschieden von einer deutschen erscheinen läßt. Wenn auf einer deutschen Ausstellung ein Bild von fünf oder sechs Fuß Höhe oder Breite erscheint, so ist das schon etwas sehr Großes, während hier Bilder von fünfzehn bis zwanzig Quadratfuß etwas ganz Gewöhnliches sind. Welch ungeheure Räume sind nun aber auch mit diesen Arbeiten angefüllt! — Wenn Sie die prachtvolle Treppe des Louvre hinaufgestiegen sind (— die nur während des Salons zugänglich ist, da man die übrige Zeit des Jahrs zum Museum nur auf einer Seitentreppe gelangt —) treten Sie erst in einen Entreesaal, der Oelbilder und einige Zeichnungen enthält. Aus diesem gelangt man in einen großen, herrlichen Saal, gewöhnlich „le grand salon“ genannt, der für eine Gemäldegalerie nicht zweckmäßiger, nicht schöner eingerichtet seyn kann; er ist außerordentlich hoch und von oben erleuchtet. Sonst (d. h. wenn nicht

Salon ist) sieht man hier die Hochzeit zu Cana, von Paul Veronese, die Schlacht bei Eylau, von Gros, die Alexanderschlachten, von Lebrün, den Untergang der Medusa, von Géricault, und andere Bilder von ungeheuren Dimensionen. Aus diesem Saal tritt man in die Hauptgalerie, in welcher man sonst die eigentlichen Schätze des Musée royal bewundert. Diese von beiden Seiten erleuchtete Galerie, welche die Tuilerien mit dem Louvre verbindet, ist von einer wahrhaft wunderbaren Länge; gerne gäbe ich Ihnen die Maße an, mein Guide de Paris sagt aber bloß, sie sey „la plus longue de l'univers." Und nun findet sich außerdem noch für Zeichnungen und Kupferstiche und dergl. eine lange Galerie und eine eben solche für die Skulpturen.

Betrachtet man die vorhandenen Werke in Betreff des dargestellten Gegenstandes, so wundert man sich — das heißt, wenn man noch nicht lange in Paris ist, — über die enorme Anzahl von Portraits —: ein ganzes Drittel der Bilder sind Portraits. — Unter den andern zwei Dritteln prävaliren die Darstellungen aus der Geschichte alter und neuer Zeit, namentlich das s. g. genre anecdotique. Bilder, die ihren Stoff aus der Mythologie oder dem classischen Alterthum entlehnt hätten, fehlen; die Reaktion gegen die David'sche Schule ist jezt so vollendet, daß sich, glaube ich, kein einziges Bild findet, das auch nur seinem Gegenstande nach an jene Zeit erinnerte. (Ein ungeheures Bild von Gigour, Antonius und Cleopatra, hat die Jury — ich weiß nicht recht, weßhalb — ausgeschlossen.) Unter diesen geschichtlichen Bildern ist natürlich die größte Zahl aus der französischen Geschichte; die meisten stellen Schlachten vor. Die Bestellungen für das Museum der französischen Geschichte zu Versailles haben zu einer Menge solcher Bilder Veranlassung gegeben. — Der religiösen Bilder sind auffallend viele vorhanden. Dagegen scheint es befremdlich, daß die Zahl der eigentlichen Genrebilder nicht größer ist; ich verstehe hier unter Genrebildern Scenen aus dem Volksleben und verwandte Darstellungen heitern oder traurigen Inhalts, jedenfalls aber nicht ohne diesen Inhalt — also nicht Pferdebilder, Interieurs u. dgl. — Die Landschaft ist mit sehr wenigen Ausnahmen durchweg Prospektmalerei.

Soll ich nun gleich von vornherein, und ehe ich zu den einzelnen Werken übergehe, den Hauptcharakterzug der jetzigen französischen Kunst andeuten, wie ich ihn mir aus dem, was ich im Salon und sonst hier gesehen (namentlich in der Sammlung der Werke lebender französischer Künstler im Luxemburg), abstrahirt habe, so würde ich als solchen angeben müssen: enorme Herrschaft über die Technik, Geläufigkeit im Erfinden und Machen, das allerbrillanteste und geistreichste Machwerk; dabei aber Schwäche, ja Ohnmacht, Vernachlässigung und oft gänzlicher Mangel in Betreff des geistigen Inhalts des Kunstwerks. Ich komme wohl später darauf zurück, wie sich dieser Charakter bei den einzelnen Genre's manifestirt; deßgleichen in wie fern er als Ausfluß des allgemeinen Nationalcharakters gelten mag. Für jezt begnüge ich mich, statt einer weiteren Ausführung dieser meiner Ansicht vom Charakter französischer Kunst, ein paar Auszüge aus Journalartikeln mitzutheilen, von denen der eine vor einem Jahre, der andere erst kürzlich erschienen ist, die Ihnen aber beide wohl unbekannt geblieben seyn werden, weil der erste in einem Blatte stand, das eben kein großes Publikum gefunden hat, der zweite aber in einer politischen Zeitung, wo man ihn so leicht nicht suchen wird. Beide charakterisiren die französische Kunst, namentlich gegenüber der deutschen, und stimmen durchaus mit dem überein, was ich so eben als Hauptcharakterzug hiesiger Kunst angeben zu müssen glaubte. Der erste Artikel ist in den Hannöverschen Kunstblättern für 1836 enthalten.

„Während der Deutsche seine Gedanken aus dem tiefsten Grunde des Gemüths schöpft, und über ihrer Durchbildung bis zu einer schwärmerischen Melancholie sich darein versenkt, und nicht selten alle von Außen gegebenen Verhältnisse darüber vergißt, denkt der sanguinische Franzose an diese gerade zuerst, vorzüglich an den éclat, und bemüht sich nicht sonderlich, den Stoff in seinen innersten und geheimsten Beziehungen zu erfassen, indem ja eben dadurch auch die Wirkung eine feinere und erst bei tieferem Eingehen in das Kunstwerk vollkommen verständlich werden würde, wodurch offenbar die Wirkung auf den ersten Blick — der éclat — beeinträchtigt würde. Die Franzosen behandeln überhaupt Alles mehr nach der Oberfläche und nach Convention und Berechnung, als aus unmittelbarem Gefühle und innerer Ueberzeugung. Sie betrachten den Stoff zu ihren Kunstwerken lediglich aus dem ethischen Gesichtspunkte, unbekümmert um seine übrige Natur. So werden sie in der Art der Auffassung einer heidnischen Mythe und eines christlichen oder biblischen Sujets keinen wesentlichen Unterschied machen. Sie wissen sich mit Gewandtheit in den Gegenstand hinein zu phantasiren, ohne ihn, wie es seyn sollte, in sich aufzunehmen und an ihn zu glauben. Namhafte Pariser Maler geben ganz naiv als Grund ihrer Vorliebe für Sujets aus dem alten Testamente die Ueberzeugung an, daß diese bei allem Wechsel der Moden und Ansichten stets interessant blieben und hinsichtlich der Kostüme besonders vortheilhaft wären. Für wen aber die biblischen Sujets nichts weiter als interessant und vortheilhaft für das Kostüm sind, dem dürfte ihre würdige Darstellung sicher mißlingen. Und das bewährt sich denn auch in der That bei den meisten biblischen Gemälden der Franzosen. Bei allen Vollkommenheiten des Effekts und des Machwerks fehlen ihnen gerade die Hauptrequisite — Einfalt des Gemüths

und Weihe des Glaubens, — und wo diese sich geltend machen wollen, sind sie erkünstelt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, April.

(Fortsezung.)

Carneval. Leistungen der archäographischen Expedition.

Wir kehren zum Admiralitätsplatze zurück. Bei den Eisbergen und Schaukeln herrscht das regste Leben. Dutzende von Schlitten fliegen von den erstern hinunter, in den lezstern sizen Männer, Weiber und Kinder gedrängt übereinander und lassen sich entweder durch Menschen oder durch Pferde herumtreiben. Diese Vergnügungen kosten im Vergleich zum Schauspiel in den Baracken nur eine Kleinigkeit und werden von den Volksklassen leidenschaftlich geliebt. Was nicht von den Bergen rutscht, postirt sich als Zuschauer an der Barriere, und findet hier stundenlang Unterhaltung. Die Kühnheit, Geschicklichkeit, Gewandtheit, womit der gemeine Mann die spiegelglatte Fläche pfeilschnell hinabfliegt, auf einem höchst einfach construirten Schlitten, wobei er selten allein ist, sondern in der Regel sein Liebchen zwischen den Knien sizen, ja wohl gar noch einen Rivalen hinten auf dem Rücken hat, erscheint wirklich staunenswerth. Unterdessen haben sich auch eine Menge Herumträger mit Nüssen, gesottenen Eiern, gepreßtem Ikra, Kalatschen (eine Art großer Kringel von Mehl und Wasser), Meth und Quas eingefunden; die Volksmenge fängt an die Bedürfnisse des Magens zu spüren; den stärksten Absaz finden die Nuß- und Methverkäufer, andere halten sich an Eier, gepreßten Caviar und Quas, haben so ihren Mittag gehalten und sind bis zum Nachtessen gesättigt. Man muß sich oft wundern, wie einfach und gering die Kost unsers gemeinen Mannes ist, wenn man dabei seine stets starke Constitution und sein blühendes Aussehn bedenkt. Bei den meisten hat indessen die karge Kost im erwähnten Sparsamkeitstrieb ihren Grund. Daß man in den spätern Tagesstunden in allen Straßen eine Menge Trunkener, theils noch auf eigenen Füßen wankend, theils von Andern geleitet, nach Hause kehren sieht, fällt uns Einheimischen gar nicht mehr auf. Denn der gemeine Russe wird von dem Wahne beherrscht, er könne keines seiner Feste würdig begehn, wenn er nicht dem Bacchus in vollem Maaße opfere. Am Montag nach der Carnevalswoche beginnen die großen, sieben Wochen dauernden griechischen Fasten. Am Morgen dieses Tages ist der Admiralitätsplatz wie durch Zauber umgewandelt. Wo wenige Stunden zuvor noch die rauschendste Freude herrschte, gewahrt man jezt allgemeine Zerstörung, und nach drei Tagen ist jede Spur der Zurüstungen verschwunden. Das Volk sieht gelassen zu, wie die Gegenstände, an welchen es sich noch vor wenigen Stunden so sehr ergözte, in Trümmer gehen; es fühlt selbst keinen Trieb mehr, seine Lust zu erneuern, wenn sie ihm auch von der Regierung gestattet würde. Die Religion hat von diesem Tage an die Freude verpönt, und ihre Gebote zähmen es mitten in seiner wildesten Lust. Nachdem der gemeine Mann während der Carnevalswoche Sinnengenüssen aller Art gefröhnt hat, ist er plözlich mit diesem Tage auf das strengste Fasten verwiesen. In der ersten Woche besteht seine Nahrung fast nur aus einigem Gemüse, und man muß sich wirklich wundern, wie er sich so sieben Wochen durch zu erhalten vermag, und dabei geht er in froher, gemüthlicher Stimmung seinen Arbeiten nach. Ein großer Trost bleibt ihm bei seinen harten Entbehrungen: den Branntwein haben ihm die Fasten nicht verboten, und er darf nach wie zuvor der Flasche zusprechen.

Bekanntlich fertigte unsere Akademie der Wissenschaften im Jahr 1829 eine besondere archäographische Expedition, bestehend aus den Herren Strojew und Berednikow, zur Bereisung Rußlands ab, welche die Aufgabe hatte, alle alten Bibliotheken und Archive zu besuchen, und aus ihnen die wichtigsten Denkmäler in Beziehung auf vaterländische Geschichte, Diplomatik, Jurisprudenz ꝛc. zu sammeln. Während sechs Jahren hat diese Expedition 14 Gouvernements des Reichs besucht, gegen 200 Bibliotheken und Archive, theils der weltlichen, theils der geistlichen Jurisdiktion angehörend, besehen und für ihre Zwecke nach Möglichkeit ausgebeutet. Die Hauptbibliotheken befanden sich in den Klöstern. In jener Rücksicht zeichneten sich durch Reichhaltigkeit derselben vor andern aus: das Synodalkloster in Moskau, das Sophienkloster in Nowgorod, das Troizwo-Sergiewsche, 60 Werste von Moskau entfernt, das Solowezkische bei Archangel. In jedem fanden unsere Archäographen einige hundert Manuscripte, die sie benuzen konnten. Nur die wenigsten gehörten indessen der ersten Epoche der slavisch-russischen Literatur an, die meisten dem 15ten, 16ten und 17ten Jahrhundert. Die Klöster erhielten den größten Theil ihrer Büchersammlungen durch Personen, die zum Mönchthum übergingen und bei ihrem Abscheiden dem Kloster, in dem sie ihre lezten Lebensjahre verbracht hatten, dieselben schenkten. Durch die vorherrschende Neigung der Mönche, kirchliche und andere Manuscripte fleißig zu copiren, vermehrten sich die Klosterbibliotheken ebenfalls ansehnlich. Bemerkenswerth bleibt es, daß in den Klosterarchiven selbst die ältesten Urkunden ganz und unverlezt waren, während sich bei den weltlichen Behörden keine einzige aus einer frühern Epoche als aus dem 17ten Jahrhundert vorfand. Die leztern Sammlungen waren meistens Ueberbleibsel der wojewodschen Kanzleien und der Landdirectionen, die bei der allgemeinen Reform der Civilbehörden zu Anfange des 18ten Jahrhunderts außer Kraft gesezt wurden. — Sibirien, im vorigen Jahrhundert vom Akademiker Müller einer archäologischen Musterung unterworfen, so wie die südlichen Gouvernements, blieben von diesen Forschungen ausgeschlossen. Die Bereisung der westlichen liegt der Expedition nun zunächst vor, ist aber von der Regierung vorläufig aufgeschoben worden. Die vorgefundenen Schriften bestanden theils in Reichsakten, Diplomen, Ukasen, gesezlichen Instructionen ꝛc., theils in Werken aus der slavisch-russischen Literatur. Die Expedition sonderte diese verschiedenartigen Materialien streng ab; nächstdem sammelte sie eine Menge in die kirchlichen Alterthümer, die Diplomatik, Paläographie ꝛc. einschlagende Notizen. Die wichtigsten ihrer Aktenstücke legte sie im Jahr 1834 der Akademie vor. Der Kaiser befahl, bei dem Departement der Volksaufklärung eine besondere Commission zu organisiren, welche ohne Verzug zur Herausgabe dieser Aktensammlung zu schreiten hätte. Diese supplirte die aufgefundenen Akten mit Auszügen aus Handschriften, die sich in den hiesigen Bibliotheken, der öffentlichen Kaiserlichen, der der Eremitage, der Akademie der Wissenschaften und des Rumänzow'schen Museums vorfanden und fügte der Sammlung noch an 110 in den genannten Bibliotheken neuaufgefundene Urkunden hinzu, welche nun überhaupt 1420 Nummern zählt und unter spezieller Aufsicht der Commission gedruckt, in vier Bänden erschienen und Jedermann zugänglich geworden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 111.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Miltwoch, den 10. Mai 1837.

Wie sehr die Hervorbringungen der bildenden Künste das geistige Leben der Zeit abspiegeln, kann man besonders bei den alljährlichen Kunstausstellungen sehen. — Nicht zu verkennen ist eine sehr große technische Fertigkeit, welcher aber meist die Schöpferkraft, das poetische Princip mangelt: man wähnt zuweilen den Teufel der h. Therese zu sehen, welcher Alles vermag, nur nicht zu lieben.

. . . . ℓ

Paris im Jahr 1836.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Den zweiten Passus entlehne ich der Hannöver'schen Zeitung, Jahrg. 1837, Nr. 62. „Diese politische Bewegung ist der Kunstübung nie förderlich gewesen. Der Moment, dessen Erfassen und Genießen, ist Alles in den Zeiten, die sie beherrscht; jede geistige Richtung geht unter im Materiellen; Alles bewegt sich nach Außen, und nur dahin, weil es einzig auf diese Weise sich geltend machen, wirken und damit genießen kann. Wo aber die Bewegung stark ist, da sind es auch ihre Produktionen; wie im Guten, so im Schlechten, sind sie kräftig, vollkommen und ganz. Bei solcher bewegten äußeren Richtung aber kann die höhere Kunst, die ein stilles, inneres Gemüthsleben als erstes Bedingniß verlangt, nie gedeihen. Es tritt ein anderes aus ihr hervor, das sich mit jener nie verträgt, dennoch aber, wie jede ganze Erscheinung, aller Achtung werth ist. Wie ein Franzose mit entschiedener Sicherheit in's Leben schreitet, so geht er auch an die Kunst. Er zweifelt nicht; er weiß, was er muß — wirken; er will — und die Wirkung ist sein. Diese Sicherheit ist es auch vorzüglich, die ihn zum Herrn dessen macht, was immer der kecken Kraft weicht, zum Herrn des Materials. Das ist allerdings ein Großes, aber das Wesen der Kunst ist nicht allein darin begründet. — Was dem Franzosen abgeht, das ist einmal der zur Kunst nothwendige tiefe Ernst, und dann die innere Freudigkeit des Schaffens: er schafft nicht, weil er muß, aus innerem Drange, sondern weil er dadurch Herr der äußern Nothwendigkeit wird und es ihn und andere vergnügt. Während ein fleißiger Deutscher vor seiner Leinwand sizt, sich abhärmt, fastet und betet, jeden Strich bedenkt, den er machen könnte, oder würde, oder müßte, und vor Scrupeln nicht weiß wo aus noch ein, geht solch ein Franzose ganz zuversichtlich an's Werk und streicht gleich ein paar Fuß mit den buntesten, schönsten Farben an, riskirt die halsbrecherischsten Pinselstriche, amusirt sich vor Allem ganz vortrefflich und läßt es sich nicht einfallen, daß es später dem Beschauer vor seinem Werke anders geben könne; und das ist Alles, was er verlangt. Er weiß, wie gesagt, daß es wirken müsse — wie? das ist ihm sehr gleich. Darum ist es ihm auch gleich, ob er ein Aquarellbildchen von einigen Zollen oder ein wandgroßes Gemälde macht: es ist ihm nur im Maße verschieden.

Daß es Ausnahmen, sehr rühmliche Ausnahmen gibt, ist keine Frage; aber sie bestätigen ja eben die Regel. Und daß die Besseren die Schwäche ihrer Nation fühlen und anerkennen, beweist eine Aeußerung von Gérard, einem der ausgezeichnetsten französischen Maler, der, mit Leib und Seele seinem Volk angehörend, dasselbe

gewiß nicht ohne Grund gegen ein anderes heruntersezte. Er sagte kurz vor seinem Tode einem Deutschen: l'art est impossible chez nous; le Français est un peuple immoral, et où il n'y a pas de moralité, l'art est impossible. C'est à vous, c'est en Allemagne que l'art est allé! voilà un peuple vierge! — Dasselbe Gefühl ist es ohne Frage, was vielen, nicht einmal besonders begabten Deutschen in der neuesten Zeit große Anerkennung in Frankreich verschafft hat. Die deutsche Tiefe war es, die sie mitbrachten, die einem Gefühl begegnete, welches gottlob in keiner Menschenbrust, Zeit und Verhältnisse seyen welche sie wollen, ganz auszurotten ist."

Als Corollarium zu diesen Andeutungen über den Charakter der französischen Kunst füge ich noch folgende aphoristische Bemerkungen bei. — Die den meisten französischen Malern eigene Herrschaft über die Technik besticht den Deutschen Anfangs in einem solchen Grade, daß er die großen Mängel, für welche jene Virtuosität denn doch keinen Ersatz leistet, ganz übersieht und vergißt. In Vergleich zu den Franzosen sollte man glauben, daß kein Deutscher malen könne. Nirgends eine Spur, daß der Maler sich gequält hätte (das thut er auch nicht), allenthalben eine dreiste, sichere, breite Behandlung, nirgends Aengstliches oder Gelecktes; im Gegentheil, die meisten Bilder haben etwas Skizzenhaftes und Unvollendetes, das ihnen aber einen eigenen Reiz verleiht. Das Vergnügen, das man an dieser geistreichen Skizzenhaftigkeit empfindet, verliert sich jedoch bald und macht oft einem wahren Widerwillen Platz, wenn man sieht, welch große Menge von Bildern so ist, und daß diese Bilder doch nicht Skizzen seyn sollen, die durch das Unvollendete, geistreich Hingeworfene, ich möchte sagen Jungfräuliche der ersten Conception so sehr reizen und anregen, daß es nicht solche Skizzen, sondern fertige Bilder seyn sollen, und daß jener Reiz deßhalb nur ein künstlicher, ein erborgter ist, der mangelnde Eigenschaften verbergen soll, der zwar für den Augenblick bestechen, aber nicht dauernd fesseln kann. Sehr selten, daß man ein Bild fertig nennen könnte; es sieht meist aus, als hätte der Maler nur recht schnell abkommen wollen, was auch wohl der Fall seyn mag. Wenn der hiesige Künstler — ich rede von der Mehrzahl — ein solches halbfertiges Bild gibt, dem das Flüchtige, Skizzenhafte ein geistreiches Ansehen verleiht, so gibt er damit Alles, was er hat, was er kann; das Bild trügt aber durch jenen geistreichen Anstrich dermaßen, daß man meint, wenn der Künstler nur eben gewollt hätte, würde er etwas ganz Außerordentliches haben geben können, nur Schade, daß er gerade nicht gewollt. Man meint, er habe mit seinen Vermögen hausgehalten, habe nur den Leuten nicht die Luft verderben wollen, Bilder bei ihm zu bestellen; denn wäre das Bild so beschaffen, daß man sieht, der Mann hat sein Bestes gethan und gegeben, wer wollte dann bei ihm für die Folge ein Bild bestellen, von dem man im Voraus glauben müßte, daß es schlechter seyn würde als das gegenwärtige? — Wegen der nur skizzirenden, flüchtigen Virtuosität der Mehrzahl französischer Künstler sind gerade ihre Aquarelle so vortrefflich und reizend; denn von diesen erwartet und will man weiter nichts als Skizze, nichts als eine flüchtig hingeworfene geistreiche Composition, welche die inneren Bezüge des Stoffs nicht erschöpft, nur effeurirt. Ueber die so häufig nur skizzirende und deßhalb trügerische Thätigkeit der französischen Maler beklagt sich schon Diderot in seiner Kritik des Salons von 1765. Er stellt dabei auf seine Weise höchst geistreiche, wenn auch oft sophistische Betrachtungen an, und erzählt dazu Geschichten, die nicht besser passen können, die man aber nicht weiter erzählen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Der Einfluß der Normandie auf das Geschick Frankreichs tritt auch später noch mehrere Male klar in der Geschichte hervor; und zwar zuerst in den Kämpfen zwischen England und Frankreich, die von 1339 an über 120 Jahre wütheten; dann aber besonders zur Zeit der Reformation. Nirgends in Frankreich fand die Reformation so viele und so ergebene Anhänger als in der Normandie; der selbstständige Geist des Volks, der sich durch Jahrhunderte hindurch erhalten hatte, der blühende Zustand der Provinz, der dem Volke Zeit ließ, über sich selbst und seinen Glauben nachzudenken, der verhältnißmäßig hohe Bildungsstand des ganzen Landes, endlich die geistige Verwandtschaft mit den Ländern, die zuerst sich für die Kirchenreform erklärt hatten, mußten in diesem Theile Frankreichs den Anhängern der Reformation Eingang und Schüler verschaffen, und bald war die Mehrzahl des Volkes derselben gewonnen. Dann aber begannen die Verfolgungen. Das Parlament zu Rouen war Marias von Medicis Mordwerkzeug, und schleuderte seine Brandfackeln in das ganze Land nach allen Seiten hin, wo ein Gedanke aufzutauchen wagte. Coligny flehte im Namen der unglücklichen Normannen zu den Füßen Franz II. um die Gnade der Geistesfreiheit, und die Antwort, die er erhielt, waren neue Scheiterhaufen, neues Jammergeschrei der unglücklichen Opfer in der Normandie. Da erhob sich das Volk, und das Parlament mußte aus Rouen fliehen und schlug seinen Sitz in Louviers auf. Rouen aber wurde von den königlichen Truppen belagert, mit Sturm genommen, und die Anhänger der

neuen Lehre beſiegelten dieſelbe abermals mit ihrem Blute. Condé und Coligny fanden die Kämpfer, mit welchen ſie bald dem Könige Geſetze vorſchreiben ſollten, in der Normandie, und der Leztere beherrſchte die ganze Provinz von Caen aus, bis der Friede von Amboiſe beide Heere vereinigte, um gemeinſchaftlich die Engländer aus Havre zu vertreiben. Die Bartholomäusnacht machte endlich Alles ſtill, und fortan wurden in Frankreich nur noch Nachklänge des Kampfs zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus gehört, die zulezt in einem größern Kampfe verhallten, der in der Schule begann und von hier aus auf die Rednerbühne, den Wahlplaz und die Guillotine überging, und wer weiß wo dereinſt endigen wird. Wie ſehr aber der Proteſtantismus in der Normandie Wurzel gefaßt hatte, beweiſt der Umſtand, daß nach der Aufhebung des Edikts von Nantes nicht weniger als 185,000 Normannen auswanderten und über 26,000 Wohnungen leer ließen.

Die Geſchichte der Normandie zeigt uns eine Wahrheit, auf die wir oft in der Geſchichte der neuen Zeit ſtoßen: hier vor Allem beurkundet ſich der Beruf des germaniſchen Prinzips als der Weltpropaganda dieſer Zeit. Mit Feuer und Schwert treten die Söhne des Nordens hier auf, und Anfangs ſehen wir Nichts als Zerſtörung, und die Menſchheit ſtößt einen Jammerruf aus, als ob die Geißel Gottes über ſie gekommen. Aber noch ſind die Trümmer der unter ihrem Fuße zuſammengebrochenen Städte nicht aufgeräumt, noch rauchen die niedergebrannten Wohnungen, und wir ſehen die Keime einer andern Zukunft, die Keime der Freiheit und des Wohlſtandes aus der Erde ſprießen, und der Hülferuf der geſcheuchten Menſchheit war nur der Vorbote des Freudenjubels oder des ſtillen Wohlbehagens der nächſten Nachkommen. Die Geſchichte der Normandie ſcheint aber auch die Unfähigkeit des germaniſchen Prinzips, einen bleibenden Staat zu begründen, zu beſtätigen. Allerdings verſchwand die Normandie als ſolche nach ein paar Jahrhunderten aus der Geſchichte, und tauchte in der von Frankreich unter. Bedenkt man aber, daß ihr Fortbeſtehen nur deßwegen unmöglich war, weil ſie eine Kolonie von England wurde und die hieraus entſtehenden Verhältniſſe den Blick und das Intereſſe eines großen Theils der Einwohner der Normandie von England ab und nach Frankreich hinlenkten, daß endlich die gräßliche Einfalt eines Johann ohne Land wohl mehr als Alles, was als germaniſches Prinzip in der Normandie keimte, die Urſache der Wiedervereinigung des Landes mit Frankreich iſt, ſo hört ſie auf, ein Beweis für dieſe Anſicht zu ſeyn. England dagegen iſt ein Beweis für das Gegentheil, für die ſchaffende und erhaltende Kraft des germaniſchen Prinzips. Die urdeutſchen Inſtitutionen haben hier den vollſtändigſten Sieg davon getragen, und was Fremdes in den engliſchen Geſetzen geblieben iſt, war nicht im Stande, jene aufzuwiegen oder ſie in ihrem Fortſchritte zu hindern.

In Deutſchland ſelbſt und in den zunächſt aus dem Untergange Roms hervorgegangenen germaniſchen Staaten hat nur das Schwert die Römer beſiegt, nie das germaniſche Princip bleibend das römiſche. Das Kaiſerthum, das ganze Geſetzesgebäude in Deutſchland waren ſtets mehr römiſch als germaniſch, und wenn hier ſich eine Unfruchtbarkeit gezeigt hat, ſo iſt dies nur die Folge einer Ehe zwiſchen Gattungen, die ſich fremd ſind und nicht miteinander zeugen können; nur die Folge des fortbeſtehenden Kampfes zwiſchen Rom und Germanien, der die Kräfte abſorbirt und an keine neuen Schöpfungen denken läßt. In Frankreich war dies lange ebenfalls der Fall; aber endlich beſiegte, wie die römiſche Sprache die ſpäter eingewanderte, ſo auch das römiſche Princip das germaniſche. Erſt am Ende des vorigen Jahrhunderts trat das leztere wieder in die Schranken, und es war mehr als eine Aefferei, wenn Napoleon an Carl den Großen dachte. Der Kampf dauert fort; wie er enden wird, wiſſen die unterirdiſchen Mächte, die den Faden des Geſchicks ſpinnen. Aber ſchon dieſer zweitauſendjährige Kampf zeugt wenigſtens für die innere Lebenskraft des deutſchen Geiſtes.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, April.

Literariſche Thätigkeit.

Wer die hieſigen Verhältniſſe nicht kennt, möchte ſich billig darüber wundern, daß Rom in literariſcher Hinſicht ſo gar wenig produzirt. Wir wollen die literariſche Thätigkeit in Italien im Allgemeinen nicht höher anſchlagen, als ſie wirklich verdient; wir leugnen nicht, daß ſie der in Frankreich, in England, in Deutſchland bei weitem nachſteht, daß ein großer Theil deſſen, was die italieniſchen Preſſen hervorbringen, in unaufhörlichen und bald zum Maculaturwerden verurtheilten neuen Auflagen und Nachdrücken beſteht; aber es wäre eine ſchreiende Ungerechtigkeit, wenn man das, was in der Lombardei, im Piemonteſiſchen, in Toskana, ſelbſt in Neapel geſchieht, verkennen wollte. In Rom und im Kirchenſtaate (ſeit einigen Jahren ſelbſt Bologna nicht ausgenommen) wird indeß faſt gar nichts produzirt, ſelbſt die bloß materielle Thätigkeit der Druckereien fehlt. Rom beſizt gegenwärtig nicht einen einzigen Dichter von einigem Ruf, geſchweige denn einen Mann, der ſich mit Manzoni oder Niccolini, oder auch nur mit Pellico, Groſſi, Roſſini vergleichen ließe. Auch die Hiſtoriographie iſt übel daran: zu nennen iſt der einzige Coppi, gewiſſenhaft und fleißig, aber mehr Sammler und Ordner, denn ſelbſtſtändiger Autor. Von geographiſchen und ſtatiſtiſchen Wiſſenſchaften iſt nicht die Rede. Im Fache der Naturwiſſenſchaften iſt eigentlich nur der Fürſt von Muſignano (Carl Lujian Bonaparte) thätig; er iſt ein begüterter Mann, und lithographirt und druckt auf eigene Koſten in ſeiner Villa ſein großes Werk über die Fauna Italiens. An alte claſſiſche Literatur

wird auch nicht viel gedacht, so wie Italien sich überhaupt mit Nachdrücken der Autoren in usum Delphini oder den in Turin erscheinenden bedrift. Ein weißer Rabe ist der Vitruv des Marquis Marini, ein Prachtwerk in vier Quartbänden, zu dessen Herausgabe der Genannte eine eigene Druckerei, Kupferdruckerei und andere Ateliers im Palazzo Pio, dem alten Pompejustheater, anlegte, und mit seltener Aufopferung 50.000 Scudi verwandte, die ihm wohl nur zum Theil durch den Debit zurückkehren dürften. — Die Fächer, worin noch irgend etwas gearbeitet wird, sind Archäologie und lokale Literatur. Zu lezterer hat der Italiener von jeher Neigung gehabt; in der erstern ist es seit Fea's Tode ziemlich stille geworden. Am fleißigsten ist Nibby, der eben jezt ein dreibändiges Werk über die Campagna und die umliegenden Gegenden der Volsker, Sabiner u. s. w. als Begleiter der bekannten Gellschen Karte drucken läßt, von dem man erwarten darf, daß es viel Gutes enthalten und manche Irrthümer seines vielbenuzten Viaggio antiquario von 1819 verbessern werde. Der Fürst v. Arsoli hat ein Buch über die jezt seiner Familie (Massimi) gehörende Villa Montalto-Negroni bei den Diocletianischen Thermen, Felix Peretti's (Sixtus V.) jezt ziemlich verwahrloste Schöpfung, geschrieben, und darin manche interessante Notizen über diesen hochliegenden Theil der Stadt, über dessen Zustand vor der Zeit des großen Papstes, dem er seine Regeneration verdankt, und die von demselben dort vorgenommene totale Umwandlung, nebst vielen Dokumenten und Inschriften mittheilt. Von Wichtigkeit ist auch die Schrift von Promis über Alba (Antichità di Alba Fucense), den Schauplatz des lezten Kampfes der Hohenstaufen. Kupferstichwerke, wie die von Pistolesi und Guerra über den Vatican, das über die Basiliken des Lateran, St. Maria Maggiore u. s. w., gehen ihren Gang fort, lassen aber in der Ausführung gar zu viel zu wünschen übrig. Auf Kosten der Regierung wird ein Werk über die sämmtlichen Obelisken Roms erscheinen, was bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kunde von den Hieroglyphen sehr dankenswerth ist, da man sich des Zoegaschen Buches doch nur in einzelnen Theilen bedienen kann. — Das unübersteigbare Hinderniß, welches sich hier der literarischen Thätigkeit in den Weg stellt, ist die Censur; denn das andere, welches große Unternehmungen fast unmöglich macht, der Nachdruck, besteht auch im übrigen Italien. Mit der Censur hat man aber schweren Stand, sobald es sich von etwas Anderm als Antiquitäten handelt. So kommt es, daß z. B. die vom Grafen Alberti veranstaltete Sammlung von Dokumenten zur Geschichte Torquato Tasso's und des Hofes von Ferrara anderwärts (in Lucca) gedruckt werden muß. In Toskana schlug man, ehe auch dort die Censur strenger wurde (vor 1830), in zweifelhaften Fällen einen Mittelweg ein: man druckte auf den Titel die Firma: Lugano oder Capolago, oder schlechtweg Italia, wie auf Ausgaben des Machiavell, des Botta und andern höchst gefährlichen Büchern. — Auf die in Rom erscheinenden Zeitschriften übt die Censur bei weitem den nachtheiligsten Einfluß aus. Wir wissen freilich nicht, ob das alte Giornale arcadico ohne sie besser seyn würde; gewiß ist, daß es jezt nur mit Mühe fortbesteht. Das Album, eine Art Pfennigmagazin, ist wohl eines der bessern in seiner Art, namentlich was die Abbildungen betrifft. Auch zählt es unter seinen Mitarbeitern manche geachtete Namen; aber hier glaubt man tausend Rücksichten beobachten zu müssen, ehe man seine Meinung über etwas ausspricht; daher die völlige Farblosigkeit. Der Abate de Luca gibt Annali delle Scienze religiose heraus, denen es nicht an einzelnen gutgeschriebenen Artikeln mangelt.

(Die Fortsezung folgt.)

St. Petersburg, April.

(Beschluß.)

Literatur. Memoiren des Fräulein Durow.

Ueber Diplomatik, politische Geschichte, kirchliche Verfassung, Gesezkunde, Staatsorganisation des alten Rußlands, vom 14ten bis zum Anfang des 18ten Jahrhunderts enthält diese Sammlung schäzbare Beiträge, die den künftigen Geschichtschreibern Rußlands wichtige Hülfsmittel zur Aufhellung der bisher in so tiefes Dunkel gehüllten alten Geschichte dieses Staats an die Hand geben. Mit lebhaften Farben finden sich in derselben die Administrativ- und Gerichtsverfassung, die Art der Steuererhebung, der Handel, die Industrie, ja selbst das Volksleben geschildert. Auch zur Kunde der alten slavischen Sprache trägt diese Urkundensammlung viel bei. — Nächstens werden nun die Herren Sirojew und Berednikow ihre Reise in die westlichen Gouvernements des Reichs antreten, die in dieser Hinsicht noch gar nicht erforscht sind. So wird also die im Ministerium des öffentlichen Unterrichts niedergesezte Kommission für die ersten Jahre hinlänglich beschäftigt seyn. Dessenungeachtet gedenkt sie ehestens ein großes Werk zu unternehmen, nämlich die systematisch geordnete Herausgabe unserer alten geschichtlichen Jahrbücher und aller andern vaterländischen Geschichtsquellen. — Die seit anderthalb Jahren vom Hofrath Semenow unternommene Uebertragung aller fremden Schriftsteller, die über Rußland seit dem 15ten bis zum Anfang des 18ten Jahrhunderts geschrieben haben, ist ein zweites wichtiges Hülfsmittel zur Erweiterung unserer Kenntnisse über die Geschichte, Geographie, Statistik und das Volksleben des alten Rußlands. Da über hundert solcher Schriftsteller gesammelt wurden, so wird dieses Werk, welches unter dem Titel: Bibliothek der fremden, über Rußland handelnden Schriftsteller erscheint, zwölf Bände fassen. Der erste Band ist bereits erschienen. Ihn füllen Barbaro, Kontarini, Kampense und Paul Jovian; sie gehören mit zu den interessantesten Schriftstellern über Rußland. Jedem Aufsaz hat der Redakteur erläuternde Bemerkungen, die vorzüglich zur Aufklärung der von den Ausländern größtentheils sehr verdrehten Eigennamen dienen sollen, beigefügt. Den sehr genauen Uebersezungen sind stets die ganz unverlezt gelassenen Originaltexte angehängt. — Bei der gegenwärtigen auffallenden Armuth der russischen Literatur an gehaltvollen Erzeugnissen, machen die Memoiren eines Fräulein Durow großes Aufsehen. Unfreundliche Lebensverhältnisse zwangen Fräulein Durow, im fünfzehnten Lebensjahr unter dem veränderten Namen eines Herrn von Alexandrow Dienste in der Kavallerie zu nehmen. Sie wohnte mit der ganzen Armee den Feldzügen von 1806 und 7, wie den unweit merkwürdigern von 1812, 13 und 14 bei, und bezeugte in mehreren Rencontres mit dem Feinde ungewöhnlichen persönlichen Muth und Tapferkeit. Ihr Geschlecht ward endlich erkannt. Der verewigte Kaiser Alexander, dies vernehmend, gewährte ihr eine huldvolle Audienz, überhäufte sie mit den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen, erlaubte ihr, seinen Namen zu tragen, und hing ihr mit höchsteigener Hand den militärischen Verdienstorden des St. Georgenkreuzes um. Nach erfolgtem Frieden nahm sie im Range des Staberittmeisters mit Verleihung einer jährlichen Leibrente ihren Abschied. Sie privatisirt jezt in unserer Mitte, und zeigt sich öffentlich nur im männlichen Costüme. Man kann sich denken, daß diese zwei Bände umfassenden Memoiren für's vaterländische Publikum das größte Interesse haben, da der lezte dreijährige Feldzug reich an den wichtigsten Ereignissen war, und das Geschlecht der Heldin eine Menge der seltsamsten Situationen herbeigeführt hat.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 112.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 11. Mai 1837.

— Ville roturière, ville d'hier, sans souvenirs et sans noblesse.

Jouy.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Den 16ten März.

Havre.

Man braucht sich nur den Plan von Havre anzusehen, um sich gleich zu überzeugen, daß es eine neue Stadt ist. Die Straßen sind meist nach der Schnur gemessen und geregelt, und so baut man nur in neuerer Zeit, oder besser, so baut man nur, wenn man Städte anlegt und sie sich nicht — um in einem mir gerade jezt nahe liegenden Bilde zu sprechen — angeschwemmt haben. Die alten Städte entstanden, indem man erst ein Haus an diese oder jene Stelle baute, dann wieder eines, und so fort, bis endlich ein Dorf, ein Flecken, eine Stadt daraus wurde. In der neuern Zeit ist es oft der Gedanke eines Einzelnen, der eine Stadt schafft und dann sie gleich in regelrechter Form baut. — Franz I. ist der Gründer von Havre, an dessen Stelle vorher nur einzelne Fischerhütten standen. Er wollte in dieser Stadt eine Vormauer gegen die Einfälle der Engländer in die Normandie errichten, was ihm auch theilweise gelungen zu seyn scheint, denn mehrmals wurde Havre von den Engländern vergebens beschossen. Eine andere Absicht, die er bei der Erbauung der neuen Stadt hatte, ist dagegen gänzlich fehlgeschlagen. Die Stadt sollte François-ville heißen und seinen Namen somit verewigen. Aber der Zufall und das Geschick sprachen veto, und so hieß die Stadt erst Havre de Notre-Dame de Grace, dann Havre de Grace, eine Zeitlang gar Havre de Marat — so spielt das Geschick mitunter: Franz I., Notre-Dame de Grace und Marat! — und endlich schlichtweg Havre, was wohl der bezeichnendste Name ist. Gegenwärtig ist zum zweiten Male eine Vergrößerung der Stadt nothwendig geworden, und es wird sicher nicht lange dauern, bis man wieder, wie unter Ludwig XVI., die Ringmauern niederreißt, um dem Handel größeren Spielraum zu geben. Ueberhaupt ist es für den Handel in Havre lästig, daß die Stadt eine Festung ist.

Es gibt große und viele Bücher über die Geschichte von Havre. Aber man braucht nur die Straßen zu durchziehen, um sich zu überzeugen, daß diese glatten Häuser und Häuschen keine Geschichte haben. Es geht Havre wie dem schlichten Manne, von dem die Nachbarn nichts Gutes und nichts Böses zu sagen wissen, wie dem braven Könige, von dem die Nachwelt kaum den Namen kennt. Die Geschichte ist überhaupt meist nur die Chronique scandaleuse der Welt, sie weiß nur, daß sich dort ein paar Völker, von falschen Freunden gehezt, in den Haaren gelegen haben, hier eine Maitresse Millionen verpraßt, dort ein Minister das Volk und den Fürsten in endloses Unglück gestürzt, und dort ein Eroberer sich einen Triumphbogen

aus Schädeln gebaut hat. Was darüber hinaus geht, iſt ſelten der Rede werth befunden worden. Havre hat nur wenige ſolcher Scandaloſa oder ſogenannten hiſtoriſchen Ereigniſſe erlebt. Während der Hugenottenkriege wurde es von den Anhängern des neuen Glaubens, oder des übertünchten alten Glaubens — der mich ſtets an einen roth und weiß bemalten gothiſchen Dom erinnerte — an die Engländer abgetreten, was ſie aber dadurch wieder gut machten, daß ſie nach dem Frieden mit ihren Glaubensfeinden gemeinſam auf die Fremden losgingen und Havre für Frankreich wieder erobern halfen. Dann wurde Havre noch ein paar Mal belagert, und einmal wurden ein paar Prinzen in die von Richelieu gebaute Citadelle geſperrt. Das iſt aber auch ungefähr Alles, was ſich in Havre geſchichtlich Merkwürdiges ereignete. Der Reſt ſeiner Geſchichte dreht ſich um ein paar tauſend, auf ſeinen Werften gebaute Kriegs- und Handelsſchiffe, um ſo und ſo viel Ballen Baumwolle, ſo und ſo viel Kiſten Zucker, ſo und ſo viel Fäſſer Wallfiſchthran und andere höchſt friedliche, unhiſtoriſche Sachen und Ereigniſſe.

Wenn man die Straßen der Stadt durchzieht, ſo wird es einem noch klarer, daß ſie nicht alt iſt. Die lezten Jahrhunderte ſeit Franz I. waren ſo flach, ſo proſaiſch und gehaltlos, wie keine vorher. Alle großen Intereſſen, das Volk, die Kirche, der Glaube waren aus der Geſchichte abgetreten oder rangen den Todeskampf im Bauernkriege und in der Reformation. Von nun an machte nur die Laune eines Ludwig XIV., oder eines Höflings, oder einer begünſtigten Schönen Geſchichte, oder was man ſeit drei Jahrhunderten bis zu Ende des vorigen ſo zu nennen beliebte. Dieſe flache Gehaltloſigkeit aber theilte ſich der ganzen Welt mit, und was auch geſchah, was auch gedacht und geſprochen und ſelbſt gebaut wurde, trägt den Stempel dieſer Oede. In Havre ſteht er an jedem Hauſe, an den Kirchthüren und über dem Altare in unverkennbaren Zügen. Die Stadt iſt das Bild der Zeit, in der ſie entſtand, und wer dieſe Zeit kennt, kann, ohne ein Wort über die Geſchichte Havres geleſen zu haben, das Jahrzehend, oder wenigſtens das Jahrhundert angeben, über welches hinaus kein Haus in dieſer Stadt reicht. Unter allen öffentlichen oder Privatgebäuden der Stadt iſt kaum ein einziges, das in Bezug auf ſeine Architektur oder ſeine Geſchichte Erwähnung verdiente. Die Mairie, die Douane, das Arſenal, die Kirchen ſind ſo, wie man ſie aus dem vorigen und vorvorigen Jahrhundert allerwärts ſieht. Der Thurm Francois I., der den Eingang des Hafens wahrt, iſt nur durch ſeine koloſſalen Mauern merkwürdig, und nur durch ſeine ſchöne Ausſicht und einen Fahnentelegraphen, welcher mit den Schiffen und dem Obſervatorium auf der Hève korreſpondirt, intereſſant. Die Straßen ſind breit und ſchön, und beſonders die Rue de Paris, die lebendigſte, gewerbreichſte der Stadt, nimmt ſich Abends, wenn in ihr die Bewohner von Havre beim Scheine der Gasbeleuchtung luſtwandeln, ganz gut aus.

Das eigentliche Leben aber regt ſich auf den Quais der verſchiedenen Baſſins. Es gibt der leztern außer dem Avant-port drei: das Bassin de la Barre, das du Commerce und das du Roi. Das erſtere iſt das größte, das lezte das kleinſte. Jedes der beiden erſten kann ungefähr zweihundert Schiffe faſſen, und man ſieht in denſelben beſtändig mehrere hundert aus allen Theilen der Welt. Wer um die Baſſins herumgeht, kann ſich in die Zeiten der babyloniſchen Sprachverwirrung verſezt glauben. Hier flucht ein Engländer oder ein Deutſcher; dort ſingt ein Spanier oder ein Italiener ein Lied; hier wieder die kräftige Stimme eines Schweden, und dort die Nebelſprache eines Holländers. Weß Landes man auch ſey, man kann ſicher ſeyn, hier heimathliche Töne zu hören. Und wie wimmelt es auf dieſen Quais! In dem Vorhafen kommen die Fiſcherkähne und die Dampfſchiffe an oder fahren ab; da laufen die Abreiſenden hinzu, da kommen die Freunde den ankommenden Reiſenden entgegen, und haben ihre liebe Noth, ſie aus den Händen der Packträger loszuwinden. Die Fiſcher tragen ihre Netze herbei, oder laden die Frucht des Tages aus. Auf den Quais des Baſſins de la Barre wird beſtändig aus- und eingeladen, und tauſend Hände ſind beſchäftigt und regen ſich im Takte nach dem eintönigen Geſange der Matroſen. Hier ſieht man meiſt die Auswanderer, die ſchon auf dem Lande Schiffbruch gelitten zu haben ſcheinen, die Reſte ihrer Armuth in die Schiffe tragen. In dem Baſſin du Commerce werden an der Nordſeite meiſt die Wallfiſchfahrer, und weiter oben die Holzſchiffe ausgeladen, und man riecht die erſtern ſchon von Weitem, und hört bei den leztern heimathliche norddeutſche Töne. An der Südſeite iſt das Leben noch reger durch die Schiffe, die ausgebeſſert werden. Hier wird ein Schiff auf die Seite gelegt, dort hebt ſich ein anderes, ausgerüſtet zum Kampfe gegen Wellen und Wogen; aber eines der ſchönſten Schauſpiele, die man hier ſehen kann, bietet ſich dar, wenn die Schiffe gebrannt werden. Ich weiß nicht, ob das Harz, das man dazu verwendet, oder das betheerte Werg, das abgebrannt wird, oder das Meerwaſſer, das man in's Feuer ſprizt, der Flamme dieſes Farbenſpiel gibt; aber ich habe nie ſchöneres, helleres Feuer geſehen, als hier. Hausboch leckt die Flamme in den goldenen, glühenden Farben des Regenbogens an den Schiffen hinauf, wirbeln die ſchwarzen, phantaſtiſchen Dampfwolken um die Maſten. Das Feuer iſt immer eines der ſchönſten, erhabenſten Schauſpiele: es iſt Leben, es iſt Luſt, Tanz und Jubel des ſich ſeinem Körper entwindenden Feuergeiſtes; aber hier iſt die Flamme die wahre Poeſie des Feuers, und ich müßte in Flammen ſchreiben können, um ſie zu beſchreiben.

Die Quais sind die Stadt, sind die Seele ihres Lebens, und dort muß man sich umsehen, dort wohnen, wenn man einen Begriff von Havre haben will. Alle Straßen ringsum sind nur gleichsam die Vorstädte, nur die Adern, die dem Herzen das Blut zuführen. Wir sprechen noch oft von dem Herzen Havres; aber für heute genug.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Als Repräsentant des Charakters und der Thätigkeit der ganzen jetzigen französischen Malerei kann man einen Künstler ansehen, von dem ich gleich hier Einiges beibringen will, da er merkwürdigerweise dieses Jahr nichts ausgestellt hat, ich meine Horace Vernet. Er ist mit seiner ungeheuren und so unendlich vielseitigen Thätigkeit in Deutschland zu bekannt, als daß ich Sie hier noch mit Auseinandersetzung seiner Vorzüge und Fehler zu behelligen brauchte. Eine immensere Herrschaft über die äußeren Mittel — Zeichnung wie Farbe — haben wenige Maler besessen, malen kann er wie kein Lebender; aber nun producirt er auch in infinitum, er malt, was verlangt und nicht verlangt wird, religiöse, historische, Genrebilder, kurz alles Mögliche. Oft scheint er ganz zu vergessen, daß ein Bild etwas mehr seyn solle als eine bemalte Leinwand in einem vergoldeten Rahmen. Selten befriedigen seine großen Bilder, die schon vermöge ihrer Dimension einen dieser angemessenen innern Gehalt verlangen; in kleineren Bildern, namentlich Darstellungen moderner Schlachten, ist er unübertrefflich, gerade weil hier vielleicht ein solcher Gehalt am wenigsten in Anspruch genommen wird. — Geistreicheres, und, wenn man einmal das Genre gelten läßt (wie denn doch das am Ende nicht anders geht), in seiner Art Vortrefflicheres kann man nicht sehen, als den Kampf an der Barrière von Clichy (im Luxemburg), die Schlachten bei Valmy und Jemappes (in des Königs Privatsammlung im Palais-royal) und ähnliche Darstellungen. Zu bemerken ist noch, daß Vernets Bilder das unfertige Aussehen weniger haben als Arbeiten anderer Künstler, die freilich nicht so viel können als er. Vielleicht sein bestes Bild ist die (durch Kupferstiche auch in Deutschland bekannt gewordene) Beichte des verwundeten Räubers (im Besitz des Königs). Das Sujet ist interessant und anregend, und Vernet hat es vortrefflich aufgefaßt und behandelt. Zugleich hat er aber in diesem Bilde einen wahrhaft erstaunlichen Beweis seiner Meisterschaft im Helldunkel gegeben. Der Räuber liegt auf einem Karren, der von weißen Ochsen gezogen wird, die Mönche, die ihn umgeben, sind weiß gekleidet, eben so die Weibergruppe daneben. Und nun geht die ganze Scene in der Morgendämmerung vor sich, die Sonne geht eben an den Bergen des Hintergrundes auf, kein einziger ihrer Strahlen beleuchtet die Handlung im Vorgrunde, wo doch Alles bis in das Kleinste klar ist. Und in dem Schatten des Vorgrundes nun das gehäufte Weiß der Gewänder, Ochsen, Gebäude u. s. w., und im Hintergrunde der anbrechende Tag. — Daß Vernet trotz, und vielleicht wegen der früheren außerordentlichen und übertriebenen Anerkennung seines Talents, jezt hier bedeutend abgelehnt wird, hat theils darin seinen Grund, daß hier nichts lange in Gunst bleiben kann, theils in einigen andern Umständen, die zu erwähnen ich wohl später bessere Gelegenheit finde.

Da ich nun einmal von einem Künstler geredet, von dem nichts im Salon ist, der aber als Repräsentant der französischen Malerei zu bedeutend ist, als daß man ihn ignoriren dürfte (auf einige andere ausgezeichnete Künstler, die im Salon nichts haben, komme ich wohl später), so will ich hier noch diese Einleitung benutzen, um einem großen Todten meine Ehrfurcht zu bezeugen — ich rede von Leopold Robert. Seine Werke sind in Deutschland hinlänglich bekannt, ich schweige auch deßhalb davon und erwähne ihn hier hauptsächlich nur, um Sie zu bitten, von alle dem, was ich über neufranzösische Kunst etwa Ungünstiges gesagt habe, oder vielleicht noch sagen werde, durchaus nichts auf Robert zu beziehen. Bei einer Technik, die nur hier in Frankreich so meisterhaft existirt, findet sich in Roberts Werken ein geistiger Inhalt, wie er sonst bei keinem andern französischen Künstler angetroffen wird; es weht in ihnen eine Poesie, die weder diesem Lande, noch auch, möchte man sagen, dieser Zeit angehört. Es ist in Robert ein deutsches Element, so daß man wohl versucht werden könnte, ihn, den Schweizer, für Deutschland zu vindiciren; seine Kunstbildung ist jedoch eine rein französische. — Im Palais-royal befinden sich mehrere kleinere Bilder von ihm (u. a. das Begräbniß des ältesten Sohnes, des Ernährers der Familie); im Louvre das Blumenfest (der Frühling), sein berühmtestes Bild: die Schnitter (der Sommer), und beim Bankier Paturle die Fischer (der Herbst); in diesem seinem lezten Bilde klingen in die süßmelancholische Stimmung, die seine früheren Werke athmeten, schon schmerzlichere Töne hinein. — Zur höchsten Ehre der Franzosen sey es gesagt, daß sie Robert auf eine Weise anerkennen, wie sich dessen in Deutschland kein Künstler, selbst der allergrößte nicht, zu erfreuen haben würde. Roberts Tod ist ein um so größerer Verlust für die französische Kunst, als er derselben mit seinem überragenden Talente wohl ohne Zweifel besser als die andern Künstler, die sich um die Hegemonie streiten, eine andere und heilsamere Richtung gegeben haben würde, welche die Mitte gehalten hätte zwischen dem Realismus, der in Delaroche,

Delacroix u. A. seine Propheten findet, und der hier in Frankreich — wo Alles so leicht ausartet, denn Jeder geht, um den Andern zu übertreffen, einen Schritt weiter als dieser — so gefährlichen Tendenz von Ingrès.

(Schluß des ersten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Das Hydroxygengasmikroskop. Die Schröder-Devrient.

Eine so lehrreiche als angenehme Abendunterhaltung gewährt noch immer L. Döbler mit dem von Carey in London erfundenen Hydro-Oxygen-Gasmikroskop im hiesigen naturhistorischen Hörsaale. Das dabei angewendete Licht faßt die Leuchtkraft von achtzig Argandschen Lampen in sich. Sie ist so gewaltig, daß man dabei den Schatten von der Flamme eines Wachslichts deutlich wahrnehmen kann. Von 20.000 bis mehrere Millionen Mal kann ein Gegenstand mit diesem Mikroscop vergrößert werden. Welch unendliche Varietät an Größe und Gestaltung unter den schwimmenden Bewohnern eines Wassertropfens, wie unter den Geschöpfen, welche unserm Auge am Käse wie belebter Staub erscheinen! Durch das Mikroskop dem menschlichen Blicke erst zugänglich gemacht, erscheinen uns Wesen, auch mit Hülfe des Glases noch kaum erkennbar, und andere, die dem unbewaffneten Auge ebenfalls entgehen würden, in einer schon recht respektabeln Größe und zum Theil in wahrhafter Schreckensgestalt. Höchst interessant ist es zu sehen, wie diese uns ganz unbekannten Mitbewohner der Erde und des Wassers einander bald liebkosen, bald bekriegen, ja wohl gar verzehren. Besonders ergötzlich schießen die schnellen Wasserinsekten hin und her, voll Liebe und Haß, wie die Verhältnisse es mit sich bringen, worein die Natur sie zu einander setzte. Und welch ein ungeheurer Abstand zwischen den Vergrößerungen der Produkte der gewaltigen Natur und der durch die schwache Menschenhand hervorgebrachten! Während Carey's Mikroskop an einem Schmetterlingsflügel zum Prüfstein seiner Vollkommenheit wird, würdigt dieses Vergrößerungsinstrument den feinsten Spitzengrund zu einem höchst liederlich gearbeiteten Artikel herab. Am anziehendsten sind die Darstellungen der Krystallisation von Kochsalz, Baryt und Salmiak. Mit Blitzesschnelle fahren die Dünste daher, um in die regelmäßigsten, bewundernswürdigsten Krystallgestaltungen überzugehen. Des Unternehmers Zweck scheint lediglich dahin gerichtet, seinen Zuschauern den großen Gewinn der Wissenschaft durch diese neue Erfindung klar herauszuheben, und einen Kreis Gebildeter um sich zu vereinen, denen es ebenfalls um den wissenschaftlichen Ernst allein zu thun ist. Legte er es darauf an, die mehr auf angenehme Unterhaltung ausgehenden Besucher seiner Darstellungen mitzugewinnen, so müßte es ihm ein Leichtes seyn, durch größere Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der letztern alle Abende eine ungleich ansehnlichere Versammlung bei sich zu sehen. — Am Ostertage legten die Seelen aller Freunde des Gesanges, der Schauspielkunst und der Grazie tiefe Trauer an. Der Trost, daß trotz dem beharrlichen Schnee des diesjährigen Kalenderfrühlings die Nachtigallen doch nun nicht lange mehr ausbleiben könnten, wurde den Menschen durch den Ausflug unserer Schröder-Devrient nach England völlig verleidet. Es gibt hier eine ziemliche Anzahl einheimischer und fremder Virtuosen und Virtuosinnen, welchen von Kennern und Liebhabern, nach dem Grade ihrer Kunsthöhe, Würdigung und Bewunderung zu Theil wird, und der gute Geschmack, verbunden mit dem Wunsche des Genusses einer ausgezeichneten Kunstleistung, füllt Bühne und Säle, wo eine solche stattfindet. Aber die Schröder-Devrient gehört zu den wenigen Auserwählten, deren jedesmaliges Auftreten einen allgemeinen Enthusiasmus erregt. Und dieser gilt zunächst ihrem süßen, seelenvollen Gesang, dann ihrer zur hinreißendsten Natur gewordenen Schauspielkunst, dann der unwiderstehlichen Grazie einer holden Gestalt und jeder ihrer Bewegungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, April.

(Fortsetzung.)

Verkehr mit dem Auslande.

Ein großer Uebelstand für den Fremden, welcher einen längern Aufenthalt in Rom macht, ist die Schwierigkeit des literarischen Verkehrs mit dem Auslande. Inder und Douane tragen das Ihrige dazu bei, dies Uebel zu vergrößern. Nicht als ob die Maßregeln des erstern verhinderten, irgend ein Buch zu lesen: die Verurtheilung erfolgt in den meisten Fällen so spät, daß das Werk, wenn es überhaupt irgend ein Interesse besitzt, längst bekannt geworden ist. Das einzige verbotene Buch, von dem wir uns nicht erinnern, ein Exemplar gesehen zu haben, ist Guerrazzi's toller Roman, l'Assedio di Firenze, in Paris gedruckt, und selbst von der liberalen Partei für übertrieben gehalten. Die Bücher werden aber durch die genannten Maßregeln vertheuert; denn wenn auch ein römischer Libraio sich nicht scheut, dem Ersten Besten eine verbotene Schrift zu verkaufen, ohne daß man eben nöthig hätte, eine Erlaubniß des Padre Maestro del Sacro Palazzo zu diesem Behuf vorzuzeigen, so zieht er doch seinen Vortheil davon, und rechnet Einem an den Fingern vor, wie viele Nebenunkosten er hat, um sich zu rechtfertigen, wenn man ihm bemerkt, er fordere gerade das Doppelte von dem, was das fragliche Buch in Paris oder Brüssel kostet. Meist sieht man in Italien wie in Deutschland die belgischen Nachdrücke, und so fast nichts als neue französische Romane, oder englische in spät ankommenden Galignanischen und Baudryschen Ausgaben. Geschichtliche oder wissenschaftliche Werke zu erhalten, ist schwer, und gehört nicht selten zu den Unmöglichkeiten. Deutsche Bücher sieht man natürlicherweise gar nicht, außer bei wenigen Privatpersonen. Die Herbeischaffung im Allgemeinen ist mit eben so großem Zeitverlust, wie mit bedeutenden Auslagen verknüpft. Ein Institut von der Art des trefflichen Vieusseuxschen in Florenz, wo man die wichtigsten literarischen Novitäten des Auslandes vorfindet, und dessen Werth man doppelt schätzen lernt, wenn man einige Zeit in andern italienischen Städten zubringt, fehlt gänzlich, wenn auch neuerdings ein etwas besseres Lesecabinet als das auf Piazza Sciarra eröffnet worden ist. Hier findet man auf einem Nebentischchen selbst das Journal des Débats, welches zum großen Leidwesen einer Menge alter Leser aus den beiden Café's verschwunden ist, die es hielten, seit es in einem Korrespondenzartikel ein paar Witze über die hiesigen Verhältnisse gemacht hat. Die Kaffeehäuser müssen sich nun mit den meist schlechten, zum Theil unlesbaren italienischen Zeitungen und der einzigen Gazette de France begnügen, die auch wohl ehestens, ihrer legitimen Gesinnungen ungeachtet, verboten werden dürfte, weil es überhaupt gefährlich ist, französische Zeitungen zu lesen, namentlich so lange Franzosen in Ancona sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 113.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 12. Mai 1837.

On! on! you noblest, now attest,
That those, whom you call'd fathers, did beget you!
Be copy now to men of grosser blood!

Shakespeare.

Die noblen Passionen.

Von Wilhelm v. Chézy.

Einleitung.

Unter den so mannichfachen Neigungen und Leidenschaften, welche der Menschen Sinn und Gemüth bewegen, befindet sich eine vielumfassende, und im geselligen Verkehr höchst wichtige Klasse, welche nicht besser, als mit dem einmal angenommenen ausländischen Namen der noblen Passionen sich bezeichnen läßt, weil die darunter verstandenen Begriffe Beschäftigungen aussprechen, deren Ausübung so Vielen als der Fürsten, Grafen und Herrn schönste und angemessenste Erholung erscheint, weil sie einem adligen Sinn überaus wohl anstehen, und weil diejenigen von ihnen, welche etwa aus nicht ganz reinen Quellen entsprangen, gut zu einem über die niedern Sorgen des gewöhnlichen Lebens erhabenen Daseyn passen, und fast unzertrennlich davon scheinen. Die noblen Passionen können, wie alles Große, freilich so sehr in's Gemeine gezogen werden, daß sie ihres Namens nicht länger würdig sind; um sie allesammt aber recht zu üben, so daß sie diesen Namen nicht schänden, gehört dazu: ein männliches, unerschrockenes Herz, ein starker, wehrhafter Leib, ein großmüthiger Sinn und irdischer Reichthum, verbunden mit Rang und Ansehen.

Die glänzendste der noblen Passionen ist diejenige, welche vor allen diesen Namen führt und welche auch vor allen dazu dient, einen Großen dieser Erde zu bewegen, sogar zu nöthigen, auch seine minder vom Glück gesegneten Standesgenossen und andere wackere Leute seiner Lust theilhaftig zu machen, so daß das Waidwerk um desto edler wird, je mehr Gäste und Jäger den Jagdherrn umgeben. Um das Waidwerk zu üben, wie es recht zu dem Namen paßt, muß einer, alle oben angeführten Eigenschaften mit einander verbindend, ein echter und gerechter Cavalier * seyn; und in solchem Fall ist auch das schönste Lob der Persönlichkeit eines hohen Herrn, wenn es von ihm heißt, er sey ein großer Jäger, wie weiland Kaiser Max.

Die gewöhnlichen ritterlichen Uebungen, worunter namentlich die Künste des Reitens, Fechtens, Schießens und Tanzens verstanden werden, sind unter den noblen Passionen nicht zu übersehen. Zwar sind sie noch viel weniger, denn das Waidwerk, ausschließliches Eigenthum

* Nach der ehemaligen Anwendung dieses Wortes verstehen wir in diesen Blättern unter Cavalier sowohl die Mitglieder des eigentlichen Adels, als auch diejenigen, welche nach heutigen Begriffen sogar über den hohen Adel sich dünken, während sie nur, in Anbetracht der äußern Erscheinung, demselben sich anreihen.

der Hochgestellten, aber eben deßhalb muß ein ritterlicher Mann sich in ausgezeichnetem Grade ihrer befleißigen, damit er mit gutem Beispiel andern vorangehe und es nicht etwa von einem jungen Edelmann heiße: er sey nicht besser als ein lateinischer Reiter, schieße wie ein Sonntagsschütz, fechte wie ein Student, tanze wie ein Handwerksbursch, welche alle diese Künste nur gelegentlich zu treiben pflegen, wie ihre Armuth an Mitteln, ihr Mangel an Muße es ihnen just gestatten. — Ohne großmüthigen Sinn und glänzende Stellung ist es nicht wohl möglich, Künste und Wissenschaften zu beschirmen und zu befördern, weßhalb das Mäcenat vorzugsweise den noblen Passionen angehört. — Diesen benannten Neigungen folgen noch drei, welche, obschon sie von Untugenden herstammen und durchaus nicht unerläßlich scheinen, dennoch sich schwer vermeiden lassen, weil ein männliches Gemüth sich allzusehr zu ihnen hingezogen fühlt; diese sind: die Galanterie, das Spielen und das Zechen, welche, wenn sie nicht mit der gehörigen Noblesse vereinigt werden, im Stande sind, selbst aus dem hoffnungsvollsten jungen Cavalier einen höchst ordinären Unhold zu machen.

Die Reihe der noblen Passionen, welche in diesen Blättern geschildert werden soll, möge das ihrige beitragen, den Hohen und Edlen einen Spiegel vorzuhalten und den in Berufsgeschäften befangenen Leser mittelbar zu ermahnen, seine bescheidenen Ansprüche auf Theilnahme an den noblen Passionen ja nicht zu weit auszudehnen, sondern fein seine Pflichten mit seinen Neigungen in Einklang zu bringen, auf daß nicht ein böser Dorn sein Gewissen steche, wenn er mitten in der Lustbarkeit sich sagen muß, daß er, Zeit und Mittel vergeudend, die Hoffnungen seiner Eltern schmählich täuscht, oder den eigenen Herd untergräbt. Unsere theure Jugend aber, die, von edlen Vätern stammend, durch Geburt und Mittel zu hoher Stellung berufen ist, sollte durchgehends und allgemein die Tugenden der ritterlichen Ahnen sich aneignen, sie in Einklang bringend mit den gerechten Ansprüchen der neuen Zeit. Sie sollte, jeglicher Gemeinheit fremd, selbst ihre Schwächen zu veredeln wissen, wie einst Heinrich IV., der tapfere Max Emanuel und der starke August. Ihr sollten Geiz und Habsucht, die gemeine, lichtscheue Liederlichkeit, die brutale Rohheit, die verweichlichte Ueberfeinerung gleich fremd bleiben.

Wahrlich, der Adel trägt auch einen Theil der Schuld, wenn die neue Zeit seine stolzen Häupter unter ihren ehernen Tritt beugt; es ist aber nicht unsere Aufgabe, den Verfall des Adels zu erörtern, sondern wir wollen nur von Vergnügungen und Zerstreuungen reden — von den noblen Passionen, denen vollkommen zu genügen, sich Lust, Fähigkeit, Muße und Mittel vereinigen müssen, und an denen Theil zu nehmen jeglichem so weit verstattet sey, als er dadurch nicht seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft gefährdet. — Schmach und Hohn aber allen, welche reich, prahlerisch und karg zugleich, die noblen Passionen zu gemeinen Steckenpferden herabwürdigen! Da findet sich statt der Großmuth und Freigebigkeit schnöder Geiz, statt ehrenvollen Aufwandes die Verschwendung in unwürdigen Sphären, statt edler Leidenschaft die gemeine Neigung, und statt des Adels nur ein Wappenschild, öfter sogar nur ein Pergament.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Zweiter Brief.

Das klassische Prinzip Davids, das einst eine so heilsame Reaktion gegen die Unnatur und Unkunst Bouchers und der andern Künstler aus der Zeit Ludwigs XV. bewirkt hatte, war nach allen Richtungen hin erschöpft und mußte, abgelebt wie es war, andern Tendenzen den Platz räumen. Diese machten sich denn auch bald geltend und gingen — wie ja denn die Kunst, sie sey Malerei oder Poesie, stets dieselbe ist — mit literarischen Revolutionen Hand in Hand. Die Romantik, dieses Lieblingskind deutscher Poesie, fiel in Frankreich ein; um's Jahr 1823 begannen die Kämpfe. Das klassische Prinzip unterlag, die Romantik siegte, in der Literatur wie in der bildenden Kunst. Die französischen Künstler gewannen bei diesem Siege ein neues, großes Terrain für ihre Schöpfungen, und außerdem viel Zeit für ihre Vergnügungen. Man brauchte nun nicht mehr die Antike zu studiren, noch auch das Nackte, denn die Romantik geht, namentlich hier in Frankreich, gekleidet in Schaube, Wamms, Barett und Schnabelschuhen. Der Sieg der Romantik ist jezt so vollständig, daß mir auch kein einziges Bild aus der klassischen Mythologie oder Geschichte aufgefallen ist; dagegen ist das Mittelalter und die neuere und neueste Geschichte vollständigst exploitirt. Wie viel das Aeußere in Frankreich gilt, wissen Sie, und welche Rolle es in der Malerei spielt, habe ich oben schon angedeutet. Was nun bei Darstellung romantisch-historischer Stoffe an Gedanken abging, wurde durch Streben nach Effekt, Treue des Kostüms und der Beiwerke und dergleichen Aeußerlichkeiten ersezt, und von dieser Seite haben viele dieser Bilder wirkliche Verdienste und bedeutendes Interesse. Sonst sind sie meist auf das liederlichste componirt; von der Zeichnung Rechenschaft zu fordern, verbietet meist das Kostüm; gemalt aber sind sie stets vortrefflich. Die Bücher

mit Illustrationen, die hier jezt so sehr an der Tagesordnung sind, haben gewiß einen höchst schädlichen Einfluß auf die Kunst: es gilt hier, eine schnelle, geistreiche Composition zu geben, Flüchtigkeit ist kein Vorwurf, sondern nothwendig; sie sollen nichts, als den Leser einen Augenblick fesseln, wenn er das Blatt umwendet. Manier, der Fluch aller französischen Kunst seit mehr als hundert Jahren, ist unausbleiblich, ja nöthig. Diese Illustrationen wachsen in's Unendliche; ihr Einfluß, der schon jezt sichtbar ist, wird sich noch schlimmer geltend machen. Sie gehören wirklich zu den Zeichen der Zeit, die große, ernste Kunstwerke ablehnt: es soll Alles zu Scheidemünze vermünzt werden, à la portée de tout le monde. Es ist das demokratische Prinzip, das Prinzip Jeremy Benthams, das Alles einreißt: nicht bloß das „Glück," auch die Kunst wird „generalisirt." — Die Leute haben am Ende Recht, Gott mag's wissen!

Sie sehen, wie übel Sie berathen sind, wenn Sie von mir etwas über den Salon erfahren wollen: ich komme vor lauter Vorreden, Excursen und Reflexionen nicht zur Sache. Ich hätte nun noch manche solcher Betrachtungen auf dem Herzen, doch will ich sie später einzuschmuggeln suchen und nun wirklich über Bilder des Salons reden.

Bei solchen Elementen und Dispositionen zur Mittelmäßigkeit, wie wir sie obigen Andeutungen nach nun in der französischen Kunst finden, sollte man denn glauben, daß das Lob eben noch nicht absolut, sondern nur relativ groß sey, wenn man sagt, Paul Delaroche ist der größte der lebenden französischen Historienmaler. Ich meine das aber ohne Vergleichung und ohne Restriktion. Delaroche ist ein ausgezeichneter Künstler, und würde als solcher nicht bloß hier, sondern auch in Deutschland gelten; ja er ist in diesem Augenblicke (hier bleibt nichts lange in Gunst) in Deutschland mehr anerkannt als hier, um so mehr, da eine ziemlich starke Partei — ich glaube die Anhänger von Ingrès — alles Mögliche anwenden, um den Ruhm Delaroches zu verkleinern.

Delaroche hat zwei große historische Bilder — Figuren lebensgroß — ausgestellt, die wohl die ausgezeichnetsten des Salons sind; beide aus der englischen Geschichte, die der Künstler vorzugsweise zu lieben scheint, beide aus der Tragödie vom Untergange König Karl Stuarts: das erste Karls Minister und Günstling Strafford auf seinem Gange zum Schaffot, von seinem Unglücksgefährten, dem Erzbischof Laud von Canterbury gesegnet, das zweite Karln selber, in der Mitte der Soldaten, die ihn bewachen und verhöhnen, darstellend.

Thomas Wentworth, Earl von Strafford, der mächtige Lieblingsminister Karls I., war ein ausgezeichneter Mann, der nur vielleicht der Constitution gegenüber seine Stellung nicht recht begriff und dem königlichen Willen seines Herrn zu viel nachgab. Er fiel, das erste Opfer in dem großen Kampfe zwischen Volk und König, er fiel, seinem Posten getreu, ein verantwortlicher Minister, büßend für die Fehler seines Gebieters. Es war im Jahr 1611, acht Jahre vor Karls Tode, als das Haus der Gemeinen den Minister vor dem Hause der Lords des Hochverraths anklagte. Trotz seiner Schuldlosigkeit, seiner rührenden und beredten Vertheidigung, trotz dem, daß Karl selbst für ihn redete, ward er verurtheilt. Strafford wußte, wofür und weßhalb er sterben mußte. Deßhalb schrieb er, als Karl zauderte, seine Einwilligung zu der Vollziehung des Urtheils zu geben, selbst an den König und bat ihn um jene Einwilligung, denn er wußte, daß dieselbe eine Förmlichkeit sey, über die sich der Parteihaß doch leicht weggesezt hätte, deren Verweigerung aber dem König höchst gefährlich werden konnte. Er schrieb, er wolle gerne sterben, und wünsche nur, sein Leben möge das Opfer der Versöhnung seyn zwischen König und Volk. Karl gab darauf seine Einwilligung, und Straffords Kopf fiel. Seine Richter hatten die Grausamkeit gehabt, die von ihm erbetenen geistlichen Tröstungen seines Freundes und Kollegen Laud, Erzbischofs von Canterbury, zu verweigern, der, ebenfalls Liebling Karls, für die Kirche das gewesen war, was Strafford für den Staat, nämlich allzubereitwilliger Diener des königlichen Willens, und der gleich Strafford angeklagt und zugleich mit ihm im Tower eingekerkert war. Als nun Strafford auf dem Gange zum Richtplatz an dem Kerker seines Freundes vorbei kam, rief er: „Mylord, Ihren Segen und Ihr Gebet!"

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, April.

(Beschluß.)

Fremde Journale. Lamennais. Mittelalterliche Kunst.

Wenig Ausländisches findet hier Gnade. Vor deutschen religiösen Journalen hat man eine geheime Furcht, denn man schwebt immer in der Besorgniß, selbst bei Treugeglaubten auf irgend einen Nachgeschmack moderner Philosophie zu stoßen, welche bekanntlich eine Erfindung des Satans, und ärger denn Arianismus und Pelagianismus ist. Spuken ja doch die ärgsten Ketzereien in den dogmatischen Schriften deutscher Professoren! Man könnte sich aber beruhigen: im Religionsfreund und in der Athanasia wird selbst der Großinquisitor keine Philosophie aufspüren. In Frankreich ist die Gefahr noch größer, weil die Franzosen weit größern Lärm schlagen, als ihre speculativen überrheinischen Nachbarn. Glücklicherweise verficht der Ami de la Religion bis jezt mit gewaltigem Eifer die Interessen des nichtgallicanischen Katholizismus. Belgien ist das Land der Verheißung.

Freilich haben die Brüsseler Buchdrucker den T–l im Leibe, und überschwemmen die Welt mit wohlfeilen und portativen Diebsbrücken von allem Schlechten, was die französische Literatur produzirt; aber dabei feiert man in den schönen Ebenen Flanderns und Brabants einen Triumph, wie man ihn sich anderseits wohl kaum hätte träumen lassen. Das belobteste Organ dieser andern Partei, die an Zahl, Ansehen, Einfluß immer noch sehr bedeutend ist, wenn auch manche Defectionen stattgefunden haben, und die noch immer im Siegestaumel schwelgt, ist das in Lüttich erscheinende Journal historique et littéraire, eine Reisebeschreibung der Wallfahrten und Missionen, eine Literaturzeitung der Legendensammlungen und Breviarien. Man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, das Journal historique habe einen harmlosen Charakter: es führt das scharfschneidende Schwert der Controverse, es thut einen Nothschuß nach dem andern, wenn es irgendwo Licht sieht, es wirft den gesunden Menschenverstand als Ballast über Bord, wenn es auf rasches Fahren ankommt, es greift mit gleicher Wuth Dinge wie Personen an, und glaubt sich allein berufen und auserwählt, zu wachen und zu arbeiten. Aber Leute von der Art dieser Scribenten sind bei all ihrem devoten Eifer und ihrer eifrigen Devotion nicht einmal im Stande, die Sophistik eines Lamennais zu Boden zu werfen, wenn sie nicht von selber fällt. Das Buch: Affaires de Rome, hat übrigens hier im Ganzen weniger Aufsehen gemacht, als man hätte vermuthen können. Es ist zwar nur in wenigen Exemplaren hergekommen, aber viel gelesen worden. Angriffe wie dieser können nicht im Stande seyn, der päbstlichen Macht, selbst wenn sie auf schwachen Füßen stände, was nicht der Fall ist, ernstlichen Schaden zuzufügen. Die Basis des Buches, oder vielmehr des Planes, dessen Entwicklung und Vertheidigung es enthält, ist so luftig, daß sie mit den tollsten Hirngespinnsten politischer Schwärmer in dieselbe Kategorie gestellt werden muß. Und doch ist diese Ansicht von dem gegenwärtigen Stande der Kirche und von der Nothwendigkeit ihrer volksthümlichen Regeneration noch bei weitem das Interessanteste. Ueber Rom und römische Angelegenheiten ist nicht viel darin enthalten. In allem Uebrigen, was nicht auf Frankreich Bezug hat, waltet große Oberflächlichkeit und Unkunde lokaler Verhältnisse vor. Und — dies ist nun einmal die eigene Schuld des Verfassers — auch jetzt noch zweifeln Viele an seiner Aufrichtigkeit, Niemand aber an seiner Inconsequenz. Es heißt, der Abbé Lacordaire, welcher sich noch immer unter uns befindet, sey mit einer Gegenschrift beschäftigt. — Von Lamennais ehemaligen Mitarbeitern am Avenir war der Graf von Montalembert im verflossenen Winter längere Zeit hier. Er hat sich neuerdings fast ausschließlich mit der geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Seite des Mittelalters befaßt, und sein schönaeschriebenes Buch über die heilige Elisabeth zeugt von dem Ernst seiner Studien und seiner Gesinnung. Auf diesem Felde bleibt auch in Italien noch unendlich viel zu thun übrig. Ein Franzose, A. F. Rio, der einige Jahre in diesem Lande zubrachte, hat es unternommen, eine Geschichte der christlichen Poesie in ihrem Princip, ihrem Stoff und ihrer Form zu schreiben. Der zweite Theil, welcher die italienische Kunstgeschichte enthält, ist zuerst erschienen: er umfaßt die Zeit von dem Wiederaufleben der Malerei bis zu ihrem Verfall im sechzehnten Jahrhundert. Bedeutende Einwirkung der zum Theil in Deutschland geltenden Ansichten ist in diesem Buche nicht zu verkennen. Der Verfasser ist geneigt, das Abgehen vom Typischen, wie es bei den Florentinern stattfand, als Anfang des Verderbnisses, und das Streben der Umbrischen Schule als höchste Blüthe der christlichen Kunst zu betrachten. Läßt sich nun auch Manches gegen den Grundgedanken, in diesem Umfange genommen, sagen, und fehlt es im Detail nicht an vielerlei Irrthümern, so ist diese Schrift doch sehr zu beherzigen und interessant in ihrer consequenten Durchführung. Rt.

Dresden, April.

(Fortsetzung.)

Abschied der Schröder-Devrient.

Der Enthusiasmus, welcher die zum letzten Male vor der Abreise auf der hiesigen Bühne in der Rolle der Euryanthe erscheinende Schröder-Devrient empfing, verfehlte nicht, den ganzen Abend, bei jeder schicklichen Gelegenheit, in Händeklatschen, Bravo und Herausrufen immer von Neuem aufzurauschen. Im Beifallssturme nach der Oper, als der mächtig erklungene Wunsch, sie noch einmal zu sehen, von ihr gewährt wurde, flatterte die reizendste Blumenpracht ihr entgegen. Sodann erschien Fräulein Wüst in der sehr vorzüglich von dieser gesungenen Rolle Eglantinens, die Feier des Auftritts durch Recitirung des folgenden Gedichts von A. Peters noch zu erhöhen, und Euryanthen-Devrient einen Lorbeerkranz aufzusetzen:

Vom Hasse frei, frei von des Todes Banden,
In die sie schlug das rächende Geschick,
Kehrt Eglantine jetzt zu Euryanthen,
Voll Liebe zu der Liebenden zurück,
Um huldigend im Tempel der Kamönen
Die Priesterin, die scheidende, zu krönen.

Zwar ist's die Freundin nur, durch gleiches Streben
Mit ihr verwandt, und gleichen Herzensdrang,
Die seine Krone dem Verdienst zu geben,
Den Lorbeerzweig für dich zum Kranze schlang;
Doch das Gefühl, womit sie ihn geschlungen,
Theilt jede Brust, vom Geist der Kunst durchdrungen.

Denn was die Göttin, die hier thront und waltet,
Nur selten ihrer Freunde Blick enthüllt, —
Du hast der Kunst Geheimniß uns entfaltet
Und dargestellt in der Vollendung Bild,
Und darum schmückt dich an der Göttin Throne
Bewundrung Aller mit des Ruhmes Krone.

Du scheidest jetzt, und fern von unsrer Mitte
Wird neuer Lorbeer deine Stirn' umziehn,
Drum tönt zum Abschiedsgruß dir nach die Bitte:
Laß in dem Kranz die Hoffnung uns erblühn,
Daß, wie dich auch das Ausland mag erheben,
Du treu uns bleibst, wie wir dir treu ergeben.

Die dabei von der Wortführerin noch besonders ausgedrückte Bitte freudiger Rückkehr fand den willkommensten Nachhall in den offenbar aus tiefbewegter Seele aufwogenden Worten der Gefeierten und ihrer Zusage. Allgemein hofft man auf die gewisse Erfüllung derselben, obschon, dem Vernehmen nach, nicht nur England, sondern besonders auch Frankreich Alles aufbietet, den höchsten Schmuck unserer Oper für immer an sich zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 13. Mai 1837.

Man warf ihm Staub auf sein geweihtes Haupt,
Den schüttelt' er so mild im Gram sich ab,
Im Antlitz rangen Thränen ihm und Lächeln,
Die Zeichen seiner Leiden und Geduld.

Shakespeare.
Richard II.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsezung.)

Diesen Moment hat Delaroche gewählt. Wir sind im Tower, in einem Gange desselben, zu dem eine Treppe hinaufführt. Strafford, aus seinem Kerker herausgetreten, kniet in der Mitte des Bildes: eine schöne, edle Gestalt, das würdevolle Haupt entblößt und gesenkt, in der schwarzen Tracht jener Zeit, den Ordensstern noch auf dem Mantel, über ihm ein Kerkergitter, aus dem sein Freund Laud die Hände segnend herausstreckt; etwas hinter Strafford sein Vertheidiger oder eine Magistratsperson, an den sich ein junger Mann, wahrscheinlich Straffords Sohn, weinend anlehnt; ganz im Vordergrunde, die Treppe hinabsteigend und deßhalb nur bis an die Knie sichtbar, ein Offizier, der Strafford zum Tode führen soll, in der Hand ein Schwert und das Todesurtheil.

Das zweite Bild zeigt uns den lezten Akt der Stuarttragödie. Karl ist Gefangener; das Parlament hat ihm während seines Processes das Haus des Sir Robert Cotton, das nahe bei Westminsterhall befindlich, zum Gefängniß angewiesen; dort hat er von den Soldaten, die ihn bewachen, fortwährend die gröbsten Beleidigungen zu erdulden. — Wir sehen in einem, im Geschmacke damaliger Zeit verzierten Gemache Karl in der Mitte des Bildes an einem Tische sitzen, umgeben von Soldaten. Er ist gekleidet, wie ihn die Porträts von Vandyk zeigen, einfach schwarz, aber geschmückt mit den Zeichen seiner Würde, wie er sie in bessern Tagen zu tragen gewohnt war, das Ordensband auf der Brust, den großen Stern auf dem Mantel. Karl bewahrte seine königliche Würde bis zum lezten Augenblick; als König keinen andern Richter denn Gott anerkennend, protestirte er fortwährend gegen die Competenz des Gerichtshofs. König noch im lezten Augenblicke, stieg er im Schmucke seiner Würde auf's Schaffot; ganz anders wie Ludwig XVI., in dem erst das Königthum erniedrigt und in den Staub getreten war, ehe es an seine Person ging, der als Privatmann, zwar würdevoll, aber nur als Privatmann, als Louis Capet, nicht als König sich vertheidigte, verurtheilt wurde und auf's Schaffot stieg, nicht wie Karl im königlichen Mantel, sondern im blauen Ueberrock. Karl fiel mit dem Königthum, Ludwig erst später.

Karl, den wir auf dem Bilde Delaroche's ganz von vorne sehen, hat gelesen; er hält, den linken Arm auf den Tisch gestüzt, das Gebetbuch noch in den Händen, und hat nur einen Augenblick aufgehört, weil ihn die pöbelhaften Beschimpfungen seiner Wächter stören. Zu seiner Rechten hat sich einer derselben über seinen Stuhl gelehnt und bläst ihm den Tabaksdampf, vielleicht noch Schlimmeres, in das königliche Antlitz. (Karl rief

bekanntlich bei einer ſolchen Beleidigung eines Soldaten aus: „Poor souls, they would treat their generals in the same manner for sixpence!“) Zu ſeiner Linken ſizt ein Anderer, die Flaſche in der einen Hand, die andere mit dem Glaſe hoch erhoben, einen Toaſt auf des Königs Feinde ausbringend. Den König kümmern dieſe Beleidigungen nicht, ruhig, unbeweglich ſchaut er vor ſich hin, zum Bilde heraus. Im Vorgrunde hat ſich einer der Soldaten über den Tiſch gelehnt und ſchläft, ohne durch des Königs Gegenwart genirt zu ſeyn. — Dieſe drei Wächter drücken durch ihre Handlungen nur den halb willenloſen, pöbelhaften Haß der rohen Menge aus, die — wie ſie geleitet wird — heute anbetet, morgen verflucht. Weiter dem Hintergrunde zu, hinter dem Tiſche ſizt aber ruhig ein anderer Wächter, deſſen Antlitz weit gefährlichere Intentionen ausdrückt als jene durch ihre beleidigenden Handlungen; er hat die Hände in das Degengefäß gefaltet, die Beine übereinander geſchlagen, auf den Roſt des Kamins geſtüzt, und wendet das Geſicht dem König zu, um zu ſehen, welchen Eindruck auf denſelben die Beleidigungen der Soldaten machen, die er vielleicht angehezt hat. In ſeinen ſtechenden Blicken malt ſich der bösartigſte Parteihaß; er weiß, was er will, und warum er haßt. An der Säule des Kamins lehnt, ein Bild der ſtillen, unterdrückten Trauer, des Königs treuer Kammerdiener, Thomas Herbert. Hinter der Hauptgruppe am Tiſche ſtehen zwei Soldaten, die beide unwillig auf die Niederträchtigen ſehen, die den König beſchimpfen, der jüngere aufrecht in kriegeriſcher Stellung, als wolle er dreinſchlagen, der Aeltere traurig und als wolle er ihn zurückhalten. Im Hintergrunde an einem Fenſter, durch das man Weſtminſter erblickt, wo des Königs Richter thronen, iſt eine Gruppe von Soldaten, ſtehend und ſizend, die auf einen aus ihrer Mitte horchen, welcher mit heftigen Geberden, auf Weſtminſterhall zeigend, zu ihnen redet.

Beide Bilder Delaroche's verfehlen den Eindruck nicht, den der Künſtler beabſichtigte, als er uns mit dem ganzen Aufwande ſeiner Mittel würdig und ſtandhaft getragenes Unglück vor die Augen führte. Die hieſigen Kritiker haben viel Weſens davon gemacht, daß König Karl, wie er ſo ruhig die Beleidigungen ſeiner Wächter erträgt, an einen verſpotteten Chriſtus erinnere. Ich glaube, das iſt wahr, dieſe Erinnerung drängt ſich unwillkührlich auf; die Phyſiognomie des Königs und ſein langes, geſcheiteltes Haar verſtärken dieſe Aehnlichkeit noch. Vielleicht hat ſogar der Künſtler ſo etwas beabſichtigt. In meinen Augen iſt das aber kein Vorzug des Bildes, ſondern gereicht ihm eher zum Nachtheil, und vielleicht iſt das der Grund, weßhalb ich das erſte Bild, Strafford, dieſem vorziehe. Jene Erinnerung an die Verſpottung des Heilands hat etwas, was, mir wenigſtens, den Eindruck des Bildes verdirbt. Wenn Chriſtus verhöhnt wird — in keiner Darſtellung aus dem neuen Teſtamente ſpricht ſich das Prinzip des Chriſtenthums reiner aus — ſo duldet er den Hohn, weil er *will*; er iſt Gott, er könnte die Beleidiger vernichten, aber er erträgt ruhig, gerade weil er Gott iſt. Karl Stuart aber duldet jenen Hohn, nicht weil er will, ſondern weil er *muß*, weil er gar nicht anders kann.

(Die Fortſezung folgt.)

Das Waidwerk.

(Fortſezung.)

Ueberſicht.

In Germaniens Urwäldern war jeder freie Mann ein geborner Krieger und Jäger, und erfüllte in dieſer doppelten Beſtimmung ſeines Lebens Zweck und Ziel; auch waren dazumal Krieg und Jagd ſo nahe verwandt, wie ſie es heute noch ſind in Amerikas grünen Wildniſſen; denn der Bär, der Wolf und der unbändige Ur waren eben ſo gefährliche Gegner als der römiſche Soldat, oder dem Deutſchen der Deutſche. Aus der freien Leute Mitte erhoben ſich zwar, lange bevor Karl der Große das Kreuz an den Ufern der Weſer aufpflanzte, bereits ſchon Häuptlinge, aber erſt mit dem Beginn des Reiches wurden die ehemals Freien und Gleichen theils zu unmittelbaren Freiherrn, theils zu Lehensträgern der Freiherrn, und endlich zum Theil auch Unterdrückte, denen neue Edle ihre urſprünglichen Rechte entzogen, wie zum Beiſpiel die althergebrachte Freiheit des Waidwerks auf der Erde und im Waſſer. Und als im Laufe der Zeiten Herrn und Grafen für ſich nahmen und ihren Nachfolgern als Erbe hinterließen, was ihnen der König nur als ſeinen Verwaltern zu treuen Handen hatte vertrauen wollen, da wurden aus des Königs Richtern, Schaffnern und Bannerträgern erbliche Reichsfürſten, und aus den Dienern derſelben erbliche Lehensträger, ſo wie anderwärts wieder kleinere Beſitzer des Reiches Unmittelbare blieben. Unter dieſen Geſtaltungen wurden die Vorrechte, die wir im Allgemeinen Regalien zu nennen pflegen, immer beſtimmter, und die Berechtigten wachten immer ſtrenger darüber, daß ihnen keines geſchmälert werde. — Auf dieſe Weiſe ward nun die Jagd ausſchließliches Eigenthum der Edlen, auf welche die Neigungen und Pflichten der ehemaligen Freien übergegangen waren, nur daß, wenn auch immer noch der Krieg ihr Geſchäft blieb, doch die Jagd weder Nothwehr noch Erwerbsquelle mehr, ſondern vorzüglich ihre Luſtbarkeit und ihr Stolz war. Und aus dieſen Zeiten ſtammt diejenige Geſtalt des Waidwerks, welche ſeine Uebung zu einer adligen Beſchäftigung erhob.

Die neuere Art der Kriegsführung mit Fußvolk und mit Feuerwaffen veränderte durchaus die Stellung der

unmittelbaren Grundherrn zum Reiche, der mittelbaren zu den großen Lehensherrn, welche der Hoheitsrechte immer mehr erwarben, so daß endlich der Reichsverband nur ein leerer Schall war, der nach und nach verhallte. Und als der westphälische Friede einer gewaltigen Umwälzung sein Siegel aufgedrückt hatte, näherten sich die rauhen Sitten des Mittelalters mit starken Schritten der Verfeinerung; aus dem Turnier der schwergeharnischten Lanzenbrecher bildete sich das Ringelrennen, und aus der Jagdlust erwuchs la noble passion, bei deren fürstlicher Ausübung kein möglicher Schmuck des Luxus fehlen durfte, wie bei der stolzen Jägerei des kaiserlichen Hofes, so auch im Gefolge des kleinsten Freiherrn. Zwar waren Aufwand und Pracht der Jägerei in früheren Zeiten nichts weniger als unbekannt, aber in der lezten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zeigte sich darin eine glückliche Mischung von ritterlicher Mannhaftigkeit, wie sie sich durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges gerungen, und von Verfeinerung, die von da an nur zu bald in Ueberfeinerung und Haarbeutelei übergehen sollte, aber noch auf dem rechten Punkte hielt, so daß wir diesen Zeitpunkt sehr wohl für das goldene Alter der edlen Jägerei erklären mögen, so wie überhaupt aus dem Geiste jener Zeiten sich etwas Besseres hätte entwickeln können, als das steife, pedantische achtzehnte Jahrhundert, wäre nicht, gleich einer Sündfluth, von Frankreich aus die Leichtfertigkeit hereingebrochen, um sich mit der schwerfälligsten Schulfuchserei zu verbinden.

Das Waidwerk zerfällt in Abtheilungen, die von Erde, Luft und Wasser den Namen führen. Die Jagd der Thiere auf der Erde und der Vögel theilt sich in die hohe und niedere; die Jagd im Wasser, insofern sie das Fangen der Fische bezweckt, heißt Fischerei, während die Fischottern, Biber und Duckenten zwar, wie ihre Nachbarn, die Fische, zu den Fastenspeisen gehören, aber dennoch unter die Gegenstände der niedern Jagd gerechnet werden.

Die hohe Jagd nun ist das eigentlich fürstliche und adlige Vergnügen, das des Namens der noblen Passion ganz würdig ist; ihre vorzüglichsten Gegenstände sind der edle Hirsch, der ritterliche Keuler, der Auerochs und die Gemse, so wie die Vögel des Hochgebirgs, welche beim Falzen geschossen werden: der Auerhahn und der Birkhahn (welcher auch Spill- und Schildhahn heißt), endlich von reißenden Thieren der Bär. — Die niedere Jagd ist schon mehr allgemeiner Zeitvertreib, sey es nun, daß sie als Treibjagen oder mit dem Vorstehhund ausgeübt werde. Sie erfordert nichts als einige leicht zu erwerbende Erfahrungen und durch Uebung zu erlangende Fertigkeit im Schießen, so daß die vereinzelte und nur zeitweise Ausübung derselben zu den Vergnügungen des größeren Publikums gehört und einer etwas starken Leibesbewegung zur Beförderung des Blutumlaufs gleich zu achten ist. Dennoch gehört auch die niedere Jagd in das Gebiet der noblen Passion und wird, wenn auch nicht in Hinsicht des Gegenstandes, eben so edel als die hohe durch die Art der Ausübung; namentlich gehört hieher das Hetzen der Füchse und Hasen mit dem Windhund und berittener Jägerei. Für vornehm gilt, auch unsern jetzigen Begriffen nach, das uralte Vogelstellen auf dem Herd, von dem ein Kaiser einst den Beinamen erhielt, obschon sonst das Fangen in Netzen und Fallen nicht mehr sonderlich hochgeachtet wird. Die Anglomanie hat auch das Angeln zu einer adligen Beschäftigung gestempelt; doch ist es allein die Mode, welche diesem ungeselligen, nüchternen Vergnügen eine nur vorübergehende Währung gibt. Die Falknerei, welche einst einen der edelsten Zweige des Waidwerks bildete, ist seit Langem gänzlich abgekommen, sollte aber, schon wegen des fürstlichen Aufwandes dabei, wieder in Aufnahme gebracht werden, und zwar nach jenem großartigen Zuschnitt, dessen sie sich in frühern Zeiten erfreute, und wodurch die Hofhaltungen des Mittelalters den entscheidenden Schritt zu derjenigen Ausbildung des Waidwerks thaten, welche im 17ten Jahrhundert, wie wir oben erwähnten, in solchem Glanz sich zeigte. Die Jagd mit Stoßvögeln ist, dem Range nach, die Zwillingsschwester der hohen Jagd, deren Ausübung, ohne sie, immer noch mangelhaft bleibt, obschon der Gegenstand der Falknerei dem kleinen Waidwerk angehört.

In unsern Tagen wird die Jagd mit stets abnehmendem Glanz ausgeübt, doch können wir immerhin noch sehr ausgezeichnete Mitglieder im Orden der noblen Passion finden, und auch solche, welche alles Waidwerk in einer weitumfassenden Vereinigung mit Lieb und Lust zu betreiben wissen, wodurch sie zeigen, daß die Kunde von einer noch prachtvolleren Vergangenheit mehr denn ein Mährlein sey, so wenig diese Kunde glaublich klingt in Ländern, wo Besitzer und Pächter durch die Jagd Geld gewinnen möchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mechanische Holzschnitzerei.

Eine neue Erfindung.

Nach einer in französischen Blättern enthaltenen Ankündigung, welche mehr Vertrauen verdient, als sonst Manifeste der Art, weil sie von einem ehrenwerthen Manne, dem Professor Blanqui, herrührt, ist kürzlich in Frankreich eine sehr interessante Erfindung gemacht worden, die bedeutende Folgen haben kann. — Die Kunst der Bildschnitzerei in Holz war im Mittelalter mit größter Meisterschaft geübt worden, die neuere Zeit hatte die mühselige Kunst vernachlässigt und darüber fast verlernt; durch die Erfindung nun, von der hier die Rede ist, wird die schwierige, abschreckende

Handarbeit der Mechanik überantwortet, sie verspricht sich zur Bildnerei in Holz zu verhalten wie Kupferstich und Kupferpresse zur Zeichnung, und bald soll die Dampfmaschine Holz schnitzen, wie sie bereits Leinwand webt und Mousselin stickt. — Mit wenigen Worten wird sich ein Begriff von der Sache geben lassen. — Im vorigen Jahr hatte ein Mann, Namens Crimpé, eine Methode erfunden, in wenigen Minuten und mit dem Aufwand von wenigen Pfennigen Flintenschäfte zu schneiden, und die Regierung war mit ihm wegen Lieferungen für die Armee in Unterhandlung getreten. Er war aber dabei nicht stehen geblieben; es gelang ihm, seine Maschinerie auf alle Formen, selbst die unregelmäßigsten, anzuwenden, und jezt liefert er Tischlerwaare und Bildschnitzerei aller Art. Seine Maschinen bohren Löcher nach entgegengesezten Richtungen, machen Einschnitte von ungleicher Länge und schneiden mit bewundernswürdiger Genauigkeit und Regelmäßigkeit seines Bildwerk, bald vertieft, bald erhaben. Er getraut sich, jede beliebige Zeichnung mit seinen Schneideeisen auszuführen, und mittelst derselben verrichtet der gemeinste Arbeiter Wunder. Zu gleicher Zeit und wunderbar schnell werden Holzschuhe, Rollen, Ornamente für Meubeln, Felder für Thüren und Getäfel, Feigen und Naben fabrizirt, so leicht wie Schwefelhölzer. — Die verziertesten Stücke kosten kaum etwas mehr als die einfachsten. Man kann jezt ein Paar Holzschuhe aus einem Stück Erlenholz für ein paar Centimen schnitzen, und die Façon einer Rolle kommt nur auf zwei Sous. Bereits liegen über fünfzig Muster von Getäfel mit Bildwerk vor, und die ausgezeichnet schöne Arbeit daran ist die Sache weniger Stunden. Das feinste Simswerk wird so rasch und sicher gebildet, wie mit einem Hobelstoß. — Diese wichtige Erfindung muß, wie immer das Wohlfeilerwerden der Bedürfnisse, vermehrte Consumtion zur Folge haben. Schon die Fabrikation der Holzschuhe und Stühle wird dadurch neuen Schwung erhalten, und man wird fortan in Privathäusern und öffentlichen Gebäuden die Zimmer, fast zum selben Preise wie mit gemeinem Schreinwerk, mit reich verziertem Holze im Geschmack der Renaissance täfeln können. Das seit langer Zeit ziemlich vernachlässigte einheimische Holz wird wieder zu Ehren kommen, namentlich das Nußbaumholz, das sich an alten geschnizten Kirchenstühlen so prächtig ausnimmt. Der Arme, wie der Reiche gewinnen dabei: jenem wird manches Stück Schreinwerk zugänglich, und dieser kann sich mit einem Schmuck umgeben, dem man wegen des Zeit raubenden und darum theuren Arbeitslohns längst entsagt hatte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

(Fortsetzung.)

Molière's Tartüffe.

Zu den hiesigen vorzüglichsten Bühnennovitäten gehörte das einem alten Mährchen entlehnte Drama von Raupach: „die Schule des Lebens.“ Als eine ganz besondere Denkwürdigkeit aber ist wohl der Versuch der Aufführung von Molière's „Tartüffe“ zu betrachten. Tartüffe? riefen die Theaterfreunde beim Erblicken des Komödienzettels. Ein Kopfschütteln gesellte sich gewöhnlich zu dem Ausrufe. Der Eine fand unsere Zeit überhaupt wenig gelaunt, sich Kunstwerke aus der berüchtigten Periode der großen Puderperücken auftischen zu lassen. Ein Anderer, schon wegen des berühmten Namens Molière toleranter, hatte nichts dagegen, wenn das Stück, wie billig, nach neuer Weise zugestuzt würde. Ein Dritter wünschte besonders das nicht mehr übliche Versteckenspiel des in der deutschen Bearbeitung Herr v. Seelheim geheißenen Hausherrn, erst unter einem verhangenen Tische, dann auf dem Sopha, daraus verbannt zu sehen. Einem Vierten hatte man im Vertrauen gesagt, daß nicht nur dieses Verstecken, sondern sogar das ganze alte Costüm darin zum Vorschein kommen werde, und dieser prophezeihte den nahen Ruin des hiesigen und des gesammten deutschen Theatergeschmacks überhaupt, wenn man sich zu solchen Abgeschmacktheiten herablassen wolle. Ein Fünfter — doch mit Einem Worte, eine Menge Anderer noch stellten meist dem Unternehmen ein höchst ungünstiges Prognostiken. Das Lustspiel begann bei sehr vollem Hause, und das alte Costüm machte gar keinen unangenehmen Eindruck, zumal die Rollen trefflich besezt, und auch die meisten Schauspieler und Schauspielerinnen bemüht waren, gleich dem genialen Maler, dessen Pinsel die allzu herben und abstoßenden Erudition der Mode in Familiengemälden zu mildern und zu dämpfen sucht, Perrücken und Kleidungsstücke dem modernen Auge in einzelnen Partien etwas gefälliger zu appretiren. Das erwähnte Versteckenspiel blieb ebenfalls nicht weg. Ueberhaupt bestrebte man sich, die Zeit des alten Molière ganz unverändert wiederzugeben. Wider alles Vermuthen jener, einen trostlosen Ausgang theils Besorgenden, theils Hoffenden, dauerte die Empfänglichkeit und Theilnahme des Publikums vom Anfang bis zu Ende. Seine gespannte Aufmerksamkeit wurde durch nichts unterbrochen, als durch den lauten Beifall, den ihm bald das Stück, bald die Kunst der Schauspieler abzugewinnen verstand. Man darf den Künstlern insgesammt nachrühmen, daß sie das Ihrige beitrugen, dem alten Lustspiele mit großem Fleiß und rühmlicher Anstrengung sein vollkommenes Recht widerfahren zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 108.

Windfahne.

Räthsel.

Nach Lucchese.

Uns Schwestern sieht man oft in großer Zahl
An Fenstern prangend stehn und auf Balkonen;
Die minder schönen freilich allzumal
Verstecken sich in hintern Regionen.

Spazieren gehen läßt man uns doch nie,
Gefangen müssen wir zu Hause bleiben,
Und uns mit Harmonie und Melodie,
So gut es geben will, die Zeit vertreiben.

Zwar mehr als Ein Narr unter dem Balkon
Seufzt auch für uns, und läßt mit Wind sich stärken;
Daß man sie aufsieht, wißt ihr andern schon,
Sie aber wollen nun auch gar nichts merken.

Doch Einer, der das Fingerspiel versteht,
Entlockt uns, wenn er will, die schönsten Sachen;
Es freut ihn, doch nicht lange, denn er geht,
Nicht ohne unsre Fenster zuzumachen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 115.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 15. Mai 1837.

Weiche, Jägerpöbel, weiche!
Nur die auserwählte Schaar
In Dianens weitem Reiche
Bringt ihr würdig Opfer dar.
Hirschgerechte Jäger, auf!
Auf, Dianens Lieblingssöhne!
Unser Freudenlied ertöne
Bis zum Götterſitz hinauf.

v. Wildungen.

Das Waidwerk.

(Fortsetzung.)

Die hohe Jagd.

Der beneidenswertheste Vorzug der Hohen und Reichen auf dieser Welt ist der, daß sie von jeder Lust des Lebens beinahe den leichten Champagnerschaum schlürfen zu können scheinen, ohne daß der Becher mit der Hefe sich ihnen, wider ihren Willen, zu den Lippen drängen dürfte. Vor allem bietet ihnen das Waidwerk nur das, was es von Vergnügen in sich hegt, und verlangt dagegen allein Liebe und Lust zu seinem fröhlichen Treiben, und die ritterlichen Eigenschaften, ohne deren Besitz ohnedies Niemand sich so leicht dazu hingezogen fühlt. Die eigentlichen prosaischen Mühseligkeiten, von der obersten Anordnung und Leitung an, bis zum Geschäft des Treibers, fallen willigen Dienern anheim, und für des Herrn Vergnügen und Lustbarkeit allein müht sich der Oberjägermeister, arbeitet und führt der Waidgesell den Leithund und richtet die andern Hunde ab, jeglichen nach seinen Fähigkeiten, so daß er den Schweißhund lehrt, das angeschossene Wild zu verfolgen, den Saufinder, des Ebers Lager anzuzeigen, den Hetzhund, die widerstrebende Beute frisch zu packen und zu decken, den Bracken, der Fährte folgend, Laut zu geben; und der Erste wie der Lezte des Gefolgs und der Dienerschaft setzen ihren höchsten Ruhm darein, daß des Jagdherrn Lust recht ungestört von Statten gehe.

Die hohe Jagd, in ihrem größten Glanz, wird auf deutsche Art als eingerichtetes Jagen, auf französische als Parforcejagd betrieben. Das deutsche eingerichtete Jagen gilt für die prächtigste Gattung, ist aber minder mannhaft, seit die Saufeder und der Fänger schier überall von dem Geschoß verdrängt wurden; die Parforcejagd ist gewöhnlich minder feierlich, aber um so ritterlicher. Beschwerlicher noch ist das nächtliche Anspringen des falzenden Hahnes, aber die Pracht des Geleites und der Anordnung dabei bezieht sich nicht auf die Augenblicke, darinnen diese Jagd, still und vorsichtig, auf einsamen Bergeshöhen ausgeübt wird, sondern auf das Verweilen in den unwirthlichen Wäldern, in hochgelegenen Jägerhäusern oder Hütten, wo an jedem Tag der Jagd wenigstens zwanzig Stunden müssig hingebracht werden müssen.

Ein Hauptjagen einzurichten, erfordert nicht wenig Kenntnisse, Mühe, Zeit und Kosten. Wochenlang muß das Wild nach und nach aus weitem Umkreis in den abzusteckenden Bezirk getrieben werden, unter der Leitung einer zahlreichen und wohlerfahrenen Jägerei. Eine große Menge von Leuten ist vonnöthen, um zu treiben, zu wachen, die

Lappen zu ſtellen, und dann die Tücher. Nichts Kleines ſind die Zeuge, die Zeugwagen und die Beſpannung derſelben, ſo wie der Holzaufwand, den allein ſchon die nächtlichen Wachfeuer verurſachen.

Das Einrichten jedoch iſt die Sache der Jägerei, die belehren zu wollen, dieſe Blätter ſich nicht anmaßen; wenn ein Laie aber über die ſehr alte Art, ſolches zu bewerkſtelligen, genau ſich unterrichten will, ſo verweiſen wir ihn auf Döbels Jägerpractica. Der wackere Döbel, der älteſte Schriftſteller über die geſammte Jagd- und Forſtwiſſenſchaft, ein Mann, der als Lehrbube und Jägerburſche ſeine Laufbahn begonnen, iſt für praktiſche Jäger immer noch ein geachteter Lehrer, und viele neue Autoren (wie z. B. Honau über Zucht und Dreſſur der Jagdhunde) haben aus dem Schatz eigener Erfahrungen wenig mehr und nichts Beſſeres ſchöpfen können als aus ſeinem Werk. Und da er noch dazu den Glanz des edlen Waidwerks erlebt, obſchon den allmählichen Verfall bereits dunkel ahnend, ſo iſt es wohl um ſo verzeihlicher, wenn auch in dieſen Blättern manche ſeiner Darſtellungen und Lehren ſich wiederſpiegeln, beſonders da es ja unſer Zweck iſt, vielfach auf das Jägerleben der Vorfahren hinzudeuten, und das Bild davon nur aus ältern Ueberlieferungen uns klar machen können.

Die Meinung, welche der alte Waidmann über das deutſche eingerichtete Jagen ausſpricht, zeichnet ſo klar die Anſicht ſeiner Zeit darüber, daß wir uns das Vergnügen nicht verſagen können, die folgende Stelle aus ſeinem Werk wörtlich anzuführen. „Hauptjagen," ſchreibt er, „ſind zuweilen über die Maßen nöthig, aber auch dabei nützlich und plaiſirlich. Nöthig ſind ſie, wenn das Wildpret ſich zu ſehr mehret und den Unterthanen das Getreide, Kraut und Gras abäſet. Damit nun die Unterthanen dieſes Alles erhalten mögen, ſo ſuchet die hohe Landesherrſchaft, wenn ſie darin aller- und unterthänigſt ſuppliciren, dahin, daß die Zahl des Wildes eingezogen und vermindert werde. — Hingegen ſind ſie auch ſehr nützlich, denn dadurch wird nicht nur des Landesherrn Zehrgarten und Küche mit gutem Wildpret verſehen, ſondern es ſind Allerhöchſt- und Höchſtdieſelben auch allezeit ſo gnädigſt, das Meiſte davon zu verſchenken; die größte Nutzbarkeit aber kommt daraus, daß der Landmann die auf den Feldern liegenden Onera und Abgaben ſeiner hohen Landesherrſchaft abtragen kann. — Wie nun der Landmann den größten Nutzen davon hat, ſo laſſen ſich die hohen Landesherrſchaften daran begnügen, daß ſie den Unterthan dadurch erleichtern, und behalten einzig und allein das Plaiſir für ſich, daß ſie ſothanes Wildpret durch ein Jagen erlegen, und haben ihre Freude an dem Staate, ſo dabei gemacht wird. Ja, ein Jeder, welcher dergleichen Jagd nur geſehen, wird geſtehen müſſen, daß das Plaiſir dabei eine recht königliche und fürſtliche, dieſen Hohen der Welt eigenthümliche Luſt und Ergötzung ſey und immer bleiben werde."

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe über den Pariſer Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Was nun die Ausführung der beiden Bilder anbetrifft, ſo ſind dieſelben auf's Tiefſte durchdacht, vortrefflich angeordnet und gezeichnet und auf das Allermeiſterhafteſte gemalt. So vortrefflich auch die meiſten franzöſiſchen Künſtler malen, ſo übertrifft doch, wie ich glaube, Delaroche ſie alle: nicht als ob er gerade ein größerer Meiſter der techniſchen Mittel wäre, ſondern gerade weil er ſeine Herrſchaft über dieſelben auf eine Weiſe zu verſtecken weiß, die dem Gedanken hinlänglich Raum gibt, ſich geltend zu machen; er zeigt weder die enorme, meiſt kokettirende Virtuoſität, wie man ſie bei Horace Vernet findet, noch auch ſieht man, wie bei vielen Andern, zu ſehr das Material. Innerer und äußerer Reichthum ſtehen bei Delaroche in harmoniſcherem Gleichgewichte als bei den andern franzöſiſchen Hiſtorienmalern. — Die Nebenwerke, z. B. die Koſtüme u. ſ. w. können nicht maleriſcher arrangirt und zugleich treuer ſtudirt und dargeſtellt werden. Aus dieſem lezten Umſtande, dem auf die Beiwerke verwendeten Fleiß, machen Viele hier ihm einen Vorwurf: gewiß mit Unrecht, denn ſo wenig auch eine allzugroße Naturtreue in großen religiös- oder ſymboliſch-hiſtoriſchen Darſtellungen, die einen großen, erhabenen Styl erfordern, zu entſchuldigen iſt, ſo iſt ſie denn doch bei dergleichen anekdotiſch-modern-hiſtoriſchen Bildern immer mit Dank anzunehmen, um ſo mehr, da Delaroche niemals dem Studium und der Darſtellung der Beiwerke Hauptſachen unterordnet, und dieſe Nebenſachen in keinem ſeiner Bilder mehr gelten und bedeuten wollen, als ſie gerade ſollen. — Jener Vorwurf wird dem Künſtler hauptſächlich von der Ingrès'ſchen Partei gemacht. Ingrès iſt der franzöſiſche Künſtler, der dem Streben nach einem reinen und erhabenen Styl alles Andere unterordnet, und der alſo gewiß — wenigſtens dieſes Strebens wegen — die allerhöchſte Anerkennung verdient. Wie Ingrès nun hier in Frankreich, wo brillante Mittel und Effekt ſo viel gelten, dieſe Anerkennung gefunden hat, iſt beinahe räthſelhaft, und mir, der ich von Ingrès nichts geſehen habe, durchaus unerklärlich. Daß man annimmt, die Partei, welche Delaroche durch ſeinen Succeß und ſeinen Ruhm gegen ſich aufgebracht, ſey froh geweſen, in Ingrès einen Künſtler zu finden, den ſie Delaroche entgegenſtellen konnte, da namentlich die Prinzipien beider ſo verſchieden, iſt gewiß ein Unrecht gegen Ingrès, der nach dem, was

ſeine Freunde von ihm ſagen, ein großer Künſtler ſeyn muß. Wie geſagt, ich begreife die Sache nicht recht, da ich von Ingrès kein einziges Bild (nur einen Plafond im Louvre) geſehen habe, und ich ohne Autopſie hier in Frankreich, wo Alles von Parteianſichten bewegt iſt und eine feile Preſſe ſich zu Allem hergibt, auf Niemandens Urtheil trauen möchte. Daß von Ingrès hier ſo wenig oder eigentlich nichts zu ſehen iſt, rührt wohl daher, daß derſelbe bei ſeinem Streben nach hohem und erhabenem Styl — ein Streben, das bei ihm vielleicht mehr Vorſatz und Prinzip, als innere Nothwendigkeit und Beruf iſt — nicht jedes Sujet brauchen kann und daher nicht viel zu produciren im Stande iſt. Nach jenem Plafond allein ihn zu beurtheilen, würde ich für Unrecht halten, da das eine Aufgabe iſt, bei welcher ein Künſtler unmöglich alle ſeine Kräfte entwickeln kann. Eine Compoſition, die Calamatta nach ihm geſtochen, Ludwig der Heilige, dem die Jungfrau erſcheint, kommt mir eben nicht beſonders vor.

Um von dieſer Digreſſion auf Delaroche zurückzukommen, bemerke ich noch, daß derſelbe ein drittes, und zwar ein religiöſes Bild ausgeſtellt hat, eine heilige Cäcilia, die Orgel ſpielend, die ihr von zwei Engeln vorgehalten wird. Abſcheulicher als dieſes Bild kann man ſich nichts denken. Delaroche, deſſen Technik ſonſt bald an Rubens, bald an Rembrandt erinnert, hat in dieſem Bilde ſeine ſchönen Mittel verſchmäht und nun einmal durch das ganz Entgegengeſetzte zu wirken geſucht. Er hat ſich die alten byzantiniſchen Maler zu Vorbildern genommen, ſeine ſonſt ſo ſchöne, breite Behandlung hat er in die allertrockenſte verkehrt. Er ſcheint geglaubt zu haben, die Wirkung und Vortrefflichkeit mancher der alten Vorraphaelſchen Meiſter beſtehe lediglich in der Technik, und da hat er denn dieſe nachgeahmt: Innigkeit und religiöſes Gefühl hat er nicht geben können. Mit allen ſeinen Bemühungen, die z. B. bei den Verzierungen (im byzantiniſchen Geſchmacke) in das Penible gehen, hat er nichts erreicht als einen wahren Degout gegen dieſes Bild. — Das zeigt, wie weit Delaroche, trotz ſeiner vortrefflichen Darſtellung des anekdotiſch-hiſtoriſchen Genre, noch bis zur höchſten Aufgabe der Kunſt hat.

Dieſes Bild von der heil. Cäcilia war Urſache, daß ich von Delaroche, trotz der beiden andern Bilder, Anfangs viel ungünſtiger dachte als jetzt. Ich hielt ihn nämlich für einen Comödianten, der im Beſitz ſchöner Mittel auf die Menge zu wirken ſucht, coûte qui coûte. Tritt er aber aus der Rolle heraus, die die Natur ihm angewieſen, ſo wird er abſcheulich. Ich ſuchte in all ſeinen frühern Bildern, die ich in Original oder Copie zu ſehen bekommen konnte, Beſtätigung dieſes Vorurtheils, und wenn man ſucht (und namentlich wenn man etwas Advokat iſt), ſo findet man. Als einen Hauptcharakterzug ſeiner Bilder glaubte ich zu entdecken, wie er durch den Contraſt zu wirken ſucht, und wie er aus der Geſchichte nur ſolche Momente wählt, wo dieſer Hebel großes Spiel hat. So die drei Bilder, die von ihm im Luxemburg ſind: Joas als Kind von ſeiner Tante gerettet, kindlich-lächelnd inmitten des Verderbens, das ihn bedroht; die Kinder Eduards, unſchuldig und harmlos dem Tode geweiht; die mächtigſte Fürſtin ihrer Zeit, Eliſabeth von England, auf dem Fußboden ſich windend in Gewiſſensqualen; dann Jane Gray, trotz ihrer Unſchuld und Schönheit auf dem Schaffot; Cromwell, der kühne Uſurpator, am Sarge ſeines geopferten Königs; die beiden Bilder von Richelieu und Mazarin: der Erſtere, alt, krank und ſterbend in prächtiger Barke, mit ſich führend als Gefangenen den jungen blühenden Cinq-Mars, ſchön und lebensluſtig, aber wie Richelieu dem Tode entgegengehend; dann Mazarin ſterbend im Bette, aber geſchminkt und umgeben von ſchwatzenden und ſcherzenden Damen, und lächelnden kartenſpielenden Hofleuten, von denen einer dem Sterbenden ſeine Karten zeigt und ihn fragt, was er ſpielen ſolle. — Alles das überdachte ich mir, und machte Delaroche den Vorwurf, er ſey ein Comödiant und *ſpekulire* auf die Empfindungen ſeiner Zuſchauer. Das ſchlechte religiöſe Bild diente mir dann als Beweis. Aber ich that dem Künſtler gewiß mit dieſem Vorwurf Unrecht. Die ganze moderne Kunſt — und die Poeſie noch mehr als die Malerei — ſpekulirt auf die Empfindungen der Leſer und Zuſchauer, wo die antike Kunſt ſie erzwang. Daß Delaroche aus der Geſchichte gerade möglichſt dramatiſch-wirkende Momente wählte, iſt eher ein Lob als ein Tadel, namentlich da er Franzoſen zum Publikum hat, und Jeder ſich ſeinem Publikum etwas accomodiren muß, wenn er verſtanden und goutirt ſeyn und wirken will, namentlich in jetziger Zeit, wo ein Künſtler nicht ſo leicht erwarten darf, ein Publikum nach ſich und ſeinem Willen zu bilden. Das ſchlechte religiöſe Bild beweiſt nur, daß Delaroche eben kein Genie, ſondern nur ein Talent iſt, und daß er nur zu jenen hiſtoriſchen Darſtellungen Fähigkeit hat, zu andern nicht. — Welch eigenthümliches, tief-poetiſches Talent der Künſtler aber beſitzt, hat er gerade durch die Art der Auffaſſung mehrerer ſeiner Stoffe gezeigt, und durch das ungeſucht Ueberraſchende, ich möchte ſagen, die Pointe, die er denſelben gegeben hat. Ich erinnere hier an die Kinder Eduards und Cromwell, die beiden Bilder, die hauptſächlich in Deutſchland ſeinen Ruhm gegründet, gerade weil es bei denſelben nicht nöthig war, das Original geſehen zu haben, ſondern weil die elendeſte Lithographie hinreichte, um die Schönheit des Gedankens empfinden zu laſſen. — In der Regel, oder wohl immer, ſtellt der Künſtler die Handlung, den Augenblick der That dar. Nicht ſo Delaroche. Mit tiefem poetiſchen Gefühl ging er in dem einen Bilde — den Kindern Eduards — einen Schritt zurück, und gab den Augenblick vor der That, die

Erwartung derſelben, die wie Gewitterſchwüle auf dem Bilde liegt. Bei Cromwell und Karl Stuart ging er er umgekehrt einen Schritt weiter und zeigte den Moment nach der That, die Reflexion nach Vollendung derſelben, die That, die ſich noch einmal ſelbſt anſchaut und kühn das eigene ſtarre Antlitz betrachtet, um ihrer Vollendung gewiß zu ſeyn: ein Akt, in dem ſich gewiſſermaßen ſymboliſch die ganze fürchterliche Größe und die ungeheure Bedeutung des Geſchehenen ſpiegelt.

(Schluß des zweiten Briefs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

(Beſchluß.)

Molière's Tartüffe. Die grüne Bude. Neubauten.

Der Hauptcharakter in Molière's „Tartüffe“ wurde von Porth mit teufliſcher Wahrheit meiſterhaft durchgeführt. Köſtlich zeigte ſich Pauli, als Hausherr, erſt in ſeinem, durch nichts zu erſchütternden Glauben an die über jeden Zweifel erhabene Tugend und Frömmigkeit des heuchleriſchen Tartüffe, und auch nachher, wie er, durch die That überführt, zu den entgegengeſetzten Empfindungen gebracht worden. Ueberaus glänzend zeigte ſich Madame Werdy als Mutter des Hausherrn. Da ſie ſogleich in der erſten Scene auftritt, ſo trug ſie unſtreitig viel dazu bei, für Molière's Werk eine günſtige Aufnahme einzuleiten. Vorzüglichen Theil an Erreichung dieſes Zwecks muß man ferner Madame Böhler-Devrient als Kammermädchen Dorine nachrühmen. So ſeltſam auch das abſolut Diktatoriſche im Munde eines Kammermädchens, ſelbſt gegen den augenſcheinlich in keiner zweideutigen Relation mit Dorinen ſtehenden Hausherrn, unſern heutigen Verhältniſſen und Gewohnheiten nach, ſich ausnimmt, gelang es doch ihrem Takt und ihrer Gewandtheit, hauptſächlich in Ton und Mienen, ein Medium herauszufinden, wodurch es glaublich erſcheint, daß ſie, ſogar bei einem ſo auffallenden Benehmen und einer ſo ſchroffen Emancipation von dem gewöhnlichen Verhältniſſe, ſich im Hauſe behaupten kann. Dem Fräulein Bauer gebührte um ſo aufrichtigerer Dank für das Angemeſſene und Abgewogene ihres Spiels als Elmire, da dieſe Rolle, obſchon als ſehr wichtig in Gang und Wendung des Stücks eingreifend, doch keineswegs zu den dankbaren ſich zählen läßt. Obſchon dem Luſtſpiele Tartüffe vielleicht, weder in der Anlage, noch in der Ausführung der eigenthümliche Meiſterſtempel des Dichters in dem Grade von Kraft und Klarheit aufgedrückt iſt, wie manchen, beſonders ſeiner kleinern Luſtſpiele, und der Tartüffe ſeine große Berühmtheit ohne Zweifel zunächſt zufälligen Umſtänden und treffenden ſatiriſchen Zügen zu verdanken haben mag, ſo gereicht es doch der Bühnendirektion zur wahren Ehre, das Stück wieder, ſeinem ganzen Weſen nach, vorgeführt zu haben. So vieles auf die Allgemeinheit der Menſchennatur Gegründete und überhaupt, dem Weſen und der Form nach, wahrhaft Tüchtige darin, das zum Theil immer mehr in Vergeſſenheit geräth, kann nicht ohne heilſame Wirkung auf das Publikum, wie auf Schauſpieler und Dichter bleiben.

Die bisher bloß „zur Erinnerung für Freunde“ beſtimmt geweſene Schrift: „Kreuz- und Quergedanken eines Ignoranten vor den Düſſeldorfer Bildern über die Düſſeldorfer Bilder und manches Andere,“ hat nunmehr, laut dem Dresdener Anzeiger, in einer zweiten, durchgeſehenen Auflage dem Buchhandel ſich anvertraut. Ob der ſich diesmal als Verfaſſer bekennende Heinrich Paris wirklich ein Mann oder nur eine ſorgfältigere Maske für das Fräulein ſey, dem man das Werkchen verdanken zu müſſen glaubt, dürfen diejenigen gerade am wenigſten zu erörtern wagen, denen Zweifel dagegen aufſteigen. Welche Indiskretion, einer abſichtlich dicht verſchleierten Dame auf öffentlicher Straße in's Geſicht ſehen zu wollen!

Den mit Linden beſetzten, unter dem Namen der Neuſtädter Allee bekannten, geräumigen und angenehmen Spazierplatz, der ſich vom Ende des Marktes unſerer Neuſtadt an, durch die ganze ſtattliche Hauptſtraße bis nach der Kaſerne hinzieht, kennt Jeder, der in Dresden geweſen iſt. Er entſinnt ſich auch vermuthlich der grünangeſtrichenen Bude, die, wenn er vom Markte her durch die Allee kam, ihm zur Rechten liegen blieb. Es iſt ein kleines, im Innern recht hübſch eingerichtetes Ding, die „grüne Bude“ genannt, das ſich vor langen Jahren dort, halb aus Beſcheidenheit, halb aus Furcht, in eine Ecke drückte und ſich bis jezt, trotz mancher Betrachtungen von Seiten der Freunde der Symmetrie, behauptete. Die grüne Bude gehört gewiſſermaßen zu den hieſigen Wahrzeichen der eleganten Welt. Beſonders nimmt, zumal im Sommer, die männliche Eleganz dort ihr Abſteigequartier, um bei einem Glaſe Eis oder Limonade die Nachmittags vorüberſtrömende weibliche Eleganz aus den Fenſtern zu beobachten. Wer ſich in die mancherlei Luſtſchlöſſer, Spekulationen, Intriguen, in die Verwickelungen und Verſtrickungen des ſocialen Lebens nur ein wenig hineinzudenken weiß, kann daraus abnehmen, daß die grüne Bude eine vielgeſtaltige geſchichtliche Exiſtenz errungen hat; kann ich doch ſogar hinzufügen, daß einer meiner Bekannten ſich ſchon im Stillen zu ihrem Hiſtoriographen conſtituirte und nächſter Tage darüber ein eigenes Werk an das Licht ſtellen wird. Je tiefer nun die ſonach, wenn nicht auf weltgeſchichtlichem, doch auf ſtadthiſtoriſchem Grunde ruhende kleine Erfriſchungsanſtalt in die hieſigen Gewohnheiten eingewachſen iſt, deſto größer war der Unwille gegen ein in der Nacht vom 31ſten März zum 1ſten April wider ſie gerichtetes Attentat. Eine von außen, dem Vernehmen nach durch den Schornſtein hineingeworfene Petarde verurſachte eine Exploſion, welche das leichte Brettergebäude auseinandertrieb. Erſt kurz zuvor hatte die Wirthſchaft, die aus Mangel an Platz die Nacht nicht dort zubringt, ſich hinweggegeben. Uebrigens war das luſtige Gebäude ſchon am folgenden Tage interimiſtiſch wieder zuſammengeflickt. — Der unermüdeten hieſigen Bauluſt verdankt Dresden ſo eben die Hoffnung auf eine bedeutende Verbeſſerung. Die durch den Löbdauer Schlag in Friedrichſtadt nach Tharand und Freiberg führende Straße gewährte ſeither einen wahrhaft befremdenden Anblick. Während im ganzen Königreiche Sachſen neuerlich nur noch ſehr wenige nicht umgeriſſene Stücke Landes anzutreffen ſind, hatte ſich dort ein ziemlich großes dicht vor den Thoren der Reſidenz erhalten. Die Urſache war die Geringhaltigkeit des Bodens der dortigen Gemeindegrundſtücke. Dieſe ſind nunmehr einzeln an den Meiſtbietenden verkauft worden. In deſſen Verfolg entſteht ſo eben zu beiden Seiten der überaus ſtark befahrenen Straße, durch den Plan der neuen Eigenthümer, Häuſer mit Gärten anzulegen, ein ungemeines Leben. Das Baumaterial iſt zum Theil ſchon herbeigeſchafft, und man beeilt ſich, der ganzen, ſeither wenig erfreulich ſich darſtellenden Gegend die lange fruchtlos gewünſchte freundliche Umgeſtaltung nicht länger vorzuenthalten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 116.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 16. Mai 1837.

Blühen, Blumen, wohl empfunden,
Bleiben ewig Immergrünen.

Goethe.

Nachruf an Fräulein Agnes Schebest.

Thema.

Nachtigallen haben Flügel;
Ach, das ist uns wohlbekannt,
Nun so fern durch Thal und Hügel
Agnes eilt zum fremden Land.

O, wie süß sind Nachtigallen,
Bringen Blüthenduft und Mai;
Jeder Busen athmet frei,
Wo die Wonnetöne schallen.
Eine gibt es doch vor Allen,
Die des Frühlings Wunderspiegel,
Der entgegen Herzen wallen;
Aber ach! — die Nachtigallen —
Nachtigallen — haben Flügel!

Agnes Schebest heißt die Eine,
Mit den Augen wunderklar,
Die, wie Schmerz und Wonne weine,
Macht in Tönen offenbar.
Sie, die Liebliche, die Reine,
Priesterin der Kunst genannt,
Zeigt im huldigsten Vereine
Wie sich Glanz und Demuth eine,
Ach! es ist uns wohl bekannt!

Wen hat nicht ihr Strahl entzündet?
Wem ihr Leid mit Himmelslust
Nicht durchströmt die glüh'nde Brust?
Aller Liebe Wunder kündet
Sie der Welt, der Schleier schwindet,
Aller Herzenstiefen Siegel
Sprengt ihr Zauber — o, wo findet
Sehnsucht sie, die uns entschwindet
Nun so fern durch Thal und Hügel?

Bald doch wird sie wieder kommen,
Wird auf Nachtigallenschwingen
Uns den Frühling wiederbringen,
Mit dem Himmelsklang, den frommen,
Süßen Bildern — hoch willkommen!
Schallt ihr dann am Neckarstrand —
Aber bald heißt's, schmerzbeklommen:
Wieder ist sie uns entnommen,
Agnes eilt zum fremden Land!

Wie der Frühling lächelnd scheidet
Und von Süd nach Norden zieht,
Wie ein süßer Klang entflieht,
Wie der Rose Duft entgleitet
Und nach Fernen sich verbreitet,

So von Land zu Land sie flieht.
Einst auch von der Newa Strande
Sagen, wie am Neckarstrande,
Thränen, die der Wehmuth Spiegel:

„Nachtigallen haben Flügel,
„Ach! das ist uns wohl bekannt,
„Nun so fern durch Thal und Hügel
„Agnes eilt zum fremden Land!“

Stuttgart, den 8ten Mai 1837.

Helmine v. Chézy,
geborene Freiin v. Klencke.

Das Waidwerk.

(Fortsetzung.)

Jene Zeit, die so reich war an Wild aller Art und an edlen Jägern, sah auch Jagden, von denen die größte Zahl unserer Mitlebenden kaum einen Begriff hat, weil fast überall das Waidwerk seine einstige Würdigkeit verloren und ihm der feierliche Ernst fehlt, der, obschon er nicht ohne einen gewissen Beischmack von Pedanterie war, viel dazu beitrug, den Jägern und der Jagd eine wirkungsreiche Folie zu leihen. Denkt euch einen lustigen, freien Plan, mitten im Walde gelegen, in weitem Cirund von hohen Tüchern umspannt; das ist der Laufft, in den das Wild zum Schuß getrieben werden soll. Hier erhebt sich ein lustiges Bretterzelt, geschmückt mit Laubgewinden, Zweigen und wehenden Wimpeln, welches in der Jägersprache der Schirm heißt, an dessen rechter Seite die gesammte Jägerei in ihren schönen grünen Röcken, geschmückt mit Hirschfänger und Hornfessel, sich aufgestellt hat, voll ungeduldigen Stolzes den Augenblick erwartend, da die Lustbarkeit beginnen soll, welche sie mit Aufwand all ihrer Kräfte, Künste und Erfahrungen seit so langer Zeit vorbereitet. — Da wird es mit einem Male laut auf dem Weg, der kürzlich erst durch das Gestrüpp des Waldes frisch gebahnt worden; zwischen den Stämmen hindurch blinken die gallonirten Kleider rasch einhersprengender Vorreiter; über den weichen Boden fliegen sechs- und vierspännige Kutschen, oft rauschend unter der Berührung gestreifter Aeste; bald neben, bald hinter den Kutschen galoppirt auf muthigen Rossen das zahlreiche Gefolge, eine Schaar geladener Gäste, der Schwarm der Hofherrn, Junker und Pagen, und hinterher der Troß der Stallknechte. Plötzlich öffnet der Laufft die zu diesem Behuf eingerichtete Pforte, durch welche der flüchtige Zug dem Schirm zueilt, begrüßt von dem Jubel der harrenden Jäger. Alsbald füllt sich das Bretterzelt; um den Fürsten reihen sich die vornehmsten der Gäste, die Damen und Cavaliere, während die Büchsenspanner die Gewehre in Bereitschaft setzen, Roß und Wagen den Platz räumen und der Laufft sich schließt. Endlich gibt der Oberjägermeister das Zeichen; die Hüte schwenkend und das Jagdgeschrei ausstoßend, zieht die Jägerei in Reih und Glied dem hinabgelassenen Rolltuch* zu, gefolgt von den Hunden und ihren Führern, bis am Rolltuch die Hatzhunde abschwenken, um sich in die Hatzschirme neben dem Schirm zu begeben; die Jagdhunde folgen den Jägern, bis sie, bei beginnendem Treiben, gelöst werden. Der Oberjägermeister begibt sich in seine Loge beim Rolltuch, um anzuordnen, wann dasselbe auf- oder zuzumachen; eben da stehen auch hinter einem Schirm Trompeter und Pauker, um jeden jagdbaren Hirsch, der zum Laufft kommt, anzublasen.

Nun beginnt es, im Jagen sich zu regen; von den Zeugen her rücken die Treibleute vor, die gelösten Hunde geben Laut auf den Fährten. Endlich senkt sich das Rolltuch und in wilder Flucht zeigt sich ein Haupthirsch, weit hinter sich die lautenden Bracken; er verdoppelt seine Schnelligkeit, da urplötzlich das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Pauken ihn schreckt und scheucht, bis vom Schirm her ein Pulverblitz aufgeht und unter dem Knall noch des Schusses der Flüchtige zusammenstürzt. Dem Jagdherrn gebührt der erste Schuß, und er hat sich dieser Ehre würdig bewiesen; die Höflinge aber haben keine Muße, ihrer Bewunderung Worte zu leihen, denn dem ersten Hirsch folgt rasch ein zweiter, ein dritter, ein vierter, begrüßt von der grellen Musik und dem knatternden Gewehrfeuer; der Andrang beim Rolltuch wird so groß, daß des Oberjägermeisters scharfer und geübter Blick sich verwirrt und er nicht mehr im Stande ist, vor unjagdbaren Hirschen und vor Schmalthieren den Laufft zu sperren; diesen folgen Rehe und Damwild, und auch Meister Reinecke weiß keinen andern Ausweg vor den Hunden. Die flinken Büchsenspanner können kaum schnell genug mehr laden, und mancher Schuß geht in's Blaue, so hitzig werden bei dem Anblick des zahlreichen Wildes die Schützen, vorzüglich aber die Damen, so daß die Fröhner oft in nicht geringer Gefahr schweben, wenn sie die erlegten Stücke herbeischleppen, die Hatzhunde, wenn sie losgelassen werden, um die Fehler der Schützen gut zu machen, die Waidleute, wenn sie den Hatzhunden folgen, um die angeschossene Beute abzufangen, die jagdbaren Hirsche mit dem Hirschfänger, die schlechten mit dem Knicker.

* Das bewegliche Tuch, welches das umstellte Jagen vom Laufft trennt. — Wegen einiger andern, aus dem Zusammenhang leicht verständlichen Ausdrücke der Jägersprache bitten wir den Leser, sie uns gelten zu lassen, weil wir sie nicht überall vermeiden können, obschon wir in Anwendung derselben uns der möglichsten Zurückhaltung befleißigen.

Unter der Niederlage des Rothwildes bietet ſich alsbald den Blicken ein neues Schauſpiel; aus dem Jagen brechen die Sauen, und mit erneuter Luſt gehen die edlen Jäger an's Werk. Aber nun gilt es nicht allein, die Kunſt des Schützen zu bewähren; hier läßt der kühne Cavalier ein Hauptſchwein auflaufen, dort verſucht ein vorwitziger Page ſeine ungeübten Kräfte an einem Friſchling, während ſein Geſpan, der Schnelligkeit und Gewandtheit ſeines Roſſes, ſo wie den kaum erlernten Künſten der Reitbahn vertrauend, mit der Saufeder ſich an einen ſchlechten (d. h. noch nicht ausgewachſenen) Keuler wagt, das Beifallslächeln der Damen zu gewinnen, die vielleicht kaum ſeiner Acht haben. Und indem die ſchwache Hand des unbärtigen Knaben an einer Seite ſicher das Ziel trifft, geſchieht es wohl, daß an der andern die ſtarke Fauſt eines ritterlichen Mannes wankt und des Keulers Hauer ihm die Seite trifft, ſo daß er, ſchwerverlezt, hinweggetragen werden muß; aber das ſtört nicht die Luſt, denn fort und fort krachen die Büchſen, ſchmettern beim Rolltuch die Trompeten, wirbeln die Pauken, geht das raſche, bunte Treiben fort, bis endlich beim linken Flügel die Jägerei ſich wieder zeigt, die Hüte mit Brüchen geſchmückt, und gegen den Schirm ziehend das Waldgeſchrei erhebt, worauf Flügel- und Hüfthörner das Jagen abblaſen; ſo wiederholt ſich noch zweimal das „Jo ho, hochdo, ho!“ wonach immer ein Saz geblaſen wird. Die Feuerrohre ſchweigen jezo und die Büchſenſpanner athmen hoch auf; dem Jagdherrn naht der Oberjägermeiſter, um ihm den Bruch aufzuſtecken, worauf denn dieſer „allezeit ſo gnädig iſt, den Hut abziehend, für das Jagdplaiſir ſich zu bedanken.“ Nun ſtecken Herrn und Damen Brüche auf, als Ehrenzeichen von gefällten Hauptthirſchen, „denn um ſchlechte Hirſche darf kein Bruch aufgeſteckt werden.“

Sobald die Ehrenzeichen des grünen Reiſes vertheilt ſind, wandelt der Oberjägermeiſter ſein freundliches Antlitz in die ſtrengſte Amtsmiene, um zu fragen, ob nicht etwa wer von Wildpret anders geſprochen als ein echter Waidmann ſoll, mit den Füßen auf und über die erlegten Stücke getreten und geſchritten, oder „ſich ſonſten unrein im Jagen verhalten?“ — So nun einer ſich etwas dergleichen hat zu Schulden kommen laſſen, wird er angezeigt, denn die Jagdgenoſſen paſſen immer einander auf, um ſich gegenſeitig zu fangen und das Blatt ſchlagen zu ſehen, was durchaus keine Beſchimpfung, „auch den Rechten nach,“ bedeutet. Das Waidmeſſer wurde nach der von Alters hergebrachten Weiſe noch im achtzehnten Jahrhundert gegeben, bis in neuern Zeiten die Gewohnheit entſtand, die Strafe durch ein Trinkgeld für die Jägerei abzukaufen. Das Verfahren war folgendes. Der Verurtheilte mußte, nachdem er ſein Seitengewehr abgegeben, ſich quer über den ſtärkſten der gefällten Hirſche legen, wobei an manchen Höfen die umherſtehenden Cavaliers und Jäger ihre Waidmeſſer ein wenig aus der Scheide zuckten, und der, welcher dies vergaß, der gleichen Strafe verfiel. Dem Liegenden wurden die Rockſchöße zurückgeſchoben, und der Oberjägermeiſter trat hinzu, oder der erſte Hofjäger, wenn der Verurtheilte kein Edelmann war. Sobald der Verwalter des Strafamtes das Meſſer zuckte, bliſen die Jäger auf ihren Hüfthörnern. Bei dem erſten „Pfund“ ſprach der Schlagende mit „wohllautender Stimme“: „Jo ho! das iſt für meinen gnädigſten Fürſten und Herrn;“ bei dem andern: „Jo ho! das iſt für Ritter, Reiter und Knecht;“ beim dritten: „Jo ho! das iſt das edle Jägerrecht.“ Worauf die Jägerei das Waldgeſchrei erhob, und der Geſtrafte mit einem Kratzfuß ſich zu bedanken hatte.

Den Schluß des fröhlichen Tages bildeten von jeher die Tafelfreuden und volle Becher; und da Waidleute bekanntlich recht wacker trinken können und wollen, ſo iſt es nicht mehr als billig, daß auch die Jägerei nicht nur mit der nothwendigen Atzung, ſondern auch mit überflüſſigem Getränk verſehen werde, damit männiglich ſich vollzechen möge nach der Väter Weiſe. Doch heutzutage pflegen meiſtens die Herrſchaften nach beendeter Jagd ſofort heimzufahren. Zu bemerken iſt noch, daß, wenn im Jagdrevier ein größeres Waſſer ſich befindet, das Wild eingeſprengt und von dem am andern Ufer errichteten Schirm oder von Kähnen aus erlegt wird. Ein See oder Teich gibt dazu die beſte Gelegenheit, und es iſt ſchön anzuſehen, wenn das Wild über die klare Fläche hinrudert; ein Fluß macht ſchon mehr Mühe, weil das Zeug querüber gezogen werden muß. — Die Waſſerjagden waren einſt ſo beliebt, daß manche Herrn irgend ein geringes Bächlein in ihrem Revier dämmen ließen, um wenigſtens einen See en miniature daraus zu bilden.

(Die Fortſezung folgt.)

Moden.

Die Tracht unſerer Zeit im weiteſten Sinn iſt der ſprechendſte Ausdruck ihrer nivellirenden, bürgerlichen, um nicht zu ſagen demagogiſchen Richtung; aber auch die Reaktion macht ſich äußerlich, jedoch nur in der Nähe, vielfach bemerkbar. Das Jahrhundert ſtrebt immer mehr dahin, die charakteriſtiſchen Unterſchiede der Stände zu verwiſchen. Ohne die Epauletten des Offiziers und ſeinen abſtechenden Kragen nähme ſich die größte Geſellſchaft auf hundert Schritte, wo die Wunder der „Recherche“ verſchwinden und der adlige Stempel auf den Geſichtern und die Goldprobe des Geſchmeides unkenntlich werden, für einen Chineſen ganz ſo aus, wie für uns ein Trupp wilder Neuſeeländer: einer iſt wie der andere, und die Cultur hat ſie in einen künſtlichen Naturzuſtand verſezt. Den wider den Geiſt der Zeit in der Aeußerlichkeit Proteſtirenden, für die wir Gottlob! kein gangbares deutſches Wort haben, und die wir unter den Titeln Elegans und Faſhionables begreifen, vertritt das Geſpenſt des guten Geſchmacks den lockenden Rückweg zu den großartigen Ausſchweifungen einer frühern Zeit; und ſo bleibt ihnen nichts

übrig, als sich dem Detailluxus und der sogenannten Recherche in die Arme zu werfen. Diese kostbaren Feinheiten leuchten freilich nicht so weit hin, als ein rothes gallonirtes Kleid oder eine majestätische Schleppe; daher erweisen die sich mit Allem befassenden Pariser Journale unsern eleganten Vorbildern den erwünschten Dienst, daß sie dem Publikum vorrechnen, wie viel man sich Dinge kosten läßt, die der gemeine Beobachter gar nicht zu schätzen weiß und übersieht. Ich gebe ein paar Beispiele, wie weit der Luxus nur in den Außenwerken der Toilette, gleichsam in den kleinen Montirungsstücken, getrieben wird. — Was ist ein Band? ein bloßes Beiwerk, etwas, was nie als Hauptputz auftritt, sondern im Gegentheil ein Ganzes voraussetzt und zu ihm passen muß. Aber manche feine Pariserin hat ein Inventarium von Bändern, das 800 Fr. werth ist. Wie Manche, in Frankreich wie bei uns, wäre froh, wenn sie einen Schmuck von diesem Werthe hätte! Madame so und so besitzt einen Muff von Marabouts, der 25 Louis'dor gekostet hat; freilich mag er leicht zwei ganze Winter aushalten. Die Rechnungen der jungen Fashionables für Stöcke und Reitpeitschen betragen häufig 100 Louisd'or und mehr jährlich. Die Stöcke, und besonders die Reit- und Jagdpeitschen sind aber auch gegenwärtig wahre Kleinode: sie sind von gestrickter Seide, und die silbernen und goldenen Griffe, meistens Thierköpfe vorstellend, sind mit echten Steinen besetzt. Die Knöpfe der modernen, sehr theuren Stöcke bestehen aus Rhinocerosbhorn mit guillochirtem Golde eingelegt. — Auf der letzten Fahrt nach Longchamps trug einer eine englische Weste zur Schau, die 600 Fr. gekostet hatte. — Aber der gewichtigste Artikel im Budget einer feinen Toilette sind die Handschuhe. Schon mancher Unterlieutenant hatte keinen bitterern Schmerz, als daß ihm seine Gage nicht erlaube „d'être bien ganté." Freilich, welch hinfälliges Ding ist ein Handschuh! Nicht nur ist das Blaßgelb ausnehmend delikat, das Leder liegt so straff an der Haut, daß die Nähte eine Solröe, in der man fast nichts anfaßt, unmöglich überdauern. Oft braucht ein junger Herr drei frische Paare des Tags: einmal wenn er ausreitet oder im Tilbury ausfährt, dann wenn er sich zum Diner, endlich wenn er sich zum Ball oder Schauspiel ankleidet. Unter diesen Umständen sind 1600 Fr. des Jahrs für Handschuhe nicht zu viel. Handelt es sich aber vollends von Damenhandschuhen, da ist es im Augenblick um ein Banknote von 500 Fr. geschehen. Fächer, Bouquet und Operngucker haben die mit Atlas besetzten Handschuhe, welche Morgens sechs, sieben Franks gekostet, bald dienstunfähig gemacht, und wer zu leben weiß, zieht keinen Handschuh zweimal an.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Das Königsfest.

Dieses Jahr konnte der April noch recht füglich zu den Wintermonaten gezählt werden, und es trat der sonderbare Umstand ein, daß am 1sten Mai, dem sonst von den Dichtern so gepriesenen Tage, kein grüner Baum zu schauen war. Am 1sten Mai, des Königs Namenstage, hatte sich indessen glücklicherweise das bisher und auch nachher immer trübe Wetter plötzlich aufgeheitert, so daß das Pariser Volk an diesem Tage zugleich das Fest des Frühlings und des Königs feiern konnte. Die ihm gebotenen Belustigungen hatten nichts Besonderes; sie bestanden, wie gewöhnlich, in der Vertheilung von Lebensmitteln an Hülfsbedürftige, statt des ehemals öffentlichen Herumwerfens des Brodes und Fleisches; in zwei Theatern unter freiem Himmel in den Champs élysées, auf welchen, wie in den vorigen Jahren, Gefechte mit vielem Gewehrfeuer gegeben wurden, an denen sich Tausende von Zuschauern in der Sonne belustigten; in einer Kletterstange mit einer Krone, an welcher silberne Uhren, Bestecke und Trinkgeschirre im Sonnenglanze den Kletterern zulächelten, aber schwer zu erringen waren; in mehreren Tanzorchestern, ferner in einem Abends im Tuileriengarten gegebenen Concerte, und dem alle diese Herrlichkeiten des Tages beschließenden Feuerwerke auf dem Kay d'Orsay. Freies Schauspiel wurde diesmal nicht gegeben; auch im vorigen Jahr war dieses sonst mit allen Pariser Volksfesten verbundene Zubehör weggeblieben. Wahrscheinlich ist dabei Unfug vorgefallen, den man künftig vermeiden will. Das Angenehmste war der Anblick, den die Champs élysées darboten: hier hatte sich wieder unter den Baumalleen ein unabsehbarer Jahrmarkt gebildet, welcher die Regierung nichts kostete; Hunderte von Buden und Zelten waren schnell aneinander gereiht worden, und außerdem boten noch eine unzählige Menge von Krämern und Gewerbsfleißigen allerlei unter freiem Himmel aus. Hier hatten wieder hundert spekulirende Köpfe auf den Hang der Menschen zum Ziehen der Loose aus dem Glückstopfe gerechnet, und boten den Vorübergehenden eine Menge kleiner Waaren, auch Naschwerk gegen Loose an. Ein Sou ist eine Kleinigkeit; der Vorübergehende widersteht selten der Versuchung, die Kleinigkeit gegen die Hoffnung eines Gewinnstes hinzugeben. Die obligate Zahl zwölf ist bald voll, es wird gezogen, und eilf in ihrer Hoffnung Getäuschte schleichen sich davon, und auch der Zwölfte, vom Glück Begünstigte hat eben nicht Ursache, sich desselben zu rühmen; denn was er gewinnt, ist meist nur verworfene Waare und von sehr geringem Werthe. Aber die Krämer verstehen die Kunst, die Sachen so glänzend auszustellen, und streichen sie mit einer solchen Suada heraus, daß sich Hunderte und Tausende dadurch locken lassen. Unter diesen vielen Buden und Zelten ragten einige große hervor, Kaffeehäuser und Restaurants, welche die Palläste in dieser kleinen Stadt waren. Dieser Jahrmarkt, an dem die Regierung gar keinen Antheil hat, ist im Grunde das Interessanteste am ganzen sogenannten Volksfeste, und die Kosten des letztern könnten beinahe sogar erspart werden, ohne daß man viel dabei verlöre. Ueberhaupt ist es schwer, eine so ungeheure Volksmenge zu belustigen, wenn sie nicht selbst zu ihrer Belustigung beitragen will. Die paarmal hunderttausend Franken, welche ein solcher Tag kostet, schaffen für sich keine Volksbelustigung; auch ist man genöthigt, die Herrlichkeiten zu vertheilen, und zwar an den beiden, am weitesten von einander entfernten Enden der Stadt, damit das Volk nicht allzuweit zu gehen habe, um daran Theil nehmen zu können, und dieses Zertheilen vermindert natürlich die Größe des Schauspiels; zwei einzelne Feuerwerke zum Beispiel thun nie die Wirkung eines einzigen großen; aber wenn, wie diesesmal, das Königsfest in eine ruhige Zeit fällt, und wenn das einzige Frühlingswetter, womit Paris in diesem Jahr beschert worden, gerade einen solchen Tag verherrlicht, so ist Jedermann zufrieden, und das Königsfest findet die Pariser in der besten Stimmung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 117.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 17. Mai 1837.

O cives, cives, quaerenda pecunia primum est,
Virtus post nummos!

Horat.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Den 17ten März.

Die Bewohner von Havre.

Die Kaufleute.

Die Bewohner von Havre, 30 — 35,000 Seelen, sind ein buntes Gemische von Kaufleuten, Seeleuten und Arbeitern, von Franzosen und Fremden. Der Kaufmannsstand ist natürlich der erste und besteht aus den Repräsentanten aller handelnden Nationen; Franzosen, Engländer, Amerikaner, Italiener, Schweden, selbst Russen, und eine Menge Deutscher und Schweizer treiben sich auf der hiesigen Börse durcheinander und radbrechen mit mehr oder weniger Glück die französische Sprache. Die große Mehrzahl derselben will hier nur ihr Glück so schnell als möglich machen, um sich dann zurückziehen und von den Renten leben zu können. Sie sind hier nicht zu Hause; man braucht nur die Börse anzusehen, um sich davon zu überzeugen: diese ist so klein und unbedeutend, daß sie die Menge der gegen vier Uhr zuströmenden Kaufleute nicht zu fassen im Stande ist, so daß dieselben gezwungen sind, sich vor der Börse unter freiem Himmel zu versammeln und hier dem Sturme und dem Winde — dem Winde in Havre! — Trotz zu bieten. Seit vielen Jahren spricht man vom Bau einer neuen Börse, aber es scheint die Sache nur sehr lau betrieben zu werden, und man wird dies natürlich finden, wenn man bedenkt, daß eben diese Fremden, die in ein paar Jahren Havre verlassen, sich nur als momentan an die Stadt gebunden betrachten und kein besonderes Interesse haben können, ein Opfer zu bringen, um die künftige Handelschaft von Havre mit einer Börse zu dotiren.

Wenn man die Pariser, oder die Frankfurter, oder sonst die Börsen großer Handelsplätze gesehen hat, so muß der Contrast zwischen diesen und der von Havre, unstreitig der ersten Handelsstadt Frankreichs, auf den ersten Blick auffallen. In Paris ist der Anblick der Börse, wenn auch meist tief verletzend für den, der die Leidenschaft hinter den kalten Zügen hervorleuchten sieht, doch imposant. Es stehen dort die Feldherrn und ihre Adjutanten fliegen hin und her und tragen die Ordre der Commandirenden auf die Flanken und in's Centrum und eilen zurück, um Berichte zu bringen und neue Aufträge zu erhalten. Es entscheidet sich dort oft das Geschick Europas, und in dem Gewühle und Geschrei glaubt man den Hülferuf der Völker durchzuhören. Ein Weltsclavenmarkt könnte nicht bewegter, nicht ergreifender seyn. Eben das Gefühl, daß es sich hier um das Weltheil handelt, daß Minister stürzen, wenn das eine oder das andere Heer zurückweicht, daß Kronen und Throne auf dem Spiele stehen, daß Völker in der Wagschale liegen, gibt uns im Tempel

Mammons einen ſchauerlichen, aber großartigen Eindruck. In Havre dagegen gleicht die Börſe nur einem Ameiſenhaufen. Alles windet ſich durcheinander, wie ein wirrer Knäuel, keiner gibt Befehle, keiner ſcheint zu gehorchen. So viel Ballen Baumwolle zu ſo und ſo viel ſind zu haben; ſo viel Kiſten Zucker liegen im Entrepot, ſo viele ſind beſtellt und ſo viele unterwegs. Es ſind dies auch Intereſſen, aber die Welt merkt nichts davon, ob 100,000 Ballen Baumwolle mehr oder weniger ankommen, und höchſtens ein Hundert Fabriken, ein paarmal hunderttauſend Fabrikarbeiter ſind dabei unmittelbar betheiligt. Man kann ganz leicht an der Börſe von Havre vorbeigehen, ohne nur zu ahnen, daß hier die ganze Handelswelt der erſten Handelsſtadt von Frankreich verſammelt iſt, und etwa glauben, man habe ſich hier nur verſammelt, um eine öffentliche Verſteigerung vorzunehmen. Die Börſe hat hier nicht das Dramatiſche des Verkehrs wie in den großen Bankſtädten, aber ſicher auch nicht das Tiefverletzende deſſelben.

Wer übrigens den Havrer Handelsſtand näher kennen lernen will, muß ſich auf dem Cercle du Commerce einſchreiben laſſen. Wenn die Börſe einen ſchlechten Begriff von der Bedeutſamkeit des Havrer Handels geben könnte, ſo macht der Cercle du Commerce dagegen einen ganz andern Eindruck. In einem der ſchönſten und größten Häuſer der Stadt ſtehen ſchöne große Säle, theils zum Leſen, theils zum Spielen, theils zur geſellſchaftlichen Unterhaltung eingerichtet und auf's Pomphafteſte möblirt, jedem Fremden offen, der durch eines der Mitglieder eingeführt wird. Man findet hier faſt alle Blätter und Zeitſchriften der Hauptſtadt, mehrere engliſche Zeitungen, auch eine deutſche, die Hamburger Börſenhalle, und eine ziemlich ausgeſuchte Bibliothek. Man braucht nicht lange hieher zu kommen, um zu merken, weß Geiſtes die hier hauſende Generation iſt. Gleich in dem Hauptſaale an dem Mittelpfeiler iſt eine ſchwarze, mit goldenen Buchſtaben beſchriebene Tafel in einem ſchönen goldenen Rahmen zu ſehen, und die goldnen Buchſtaben beſagen, daß vor zehn oder zwölf Jahren Louis Philipp, damals Herzog von Orleans, jezt König der Franzoſen, den Cercle du Commerce mit ſeiner Gegenwart beehrt habe. Ueber dieſer Ehrentafel hängt das Bild des Königs. An derſelben Stelle hing vor nicht ſieben Jahren Ludwig XVIII., und wer weiß, wer in ſieben Jahre dort hängen wird? Vorerſt iſt aber Ludwig XVIII. in ein Nebenkabinet verbannt, wo er auf beſſere Zeiten hoffen mag. Der Havrer Kaufmann iſt ſehr gut königlich und im Augenblick philippiſtiſch geſinnt, da der König eben Philipp heißt. Er iſt ein Feind alles deſſen, was wie Bewegung ausſieht, und gehört oft zu den furieux de modération. Ich war vor zwei Jahren gerade während des Aprilproceſſes hier, und entſinne mich eines Zwiegeſprächs. „Alle (die Aprilangeklagten) ſollte man zum Tode verurtheilen!“ ſagte einer der friedſamen Kaufleute. Ein anderer, gemäßigterer antwortete: „Alle! — das wäre doch zu ſtreng, ſelbſt grauſam. Es könnten ja auch Unſchuldige darunter ſeyn.“ — „N'importe!“ erwiderte der Erſte. „Uebrigens ſind keine Unſchuldige unter ihnen, ſie ſind alle Monstres und Brandſtifter!“ — „Aber wenn nun dennoch ein Unſchuldiger darunter wäre?“ fragte in beſcheidenem Scrupel der Zweite, und der Erſte ſchrie: „Es gibt keine Unſchuldige unter ihnen, das iſt unmöglich! Die Köpfe ab! die Galeere iſt eine wahre Kinderei für ſolche Monstres!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Waidwerk.

(Fortſetzung.)

Minder koſtſpielig und feierlich als das große eingerichtete, iſt das Beſtätigungsjagen, aber für den gewöhnlichen Gebrauch um ſo angemeſſener, als der Jagdherr nicht wochenlang ſein Vergnügen hinausſchieben muß; denn wenn zu guter Zeit im Sommer die Jäger mit den Leithunden auszogen, ſo kann der Herr immer wiſſen, wo es etwas zu ſchießen gibt und darnach in größter Schnelle ein Jagen anordnen. Dazu gehört übrigens ein angemeſſener Wildſtand, wie er ſich nur ſelten mehr findet, und vollkommene Jäger, wie ſie heutzutage nicht überall mehr anzutreffen; denn aus den Waidleuten ſind an vielen Orten ganz und gar Holzbeſchauer geworden, die oft ſogar noch ſcheel angeſehen werden, wenn ſie mit Gewehr und Hund einherziehen, wo die Jagd nicht mehr der Herrſchaft, ſondern des Pächters iſt. Auch iſt der Leithund da, wo es weder Hirſche noch Sauen gibt, nicht wohl zu arbeiten und zu führen; doch iſt er dann auch ſehr entbehrlich.

Der Leithund iſt des hirſchgerechten deutſchen Jägers Stolz und Zier, weßhalb auch Geſell ſein gewöhnlichſter Name; und wenn zum Behuf der ſchnell einzurichtenden Jagd in einem Bezirk beſtätigt werden ſoll, ſteht großentheils des Jägers Ehre in des Hundes Macht; er erntet hier den Lohn, wenn der Hund gut, den Hohn, wenn der Hund ſchlecht gearbeitet iſt.

Auch bei dem Beſtätigungsjagen wird der Diſtrikt mit den hohen Zeugen umſtellt und das Wild in den Laufft getrieben, den kein Rolltuch ſperrt; doch wird ein minder großes Revier auf einmal in Anſpruch genommen, ſo daß die Wildbahn geſchont bleibt und das Vergnügen ſich vervielfachen läßt. Die Pracht und der Aufwand dabei können indeſſen dieſelben bleiben, wie bei einem eingerichteten Jagen. Der Schirm im Laufft des beſtätigten Saujagens muß gehörig erhöht ſeyn, um die Damen ſicher zu ſtellen, und es iſt auch gut, ihn mit einem Ofen zu verſehen, weil dieſe Jagd am beſten in der kalten

Jahreszeit anzustellen ist; von den Cavalieren jedoch wäre billig zu erwarten, daß sie zu Fuß die Hauptschweine auflaufen ließen und darauf zu Roß die schlechten Keuler und Bachen. Frischlinge soll man nur mit dem Hirschfänger fangen. — Diese Art der Jagd ist sehr ritterlich und vornehm, wird aber leider bald ein Mährchen seyn.

Das Kesseljagen bedarf keiner weitern Vorbereitungen, insofern der Jagdherr sich auf seine Jäger und ihre Hunde verlassen kann. An Zeug ist nicht viel nöthig dabei, weil von außen nach innen zu getrieben wird, und sogar der Leithund für den Augenblick entbehrlich, wenn der Jäger früher fleißig war und den Wildstand auswendig weiß. Für die Schützen werden keine besondern Schirme verfertigt. — Kesseljagen heißt auch ein vollkommen umstelltes, sobald kein Laufft dabei angebracht ist.

Nachdem wir nun von der deutschen Jagd gesprochen, wie sie großen Herrn und edlen Jägern wohl ansteht, wollen wir, bevor wir zur Parforcejagd übergehen, noch von einigen andern Arten des adligen Waidwerks in Kürze reden, die theils an und für sich lobenswerth, theils auch bloß zulässig sind, insofern nur dabei die Hauptsache nicht vernachlässigt wird.

In einem Zwinger wilde Thiere zu halten und diese untereinander kämpfen zu lassen, war eine schon von den alten Römern hergebrachte Sitte; diese Thierkämpfe aber stehen bloß in einer sehr fernen Beziehung zum Waidwerk, haben jedoch immer mehr Bedeutung als ihr trauriges Surrogat: Hahnen- und Wachtelkämpfe. Auch kam es nicht selten vor, daß mannliche Jäger sich mit irgend einer wilden Bestie im Zwinger in einen Kampf einließen, um dieselbe auf gut waidmännisch zu erlegen. — In dieselbe Kategorie gehören die spanischen Stiergefechte. — Ein ehemaliges Hoffest war das Fuchsprellen, das ordentlich zu vollführen, starker und gewandter Jäger Geschäft war; manchmal wurden auch auf diese Weise Juden in die Höhe geschnellt, doch nicht bei öffentlichen Festlichkeiten; heutzutage ist dieser gute Brauch gänzlich abgekommen. — Das Streifjagen ist eine Lustbarkeit, die der Jagdherr auch ganz allein sich machen kann (mit dem gehörigen Gefolge seiner Jagdleute, versteht sich). Er zieht mit den Hatz- und Fanghunden an die Dickichte, darinnen an demselben Morgen erst Hauptschweine, schlechte Keuler oder grobe Sauen bestätigt worden. Dort werden die Finder gelöst, welche, sobald sie gefunden, das Schwein verbellen und stellen, worauf der Jäger möglichst schnell mit den Hatzhunden nachzieht und das Wild, wie es von den Packern gedeckt ist, abfängt, oder, nach der neueren, minder ritterlichen Art, schießt. Für die Hunde ist die Saujagd ziemlich gefährlich, denn es heißt: „wer Schweinsköpfe essen will, muß Hundsköpfe dran wagen;“ doch kann man die Hunde durch eine Art Panzerhemd sichern, nur daß sie dadurch an ihrer Flüchtigkeit verlieren. — Das Treibjagen ist die heutzutage noch beliebteste Art; die alten Jäger hielten nicht sonderlich viel darauf, würden aber die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn sie sähen, wie jezt auf den meisten der verpachteten und verödeten Jagdreviere getrieben wird, so daß es oft ein Spott und eine Schande ist. Dazu kommt, daß in vielen Ländern die Jagdfrohnden abgeschafft sind, und man den Bauern Geld und gute Worte noch obenein geben muß, damit sie nur treiben. Wird aber ein Klopfjagen gut eingerichtet und geführt, so ist es wohl die zweckmäßigste Art, um Hasen und Füchse zu schießen, und auf dem Brachfeld gar lustig anzusehen. Doch bemerken wir dies nur beiläufig, da wir hier von der hohen Jagd zu reden haben, wozu billig auch die Raubthiere gerechnet werden sollten, den Fuchs etwa ausgenommen, den zu erlegen jedoch überall heilsam und lobenswerth ist. Auf jeden Fall halten wir es für passend, hier dieser interessanten Classe einige Bemerkungen zu widmen, obschon der Bär allein von ihnen zur hohen Jagd gehört.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Greenacre.

Seit im September 1834 ein nach London übergesiedelter Deutscher — sein Name war Nikolaus Steinberg und das schmerzliche Ereigniß ist damals von mir berichtet worden — seiner Gattin, seinen vier Kindern und zuletzt sich selbst in einer finstern Nacht den Tod gegeben, hat in London manches Leben unter Frevlerhänden ausgeblutet und ist manche Greuelscene zur Kenntniß des Publikums gelangt. Aber von all diesem menschlichen Elende, der dunkeln Kehrseite jedes civilisirten Vereins, hat in der öffentlichen Beachtung nichts so entschieden sich hervorgedrängt als das, durch die politischen Blätter wohl überall bekannt gewordene, allerdings schauderhafte Verbrechen eines Mannes, Namens Greenacre, der eine Frau, mit welcher er versprochen gewesen, ermordet, zerstückt und die Stücke des Leichnams da und dort versteckt hatte. Schwerlich hat sich je die Rohheit und die Wuth des Londoner Pöbels, namentlich des weiblichen, in furchtbarerer Gestalt gezeigt, als bei diesem Proceß. So oft die Verbrecher in's Verhör geführt wurden, war der Volkszulauf unermeßlich. Die vom Gefängniß zum Gerichtshaus führenden Straßen waren jedesmal dicht angefüllt. Es erregte Schauder, auch nur im Vorübergehen die Ausdrücke der Wuth zu hören, die in Bezug auf die Angeschuldigten von Mund zu Mund flogen, und die Ungeduld wuchs, je länger der Verzug dauerte, und die Gemüther erhizten sich mehr und mehr, je mehr die Harrenden froren. Die Haufen standen so dicht, daß es einem Reiterregiment Mühe gekostet haben würde, durchzubrechen, und es war oft nicht zu begreifen, wie ohne Verlesung der Aufruhrakte, vor welcher im Allgemeinen selbst der roheste Engländer Respekt hat, und ohne einige zur Unterstützung herantrabende blaue oder rothe Gardekürassier-Eskadrons, denen Jeder es ansieht, daß sie mehr thun können als imponiren, das Dutzend unbewaffneter Polizeidiener im Stande seyn sollte, den Wagen Raum zu verschaffen und die Gefangenen gegen die laut

angedrohten Mißhandlungen zu schützen. Auf allen Straßen sangen Bänkelsänger das Lied von der erwürgten Frau; in High-Holborn eröffnete ein Spekulant eine Schaustellung, wo gegen Erlegung der größten englischen Kupfermünze, eines Penny, der Verbrecher bei der Blutarbeit gezeigt wurde, er und sein unglückliches Opfer nach der Phantasie des Künstlers getreu in Wachs bossirt und bunt genug mit den grellsten Farben bemalt; gräßliche Abbildungen des gräßlichen Beginnens wurden hoch auf Stangen umhergetragen mit Unterschriften, die das lesende Publikum benachrichtigten, welche Zeitung die ausführlichsten Berichte liefere; ein Sonntagsblatt, Weekly despatch, beschenkte seine Abnehmer am ersten Sonntage nach Greenacre's Verhaftung mit drei Holzschnitten, der erste ein Brustbild des Mörders, der zweite ein Conterfei des in Spiritus gesetzten Kopfes, der dritte ein Facsimile von Greenacre's Namenszug; das Geschenk machte in einem Absatze von nahe an hunderttausend Exemplaren sich bezahlt, und die für den folgenden Sonntag hundert und fünfzigtausend Mal abgezogene Weekly despatch wiederholte das Geschenk und vermehrte es mit einem Brustbilde der verhafteten, für mitschuldig geltenden Sarah Gale, und einer Ansicht des Hauses, in welchem der Mord begangen worden; längs des Strandes, des Hauptsammelplatzes der Zeitungsexpeditionen, hingen vor und hinter den Fenstern fast aller dieser Offizinen gewaltige Bogen, auf denen geschrieben oder gedruckt die Worte standen: fürchterlicher Mord, schaudererregende Missethat, gräßliche Zerstückelung, und ähnliche, die Neugier fesselnde Ausdrücke, kurz, seit Jahren ist die Neugier des Londoner Pöbels nicht voller befriedigt oder sein Mitleid schmerzlicher verwundet worden, als durch den Edgeware Straßenmord, wie die That überall kurzweg heißt, weil das erste Stück des Körpers in jener Straße gefunden wurde. James Greenacre ist unerwartet ein öffentlicher Charakter geworden, und sollten die Memoiren seines Lebens ungeschrieben bleiben, so dürfte daran wenigstens Mangel an Stoff nicht Schuld seyn. Neben Materialien zu einer interessanten Lebensbeschreibung liefern Zeitungen und Pamphlets genügende Incidenzpunkte zu Schaudernovellen und Schauderdramen im neuesten französischen Geschmacke, und ob die Materialien wahr oder erdichtet, die Incidenzpunkte möglich oder unmöglich — welcher Freund der neuesten französischen Literatur stellt wohl solche einfältige Fragen? Wer einen Mord begangen, kann auch Räuber und Brandstifter seyn, wer eine Frau in Stücken zerschnitten, kann auch seine leiblichen Kinder lebendig auf dem Roste gebraten haben, und wer das Blut Eines Menschen über sich gebracht, der hat wahrscheinlich seit seiner Jugend in Menschenblut gewühlt.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Feste. Abschied der Taglioni.

Es werden nun andere Feste angekündigt und vorbereitet; die Feier der Vermählung des Herzogs von Orleans wird von der Regierung sowohl, als von der Stadtbehörde abermals mit Volksfesten, oder eigentlich mit Festen für das Volk bezeichnet werden; aber schwerlich wird man etwas Anderes geben können, als was man bisher erfunden; der Jahrmarkt in den Champs élysées, welche unterdessen sich bestens mit Grün bekleiden werden, wird wieder das Beste thun müssen, und das Nützlichste wird wieder das seyn, was nicht in die Augen fällt, ich meine die Vertheilung von Unterstützungen an die Nothleidenden. Für letztere, besonders für die Lyoner, sorgt man eben jetzt auch in der reichen Pariser Welt. Bereits hat man zu ihrem Besten ein prächtiges Concert gegeben, und ein Opernball wird jetzt zu ihren Gunsten veranstaltet; aber um die Reichen herbeizuziehen, müssen solche Belustigungen mit großer Pracht angelegt werden, welche freilich dem Gewerbsfleiß, aber nicht immer den Nothleidenden zu Gute kommen, und was dann in der Kasse an baarem Gelde übrig bleibt, ist zuweilen leider nicht so beträchtlich, als man hätte erwarten sollen. — Wenn Dichtern und Naturfreunden diesmal die Frühlingsluft verdorben wurde, so hatten dagegen Theater- und Concertunternehmer desto besseres Spiel; denn je schlechter die Witterung, desto bessere Aussicht für die Theater, welche niemals voller sind, als wenn das Wetter die Pariser hindert, anderswo sich umzutreiben. Der öffentliche Abschied der Tänzerin Taglioni, das heißt ihre Benefizvorstellung, war zu einem wahren Feste geworden, dem die zahlreichen Bewunderer der unübertrefflichen Anmuth dieser Tänzerin beiwohnten, und das, vom Direktor mit außerordentlicher Pracht und Mannichfaltigkeit ausgestattet, bis um ein Uhr nach Mitternacht währte, so daß die Zuschauer hier einen Genuß hatten, wie sie ihn kaum erwarten konnten. Gesang, Tanz und Concertstücke wechselten mit einander ab, und man mußte sich hier vielmehr über das Zuviel, als das Zuwenig beklagen. Die Taglioni scheint auf lange Zeit, vielleicht auf immer für die französische Bühne verloren; wenigstens ist ihr diesmaliges Abtreten als ein förmlicher Abschied behandelt worden. Daß sie ihre vortheilhafte Anstellung an der hiesigen Oper aufgibt, ist um so auffallender, da sie als erste Tänzerin anerkannt war, und ihr Niemand diesen Ruhm streitig machen konnte; allein es gibt in der Coulissenwelt so manche Begebenheit, welche dem Publikum dunkel bleibt, daß man auch diesmal vermuthen kann, die Taglioni habe sich nicht so gut gestanden, als das Publikum glaubte. Nicht leicht zu begreifen ist es, wie die Operndirektion fast zu gleicher Zeit zwei ihrer glänzendsten Gestirne, Nourrit, den Sänger, und Taglioni, die Tänzerin, hat können fahren lassen; denn wie kann sie hoffen, starken Zuspruch zu haben, wenn gerade dasjenige fehlt, was am meisten das Publikum herbeizog? Nun werden zwar Nachfolger versprochen, denen viel Rühmliches nachgesagt wird; aber ehe diese den Ruhm ihrer Vorgänger erworben haben, kann lange Zeit vergehen, und schon oft ist das Publikum durch solche vielversprechende Ankündigungen getäuscht worden. Uebrigens hat die Taglioni hier Beweise von Anerkennung und Hochachtung erhalten, die, ihrer Eigenthümlichkeit halber, ihr besonders schmeichelhaft seyn müssen. So hatte neulich die legitimistische Partei einen Subscriptionsball zu Gunsten derjenigen veranstaltet, welche einen Gnadengehalt vom Hofe Karls X. bezogen, und seit der Julirevolution nur noch einen geringen Theil davon beziehen. Seitdem veranstaltet die all-royalistische Partei fast jährlich einen solchen Benefizball, und diesmal besonders hatte sie ihn mit vieler Pracht angelegt. Da es im Grunde auf eine wohlthätige Handlung ankam, so hatten auch manche hohen Beamten der jetzigen Regierung subscribirt, und überhaupt mehrere Personen, welche nicht gerade der legitimistischen Partei angehören, z. B. die italienische Fürstin Belgiojoso, welche kurz vorher, wie ich bereits gemeldet, ein glänzendes Concert mit einer Lotterie oder einem sogenannten Fancymarkt zu Gunsten der armen Italiener in Frankreich, besonders der verbannten und geflüchteten, veranstaltet hatte, und zwar mit dem besten Erfolg; denn obgleich der Eintritt vierzig Franken kostete, war ihr Hotel doch überfüllt gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 118.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 18. Mai 1837.

Jede Thierart iſt gleichſam eine Charaktermaske: es gibt an ſich komiſche Thiere, ſo wie andere, die wir erhabene oder tragiſche nennen könnten. Der Bär ſteht in der Mitte zwiſchen Ernſt und Komiſchem.

G. Zimmermann.
Morgenblatt 1836. Nr. 259.

Das Waidwerk.

(Fortſetzung.)

Das vornehmſte aller europäiſchen Raubthiere iſt der Bär; jezt ein ſeltener Gaſt deutſcher Wälder auf hohen Gebirgen, doch ehmals des Jägers ſtets erwarteter Feind, noch im vorigen Jahrhundert vielfach in Bärengärten und in Zwingern gehegt, und ſogar oft genug in den Klüften der Gebirge zu finden. Der Bär iſt ſtark und groß, friedlich, wo ihn nicht Hunger oder Zorn bewegen, in gereiztem Zuſtand aber furchtbar, dabei, trotz ſeines plumpen Anſehens, ſchnell und gewandt, und, bei allem Anſchein trägen Stumpfſinns, mit ſcharfen Sinnen und guten Geiſtesgaben ausgerüſtet. Er lebt gewöhnlich gepaart mit einem und demſelben Weibchen und iſt, im gefangenen Zuſtand, ein guter Nachbar für ſeines Gleichen. — Ein junger Bär läßt ſich ſehr gut erziehen und abrichten, doch muß man ſich hüten, ihn zu reizen, damit nicht ſeine angeborene Wildheit hervorbreche, die ihn leichtlich ſogar der Dankbarkeit gegen den eigenen Erzieher vergeſſen machen könnte. So hatte der Kurfürſt von Sachſen und König von Polen, Auguſt der Starke, einen Bären eine Zeitlang um ſich, den er ſelbſt erzogen und mit dem er zu ſpielen pflegte, gleichwie mit einem Hündlein. Ein beſonderes Vergnügen fand der König daran, ſeinen Zögling auf allerlei Weiſe zu necken und ſich an deſſen ſpaßhaftem Zorn zu ergötzen; aber eines Morgens, da Auguſt beim Frühſtück dem Bären eine Semmel etliche Mal vorhielt und ſchnell zurückzog, wurde der Geneckte im Ernſte wild, richtete ſich brummend empor und ging auf den König los, der mit der linken Hand den Tiſch ergriff, um die Beſtie ſich vom Leib zu halten, mit der rechten aber einen Hirſchfänger, womit er den immer ärger wüthenden Gegner endlich fällte. Unterdeſſen war, von dem Lärm gelockt, das Hofgeſinde herbeigekommen und wollte den ſchwerverwundeten Bären vollends abfangen; da gebot der König, denſelben in ärztliche Pflege zu geben und ihn wo möglich herzuſtellen. Dies gelang, und Auguſt wollte, furchtlos, wie er war, den Bären wieder zu ſich nehmen, gab aber dem Zureden zärtlich für ſeine Sicherheit beſorgter Lippen nach und ſandte denſelben nach Hohenſtein in den Bärengraben. Dort lebte der verbannte Günſtling traurig und mürriſch, ſich von ſeinen Genoſſen abſondernd; einige Augenblicke wehmüthiger Freude genoß er, wenn der König, der dies bei ſeinen Beſuchen auf Hohenſtein nie vergaß, zu ihm an's Gitter trat. Den Scheidenden begleitete der Bär ſtets mit herzzerreißendem Geheul, wobei der ſtarke Auguſt ſich kaum der Zähren ſoll erwehrt haben. Nach des unglückſeligen Bären Tod kam es erſt an den Tag, daß vor jenem verhängnißvollen Auftritt in des Königs

Kabinet ein Hofdiener dem Thier das Frühſtück geſtohlen hatte, ſo daß es grimmig geworden aus lauter Hunger.

Auch verſtehen die Bären Scherz, bis zu einem gewiſſen Grad nämlich. Sie werden nicht im Ernſte bös, wenn in den Zwingern, wo ſie jezt noch gehegt werden (wie zu Bern im Bärengraben, oder zu Paris im Pflanzengarten), das loſe Volk ſie mit Leckerbiſſen an Schnüren neckt; aber ſie ſtellen ſich, wenn ſie den Spaß merken, gar bald an, als gäben ſie auf das Spiel nicht Acht, und erhaſchen dann im Nu die Beute, bevor der Neckende von dem anſcheinend plumpen, ſchwerfälligen Geſellen ſich deſſen verſieht. So erzählen Jäger auch folgenden Zug: ihrer zwei begegneten einſt einem Bären; der erſte ſchoß und fehlte, des andern Kugel ſtreifte, worauf jener ſich niederwarf, dieſer einen Baum erkletterte. Ohne ſich um den Liegenden, der ihm nicht weh gethan, zu kümmern, kletterte der Bär dem andern nach, höher und immer höher, bis zum Gipfel, wo er die Branke hob und dem bebenden ſchlechten Schützen einen Schlag gab, der den getroffenen fleiſchigen Theil ſehr zerſezte, womit zufrieden der Bär wieder bedächtig zurückkletterte und davonging.

Weil der Bär, wenn er ſich einmal angeſiedelt hat, gerne bleibt und ſeine beſtimmten Wechſel einhält, ſo kann man ihn recht wohl mit Klotzfallen fangen, mit Selbſtſchüſſen erlegen. Auf dem Pürſchgang oder auf den Ständen beim Treiben iſt es rathſam, daß immer zwei Schützen beiſammen, und nicht nur mit Feuerwaffen, ſondern auch mit guten Seitengewehren verſehen ſeyen. Wenn der Jäger Leib gegen Leib mit dem Bären kämpfen muß und demſelben keinen Fang beibringen kann, ſoll er ihm eine Branke weghauen; von einem höhern Standpunkt aus, etwa von einem Baum, mag er den Nachklimmenden zwiſchen den Augen fangen oder auch ihm die Tatzen durchſchlagen.

Vor einigen Jahren machte ein Deutſcher eigens die Reiſe nach Polen, um dort einen Bären zu erlegen. Sein ſarmatiſcher Gaſtfreund ließ ihm zu Ehren ein Treibjagen anordnen, ſtellte aber den Gaſt, für deſſen Sicherheit beſorgt, an einen verlornen Poſten. Der Deutſche ahnte, nachdem er lange auf ſeinem Platz geſtanden, ohne nur die Treiber zu vernehmen, den Zuſammenhang und wandte ſich zu ſeinem neben ihm kauernden Begleiter, einem leibeigenen Knecht, an deſſen roſtiger Flinte das Schloß mit Draht angeflickt war. „Ich möchte wohl einmal einen Bären ſchießen.“ — „So?“ grinste der Polak und ſchielte ſeitwärts mit verdächtigem Lächeln. — „Kennſt du dies Geldſtück?“ — „O ja! das iſt ein blanker Kaiſerthaler.“ — „Wenn ich den Bären zum Schuß bekomme, ſollſt du den Thaler haben.“ — „Das iſt Euer Spaß, Herr.“ — „Mein voller Ernſt, auf Cavaliersparole!“ Der Knecht dachte nach, erhob ſich und winkte dem Deutſchen, zu folgen, pfiffig dabei mit den Augen zwinkend. (Die Forſ. folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſezung.)

Es wurde mir überhaupt damals hier vieles klar, was mir in Paris ein Räthſel geblieben. Ich ſah, worauf Ludwig Philipp rechnen konnte oder mochte, und warum er ſo raſch zu Werk ging. Aber er ſollte bedenken, daß in der Revolution die Männer des Schreckens in Havre nicht einen einzigen Kopf abzuſchlagen für nothwendig hielten. Auch darin liegt eine Lehre, und eine beſſere als in den blutigen und ungefährlichen Worten auf dem Cercle du Commerce.

Den meiſten meiner Pariſer Freunde war, was Fonfrède, der Ultradoctrinär, ſchrieb und ſagte, unerklärlich, oder man erklärte es ſich, indem man ſagte: „c'est un fou!“ Ich war in Havre geweſen und verſtand ihn halbwegs, und ſeit ich wieder hier bin, iſt mir jedes Wort klar; denn hier fand ich, daß er wirklich mit ſeinen Anſichten der Vertreter einer Partei, und zwar der des Handels iſt. Er kommt aus einer Seeſtadt, ich glaube Bordeaux, wo ungefähr derſelbe Geiſt, dieſelben Intereſſen wie hier in Havre herrſchen mögen, und wo man daher wohl denkt wie hier. „Wir haben es lange genug mit den Kammern verſucht, und es iſt klar, daß mit ihnen nichts anzufangen. Sie haben bis jezt nichts Gutes gethan, wohl aber viel Gutes verhindert. Die ganze Deputirtenkammer iſt ſo ſtupid als möglich; nur eine ſtarke Staatsgewalt kann Frankreich retten, und die Kammer glaubt nichts Beſſeres zu thun zu haben, als dieſelbe zu ſchwächen, ihr mehr und mehr Feſſeln anzulegen. Die Advokaten herrſchen in derſelben, und dieſe ſuchen nur Chikanen. Wir aber, wir wollen Ruhe haben, und nur Ruhe; wir haben die Freiheit bis an den Hals ſatt und wiſſen vor Freiheit nicht mehr wo aus noch ein. Ein aufgeklärter Abſolutismus nur kann Frankreich retten und vor zukünftigen Gefahren ſichern.“ Das iſt ſo ungefähr das Raiſonnement, das hier im Cercle du Commerce an der Tagesordnung iſt und ſicher die Mehrzahl des hieſigen Handels für ſich hat. Nur ſcheinen ſie, wie Fonfrède mitunter ſelbſt, kein rechtes Vertrauen in dieſen aufgeklärten Abſolutismus zu ſetzen, denn am Schluſſe dieſes oft nach den verſchiedenſten Melodien abgeſungenen Liedes heißt es ſtets: ça va mal, et Dieu sait comment ça finira! Man ſieht aber aus alle dem, daß Fonfrède und mit ihm die Doctrinärs, die auf den aufgeklärten Abſolutismus mit vollen Segeln losſteuerten, nicht ſo in die Luft bauen, als man in Paris meiſt glaubt. Wie lange das Gebäude dauern würde, wenn man ſie fortbauen ließe, wen es wahrſcheinlich in ſeinem Sturze begraben würde, das ſind andere Fragen. Ich zweifle aber, ob die Mitglieder des Cercle du Commerce, wenn ſie hierüber nachdächten, etwas anders thun würden, als nur noch lauter rufen: Dieu de Dieu, ça va

mal! denn vorerſt hat das Alles noch keinen Einfluß auf den Preis der Baumwolle, des Zuckers u. ſ. w., die, wie in Paris die Rente, ihr politiſcher Wärmemeſſer, das Alpha und Omega ihres ſocialen Glaubensbekenntniſſes, die ultima ratio ihres ganzen Seyns ſind.

Seeleute.

Nach dem Kaufmannsſtande kommt in Havre der der Seeleute. Die Schiffskapitäne und Lieutenants bilden in demſelben die Ariſtokratie, die Steuermänner, die Lootſen und Fiſcher den Mittelſtand, und endlich die Matroſen das Volk, die Canaille.

Die Kapitäne haben hier eine eigene Geſellſchaft, einen cercle des capitaines, und man findet in demſelben eine cordiale Aufnahme, wenn man von einem der Kapitäne eingeführt wird. Unter dieſer Klaſſe der Seeleute findet man viele derbe Kernnaturen, oft ſehr unterrichtete und natürlich vielgereiste Leute; oft aber tritt auch nur die Rohheit hervor. Es verlezt ſicher jedes fühlende Herz, wenn man dieſe Leute über die Matroſen ſprechen hört und wie ſie alle nur Ein Mittel kennen, mit denſelben fertig zu werden, und wie dies einzige Mittel in Prügeln mit dem Tauende beſteht. Im Jahre 1830 herrſchten in Frankreich ein paar Wochen lang des Menſchen würdige Ideen, und in Folge dieſer wurde der alte Seemannscodex, der ungefähr ſo ſtatuirte, wie hier die Kapitäne denken, abgeſchafft. Seit der Zeit iſt das Schlagen eigentlich verboten; aber wenn die Kapitäne auf dies Kapitel kommen, ſieht man bald, daß ſie ſich's als eine Art Heldenthat anrechnen, wenn ſie, dem Geſetze zum Trotz, ihre Allgewalt in ein paar Fauſtſchlägen geltend gemacht haben. Und dann hört man auch mitunter die Klage, daß die Matroſen bereits in Folge der Abſchaffung dieſer Strafe in den Prügeln eine Ehrenverletzung ſehen und ſich des mißhandelten Kameraden annehmen. — Die Kapitäne ſind meiſt alle kleine Paſchas, die kein Geſetz als ihren Befehl kennen. Auf der See mag dies oft nothwendig ſeyn, aber auch ſicher oft mißbraucht werden, und ich entſinne mich einer Geſchichte, wo der Kapitän einen jungen Mann, der mit ihm zugleich einer ſchönen Reiſenden den Hof machte, in das Unterdeck conſignirte, um den läſtigen Nebenbuhler los zu werden, und daß dieſer ſo den größten Theil der Reiſe in der ſtummen Geſellſchaft der Kaffeeballen und Zuckerkiſten machen mußte, bis, auf feſtem Lande angekommen, ein paar Kugeln, die ſie wechſelten, und ein zerſchoſſener Arm, den der Kapitän davontrug, Alles wieder in's Gleichgewicht brachten. Der Mangel eines Seegeſetzes oder beſſer eines Prügelcoderes iſt das ewige Klagelied der Schiffskapitäne in Havre, und es vergehen ſicher nicht acht Tage, daß das Journal du Havre, von einem ſehr tüchtigen Seemanne, Corbier, der auch durch ſeine Seeromane bekannt iſt, redigirt, nicht einmal wenigſtens zum Echo dieſes Klageliedes wird. Alle Seeleute ſind darüber einverſtanden, daß ohne Prügel bei den Matroſen nichts auszurichten iſt. Dachten doch faſt alle Offiziere eben ſo in Bezug auf die Landſoldaten, und ſind doch noch heute die edlen Lords in England derſelben Meinung; und trotz dem hat die Erfahrung in Frankreich und in Deutſchland das Gegentheil bewieſen. Freilich müßte man die Prügel durch etwas Anderes erſetzen, freilich müßte man dazu die Matroſen ſelbſt erſt entthieren, und auch die Zeit wird kommen, wenn erſt die Menſchheit und Menſchlichkeit bei der Geſetzgebung ein kräftiges Wort mitzuſprechen gelernt hat, und die legale Abſchaffung des Prügelns allein hat ſchon, wie oben angedeutet, ſehr wohlthätig gewirkt. Nur der tiefe moraliſche Standpunkt, auf dem die Matroſen ſtehen, kann dieſe Strafe nothwendig machen; aber ſind erſt die Matroſen durch Erziehung und Unterricht, die ihnen bis jezt verſagt waren, zu Menſchen geworden, ſo werden ſie ſelbſt am kräftigſten dafür ſorgen, als Menſchen behandelt zu werden. Es iſt dies aber nicht unmöglich, ſondern ſogar leicht, wenn die Regierungen Matroſenſchulen anlegen, wie viele ſchon Soldatenſchulen angelegt haben, wenn ſie nicht mehr dulden, daß unreife Knaben, wie die ältern Matroſen, ſich ſelbſt überlaſſen, was ſie auf der See erwerben, auf dem Lande verſchlemmen. Nur zehn Jahre lang brauchten ſolche Matroſenſchulen, in welchen jeder Schiffsjunge während ſeiner Anweſenheit auf dem Lande täglich mehrere Stunden Unterricht im Leſen, Schreiben, Rechnen und in dem zum Seemannsſtande Nothwendigen erhielte, zu beſtehen, und der ganze Stand wäre ein anderer. Nur wenn man die Thierheit dieſer der Verwilderung ſchutzlos preisgegebenen Menſchen an der Wurzel angreift, iſt eine Reform möglich. Der Ruf nach einem Prügelcoder iſt ein Beweis, daß man nur das Uebel ſieht, ohne ſich um ſeine Quelle zu kümmern, ohne an ſeine Heilung von innen heraus zu denken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſponden;-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortſetzung.)

Die Tagliони auf dem karliſtiſchen Balle.

Auf dem Subſcriptionsballe zu Gunſten der von der Gnadenliſte Geſtrichenen ſah es nicht weniger glänzend aus, und beſonders paradirte der alte Adel aus der Vorſtadt St. Germain. Für Fremde, welche ſolche Leute jezt ſo ſelten öffentlich auftreten ſehen, da dieſe Klaſſe in ihren Hotels oder auf den Landgütern verſteckt lebt, war der Ball im Theater Ventadour eine vortreffliche Gelegenheit, die Herren und Damen kennen zu lernen, deren hiſtoriſche Namen ſonſt viel Aufſehen erregten, und die ſich ſeitdem zu einer

freiwilligen Unthätigkeit verdammt haben. Die Zeitungen haben es ihnen nachgerühmt, daß sie sehr glänzend sich geschmückt, sehr schön getanzt und sehr viel Champagner getrunken haben. Bei diesem Balle nun hatte Dlle. Taglioni versprochen, öffentlich aufzutreten, das heißt zu tanzen, wie sie zu tanzen pflegt, meisterhaft. Als sie nun mit ihrem Vater sich in einer Loge niedergelassen hatte, kamen die sogenannten Dames patronesses und fragten an, ob es ihr beliebe, mit Jemand zu tanzen, und wem sie diese Ehre zudenke. Die adeligen Damen also, welche in den Tuilerien zu tanzen verschmähen, ließen sich so weit herab, daß sie eine Operntänzerin um ihre Wünsche befragten, und es als eine Ehre ansahen, wenn sie Jemand aus ihrer Mitte als Partner auswählen wollte. Was hätten sie für eine geborene Prinzessin mehr thun können? Die Taglioni aber erwiderte sehr höflich, wie die Zeitungen versichern, sie wolle an den Contretänzen keinen Antheil nehmen, sondern bloß den von ihr zugesagten Tanz ausführen, und gegen die Mitte des Balls kam sie von ihrer Loge herab und erschien mit ihrem schön geputzten Vater, um ein Menuet nebst Gavotte nach altem Brauche auszuführen. Und die Damen, wovon einige vielleicht noch die Tänze des alten Hofes zu Versailles gesehen hatten, mußten gestehen, daß man dort niemals ein Menuet mit solcher Anmuth getanzt habe. Als dieser Tanz zu Ende war, zog sich die Taglioni zurück, und nun begannen die Soupers und das viele Champagnertrinken mit Toasts, welche die Aufmerksamkeit der Journalisten auf sich gezogen haben, da unter denselben manches Politisch-legitimistische mit untergelaufen seyn soll, was indessen als Wirkung des Champagnerrausches leicht verziehen wird. Auch haben die legitimistischen Herren und Damen der Vorstadt St. Germain seit 1830 so wenig Ursache und Gelegenheit zur Jovialität, daß man ihnen eine kleine Ausschweifung bei Gelegenheit einer wohlthätigen Handlung wohl vergeben kann. Einige Tage darauf reiste Dlle. Taglioni mit ihrem Vater nach London ab, und diese Abreise war denn wieder mit besondern Ehrenbezeugungen verbunden; denn ich weiß nicht, wie viele Verehrer ihres Talents und ihrer Person zu gleicher Zeit abreisten, einige, um sie bis zur Küste zu begleiten, andere sogar, um sich mit nach England einzuschiffen und dort sich die Freude zu machen, sie abermals auf der Bühne glänzen zu sehen. So etwas verdient in den Pariser Berichten angemerkt zu werden; denn obschon große Talente hier stets von allen Ständen geehrt und gefeiert worden sind, so glaube ich doch nicht, daß diese Verehrung sich je auf eine solche Art geäußert hat.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Mai.

(Beschluß.)

Greenacre.

Bis vor Jahr und Tag bewies die Schnelligkeit des englischen Gerichtsverfahrens — bei Criminalangelegenheiten, denn wo es um Mein und Dein sich handelt, da ist die englische Justiz eine endlose Schraube — sich auch in der Kürze der Zeit, welche den Ausspruch eines Todesurtheils von dessen Vollstreckung trennte. Sobald der Richter dem schuldig Befundenen angekündigt hatte, daß er am Halse aufgehenkt werden solle, bis er todt sey, fand die Hinrichtung meist schon am zweiten Tage statt, und ohne sehr wichtige Ursache durfte sie nicht über den dritten hinaus verzögert werden. Das ist jezt anders: das englische Criminalrecht fängt an, sich zu humanisiren. Aus seinem mit Blut geschriebenen Gesezbuche ist seit Kurzem manches Blatt gerissen worden, und eine gänzliche Umwandlung zur Milde steht dem starren Codex nächstens bevor. Zu den einleitenden Schritten gehört eine Parlamentsakte, welche jedem zum Tode verurtheilten Verbrecher eine vierzehntägige Frist gewährt, sowohl sich vorzubereiten auf seine lezte Stunde, als durch weitere Geständnisse sich das Herz zu erleichtern, oder, dafern seiner Verurtheilung ein Irrthum unterliegt, mittelst einer Vorstellung an den Staatssekretär des Innern einen Justizmord zu verhindern. Dieser Wohlthat des neuen Gesezes wurde auch der verurtheilte James Greenacre theilhaftig. Der Morgen des zweiten Mai wurde zur Hinrichtung bestimmt, und Tausende und Abertausende versammelte das gräßliche Schauspiel. Schon am Vorabende fanden sich die Neugierigen zahlreich ein, entschlossen, die Nacht auf offener Straße zuzubringen, und mit dem ersten Grauen des Morgens begann aus allen Theilen der Stadt eine kleine Völkerwanderung nach dem Newgategefängnisse. So lange die immer dichteren Haufen in der Nähe des Executionsplazes nicht allen Verkehr sperrten, etablirte sich eine Art von ambulirendem Jahrmarkt, dessen sämmtliche Verkaufsgegenstände Greenacre's Namen trugen. Den besten Absaz fanden indessen Greenacre-Branntewein und Greenacre-Kuchen. Schlag vier Uhr Morgens öffnete sich das große Thor des Gefängnisses, und die Zimmerleute traten heraus, das Schaffot zu bauen: ein lautes Hurrah hieß sie willkommen. Bald nachher wurde die Platform hervorgerollt, von welcher der Verbrecher aus dem Leben scheidet, und drei schauderhafte Jubelrufe begrüßten das furchtbare Brett. Dasselbe Geschrei wiederholte sich ein zweites und drittes Mal, in den Augenblicken, wo der Querbalken aufgerichtet wurde und dann der Henker den Strick an die herabhängende Kette befestigte. Von jezt an wuchsen Lärm und Gedränge mit jeder Minute. Die Polizei hatte alle Hände voll zu thun, die ohnmächtigen Frauen aus dem Getümmel zu entfernen, und mehrere halb zerquetschte Kinder konnten nur über die Köpfe von Hunderten hinweg in Sicherheit gebracht werden. Ein Viertel vor acht Uhr begann das Läuten des Glöckchens auf der St. Sepulchrekirche, ein Zeichen der nahenden Hinrichtung. Wie schrillend aber auch der Schall der Glocke, noch durchdringender war das Winseln und Aechzen derer, die jezt von den, mit äußerster Anstrengung dem Mittelpunkte zudrängenden Haufen an Mauern und Brüstungen gepreßt wurden. Schlag acht Uhr bestiegen der Henker und sein Gehülfe die Platform, prüften die Festigkeit des Querbalkens und der Schlinge, und stiegen wieder hinab, nachdem sie Alles tüchtig befunden, und der laute Jubel des Volkes folgte ihnen. Hut ab! donnerte es nun durch die Reihen; in wenigen Minuten waren alle Köpfe entblößt. Nehme dies jedoch Niemand für einen Beweis achtungsvoller Scheu; es war nichts als der Ausdruck schaulustiger Neugier, denn kaum wurden die Gerichtsdiener sichtbar, welche dem Verbrecher bei der Hinrichtung voranschreiten, als die Masse sich in furchtbaren Verwünschungen gegen Greenacre ergoß und mehrere Stimmen laut forderten, man solle ihm Glied für Glied abreißen. Noch stürmischer tobte das Geschrei, als Greenacre erschien. Bleichen Gesichts, aber festen Schrittes bestieg er das Schaffot, und ohne zu warten, bis der Henker Hand an ihn legte, überlieferte er sich ihm. Schnell war der Knoten befestigt, und ehe noch der Geistliche das Stoßgebet beendet, wurde der verhängnißvolle Riegel weggezogen. Greenacre fiel, bloß ein Zucken der rechten Hand verrieth den lezten Kampf, dann war er todt, war die rächende Strafe des Gesezes erfüllt, war Alles ruhig bis auf das fortdauernde Jubeln der Menge. W. S.

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 119.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 19. Mai 1837.

— Falsche See, du Amme rauher Tugend
Und grauser Laster!

Falconer.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Der Mittelstand der Seeleute ist, wie überall, der eigentliche Kern. Man findet unter den Steuermännern, Oberbootsmännern, Lootsen und Fischern oft tüchtigere Leute als in irgend einem Stande. Daß es kräftige, biedere, tapfere Naturen unter den Steuermännern gibt, glauben mir die Leser auf's Wort, seit Coopers und andere Seeromane Mode geworden. Sie haben die Schule des Lasters und der Rohheit durchgemacht, ohne in ihr unterzugehen, und schon das ist ein Beweis für ihren innern Werth. Die meisten sind unwissend, wenn es sich von dem in der Schule erlernten Wissen handelt, sie können selten geläufig lesen und schreiben; dagegen haben sie auf ihren Reisen vieles gesehen und einen Schatz von praktischen Kenntnissen gesammelt, wie man sie in jedem andern Stande nicht selten vergebens suchen würde. Sie haben überdies ein Selbstgefühl, ein Bewußtsein ihrer Männlichkeit, eine Keckheit, wie man sie nur im täglichen Kampfe mit einem gewaltigen Elemente erwirbt; sie sind meist religiös, denn sie haben alle oft genug erfahren, daß des Menschen Kraft nur ein Spielball in der Hand der empörten Natur ist. Ich habe einen Steuermann und ein paar Oberbootsleute hier kennen gelernt, und gestehe gerne, daß ich oft genug ihre Gesellschaft der eines Pariser Salons, wo die Notabilitäten der Tagesliteratur versammelt sind, vorziehen würde. Ich entsinne mich eines Zugs, der beweist, wie fein oft diese Männer im betheerten Wamms fühlen. Einer meiner Bekannten hier speiste regelmäßig an einem Tische, wo stets mehrere Steuermänner und Oberbootsleute aßen; Joseph hieß einer der leztern. Eines Tags, da mich mein Freund eingeladen hatte, entspann sich über dem Essen zwischen Joseph und einem Handelsmanne ein Wortwechsel, in welchem Joseph sehr heftig wurde, dem Kaufmann, der, ich weiß nicht mehr wie, sein Ehrgefühl beleidigt hatte, sehr derbe Wahrheiten sagte, endlich sogar aufsprang, und durch einen Faustschlag auf den Tisch, der die Gläser tanzen machte, die Kraft seines lezten Beweisgrundes, seiner steinharten Faust, zeigte. Dann aber entfernte er sich rasch, als ob er fühlte, daß er wenigstens in Bezug auf die andern Gäste sich vergessen habe. Es war dies das einzige Mal, daß ich an diesem Tische, wo ich oft speiste, und wo gewöhnlich offene Herzlichkeit und derbe Kernwitze herrschten, etwas Aehnliches sah, und ich lobte schon im Geiste das feine Gefühl, das den aufbrausenden Steuermann bewogen hatte, sich zu entfernen. Aber ich wurde noch mehr überrascht, als ich nach etwa einer Stunde aus dem Wirthshause hinaustrat und Joseph, der auf mich gewartet zu haben schien, mich bat, mit ihm zur Seite zu treten.

Hier erklärte er mir, daß es ihm unendlich leid thue, seinem Gefühle nicht Schranken gesezt und so auch uns beleidigt zu haben, und daß er mich deßwegen um Verzeihung bitte.

Eine eigene Abtheilung unter den Seeleuten bilden die Fischer und die Lootsen. Leztere sind eine eigene Classe von Staatsbeamten, berufen, die Schiffe in den Hafen hinein und hinaus zu führen und denselben im Sturme, in der furchtbarsten Gefahr beizuspringen. Und mehr als ihre Amtspflicht treibt sie ihr Muth, selbst wenn die Gefahr noch so drohend ist, mit ihren kleinen Schiffchen dem Sturme Trotz zu bieten und den in Todesnoth Schwebenden zuzueilen. Ich möchte sie die Priester des Meeres nennen, die den Sterbenden zur Seite stehen, aber nicht um ihnen den lezten Segen zu geben, sondern um ihnen Muth und Vertrauen einzuflößen und sie der kalten Hand des Todes, die aus dem empörten Meere nach den Geängstigten greift, das eigene Leben wagend, zu entreißen.

Die Lootsen und Fischer sind die moralischsten, an Körper und Geist gesundesten unter allen Seeleuten. Der Grund liegt nahe: sie haben eine Familie. Sie sind Väter, Söhne, Brüder, und kehren beinahe täglich in den Kreis der Ihrigen zurück. Wer an dem hohen moralischen Berufe der Familie zweifeln könnte, brauchte nur hieher zu kommen und diese Lootsen und Fischer mit den übrigen Matrosen zu vergleichen. Beide Classen haben dieselbe Beschäftigung, dieselbe Erziehung, leben auf demselben Elemente, unter denselben Einflüssen, und sind doch in ihrem innern Wesen so verschieden: denn die Familie ist der Tempel der Sittlichkeit in dieser Welt; hier wird der Keim gelegt, der einst eine gesunde Frucht trägt, und nur Liebloſigkeit oder Liebessattheit können es wagen, an diesem Heiligthum zum Frevler zu werden.

Die Matrosen sind das Volk, die Plebs des Seemannsstaates; ich habe gesagt die Canaille, und wahrlich nicht, weil ich Volk und Canaille für gleichbedeutend halte, sondern weil eben das Matrosenvolk zur Canaille herabgesunken ist. Ich möchte bezweifeln, ob es eine tiefere Stufe auf der Leiter der Menschheit gibt, als die, worauf der gewöhnliche Matrose steht. Beim ersten Anblick fiel es mir schon auf, daß die meisten kleinliche, verzwergte, schwächliche Gestalten sind. Ich hatte mir unter ihnen nach allen Seeromanen und Reisebeschreibungen ein Athletengeschlecht gedacht, und fand nur krüppelhaft verkümmerte Menschen und nur selten einen kräftigen Mann. Auf den ersten Blick liest man in den bleichen Zügen dieser Unglücklichen, die nur durch die Glut eines wilden Auges belebt sind, die öde Verwilderung ihres Innern. Ihr Leben ist die gräßlichste Strafe, die man zu ersinnen im Stande wäre, und Wehe denen, die hier helfen könnten und nicht helfen! Alles vereinigt sich, um diese Menschen als Menschen zu vernichten. Ohne Bildung und Erziehung geht der Knabe zur See und tritt in die Schule der verworfensten Rohheit. Dann theilt sich sein Leben in zwei Hälften: während er auf der See lebt, ist er allen Entbehrungen, und dabei der gräßlichsten Verführung zum Laster ausgesezt, und oft der Rohheit eines Kapitäns oder eines Steuermanns hülflos preisgegeben. Aus dem Schiffe tritt er dann in ein Leben über, das für ihn keine Gesellschaft, keine Familie hat; auf die Arbeit von mehreren Monaten folgt ein eben so lange dauernder Müßiggang. Das sind Uebergänge, aus welchen selbst ein erprobter Mann nicht immer siegreich hervorgehen möchte. Aber diese verlassenen Geschöpfe, Schiffe im Sturm ohne Steuer und Compaß, müssen nothwendig in demselben untergehen. Bei ihrer Ankunft im Hafen erhalten die Matrosen die Summe, die sie in vier, sechs, zwölf und oft mehr Monaten auf der See verdient haben, und mit diesem Gelde stürzen sie sich in die Arme des Lasters, bis der lezte Heller durchgebracht ist. Ich habe welche gesehen, Thiere, oder was schlimmer, verthierte Menschen, auf deren stieren Zügen die Sattheit stand, und die dennoch mit wahnsinniger Gier immer fortschwelgten. Ich habe Scenen hier gesehen, wobei sich mir die Haare sträubten. Ich entsinne mich eines Processes, der eines der gräßlichsten Bilder aufstellte, die je die Geschichte des Verbrechens aufgezeichnet hat. — Zwei Freunde eilten zusammen nach ihrer Ankunft in eine Kneipe, und nachdem sie mehrere Tage nicht nüchtern geworden, entspann sich spät in der Nacht zwischen ihnen ein Streit und sie forderten sich heraus. Vor dem Hause fielen die beiden Matrosen über einander her, und die Zeugen, die sich bedächtig nicht herauswagten, sagten, sie haben mehrere Stunden den Kampf und das Geheul dieser wilden Thiere gehört, bis endlich gegen Morgen Alles stille geworden. Als man auf die Straße kam, fand man Beide neben einander, Beide in ihrem Blute schwimmend, den Einen todt, den Andern vom Branntwein berauscht und vom Kampfe ermattet, schnarchend neben der Leiche seines Freundes. Und diese Leiche bot das furchtbarste Bild dar, das je ein Menschenauge gesehen haben mag; denn sie war zerrissen wie von einem heißhungrigen Thier. Mit den Zähnen hatte der Freund den Freund zerfleischt, hatte sich fest in ihn verbissen, bis er ermattet von ihm abgesunken war. — Ich wollte ich könnte das Bild mit Blutfarben malen und es denen vorhalten die hier abhelfen könnten.

Beinahe täglich kann man in Havre, wenn auch nicht so gräßlich endende, doch immer Kämpfe sehen, in welchen von dem Menschen nur das Thier übrig bleibt. Man spricht viel von Verbesserungen, von Reformen, von neuen Schulen in Frankreich; aber wenn diese nicht bis in die tiefsten Schachte der Gesellschaft eingreifen, so werden sie nie die Gesellschaft selbst ändern. Es ist, als ob unsere Staatsbaukünstler nicht sähen, daß der Boden durch

Cloaken und Moorgrund verdorben iſt, und daß die ſchönen Gebäude, die ſie aufführen, den verpeſteten Dünſten, die aus jenen ſteigen, ausgeſezt ſind. Nur wenn der Boden geſund, wird man in den Palläſten ruhig leben können und die Peſt nicht zu befürchten haben.

Das Waidwerk.

(Fortſezung.)

So gelangten ſie mitten im Dickicht an eine kleine, freie Stelle, die abſchüſſig ſich an einem Bächlein erhob. „Dort kommt er heraus. Haltet Euch ſtill und laßt ihn Euch auf den Leib kommen. Fehlt Ihr, ſo treff' ich ihn; darum ohne Furcht.“ Der Deutſche zog ein verdrießliches Geſicht ob des Zweifels an ſeiner Fertigkeit und an ſeinem Muth und warf einen verächtlichen Seitenblick auf des Begleiters jämmerliches Geſchoß, indem er den Hahn ſeiner eigenen, glänzenden Büchſe ſpannte, aus deren ſicherem Rohr ſo manche Kugel die flüchtige Gemſe, den Edelhirſch, den falzenden Hahn und in der Luft den Raubvogel ſchon ereilt hatte. — Und horch! nicht lange, ſo brach es gewaltig durch die Aeſte und Reiſer des Geſtrüpps, der Deutſche legte ſich in's Feuer, und urplötzlich erſchien eine dunkelbraune Rieſengeſtalt, die beim Anblick der zwei Männer ſich emporrichtete; denn der Bär flieht wohl vor einem entfernten Lärm, nie aber vor dem Feind, den er ſieht. Da entſank dem überraſchten Deutſchen zugleich das Herz und das Gewehr, und er ſprang ſeitwärts; der Polak aber ſtreckte, ohne damit aufzufahren, ganz ruhig die roſtige, ſchlechtgeflickte Flinte vor ſich hin, ſo daß ſie den Bären ſchier berührte, und ſchoß denſelben durch's Herz.

Als beim Abſchied der Schloßherr des erlegten Bären Fell in des Gaſtes Schlitten zu bringen befahl, nach der Polen Brauch, ſchritt endlich der Deutſche, die unverdiente Ehre ablehnend, zum Geſtändniß des wahren Hergangs. Wir haben dies Abenteuer aus ſeinem eigenen Munde vernommen, und er brauchte ſich deſſen um ſo weniger zu ſchämen, als er ſeit der Zeit mehr als einen Bären erlegt hatte.

Der Bär wird auch mit ſchweren Hatzhunden gejagt, und ihn bei ſolchen Gelegenheiten mit dem Fangeiſen anzunehmen, iſt eine recht adlige That. Doch braucht auch kein Prinz ſich zu ſchämen, ihn dabei auf den Kopf zu ſchießen, denn es gehört viel kaltes Blut dazu, ihn recht zu treffen, und iſt gefährlich, ihn nur zu ſtreifen. In Siebenbürgen ſoll es nicht zu den Seltenheiten gehören, einen einzelnen Mann zu ſehen, der mit dem Bären ringt und ihn mittelſt eines kurzen Meſſers erlegt.

Der Wolf iſt auf dem europäiſchen Feſtland immer noch viel häufiger zu finden, als wünſchenswerth, und wird in ſehr kalten Wintern, wenn ihn der Hunger an Wohnungen und Ställe lockt, oder der Durſt von den verſiegten oder gefrorenen Waldbächen zu den großen Strömen treibt, auch angebauten und zahlreich bewohnten Gegenden gefährlich; ſeine gewöhnliche Farbe iſt grau, ſehr ſelten ſchwarz, ſeine Geſtalt vorne breit und ſtark, hinten aber ſchmal, ſo daß ſein Gang ſehr unbeholfen und kreuzlahm ausſieht. Der Wolf gehört in allen Beziehungen zum Hundegeſchlecht, und aus ſeiner Vermiſchung mit demſelben entſtehen die ſehr geſchäzten Wolfshunde; dennoch iſt er des Hundes geborner Feind, und ſo ſehr in ſeinen natürlichen Anlagen ihm entgegengeſezt, daß er nie gezähmt wird, wäre er auch noch in den Tagen der Blindheit eingefangen und auf's ſorgfältigſte erzogen worden. Bei kaltem Wetter rotten ſich die Wölfe zuſammen, und welch Unheil ſie dann anzurichten im Stande ſind, davon geben noch aus unſern Zeiten Berichte Kunde, welche oft fabelhaft lauten, aber meiſtens nur allzuwahr ſind. — Da vernehmt ihr mit Grauſen von dem Schlitten, der auf der Schneebahn über Polens endloſe Haiden fliegt, von flüchtigen, ſchnaubenden Roſſen gezogen, ohne daß die Geißel nöthig hätte, ihre dampfenden Flanken zu treffen, denn ſie hören hinter ſich die heulenden Wölfe, die langſam dem Anſchein nach, aber dennoch mit ſicherer Schnelligkeit, wie die Strafe auf der Spur des Verbrechens, folgen, die Naſe auf der Fährte; von einem reiſigen Zug, deſſen Karabiner, Piſtolen und breite Klingen nur dazu dienten, die Beute der angreifenden Beſtien zu vermehren, denn die Wölfe zehrten nicht bloß Mann und Roß, ſondern auch ihre erlegten Brüder auf; von dem einſamen Reiter, der zur Winterszeit ſich in den Bergen der Auvergne verſpätet: ein Knabe, den auf ſeinem Lager das ferne Geheul der Raubthiere nicht entſchlummern ließ, vernimmt mit einemmal ein herzzerreißendes Hülfsgeſchrei, welches immer näher kommt, ſo daß er, trotz Angſt und Kälte, ſich nicht enthalten kann, aufzuſtehen und an's Fenſter zu treten, wo er im Mondſchein den Reiter herbeieilen ſieht, und hört, wie derſelbe vor dem Wirthshaus um Einlaß und Hülfe ſchreit, ohne daß ihm eine andere Antwort wird, als hinter ihm ein ſcheußliches Geheul, wobei das Roß ſich bäumt, wild ausſchlägt, und, von den Sporen auf's Neue getroffen, von dannen ſtiebt, während ein Rudel Wölfe um die Ecke biegt, von denen einige mit ihren unhörbaren Tritten * und die Naſen am Boden vor der Wirthshausthüre die Fährte ſuchen, und die andern heulend und bellend, die Naſen im Wind, an der Mauer unter dem hohen Fenſter des lauſchenden Knaben hinaufſtehen, bis jene die Spur wieder annehmen, und dieſe, da ſie die nahe Beute am Fenſter nicht zu erreichen vermögen, ihnen folgen, mit unheildrohender Genauigkeit

* „Pas de loup“ iſt bei den Franzoſen ſogar ſprichwörtlich geworden.

die Fährte des Reiters einhaltend, der jezt rettungslos verloren iſt, denn weit und breit iſt keine Menſchenwohnung mehr, die ihn ſchirmend aufnehmen könnte. — Einzeln, und namentlich am hellen Tag, iſt der Wolf ſelten furchtbar, und es iſt ſchon vorgekommen, daß einen ſolchen ein entſchloſſener Mann mit einem derben Knittel todtgeſchlagen hat. Auch wird behauptet, daß ihn der Klang einer Geige in die Flucht treibe. In England iſt ſeit dem Beginn des 15ten Jahrhunderts, in Schottland ſeit der Mitte des 16ten kein Wolf mehr zu treffen; dagegen findet man deren noch in Frankreich und manchmal in Rheinpreußen, höchſt ſelten in Tyrol, nicht allzuoft in der Steiermark und den Gebirgen von Oeſterreich, und häufiger wieder in Ungarn, Polen, Rußland.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Ancillon.

Der mörderiſche Winter holt noch im Frühling ſeine Nachopfer. An Krankheiten, die alle in der Grippe ihre Wurzel haben, fehlt es in keinem Familienkreiſe, um uns die Luſt an dem endlichen und ſchnellen Grünwerden zu verkümmern. Unter den namhaften Todten der lezten Wochen ſind zwei, deren Namen in ſehr verſchiedenen Sphären glänzten, aber bedeutend jeder in der ſeinen, der Miniſter Ancillon und der Schauſpieler Schmelka. Ancillons Tod kam nicht unerwartet, obwohl er einige Monate zuvor, trotz ſeiner Jahre, noch in voller Mannskraft erſchien. Bekanntlich hatte der neun-und-ſechzigjährige Staatsmann noch im vergangenen Sommer ein drittes Ehebündniß geſchloſſen, und die, welche ſeine unverwüſtete Natur kannten, ſahen ohne Verwunderung darin einen Bund, den nicht diplomatiſche Rückſichten geknüpft hatten. Was Ancillon, der Abkömmling einer altberühmten Predigerfamilie, als Geiſtlicher, als Pädagog, Philoſoph, Schriftſteller und Staatsmann geweſen, was er gewirkt und hinterlaſſen, darüber iſt hier nicht der Ort zu ſprechen. Und wenn er es wäre, ſo ſind die Rückſichten bei Männern von ſeiner Bedeutung gerade in dieſem Augenblick bedeutender als das Intereſſe, welches den Schriftſteller antreiben könnte, ſeine Anſichten über den ausgezeichneten Mann auszuſprechen. Ein Berliner Prediger von der franzöſiſchen Kolonie, welcher ſeine Laufbahn als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten beſchloß, wäre vordem ein Phänomen geweſen; aber Wunder der Art ſind jezt zwar nicht alltäglich, haben aber ihren Lüſtre verloren, ſeit auch in anderer Art die Wege zum Staatsminiſterium ihre alten Geleiſe verlaſſen haben, und die Anſichten, zu denen ſich das Individuum bequemt, über manche Klüfte des Standes und der Fachſtudien hinwegführen, welche ehedem als unüberſteigbar galten. Alſo fehlte ſeinem Aufſteigen von Anbeginn die Theilnahme, welche die leicht im Urtheil fertige Menge in der Regel durchzuckt, wenn ein Bürgerlicher zu den hohen Staatswürden erhoben wird, die gewöhnlich nur Adeligen reſervirt bleiben. Ancillon, obwohl dreimal verheirathet, hinterläßt keine Kinder. Auch ſein Vermögen erweiſt ſich, wider Erwarten, unbedeutend, da doch bekannt iſt, daß er, von Hauſe her wohlhabend, ſein Beſitzthum durch Erbſchaften und Anfälle anderer Art ſehr vergrößert haben mußte. Auch erreichten ſeine Ausgaben ſchwerlich in lezter Zeit ſeine Einnahmen. Den Nießbrauch ſeiner Hinterlaſſenſchaft hat Ancillon ſeiner Wittwe, einer Dame, die aus einer angeſehenen belgiſchen Familie ſtammt, vermacht. Die an Klatſcherei ſtreifenden Gerüchte über die Verkümmerung der lezten Tage des ausgezeichneten Mannes, aber Gerüchte, die ſich ſo laut machen, daß ein Korreſpondent ſie nicht mit Stillſchweigen übergehen darf, ſcheinen durch die lezten Worte des Sterbenden widerlegt, der Allen, die ihn pflegten und ihm nahe ſtanden, das ſchönſte Zeugniß gab. Ancillons Begräbniß war, ſeinem Wunſche gemäß, ſehr einfach, aber würdig. Unter den königlichen Prinzen, die in Perſon ſeiner Hülle folgten, befand ſich auch unſer Kronprinz, der mit treuer Liebe durch ſein ganzes Leben ſeinem Erzieher anhing.

(Die Fortſezung folgt.)

Paris, Mai.

(Fortſezung.)

Die Oper.

Dieſe Verehrung rührt daher, weil Dlle. Taglioni ganz ihrer Kunſt lebt, und ihr Talent nicht dazu benuzt, um, wie ſo manche andern Bühnenheldinnen, ein lockeres Leben zu führen. Sie iſt eine Künſtlerin, die man zu gleicher Zeit bewundern und beobachten kann; denn über ihren Lebenswandel hat die öffentliche Meinung bisher nichts als Gutes geurtheilt. Solch eine Erſcheinung iſt eine Seltenheit, und aller Ehre werth. Seitdem nun die Taglioni abgereist iſt, fehlt dem Ballet die Hauptzierde; aber glücklicherweiſe beſizt die Oper einen ſolchen Reichthum an Balletten und Tänzerinnen, daß ſie immer noch im Stande iſt, die Zuſchauer ſehr mannichfaltig zu unterhalten. Auch hat ſie einige auftauchende Talente zu Debüts bereit, um ſogleich nach dem Abgang der größern Geſtirne dieſelbe am Opernfirmamente erſcheinen zu laſſen. So hat jezt die Oper ſtatt des abgegangenen Nourrit, welcher die Hauptrollen in den Meyerbeerſchen Opern ſo vortrefflich gegeben hat, einen Sänger Namens Duprez, welcher den beſten Willen hat, ein anderer Nourrit zu werden, und es vielleicht auch wird. Einige ſpaniſche Tänzer haben ſeit dem Carneval, wo ſie auf den Opernbällen ihre Kunſt zeigten, ſich auf den kleinern Theatern umhergetummelt, und da ſie eine ganz eigene Art zu tanzen haben, welche mit dem künſtlichen Tanze der Oper wenig gemein hat, und doch nicht ohne Anmuth iſt, ſo haben ſie den Pariſern wohl gefallen; ein Kunſtrichter in dem Tageblatte le Siècle behauptet ſogar, nur dieſe Spanier ſeyen echte Tänzer; in Paris ſehe man vortrefflich und kunſtreich hüpfen, ſich umdrehen, auf einem Beine ſich ſchwenken, aber nur dieſe Spanier tanzen. Derſelbe Kritiker hat einen ſonderbaren Einfall: er bedauert, daß man jene Tänzer nicht an der Oper behalten habe. Es wäre, meint er, höchſt intereſſant, wenn die Oper zu den Bolero's und Fandango's ſpaniſche Tänzer hätte, zu den indiſchen Tänzen Bayaderen und zu den arabiſchen und mauriſchen egyptiſche Almés. Freilich wäre dies etwas ganz Neues; allein Tänzerinnen laſſen ſich nicht ſo gut aus Indien und Egypten verſchreiben, als Baumwolle und Indigo, und dann müßte man vielleicht mit dem Tanze auch noch die Muſik aus jenen Ländern beziehen; dieſe aber möchte den Pariſern ſchlecht behagen, und wahrſcheinlich würde es den Bayaderen und Almés gehen, wie jezt den ſpaniſchen Tänzern: ſie würden einigemal die Reichen in der Oper ergözen, dann aber ſich zu den kleinern Theatern herablaſſen, vielleicht gar in einem Luſtgarten oder auf einer Jahrmarktbühne ihre dramatiſche Laufbahn beſchließen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 20. Mai 1837.

— Ich zeichne Alles auf: —
Gemälde, dies und das — das Fenſter dort —
Um's Bett der Vorhang ſo — hier auf den Teppich
Figuren ſo und ſo. —

Shakespeare.
Cymbelin.

Eine Vision Swedenborgs.

Biſt du ſchon einmal, geneigter Leſer, in der alten Stadt Gothenburg geweſen? Dorthin will ich dich jezt führen.

Siehſt du jene engen, finſtern Gaſſen, deren jede zu einem point de vue einen alterthümlichen Brunnen hat? jene ſchmalen, ſchwärzlichen Häuſer mit den vorgebauten Giebeln, mit Spuren von alter Malerei auf den gefurchten Mauerſteinen? die breiten Steinſitze vor den gewölbten Hausthüren? Alles das iſt trübe und finſter; du hätteſt nicht den Muth, einen jener Sitze einzunehmen, und thuſt du es dennoch, ſo zwingt dich dazu das abſcheuliche Pflaſter, auf dem du dir die Füße wund getreten. Kaum aber haſt du deinen Platz eingenommen, nachdem du eine zudringliche Bettlerin und ein halbes Dutzend zerlumpter Kinder fortgetrieben, ſo fühlſt du nach und nach deinen Unmuth ſchwinden. Du ſiehſt mit einem weniger mißtrauiſchen Blick die gegenüberſtehenden Häuſer an; manche von ihnen wollen dir ſogar ſchon gefallen. Der Geiſt des Myſteriöſen kommt über dich; es iſt dir im zunehmenden Dämmerſchein, als erzählte man dir eine Geſpenſtergeſchichte und als wäre gerade dieſe dunkle Gaſſe, dieſes alte Giebelhaus dir gegenüber, mit dem Steinbilde des heiligen Georgs auf der Spitze, der halbverfallene Brunnen dort, der Schauplatz dieſer Geſchichte. Du vergißt, indem du dem unſichtbaren Erzähler zuhörſt, das ſchlechte Pflaſter und deine ermüdeten Füße. Eine tiefe, melancholiſche Träumerei erfaßt dich auf deiner einſamen Steinbank; es vergeht eine Stunde, und die ganz beſondere Anſtrengung eines kleinen, dicken Herrn, der hinter dir ſteht, iſt endlich nöthig, um dich aus deinem gefährlichen Schlafwachen zu reißen, mit dem du deinen Eintritt in die alte Stadt Gothenburg gefeiert haſt.

Der kleine, dicke Mann iſt der Herr des Hauſes, vor dem du ſitzeſt und das bereit iſt, dich als ſeinen Herrn zu empfangen. Das heißt, es iſt eines von den Häuſern, die, ſtatt der mangelnden Gaſthöfe, ſich den wenigen Fremden darbieten, welche nach Gothenburg verſchlagen werden. Du folgſt dem geſchäftigen Mann durch einen weiten Vorſaal, eine Rumpelkammer voll Waarenballen und alten Gemälden, deren einige die ganze Wand bedecken, über eine kleine Steintreppe, die du mühſam erkletterſt und dann in ein Gemach trittſt, in dem die Dämmerung, die auf der Straße herrſchte, ſchon in völlige Nacht übergegangen iſt. Dennoch merkſt du, daß du dich in einem kleinen, ſeltſam winkeligen Raume befindeſt, denn tappend geräthſt du an eine Menge vorſpringender Ecken. Der hellſte Platz iſt ein Erker; auf den flüchteſt du dich, bis der Wirth mit den zwei hohen Armleuchtern wieder erſcheint und die Kerzen alle Räthſel deines abenteuerlichen Aufenthalts dir enthüllen.

Es ist nichts Geringeres als das Schlafgemach der Königin Christine, in dem du hausest. Wahrlich, eine Ehre, die du gewiß zu schätzen wissen wirst. Dort sieht ihr Porträt auf dich herab; es ist gerade über der Einfassung von Holz angebracht, die in Mannshöhe die Wände des Zimmers umgibt und das künstlichste, noch wohlerhaltene Schnitzwerk zeigt. Die Hohlkehle und Decke prangen in Stuck, hie und da noch vergoldet und Spuren eines kleinen Plafondbildes zeigend. Ein Tisch auf sechs gedrehten Füßen steht mitten in der Stube, und ein altes Stück Gobelin breitet sich in malerischer Draperie als Teppich über seine Platte; drei Stühle mit spitzen, hohen Lehnen und ebenfalls verblichener Stickerei reihen sich als stumme Gefährten um den Tisch. Das kostbarste Möbel ist aber das Bett. Wahrlich, ein Alterthümler könnte Freudenthränen über ein Bett wie dieses vergießen. Alle seine Reize lassen sich durchaus nicht mit wenig Federzügen schildern. Man müßte ein ganzes Buch füllen, und wenn dieses geschehen wäre, so brauchte es noch ein zweites, um anzuzeigen, auf welche Weise man in einem solchen Bett schlafen muß. Denn ein gewöhnlicher Schlaf, wie man ihn, ohne zu denken und zu überlegen, dreihundert und fünf-und-sechzig Mal im Jahre wiederholt, würde ein solches Bett nur entweihen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man es ein Kunstwerk im „großen, heroischen Styl“ nennt; das ist es in der That. Es steht auf einer Erhöhung von zwei Stufen und hat zehn Fuß in der Länge und sechs in der Breite. Mit seinem Dach, das auf die Weise eines chinesischen Pavillons ausgebogen ist und von dem sich schwere Falten grüner Seidenvorhänge, in den alten Fabriken von Lyon gearbeitet, in einem eben so malerischen als üppigen Fall herabstürzen, bildet es ein Zimmer im Zimmer. In Paris käme ein geiziger Hauseigenthümer in Versuchung, es apart als Stube zu vermiethen, und ein französischer Gelehrter würde darin einziehen mit seinem Tintenfaß, seiner Katze und seiner Bibliothek. Dieses kostbare Bett, dieses merkwürdige Zimmer und diesen alterthümlichen Erker darin nahm ich in Besitz im September des Jahrs 18—. Ich hoffe, mein Leser, daß die Umgebung, die ich dir eben geschildert, dich vollkommen in die Stimmung versetzen wird, die günstig ist, um eine Vision Swedenborgs zu hören, welche ich dir erzählen will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Waidwerk.

(Fortsetzung.)

Die beste Art, die Wölfe auszurotten, ist die, sobald sie in einem Revier sich zeigen, möglichst schnell ein Hauptjagen einzurichten; denn Fallen, Eisen und Gruben, so wie das Schießen auf dem Anstand sind wohl als gelegentliche Hülfsmittel gut, reichen aber nicht aus, weil die Wölfe weder bestimmte Wechsel halten, noch an einem Orte lange weilen. Der Anfang eines Hauptjagens auf Wölfe wird eben so gemacht, als sollten Hirsche und Sauen umstellt werden; sobald dies geschehen, wird das im Kreis befindliche Rothwild so viel als möglich von den Raubthieren abgeschieden, indem man es über durchgestellte Fallthücher treibt, die vor den Wölfen, wenn sie nahe kommen, stets aufgezogen werden; die Sauen treibt man hinaus, indem man sie unter den Zeugen durchbringt; keineswegs jedoch ist es rathsam, einen Laufft anzulegen, sondern die Schützen sollen sich in's Jagen stellen, und darinnen die rege gemachten Wölfe schießen. Für die Jäger ist dabei so wenig Gefahr, daß davon zu reden nicht der Mühe lohnt; doch sollen ungeübte Schützen davonbleiben, weil die Wölfe, so lahm sie aussehen, dennoch sehr flüchtig und nicht leicht zu treffen sind. — Sie werden wohl auch eingelappt und unmittelbar darauf getrieben, mit Hunden zum Schuß gebracht oder gehezt, zuweilen auch in aufgestellte Garne gesprengt und darinnen mit zweizinkigen Gabeln, gleich den Heugabeln, erlegt, oder, wie die Waidleute sagen, todtgeschlagen. Da übrigens mehr daran liegt, die Wölfe zu vertilgen, als sie zum Jagdvergnügen aufzubewahren, wie mit dem Wildpret geschieht, oder doch geschehen sollte, so ist es gut, in Gegenden, wo sie sich öfters zeigen, alle Nebenhülfsmittel zu ihrer Ausrottung anzuwenden, und namentlich auch die Wolfsgärten nicht zu vergessen, die wohl mehr noch nützen, als Gruben, Fallen, Eisen, Selbstschüsse und Schießhütten, wenn sie zweckmäßig angelegt und versehen werden.

Der Luchs und die wilde Katze sind fast überall sehr selten und stets nur gelegentliche Gegenstände der Jagd; der Fuchs hingegen gibt stets noch einen schätzenswerthen Anlaß zu Jagdvergnügungen, vorzüglich in England, woselbst auch durch die Benennung „Fuchsjäger“ auf gewisse Weise das bezeichnet wird, was wir etwa durch den Beinamen eines wilden Jägers oder eines Nimrods ausdrücken. Deßhalb können wir nicht umhin, erst noch einen Blick auf die englische Fuchsjagd zu werfen, bevor wir dem Hauptgegenstand der noblen Passion, dem Hirsch, uns wieder zuwenden. Auf dem Heideland von Leicestershire steht ein unbedeutendes, aber als Dorado der englischen Jäger berühmtes Städtlein, Melton-Mowbray, wo zur Jagdzeit sich die vornehmsten Waidleute versammeln, wenn man anders mit dieser Benennung Leute bezeichnen darf, deren Treiben nur einen leichten Beischmack vom edlen Waidwerk hat, so daß es eigentlich mehr in das Fach der Reitkunst gehört und sich durch nichts so sehr an die noble Jägerei anschließt, als durch

die großen Kosten; denn es ist gewiß für einen Privatmann aller Ehren werth, wenn er allein an die Meute und die Rosse jährlich ungefähr 50,000 Gulden wendet. Die Jagd selbst wird dort in Leicestershire, das wir vor allen andern nennen, da es der Tummelplatz der vornehmen Jäger ist, auf gutes Glück hin begonnen, ohne daß der Fuchs vorher wäre bestätigt worden. Die Reiter sind ungefähr zur Mittagsstunde auf dem Platz, wo die Meute, um zu suchen, in die Gebüsche von Stachelginster gelassen wird. Unter den Jägern herrscht gewöhnlich keine Ordnung, und es ist alles Mögliche, wenn man sie dahin bringt, nicht vor dem Fuchs herzureiten; jedenfalls aber stürzt ein ganzer Haufen nach, sobald die erste Koppel einen Fuchs hinausſprengt, ohne nur den übrigen Hunden Zeit zu lassen, ebenfalls die Fährte anzunehmen, durch welche Uebereilung nur allzuoft die Jagd verdorben wird, und jedenfalls die zurückgebliebene Meute, wenn sie nicht gar in Gefahr kommt, zusammengeritten zu werden, indem sie zwischen den Pferden durch den vordersten Hunden nachzukommen trachtet, doch wenigstens die Witterung des Fuchses verlieren muß. Im guten Fall kommt endlich wohl die ganze Meute zusammen, dafür werden aber der Jäger, die gewöhnlich an zweihundert stark sind, immer weniger, was bei dem von Gräben, Hecken und Gehegen durchschnittenen Boden kein Wunder ist. Bis die Hunde den Fuchs haben, etwa nach Verlauf von anderthalb Stunden, in denen wenigstens zehn englische Meilen zurückgelegt und allenfalls die Pferde einmal gewechselt wurden, finden sich von hundert Jägern kaum sechs auf dem Platz, die übrigen kommen theils bald, theils später nach, oder auch gar nicht, und dann noch glücklich genug, wenn sie nicht Hals und Bein gebrochen, oder gar ihre edlen Rosse zu Schanden geritten haben. Wenn Lord Chesterfield nach seiner ersten Fuchsjagd ganz treuherzig seine Genossen fragte, ob denn je ein Mensch zum zweiten Male eine solche Jagd mitmache? so darf man hinzufügen, daß ein echter Waidmann ihm von ganzem Herzen beistimmen müsse. Einem deutschen Jäger sind auch die rothen Röcke der brittischen Fox-hunters ein Greuel, den sein an das lustige Grün gewöhntes Auge schwer verwindet.

Nach dieser Abschweifung wollen wir im nächsten Abschnitt zum edeln Hirsch zurückkehren, um diejenigen Leser, welchen wir in den vorhergehenden Blättern einen nothdürftigen Begriff von der deutschen Jagd beibrachten, über das Wesen der Parforcejagd in so weit zu belehren, als es für Laien allenfalls wünschenswerth seyn dürfte. Wenn wir übrigens von der entschwundenen oder entschwindenden Herrlichkeit des Waidwerks reden, so ist es minder unser Zweck, zu belehren, als in der cavaliermäßigen Aufführung der Väter den Söhnen einen Spiegel vorzuhalten, in welchen sie nicht ohne wehmüthige Betrachtungen werden blicken können; denn zu der Zeit, als es noch edle Jäger ganz nach dem Herzen Gottes gab, da umgaben auch den Fürsten als Räthe die Grundherrn, deren Nachkommen jezt sich müssen schulmeistern lassen von Rednern, gewählt und besoldet von ihren ehemaligen Unterthanen, jezt nur noch ihre Grundholden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Komische Oper. Variétés. Vaudeville. Arnal.

Mit ihren neuen Stücken ist die große Oper in der lezten Zeit nicht sehr glücklich gewesen. Nidermayers „Stradella“ ist ein zu schwacher Versuch für ein solches Theater, auf welchem man gewohnt ist, Meyerbeers energische, Rossini's bezaubernde und Aubers gefällige Compositionen zu hören; auch sind fünf Aufzüge zu viel für ein Stück, worin immer nur von Singen und Nachstellungen die Rede ist. Diese Oper wird also wahrscheinlich sich zu Dlle. Bertins „Esmeralda“ gesellen müssen, die zwar noch nicht ganz verlassen ist, aber doch auch keine großen Lebenszeichen von sich gibt. Zuweilen nimmt der Operndirektor einen Aufzug daraus, fügt ein beliebtes großes Ballet bei, oder ein kurzes Ballet und einen Aufzug aus einer andern Oper, und somit bekommen die Zuschauer und Zuhörer ein buntes Allerlei, das ihnen nicht zu mißfallen scheint, da dieses Verfahren sich oft wiederholt. Für diejenigen, welche nicht gerne lange Opern hören, und in der großen Oper mehr Unterhaltung als Kunstgenuß suchen, das heißt für mehr als die Hälfte der Zuhörer, ist dies auch ganz angemessen. Dagegen ist die komische Oper so glücklich, daß sie mit ihrem „Postillon de Longjumeau noch einige Zeit ausreichen kann, und nicht nöthig hat, ihre Stücke dem Publikum „in Stücken“ einzugeben. Diesem Postillon zur Seite werden dann noch einige andere Operetten gegeben, als l'Ambassadrice, les deux reines und einige mehr, die Beifall genug haben, um einige Modenhändler zu bewegen, ihre neuen Modewaaren nach diesen Operetten zu benennen; aber ich glaube, Esmeralda und Stradella haben ebenfalls die Ehre gehabt, ihre Namen zu Modenzeugen herzugeben. — Bayard, der oft ein Mitarbeiter Scribe's und anderer beliebten Vaudevilledichter gewesen, auch mehrere Stücke allein geschrieben und mit Beifall gegeben hat, ist jezt Director des Variétéstheaters, welches sich noch immer durch populäre Stücke in der öffentlichen Gunst zu erhalten sucht. „Der Student und die vornehme Dame,“ „jung und alt,“ ein neues Vaudeville, das Bayard mit Scribe und Melesville gedichtet, und „der Proceß des Fandango“ sind die Stücke, welche auf seinem Theater am meisten gegeben werden, die beiden ersten fast täglich; lezteres dient bloß dazu, die spanischen Tänzer einzuführen, und ist für sie gedichtet. Das Vaudeville gibt fast täglich „Polly“ und eine Posse: „le Cornet à piston,“ in welcher der komische Arnal die Hauptrolle spielt. Das Cornet à piston ist in den lezten Jahren ein so beliebtes Instrument geworden, daß man es nicht allein in der Militärmusik, sondern auch in der Tanz- und Orchestermusik eingeführt hat, und daß es bereits mehrere Lehrer gibt, welche Unterricht im Spielen desselben ertheilen. Bei Musards Abendconcerten, so wie bei den Julienschen spielt dieses Instrument eine Hauptrolle wegen der eingelegten Solostücke für dasselbe. Eben bei

Musard hat ſich zuerſt ein Tonkünſtler Namens Dufresne als Virtuoſe auf dieſem Inſtrumente gezeigt, und ſeitdem gilt er noch immer für den beſten Cornet à piston-Spieler, den Frankreich beſitzt. Ein Vaudevilledichter hat nun Arnal, den Hauptkomiker der Vaudevillebühne, zu einem Cornet à piston-Spieler gemacht, welcher Schulden halber Paris verläßt, und ſich mit Empfehlungen nach London begibt, beides ſehr gewöhnlich unter Künſtlern und Nichtkünſtlern, dort aber, wegen der Namensgleichheit, von einem reichen Sonderling für einen eben erwarteten Whiſtſpieler gehalten wird, wodurch ein höchſt poſſierliches qui pro quo entſteht, welches Arnal auf's Beſte zu benutzen weiß. So geringfügig nun auch dieſer Inhalt iſt, ſo beluſtigt ſein Spiel doch das Publikum ungemein, und dieſe Poſſe wird wahrſcheinlich noch einige Monate lang gegeben werden können. Von dieſem Arnal behauptete neulich eine Zeitſchrift, er ſey außer dem Theater nichts weniger als luſtig, wie man denn überhaupt bemerkt, daß ſehr viele Komiker zur Traurigkeit und zur üblen Laune geſtimmt ſind. Die Erſcheinung läßt ſich ſchon durch die Langeweile erklären, welche die Komiker nothwendig überfallen muß, wenn ſie lange aufgetreten ſind, um das Publikum zu beluſtigen. Wenn Arnal fünfzigmal als Cornet à piston-Spieler das Zwerchfell der Zuſchauer erſchüttert hat, ſo kann er unmöglich die Sache für ſo luſtig halten als das Publikum, und muß oft in Verſuchung gerathen, zu gähnen, wenn das Publikum lacht, und, falls er anders ernſte Betrachtungen anzuſtellen pflegt, es für ein trauriges Schickſal halten, alle Abende Poſſen zu machen, wenn er auch gar nicht dazu aufgelegt iſt. Zwar iſt der rauſchende Beifall des Publikums geeignet, ſeinen Muth aufzurichten; aber nach und nach verliert auch dieſes Reizmittel ſeine Wirkung. Arnal hat einigemal bei Hofe ſpielen müſſen, und hier, wie es ſcheint, außerordentlich gefallen; aber auch dieſes iſt kein wirkſames Mittel gegen den Spleen. Deshalb verlaſſen hier auch die meiſten Komiker die Bühne, ſobald ſie ſich die Mittel, ein ruhiges und gemächliches Leben zu führen, geſichert haben. Dg.

Berlin, Mai.

(Fortſetzung.)

Schmelka.

Schmelka hinterläßt den unbeſtrittenen Ruf, einer unſerer erſten Komiker geweſen zu ſeyn. Hätte ihn ſein Geſchick anderwärts hingeſtellt, als früher auf die Berliner Bühne, dann auf unſer Königsſtädtiſches Theater, und hätte ihn das Publikum ſelbſt aufgefordert, ernſtere Anforderungen an ſein Talent zu machen, ſo würde er auch als Künſtler einen ſehr hohen Rang behaupten. Aber die ſeltene, ihm eingeborne vis comica ward nur zu oft durch den rauſchenden Beifall verführt, nur gefallen zu wollen. Dennoch ſteigerte ſich in vielen Rollen dies Geborne zu wirklichen künſtleriſchen Geſtaltungen. Wer aber hat ſie aufgefaßt? wo bleiben ſie? Dreißig Jahre, und was er war, iſt vergeſſen. Trauriges Loos des Mimen: das Höchſte, Beſte, was von ſeiner Kunſt auf die Nachwelt kommt, iſt ein Name! In der letzten Zeit trat Schmelka nur ſelten und wenig bedeutend auf. Weniger mochte es Altersſchwäche ſeyn, die ihn hinderte, als der Zuſtand ſeines Theaters, der auch in ihm keine reine Freude mehr erzeugen konnte. Er lebte in dem Dorfe Pankow, eine Meile von Berlin, treu gepflegt von einer bewährten Lebensgefährtin, an die ihn ſeltene Bande treuer Neigung durch eine lange Reihe von Jahren feſſelten. So hatte auch er den Gatten derſelben, den einſt berühmten Schauſpieler Scholz, einen kindiſch gewordenen Greis, gepflegt, bis derſelbe vor einigen Jahren, faſt neunzig Jahre alt, in ſeinen Armen geſtorben war. Verbindungen dieſer Art werden vor dem Forum der ſtrengen Sittlichkeit nicht gebilligt; aber ſelten, daß ſie mit gleichem Zartgefühl und ähnlicher Aufopferung, über die Periode der Sinnlichkeit hinaus, durch ein ganzes Lebensalter treu gepflegt werden. Schmelka allein erhielt den Veteran, der eine glänzende Jugend gehabt, und die Familie deſſelben, die ohne ihn in hülfloſer Armuth verſunken wäre, wie dies bei berühmten Schauſpielern im Alter nicht ſelten der Fall iſt. Auch hatte der alternde Scholz ſeine junge Gattin nur als Pflegerin geheirathet, und die Bande der katholiſchen Ehe ließen keine Löſung zu, um dem moraliſchen Geſetze zu genügen. Man gönne daher unſerm Publikum, einen ſittlichen Charakter in einem Verhältniß zu erblicken, das in der Theaterwelt ſelten ſchwer genommen wird, dafür aber deſto öfter in Zügelloſigkeit ausartet. Schmelka erfreute ſich im Leben der Achtung ſeiner Mitbürger, und es ſpricht vielleicht noch mehr für ihn, wenn man weiß, daß er ſeine künſtleriſche Laufbahn unter einer Seiltänzertruppe angefangen hat. Dieſem Umſtande verdankte nebenbei der Schauſpieler eine Gelenkigkeit des Körperbaus, welche dem Komiker außerordentlich zu ſtatten kam, und ſein Alter lange den Zuſchauern zum Geheimniß machte. Im Augenblick, wo ich dies niederſchreibe, wird hier bekannt gemacht, Schmelka habe auf ſeinem Todtenbette ausgeſagt: er heiße eigentlich nicht Schmelka, ſondern ſey der legitime Abkömmling einer alten reichsfreiherrlichen Familie. Ein unwiderſtehlicher Drang zum Theater habe ihn aber ſchon frühe dem Kreiſe der Seinen entführt; nie im Leben habe er dieſen Schritt bereut. Seine Schonung gegen dieſe Familie ging ſo weit, daß er ſtarb, ohne den Namen derſelben ausgeſprochen zu haben. Iſt das Wahrheit, oder eine Komödie, eine Phantaſie auf dem Sterbebette? Ein Myſterium waltete ſchon über ſeinem Lebenslauf. Niemand hat ſeinen Geburtstag oder ſein Alter je von ihm erfahren. Vermuthlich war er viel älter, als er ſich ausgab.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 121.

Die Orgelpfeifen.

Räthſel.

Ein Jäger jagt
In wilder Poſſe,
Ob's nachtet oder tagt,
Die ſchwarzen Roſſe,
Die ſich zum Zähmen
Doch nie bequemen.
Seine goldene Peitſche knallt,
Daß es weithin hallt.
Er jagt ſie, als hätten ſie Adlerflügel,
In großer Haſt über Thal und Hügel;
Sie ſchleudern Steine von ihren Hufen
Bei ſeinem Pfeifen und grellem Rufen;
Er jagt ſie, bis ſie im Schweiße ſtehn,
Und er mit ihnen muß untergehn.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 121.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 22. Mai 1837.

Tu, quid ego et populus mecum desideret, audi!
Horat.

Bitte.

An Ludwig Uhland.

Wir hören ſtets und immer wieder
Des Tadels Wort voll Unbedacht:
„Nun iſt verſiegt der Born der Lieder,
„Und ohne Gold der edle Schacht,
„Die Sterne, die ſo freudig flimmerten,
„Die Blüthen, die ſo lieblich ſchimmerten,
„Verloſchen iſt die ganze Pracht.

Wir glauben's nicht. In andrer Weiſe
Sind dir die Kräfte nun geſtählt,
Du haſt im Leben ſchöne Kreiſe,
Ein männlich Wirken dir erwählt,
Haſt dich den Recht und Licht Verbreitenden,
Den Volksvertretern, wacker ſtreitenden,
Der ſchon Erprobte, beigezählt.

Doch Wandrer, die am Quell getrunken,
Der durſt'ger ſtets die Trinker macht —
Wir ſind's, an deinen Strom geſunken,
Der uns verlockend angelacht.
Nun tranken wir, und immer mächtiger
Iſt uns nach deines Liedes prächtiger,
Klangvoller Woge Durſt erwacht.

Du boteſt Wein, doch kaum zum koſten,
Durch deinen Cyprier Fortunat;
Nun läß'ſt das Schwert du noch verroſten,
Das Conradin umgürtet hat;
Du weiheſt Schildeis der Zertrümmerung,
Uns macht des Vogts Geſchick Bekümmerung,
Der wirthlich uns entgegentrat.

Drum halte nicht das friſche Rauſchen,
Zum unerſetzlichen Verluſt
Der Freunde, die vergebens lauſchen,
Zurückgedrängt in deine Bruſt;
O laß hervor den lieblich quellenden
Verhaltnen Strom, den brauſend ſchwellenden,
Laß brechen ihn durch unſern Wuſt!

Ausſchütte deiner Kunſt Geſänge,
Wie unſer Herz ſie ſonſt erfreut,
Des Kampfs, des Ruhms, der Liebe Klänge,
Den blühnden Reichthum, wieder heut.
Sey wie der Baum, der windgeſchüttelte,
Von eines Jünglings Arm gerütteite,
Der Blüthenflocken niederſtreut.

K. Gödeke.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

Dritter Brief.

Ueber Delaroche bin ich, wenn auch nicht ausführlich, doch weitläufig gewesen; bei den andern Künstlern, die Sujets desselben Genre's wie Delaroche bearbeitet haben, kann ich desto kürzer seyn. Ich glaube schon erwähnt zu haben, daß eine große Zahl dieser Art Bilder durch die Bestellungen für das Museum zu Versailles, und zwar für dessen Hauptabtheilung, Nationalgeschichte, veranlaßt worden; ich kann nun nicht umhin, über den Gedanken, der bei Errichtung dieses Museums, so wie bei Wahl der Sujets für die zu bestellenden Bilder, dominirt hat, Einiges zu sagen. — Bekanntlich wird von diesem Museum ein großer Lärm gemacht; aus dem Louvre sind seit langer Zeit täglich große Transporte von Kunstwerken dahin abgegangen, bedeutende Bestellungen sind gemacht worden, die gouvernementalen Journalisten behaupten, die Civilliste habe für dieses Museum und die dazu nöthige Einrichtung und Reparatur der Gebäude bereits fünf-und-zwanzig Millionen aufgewendet; das streng bewahrte Geheimniß, womit die ganze Sache behandelt wird, die Unmöglichkeit — hier, wo sonst bei gehöriger Kenntniß und Benutzung der Mittel und Wege Alles möglich ist — die Arbeiten zu sehen; die stets als eine große Nationalfestlichkeit angekündigte Eröffnung desselben, Alles das spannt die Erwartung auf das, was man nun am Ende dort zu sehen bekommen wird, auf's Höchste. Ich gestehe nun, daß ich, insofern es erlaubt ist, über eine Sache, die man nicht kennt, ein Urtheil zu äußern, die Idee, nicht sowohl der ganzen Einrichtung und Verschönerung von Versailles, als jenes Museums der Nationalgeschichte, und hauptsächlich die Wahl der Sujets aus dieser Geschichte, auf keine Weise goutire. Am wenigsten kann ich über die Veränderungen und Verschönerungen im Schlosse urtheilen; aber schon die Idee einer Veränderung dieser historisch so merkwürdigen, so ganz den Charakter ihrer Zeit tragenden Ruine mißfällt mir. Jede Veränderung wird, namentlich bei den Franzosen, die so sehr im Tage und im Geschmacke des Tages befangen sind, eine Modernisirung seyn. Als man Napoleon vorschlug, Versailles auf einige Zeit zu bewohnen, wozu denn Reparaturen nothwendig gewesen wären, erwiderte er: „Ich werde mich wohl hüten; ich würde dort doch nie zu Hause (chez moi), sondern immer nur bei Ludwig XIV. seyn.“ Durch jene fünf-und-zwanzig Millionen wird Versailles nun einen großen Theil seines historisch-monumentalen Charakters einbüßen, und das ist Schade, denn es gibt in Frankreich kein Monument, das so sehr und so ganz das Siècle de Louis XIV. repräsentirte, als gerade Versailles.

Jene Veränderungen im Schlosse gehen aber hier den Salon nichts an; ich will von dem Museum reden, das dort eingerichtet wird. Ich weiß nicht, was an alten oder neuen Kunstwerken (d. h. solchen, die nichts mit der französischen Geschichte zu thun haben) schon dort ist oder noch hinkommt; ich glaube, man wird nur diejenigen Sachen nehmen, deren Stoff aus der französischen Geschichte entlehnt ist (und an diesen wäre denn eben so viel nicht gelegen, mit Ausnahme jedoch der herrlichen Bilder von Rubens aus dem Leben der Maria von Medicis), und dann, was von irgend guten Kunstwerken sich noch in den Rumpelkammern und auf den Böden des Louvre befindet; denn die hiesigen Galerien zu demembriren, um die von Versailles zu schmücken, würde ein ungeheurer Vandalismus seyn. Jene dort nun eingerichtete Sammlung von Kunstwerken liegt im Allgemeinen auch außerhalb des Kreises meiner Betrachtungen, ich will nur von deren Hauptabtheilung, den Bildern aus der französischen Geschichte, dem bereits so genannten „Musée Louis Philippe“ reden.

Der König liebt, wie die Kunst im Allgemeinen, so besonders die historischen Bilder; seine Sammlung im Palais-royal ist für beides Zeuge, und für den lezteren Umstand namentlich noch die daselbst befindliche Galerie von Darstellungen aus der Geschichte des Palais-royal. Diese sind freilich zum größten Theil sehr unbedeutend, woran theils die Künstler, theils die gegebenen Sujets Schuld waren; denn was soll selbst der ausgezeichnetste Künstler aus Sujets machen, wie sie sich dort dargestellt finden, z. B. wie auf einem unter Louis XV. im Palais-royal gegebenen Balle, dem, glaube ich, der König von Dänemark beiwohnt, ein Herzog fällt und sich das Bein bricht? — Für Versailles hat nun Louis Philipp ein Museum der Nationalgeschichte im allergrößten Styl beabsichtigt. Die französische Geschichte bietet ein großes Feld dazu, eine Menge schöner Sujets zu Bildern dar; es kommt nur darauf an, wie für jenes Museum die Stoffe ausgewählt, und dann, wie die Künstler ihren Stoff bearbeitet haben. — Da das Museum noch nicht eröffnet ist, muß man sich, um einen Leitfaden zum Urtheil zu haben, an diejenigen für dasselbe bestimmten Bilder halten, die im Salon sind. Es sind deren eine bedeutende Anzahl und ihre Sujets sind aus allen Epochen der französischen Geschichte, man kann also über den Gedanken, der bei Auswahl der Stoffe geleitet hat, wohl ein Urtheil fällen. Louis Philipp war als Begründer einer neuen Dynastie mehr wie einer seiner Vorgänger zu einer unparteiischen Auswahl geeignet, da jene bei einer solchen Gelegenheit mehr die Geschichte ihrer Vorfahren, ihrer Familie, als die des Landes berücksichtigt haben würden, und die Geschichte der Fürsten ist nicht immer die des Landes. Ich kann nun nicht glauben, daß die getroffene Auswahl gerade die allerbeste und von allen Einwürfen frei sey. Zuvörderst scheint mir eine höchst unglückliche Art Vollständigkeit beabsichtigt zu seyn; so geht es aus

mehreren Bildern des Salons hervor. Ich citire nur die (von A. Scheffer gemalte) Schlacht von Clovis aus dem Jahr 496, ein Bild, das doch unmöglich auf historische Treue Anspruch machen kann; und will man Bilder haben, bei denen Kunstwerth die Hauptsache ist, wozu denn Sujets geben, die oft so unmalerisch sind? Von der beabsichtigten Vollständigkeit noch ein Beispiel. Ein großer Theil dieses nationalhistorischen Museums besteht aus Porträts von Fürsten u. dergl., und auch hiebei hat man auf eine beinahe komische Weise eine äußere Vollständigkeit zu erreichen gesucht. Von den berühmten Personen nämlich, von denen kein Porträt existirte, hat man Phantasieporträts malen lassen. Zwei solcher Porträts sind im Salon, beide lebensgroß, ganze Figur, von Steuben gemalt. Das eine soll den Prinzen Louis von Frankreich vorstellen, der beinahe zwei volle Monate des Jahrs 1102 Generallieutenant des Königreichs während der Krankheit seines Bruders Karl VI. war; das zweite den Herzog von Burgund, Johann ohne Furcht, geboren d. 28sten Mai 1371.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Vision Swedenborgs.

(Fortsetzung.)

Vorher laß mich dem Herrn Petitot gute Nacht wünschen, der noch immer vor mir steht und mein Ohr ermüdet durch den langen Bericht der unerhörten Schicksale, die nöthig waren, um einen begüterten Tabakshändler aus der Rue St. Martin, mitten aus dem herrlichen Paris nach dem uralten Gothenburg zu verschlagen. Der Herr Petitot hat diese Laune Fortunas erfahren, und sein Haar ist davon grau geworden und seine Züge haben jählings gealtert. „Denn," sagte er, „man sieht hier keine Menschen, man hat hier nur Umgang mit Phantomen, denen die bleiche Sonne des Nordens nur einen spärlichen Anschein von Leben verleiht. Es ist eine Stadt der Barbaren, und diese Barbaren sind von der feindseligen, kalten, gespenstischen Natur. Sehen Sie hier," fuhr er in einem wehmüthigen Tone fort, indem er ein Buch unterm Arm hervorholte, „dies ist eine alte Chronik; meine Tochter blättert manchmal darin und ich brauche sie als Fremdenbuch, um auf den wenigen freien Blättern hinten die verehrten Namen der Herrn Reisenden einzutragen. In diesem jammervollen schweinsledernen Bande ist nun die ganze trostlose Geschichte enthalten; da erfährt man, wie es seit der Gründung dieser Stadt hergegangen. Ich wage nicht, die fremden Namen der Könige und die Geschichten ihrer Kriege und Friedensschlüsse nachzusprechen, denn in Wahrheit, mein Herr, alle diese Namen klingen sehr „gothisch." Es gibt Beispiele, daß Leute sich bei der Anstrengung, sie auszusprechen, die Zunge auf eine so unheilbare Art verdreht haben, daß sie nachher nicht mehr im Stande waren, eine menschliche Sprache zu reden. Gott schütze mich vor einem solchen Unglück! Nur soviel habe ich aus jenen Blättern gesehen, daß die Leute alle entsetzlich getrunken, und wenn sie nüchtern wurden, einander todtgeschlagen haben. Meine Tochter meint, dies hätten sie alles aus Liebe zur Poesie gethan, und das gäbe Stoff zu den schönsten Romanen. Das kann seyn, ich lese keine Romane. Schlafen Sie wohl, mein Herr, im „Bett der Königin Christine."

Mit diesem Wunsche entfernte sich Herr Petitot, und ich blieb allein. Die Chronik lag auf dem Tische aufgeschlagen, die beiden Lichter brannten daneben, eine tiefe Stille herrschte. Ich sah auf das Bild der Königin. Es war dasselbe blasse Gesicht mit der großen Nase, den hervorstehenden, wasserblauen Augen und mit dem preziösen Lächeln um den Mund, das ich so oft gesehen, und das, da alle Bilder einander gleichen, das Original gewiß treu wiedergegeben haben muß. Es erweckte, je länger ich es ansah, desto weniger Lust in mir, mit ihr bekannt gewesen zu seyn. Die Capricen dieser sonderbaren Frau sind nicht anziehender Natur. Es ist so viel Seltsamkeit ohne Größe, so viel Prätension ohne wahren Gehalt. Sie theilte im vollen Maße den Fluch, der fast auf allen schwedischen Königen ruht, den Fluch des Abenteuerlichen, ohne durch hervorstechende Eigenschaften des Geistes oder Charakters diesem Fluch seine empfindlichste Spitze zu nehmen. Wäre sie ein Mann gewesen, sie hätte Schweden in's Verderben gestürzt; sie war ein Weib, und machte es nur lächerlich. Sie stieg die Stufen des Throns herab ohne Würde, um dann wie eine Närrin durch ganz Europa zu laufen, immerdar durch Wünsche gepeinigt, das wieder zu erbetteln, was sie leichtsinnig von sich geworfen. Durch übelgeordnete Gelehrsamkeit, durch kleinliche Ränke verbitterte sie sich den Rest eines verlornen Lebens, und erkämpfte sich endlich ein Grab in der Peterskirche, in dem sie ruhmlos verschwand, gefolgt von den Verwünschungen ihrer Landsleute und dem Gespötte des Pabstes und der Cardinäle, die sie zu ihren Erben eingesetzt.

Ihr Aufenthalt in Gothenburg war ein heimlicher, und ging ihrer Abdikation kurz vorher. In diese Stadt hatte sie den Nuntius des Pabstes hinberufen, um mit ihm über ihre religiösen Zweifel zu disputiren. Die Krone, die sie verachtete, ließ sie in ihrem Pallast zu Stockholm zurück, und kam hieher nach Gothenburg als Gräfin Görtz, gefolgt von einem einzigen Kammerherrn und ihrer vertrauten Freundin Ebba Sparre. Als die Damen die Schwelle des Hauses betraten, glitt der Königin, indem man sie aus der Sänfte hob, der Mantel von den Schultern und fiel auf's Pflaster. Ebba Sparre hob ihn auf und klagte über die Flecken, die die Hermelinverbrämung bekommen. „Meint Ihr, Fräulein," sagte

ihr Chriſtine leiſe mit jenem ſcharfen, unweiblichen Tone, der ihr im Augenblicke der Aufwallung eigen geweſen ſeyn ſoll, „daß ich den Mantel meiner Väter ſeiner makelloſen Weiße berauben werde? Seyd ohne Furcht: durch mich ſoll er einſt ſeinen vollen Glanz bekommen. Mein Vater hat ihn in Blut getaucht, ich will ihn in der Quelle des Segens wieder reinigen.“ Ebba Sparre verhüllte ihr Antlitz, denn ſie ſah in den ſcharfen, faſt höhnenden Zügen der ſtolzen Frau den traurigen, ganz Schweden niederbeugenden Entſchluß ſchon auf das Beſtimmteſte ausgedrückt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortſetzung.)

v. Derzen. Der verſchwundene Student. Die Todesſtrafe.

Ich habe Ihnen diesmal eigentlich nur von Todesfällen und tragiſchen Begebenheiten zu ſchreiben, wenn anders die criminaliſtiſchen zu letztern gehören. Der mecklenburgiſche Miniſter v. Derzen ſtarb hier. Nach allen Stimmen war er einer der ausgezeichnetſten Männer und ein Wohlthäter ſeines Landes; mein Bericht aus Berlin für Ihr nicht-politiſches Blatt hätte indeß den Vorfall nur der entſetzlichen Umſtände wegen zu erwähnen. Aus andern Blättern werden Sie bereits wiſſen, daß der Unglückliche in einem Spiritusdampfbade verunglückt iſt. Noch ſchwebt ein Dunkel darüber, ob man, und wer mit dem Lichte dem hülflos Badenden zu nahe gekommen iſt, und wer dabei ſeine Pflicht verſäumt hat oder nicht? Auch hier muß man die Reſultate der Unterſuchung abwarten, ehe man dem Gerüchte glaubt, welches ſtets bereitwillig iſt, die Schuld auf Namen zu wälzen, die, ſey es mit Recht oder Unrecht, über die alltäglichen ſich erheben. — In ein neues Dunkel hüllt ſich die Geſchichte des verſchwundenen Studenten. Sie erinnern ſich des Vorfalls aus meinem frühern Berichte. Nach Monaten hat man ſeine Leiche in der Spree gefunden. An der Kleidung und andern Merkmalen iſt die Identität des verweſten Körpers mit dem vermißten Helmuth Heim außer Zweifel geſetzt. Aber ein erſtes Problem: um ſeinen Hals hängt die Uhrkette (mit der Uhr), welche früher dem Gerichte anonym überſandt worden. Alſo war die Recognition der erſten Kette eine Täuſchung der Phantaſie, die nach etwas Wunderbarem verlangte. Da dem Körper weder Uhr noch Kleidungsſtücke fehlen, ſo gewinnt die Annahme, daß er zufällig im Waſſer verunglückt ſey, die höchſte Wahrſcheinlichkeit. Vermuthlich befand er ſich doch in einem ſo trunkenen Zuſtande, daß er irgendwo am Waſſerrande das Gleichgewicht verlor. Aber ein neues Problem: vollſtändig angezogen war der Körper, ſogar der Mantel iſt da, aber die Stiefeln fehlten! Wer zufällig verunglückt, zieht ſich nicht vorher die Stiefeln aus, eben ſo wenig, wer etwa die Abſicht hat, ſich zu erſäufen, was anzunehmen übrigens nichts berechtigt; endlich fallen die Stiefeln einem todten Körper im Waſſer eben ſo wenig ab, als man ſie von den geſchwollenen Füßen leicht herunterziehen kann. Eine witzige Löſung wird genannt: der Verunglückte ſey in einen Kahn geſtiegen, den er im trunkenen Zuſtande für ſeine Stube angeſehen. Er habe ſich die Stiefeln ausgezogen, und im Glauben, in's Bett zu ſteigen, ſey er über Bord geſtiegen. Daß Trunkene ſich angekleidet zu Bett legen, kommt wohl vor; das Räthſel der Geſchichte iſt aber damit noch nicht gelöst, und wird es vielleicht nie werden.

Der Portepéefähnrich v. Arnſtädt, welcher in Frankfurt an der Oder ſeinen Lehrer und Vorgeſetzten, den Lieutenant Wenzell, aus Rache und mit Vorbedacht kaltblütig ermordet, iſt hingerichtet worden. Ich ſagte in einem frühern Briefe, ſeine Begnadigung, die man damals fürchtete, hätte unberechenbar traurige Folgen nach ſich gezogen. Die Anſicht, daß ſie alle militäriſche Disciplin untergraben haben würde, hat glücklicherweiſe die philanthropiſchen Rückſichten diesmal überwältigt. Unſer Volk iſt gewiß nicht blutdürſtig, ein blühender, jugendlicher Mann, kaum dem Knabenalter entwachſen, auf dem Schaffotte, hat gewiß etwas Ergreifendes; die herzzerreißenden Klagen einer Mutter am Fuß deſſelben, zu wem ſpricht das nicht? Und doch war hier nur ein Gefühl der Genugthuung, der Befriedigung im ganzen Publikum. Alſo gibt es doch Fälle, wo der Tod, den das Geſetz verfügt, wie eine Nothwendigkeit erſcheint, gegen die alle unſere Argumente, aus Himmel und Erde, aus den Geboten der Religion, aus den Winkeln der Philoſophie herbeigeholt, ohnmächtig ſind. So lange dies Gefühl im Volke deutlich und klar ſpricht, iſt an eine Aufhebung der Todesſtrafe nicht zu denken. Es würde in vielen Fällen als eine ſo revolutionäre, willkührliche Maßregel erſcheinen, wie etwa, wenn ein philoſophiſcher Fürſt, durchdrungen von der Ueberzeugung der Wahrheit einer Philoſophie, die dem Chriſtenthum entgegen iſt, die Kirchen ſeinem chriſtlichen Volke verſchließen wollte. Bis das Himmelreich inſoweit auf Erden erſcheint, daß die Kriege und das Blutvergießen im Großen aufhören, werden alle Verſuche, die Todesſtrafe aufzuheben, ſcheitern, oder, wo die Willkühr ſie momentan durchſetzt, werden ſie die Oppoſition der Meinung des Volkes gegen ſich haben. „Abſcheu gegen das Verbrechen, Mitleid mit dem Verbrecher!“ heißt das ſentimentale Gefängnißmotto bei den blutdürſtigen Spaniern. Die Todesſtrafen waren civilrechtlich darnach faſt durch die Uſance abgeſchafft. Welches Volk aber, ſo zerrüttet es in ſich ſey, ſo grauſamen Geſetzen es gehorche, möchte mit der Civiliſation der Spanier tauſchen! — Eben wieder ein Fall, wo das populäre Gefühl beim Gedanken, daß eine Begnadigung erfolgen könne, ſchaudert. Ein Dienſtmädchen hat ein uneheliches Kind. Der Vater ſoll ein Offizier ſeyn. Ob dieſer aufgehört hat, die Alimente zu zahlen, oder welches der Beweggrund ſey, genug, das ſchon vier Monate alte Kind iſt verſchwunden. Es ſey geſtorben, ſagt die Mutter zu ihren Verwandten; aber dieſe ſelbſt zeigen den Fall der Polizei an. Inzwiſchen wird in einem Graben der gräßlich zerfreſſene Körper eines vier Monate alten Kindes gefunden. Der Polizeiinſpetter erſcheint plötzlich um Mitternacht, ein Licht in der Hand, am Bette des Mädchens, rüttelt die ängſtlich Träumende auf und fragt ſie mit ernſter Stimme: „Wo iſt dein Kind?“ — Vom mitternächtlichen Schrecken übermannt, bricht der Schauer der Wahrheit durch. Sie bekennt auf's Vollſtändigſte. Sie hat das unglückliche Kind langſam mit Schwefelſäure, die ſie ihm theelöffelweiſe eingegeben, umgebracht. Unter gräßlichen Convulſionen iſt es im Arme der Mutter geſtorben. Und wenn ſich beweiſen ließe, daß es ein Wahnſinn war, welche Macht auf Erden darf eine Geſellſchaft zwingen, einen ſolchen Wahnſinn in ihrer Mitte zu dulden!

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 122.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 23. Mai 1837.

— Jeder Ort
Hat seine Geister.
Des Wachen flüchtigster Gedanke schließt
Des Traumes Pforte dem Gesindel auf.

Prior.

Eine Vision Swedenborgs.

(Fortsetzung.)

Ich dachte noch über diese seltsame Bekehrungsgeschichte nach, als die Glocke der nahen Cathedrale von Gothenburg zwölf schlug. Ich saß noch immer vor der aufgeschlagenen Chronik, das Haupt auf beide Arme gestützt, und mein Auge verlor sich in den gekräuselten Lockenbau einer sonderbaren Perrücke, die auf dem Kopfe Karls XII. saß. Sein Bild lag eben vor mir aufgeschlagen. Da war es mir plötzlich, als sähe ich vor mir zwischen den beiden Lichtern dieselben labyrinthischen Locken sich erheben. Sie schimmerten röthlich und warfen ihre Schatten auf eine bleiche Stirn und auf ein paar geschlossene Augen, die jenseits meines Sitzes hinter dem Tische auftauchten, wie Banquos Geist beim Gastmahl Macbeths. Immer höher steigend zeigte das Bild mir die blutige Wunde, die es in den Laufgräben von Friedrichshall erhalten. Mein Haar sträubte sich zu Berge und ein kalter Schauder überwältigte meine Glieder. In demselben Augenblicke hörte ich es neben mir knistern; ein Frauenfuß bewegte sich mit leisem Auftreten hinter meinem Stuhl, ich blickte um mich und begegnete den großen Augen Christinens, die mich mit dem Ausdruck des Erstaunens und der Neugier anblickten, halb hinter einem weiten schwarzen Schleier hervor, der ihre ganze Gestalt einhüllte. Unter dem Schleier flimmerte in bleichen Lichtern ein mächtiges Corset von Silberbrokat, an das sich eine Robe von weißem Atlas schloß. Die blonden, spärlichen Locken, die vorne gescheitelt herabhingen, wurden am Hinterhaupte durch eine kleine diamantene Krone festgehalten. Die Königin sah noch viel blasser aus als alle Porträts, die von ihr existiren, sie darstellen. Sie spielte ängstlich mit dem Fächer, und ihre zitternden Lippen schienen etwas zu stammeln, das meinem Ohre entging; vermuthlich mochte ihr die Gegenwart der Könige Gustav Adolph und Karl XII. beschwerlich fallen, denn der Erstere war ebenfalls, während ich meine Blicke auf die Königin Christine richtete, eingetreten, in seinem Koller von Elendsleder, in seinem Küraß, den man noch in der Kunstkammer zu Dresden zeigt, und in seinen gewaltigen Reiterstiefeln, mit denen er in der Affaire von Lützen figurirte. Der Aufenthalt im Elysium hatte dem materiellen Ausdruck seiner derben Züge nichts geraubt; es war dasselbe felsenfeste, ehrliche Gesicht mit den klaren Kindesaugen und dem trotzigen Braunroth auf den dicken, schwülstigen Wangen, die, nach der Weise der Lefzen eines Bullenbeißers herabhängend, mit dem stämmigen Halse in Eins zusammenfloßen. Auf diesem unbeugsamen Halse, auf diesem Nacken, der von einem Stier geborgt schien, stand die ganze Geschichte des dreißigjährigen Kriegs verzeichnet,

dieſes verzweifelten Kriegs, der durch den wüthendſten Haß, durch den grenzenloſeſten Eigenſinn der Fürſten ſich auszeichnete und der faſt ein halbes Jahrhundert hindurch Deutſchland in Blut tauchte. Durch ſolche Hälſe und ſolche Nacken ſiegte Luther. Der Königin Chriſtine ſchien die derbe Gegenwart von ſo viel Kraft und Willen unbequem zu werden, ſie empfand das ihr widerwärtige proteſtirende Element in ſeiner ganzen Schärfe, und ihre Nerven unterlagen dem Eindruck. Ich ſah ſie immer bleicher werden und immer heftiger zitternd ſich hinter einer ſchwarzen Geſtalt verbergen, die ihr Worte des Troſtes zuzuflüſtern ſchien. Aber der König Karl, bekannt durch ſeine Verachtung der Frauen, kümmerte ſich wenig um den Zuſtand ſeiner hohen Anverwandten; er ſchritt auf ſie zu, ſeine Augen blizten und ſein röthliches Haar wirbelte ſich wie in Flammen empor. Er ſchien bereit, hier ein eben ſo raſches und ungerechtes Strafgericht zu halten, wie er es ſich im Leben gegen den unglücklichen Patkul erlaubt hatte, aber die plözliche Erſcheinung eines neuen Ankömmlings verhinderte ihn daran. Dieſes war ein Mann, der mit den Geiſtern ſo vertraut zu verkehren ſchien, wie mit ſeines Gleichen. Er wandelte mit dem leichten, unbefangenen Schritte eines Hofmanns durch die Reihe der Schatten, und ſie wichen ihm ehrerbietig aus. Seinem kronenloſen Haupte beugten ſich die gekrönten. Seine offene, jugendliche Stirn zierte die Heiterkeit eines Kindes, doch in dem Strahl der dunkeln Augen offenbarte ſich die Majeſtät einer Seele, die gewohnt iſt, die Kräfte der Erde zu ihrer Verfügung zu wiſſen. Dieſer Mann war Emanuel Swedenborg.

Ich erwachte davon, daß eine Stimme mir ſeinen Namen zurief. Mit Staunen blickte ich auf und erkannte, daß ich auf meiner Chronik von Gothenburg eingeſchlafen war. Die Lichter waren herabgebrannt und verbreiteten eine ungewiſſe Helle. Allein in meinem Zimmer, ſah ich mit Schrecken, wie gefährlich es iſt, über einer Chronik einzuſchlafen. Gleich einem verfolgten Feldherrn, der ſich hinter die Mauern und Gräben einer Feſtung wirft, ſo zog ich mich jezt ſchleunigſt zurück in das „Bett der Königin“ und verſchanzte mich mit dem ſchweren Seidenbollwerk der Draperien von Lyon. Aber umſonſt: das einmal aufgeſtörte Reich der Geiſter verfolgte mich auch hieher. Der Name Emanuel Swedenborg tönte unaufhörlich in mein Ohr, und lebhaft ſtand die Geſtalt des Mannes, wie ich ſie im Traume geſehen, vor mir. Ich ließ alle Bilder der Phantaſie vor mir vorübergehen, die ſich an dieſen Namen knüpfen, und rief in mein Gedächtniß alle ſeltſamen Geſchichten, die man von ihm ſich erzählt. Eine, die weniger bekannt ſeyn dürfte als die andern, möge hier ihren Platz finden.

Jedermann weiß, daß der berühmte Seher in ſeiner Jugend ein einfaches, ſtilles, durch nichts ſich auszeichnendes Leben führte, und daß erſt mit dem vierzigſten Jahre ſeine Miſſionen, ſeine himmliſchen Korreſpondenzen, ſeine Zuſammenkünfte mit Verſtorbenen und ſeine prophetiſchen Traumgeſichte ihren Anfang nahmen. Von einem beſtimmten Tage, einer genau anzugebenden Stunde an betrachtete er ſich als ein Weſen beſonderer Art, als ein Werkzeug der unmittelbaren Offenbarungen Gottes. Der ruhige Staatsbürger, der unbefangene, fröhliche Menſch, der treue, mittheilende Freund erſtarb und der Prophet Gottes ſtand da, glühend von der geheimnißvollen Flamme, die ſofort ihr Feuer der kalten, ſelbſtiſchen Zeit mitzutheilen ſtrebte. Von dieſer Periode an, die er abwechſelnd in bewegten Zuſtänden auf Reiſen, unter ſeinen Freunden in Stockholm und auf dem Lande zubrachte, datiren ſich ſeine Schriften, die in großer Anzahl und raſch aufeinander folgten. Es iſt hier nicht der Platz, von dem Syſtem, das in dieſen Werken enthalten, zu reden; die neueſte Zeit hat ihren Blick mit Aufmerkſamkeit darauf gerichtet, und die geiſtreichſten Forſchungen ſind über die Lehren dieſes merkwürdigen Mannes angeſtellt worden. Hier haben wir es nur mit einem kleinen Vorfall aus ſeinem Leben zu thun, der Manchem ſogar unbedeutend erſcheinen wird, der gewöhnt iſt an die neueſten, extravaganten Berichte aus dieſem dunkeln Gebiet.

(Die Fortſezung folgt.)

Briefe über den Pariſer Salon von 1837.

(Fortſezung.)

Betrachtet man nun die eigentlich hiſtoriſchen Bilder, ſo findet man, daß es meiſt Schlachten ſind. Die Darſtellung einer Schlacht iſt aber eine höchſt üble Aufgabe. Von vornherein muß der Künſtler auf vollſtändige Erfaſſung ſeines Stoffs verzichten: es iſt keine einzelne Handlung, die ſeine Aufgabe bildet, ſondern eine Reihe gleichzeitiger und ſich einander folgender; er kann daher nur Epiſoden, deren eine, allenfalls zwei geben. Hat die darzuſtellende beſtimmte Schlacht eine ſolche markante Epiſode gehabt, die ſie in Verbindung mit Koſtüm, Porträts u. ſ. w. gerade als dieſe Schlacht und keine andere charakteriſirt, ſo iſt die Wahl gut zu heißen, vorausgeſezt noch immer, das heißt vom Gedanken eines Muſeums der Nationalgeſchichte ausgehend, daß die Schlacht für die Geſchichte wichtig war. Aber nun die Darſtellung von Schlachten, wie ſie mehrfach im Salon ſind, die gar nichts Markantes, Charakteriſtiſches haben, als im Nothfall das Porträt des Feldherrn! Und nun gar Schlachten aus jener Zeit, aus der man weder Porträts noch Koſtüme kennt, wie jene Schlacht bei Tolbiac unter Clovis! — Dem Künſtler bleibt nun

nichts anderes übrig, als die banalen Motive von Schlachtbildern: ein Feldherr hoch zu Roß, wehende Banner, nach Erfindung des Pulvers im Hintergrunde Pulverdampf, im Vordergrunde einige Todte mit den üblichen traditionellen Verkürzungen, zerstreute Armaturstücke, dann gestürzte, sich bäumende Pferde, die man dem Rugendas ableiht, das ist Alles; das Kostüm natürlich immer sehr treu gehalten, wo möglich das Porträt des Feldherrn angebracht, und ist im Hintergrunde eine belagerte oder andere Stadt, so wird von dieser ein getreuer Prospekt gegeben. — Daraus folgt nun aber nothwendig, daß alle solche Schlachtbilder sich mehr oder weniger ähnlich sehen müssen. Das ist auch mit denen im Salon der Fall, und gerade daraus leite ich einen Vorwurf für die Auswahl der Sujets her, die meist auf Schlachten, und nicht einmal immer auf sehr wichtige, welt- oder nationalhistorische Schlachten gefallen ist. — Für moderne Schlachten hat Horace Vernet eine ganz neue und denselben sehr angemessene Darstellungsart erfunden: nämlich panoramenartige Darstellungen der ganzen Schlachtlinie, vielleicht mit Episoden im Vorgrunde; in dieser Art sind mehrere der modernen Schlachten des Salons gearbeitet, z. B. Bellangé's ungeheure Bataille von Wagram. Bei dieser Darstellungsweise sind die Figuren stets weit unter Lebensgröße; später komme ich wohl auf dieses Genre zurück.

Die Mehrzahl der be- und ausgestellten Schlachtbilder mit Figuren in Lebensgröße besteht aus jenen banalen Motiven, und sehen sich die einzelnen sehr ähnlich; bisweilen hat ihnen der Künstler durch irgend einen Nebenumstand einen individuellen Charakter zu geben gesucht, z. B. der Schlacht bei Fleurus durch den Luftballon. Dergleichen ist jedoch etwas sehr Unwesentliches. — Sind nun aber solche Darstellungen von Schlachten viel mehr als jener Holzschnitt in alten Chroniken, der, immer ein und derselbe, stets wieder in den Text eingedruckt wird, sobald dieser von einer Schlacht handelt? Bei Eindruckung dieses Holzschnitts hat der Chronikschreiber keineswegs verlangt, der Leser solle denselben nun für die getreue Abbildung der beschriebenen Schlacht halten; bewahre! — dieses Bild hat vielmehr nur einen symbolischen Charakter, es soll nur eben anzeigen, daß gerade da, wo es sich findet, von einer Schlacht gehandelt wird. Die Schlachtbilder für Versailles sind, wie gesagt, wenig mehr. Und jene Phantasiebilder sind gleichfalls chronikmäßig; denn in solchen, mit Holzschnitten verzierten alten Historienbüchern kommt keine bedeutende Person, kein König, kein streitbarer Held, auch aus der urältesten Zeit vor, daß nicht gleich irgend ein dazu stets vorräthiger Stock eingedruckt wäre, ein Brustbild, mit der Krone auf dem Haupt oder dem Schwert in der Hand. — Das ganze historische Museum zu Versailles wird, den Bildern im Salon nach zu urtheilen, nur eine Historie von Frankreich seyn, angefertigt für Leute, die nicht lesen können oder wollen: von Kunstwerth, fürchte ich, wird nicht viel die Rede seyn. Ueber diesen Punkt nun wäre noch Einiges zu sagen.

Mit Bestellung von Bildern ist es immer ein eigenes Ding. Ich rede hier nur von Frankreich; in Deutschland arbeitet der Künstler fortwährend eben so sehr um Ruhm, als um Geld; hier in Frankreich aber wird er, wenn er einmal Ruhm erlangt hat, oft nur um Geld arbeiten; ein schlechtes Bild schadet ihm, ist sein Ruf einmal gegründet, weiter nicht. Daß nun ein Künstler ein bestelltes Bild, dessen Idee er nicht empfangen hat, die er nur ausbrüten soll, dessen Stoff ihm nicht convenirt, und das im Voraus schon seinen Eigenthümer kennt, daß er ein solches nicht mit der Liebe, nicht mit der Sorgfalt behandeln wird, wie ein ihm ganz eigenes, das sich noch erst einen Liebhaber und Käufer suchen soll, ist ganz natürlich. Doppelt schlimm ist es nun mit Bestellungen von Seiten des Gouvernements. Theils werden diese nicht so gut als andere bezahlt, theils kann der Künstler, hat das Bild nur die akkordirte Größe und wird es nur am bestimmten Tage abgeliefert, so ziemlich geben, was er will; ein Privatmann bestellt wohl nicht anders ein Bild, als wenn er Liebhaber und Kenner ist: hier muß der Künstler also, um sich keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen, schon nicht ganz schlecht arbeiten; die Bestellungen eines Gouvernements gehen aber nicht sowohl von eigentlicher Kunstliebe aus, sondern werden nur von äußern Gründen veranlaßt; die Kritik ist also bei einem vom Gouvernement bestellten Bilde nicht so streng.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Prinzessin Victoria.

Der nächste 24ste Mai macht die Prinzessin Victoria mit dem achtzehnten Lebensjahr zur Königin mündig. Dieses Ereigniß ist der Politik zu wichtig und der Oeffentlichkeit zu interessant, als daß man nicht gerade jetzt die königliche Jungfrau schärfer in's Auge fassen sollte, und die jüngste Vergangenheit bot noch dazu mehrfache nähere Veranlassung. Obschon in England der Monarch nicht seine, sondern die vorherrschende politische Meinung repräsentirt, so wünscht doch jede politische Partei aus mehr als einem Grunde, wäre es auch nur, weil dem Könige die freie Verfügung über so viele, hohen Rang und reiche Einkünfte gewährende Stellen zusteht, am Throne einen Halt zu finden; dieser Halt gibt allerdings kein Uebergewicht, denn seit Jahren behaupten die Whigs das Ruder der Regierung, wiewohl so ziemlich alle Hofämter in den Händen der Tories sind. Aber ein theilweiser Besitz ist immer auch etwas, und es gibt ja so Viele, denen Hofluft Lebensluft ist. Daher kommt es, daß auch in England die politischen Ansichten des Monarchen keineswegs ohne Werth und Geltung sind, und daß diejenige Partei

im Staate, die am Hofe nur geduldet, nicht begünstigt wird, selbst wenn sie politisch herrscht, eben so aufmerksam wie die persönlich begünstigte die Sinnesrichtung des muthmaßlichen Thronerben verfolgt und beide ihn zu gewinnen suchen. Noch verschlungener und interessanter gestaltet sich dieses Ringen, noch reger ist die Aufmerksamkeit, noch größer der Spielraum für Intriguen, wenn allem Anscheine nach die Krone des Herrschers künftig auf der Stirn einer Königin ruhen soll. Das ist gegenwärtig der Fall, und manche Umstände haben nicht wenig dazu beigetragen, die Fäden recht sichtbar zu machen, welche die Zukunft der Prinzessin zu lenken wünschen. Sie lebt bei ihrer Mutter, der Herzogin von Kent, und diese hält sich nicht bloß fern vom Hofe des Königs, sondern steht auch auf der Seite der Whigs, weßhalb diese am Throne der Königin Victoria den Halt zu finden hoffen, der ihnen am Throne König Wilhelms fehlt, und die Tories mit diesem Halte ihre letzte Stütze zu verlieren fürchten. Alles kommt in dieser Beziehung auf die künftige Umgebung der Königin und die Persönlichkeit ihres künftigen Gemahls an. Beides nähert sich der Entscheidung: jenes muß sich entscheiden, sobald Prinzessin Victoria mit dem erfüllten achtzehnten Jahr ihren eigenen Hofstaat bildet, und dieses kann sich entscheiden, sobald sie geneigter ist, das Beispiel Charlottens, als das der jungfräulichen Elisabeth nachzuahmen. Vor einigen Monaten schien es, als sollte die letztere Entscheidung der erstern vorgreifen. Junge Prinzen aus dem Fürstenhause Sachsen-Coburg hatten sich einige Zeit in London aufgehalten, und waren als nahe Verwandte der Prinzessin Victoria viel um sie gewesen. Bald nachher kam König Leopold von Belgien, zugleich Oheim jener jungen Prinzen und der Prinzessin Victoria, mehr als halb incognito nach England herüber, wohnte bei der Herzogin von Kent und stattete dem Könige bloß einen kurzen Besuch ab. Das reimte man denn schnell so zusammen, daß sein Zweck die Verabredung des Heirathsbundes gewesen, er sich darüber mit Mutter und Tochter verständigt und die Einwilligung des alternden Königs Wilhelm kaum des Einholens werth geachtet worden seyn. Wahr oder nicht wahr, Whigs und Tories gaben in seltener Uebereinstimmung ihre Unzufriedenheit damit zu erkennen. Jetzt hört man nicht weiter davon sprechen; die Sache ruht oder scheint zu ruhen, und nur das erscheint bemerkenswerth, daß die gegen König Leopold im englischen Volke herrschende Abneigung sogar stark genug ist, Tories und Whigs über einen Punkt Eines Sinnes zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Mai.

(Beschluß.)

Verbrechen im Gefängniß. Eisenbahnen.

Ein anderer Fall, der sich auch eben erst ereignet. Ein Gefangenwärter auf der Stadtvogtei weist einen inhaftirten Buben wegen Unfugs zur Ruhe, und der Bube stößt ihm ein Messer viermal in den Leib. Der Beamte, der ein wackerer Soldat gewesen, ist gestorben. Den Buben brauche man deßhalb nicht wieder zu tödten, werden Philanthropen meinen, man brauche ihn nur unschädlich zu machen. Aber er war schon unschädlich gemacht, denn er saß fest, und doch hatte er eine Messerspitze gefunden. Und wenn jeder Staat das Doppelte, das Vier-, ja das Zehnfache, was er jetzt schon dafür gibt, auf seine Criminalgefängnisse verwendet, Mauern sind nur von Stein, Thüren von Holz, und Eisen weicht dem Rost, dem Scheidewasser und der Feile. Die Messerspitzen, durch die desperate Sträflinge ihre unschuldigen Wärter umbringen, werden in jedem Jahr gefunden. Dem Criminalgericht der Stadt Berlin (Stadtvogtei, im Gegensatz zu Hausvogtei), welches einen neuen Direktor in der Person des Kammergerichtsraths Bonseri erhalten, steht übrigens eine durch seinen jährlich anwachsenden Geschäftsverkehr nöthig gewordene Umformung bevor.

Heute grünt es und sproßt, die Nachtigallen singen, die Lerchen steigen wirbelnd über die üppigen Saaten, und der Frühling scheint als Sommer aufbrechen zu wollen, und vor zehn Tagen lag eine Schneedecke um unsere Stadt, und wir lasen von erfrornen Menschen und verschütteten Wagen und Transporten; die Zeitungen erzählten fünf Tage lang alte Anekdoten, denn die Posten waren ausgeblieben. Doch ich melde Ihnen damit keine Berliner Neuigkeit; Sie haben zu Hause dasselbe erlebt. Der Schnee ist geschmolzen, die Chausseen sind wieder trocken, aber Eisenbahnen sind darunter nicht zum Vorschein gekommen. Im Gegentheil scheint es, als hätte das Schneewasser die Spuren, die wir entdeckt hatten, wieder fortgewaschen. Das plötzliche Ausscheiden des Ministers Rother aus dem Ministerium der Bau- und Wegeangelegenheiten hat eine peinliche Stockung und noch peinlichere Ungewißheit hervorgerufen. Geschehen muß etwas, aber was und wann? sind Fragen, auf die noch selbst eine diplomatische Antwort fehlt. Herr v. Rother hielt die Berlin-Leipziger Bahn über Riesa für die dringendste, und seine Begünstigung war durchgreifend, wie es seyn mußte. Er scheiterte, weil sie auch ausschließend seyn sollte. Das Recht ist hüben und drüben; Rother wollte einerseits dem Spekulationsschwindel nicht die Hand bieten, andernseits drang ihm die Ueberzeugung, daß dem Staate wie dem Publikum die Mittel fehlen, alle die projektirten Bahnen zugleich und auf Einmal nicht allein zu unternehmen, sondern auch wirklich auszuführen, das Interdict gegen die Projekte auf, welche an Dringlichkeit jenem einen nach seiner Ansicht nachstanden. Das Steuerruder ist ihm entwunden, und es herrscht ein peinliches Interregnum. In dem Ausgeschiedenen war wenigstens ein feuriger, strenger Wille; die Erwartenden müssen nun harren, bis ein anderer Wille irgendwo aufsteht, um dem nun wieder regierenden Anfichkommenlassen ein Ende zu machen. Noch immer entscheidet sich die Mehrzahl im unterrichteten und vermögenden Publikum für die Riesaer Bahn. Die directeste Verbindung mit Leipzig und Dresden, als dem Mittelpunkte Deutschlands und dem Stapelplatz des Handels, ist von einer generellen Wichtigkeit, gegen welche sogenannte patriotische Rücksichten, wie etwa die Bahn auf eine längere Strecke im Inlande zu behalten, nicht in Betracht kommen. Nächstdem steht die Stettiner Bahn fest; sie wird wahrscheinlich zuerst angefangen werden, obwohl die Verhandlungen mit der Post noch im weiten Felde sind. Eben so regt sich, besonders von großen Kaufleuten unterstützt, sehr viel Thätigkeit für die Frankfurt-Berliner Bahn, obgleich für diese noch nicht einmal die Concession ertheilt ist. Dagegen grenzt es an's Unbegreifliche, daß die Potsdamer Bahn, die concessionirt, wo die Abfindung mit der Post regulirt ist, wo Häuser und Grundstücke längst angekauft sind, noch immer nicht angefangen wird, und der Argwohn, daß gerade diese erste und für Berlin so wichtige Bahn mehr als Börsenspiel wie als ein reelles Werk unternommen worden, gewinnt im Publikum an Stärke. Möchte, wenn Sie diesen Brief drucken, der Inhalt dieser Zeilen nicht mehr wahr seyn, und man vom Reden zum Handeln übergegangen seyn.

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 123.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 24. Mai 1837.

Es ist nichts in der Haut,
Was nicht im Knochen ist.
Vor schlechtem Gebild jedem graut,
Das ein Augenschmerz ihm ist.

Goethe.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Den Beweis für diese, die hiesigen Künstler hart anklagenden Behauptungen kann ich durch die Mehrzahl der in Rede stehenden, von der Civilliste bestellten Bilder führen; den meisten sieht man die Unlust und Flüchtigkeit, die Stiefväterlichkeit, mit welcher der Künstler sie behandelt hat, gar zu deutlich an. Das Museum wird also — vorausgesezt, daß die andern Bilder desselben, die ich nicht gesehen habe, nicht besser sind — nicht sowohl als Sammlung von Kunstwerken, sondern nur als Sammlung von Darstellungen historisch bedeutender Momente und Menschen gelten können. Ueber die dann — wenn der Kunstwerth wegfällt — wohl zu fordernde historische Treue habe ich schon oben geredet; wo sie möglich war, ist sie gewiß beachtet, aber wie ist sie bei Schlachtbildern, und sie bilden die Mehrzahl, möglich? Ich glaube deßhalb am Ende, man hat gar nicht viel auf dieselbe gehalten, wofür auch die Phantasieporträts Zeugen sind.

Was nun endlich die Bedeutung der gewählten Sujets für die Geschichte betrifft, so läßt sich ohne tiefe Forschungen und Untersuchungen von keinem historischen Ereigniß sagen, daß es unbedeutend oder unwichtig sey; von solchen Untersuchungen über die gewählten Sujets werden Sie mich indeß wohl gern dispensiren. Ein großer Theil der dargestellten Momente ist nun eben nicht das, was man gewöhnlich historisch-bedeutend nennt, ausgezeichnet durch ein Epoche machendes Ereigniß. Die Auswahl mag sehr schwer gewesen seyn, jene markanten Ereignisse sind oder scheinen oft unmalerisch, oder auch geben sie oft zu unangenehmen Ideenverbindungen Veranlassung. Diesem lezteren Umstande ist es vielleicht zuzuschreiben, daß aus der Militärgeschichte der ersten Revolution eine Masse Bilder vorhanden ist, während aus der viel wichtigeren innern Geschichte, der Geschichte der eigentlichen Revolution, Darstellungen fehlen. Das erklärt sich wohl durch den ganz natürlichen Widerwillen des Bestellers dieser Bilder gegen jene inneren Revolutionshändel und seine Vorliebe für die Schlachten jener Zeit, die persönliche Erinnerungen enthalten, welche oft und breit genug geltend gemacht worden sind.

Wie ich mehrfach schon erwähnt, stellen die meisten dieser Bilder Schlachten vor, d. h. Siege der Franzosen. Frankreichs Geschichte ist an solchen sehr reich von den ältesten Tagen an bis auf die neueste Zeit (exklusive). Militärgeschichte und Landesgeschichte sind nicht immer ein und dasselbe, und jedenfalls sind diese Schlachten für die erste interessanter als für die zweite. Ich will einige der Hauptbilder nennen; über den Kunstwerth der einzelnen brauche ich mich, bei den meisten wenigstens, nicht

in Details einzulaſſen; ich beziehe mich auf das oben im Allgemeinen darüber Geſagte.

A. Scheffer: Schlacht bei Tolbiac im Jahre 496. Clovis — auf einem durchaus modernen Pferde — ruft, als ſein Heer weicht, den Gott der Chriſten an. Lebensgroß, unbedeutend. — Schnetz: Schlacht unter den Mauern von Paris im Jahre 886. Die Normannen ſtürmen die Stadt, Graf Eudes macht einen Ausfall und treibt ſie zurück. Lebensgroß, unbedeutend. — Eugen Delacroix: Schlacht bei Taillebourg im Jahre 1242. Sieg des heiligen Ludwig über die Engländer. Lebensgroß, unbedeutend. Dieſe beiden Epitheta: „lebensgroß und unbedeutend," kann man nun noch auf viele der beſtellten Bilder anwenden, ich will Sie aber nicht damit ermüden. Das Bild von Delacroix iſt, wie ich glaube, ſogar noch mehr oder weniger als unbedeutend, nämlich bedeutend ſchlecht. Und Eugen Delacroix gilt als einer der Coryphäen franzöſiſcher Kunſt!

Ich habe von Delacroix noch ein paar Bilder geſehen, die in der Sammlung des Luxemburg ſind; dieſe ſind, obgleich um vieles beſſer als dieſes Schlachtbild, doch auch nicht ſo ausgezeichnet, als ich, des Künſtlers Ruf zufolge, erwarten mußte. Woher nun dieſer große Ruf? — Man darf ſich hier in Paris über den Ruhm eines Künſtlers nicht wundern und nie erſtaunen, wenn ſeine Leiſtungen in keinem Verhältniß mit ſeiner Renommee ſtehen; mit Geld und Bekanntſchaften kann man ſich hier leicht den Ruf eines großen Künſtlers verſchaffen, denn die Preſſe iſt über die Maßen feil und gibt ſich zu Allem her, und das große Publikum kann nicht prüfen, ſondern glaubt treuherzig, ein Bild ſey vortrefflich und ein Künſtler ausgezeichnet, wenn es ihm hundert und aber hundert Journale verſichern. (Umgekehrt, dem Publikum ein Kunſtwerk zu verleiden, das es einmal liebgewonnen hat, gelingt der Preſſe nicht ſo leicht). Auf dieſe Weiſe, durch die Journale, iſt hier ſchon manche literariſche und künſtleriſche Renommee gemacht worden, und hat ſich dann auch wohl einige Jahre gehalten, und länger hält ſo leicht hier keine Renommee, ſelbſt die echte nicht; man hat ſie dann vergeſſen, wie man hier Alles bald vergißt. — Wenn man die Schlacht des heil. Ludwig mit dem Ruhme Delacroix's zuſammenhält, könnte man nun meinen, dieſer Ruhm ſey auch ein künſtlich gemachter. Beinahe hätte ich das auch geglaubt, namentlich als kurz vor Eröffnung des Salons in einem vielgeleſenen Journale ein langer, ausführlicher, enthuſiaſtiſch-panegyriſcher Artikel über Delacroix erſchien, worin derſelbe über alle Künſtler neuerer Zeit und nur den allergrößten vergangener Jahrhunderte gleich, ſeiner Vielſeitigkeit wegen aber ſelbſt über dieſe geſtellt wurde. Kurz darauf ward der Salon eröffnet, und über das enorm große Bild von Delacroix erſcholl nur eine und ſehr laute Stimme der Verdammung, gegen die mehrere Journale vergebens anzukämpfen ſuchten. Jenes Blatt nun, das über den Salon zu berichten hatte und doch nicht unbedingt loben konnte, zog ſich mit einer echt franzöſiſchen Wendung heraus und ſagte, der frühere Artikel habe ſo ſehr alles von Delacroix reichlich verdiente Lob erſchöpft, daß ihm, dem jetzigen Berichterſtatter, bei einer Kritik dieſes Künſtlers nur das unangenehme Geſchäft der Ausnahmen und Reſtriktionen übrig bliebe; nun ward auch ein leiſer Tadel verſucht, der aber dann gleich wieder durch enormes Lob erſäuft wurde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine Vision Swedenborgs.

(Fortſetzung.)

Als Emanuel Swedenborg im Jahr 1716 Schweden verließ, um in England eine ſeiner Abhandlungen drucken zu laſſen, blieb in Gothenburg eine Dame zurück, die mit ihm in der vertrauteſten Freundſchaft lebte, in jenem Seelenbunde, der allein den Anforderungen des ſchwärmeriſchen Propheten genügte. Der Baron Silverhielm, ein Verwandter Swedenborgs, hat uns ein anziehendes Bild von dieſer Frau hinterlaſſen. Er beſchreibt ſie weder als ſehr jung noch als ſehr ſchön, aber über ihr ganzes Weſen war jener Zauber ausgegoſſen, der den zarteſten und bleibendſten Reiz einer edlen Weiblichkeit ausmacht. Ihre Geſtalt war groß und ſchlank, ihr Geſicht blaß und leidend, aber von der innern Heiterkeit einer geſunden Seele durchleuchtet. Jedes ihrer Worte, jede ihrer Mienen gab Zeugniß von der Reinheit ihres Gedankens. Sie konnte eben ſo innig fühlen als klar denken; keine Spur von Fanatismus oder myſtiſcher Schwärmerei haftete an dem ungetrübten Spiegel dieſes reinen Bewußtſeyns. Und dennoch war ſie die Freundin Swedenborgs, die Vertraute eines Geiſterſehers, die Theilhaberin der Geheimniſſe des phantaſtiſchen Schwärmers, wie ihn die Welt nannte. Das war das Myſterióſe im Charakter der edlen Gräfin. Wir dürfen darüber nicht vorſchnell aburtheilen: die klarſten und verſtändigſten Seelen haben oft einen geheimnißvollen Gottesdienſt, in deſſen Heiligthum ſie die Welt nie blicken laſſen; ein ſolcher Gottesdienſt war vielleicht die Liebe der Gräfin zu unſerm Seher. Lüften wir den Schleier nicht! Gewiß aber ſcheint es, daß es hier die Geiſter waren, die ſich liebten, denn wie wir gleich hören werden, war der Zwiſchenraum von hundert Meilen, der die Körper trennte, kein Hinderniß für die Zuſammenkünfte, die dieſe Liebenden hielten.

Der Name der Gräfin iſt nicht beſtimmt genannt; gewiß war es einer jener altſchwediſchen Namen, die ſich alle auf kron, hielm oder sparre, flycht und

stjerna endigen und gewöhnlich mit Adler, Löwe oder König anfangen, und die fast alle einen so prächtigen Klang haben, als verdienten sie alle die Träger alter, großer geschichtlicher Erinnerungen zu seyn. Auch kann ihr Taufname kaum anders gewesen seyn als Ulrike Eleonore, zwei Namen, in die sich ein stolzer, melancholischer Klang mischt und die fast mit Bestimmtheit eine Person bezeichnen, die bleich, von hoher Gestalt, schwarzem Haar und edlem, obwohl etwas kaltem Anstande ist. Und gerade so erschien die Gräfin dem, der sie zum ersten Mal sah in ihrem einsamen Pallast zu Gothenburg, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Gesellschaft, nur von den Bildern ihrer Ahnen umgeben, die eben so stolz, eben so schweigend und mit eben so viel Selbstbewußtseyn und Sicherheit als sie selbst aus den goldnen Rahmen niederschauten, mit denen die hohen Säle geschmückt waren. Der Schwarm einer ausgedehnten Dienerschaft hielt sich in weiter Entfernung, um die Ruhe und Abgeschiedenheit der Gebieterin nicht zu stören. Aber wozu diese Ruhe, diese Abgeschiedenheit? Vielleicht um über die seltsamen Entdeckungen ihres Freundes zu grübeln, von denen die Engel ihm täglich neue zukommen ließen? In jenem kleinen Saale, in den das Licht getrübt durch dunkelblaue Vorhänge einfällt, wo weiche Teppiche jedes Geräusch, selbst das ein knisternder Seidenschuh hervorbringt, fern halten, wo keine Uhr ihre leisen Zeitmaßschläge austönen läßt, vielleicht in diesem mysteriösen Saale, auf jenem Kanapee von weißem Atlas, mit silbernen Sternen gestickt, saßen der Geisterseher und die Gräfin, und er erzählte ihr mit verhaltenem Athem, mit jener leisen Prophetenstimme, die den geheimsten Nerv zu treffen weiß, von seinen Reisen auf die Planeten, von den Geschöpfen auf dem Uranus und Saturn, von den Bewohnern des Mondes, die er klein wie Kinder von sechs Jahren gefunden, und die Gräfin kann ein kleines, weltliches Lächeln nicht verbergen, als ihr der Freund von den Pallästen des himmlischen Jerusalems erzählt, die von Edelsteinen und Perlen schimmern und mit redenden Blumen umgeben sind. Aber sie lächelt nicht, da er von den Engeln spricht, wie sie alle einst Menschen waren und menschlich noch an dem Geschicke Theil nehmen, das hier unten die Herzen trifft. Diese Lehre ist zu schön und tröstend, als daß der Busen einer Frau sie von sich weisen sollte. Es ist so rührend, eine geliebte Seele auch in jenen Wohnungen des ewigen Friedens um uns beschäftigt zu wissen, besorgt um jeden unserer Schritte und glühend von dem Wunsche getrieben, die noch im Dunkeln kämpfende Schwesterseele durch ihr Mitwirken zum Licht hinauf zu lenken. Das Bild eines Engels, wie es uns die heiligen Bücher und mit ihnen die glänzendsten Epopeen der Dichter geben, zeigt uns einen Boten der Allmacht, schön, prächtig, ohne eigenen Willen, ohne den mindesten Beweggrund eigener Theilnahme streng die Gebote des Herrn vollziehend. Einem solchen Geiste liegt das Geschick des Menschen zu fern; nur mit geheimem Unwillen entfaltet er den kostbaren Schmuck seiner reinen Flügel, um ihn in das wogende Meer der unreinen, qualmenden Dämpfe der Erde zu tauchen, einer Erde, die er nie gekannt, auf der er nie selbst gelitten und geweint, auf der kein Herz schlägt, das zu brechen oder zu trösten er eigenen Antrieb fühlte. Unerbittlich und gefühllos wie sein Flammenschwert ist auch der Engel, der das unglückliche Elternpaar aus dem Paradiese treibt, um ihnen eine kalte, düstere Erde zum Wohnplatz anzuweisen. Swedenborg war mit diesen Engeln gar nicht zufrieden. Er fand, daß, wenn es die höchste Weisheit für nöthig achtete, Botschaften an die Sterblichen zu bestellen, diese Botschaften am sichersten in den Händen der Liebe ruhten, und wo war eine vorsorgendere, zartere Liebe zu finden, als in dem Busen eines Wesens, das selbst einst geliebt und gelitten hatte? Er ging also mit raschen Händen daran, den lieben Herrgott von einer lästigen Schaar gefühllos disciplinirter Sklaven zu befreien, um ihm dagegen eine Art gemüthlichen Haushalts zu geben, der nach sanftern, geläutertern Begriffen sich besser dazu eignete, Vollstrecker seines Willens zu seyn. Diese Engel Swedenborgs sind Seelen verstorbener Menschen. Diese neuen Engel, diese Engel aus seiner Fabrik stellte er nun der Gräfin Ulrike Eleonore vor, und vielleicht erlaubte er sich dabei die Anspielung, wie ihm diese Lehre besonders gefalle, da er jezt gleichsam der einstigen Versorgung seiner schönen Freundin gewiß seyn könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Mai.

Gutenbergs Denkmal.

In diesem Augenblicke langt Gutenbergs Statue, in Crozatiers Werkstätte meisterhaft gegossen, aus Paris hier an. Die Leute sind hoch erfreut, daß endlich das lang ersehnte, für Mainz so bedeutungsvolle Denkmal sich in unsern Mauern befindet, und daß nun Hoffnung da ist, dasselbe in einigen Monaten auf dem Gutenbergsplatze prangen zu sehen. Der Termin zur Inauguration mußte indessen abermals um zwei Monate verschoben werden (auf den 25sten August), weil das Piedestal immer noch nicht vollendet ist. Im Ganzen war dieser Aufschub willkommen, einmal, weil man dadurch mehr Zeit für die Vorkehrungen zu den Festlichkeiten gewann, und dann, weil im August sich wohl doppelt so viele Fremden in unserer Stadt befinden, als im Juni, wo kaum noch die Saison in unsern nachbarlichen Taunusbädern begonnen hat. — In Betreff der Statue hat der berühmte Professor David der Gutenbergscommission, welche ihn um sein Gutachten über die Crozatiersche Arbeit bat, wohlwollend Folgendes geantwortet: „Herr Präsident, um dem Vertrauen zu entsprechen, womit Sie mich zu beehren die Güte hatten, habe ich mich beeilt, die von

Thorwaldsen modellirte und von Crozatier in Erz gegossene Statue Gutenbergs zu besichtigen. Ich schäze mich glücklich, dem Talente dieses geschickten Gießers das gerechte Lob ertheilen und bestätigen zu können, daß er sich in diesem Werke seines Rufs würdig bewiesen, und mit seltenem Glücke und mit der größten Treue die Schöpfung des berühmten Meisters in Erz nachgebildet, und ihr so Festigkeit und Dauer für eine lange Zukunft gegeben hat. Wenn andere Künstler von der Ciselirung Gebrauch machen, welche dem Bildwerke eine Glätte gibt, die dem Auge schmeichelt, durch welche aber, wenn sie einem unerfahrenen Arbeiter anvertraut wird, die Form des Modells wesentlichen Abänderungen ausgesezt ist, so verschmäht Crozatier diese Behandlungsweise, und gerade dieses gibt seinen Arbeiten in den Augen der Künstler den großen Vorzug, der sich in der Statue von Gutenberg, welche der reinste Abdruck des Modells ist, so glänzend bewährt u. s. w.“ Wenn einer der größten jezt lebenden Meister der Bildhauerkunst in dieser Weise von dem Monumente spricht, so müssen wohl alle andern, tadelnden Stimmen verstummen. Professor Regnier (Professeur des humanités am Collège de St. Louis) in Paris schreibt uns unter andern Folgendes: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr ich bei meiner lezten Anwesenheit in der Werkstätte Crozatiers von diesem Meisterwerke ergriffen wurde. Es ist unmöglich, etwas Vollkommeneres zu liefern. Besonders ist der Kopf der Statue bewundernswürdig, in welchem der hohe Geist des großen Mainzers und die ganze Zukunft seiner Erfindung so kräftig ausgeprägt ist.“ Daß solche Urtheile unsere Bevölkerung in Wonne versezten, läßt sich denken. Die Mainzer brachten große Opfer für dieses patriotische Unternehmen, und sie brachten sie gerne; dafür war es aber auch ihr einziger Wunsch, dem unsterblichen Sohne unserer Stadt das würdigste Monument zu seyen, und dieser Wunsch ist nun erfüllt.

London, Mai.

(Fortsezung.)

Prinzessin Victoria.

Der Eifer der Tories hatte noch nicht Zeit gehabt, sich abzukühlen, als eine, die nahe Einrichtung des Hofstaates der Prinzessin Victoria betreffende Kunde sie mit neuer Besorgniß überschüttete. Es verlautete, Lord Durham, der englische Gesandte am russischen Hofe, sey im Begriff, St. Petersburg zu verlassen und nach England zurückzukehren, um, der Absicht der Herzogin von Kent gemäß, bei der bevorstehenden Volljährigkeit ihrer erlauchten Tochter an die Spize ihres Hofstaates zu treten. Wie da die Tories schäumten! Nun, es war auch kein Spaß für sie. Ihre schlimmste Furcht muß sich verwirklichen, wenn Lord Durham das Vertrauen der Prinzessin Victoria, den Vorsiz in deren Rathe gewinnt, er, der kluge Hofmann, der gewandte Diplomat, der Mann von Kenntniß, Geist und Talent, der entschiedene Whig, der — in Einem Worte Alles, was die Tories zur Verzweiflung treiben kann — der erklärte Anhänger Daniel O'Connells. „Das engste Band der Natur, riefen sie; mag die Prinzessin ferner wie jezt an ihre Mutter knüpfen, das engste Band der Politik verknüpft sie mit dem Könige. Seinem und seinem Ermessen allein ist es anheimgegeben, Form und Umfang ihres künftigen Hofstaats zu bestimmen, den Betrag ihres Jahrgeldes durch seine Minister dem Parlamente vorschlagen zu lassen und, ohne Befragung der Minister oder des Parlaments, die Personen zu ernennen, welche ihren Hof bilden sollen. Die Herzogin von Kent hat weder bis zum 24sten Mai, noch nachher auch nur einen Schatten von Recht, sich in das Geringste zu mischen, was den Hofstaat der Prinzessin Victoria betrifft.“ — Man brauchte nur das tägliche Hofcerkular zu überblicken, um es auffallend zu finden, daß, je näher die Prinzessin Victoria dem Tage ihrer Mündigkeit kam, sie und ihre Mutter mehr und mehr aus der unmittelbaren Nähe des Königs und der Königin verschwanden, ja, bloß bei Haupt- und Staatsactionen, wo ihr Außenbleiben ein zu grober Verstoß gegen die Etikette gewesen seyn würde, den Hof mit ihrer Gegenwart schmückten. Desto mehr zeigten sie sich öffentlich, desto zahlreicher wurden ihre Soiréen, und es war nicht zu leugnen, daß, wenn die Herzogin von Kent nicht die Absicht hegte, sich und ihre Tochter populär zu machen, sich eine Partei zu bilden und Kensingtonpallast — den Ort ihres Aufenthalts in London — dem St. Jamespallaste gegenüberzustellen, ihr ganzes Thun einer solchen Absicht täuschend ähnlich sah. Aber ein Ereigniß der jüngsten Zeit sezt es fast außer Zweifel, daß die Herzogin eine solche Absicht hegt, und sich sogar nicht scheut, nöthigenfalls die äußere Achtung gegen König Wilhelm zu verlezen. Es ist bekannt, daß König Wilhelm aus einer Verbindung, welche die Kirche nicht einmal zur linken Hand geheiligt hat, eine zahlreiche Familie besizt. Die männlichen Glieder derselben führen deßhalb vor ihren Namen den üblichen Zusaz Fiz und die weiblichen sind adlig vermählt, diese aber wie jene stehen hoch in der Liebe ihres Vaters und somit hoch in der Achtung seines Hofes. Man behauptet, die Herzogin von Kent habe in dieser Beziehung stets mit abweichender Strenge geurtheilt und erklärt, in ihren Augen sey Sittenreinheit des Hofes unerläßliche Pflicht des Regenten, und der Wunsch, der Prinzessin gleiches Sittlichkeitsgefühl einzuprägen und sie für das zu erziehen, was sie eines Tages seyn soll, Musterbild weiblicher Tugend, sey einer der vornehmsten Gründe gewesen, warum sie sich vom Hofe abgesondert. Nun geschah es, daß die älteste jener Königstöchter, der Liebling ihres Vaters, die Gemahlin des im Jahr 1835 zum Lord de l'Isle and Dudley creirten, ursprünglichen Sir Philipp Charles Sidney, am 10ten April im Kensingtonpallaste verstarb, wo sie das einträgliche und durchaus geschäftslose Amt einer Oberaufseherin bekleidete. Der König ehrte den Tod seiner Tochter und bezeugte den Schmerz des Vaters, indem er sein, für den nächstfolgenden Tag angesezten Lever und mehrere, für die laufende Woche angeordnete Gastmahle aufhob. Die Königin gab einen öffentlichen Beweis der Achtung für die Gestorbene und für den Schmerz ihres königlichen Gemahls, indem sie einen anberaumten Galatag um eine volle Woche verlegte, und selbst der türkische Gesandte äußerte seine Theilnahme, indem er die lezte der drei Feten, mit denen er das Wiegenfest seines Herrschers beging, absichtlich zu derselben außer dem Lord Mayor keine öffentlichen Beamten, sondern bloß reiche Kaufleute und andere respektable Bürger eingeladen waren, acht Tage später hielt. Aber die Herzogin von Kent empfing am zweiten Abende nach dem Hintritte der Königstochter neben dem Gemache, in welchem jene im Tode schlummerte, eine zahlreiche Gesellschaft an ihrer Tafel, und war freundlich und lächelnd wie immer. Auch war es wohl seltsam und gewiß kein Zeichen von Achtung gegen den König, daß sämmtliche Minister sich unter den Gästen befanden, während, wenn ihr Außenbleiben eines Vorwandes bedurft hätte, sich ihnen solcher in einer, gerade an jenem Abend das Parlament beschäftigenden Debatte von hoher Wichtigkeit ungesucht geboten haben würde.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 124.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 25. Mai 1837.

This must crave —
An if this be at all — the most strange story.
Shakespeare.
Tempest.

Eine Vision Swedenborgs.

(Fortsetzung.)

Es lag nichts Auffallendes darin, daß sich der Seher und die Gräfin über die Natur der Engel unterhielten, aber das konnte sonderbar erscheinen, daß sie diese Unterhaltungen jeden Abend regelmäßig in dem Saale des Pallastes zu Gothenburg auf demselben Sopha mit den silbernen Sternen fortsezten, obgleich Swedenborg in London an seinem Traktat über „das wahre Christenthum“ arbeitete und die Gräfin auf einem Hofball zu Stockholm sich langweilte. Ihre Geister, abgelöst von den Fesseln der Materie, gehüllt in ein Scheinbild ihres Körpers, fanden sich zusammen an dem vertrauten, bekannten Platz: Regelmäßig um dieselbe Stunde sah der alte Hausverwalter die Kerzen im Saal sich entzünden und den Baron und die Gräfin sich einfinden. Niemand wagte, diese Geisterunterhaltung zu stören, und nur sehr wenige wußten darum.

Plözlich starb die Gräfin und die Unterhaltungen hatten nun ein Ende. Der Schmerz Swedenborgs war grenzenlos. Er schloß sich ein und war lange Zeit für seine vertrautesten Freunde selbst nicht sichtbar. Die Erde hatte sich gerächt; unwillig darüber, daß er sich immer nur mit dem Himmel beschäftigte, hatte sie ihm eine ihrer schönsten Gaben geraubt; sie ging daran, eine Form zu zerbrechen, die ihr vor tausend andern so glücklich gelungen war. Man braucht nicht Geisterseher zu seyn, um die Größe eines Schmerzes, wie er hier den armen Swedenborg traf, zu ermessen. Dennoch war der Verlust der irdischen Erscheinung seiner Freundin nicht der heftigste Schlag, der ihn traf; sein nagendster Kummer bestand darin, daß er nicht wußte, wo sie geblieben war. Was núzte seine ganze Theorie der Engel, wenn die Gräfin Ulrike Eleonore kein Engel geworden? Welcher Sterbliche durfte hoffen, es zu werden, wenn diese erhabene, reine Seele nicht aufgenommen wurde? O das war unerklärbar! Vergeblich forschte er unter den himmlischen Boten, die ihn besuchten, keiner wußte von dem neuen Schwesterengel. Sollte sie auf dem Saturn seyn? Unmöglich, das ist der Planet der Prüfung, und wozu sollte sie einer solchen noch unterworfen seyn? Auf der Venus? — noch viel weniger. Es wohnen dort große, korpulente und unwissende Geschöpfe; was soll sie in der Mitte solcher Wesen, die hier auf der Erde sie schon genug gequält haben in Soiréen, auf Spaziergängen, am Spieltisch und am Hofe? — Aber wenn sie auf dem Jupiter, dem Saturn, der Venus u. s. w. nicht war, und auch nicht unter den Engeln — wo war sie denn? Diese Frage zehrte an dem Leben des Geistersehers. Bei alle dem war die Gräfin erst fünf Tage todt, und man konnte also noch hoffen, von ihr Nachricht

zu erhalten. In der Nacht des sechsten Tages saß ihr Freund wach in seinem Zimmer zu Stockholm, beschäftigt mit jenen quälenden Zweifeln, die sein System zu erschüttern drohten. Die Stunde kam heran, wo gewöhnlich die Zusammenkunft, von der wir gesprochen, Statt fand, und siehe da, mit dem verhallenden Ton der Glocke stand die Gräfin im Gemach, mit ihrer gewohnten Miene voll milder Freundlichkeit. Sie war noch bleicher wie sonst und in ihren Blicken lag etwas wie ein leiser Vorwurf. Sie zeigte mit einem bedeutsamen Wink auf die Gegend des Herzens und verschwand. Das war das Werk von wenigen Sekunden. Der Seher blieb entsezt und verwirrt zurück. So sehr es ihn Anfangs beglückt hatte, die Verlorene wieder zu sehen, so hatte ihm doch bei näherem Anblick die Miene ihres stummen Antlitzes keineswegs gefallen. Es sank ihm wie eine schwere Last auf's Gewissen, und er peinigte sich mit Gedanken, ob er nicht durch irgend ein Versehen die Freundin im Leben oder im Tode gekränkt. Der Wink auf's Herz schnitt in das seinige. Seine Angst stieg mit jeder Stunde, die er in einer der fürchterlichsten Nächte seines Lebens verwachte, endlich erreichte sie eine Stärke, die er sich unfähig fühlte länger zu ertragen. Er reiste in größter Eile nach Gothenburg ab, wohin die Leiche der Gräfin gebracht worden war.

Er langte an; man sagte ihm, daß die Beerdigung noch nicht Statt gefunden, und zwar auf Befehl des Arztes, weil an dem Körper noch kein Symptom des wirklichen Todes sich zeigen wolle. Der Baron hört nur halb diese Erklärungen, er durchbricht die Schaar der trauernden und bestürzten Dienerschaft und tritt mit flüchtigen und leisen Schritten in den Saal, wo die schöne Gräfin auf ihrem Paradebett liegt, in der glänzendsten Hofkleidung, geschmückt mit Brillanten und die Brust mit dem breiten amaranthfarbenen Ordensbande der Stiftsdamen der heiligen Anna geziert. Das Licht von vier- und-zwanzig kolossalen Armleuchtern vereinigt sich auf der stolzen Gestalt und dem feinen, bleichen Gesichte, auf dem jedoch immer derselbe Ausdruck des Kummers schwebt. Die Erzählung, aus der wir unsere Skizze schöpfen, sagt nicht, was Emanuel Swedenborg am Sarge der Gräfin Ulrike Eleonore gedacht und empfunden. Gewiß war es ein sehr mysteriöses Zusammentreffen; nur so viel ist bekannt, daß er nach einer kleinen Weile unter dem Ordensbande einen Chrysolithen, in Form eines Octogons geschliffen, ablöste, der von den Kammerfrauen, die die Leiche gekleidet, als Agraffe, um das Band zu halten, angeheftet worden war. Als der Stein seinen Platz am Busen der Todten verlassen, nahm das Antlitz derselben die vollkommenste Ruhe und Heiterkeit an; jede Spur des Mißmuths und Vorwurfs war verschwunden. Dieser Stein war ein magischer und besaß die Eigenschaft, Körper und Geist zusammenzuhalten, so daß, erst als er entfernt wurde, die Gräfin wirklich todt war. Beruhigt über ihr Schicksal, kehrte Swedenborg wieder nach Stockholm zurück. Man hat nicht erfahren, ob er die Freundin später unter den Engeln gefunden, höchst wahrscheinlich jedoch hat er sie dort nicht vermißt, da er von dieser Zeit an ein noch eifrigerer Begründer und Verfechter seines Systems wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsezung.)

Man würde Delacroix sehr Unrecht thun, wenn man glauben wollte, er verdanke seinen Ruf lediglich solchen, hier so vielfach gebrauchten Mitteln; dieser Ruf ist wohlbegründet und verdient; um ihn aber zu erklären und mit dem schlechten Bilde im Salon in Einklang zu bringen, muß man zurückgehen zu den Anfängen der jetzigen Tendenzen und der durch diese hervorgerufenen Kämpfe. Delacroix war einer der ersten, vielleicht sogar der allererste, der in Frankreich den Kampf gegen das Gespenst des David'schen Princips eröffnete. Enges Anschließen an die Natur (so weit es ohne zu mühsames Studium möglich) statt an die Antike, ein kühnes Hinwerfen der Composition, statt dieselbe über den hergebrachten Leisten zu schlagen, völlige Freiheit in der Wahl des Sujets statt der früheren Beschränkung derselben auf das klassische Alterthum, Vorwaltenlassen der Farbe statt der Form, das waren, mehr oder minder klar ausgesprochen, seine Tendenzen. Die Kämpfe jener Zeit sind bekannt; eine große Anzahl Anhänger sammelte sich um Delacroix, dessen Name nun Parteizeichen ward. Und als diese Partei siegte, unter dem Zujauchzen der durch ein abgelebtes Princip unendlich gelangweilten Nation, da war Delacroix's Ruhm natürlich sehr groß. Er besaß nun zwar ein bedeutendes Talent, das hinreichte, den Kampf zu eröffnen und fortzusetzen, und das auch im ersten Siegesrausche noch Stich hielt; aber bewahren diesen Ruhm, das heißt fortwährend ihm genügen, konnte er nicht. Andere und kräftigere Geister bemächtigten sich der Richtung und überflügelten die Vorkämpfer. Das ist überall der Fall, in Leben und Kunst: die Ersten fallen in der erstürmten Bresche und die Nachfolgenden steigen über ihre Leiber. — Was Delacroix's Werke immer noch auszeichnet, ist eine warme Farbe und eine höchst lebendige Composition, der er nur zu sehr Styl, Schönheit und selbst die Wahrheit unterordnet. — In neuerer Zeit haben seine Bewunderer viel Lärm von einem Bilde gemacht, das ein paar Algierische Frauen in ihrem Gemache, lebensgroß, auf einem Teppich niedergekauert, Algierisch-natürlich, aber unschön, darstellt. Ich habe dieses Bild

in Luxemburg gesehen und mich gewundert, wie man einen so unbedeutenden Gegenstand mit einem solchen Aufwande von Dimension, Farbe und Künstlerruhm behandeln kann. — Das Schlachtbild im Salon ist namentlich durch das verwirrte Ensemble ganz ungenießbar. — Das ist die Geschichte von Delacroix's Rufe, wie ich mir dieselbe aus seinen Werken herausgelesen habe.

Ich kehre zu den für Versailles bestimmten Bildern zurück. — Heinrich Scheffers Schlacht bei Cassel im Jahre 1328 erwähne ich nur, um mich zu wundern, wie man ein historisch so unwichtiges Ereigniß für die Darstellung auswählen konnte. Philipp VI. metzelt mit seiner zahlreichen, wohlgerüsteten Armee von Rittern ein Heer von flamländischen Bauern nieder! — Ich übergehe die aus der Geschichte des fünfzehnten, sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gewählten, von Colin, Feron, Jollivet, Hesse, Lariviere, Pingret u. a. dargestellten Ereignisse, deßgleichen das kolossale und nicht schlechte, aber uninteressante Bild von A. Couder, Einnahme von Yorktown im amerikanischen Freiheitskriege unter Rochambeau und Washington im Jahre 1781, und komme auf die aus der neuesten Zeit, nämlich der Geschichte der ersten Revolution und Napoleons, gewählten Ereignisse. Wie ich schon oben erzählt habe, sind aus dieser Zeit, das heißt aus den Kriegshändeln, nicht aus den eigentlichen Revolutionshändeln derselben, viele Momente gewählt; aus dem Jahre 1793 sind fünf Schlachten genommen und eben so viele aus dem Jahre 1794. In diesen Bataillenstücken sind die Figuren theils, wie bei den meisten andern Bildern für Versailles, lebensgroß, theils weit unter Lebensgröße, nämlich nur einige Zoll hoch. Ueber diese leztere Art Schlachtbilder müssen Sie mir einige Worte erlauben.

Wie schwierig schon an und für sich die Darstellung von Schlachten, habe ich schon oben erwähnt; ganz eigenthümlich und bedeutend vermehrt wird diese Schwierigkeit, wenn die Schlachten der neueren Zeit angehören, wo kein malerisches Handgemenge wilder und buntartigst kostümirter Krieger mehr existirt, wie Salvator Rosa, Bourguignon u. a. sie gemalt. Der Krieg ist vergeistigt, das heißt, er ist nicht mehr ein Werk der rohen Kraft, sondern des Geistes, der Berechnung, und die Schlacht ist ein künstlich-complicirtes Spiel, in der die Position, die Artillerie, die aufgeworfenen Werke u. dergl. wichtige Punkte sind; nicht die Kraft des Soldaten, sondern die Kunst des Feldherrn ist die Hauptsache. Alle diese Hauptelemente sind gänzlich undarstellbar, und was darstellbar, ist unmalerisch. Denn was kann es unmalerischeres geben, als lange, gerade Linien gleichförmig gekleideter Soldaten! — eine Reihe Automaten, alle eine und dieselbe Bewegung machend, das Gewehr ladend oder feuernd oder dergleichen; selten oder niemals eigentliches Handgemenge, das Hauptagens das Geschütz. Viele Künstler haben sich durch das Symbolische zu helfen gesucht; denn so kann man doch wohl eine Darstellung nennen, die von einer ganzen Schlacht nur den Feldherrn zeigt mit seinem Generalstabe, im Hintergrunde Pulverdampf und flatternde Fahnen. — Hier nun hat Horace Vernet mit vielem Glücke eine neue Bahn gebrochen, auf welche Weise, habe ich oben schon angedeutet: er gibt panoramenartige Darstellungen fast der ganzen Schlachtlinie mit einzelnen mehr oder weniger markirten Episoden, natürlich nun die Figuren sehr klein. Aus diesem Grunde — der Kleinheit der Figuren wegen — kann man ein solches Schlachtbild kaum mehr ein historisches Bild nennen, wenigstens dem Begriffe nach, den man gewöhnlich mit dieser Bezeichnung verbindet; es ist vielmehr Genrebild. Ohne diesen Unterschied weiter zu untersuchen, will ich nur erzählen, daß in dieser Manier mehrere der Schlachtbilder im Salon behandelt sind. V. Adam, Lami, Bellangé u. A. haben ihre Steffe auf diese Weise bearbeitet; andere Schlachten neuerer Zeit, z. B. Mauzaisse's Schlacht bei Fleurus u. a., zeigen Figuren in Lebensgröße, den Feldherrn in banaler Umgebung.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

Tasso und Eleonore. Manuscripte des Grafen Alberti.

Es gibt wenige Episoden der neuern Geschichte, über welche so viel geschrieben und gestritten worden ist, wie über Torquato Tasso's Verhältniß zur Prinzessin Eleonore von Este. Von jeher haben die Meisten ein solches angenommen, Wenige haben es ganz in Abrede gestellt, Viele wollten nur die platonische Leidenschaft eines Dichters darin finden, wie Dante's Empfindungen für Beatricen. Andere nehmen an, daß dies Verhältniß wirklich die Ursache der langen Gefangenschaft Tasso's gewesen sey. Unterdessen zeigte man in dem verödeten Ferrara jedem Reisenden das Loch, in welchem der Dichter des befreiten Jerusalems sieben Jahre lang geschmachtet haben soll, und erzählte wohl von seiner Liebe zu der schönen Prinzessin, und von dem durch den Bruder belauschten Kusse, der in seinen Folgen beinahe so verhängnißvoll gewesen wie jener, den an demselben Orte Parisina dem Sohne ihres Gatten gab. An überzeugenden historischen Beweisen hat es immer gefehlt: das Haus Este ließ es sich angelegen seyn, die Sache so viel als möglich mit einem Schleier zu bedecken. Auch in dies nächtige Dunkel ist endlich der Tag gedrungen. Eine Menge von Handschriften, welche ursprünglich größtentheils dem Verfasser des Pastor Fido, Joh. Bapt. Guarini, gehörten, dann an das Haus Falconieri in Rom und aus dessen Bibliothek durch Kauf in die Hände des Grafen Alberti gelangten, liefern über Tasso's Leben in Ferrara, über seine Liebe zu der Prinzessin und seine dadurch veranlaßte Gefangenschaft Aufschlüsse, welche man bei den Biographen des Dichters und den Geschichtschreibern der Zeit vergebens sucht. Leider tragen sie nur zu sehr dazu bei, allen poetischen Nimbus zu vernichten, und uns unbarmherzig in die Wirklichkeit hineinzuziehen.

Wir dürfen dasjenige, was man in jeder Lebensbeschreibung Taſſo's findet, als bekannt vorausſetzen. Einundzwanzig Jahre alt, kam er nach Ferrara; die Schweſtern des Herzogs Alphons, Lucrezia und Eleonora, ſtanden jene im 51ſten, dieſe im 50ſten Lebensjahre. Der Dichter, dem die freundlichſte Aufnahme zu Theil wurde, machte Beiden den Hof und Eine auf die Andere eiferſüchtig. Er richtete an Beide Poeſien, er erhielt von Beiden Geſchenke und Gunſtbezeugungen. Der Herzog war gegen ihn ſowohl Anfangs, als er ſich noch im Dienſte ſeines Bruders, des Cardinals von Eſte, befand, als ſpäter, als er zur Zahl ſeiner eigenen Hofleute gehörte, ungewöhnlich günſtig geſinnt: wir wiſſen es aus Taſſo's Briefen, die dieſer Epoche angehören, und aus vielen andern Dokumenten. Es müſſen alſo wichtige Beweggründe vorhanden geweſen ſeyn, um dieſen Fürſten auf eine Weiſe umzuſtimmen, daß er mehr denn ſieben Jahre lang mit unerbittlicher Hartnäckigkeit Taſſo im Irrenhauſe ſchmachten ließ, und ihm niemals verzieh, auch nachdem er ihm nothgedrungen die Freiheit wiedergegeben hatte. Das Benehmen des Herzogs iſt erklärt, wenn wir erfahren, daß der Dichter ſeinen vertrauten Umgang mit der Prinzeſſin Eleonore ſo wenig geheim zu halten wußte, daß die Ehre der Familie einen entſcheidenden Schritt zu erfordern ſchien, und die Erklärung, Taſſo ſey ein Wahnſinniger, mit den daraus erwachſenden Folgen für das beſte, vielleicht das mildeſte Auskunftsmittel gehalten wurde. Das Verhältniß ſcheint 1566 begonnen zu haben, und währte bis 1577. In dieſem Jahr war es, wo es dem Herzog bekannt wurde, und Taſſo's erſten gezwungenen Aufenthalt in San Franceſco, ſeine Flucht und, nach ſeiner übelberathenen Rückkehr, ſeine Einſperrung in St. Anna zur Folge hatte, von wo er erſt 1586 entlaſſen wurde. Die Beweiſe, daß ſeine Neigung erwidert ward, ſind die vollgültigſten: es ſind die eigenen Briefe Eleonorens. Dieſe Briefe geben ein deutlicheres Bild von ihr, denn Alles, was über ſie geſagt worden iſt. Sie ſind geiſtreich, witzig, bedeutungsvoll, gewandt, klar, in ernſthaften Angelegenheiten ſehr beſtimmt, entſchieden und zum Ziele gehend, weder leidenſchaftlich, noch, mit wenigen Ausnahmen, blumenreich (worin ſie ſich von denen Taſſo's ſehr unterſcheiden), das Gefühl mehr durchblicken laſſend als ausſprechend. Vielleicht nur in zweien — und dieſe ſind in der bedrängteſten Lage geſchrieben — iſt ein Mangel an Faſſung und gewohnter ruhiger Ueberlegung zu bemerken. Der Styl entſpricht vielleicht eben ſo wenig der Meinung, die man ſich gewöhnlich von der Prinzeſſin machen mag, als es mit ihrem Bildniß der Fall iſt. Sie war groß und gut gewachſen; ihr Geſicht hatte eine gewiſſe Fülle, das Haar braun, die Stirne frei, die Augen groß und ſchön; um Naſe und Mund ein wenig einnehmender Zug; der Ausdruck im Ganzen trübe, dabei aber etwas Herbes, vielleicht Verbiſſenes. In dieſem Kopfe iſt Charakter, aber wenig Anmuth; in dem Blick ſpiegelt ſich ein bewegtes, vielleicht auch, der äußern Ruhe ungeachtet, nicht friedliches Innere.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, Mai.

(Fortſetzung.)

Prinzeſſin Victoria.

Sieben Tage lag Lady Sophia eine Leiche im Kenſingtonpallaſte, ohne daß die Herzogin von Kent hinſichtlich ihrer Luſtbarkeiten die geringſte Abänderung traf. Am achten Tage wurde die Leiche abgeführt, um in der Gruft der alten Familie Sidney auf Schloß Penſhurſt in der Grafſchaft Kent beigeſetzt zu werden. Es war ein ſtattlicher Zug. Ein Herold zu Pferde eröffnete ihn; dann kamen zwei Stabträger zu Pferde, dann vier Pagen zu Pferde. Voran der von ſechs, mit ſchwarzem Sammt und hohen Straußfedern geſchmückten Roſſen gezogenen Bahre wurde ein von ſchwarzen Federbüſchen umwogter Himmel getragen. Zahlloſe Trauerkutſchen folgten, die Wagen des Königs, der Königin, des ganzen Hofes. Aber von den Caroſſen der Herzogin von Kent und ihrer erlauchten Tochter war nichts zu ſehen. Der Herzog von Suſſex, der Liebling des engliſchen Volkes, der Freund der Herzogin von Kent und, weil ein ſtrenger Whig, ein ſeltener und wenig willkommener Gaſt an des Königs Hofe, er hatte zum Leichenzuge ſeinen Wagen geſendet, die Herzogin nicht. Konnte es ein deutlicheres Zeichen geben, daß die Herzogin ſtrenger denkt als er und, als Mutter der Thronerbin, zu eiſerner Unbeugſamkeit ſich verpflichtet glaubt? Was die Herzogin von Kent anders weder erwarten konnte, noch wahrſcheinlich erwartete, geſchah. Die Tories und die Torydlätter waren Feuer und Flamme über die Unſchicklichkeit des Gaſtmahls und über die beim Leichenzuge bewieſene Auflehnung gegen die Gefühle des Königs. Die Whigs und die Whigblätter rechtfertigten das Letztere mit den ſtrengſittlichen Grundſätzen der Herzogin und mit der Nothwendigkeit, in der moraliſchen Erziehung ihrer Tochter keine Lücke entſtehen zu laſſen. Das Gaſtmahl dagegen wurde von den Whigblättern entweder ganz mit Schweigen übergangen, oder nur als etwas Geſchehenes ohne Commentar erwähnt, und die Herzogin muß daraus erkannt haben, daß ſie in dieſer Beziehung ihre Conſequenz zu weit getrieben, daß ſie etwas gethan, was zu ſchroff gegen die engliſche Sitte verſtößt, um ſelbſt vom Parteigeiſte gebilligt zu werden, und daß ſie hiedurch, ohne Nutzen für ihre politiſche und zum Nachtheil ihrer perſönlichen Geltung, der Verletzung eines Gebotes der Schicklichkeit ſich ſchuldig gemacht hat. In den meiſten civiliſirten Ländern verſchließt das Haus, unter deſſen Dache ein Todter ruht, jeder lauten Luſtbarkeit die Thüre, und in England vollends beſchränkt ſich dieſe Rückſicht keineswegs auf die eigentlichen Familienglieder des Hauſes, ſondern erſtreckt ſich auch auf diejenigen, die ſelbſt von den ſtolzen Römern zur Familie gezählt wurden und noch heutigen Tages im freien Amerika zur Familie gehören, auf die Dienſtleute. Eine Einladung in England rückgängig zu machen, weil ein Diener oder eine Dienerin des Hauſes plötzlich geſtorben, iſt Herkommen. Unter dieſen Umſtänden galt das Benehmen der Herzogin mit Recht für ein öffentliches Aergerniß, und die den Ausländern im Allgemeinen nicht ſehr holden Eingeborenen tadelten an der ausländiſchen Fürſtin doppelt, was eine eingeborene Fürſtin ſich nie erlaubt haben würde. Nach ſolchen Vorgängen iſt es leicht begreiflich, daß England dem 24ſten Mai, als dem Tage, der Prinzeſſin Victoria zur Königin mündig macht, mit großer Spannung entgegen ſieht. Entweder muß der König an dieſem Tage der Herzogin von Kent mit dem feſten Willen des Herrſchers entgegentreten, und in Bezug auf das Thun und Laſſen ihrer Tochter ſeinen Willen über den ihrigen ſtellen, oder Prinzeſſin Victoria wird kaum umhin können, wenn auch leiſe, doch verſtändlich genug für das ſcharfe Gehör der Politik, die Grundſätze anzudeuten, die ſie bei Empfang der Krone zur Baſis ihrer Regierung machen will.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 125.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 26. Mai 1837.

Pictoribus atque poëtis
Quidlibet audandi semper fuit aequa potestas.
Horat.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Von den Schlachtbildern in Vernets Manier ist das bedeutendste Bellangés Schlacht bei Wagram; ich gehe hier etwas in's Detail, um die Darstellungsweise einigermaßen anschaulich zu machen. Denken Sie sich eine Leinwand, etwa zwanzig Fuß hoch und eben so breit, und auf dieser nun eine panoramatische Ansicht der Schlacht in der sogenannten Cavalierperspektive, d. h. von einem Berge oder einer andern Höhe herab gesehen; gerade wie die Merianschen Schlachtpläne im Theatrum Europäum. Denken Sie sich ferner auf dieser ungeheuren Leinwand die Figuren des Vordergrundes höchstens sechs Zoll hoch, so haben Sie einen ungefähren Begriff von der Ausdehnung dieser enorm großen Composition. Man übersieht eine ungeheure Ebene, im Hintergrunde die Donau und Wien, und auf dieser Ebene erblickt man nun wie in einem Panorama jene schreckliche Schlacht, in der zweimalhunderttausend Mann gegen einander rangen. Eine Menge episodischer Details machen sich im Vor- und Mittelgrund bemerkbar, ohne jedoch dem Totaleindruck des Ganzen zu schaden; man sieht Napoleon auf seinem Schimmel, angeschrien von einem Haufen Verwundeter, den Herzog von Istrien, dem das Pferd unter dem Leibe getödtet wird, Davoust, das Dorf Wagram stürmend u. dergl. m. Arrangement, Zeichnung und Malerei dieses Bildes sind geistreich und lebendig; eine ganz vorn im Vordergrunde durch ein Kornfeld jagende Batterie leichter Artillerie ist vortrefflich.

Von den für Versailles bestimmten Bildern, welche friedliche Sujets behandeln, erwähne ich nur: Rouget: die Trauung Napoleons mit Maria Luise; ein mittelmäßiges, höchst langweiliges, großes Bild mit einer Masse Porträtfiguren in Lebensgröße, und dann aus der Geschichte Louis Philipps die Aufrichtung des Luxor-Obelisken am 25sten Oktober vorigen Jahrs, von F. Dubois gemalt.

Soviel über die im Salon befindlichen Bilder für das Versailler Museum der Nationalgeschichte; ich spreche schließlich den Wunsch und die Hoffnung aus, daß die besten Werke dieses Museums nicht im Salon seyn mögen; denn was davon dort ist und was ich eben besprochen, ist wahrlich nicht sehr bedeutend. Was nun die andern, nicht für Versailles bestellten historischen Bilder des Salons betrifft, so kann ich mich über dieselben kürzer fassen.

Die Mehrzahl derselben ist höchst unbedeutend; es sind ebenfalls, größtentheils wenigstens, Darstellungen aus der französischen Geschichte. Drei unter diesen Bildern

zeichnen ſich aus: Monvoiſin's „Conventsſitzung vom neunten Thermidor," Rogers „Tod Karls des Kühnen" und „die Cholera" von Lafaye.

Monvoiſin's Bild: Conventsſitzung vom neunten Thermidor, hat mich immer vor allen andern hiſtoriſchen Bildern des Salons intereſſirt, obwohl es auf bedeutenden Kunſtwerth eben keinen Anſpruch macht. — Zuerſt iſt es die welthiſtoriſche Bedeutung des dargeſtellten Moments, die mich anzog; dann liebe ich es aber auch aus Aerger über die offiziellen Bilder von Verſailles. Jene Schlachten und Siege ſind zwar höchſt glorreich für die franzöſiſche Nation; was liegt aber der Geſchichte z. B. an einer Handvoll Siege Napoleons, gegen den einen neunten Thermidor gerechnet? Wäre die Hälfte jener Siege Niederlagen geweſen, Frankreich und die übrige Welt wäre doch immer das, was ſie jezt iſt; aber ohne den neunten Thermidor —? Darum kann ich einen kleinen Aerger nicht unterdrücken, daß ſo viele Bilder mit viel unwichtigeren Schlachten und andern Haupt- und Staatsaktionen für Verſailles angefertigt worden, daß man aber, ſo viel ich weiß, an eine Darſtellung des neunten Thermidor nicht gedacht hat. Es wäre ſeltſam, wenn es unterblieben wäre wegen unangenehmer Erinnerungen, welche die Porträts einiger Männer jenes Tags zurückrufen könnten: jener Tag und jene Männer gehören der Geſchichte an, und die Geſchichte enthält für alle Könige, auch für die, welche nicht früher mit Robespierre u. A. perſönlich befreundet waren, unangenehme Erinnerungen, weßhalb ſie auch ſo fleißig ignorirt wird; aber unangenehme Erinnerungen hier in Paris vermeiden wollen, iſt doppelt ſeltſam, hier, wo jeder Stein ſpricht.

Und welch ein Tag war jener neunte Thermidor! Der Wagen der Weltgeſchichte, der ſo lange über Stock und Stein gegangen war, fern von all den ſchön gebahnten Wegen und den hergebrachten Geleiſen, der im wüthenden Galopp davongeriſſen ward, ſo daß mehrere Leute übergefahren wurden und das Leben verloren, und daß denen, welche bis dahin gemeint hatten, ſie wären die Kutſcher und leiteten den Wagen, daß denen von dem tollen Rennen Hören und Sehen verging, oder wie Einige ſagen, daß ihnen Hören und Sehen nun erſt kam — dieſer Wagen that — das war am neunten Thermidor — auf einmal einen Ruck und lenkte um zu den alten Geleiſen. Dieſer Tag hat bewieſen, daß Robespierre kein Staatsmann war, dieſer Tag, den ſeine Fehler herbeigeführt haben. Sein Hauptfehler war die Eitelkeit: er war nicht ehrgeizig, aber eitel. Bei einem Staatsmann iſt der Ehrgeiz kein Fehler, die Eitelkeit aber ein ſehr großer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine Viſion Swedenborgs.

(Beſchluß.)

Es war ſchon heller Tag, ſo hell nämlich, als er in dem Hauſe des Herrn Petitot zu leuchten pflegte, wohin er den Weg über die hohen Gebirgsgiebel der Nachbarhäuſer nehmen mußte, als ich, aus einem unruhigen Schlummer erwachend, die ſchweren Seidenvorhänge zurückſchlug. Die ſpukhaften Träume der Nacht hatten den mit eichenem Schnitzwerk und vergoldetem Stuck verzierten Raum verlaſſen. Das Bild der Königin färbte ein blaſſer Sonnenſtreif mit einem zarten Erröthen, das der ſtolzen Frau ſehr gut zu Geſichte ſtand.

Ich knöpfte mich in einen weiten Ueberrock, denn der Morgen war kühl, und ich nahm mir vor, noch einen Gang durch die alte Stadt zu machen. Um nach dem Wetter auszuſchauen, trete ich in den Erker, da fällt ein Blick auf den mir gegenüberliegenden Ausbau, und hinter den hellen Scheiben des tief herabgehenden Fenſters drüben ſehe ich eine Dame ſitzen, die Niemand anders ſeyn kann als die Gräfin Ulrike Eleonore. Wahrlich, ſie ſelbſt — es iſt kein Zweifel. Das iſt die große, hohe Geſtalt; ſie ſizt, die rechte Schulter und den Rücken mir zugewendet, ein Buch in den zarten, feingebauten Fingern haltend, in einer weiten Robe von hellgelber Seide, die in wenigen großen, aber prächtigen Falten auf dem Teppich ſich ausbreitet. Ihr Haupt iſt geſenkt und das ſchwarze, geſcheitelte Haar, das in ſchweren Locken herabfällt, läßt den weißen Nacken, den Contour der Wange und das zartgebaute Ohr ſehen. Die alterthümliche Lehne des Stuhls mit dem Schnitzwerk und dem gepreßten Goldleder macht die weichen, ſchönen Formen, die ſich daran ſtützen, nur noch bemerkbarer. Das Ganze mit der Einfaſſung des mit grünen Draperien umſchloſſenen Fenſters bildet ein reizendes Gemälde, in deſſen Anſchauen ich mich ſo ſehr vertiefte, daß ich mehrere Mal Herrn Petitots Morgengruß überhörte und ihn ſelbſt nicht eher bemerkte, als bis er ſein freundliches, rundes Geſicht zwiſchen die ſchöne Gräfin und mich geſchoben hatte.

Er kam, um mich zum Spaziergange abzuholen. „Wie geſchlafen," fragte er mich, „in dem Bette der Königin?" — „Schlecht, liebſter Herr Petitot," erwiderte ich, indem ich ihn mit mattem, überwachtem Blicke anſah. „Die Phantome, über die Sie am Tage klagen, haben mich in der Nacht heimgeſucht, und ich verſichere Sie, daß ſie dann noch viel giftigerer und hartnäckigerer Natur ſind, wenn ſie in der Stille und Dunkelheit kommen."

Herr Petitot lächelte vornehm. „Wir Franzoſen," ſagte er, „glauben an keine Geſpenſter; das iſt eine Nationaltugend bei uns. Dazu iſt unſer Blut zu leicht und

unſer Geiſt zu ſpottſüchtig. Haben Sie jemals in Paris von Geſpenſtern gehört? Aber hier in Gothenburg mag es welche geben; ich glaube es wohl. Sind ſie Ihnen etwa heute Nacht in die Nähe gekommen?“ Ich warf einen ſcheuen Blick auf die Chronik, die noch immer mit dem Bildniß des Königs Karl auf dem Tiſch aufgeſchlagen lag, und ſagte ſchnell: „Laſſen wir das, lieber Herr Petitot; Sie ſind ein aufgeklärter Mann noch aus der alten Schule, ich will mich vor Ihnen mit meinen Träumereien nicht compromittiren. Ihre Tochter würde mich ſchon beſſer begreifen, da ſie ohnfehlbar die Romane und Theaterſtücke der neuen Schule lieſt. Aber wie geſagt, laſſen wir das und ſagen Sie mir lieber, was ich von jener ſchönen Geſtalt da drüben im gelben Kleid denken ſoll?“

„Ach die!“ nahm Herr Petitot das Wort. „Die iſt freilich ganz aus der neuen Schule: die arme Perſon iſt verrückt. So hübſch ſie iſt und ſo allerliebſt ſie ſich von Weitem ausnimmt, hat ſie doch in dieſem, von ſchwarzen Locken überhangenen Köpfchen keinen Funken Verſtand. Es iſt ein närriſches Buch in dem zierlichſten Einband, ein verrücktes Liedchen, von den kunſtreichſten Lippen vorgetragen, ein Bild, von einem Meiſter gemalt, aber von einem Stümper überpinſelt, ein —“ — „Ihr Name?“ unterbrach ich den eifrigen Redner im Fluß ſeiner Metaphern. „Ja, der Name,“ erwiderte er mit langſamem, affektirtem Schnarren der Stimme, „der Name kommt nicht über meine Lippen. Das fordern Sie nicht von mir, mein Herr. Voltaire hat herrliche Namen in ſeinem Candide zuſammengebracht. Was ſagen Sie zum Beiſpiel von dem Namen Thonder-ton-tronkh? aber ich ſage Ihnen, der Name der Frau da drüben klingt noch viel gothiſcher als das Landgut des Barons in Weſtphalen.“ — „Alſo es iſt eine verheirathete Dame?“ fragte ich, den Blick immer auf den reizenden Gegenſtand unſerer Unterſuchungen gerichtet. „Wie man's nehmen will,“ erwiderte Herr Petitot ziemlich einfältig. „Der Bräutigam oder der Mann, ein Offizier aus der königlichen Garde, hat ſie am Abend der Hochzeit verlaſſen, weil gerade bei dem heiligen Akte der Trauung, wie man ſagt, ihr Wahnſinn auf eine beſonders excentriſche Weiſe ausgebrochen iſt. Dieſer Wahnſinn hat aber ſeine Quelle von dem Buche her, das Sie dort, in rothen Maroquin gebunden, in den weißen, kleinen Händen der Dame ſehen. Das iſt ein Buch, in dem die ſonderbarſten Dinge ſtehen, ein Buch, das der Staat öffentlich verbrennen ſollte, ein Buch, das nie in die Hand eines Menſchen kommen ſollte, der müſſige, einſame Stunden hat.“ — „Aber mein beſter Herr Petitot, Sie gerathen ja ganz in Eifer. Sollten Sie vielleicht im Stande ſeyn, den Namen dieſes Buches mir anzugeben?“ — „O ja, das bin ich,“ entgegnete der Gefragte. „Es iſt keiner von den völlig unausſprechbaren: der Verfaſſer heißt Swedenborg.

Der Name erſchreckte mich. In der Verbindung, wie er hier ausgeſprochen wurde, hatte er etwas Dämoniſches. In dem Moment wandte ſich die junge Dame mir gegenüber, und zwei Augen, in deren himmliſchem Glanze die ganze Theorie der Engel geſchrieben ſtand, ſahen mich mit erſtauntem, fragenden Ausdrucke an. Noch nie hat die Geiſterwelt ſo mächtige Boten an mich abgeſendet als dieſe Augen. Es war nur ein flüchtiger Blick, ſie ſenkten ſich gleich wieder, aber ich glaubte, wie durch ein ſchnelles Licht erleuchtet, die tiefſten Geheimniſſe der Lehre Emanuel Swedenborgs offen vor mir daliegen zu ſehen. — Ich glaubte jezt an die Geſchichte der Gräfin Ulrike Eleonore.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Beſchluß.)

Prinzeſſin Victoria.

Die lezten Oſterferien des Parlaments brachte der fürchterliche O'Connell meiſt in Irland zu. In einer öffentlichen Verſammlung ſprach er dort von der bevorſtehenden Volljährigkeit der muthmaßlichen Thronerbin, und wie zweckgemäß es ſey, ihr beim Antritte derſelben die Ergebenheit, die Geſinnungen und Wünſche des iriſchen Volkes mittelſt Adreſſen zu erkennen zu geben. In allen Diſtrikten liegen jezt Adreſſen zur Unterzeichnung, und es wäre nicht zu verwundern, wenn ſolche, wie ſchon oft geſchehen, der Prinzeſſin auf einem Schiebkarren überbracht werden müßten. Mehrere engliſche Städte haben ähnlichen Entſchluß gefaßt, und ſo handelt es ſich gegenwärtig bloß darum, ob Prinzeſſin Victoria die Deputationen nach Antritt ihrer bedingten Mündigkeit wird empfangen dürfen oder nicht? Denn nur in gewiſſer Hinſicht und in ſpezifiſchem Sinne weiſt die engliſche Conſtitution dem muthmaßlichen Erben oder der muthmaßlichen Erbin des Throns nach erfülltem achtzehnten Jahr einen andern Standpunkt an, als früher. Vor dem achtzehnten Jahr nämlich iſt der muthmaßliche Thronerbe, politiſch betrachtet, ein zu Allem unfähiges Kind. Stirbt der König und iſt der Nachfolger noch keine achtzehn Jahre alt, ſo kann er oder ſie keine Handlung des Souveräns anders vollziehen, als durch einen Regenten. Iſt der Nachfolger beim Tode des Königs volle achtzehn Jahre alt, ſo tritt er unverzüglich in alle Vorrechte des Souveräns und regiert kraft ſeines oder ihres angeerbten Rechtes in eigener Perſon. Folgt nun hieraus, daß der muthmaßliche Thronerbe während des zwiſchen dem vollendeten achtzehnten und dem vollendeten einundzwanzigſten Jahre — dem engliſchen Termine des Mündigwerdens — liegenden Zeitraums, politiſch betrachtet, bloß inſofern aufhört ein Kind zu ſeyn, als er oder ſie, im Fall der Thronerledigung, zu Uebernahme und eigener Führung des Regiments fähig iſt: ſo ſpringt auch in die Augen, daß, dafern König Wilhelm weder bis zum nächſten 24ſten Mai, noch vor dem erfüllten einundzwanzigſten Jahre der Prinzeſſin Victoria mit Tode abgeht, dieſe, ſtreng genommen, nicht an erſtgenanntem Tage, ſondern

drei Jahre später ihre Mündigkeit erreicht. Bleibt der Thron besetzt, so gilt nach der englischen Constitution der englische Termin der Volljährigkeit, das ein-und-zwanzigste Jahr, auch für den muthmaßlichen Thronerben: er bleibt bis dahin dem Willen des Herrschers unterworfen, und so unterliegt es keinem Zweifel, daß König Wilhelm Macht und Gewalt hat, das Benehmen der Prinzessin bei Gelegenheit ihres nächsten Geburtstags zu regeln, und ihr das Abweisen aller etwa erscheinenden Deputationen mit oder ohne Adressen zu befehlen. Wird nun der König von seinem Rechte Gebrauch machen? wird er der Prinzessin befehlen, die Adressen entgegenzunehmen, oder abzulehnen? oder wird er stillschweigend das Eine wie das Andere der Discretion der Prinzessin überlassen? und wenn diese ihn um Verhaltungsbefehle bittet, was wird er antworten? Whigs und Tories besprechen und lösen diese Fragen natürlich nach ihren individuellen Wünschen. „Nein," sagen die Tories, „der König wird den Deputationen jeder Farbe zu erkennen geben lassen, wie es sein souveräner Wille ist, daß keine solche Annäherung an die Person seiner Nichte, kein so unschicklicher Versuch statt finde, der muthmaßlichen Thronerbin im Voraus ein politisches Glaubensbekenntniß, ein Pfand ihres künftigen Regierungssystems abzudrängen." — „O," rufen die Whigs, „wir zweifeln gar nicht, daß die häuslichen, unverantwortlichen Rathgeber des Königs ihm solches Verfahren andeuten werden; wir bezweifeln auch nicht, daß er in diesem Sinne handeln wird. Allein das behaupten wir, wenn der König seine verantwortlichen Minister hören will, so werden diese ihm ein entgegengesetztes Verfahren anrathen, und der König würde dann besser thun, ihrem Rathe zu folgen. Was gewinnt er durch das Verbot? Er bestätigt die Volksmeinung, daß Prinzessin Victoria nicht mit ihm, sondern mit der Mehrzahl des Volkes stimmt, und erreicht gerade das Gegentheil von dem, was er bezweckt. Er wünscht die Adressen zu unterdrücken, und hunderttausendfach werden sie im Volke umhergehen, und was seinem Befehle gemäß Prinzessin Victoria nicht entgegennehmen darf, das wird sie zweimal lesen und dreifach erwägen." — Wir wollen sehen, welchem der Rechenmeister der Entschluß des Königs am 24sten Mai Recht gibt. W. S.

Rom, Mai.

(Fortsetzung.)

Tasso und Eleonore.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Tasso in der Prinzessin Eleonore eine treue und wachsame Rathgeberin in seinen oft verwickelten und gefährdeten Angelegenheiten am Hofe und in der Welt besaß. In vielen Fällen scheint er ihrer durchgehends richtigen und leidenschaftslosen Ansicht, ihrem Blicke, der klarer war als der seine, Folge geleistet zu haben; wohl ihm, wenn er es immer gethan hätte! Aber sein Leichtsinn und seine unverzeihliche Unvorsichtigkeit (wenn man sein unerklärliches Benehmen nicht mit einem härtern Namen belegen will) stürzten ihn in den bodenlosen Abgrund. Auch dann, als das Ungewitter, welches er selber heraufbeschwören geholfen, sich entlud, wandte Eleonore, deren Ruf er so wenig geschont, sich nicht von ihm ab. Sie half ihm zur Flucht aus dem Kloster S. Francesco, im Moment, wo er in's Irrenhaus gebracht werden sollte; das zweite Mal war er taub gegen ihre Warnung, oder wurde durch unbekannte Umstände am Entkommen gehindert, und in S. Anna beweinte er jahrelang das Geschick, das er selbst verschuldet. Daß Reue und Gewissensbisse die Prinzessin quälten, wissen wir durch ihre eigenen Worte. Zwei Jahre nach Tasso's Einsperrung starb sie, in einem Alter von fünf-und-vierzig Jahren. Tasso gedenkt ihrer und ihres Todes nicht mit einer Zeile; er mochte glauben, ihr Herz sey ihm entfremdet, weil ihm keine Tröstung von ihr zukam. Wer aber kann ihre Lage und die Hindernisse beurtheilen, mit denen sie einerseits durch ihren Bruder, anderseits durch den Kerkermeister, den Prior Agostino Mosti, umgeben war? Ein Blatt ist übrig, auf welchem sie sich bei Alphons für den Gefangenen verwendet, freilich ist die Verwendung sehr lakonisch. Es ist das Sonett: Figlie d' Alcide ad immatura morte, welches der Unglückliche den Prinzessinnen sandte. Unten steht: Lucrezia fa le sue raccommandagioni, dann: Ed Leonora fa le sue. Von der Villa Bei Riguardo aber, wohin das Blatt dem Herzoge zugesandt worden war, kam es zurück mit der einzigen Antwortzeile: E perchè non le facciano più, fa le sue Alfonso.

Rosini ist in seiner interessanten Schrift über die Ursachen von Tasso's Gefangenschaft zu dem Resultate gekommen, daß zu freie Verse der Grund derselben gewesen seyen. Aus des Dichters eigenen Bekenntnissen geht dies hervor. Unter den erwähnten Manuscripten finden wir die Verse, und es bleibt keinem Zweifel unterworfen, an wen sie gerichtet waren. Nicht ohne schmerzliche Empfindung kann man diese Papiere und Briefschaften durchsehen. Nachdem das schlecht bewahrte Geheimniß zum Theil offenkundig geworden war, leistete Tasso, vom Herzog in die Enge getrieben, diesem einen Eid. Alles von ihm Geschriebene und Erzählte sey erdichtet und eine Ausgeburt der Phantasie; er willigte ein, sich für geistesabwesend erklären und in einem Kloster heilen zu lassen. Daß diese Sache im ersten Augenblick weniger Aufsehen erregte, als man vermuthen könnte, liegt wohl in dem Umstande, daß die ganze Verhandlung sehr geheimnißvoll war, und der Dichter schon früher durch sein reizbares und unstätes Wesen, seinen „Umor malinconico," wie seine Zeitgenossen es nannten, zu manchen sonderbaren Scenen Veranlassung gegeben hatte. Aber die Prüfung dünkte dem Ungeduldigen bald zu hart; er begann sich zu ängstigen, er widerrief, was er geschworen, als er sah, daß seine Bitten unerhört blieben, er beleidigte den Herzog auf das Gröblichste, entging (wie schon gesagt) der über ihn verhängten Strafe durch die Flucht, kehrte zurück, sey es nun aus eigenem Antriebe oder in die Falle gelockt, und überlieferte sich selbst durch neue Inconsequenzen in die Hände seiner Gegner. Man würde sich in großer Verlegenheit befinden, wenn man bei einem Tasso den gewöhnlichen Maßstab anlegen wollte und müßte. Noch nach sieben Jahren, längst nach der Prinzessin Tode, war Alphons so gereizt gegen ihn, daß er, als ein Fürst nach dem andern ihm vorstellte, er könne seinen Gefangenen unmöglich länger für verrückt ausgeben, in dem an Guarini erlassenen Befehle, die Aktenstücke zum Proceß zusammenzustellen, mit eigener Hand schrieb: er thue es, damit man sich überzeuge, daß die fürstliche Ehre nicht gestatte, daß diesem Manne ein anderer Loos zu Theil werde, und daß er auch dies nur seiner großen Barmherzigkeit zu danken habe. Nur dem Kunstgriff Guarini's, wodurch ein Theil der Papiere unterschlagen wurde, verdankte Tasso seine Befreiung.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 126.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 27. Mai 1837.

Den Himmel und die Hölle birgt die Bruſt;
Vom Engelslächeln zum Gebrüll des Teufels
Iſt nur ein Augenblick.

Milton.

Lieder aus Italien.

Der gefangene Räuber.

Von Sabinerbergen nieder
Wallt das braune Räuberweib,
Schmiegend ihres Knäbleins Glieder
Sorglich feſt an ihren Leib.

Wie ſie tritt durch Roma's Pforte,
Glocken, Trommeln und Gebet!
Iſt's ein Feſt, iſt Markt am Orte?
Beides hier gar nahe ſteht!

Affen, Charlatane, Springer,
Auf dem Seile Gauklertritt!
Jezt an fremder Beſtien Zwinger
Lenkt das Räuberweib den Schritt.

Ab und auf in wildem Satze
Tobt ein Königstiger hier,
An den Käfich ſchlägt die Tatze,
Glühend flammt das Aug' dem Thier.

„Mutter, warum ſperrt dies gute,
Schöne Thier ſo feſt man ein?“
„„Kind, weil's durſtig lechzt nach Blute,
Weil's unbändig, wild im Frein.““

Ruhig nebendran im Bauer
Sizt ein fremdes Täublein zart,
Senkt das Haupt in milder Trauer
In's Gefieder weißbehaart.

„Mutter, warum ſchließt dies gute,
Fromme Vöglein auch man ein?
Dieſes lechzt doch nicht nach Blute?“
„„Kind, weil's trägt zwei Flügelein.““ —

Kapitols Steintreppen ſtiegen
Sie jezt auf im Menſchenſtrom,
Wo du ſahſt nach Kränzen fliegen
Deine alte Kraft einſt, Rom!

Wo du jezt auch deine echte,
Rauhe, ungeſchwächte Kraft,
Doch gefahn, in Kerkernächte,
Deine Räuber, hingeſchafft!

Seht an's Fenſter klimmen einen
Der Gefangnen, pfeilgeſchwind!
Zu ihm hebt das Weib den Kleinen:
Siehe deinen Vater, Kind!

Und zum Kind durch Eiſenſtangen
Blickt der Mann ſo blaß und mild,
Küßt es lachend, ob die Wangen
Auch ein Thränenſtrom durchquillt;

Hat es an den Mund geriſſen,
Herzt das Kind, faſt möcht' es ſchrei'n,
Doch da hat es denken müſſen
Dort der Taube, fromm und rein.

Doch wie Lebewohl ſie ſagen,
Sträubt ſein Haar ſich auf in Wuth,
Seine Fäuſt' an's Gitter ſchlagen,
Und ſein Auge rollt in Gluth.

Ach, des Kindes Arm' umſchließen
Scheu die Mutter, angſterfüllt;
Da hat bang es denken müſſen
Dort des Königstigers wild.

Molo di Gaeta.

Wenn ich zur See ein Schiffer wäre,
Vorbei dies Ufer könnt' ich nie!
Je hellre Luft, je ſtillre Meere,
So ſichrer litt' ich Schiffbruch hie!

Willſt du, o Herr, nicht, daß ich ſtrande,
Thürm' auf im Sturm den Wogenſchwall,
Verhüll in Nebel dieſe Lande,
Gürt um's Geſtad der Brandung Wall!

Denn dieſer Sturm von Sonnenlüften,
Von Blüthengluth und Lorbeernacht,
Von Schmeichelwinden, Frühlingsdüften -
Iſt's, der mich hier noch ſcheitern macht.

Viel tauſend Blumenfeſſeln ſchwingt es
Von jenen Bergen her nach mir,
In Lüften rauſcht's, aus Büſchen ſingt es:
O bleibe hier, o bleibe hier!

Maid vom Gebirge, deine Augen,
Leitſterne, dran mein Blick gebannt,
Sie mochten diesmal eben taugen,
Mein Schiff zu locken auf den Strand.

Weh, von den glühenden Granaten
Geſchoſſen wird es in den Grund!
Geentert wird es von Piraten,
Den Blüthenranken, kriegriſch bunt!

Sie ſpringen an des Bords Altane,
Und klettern rings empor in Haſt,
Die Roſe, deine Flaggenfahne,
Zu pflanzen auf Kaſtell und Maſt.

Dann laß mich ruhn vor deiner Schwelle,
Und ſchaun auf's weite Meergebiet,
Und in dein Aug', das tiefe, helle,
Und ſingen laut mein Schifferlied.

Von deinen Bergen hat nie einer
Gehorcht von Meer und Sturm dem Klang,
Und von Schiffbrüch'gen hat noch keiner
Geſtimmt ſo fröhlichen Geſang.

Anaſtaſius Grün.

Briefe über den Pariſer Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Robespierre's Eitelkeit war durch mehrere Vorgänge im Frühling 1791 gekränkt worden; ſtatt zu handeln, ſchmollte er wie ein gekränktes Weib. Beinahe zwei Monate verlor er mit dieſem müßigen Schmollen, und ſeine Feinde nützten die Zeit, die er verlor. Als er nun endlich ſah, es ſey Gefahr im Verzuge und er müſſe handeln, da hatten jene indeß ſo viel Muth und damit auch Kraft gewonnen, daß ſie, die er früher hätte erdrücken können, ihn überwanden, als es zum Kampfe kam. Es war ein ungeheurer Kampf, ein Ringen auf Leben und Tod, am neunten Thermidor 1791. Es war aber nicht bloß der Mann und ſeine Partei, die an dieſem Tage unterlagen, es war das Princip, das mit ihm fiel. Robespierre war die fleiſchgewordene Revolution, die tyranniſch und voller Schrecken über Frankreich herrſchte. Darum, als Robespierre unterlag, unterlag auch die Revolution, und das iſt die Bedeutung des neunten Thermidor für die Geſchichte.

Nach dieſen Betrachtungen, die Sie meinem Aerger, dieſen Gegenſtand nicht für die hiſtoriſche Galerie von Verſailles behandelt zu ſehen, zu Gute halten müſſen, gehe ich zu dem Monvoiſinſchen Bilde über, das durch eine Maſſe Porträts ein doppeltes Intereſſe hat. — Der Künſtler führt uns mitten in die Stürme jener Sitzung. Von der rechten Seite bis in die Mitte des Bildes ziehen ſich, amphitheatraliſch in die Höhe ſteigend, die Sitze der Conventsmitglieder, jene Bänke, von denen die obern die fürchterliche „Montagne“ ausmachten, während die untern „Plaine“ und „Marais“ genannt wurden. In der Mitte erblickt man die Rednertribüne, über ihr die des Präſidenten mit den Sitzen der Sekretärs. So viel über

das bei dieſem Gegenſtande ſo ſchwierige Arrangement des Lokals. Der dargeſtellte Moment iſt, wie Robespierre vergebens das Wort verlangt, wie er, von Allen verlaſſen, unter den Verwünſchungen ſeiner Feinde erliegt und der Convent auf Talliens Antrag das Anklagedekret gegen ihn erläßt. Der Convent iſt in wildeſter Verwirrung. Vergeblich bewegt Thuriot, der den Präſidentenſtuhl in dieſem Augenblick einnimmt, die Ordnung gebietende Klingel. Auf der Rednertribüne ſteht Tallien, einer der Hauptfaiſeurs des neunten Thermidor; Tallien, „à qui l'excès de la peur avait donné du courage;“ umgeben von ſeinen Freunden, ſchwingt er den Dolch, womit er den Tyrannen zu ermorden droht, wenn der Convent nicht das Anklagedekret erlaſſe. St. Juſt, der enthuſiaſtiſche Verehrer Robespierres, hat eine Rede gehalten, um ſeinen Freund, ſein Idol zu rechtfertigen und deſſen Feinde anzuklagen, er kann die Rede aber nicht vollenden und wird von der Tribüne herabgeſtoßen, die von der Gegenpartei occupirt wird. Unter der Tribüne nun, dem Vordergrunde zu, erblicken wir die Hauptperſon des Tages, den fürchterlichen Pedanten, den blutigen Doktrinär Maximilian Robespierre; der Zauber, der ihn umgab, iſt gewichen, wo er früher nur ergebene Bewunderer und enthuſiaſtiſches Beifallrufen traf, findet er jezt Verwünſchungen und Anklagen und wüthende Feinde. Vergebens hat er vom Präſidenten das Wort verlangt, alle ſeine Feinde erhalten es, nur er nicht, ſeine Montagnards fallen von ihm ab, da erniedrigt er ſich und wendet ſich zu den Männern der „Plaine,“ die er ſo ſehr verachtet hat, und fordert deren Beiſtand gegen jene „Räuber;“ ein Stillſchweigen der Verachtung iſt die Antwort. Vergebens apoſtrophirt er auf's Heftigſte den Präſidenten, das Gebrüll ſeiner Feinde übertäubt ihn, das ſchreckliche Anklagedekret wird votirt, die Stimme ſelbſt verſagt ihm, „es iſt Danton's Blut, das dich erſtickt!“ ruft ihm Einer zu; ſo unterliegt er. Monvoiſin hat ihn dargeſtellt, wie er Hülfe fordernd ſeine Hand gegen die „Plaine“ ausſtreckt; ſein häßliches Geſicht iſt von Wuth verzerrt. Neben ihm ſizt auf einem Tragſeſſel der gelähmte Couthon im Schlafrock; der jüngere Robespierre ſteht neben ſeinem Bruder und erklärt, daß er deſſen Schickſal theilen wolle, Lebas ebenſo. Dieſe Gruppe iſt umgeben von feindlich geſinnten Conventsmitgliedern, die mit Verwünſchungen auf ſie einſtürmen. Links im Vordergrunde einzelne Gruppen Deputirter, Merlin de Thionville mit Schnurrbart, Federhut und Säbel, Legendre und Andere, Alle in heftiger Theilnahme an den Vorgängen. Etwas geſondert von ihnen ſteht einzeln ein Mann, gepuderten Hauptes, im braunen Frack; er hat in jeder Hand ein Papier, und ſeine Mienen drücken Angſt und Ungewißheit aus. Das iſt Barrère, der Anakreon der Guillotine. Die Kämpfe des neunten Thermidor waren vorauszuſehen; es war nur die Frage, wer ſiegen würde, der Convent oder Robespierre, der die Zauber ſeines ſo lange gefürchteten Namens und die Commune für ſich hatte. Barrère hatte ſich — ſo erzählt eine verläumderiſche Sage — vorgeſehen, und zwei Reden mit in die Sitzung genommen, eine für Robespierre, die andere gegen ihn. Von dieſer leztern machte er nachher Gebrauch. Der Künſtler hat dieſe Tradition benuzt.

Das ſind etwa die Hauptgruppen dieſes figurenreichen Bildes, auf dem faſt keiner der Männer fehlt, die damals eine Rolle ſpielten. Alle ſind, wie ich ſchon erzählt habe, Porträts. Die Figuren des Vordergrundes ſind etwa fünfzehn Zoll hoch. Die Aufgabe, die ſich Monvoiſin geſtellt hatte, war gewiß eine höchſt ſchwierige, und wenn ſein Bild auch vielleicht in mancher Hinſicht einige Schwächen zeigt, ſo muß man doch geſtehen, der Künſtler hat ſeine Aufgabe trefflich gelöst. Die Compoſition iſt höchſt lebendig, das Licht glücklich genug arrangirt. Den böſen Punkt der Coſtüme hat er mit vielem Geſchick überwunden: die Coſtüme ſind faſt durchaus ſehr getreu, und doch meiſt ſehr maleriſch behandelt, und die Einförmigkeit derſelben iſt glücklich vermieden; eben ſo ſollen die vielen Porträts meiſt ſehr ähnlich ſeyn. St. Juſt iſt wohl zu jugendlich dargeſtellt; er war zwar noch ſehr jung, aber hier erſcheint ſein Geſicht faſt knabenhaft. Zu tadeln iſt vielleicht, daß die meiſten Geſichter einen zu gleichförmigen Ausdruck haben, den der Wuth, oder vielmehr, daß der Künſtler für die Darſtellung dieſer Erregung faſt nur einen einzigen Typus hat. Obgleich nun alle Beiwerke, Coſtüme u. dgl., mit einer bei einem ſolchen Bilde ſehr lobenswerthen Genauigkeit und Treue beachtet ſind, obgleich man nichts vermißt, nicht einmal das Schooßhündchen des abſcheulichen Couthon, das er ſtets in ſeinem ſchmuzigen Schlafrocke trug, das ihn ſelbſt in den Convent begleitete, und das wir hier unter dem Tragſeſſel ſeines Herrn ſich ängſtlich ducken ſehen, als wenn es wüßte, daß bei dem Lärm rund umher es ſich auch mit um ſein Brod handle, obgleich der Künſtler in dieſen Sachen mit vieler Ueberlegung zu Werke gegangen iſt, ſo habe ich doch einen Fehler im Coſtüme bemerkt, der mich ſehr geärgert hat. Da kein Journalkritiker, die ſonſt weit geringfügigere Sachen mit wichtiger Miene traktiren, dieſen Verſtoß beachtet hat, ſo hatte ich die Abſicht, eine hiſtoriſche Abhandlung über denſelben für ein hieſiges Journal zu ſchreiben; allerlei Umſtände haben mich aber von dieſem Vorſatze abgebracht, was mir jezt, da der Salon ſeinem Schluſſe nahe iſt, eigentlich leid thut. Ihnen wird die Sache nicht ſo bedeutend erſcheinen: hier aber, wo man auf hiſtoriſche Treue in ſolchen Nebenſachen wahrhaft ängſtlich hält, iſt dieſelbe ſchon der Mühe werth. Jener Fehler betrifft das Coſtüme Robespierre's. (Die Fortſeyung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

(Beſchluß.)

Taſſo und Eleonore. Ausgaben alter italieniſcher Dichter.

In einem Korreſpondenzartikel, wie der gegenwärtige, iſt es nicht möglich, über alle dieſe Umſtände, wie über des Dichters Stellung am Hofe zu Ferrara im Allgemeinen, und zu Eleonorens Schweſter, der Herzogin Lucrezia von Urbino, im Beſondern, auch nur in der Kürze ſich zu verbreiten. Vielleicht findet ſich ein andermal Gelegenheit dazu. Eine eigentliche Geſchichtserzählung könnte aber nur durch Benutzung ſämmtlicher Handſchriften möglich gemacht werden, woran für jezt nicht zu denken iſt. Die Sammlung derſelben iſt bei weitem reicher und bedeutender, als man glauben möchte: ſie beſteht aus einer Menge ungedruckter Poeſien und Entwürfe, aus Briefen Taſſo's und vieler Zeitgenoſſen, Notizenbüchern, ſelbſt Stickereien u. a. d. An der Authentizität zweifelt Niemand mehr, ſeitdem die Geſchichte der Manuſcripte völlig bekannt geworden iſt. Der Inhalt ſelbſt zeugt aber ſchon hinlänglich für die Echtheit. Der Großherzog von Toskana hatte einmal die Abſicht, die ganze Sammlung zu kaufen, aber die Unterhandlung zerſchlug ſich wieder. Jezt hat der Beſizer begonnen, eine Auswahl derſelben mit geſchichtlichen Erläuterungen, Facſimile's und Bildniſſen herauszugeben, deren erſtes Heft, welches ſich ausſchließlich mit Lucrezien von Eſte beſchäftigt, kürzlich erſchienen iſt. Der Fortgang dieſes Unternehmens bietet mir wohl Gelegenheit, ſpäter darauf zurückzukommen.

Man wird ſchon aus den kurzen obigen Andeutungen erſehen haben, daß für einen dereinſtigen Herausgeber der lyriſchen Gedichte Torquato Taſſo's noch ſehr Vieles zu thun bleibt. Derjenige, welcher ſich in unſern Tagen die meiſten Verdienſte um dieſen Autor erworben hat, iſt Profeſſor Roſini zu Piſa, der Verfaſſer der Nonne von Monza und der Luiſe Strozzi. Das höchſt mittelmäßige Schauſpiel „Torquato Taſſo," in welchem er nicht glücklicher geweſen iſt, als Goldoni und Nota, hätte man ihm allenfalls mit Freuden erlaſſen. Mit vielleicht nur einer glänzenden Ausnahme, iſt der arme Taſſo überhaupt auf der Bühne ſo unglücklich geweſen, wie im Leben. Ueber Italiener, Franzoſen, Deutſche, Skandinavier hat er ſich um die Wette zu beklagen. Nun hat ihn, nach allem poetiſchen Ach und Weh, der Maeſtro Donizetti auch endlich muſikaliſch jammern laſſen, ohne daß es ihm beſſer geglückt wäre, als ſeinen Nebenbuhlern in Poeſie und Proſa. — In ſeiner lezten Ausgabe der Gedichte hat Roſini auch die Varianten der Modeneſiſchen Manuſcripte benuzt, und ſich darüber in einen eben ſo ärgerlichen als unnüzen Streit mit dem bekannten Antiquar Carredoni verwickelt; denn die italieniſchen Gelehrten zanken ſich eben ſo gerne und mit gleicher Erbitterung und Hintanſezung alles Anſtandes, wie die deutſchen. Carredoni könnte gewiß Manches mittheilen, aber er ſcheint die ſogenannte Ehre des Hauſes Eſte, welche durch eine gewiſſenhafte Aufdeckung des Thatbeſtandes wahrſcheinlich weniger leiden würde, als durch unzureichende Verheimlichung, mit einer Aengſtlichkeit zu hüten, daß von ihm wenig zu erwarten ſeyn würde, ſelbſt wenn ihm, was wohl nicht der Fall iſt, die Hände frei gelaſſen wären. Die Herausgabe des von Guarini 1586 über Taſſo erſtatteten Berichts, deſſen Original ſich im Eſtenſiſchen Archiv befindet, wäre ſehr wünſchenswerth. Wenn übrigens die Ausgaben der Werke eines verhältnißmäßig neuern Dichters ſo mangelhaft ſind, ſo kann man ſich vorſtellen, daß es mit den ältern nicht glänzend ausſieht. Hier bietet ſich nun der Kritik ein unermeßliches Feld dar. Wie mangelhaft die bisherigen Drucke der frühern Trecentiſten ſind, hat Karl Witte einmal durch einige Beiſpiele gezeigt. Dante's Lyrica liegen noch gewaltig im Argen; vor einiger Zeit ward in Florenz eine neue Ausgabe veranſtaltet, die mir aber noch nicht zu Geſicht gekommen iſt. In Rom iſt es nicht immer leicht, ſich das zu verſchaffen, was in Toskana und in der Lombardei gedruckt wird. Ja Bücher, die in Perugia oder Macerata erſchienen ſind, kann man bisweilen nur dann erlangen, wenn man Bekannte an dieſen Orten hat. Der Buchhandel iſt bloße Krämerei. Doch, um auf Dante zurückzukommen, wie lange war der Text der Vita nuova und des Convito völlig unleſbar! Um die Divina Commedia haben Tauſende ſich bemüht, und doch bleibt ſelbſt hier Manches zu thun. Petrarca iſt, wie man glaubt, mindeſtens in unſern Tagen beſſer gefahren, und man folgt ſo ziemlich allgemein der Ausgabe Marſands. Das von dieſem Paduaner Profeſſor herausgegebene Verzeichniß der italieniſchen Codices der Pariſer Bibliothek iſt aber, bei allem Sammlerfleiß, ſo höchſt unkritiſch, daß es für ſeine Arbeiten zur Herſtellung des Textes der Geſänge zum Lobe Madonna Laura's kein günſtiges Vorurtheil zu erwecken im Stande iſt.

Rt.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 120.

Der Gewitterſturm.

Räthſel.

Wie heißt der Wunderdoktor doch,
Er liegt in einem tiefen Loch,
Und wenn er kommt an's Tageslicht,
So ſiehſt du gern ſein hell Geſicht.

Und läuft er in ein wildes Haus,
Wie ſchreit er roh aus dem heraus!
Doch findet er ein zärtlich Herz,
Wie weint er da vor Liebesſchmerz!

Und ſtößt er auf ein luſtig Blut,
So lacht er, daß ihm's wehe thut,
Doch bei dem Melancholikus
Spricht er nur Aerger und Verdruß.

Er hat manch ſchöne Cur gethan,
Vom Tod gerettet manchen Mann,
Doch auch, obwohl er immer lacht,
Viel treue Kunden umgebracht.

Als Junge hat er ausgetobt,
Als Mann die beſte Kraft erprobt,
Und wenn er milder wird als Greis,
Verdienet er den erſten Preis.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 127.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 29. Mai 1837.

Waken, lords and ladies gay!
The mist has left the mountain gray,
Springlets in the dawn are streaming,
Diamonds on the brake are gleaming;
And foresters have busy been,
To track the buck in thicket green;
Now we come to chaunt our lay:
„Waken, lords and ladies gay!“

Walter Scott.

Das Waidwerk.

Von W. v. Chézy.

Zweiter Artikel.

Die Parforcejagd, deren Gegenstände der Hirsch, und dann nebenbei das Wildschwein sind, hat noch viel von jenem kecken Anstrich, von jener vorwärtsstrebenden Rastlosigkeit, welche das Waidwerk des Mittelalters auszeichneten, bei welchem, wie wir schon erwähnten, nicht die Pracht des Geleites und der Anordnung für das eigentliche Vergnügen galt; denn jeglicher begehrte, mit eigener Mühe und Gefahr das Wild selbst zu finden und zu fällen, wie wir vom starken Sigfried im Nibelungenlied lesen, und vom ritterlichen Kaiser Max vielfach vernehmen. Davon nun ging in spätern Zeiten noch Manches auf die deutsche Jagd über, das sich wieder nach und nach verlor, oder noch verliert, wie auch die französische Parforcejagd von ihrem eigenthümlichen Gepräge vielleicht Einiges eingebüßt hat, aber nichtsdestoweniger ein echt adeliges Vergnügen bleibt. Wenn die englische Fuchshetzerei Pferde und Hunde zur Hauptsache macht, so hat sie darin Aehnlichkeit mit der Parforcejagd, nur daß die leztere edler ist, nicht allein in Hinsicht auf ihren Gegenstand, sondern auch, weil sie auf gut waidmännisch betrieben wird.

Die Erziehung und Verpflegung der Hunde ist eine schwierige Angelegenheit, und mindestens eben so wichtig als die eigentliche Dressur. Sie müssen im Zwinger gehalten werden, gesunde, stets reinliche und trockene Ställe bewohnen, und je für eine gewisse Anzahl von Jungen ist es sogar nothwendig, eine eigene Milchkuh zu haben, so daß eine mannichfache Bedienung durch sie in Anspruch genommen wird. Die besten Parforcehunde sind die englischen und französischen, die bei starkem, gedrungenem Körperbau dennoch sehr flüchtig sind. In England wird bei den Meuten Alles auf die Reinheit der Racen gehalten, und es ist in der That bejammernswerth, daß dort eine so große Anzahl der vortrefflichsten Hunde zu nichts Anderm verwendet wird, als den Fuchs über Stock und Stein zu sprengen. Derselbe Fall ist es mit den englischen Pferden, so daß für das jezt übliche tolle Hetzen der Fuchsjäger ein halbzüchtiges gar nicht mehr ausreicht, während schon ein solches für die Parforcejagd sich vortrefflich eignet, und sogar vor den Vollblutpferden manchen Vorzug, in Rücksicht auf seine Bestimmung, besizt; denn wenn es gut zugeritten wird, ist es gelenkig auf dem Vordertheil und sezt sich gern auf die Hanken, welche beide Eigenschaften ein brittischer Reiter selten zu schätzen weiß; er verlangt einzig und allein von seinem Roß die Schnelligkeit des Vogelflugs und die Fähigkeit, über die höchsten Hecken und die breitesten Gräben zu sezen, zu

welchem Behufe er hin und wieder Vollblutpferde gebraucht, meiſt aber Stutzſchweiſe (Cock-tails), die entſtehen, wenn ein von einem edelblütigen und einem halbblütigen Thiere abſtammendes Pferd wieder mit reinem Blut gepaart wird. Das gewöhnliche engliſche Jagdpferd, wenn es auch nur von einem Halbbluthengſt und einem Zugpferd ſtammt, iſt ein ſchönes und kraftvolles Thier, ſieht ſtattlich aus und trägt den Kopf gar ſtolz auf dem langen Hals, wobei der Nacken leicht gebogen erſcheint. Doch bedürfen wir heutzutage keiner engliſchen Zucht mehr, da in verſchiedenen Gegenden des Feſtlandes ganz vortreffliche Thiere zu finden ſind, bis auf die eigentlichen Rennpferde, denn in dieſem Fach behaupten die Racen von Newmarket immer noch den Vorzug.

Schon mit der erſten diätetiſchen Erziehung der Parforcehunde beginnen auch die Anfangsgründe der Dreſſur, indem diejenigen, welche eine Meute ausmachen ſollen, im Zwinger ſo viel als möglich zuſammengewöhnt, und ſchon ſehr frühe zu Gehorſam und Aufmerkſamkeit angehalten werden. Im vierten Monat bereits werden ſie je zu zweien an einen alten Hund gekoppelt, auf die Art, daß ein Weibchen zwei junge Männchen, und umgekehrt, ein Männchen zwei Weibchen zu führen hat. Von da an geht die Dreſſur immer weiter, bis endlich die Meute durch das Trainjagen ganz ferm gemacht wird; das Trainjagen aber geſchieht auf künſtlicher Fährte, die ein Jäger hervorbringt, indem er die Läufe eines kurz vorher geſchoſſenen Hirſches an der Leine hinter ſich herſchleppt, in raſchem Trabe fortreitet, und ſowohl den Anfang dieſer künſtlichen Fährte, als auch die Widerſprünge und Rückgänge verbricht (mit einem Bruch bezeichnet), ſo daß die nachfolgenden Jäger ganz genau ſehen können, ob die Meute die Spur einhält, und im Stande ſind, die vorkommenden Fehler zu verbeſſern. Auf dieſe Weiſe hat die Jägerei vollauf zu thun, um die Meute abzurichten, nicht geringe Arbeit durch die Dreſſur der Pferde und durch andere Pflichten, unter denen das Suchen und Beſtätigen mit dem Leithund eine der wichtigſten iſt; dafür aber iſt der Tag der Jagd auch wieder ein Ehrentag und ein Feſt für ſie, der für alle aufgewendete Mühe und Arbeit reichlich entſchädigt.

Die glänzende Geſellſchaft, welche ſich auf dem Stelldichein verſammelt, zählt ſchwerlich ſo viel der edelſten und theuerſten Pferde, als ſie ſich bei Melton-Mowbray ſchaaren; dafür aber ſitzen in den Sätteln Reiter, die ſich ſtolz neben den vorgebeugten, ſitzloſen Fuchshetzern dürfen ſehen laſſen, während ſie dabei noch die Zuverſicht hegen können, hinter einer wohlgeordneten und geleiteten Jagd ihren kecken Ritt zu machen; ſie wiſſen bereits, wo der Hirſch ſteht, der heute auserſehen worden, und wie viel Enden er zählt, und keiner von ihnen denkt daran, die Ordnung zu ſtören, ſondern ſie laſſen die Jägerei und die Meute voranziehen und horchen fleißig auf die Zeichen, welche das Gelaut der jagenden Hunde, die Hornfanfaren der Jäger ihnen geben, ſobald der Hirſch lancirt (aufgeſprengt) und etwa von anderm Wild abgeſondert worden, ſeinen Stand verlaſſen und ſich in ein Dickicht gezogen hat. Nun werden die Lancirhunde geſtoppt, * die Meute unter dem Blaſen zur Anjagd auf die Fährte gelegt und, ſobald ſie Laut gibt, die Fanfare „bonne chasse“ geblaſen, worauf die edlen Jäger ſich theilen, um auf allen Seiten vorzugreifen und wo möglich den Jagdhirſch zu Geſicht zu bekommen. Die rüſtigern wagen ſich durch das Dickicht, die bequemern bleiben meiſt auf den gelichteten Alleen, auf denen auch in leichten Wagen die Damen nachfahren können, obſchon juſt dieſe, keck durch ein ſtattliches Amazonenkleid, gar oft ſich den erſtern geſellen, und den Platz im Wagen alten Herren überlaſſen. Nun aber kommt es darauf an, daß die Jägerei alle Aufmerkſamkeit anwende, um die Hunde auf der richtigen Fährte zu halten, und um ſtets ihrer Sache gewiß zu ſeyn, wenn ſie der Geſellſchaft ein Zeichen zu geben hat; denn ein falſch angebrachter Ruf der Fanfare verwirrt die Jagd, und kann ſie auch ganz verderben.

(Die Fortſetzung folgt.)

* „Stoppen“ iſt ein gutes, altes Wort, aber jetzt nur noch im Hochdeutſchen in der Jägerſprache gebräuchlich, wo es heißt: die Hunde anhalten.

Briefe über den Pariſer Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Robespierre iſt auf Monvoiſins Bilde ganz hiſtoriſch getreu coſtümirt, wie die Memoiren erzählen, daß er an jenem Tage gekleidet war. Er trug ſeinen blauen Frack und die Weſte mit den großen Klappen, und Nankinhoſen — es war ein heißer Julitag — und dabei weiße Strümpfe und Schuhe. Es wird in den Memoiren expreß bemerkt, daß es daſſelbe Coſtüm war, welches er als Oberprieſter am Feſte des höchſten Weſens, dem Tage ſeines höchſten Triumphes, getragen hatte. Als er nach langem Schmollen am neunten Thermidor wieder im Convent erſchien, hatte er ſein beſtes Zeug angezogen, voller Hoffnung des Sieges. Jenes Coſtüm hatte zwar ſchon zu einer andern Feſtlichkeit gedient, vielleicht aber hatte er es abſichtlich gewählt, um durch daſſelbe an jenen Tag des Triumphes zu erinnern, wo er dem Vaterlande durch Einſetzung eines höchſten Weſens ſo wichtige Dienſte geleiſtet; vielleicht und wahrſcheinlich trug er dies Coſtüm und kein anderes aus Gründen der Oekonomie, weil er kein anderes beſaß, und dieſe Vermuthung wird durch den Umſtand beſtärkt, daß, als man am zehnten Thermidor in ſeiner Wohnung

inventoriſirte, die Kaſſe dieſes Gebieters von Frankreich nur in fünfzig Franken beſtand, welcher Umſtand ebenfalls und mehr als jeder andere beweist, daß Robespierre kein Staatsmann war. Auf Monvoiſin's Bilde nun iſt er, wie bemerkt, hiſtoriſch-treu coſtümirt, ſtatt der weißen Strümpfe und Schuhe hat ihm aber der Künſtler Stiefeln mit gelben Stulpen gegeben. Und jene weißen Strümpfe werden doch gerade mehrfach in den Memoiren erwähnt. Sie waren ihm nach den fürchterlichen Stunden im Stadthauſe und ſeiner zweiten Gefangennehmung ganz auf die Ferſen herabgefallen. Mit ſchrecklich zerſchoſſener Kinnlade lag er die Nacht hindurch in einem der Commiſſionszimmer des Nationalpallaſtes auf einem Tiſche, den Kopf auf einen Aktenkaſten geſtüzt, das Blut ſich mit Papierſtreifen abwiſchend und die Vorgänge in gänzlicher Apathie anſtarrend; als nun endlich, es war gegen Morgen, ein Wundarzt erſchien, ihn zu verbinden, da — ſo wird erzählt — richtete er ſich plözlich allein in die Höhe, glitt von dem Tiſch herab, warf ſich in einen Stuhl, und das Erſte, was er that, war, daß er jene heruntergefallenen Strümpfe wieder in die Höhe zog: worin man denn, wenn man will, jenen ihm ganz eigenthümlichen Pedantismus erkennen könnte, der ſich in Allem, was er that, ſelbſt in den größten Kleinigkeiten, offenbarte und der ihn ſolchergeſtalt ſelbſt in den lezten ſchrecklichen Stunden nicht verließ.

Kein einziges Bild des Salons iſt ſo von der Menge belagert als das Monvoiſin's; es iſt freilich nicht der Kunſtwerth, ſondern der Gegenſtand, der die Beſchauer anzieht. Da ich den Salon nicht bloß um der Kunſtwerke willen, ſondern auch des Publikums wegen beſuche, ſo iſt mir das Publikum, das ſich vor dieſem Bilde ſammelt, immer beſonders intereſſant. Es iſt nicht gerade der Beaumonde, der ſich vor demſelben einfindet, weder die altadligen Markiſen und Düchеſſen des Faubourg St. Germain, die einen alten Groll auf Robespierre haben und ihn auch im Bilde nicht mögen — ſie können ihm die Guillotine nicht vergeben — noch auch iſt es jener Adel der Chauſſée d'Antin, der ſich zwar nicht auf alte Pergamente, aber auf neue Bankbillets gründet; dieſe Leute mögen Robespierre auch nicht: theils machen ſie es jenen nach, theils können ſie ihm die fünfzig Franken nicht vergeben. Nein, der Beaumonde iſt es nicht gerade, den man vor dem neunten Thermidor findet. Hauptſächlich waren es Leute aus der ſogenannten arbeitenden Claſſe, Handwerker und Tagelöhner, die ich vor dem Bilde ſah; Sonntags war an Monvoiſin's Bild auf dreißig Schritt nicht anzukommen. Außer jenen aber ſtanden auch junge, ſehr ernſt blickende Männer aus der gebildeteren Claſſe häufig vor demſelben. Ein Freund ſagte mir, die eine Hälfte jener Männer ſeyen Republikaner, die andere Mouchards, welche (leztere, die Mouchards nämlich) das Gouvernement in den Salen ſchickt, um ihnen Kunſtſinn beizubringen. Die Sympathien jener republikaniſchen Partei mag denn eine Darſtellung des neunten Thermidors, des Endes der Revolution, wohl mächtig genug anregen, und jene Leute aus der arbeitenden Claſſe intereſſirt das Bild gerade deßhalb ſo ſehr, weil dieſe ganze ungeheuer zahlreiche Claſſe jener Partei angehört und noch immer auf Realiſirung jener republikaniſchen Chimäre hofft. Und es iſt ſchauerlich und für einen ordentlichen Menſchen, welcher Deutſcher iſt, wahrhaft entſezlich, mit welch unerſchütterlichem Glauben die Leute an dieſem revolutionären Wahne hängen. Und außer jenen Handwerkern u. ſ. w. und jenen Männern, die vermuthlich Republikaner oder Mouchards waren, ſah ich auch noch eine andere Sorte Leute häufig vor dem Bilde ſtehen, nämlich ſehr alte, hochbejahrte Männer, die neugierig unter der Maſſe Porträts, die das Monvoiſin'ſche Bild enthält, herumſuchten, Es waren Leute, die das Jahr 1791 friſch und rüſtig geſehen hatte und die wohl nach einem Bekannten auf dem Bilde forſchten: vielleicht waren ſie mit in den Tribünen geweſen am neunten Thermidor und waren mit davon gelaufen, als das Anklagedekret votirt ward. Auch eine alte Frau ſah ich mehrmals vor dem Bilde ſtehen und daſſelbe aufmerkſam betrachten, eine ſehr bejahrte, aber noch rüſtige Perſon mit einem ſeltſam verwitterten Geſichte, das man nur zu ſehen bekam, wenn ſie zu dem Bilde aufblickte, da es ſonſt von einer unmodiſchen ſchwarzſeidenen, mit ſchwarzen Spizen beſezten Kapuze beinahe ganz verdeckt wurde. Sie ſuchte gar ängſtlich auf dem untern Rahmen des Bildes, wo der Künſtler die Explikation der vielen Porträts angebracht hatte: vielleicht war ſie die Verwandte oder Geliebte eines Conventsmitglieds geweſen und mochte wohl noch manches Merkwürdige zu erzählen wiſſen von jener Zeit und jenen Männern. Wer ſolchen Spuren nachzugehen ſich Zeit und Mühe nicht verdrießen laſſen wollte, könnte wohl noch manches Intereſſante hier in Paris auffinden.

(Die Fortſezung folgt.)

Ueber die Gewebe der alten Egypter.

In der Sizung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften vom 15ten Mai las der Phyſiker Dutrochet eine Abhandlung vor über die vegetabiliſchen Stoffe, aus denen die Binden beſtehen, womit die egyptiſchen Mumien umwickelt ſind. Sie hat neben dem antiquariſchen auch ein praktiſches Intereſſe. — Nach der bisher in der Gelehrtenwelt geltenden Anſicht beſtehen die Gewebe, welche man in den alten egyptiſchen Gräbern findet, aus Baumwolle; namentlich die Ueberſeyer und Commentatoren des Herodot, und auch Forſter in ſeiner Abhandlung „über den Biſſus der Alten“ waren dieſer Meinung. In neuerer Zeit nun haben Thompſon und Bauer zu praktiſchen Zwecken durch mikroſcopiſche Beobachtungen zu ermitteln geſucht, wie ſich die feinſten Fäden

des Leins und der Baumwolle nach Bau und Form unterscheiden. Sie fanden, daß erstere faſt durchgängig cylindriſch, leztere platt gedrückt und ſchraubenförmig gewunden ſind. Dieſe Charaktere bleiben in allen Geweben, ja ſelbſt in dem aus dem einen oder dem andern Stoff verfertigten Papiere kennbar. Iſt zu Wollenzeugen Baumwolle mit der Wolle zuſammen karbätſcht worden, ſo läßt ſich der Betrug nur durch mikroſcopiſche Beobachtung der eigenthümlichen Form der Baumwollenfäden, ſo aber leicht entdecken. In den Mumienbinden nun fanden die Beobachter lauter cylindriſche Fäden, zum Beweis, daß ſie aus Lein beſtehen. Dutrochet wiederholte dieſe Beobachtungen und gelangte zum ſelben Reſultat. Will man, ſagt er, den Bau der feinſten Theile des Leins genau ſehen, ſo muß man Fäden von alter Leinwand nehmen, wo durch häufiges Waſchen der natürliche Zuſammenhang der Fäden, der durch das Röſten des Flachſes nicht beeinträchtigt wird, ganz aufgehoben iſt. Hier zeigt es ſich nun, daß im Lein zwei ſtreng unterſchiedene Arten von Faſern vorkommen: die einen gleichen mikroſcopiſchen Bambusrohren, etwa 1/250 einer Linie im Durchmeſſer haltend, die andern ſind ganz glatt und gerade, und um's Doppelte dünner. Dieſe zwei Sorten von Fäden nun, die man an neuer Leinwand ſogleich bemerkt, unterſcheidet man eben ſo deutlich an den Mumienbinden, überhaupt an den Geweben aus egyptiſchen Gräbern. Alle die zahlreichen Muſter der leztern, welche dem Beobachter zu Gebot ſtanden, mit Ausnahme eines einzigen, aus thieriſchem Stoff beſtehenden, zeigten ſich unter dem Mikroſcop als Linnengewebe. Manche geben an Feinheit unſern ſchönſten Mouſſelinen nichts nach, und in dieſen findet man nur äußerſt wenige von den gröbern, gegliederten Fäden. Dies mag von der Beſchaffenheit des Leins ſelbſt, vielleicht aber auch daher rühren, daß die Zubereitungsart der Egypter der Neigung der gegliederten Faſern, an den Knoten zu ſpringen, Vorſchub that. — Um zu ſehen, ob nicht manche egyptiſche Gewebe aus Hanf beſtehen, unterwarf er auch dieſen der Unterſuchung: er zeigt dieſelben zwei Sorten von Faſern, nur ſind ſie hier zweimal ſo ſtark und von denen des Leins immer leicht zu unterſcheiden. Er kennte in keinem egyptiſchen Zeug Hanffäden entdecken. — In dem neuen großen franzöſiſchen Werk über Egypten ſieht man unter den Mahlereien aus den Gräften von Elethya auch ein reifes Flachsfeld; einige Arbeiter ſind beſchäftigt, die Pflanzen auszureißen, andere ziehen die Stengel durch einen Rechen oder Kamm, um die Saamen abzuſtreifen. Man ſieht ſchon hieraus, daß der Lein im alten Egypten im Großen gebaut wurde. Am Ende erinnert Dutrochet noch daran, daß nach Herodot die Gebräuche der alten Egypter häufig das Widerſpiel der anderer Völker waren. Dies hat ſich an den egyptiſchen Geweben, den unſrigen gegenüber, an ein m unbedeutenden, aber immerhin bemerkenswerthen Punkte beſtätigt: die Fäden ſind nämlich durchgängig nach der entgegengeſezten Seite gedreht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Mai.

Die Oſterwoche. Das Feſt des St. Georgenordens.

Erlauben Sie mir, daß ich die Grippe, die ſich gleich nach der Cholera bei uns einſtellte, überſpringe und Sie vorzugsweiſe von den Feſten und Luſtbarkeiten, die uns die beiden leztvergangenen Monate gebracht haben, unterhalte. In einen Bericht über die Cholera wollte ein Bericht über den Carneval nicht hineinpaſſen; ich kann ihn aber leicht und, worauf es beim Nachholen vor allen Dingen ankommt, kurz nachholen. Der diesjährige Carneval hatte vom Carneval wenig mehr, als den Namen; dies iſt zu einer Zeit erklärlich, wo Tanz und Spiel dem Tod im eigentlichſten Verſtande ſteuerpflichtig ſind. Dagegen hatten die Faſten vom Faſten diesmal vielleicht mehr, als den Namen, obgleich die Kirche mit Dispenſationen von ihren ſtrengen Regeln freigebiger und zuvorkommender war, wie ſonſt. Die Faſtenzeit, und noch mehr die Oſterwoche, haben in München ihr eigenthümliches Gepräge. Während jener ſieben Wochen iſt der Beſuch der Kirchen in hohem Grade erhebend und erquickend, weil dann die Muſik, die echte Prieſterin der Religion, ihr heiliges Amt verſieht, und es jedem Herzen kund thut, daß ſie die Mittlerin iſt zwiſchen Gott und den Menſchen. Die Charwoche — dieſer myſtiſche Gedankenſtrich auf der Numerntafel des Jahrs — ladet am Gründonnerstag und ſtillen Freitag die Andacht und die Neugier zum Beſuch der heiligen Gräber ein. Geheimnißvolle Dämmerung, nur am Altar helles, von roth gefärbten Lampen ausgehendes Licht, welches auf das Bild des bleichen Erlöſers fällt und ſeine Wunden allein beleuchtet, dumpfer, monotoner, gedrückter Geſang: Alles dies verwandelt die Neugier leicht in Andacht und die Andacht in Zerknirſchung. Nun kommt der warme, friſche, ſonnige Oſtertag. „Chriſt iſt erſtanden!“ Ein Pulsſchlag ſeines Lebens durchzuckt die Welt; das Grab hat zum erſten Male eine Rückzahlung gemacht, das Herz zittert nicht länger vor einer Nacht, die keine ewige iſt. Da ſchmückt ſich jede Kirche mit Laub und Blumen; das Kreuz, das ſchwarze, melancholiſch-düſtere, wird aufgebaut aus unzähligen Lichtern, jubelnd erbrauſt die Orgel, die Poſaune, die wunderbare, die bald flüſtert und bald donnert, redet darein, wie eine Stimme von oben. Jezt ſchließt die Kirche einſtweilen den Reigen ihrer Feierlichkeiten; das Leben tritt wieder in ſeine Rechte. Einen Uebergang von ernſter kirchlicher Feier zur profanen Luſtbarkeit bildet das auf den 23ſten April fallende Ritterfeſt des Ordens St. Georgii; es beſchwört die Schatten einer längſt verſunkenen Zeit herauf und macht, inſofern hier dieſelben Perſonen die faſt geſpenſtiſche, in Nebel zerronnene Vergangenheit und die klare, feſte Gegenwart repräſentiren, einen eigenen Eindruck. Der Aufzug der Ordensritter, die Erſcheinung des Königs, als Großmeiſters, iſt impoſant und zieht die Zuſchauer in Maſſe hervor. Die aufzunehmenden Ritterſchaftscandidaten erſcheinen mit bloßem Haupt, in weißen, ſeidenen Röcken und braunen Schnürſtiefeln; auf ſie folgen in blauſammtenen Mänteln und weißen Kleidern, auf dem Haupt ſpaniſche Hüte mit nickenden Federn, die Ritter, ſammt dem Großprior, endlich, im reichen Hermelinmantel, im Kreiſe feſtlich coſtümirter Heroldsämter und der Hatſchiere mit ihren Partiſanen, der Großmeiſter ſelbſt. Der Zug verfügt ſich in der angegebenen Ordnung von der Reſidenz nach der Theatinerkirche; hier angekommen, leiſten die Ritterſchaftscandidaten den Eid, daß ſie an König und Vaterland mit unverbrüchlicher Treue halten, Frauen und Waiſen beſchützen und an der unbefleckten Empfängniß der Mutter Gottes nimmer zweifeln wollen; dann werden ſie mit den Inſignien der Ritterwürde bekleidet und kehren in die Reſidenz zurück, wo ſie eine Rittertafel erwartet.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 128.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 30. Mai 1837.

Zog seinen Umriß leicht und klar,
Man konnte sehn, was gemeint da war.
Mit wenig Farben er colorirt,
Doch so, daß er das Aug frappirt.
Zugleich er auch noch wünscht' und wollt',
Daß man dabei was denken sollt'.

Goethe.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Das zweite jener drei Bilder, die ich oben auszeichnete, stellt ebenfalls den Fall eines mächtigen Mannes, das Ende einer vielgefürchteten Herrschaft vor. Ich meine das große Bild von Eugen Roger, der „die Auffindung des Leichnams Herzogs Karl des Kühnen am Morgen nach der Schlacht bei Nancy" (— Figuren Lebensgröße —) gemalt hat. Ich hebe dieses Bild hervor, weil es einestheils wirklich verdient, vor vielen andern des Salons ausgezeichnet zu werden, und weil viele Journalisten, mehr als ihm gebührt, Lärm von demselben gemacht haben, und Sie vielleicht zu wissen wünschen, was an der Sache ist. E. Roger soll den Journalen nach noch ein sehr junger Mann seyn, und da würde denn das Bild für seine Schwächen doppelte Nachsicht, und für seine Vorzüge doppeltes Lob verdienen; der Künstler ist indessen schon in Italien gewesen und kann daher nach deutschen Begriffen nicht mehr jene Nachsicht in Anspruch nehmen.

Der Leichnam des Herzogs Karl wurde am Morgen nach der unglücklichen Schlacht bei Nancy von den Dienern des Herzogs gesucht; eine Wäscherin aus dem Hause des Herzogs (ich erzähle nach Barante, weil ich finde, daß Roger nach diesem Autor gearbeitet hat) entdeckte an einem der ausgeplünderten, nackten Leichname, die an und in einem zugefrorenen Teiche lagen, einen kostbaren Ring. An diesem und einigen andern Zeichen erkannte man den Herzog, dessen Gesicht durch eine große Kopfwunde und zum Theil auch durch die Wölfe, welche Nachts die Leichname zu fressen angefangen hatten, unkenntlich geworden war. Das ist der von Roger gewählte Moment. Ganz vorn im Bilde ist das Ufer eines zugefrorenen Teichs (die Schlacht fiel im Januar vor), aus welchem ein Stück Leichnam hervorragt, ein anderer, wie jener ebenfalls ganz nackte Leichnam — und das ist gerade der herzogliche — liegt, mit den Füßen und der einen Hand noch im Eise, seiner ganzen Länge nach quer fast über die ganze Breite des Bildes. Neben, oder vielmehr, vom Beschauer ab, hinter dem Leichnam knieen drei Personen, in der Mitte ein Mädchen, jene Wäscherin, links zu des Leichnams Häupten ein Page oder Kammerdiener, rechts des Herzogs Kämmerer Olivier de la Marche. Rechts zwischen der Wäscherin und dem Kämmerer bückt sich ein Page herüber, links zwischen der Wäscherin und dem Pagen, zu den Häupten der Leiche, erblickt man des Herzogs portugiesischen Arzt Mathias Lupi. Zwischen diesem und dem in der zweiten Linie stehenden Pagen ragt die Hände faltend und gen Himmel schauend des Herzogs Kaplan Dionys

hervor. Man hat alſo über der der Länge nach ausgeſtreckten Leiche drei Figuren, über dieſen zwei und darüber endlich eine. Ich detaillire dergeſtalt die einzelnen Figuren, um darauf aufmerkſam zu machen, wie einförmig und auf eine Weiſe, daß man die Abſicht und den Mechanismus der Gruppirung allzudeutlich ſieht, die Compoſition arrangirt iſt. Die Journale ſagen, die Compoſition ſey ſehr durchdacht, das iſt ganz richtig, aber man wird es nur zu ſehr gewahr; und wenn das erſte ein Lob iſt, iſt das zweite ein Tadel. Die ganze Gruppe bildet die bekannte Pyramide, auf eine freilich ſo ſehr arrangirte, in die Augen fallende Weiſe, daß der Künſtler, dies ſelber fühlend, durch einen, oben nicht aufgezählten Pagen, von dem man nichts ſieht als den Kopf und eine Hand, und der dem Kämmerer auf der rechten Seite der Gruppe über die Schulter blickt, die pyramidale Monotonie ſeiner Compoſition etwas zu brechen geſucht hat; das Wenige, was man von dieſem Pagen ſieht, gehört offenbar nicht in das Ganze der Compoſition hinein, ſondern iſt angeflickt, denn man kann daſſelbe, der ganzen Compoſition unbeſchadet, ſich ſehr gut wegdenken. Die Baſis jener Pyramide bildet der Leichnam, ſeiner ganzen Länge nach ausgeſtreckt, neben ihm ſieht man drei Knieende, zwiſchen und über dieſen Knieenden ſieht man zwei gebückt Stehende, und zwiſchen dieſen beiden endlich aufrecht, als Schluß der Gruppe und Spitze der Pyramide, den Kaplan: die Figuren ſind alſo ſo arrangirt wie Soldaten bei einem Bataillon carré. Uebrigens ſind die Bewegungen und der Ausdruck der Figuren angemeſſen, und die Handlungen der Einzelnen ſo zweckmäßig mit einander verbunden, daß man darüber beinahe das Abſichtliche des Arrangements überſieht. Der Page links hält den Kopf der Leiche, den die Wäſcherin mit der rechten Hand von dem Schilfe des Teichs, worin er gelegen, ſäubert, während ſie mit ihrer linken den Arm des Leichnams hält, an deſſen Hand ſie den Ring entdeckt hat; der rechts knieende Kämmerer iſt beſchäftigt, dieſen Ring abzuziehen. Und hier in Frankreich, wo der Maler in der Regel ſeine Compoſition auf den erſten Wurf fertig arrangirt, mag es immer ſchon als ein Verdienſt ohne Reſtriktion zu loben ſeyn, wenn eine Compoſition dergeſtalt durchdacht worden wie die Rogerſche. An dem Bilde iſt ferner die, hier gleichfalls ſeltene, reine und korrekte Zeichnung mit Lob anzuerkennen; die Farbe dagegen iſt durchaus verfehlt, vielleicht ebenfalls aus zu großer Abſichtlichkeit. Das ganze Bild iſt nämlich faſt ganz und gar blau und violett. Es iſt möglich, ja wahrſcheinlich, daß der Künſtler durch dieſe Häufung von Blau und Violett die kalte, dunkle Färbung eines Wintermorgens hat ausdrücken wollen; das wäre aber eine unglückliche Idee. Der Himmel iſt von blauſchwarzen Wolken bedeckt — das laſſe ich gelten, es iſt ein kalter Januarmorgen; das Eis des Teichs im Vordergrunde iſt blau — paſſirt gleichfalls; nun aber ſind all die acht lebenden Figuren mit Gewändern bekleidet, die entweder ganz oder zum Theil violett ſind. Die beiden Leichname des Vordergrundes ſind natürlich blau gefroren, und ſo hat das Bild etwas ſo Kaltes und Unerfreuliches, und durch den in ſeiner ganzen froſtigen Nacktheit daliegenden, übrigens mit bedeutendem Verſtändniß gezeichneten Leichnam, ſelbſt etwas ſo Widerliches, daß man des Bildes nicht froh werden kann. Und dann hat es, trotz ſeiner Dimenſion und ſeiner geſchichtlichen Treue, durchaus nichts Großes, wahrhaft Hiſtoriſches; das Bedeutende, Welthiſtoriſche, Tragiſche des Moments drängt ſich keinen Augenblick auf; mir wenigſtens iſt es nie bei Betrachtung des Bildes eingefallen, jener nackte, blutige Leichnam ſey Alles, was von einem großen, mächtigen Herrſcher und ſeiner Herrlichkeit nach vier-und-zwanzig Stunden übrig geblieben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Waidwerk.

(Fortſetzung.)

In einem wildreichen Revier nehmen die Hunde, auch die beſten, leicht Change an, * theils die ganze Meute, theils nur ein Theil; oft überſchießen ſie, aus allzugroßem Eifer, bei Widerſprüngen und Rückgängen, die Fährte, manchmal ſo ſehr, daß dieſe kalt wird und die Jägerei den Hirſch auf's Neue lanciren muß. Von dieſen und ähnlichen Vorfällen wird die Geſellſchaft durch die Fanfare in Kenntniß geſezt und hernach, wenn Alles wieder in Ordnung iſt, „gute Jagd“ geblaſen. Die Stoppfanfare deutet auch an, daß die Hunde zurückgehalten werden, weil ihnen durch Widerſprünge und Rückgänge der Hirſch zu nahe gekommen, die Fanfare à la vue meldet, daß der Jäger den Hirſch geſehen hat oder noch ſieht, wobei Tayaut! Tayaut! gerufen wird, und hier beſonders muß der, welcher zuerſt ruft oder bläst, ſeiner Sache ganz ſicher ſeyn.

Wenn der Jagdhirſch an ein Waſſer kommt, ſo ſchwimmt er durch und die Hunde ihm nach, wenn nicht gleich Jemand bei der Hand iſt, ſie zu ſtoppen; wenn es aber gelingt, die Meute noch dieſſeits zu halten, ſo ſetzen einige Jäger mit einem Theil derſelben über, legen dieſe wieder an und jagen fort, während die Geſellſchaft den Widergang abwartet, der ſelten unterbleibt, wenn nicht etwa drüben der Hirſch Hallali wird. Sobald die Fanfare

* Die rechte Fährte verlaſſen und eine andere annehmen.

il bat l'eau ertönt, vereinigen die am Ufer vertheilten Jäger ſich auf's Neue, um den Hirſch herüberſchwimmen zu ſehen und gleich darauf die Meute wieder anzulegen. Manchmal geſchieht es bei der Gelegenheit, daß der Hirſch ſich nicht aus dem Waſſer bringen läßt, und dann bleibt nichts übrig, als daß der Jagdherr ihn auf den Kopf ſchieße, für welchen Fall einer der Piqueurs auch immer eine Pürſchbüchſe mitzuführen hat, und daß vor dem Waſſer das Hallali geblaſen und gerufen werde.

Auf dem Land wird der Hirſch ſo lange gehezt, bis er nicht weiter kann und ſich ſtellt, das heißt, bis er Hallali iſt. Dies verkündet die Fanfare der Geſellſchaft, die ſich auf dem Platz vereinigt, während zwei Jäger von den Roſſen ſteigen, ſich dem athemloſen, vorne durch die Hunde beſchäftigten Hirſch vorſichtig von hinten nähern und ihm die Heſſen, die ſtarken Sehnen am Sprunggelenk, durchſchlagen; nun ſtürzt er auf die Hinterläufe, die Hunde fahren zu und der Fürſtenruf wird geblaſen, worauf der Jagdherr den Hirſch abfängt, während die Jägerei den Handſchuh abzieht, den Hirſchfänger halb aus der Scheide zuckt und unter den Tönen der Fanfare Hallali ruft.

Der rechte Vorderlauf gebührt dem Jagdherrn als das erſte Ehrenzeichen, die andern Läufe werden nach dem Range vertheilt und an die Hirſchfänger gehängt; die übrige Geſellſchaft ſammt der Jägerei ſteckt Brüche auf. Der Hirſch wird aufgebrochen, bis zum Kopf zerwirkt, das beſte Wildpret hinweggenommen und das übrige in kleinen Stückchen der Meute vorgeworfen, worauf die Jagd abgeblaſen wird und der Zug ſich zur Rückkehr ordnet, inſofern nicht etwa eine neue Meute herbeigebracht und noch ein zweiter Hirſch lancirt wird, was in heißen Tagen, wo der erſte, ſeiner Feiſte wegen, gar zu bald Hallali geworden, leicht vorkommen kann.

Im Munde der ältern franzöſiſchen Jäger war Chantilly mit ſeinen Ställen und den Roſſen, mit ſeinen Zwingern und den Rüden, mit ſeinen Forſten und den Hirſchen darin hochberühmt, und ſie vergaßen ſelten, auch die Hubertusmeſſe zu preiſen, welche alljährlich am Tage des Patrons aller Waidmänner (am 3ten November) in der Schloßkapelle geſungen wurde, wobei der Prieſter die Hunde des Prinzen einſegnete. — Zu Chantilly war es, wo Condé dem reiſenden Czar Paul ein prächtiges Gaſtmahl gab. Und als der Kaiſer aller Reußen den weiten, gewölbten, ſo eigenthümlich gebauten Saal mehr noch lobte, als ſelbſt die fürſtliche Einrichtung deſſelben, da lächelte der Wirth und meinte, die Ausſtattung ſey freilich nur für den Augenblick da, zu Ehren des gekrönten Gaſtes, die Säulenhalle aber, von dauernder Beſtimmung, nichts mehr und nichts weniger als ein Stall. Paul war entzückt über dieſen Scherz, und in der Freude ſeines Herzens deutete er von fern den Wunſch an, noch in derſelben Nacht einen Hirſch zu hetzen, wobei er jedoch nicht verhehlte, daß er die Ausführung für unmöglich halte. In dieſen Aeußerungen mochte ſich wohl auch eine kleine Bosheit, eine Art Rache für den Scherz bergen; dieſe jedoch verfehlte ihren Zweck, denn Condé kam nicht aus der Faſſung, flüſterte nach einer Weile mit dem unbefangenſten Geſicht irgend einem Pagen einen Befehl zu, und gab ſich dann wieder ganz den Pflichten eines aufmerkſamen Wirthes hin. Draußen aber ward es laut und rege. Durch das Schloßthor flogen reitende Boten, um des Prinzen Vaſallen aufzubieten, und nicht lange, ſo ertönte auf den umliegenden Dörfern die Lärmglocke, bei deren Schall die Landleute ſich vor den Kirchen ſammelten, um des Herrn Befehle zu vernehmen. Unterdeſſen war im Schloßhof die Jägerei in voller Thätigkeit; ein Theil zog ſchleunig zu Holz, um Alles zu ordnen, was der erhaltene Befehl erheiſchte; die Meute folgte bald zum Rendezvous, die Beſuchknechte ließen ſich angelegen ſeyn, nochmals den Hirſch zu beſtätigen, den der Jagdmeiſter unter denen, deren Stand ihm angeſagt worden, ausgeſucht hatte, und trafen Anſtalt, ſeine Wechſel zu verlappen, damit er nicht in der Dämmerung zu Feld ziehe.

(Die Fortſezung folgt.)

Friedhofblumen.

I.

Hier ſenkt man zwiſchen bunten Blumen
Die ſchwer und leicht Entſchlaf'nen ein,
Und über beiden deckt die Erde
Als Blumenbeet den ſchwarzen Schrein.

Und Knaben kommen dann und Mägdlein,
Und brechen von den bunten ab;
O, laßt ſie blühen, lieben Kinder,
Die Blumen ſind von einem Grab!

II.

Zehn Jahr' und eins vielleicht darüber,
Seit man den Lezten hier begraben —
Wie doch das Unkraut und die Büſche
Die Blumen überwuchert haben!

Ob jene, die hier weiland kamen,
Und ſie mit treuen Händen pflegten,
Ob jene, die hier ſonſt geweinet,
Sich Alle ſchon zur Ruhe legten?

III.

Vor moos'ger Säule da, der Ernste
Trägt wohl um lang Gestorb'ne Trauer?
Er liest den Spruch und liest den Namen,
Er ist ein neubegier'ger Schauer.

J. V. Kutscheit.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Mai.

(Beschluß.)

Der Bocksteller. Pranger. Der Schauspieler Jost.

Mit dem 1sten Mai ist, alter Sitte gemäß, der Bocksteller wieder geöffnet und das Ziel aller derer geworden, die gerne trinken, oder gerne beobachten. Der Bocksteller ist ein altes, häßliches Gewölbe, dem der fröhliche Schmuck frischer, grüner Tannenzweige, mit denen man ihn besteckt hat, kaum besser steht, als einer Matrone die bunten, flatternden Bänder, womit sie sich die Reize der Jugend kokettirend zurückzukaufen sucht; im Hintergrunde, an einer Wand, befindet sich ein uraltes, mit der Jahrszahl 1518 versehenes Basrelief, welches den Genius vorstellt, der im Keller vorzugsweise waltet, den Bock nämlich, der, den Rausch vieler Leute trefflich symbolisirend, hinten und vorne ausschlägt, weil er ausgelassen ist. In diesem Keller nun wird das Bier der Biere, der Bock, volle sechs Wochen hindurch geschenkt. Die Bereitung dieses Biers ist ein Regal, es war das erste, welches (nach der Tradition auf Befehl eines Herzogs, dessen Gemahlin aus Sehnsucht nach Bier, dem in ihrem Vaterland gewöhnlichen Getränk, bis zum Tode erkrankte) in München gebraut ward, und hat — seltenes Glück! — im Laufe der Jahrhunderte so wenig an innerer Güte, als an Ruf eingebüßt. Besonders Abends verlohnt sich ein Gang in den Bocksteller der Mühe; denn er ist auf angemessene Weise, d. h. sparsam und simpel, erleuchtet; die Gesellschaft ist aus allen Ingredienzien zusammengesezt, und so zahlreich, daß der Einzelne Mühe hat, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zu gelangen; Niemand ist, bürgerlich oder intellectuell, so hoch gestellt, daß er sich nicht gerne auf ein halbes Stündchen in den tollen Wirbel mischte, ohne darum, wie Fett, obenaufschwimmen zu wollen. Diese heitere Verschlingung aller Stände zu einem Ganzen zeichnet München und überhaupt Bayern vor so manchen andern deutschen Städten und Staaten gar vortheilhaft aus, hauptsächlich vor den verknöcherten Hansestädten, wo man alle Zwischenräume zwischen Menschen nach Zollen und Linien abmißt. Der Bock wird nicht in den gewöhnlichen, sondern in wohlgeformten, pokalähnlichen Gläsern, die beim Anstoßen klingen und nicht bloß klappern, und die ausschließlich in diesen sechs Wochen zum Vorschein kommen, ausgeschenkt; ein Hauptspaß (von der Vorzeit auf die Gegenwart vererbt, wie der Bocksteller und der Bock selbst) soll es dabei für die geringere Volksclasse seyn, von diesen Gläsern die geleerten unbemerkt als Trophäen einzustecken. Genug vom Bocksteller, denke ich, für diejenigen, die ihn nicht besuchen können, und gewiß für die, die ihn besucht haben. — Eine Volkslustbarkeit anderer Art (leider muß man den Akt, der Abschreckungstheorie zum Trotz, so nennen!) gehört Gottlob! nicht zu denjenigen, die der Mai regelmäßig bringt. Es war die Ausstellung eines zum Tode verurtheilten, mit lebenslänglicher Kettenstrafe begnadigten Raubmörders am Pranger. Das Herbeiströmen der Menge zu diesem furchtbarsten aller Schauspiele beleidigt mich immer im Innersten, wo und unter welchen Verhältnissen es mir auch entgegentrete; ich weiß nicht, ob ich mein Gefühl für krankhaft halten muß, aber ich sehe in jener Schaustellung der sittlichen Fäulniß den eigentlichen Gnadenstoß einer entarteten Natur, der sie völlig knickt, und ich glaube, die Justiz sollte keine Strafe diktiren, die im Zuschauer wie im Verbrecher nur das Bestialische aufregen kann. Sie sollte es um so weniger thun, als nur das Beil, aber keine Festung die Gesellschaft vor der Rückkehr — selbst vor der gesetzmäßigen — eines ausgestoßenen Mitgliedes völlig sichert, und als sich vielleicht Kerker und Ketten verwinden und vergessen lassen, doch gewiß kein Pranger.

Jedem Fremden, der München besuchte, hat sich wohl die Bemerkung aufgedrungen, daß es dieser Stadt, im Vergleich zu so mancher andern, ungleich weniger bedeutenden, noch immer an einem angemessenen Gasthof fehle. Dies Zurückbleiben der hiesigen Spekulanten hinter den wirklichen Bedürfnissen der sich mehr und mehr ausdehnenden Stadt, in deren Mitte sie leben, ist in unsern Tagen seltsam genug, und hat der Polizei zu einer Bekanntmachung Anlaß gegeben, worin sie demjenigen, der sich zur Einrichtung eines solchen Gasthofs verstehen will, und die dazu nöthige Summe nachweisen kann, die unentgeldliche Ertheilung des Privilegiums verheißt; eine Maßregel, die unstreitig in Hinsicht der Bequemlichkeit der von allen Seiten auf München zuströmenden Fremden an der Zeit ist, und wohl schwerlich erfolglos bleiben wird. — Ich spreche nicht gerne vom Theater, da heutzutage das Bild des Lebens, wo möglich, noch farbloser und verwaschener ist, als das Leben selbst. Diesmal aber muß ich eine Ausnahme machen. Ein wahrhaft bedeutender Künstler, Jost aus Hamburg, der bis jezt in dem Maße, wie er sie verdienen möchte, vielleicht noch keine Anerkennung gefunden hat, ist hier für das Fach des verstorbenen Vespermann engagirt und hat, nachdem er zuvor mehrere Gast- und Proberollen gegeben, neulich als Ludwig der Eilfte im Stück gleiches Namens von Delavigne debütirt. Die Kraft, womit er dies grauenhafteste Gespenst der Geschichte, diesen bedenklosen Heuchler, der Gott, die Welt und sich selbst zu betrügen sucht, diesen zusammengebrochenen, fast nur noch als Schatten umgehenden König, der mit entsetzlicher Angst die hohle, ausgesogene Existenz, die ihm nichts mehr zu bieten vermag, wie ein leztes Brett im Ocean, umklammert, in die Erscheinung rief, ja mit der er, was mehr sagen will, uns Delavigne's neufranzösische Romantik vergessen machte, war erstaunlich, verschaffte ihm auch den allgemeinsten Beifall. Möge er sich in der Liebe und Gunst des hiesigen Publikums befestigen, wie er sich in seiner Kunst befestigt hat!

Beilage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 129.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 31. Mai 1837.

Mein Geist, bewegt von innerlichem Streite,
Empfand so sehr in diesem kurzen Leben,
Wie leicht es ist, die Heimath aufzugeben,
Allein wie schwer, zu finden eine zweite.

Platen.

Erinnerung an A. Graf von Platen.

Canzone.

Ein Jahr entwich, seit du im fernen Süden,
Getrennt von Allen, die dich Freund benannten,
Die lezten Seufzer hauchtest in die Lüfte,
Und ein Verbannter ruhst du bei Verbannten,
Die dort gebettet ihren Leib, den müden.
Stets frischer Schatten, nie versiegte Düfte
Umziehn die stillen Grüfte,
In denen Aeschylos und du geborgen
Vor allen Stürmen, die die Welt durchtoben,
Vor Erdenfreuden und vor Erdensorgen,
Die lebend euch die Brust in Seufzern hoben.
Du bist erlöst, wir aber sehn beklommen,
Daß allzufrüh der Erde du entnommen.

Du ließest hinter dir die theuren Auen
Des Vaterlandes, um hinauszuwallen
In's fremde Land, im Busen tausend Qualen.
Vom Schnee der Alpen hörten wir erschallen
Das lezte Lied von stolzem Selbstvertrauen.
Die Gipfel glühten noch in Sonnenstrahlen,
Nacht war es in den Thalen:
Du wandtest dich zum lezten Mal zurücke
Zum Vaterland. Sobald der Morgen tagte
Flogst du entgegen lang erträumtem Glücke
Voll Ungestüm; doch deine Stimme klagte
Zu bald, das Glück der Heimath sey entschwunden
Und kein Ersatz im fremden Land gefunden.

Du weiltest nirgends. Mit beklommnem Herzen
Durchzogst du flüchtig lenzgeschmückte Räume
Und fühltest nimmer dich der Angst entschlagen:
Das Bild der Heimath zeigten deine Träume,
Dein Wachen trübte sich mit Heimwehschmerzen.
Trost suchend stiegst du in den Schacht der Sagen,
Doch blieb der Grund zu klagen.
Und wenn die Vorzeit deine Kraft erweckte,
Dann kam die Gegenwart, die dich ergreifend
Aus flücht'ger Ruh von Neuem wieder schreckte;
Und deine Blicke, nach der Zukunft schweifend,
Erspähten nichts, wodurch dir Trost verliehen,
Denn durch den Erdball sahst du Kämpfe ziehen.

Propheteuworte warfst du in die Wogen
Der Leidenschaft, die brausend dich umschäumten,
Doch keiner glaubte deinen scharfen Lauten:
Die Schwärmer, die vom Glück der Zukunft träumten,
Und die ein Glück der Gegenwart sich logen,

Weil ſie das Glück an ihrem Herde ſchauten,
Die Hörer alle trauten
Dem Seher nicht und nicht den droh'nden Zeichen,
Zu denen bebend wir die Blicke hoben.
Einſt werden ſie, ich fürcht' es, bang erbleichen,
Wenn Weſt und Oſt im wilden Kampfe toben;
Du aber weilſt in himmelslichten Räumen
Und ſiehſt die Welt geſchreckt aus ſüßen Träumen.

Was du gewollt, du haſt es nicht errungen:
Zwar manches Herz gewannen deine Lieder,
Und mancher Blick ward feucht bei deinem Scheiden;
Doch lächeln nun ſie heiter alle wieder,
Und Vielen iſt umſonſt dein Lied erklungen,
Denn ihren Götzen, dran den Blick ſie weiden,
Sie mögen ihn nicht meiden.
In Freundesherzen pflanzteſt du die Triebe
Holdſel'ger Kunſt, und deine Freunde wollen
Sie auferziehn mit Luſt und treuer Liebe,
Daß ſie gedeihn zum Lenz, zum blüthenvollen.
Dann mögen endlich jene dich erkennen,
Die deinen Namen bitter höhnend nennen.

K. Gödeke.

Das Waidwerk.

(Fortſetzung.)

Als nun die zehnte Stunde ſchlug, meldete der Prinz dem Czar, daß Alles zur nächtlichen Jagd bereit ſey, und die Geſellſchaft ſtieg zu Pferde. Paul hatte das kaum ausgeſprochene Gelüſt längſt vergeſſen, und war höchlich verwundert, den ſcherzhaften Wunſch ſo ſchnell, wie durch den Zauberſtab einer Fee, ſich erfüllen zu ſehen. Zum Stelldichein ritten die Jäger durch eine Doppelreihe aufgeſtellter Fackelträger, und der alte Forſt, von vielen tauſend Lichtern erhellt, bot einen mährchenhaften Anblick dar; der Hirſch in ſeinem Dickicht mochte wohl glauben, draußen glänze noch der Tag, und hatte ſich bisher nicht gerührt, als endlich die Lancirhunde ihn aufſprengten und er, plötzlich von einem Feuermeer umgeben, vor den Fackeln zurückprallte und, ſeiner Sinne nicht mehr mächtig, geradeaus durch die beleuchteten Alleen ſtob, da auf ſeiner Fährte die Meute lautete. Rechts wie links hinderte ihn der Lichtglanz, in's Dickicht zu fliehen, und ſo ging ſein Pfad nur geradeaus, bis irgend ein helllohendes Feuer mitten im Weg, oder ein praſſelndes Bouquet von Raketen ihn wieder in einen Seitengang ſchreckte. Dieſe Jagd glich dem Treiben des Hackelbergers, wenn er, unter Hörnerruf und Peitſchengeknall, von grellen Blitzen beleuchtet, unter den Hufen ſeiner Roſſe den rollenden Donner, mit der geſpenſtigen Schaar durch die düſtern Wolken im Sturme reitet, zuweilen die Wipfel der alten Eichen ſtreifend und knickend, daß der Raubvogel und der Schuhu krächzend aufflattern, das geſcheuchte Wild ſinnlos an Stämme und Steine prallt und der Landmann unter dem wankenden Strohdach, ſich vielfach bekreuzend, alle Heiligen zu ſeinem Schutze ruft. — Endlich ſtellte ſich der Hirſch, mehr noch aus Verwirrung und Schreck, als aus jener Ermüdung, welche einer langen und anſtrengenden Flucht zu folgen pflegt, und eine Jagd nahm ein Ende, die in der Geſchichte des Waidwerks kaum ihres Gleichen finden mag.

Die Hubertusmeſſe von Chantilly war zwar weder ſo unerhört, noch ſo abenteuerlich als jene Hirſchjagd bei Fackelſchein, aber es muß dennoch kein alltägliches Schauſpiel geweſen ſeyn, die ganze Schloßkapelle mit andächtig aufhorchenden Hunden gefüllt zu ſehen. Die Hauptmaſſe bildeten die Parforcemeuten, und um dieſe ſchaarten ſich, unter der Aufſicht beſonderer Führer, die klugen, treuherzigen Leithunde, die falſchen, ſpitzbübiſchen Windhunde, die ehrenfeſten Hatzhunde und Packer, die Saufinder, die Schweißhunde. Die Aufſeher, mit langen Gerten bewaffnet, ſorgten dafür, daß ihre Zöglinge mit dem gehörigen Anſtand zuhörten und den Segen empfingen, der ſie für ein ganzes Jahr zu ihrem Beruf ſtärken ſollte. — Diejenigen, welche in dieſer Ceremonie eine Entweihung des Heiligen zu ſehen geneigt ſind, mögen bedenken, daß es keine wirkliche Entweihung gibt, als die aus böſem Willen hervorgeht, und da die Hubertusmeſſe für die Hunde in gutem Glauben geſtiftet wurde, ſo iſt es billig, ſie als das anzuſehen, was ſie in der That war: als eine ſehr ſchickliche Zugabe zum übrigen Jagdaufwand, denn bekanntlich iſt Gottſeligkeit zu allen Dingen nütz.

Viele Leute wollen behaupten, die Parforcejagd ſey ein grauſames, rohes Vergnügen, und komme deßhalb durch die fortſchreitende Civiliſation immer mehr in Abnahme. Wenn an dieſer Behauptung etwas Wahres iſt, ſo liegt dies wenigſtens nicht im Hinterſatz, denn ſo weit iſt es lange noch nicht mit der Civiliſation gekommen, daß ſanfte Regungen unſere Vergnügungen zu hindern im Stande wären. Hohe und Niedere ergötzen ſich ohne die geringſte Anwandlung von Mitleid, wenn vor ihnen auf der Scene eine Ballettänzerin nach dem Klange der Muſik ſich außer Athem hetzen läßt; ſie laſſen zu ihrer Augenluſt den Seiltänzer auf dem Tau nach der Kirchthurmſpitze die ſchwindelerregende Bahn wandeln, und hegen dabei höchſtens ſo viel Theilnahme, daß ſie die von einem innern, nicht unbehaglichen Grauſen begleitete Erwartung, den Waghals ſtürzen zu ſehen, ſich nicht ſelbſt eingeſtehen mögen; und wenn nur die Menſchlichkeit des Jahrhunderts die Frage zu löſen hätte, wir würden alle Tage das fröhliche Geſchrei der Jäger, den Schall

der Hörner, das Knallen der Peitschen, das Gelaut der Hunde vernehmen. — Das Abkommen der Parforcejagd hat aber Gründe, die so wenig sich verbergen lassen, daß die noch dazu meistens nur geheuchelte Empfindelei im Verhältniß zu ihnen immerhin ehrenvoll genug erscheint.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Um schließlich noch einmal kurz zusammenzufassen, was an diesem Bilde lobwürdig ist und bei des Künstlers Jugend zu bedeutenden Hoffnungen berechtigt, hebe ich die durchdachte Composition, die korrekte Zeichnung, das Streben nach Ernst und Styl und das glückliche, hier so seltene Entferntseyn von Manier hervor. Ich sage absichtlich nur Streben nach Styl, nicht Styl selbst. Es ist namentlich in der Behandlung noch zu viel Kleinliches, ich möchte sagen Natürliches. Styl ist in einem historischen Bilde eigentlich unerläßlich, ja er macht dessen Wesen aus, und der Styl gerade, nicht aber bloß die Dimension oder der Gegenstand wird am Ende den ganzen Unterschied zwischen historischen und Genrebildern ausmachen (unter historischen Bildern verstehe ich in diesem Augenblicke auch die aus der heiligen Geschichte, nicht bloß die aus der Profangeschichte, von denen ich in diesem Briefe rede und denen ich im folgenden die religiösen Bilder entgegen setzen werde). Der Styl aber will wohl Natur, deren er sich als Mittel zum Zweck zu bedienen hat, nicht aber Natürlichkeit. Letztere kann nie Aufgabe der Kunst seyn, sonst wäre eine Wachsfigur ein größeres Kunstwerk als der Apoll von Belvedere. Doch entschuldigen Sie, ich gerathe hier in ein epinöses Kapitel, über das sich viel sagen ließe, wenn ich nicht überzeugt wäre, es würde Sie theils langweilen (und dieses recht aus Herzensgrunde und gründlich zu thun, behalte ich mir noch für folgende Briefe vor), theils Ihnen schon bekannt seyn.

Das dritte der oben von mir genannten Bilder ist „die Cholera zu Paris," von Prosper Lafaye. Wie auf dem Roger'schen, so ist auch auf diesem Bilde ein Leichnam Mittelpunkt der Handlung, ein Leichnam, oder vielmehr, was jedoch gleichbedeutend ist, ein Cholerakranker. Dieses sehr große Bild (Figuren Lebensgröße) hat ein seltsames Sujet, das man ohne die Erklärung des Katalogs nicht recht versteht; höchst wahrscheinlich ist es bestellt worden. Das Livret sagt in wörtlicher Uebersetzung Folgendes zur Erklärung: „Da das Gerücht sich verbreitet hatte, es seyen Vergiftungen entdeckt worden und man habe dieserwegen die Aerzte selbst in Verdacht, so begab sich die Menge, stets das Schlimme zu glauben bereit, vor das Hotel Dieu, und suchte zu verhindern, daß man Kranke in dasselbe hineinbringe. Einer der in demselben angestellten Aerzte, voll Unwillen über jene Verläumdung gegen einen Stand, der unter so schrecklichen Umständen die größten Beweise von Pflichteifer gab, hob die Decke von einem der Kranken ab, um der Menge den Zustand zu zeigen, in welchem derselbe sich befand. (Ausgezogen aus den Journalen jener Zeit.)" Die Art und Weise, wie Lafaye diesen Stoff aufgefaßt hat, ist einfach und natürlich. Aus der Thüre des Hotel Dieu, zu welcher einige Stufen hinaufführen, ist der Arzt herausgetreten und hebt von dem auf einer Tragbahre liegenden Kranken die Decke ab; zugleich redet er demonstrirend zu der aufrühreriſchen Menge, die auf beiden Seiten des in der Mitte des Bildes stehenden Arztes in wilden Gruppen ungewiß ist, soll sie stürmen oder zurückweichen. — Was dieses Bild auszeichnet, ist die meisterhafte Behandlung, was die Malerei betrifft, die Zeichnung könnte hie und da sorgfältiger seyn. Aus dem Arzte in seinem modischen Costüme war nicht viel zu machen, in den Pöbelgruppen dagegen ist viel charakteristischer Ausdruck, und der Kranke (oder Todte) ist in einer schönen Verkürzung vortrefflich gezeichnet und noch besser gemalt. Uebrigens hat der Leichnam Karls des Kühnen auf dem Rogerschen Bilde mehr Cholerakrankes als dieser Körper hier, was man indeß Lafaye, der dadurch das Widerliche vermieden hat, immer Dank wissen mag. — Ich habe dieses Bild unter den andern historischen Bildern des Salons hervorgehoben, weil es eines der besten ist, die Versailler Bilder mitgerechnet; nur Schade, daß dem Stoffe durchaus kein Interesse abzugewinnen ist. Was daraus zu machen war, hat Lafaye geleistet.

Soviel über die historischen Bilder des Salons, unter denen ich, nicht ganz dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gemäß, alle die aus der Profangeschichte verstanden habe, Dimension und Behandlung mochten seyn welche sie wollten. Im folgenden Briefe werde ich Einiges über die religiösen oder Bilder aus der heiligen Geschichte berichten.

(Schluß des dritten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Vorbereitungen zur Vermählung des Herzogs von Orleans.

In den lezten zwei Jahrhunderten haben drei deutsche Prinzessinnen auf Frankreichs Thron gesessen, die vierte wird in diesen Tagen erwartet, und während Tapezierer,

Vergolder, Feuerwerker hier, in Fontainebleau, in Versailles, überall alle Hände voll zu thun haben, blättern die politischen Wetterpropheten im hundertjährigen Geschichtskalender, wo so mancher Tag blutroth gedruckt steht, und stellen der neuen Brautfahrt das Horoscop. Und höchst bedeutsame Erinnerungen knüpfen sich an die Namen jener drei Fürstinnen; ihrer Brautfahrt folgten jedesmal in kurzer Frist die heftigsten Ungewitter, gerade die Stürme, welche vorzüglich die Witterung der neuern Zeit constituirt haben: Richelieu und Mazarin, die Bürgerkriege und die Befestigung der unumschränkten königlichen Macht, Marat und die Revolution, Talleyrand und die Restauration — Anna von Oesterreich, Marie Antoinette von Oesterreich, Marie Louise von Oesterreich. Die Anhänger des Juliusthrons, wenn sie abergläubisch sind, mögen froh seyn, daß die sehnlich Erwartete Helene von Mecklenburg heißt. — Die Feste, welche sich vielfach vorbereiten, werden äußerlich im Grunde dieselben seyn, wie die bei Anna's, Marie Antoinettens und Marie Louisens Vermählung; nach den pomphaften Programmen der Journale ist freilich Alles einzig, nie gesehen; aber die Fortschritte des Menschengeistes in Zuckerbäckerei, Verzierungskunst, Feuerwerkerei sind nicht der Rede werth. Der Hauptunterschied liegt im Sinne deren, welche in den gestickten Rock schlüpfen, um den Festen officiell beizuwohnen, und im Kalkul deren, welche die Hand in den Beutel stecken, um sie zu bezahlen. Sonst dachte man in der lustigen Sprachverwirrung der Höfe und ihrer Feste so wenig an die Sündfluth, als beim babylonischen Thurmbau; jetzt bringt man es zu keiner rechten Lust, kaum mehr zu einem tüchtigen Hochmuth vor dem ewigen Gedanken, ob man unter den Männlein und Fräulein Platz finden werde, welche dereinst eine neue rettende Arche aufnimmt. Sonst erhob man Taxen zu Krönungen und Beilagern, frischweg, um der Sache selbst willen; man raisonnirte nicht, wie ersprießlich es sey, das Gold aus der ganzen Volksmasse in Wetterwolken zu sammeln, und es dann da und dort als befruchtenden Regen niederfallen zu lassen; jetzt wird ein fürstliches Festprogramm von derselben Rücksicht dictirt, welche Bälle, Concerte, Lotterien für die Armen veranstaltet. So wird die Stadt Paris einen großen Theil der von ihr zur Feier des Orleansschen Beilagers ausgesetzten Summen zu wohlthätigen Zwecken verwenden: 58,000 Fr. für die Wohlthätigkeitsanstalten, 12,000 Fr. um die armen Kinder in den Kleinkinderschulen zu kleiden, 50,000 Fr. für die Primärschulen zur Aufmunterung, 60,000 Fr. zur Vertheilung unter die Hülfsvereine der Gewerbe. Auch bei den Festen, welche die Stadt Paris geben wird, hält sie mit Selbstbewußtseyn den Gedanken des Nützlichen fest: so wird das Stadthaus, dessen innere Ausstattung dreißig und mehr Jahre alt ist, ganz neu gemalt, möblirt und decorirt, um den Lyoner Seidewebern und zahllosen Pariser Arbeitern zu thun zu geben. Auch die Kunst ist nicht vergessen, oder vielmehr die Künstler: in einem Saale des Stadthauses sollen die Porträts aller berühmten Männer, welche Paris geboren, Krieger, Staatsmänner, Künstler, Schriftsteller, darunter sogar zwei Frauen, aufgestellt werden. Diorama's, an denen alle Feenkünste der heutigen Malerei erschöpft sind, sollen Prinzessin Helene an die Lieblingsplätze ihres Heimathlandes zurückzaubern. „Bereits," schreibt ungefähr das Journal des Débats, „sind die verschiedensten Gewerke in der regsten Thätigkeit. Man baut Ballsäle, zimmert tragbare Festungswerke, wandelt Höfe in Säle, Säle in Gärten um. Der geschmackvollste Putz wird vorbereitet; die Diamanten wandern aus den Schmuckkästen, die Thaler aus den Truhen, um aller Orten Früchte zu bringen hundertfältig. Maler, Bildhauer und Schnitzer, Zimmerer, Juweliere, Goldschmiede, Feuerwerker, Nähterinnen, Modehändlerinnen legen keinen Augenblick die Hände in den Schooß. Lyon liefert seine Stoffe, Vincennes seine Raketen, Paris seine lustigen Erfindungen, seinen Luxus, seinen Reichthum, seine Jovialität. Die Feuerwerke, dergleichen man noch nichts gesehen, kosten 40,000 Fr.; einzig in seiner Art wird ferner das nächtliche Fest auf dem Marsfelde seyn: zehntausend Mann Linientruppen sollen, bei Beleuchtung von bengalischem Feuer, ein in der Mitte des Platzes erbautes Fort angreifen und vertheidigen. Die Artillerie liefert alles zu dieser Feerei erforderliche Feuerwerk, und die französische Artillerie behauptet ja dans ces jeux de la pyrotechnie l'admirable supériorité qu'elle a su depuis long temps s'assurer dans les combats. — Paris kann zufrieden seyn. Die Feierlichkeiten in Fontainebleau, die Feste auf dem Stadthaus, die Schauspiele, die Versailles bieten wird, ziehen von allen Seiten Schaaren von Neugierigen herbei. Bereits hat sich die Masse der Neugierigen mehr als verdoppelt; wie wird es erst in vierzehn Tagen, in drei Wochen werden? Paris zehrt nicht nur ein halbes Jahr, es bereichert sich an dieser Herrlichkeit, an diesem denkwürdigen Ereigniß, das noch viel länger ganz Frankreich im Gedächtniß bleiben und segensreich in die ferne Zukunft wirken wird." — In Erwartung all dieser Pracht und Herrlichkeit wünschen wir aufrichtig, daß die festlichen Tage kein Omen schwarz zeichnen möchte, wie den 30sten Mai 1770 und den 1sten Juli 1810. — Bälle, Mandvres, Feuerwerke u. dgl. kann man auch anderswo geben, aber dieses Beilager könnte, wenn man dem Gerüchte traut, durch etwas bezeichnet werden, was man nur hier wagen, was nur von hier ausgehen darf. Frankreich hat zwar sein althergebrachtes Recht, im Costüm für den civilisirten Welttreis den Ton anzugeben, ziemlich ungekränkt behauptet, aber der französische Hof im eigentlichen Sinn hat sich längst der Dictatur in diesem Fache begeben. Die jungen Prinzen scheinen es nun versuchen zu wollen, diese schöne Prärogative wieder an sich zu nehmen, und in dieser Beziehung principes juventutis orbis terrarum zu werden. Sie haben nicht nur den ambulirenden Diplomaten im Gefolge des Herzogs von Broglie eine eigene Tracht mitgegeben: habit français à la Louis XIV., d. h. eine Art knapp anliegenden Ueberrocks mit goldenen sogenannten Brandebourgs und großem unaufgeschlagenem Hut; sie sollen entschlossen seyn, in Fontainebleau selbst in einem neualten Costüm zu erscheinen, und dieses bestände im reich mit Gold und Silber gestickten Leibrock des siebzehnten Jahrhunderts und im Federbarett. Mehrere, namentlich ministerielle Blätter besprechen diese bevorstehende Neuerung mit Wohlgefälligkeit, und sie seyen hinzu: wenn die Prinzen zu dieser vernünftigen Tracht sich bequemen, so muß sie unfehlbar allgemein Nachahmung finden. — Seht euch vor, ihr guten Deutschen, damit euch die Revolution nicht unvorbereitet treffe!

Auflösung des Räthsels in Nr. 126.

Der Wein.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 55 u. Monatsregister Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 130.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 1. Juni 1837.

Oui, c'est la chose comme elle est,
Et point du tout conte frivole.
Je suis homme d'honneur, j'en donne ma parole,
Et vous m'en croirez, s'il vous plait.

Molière.
Amphitryon.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte. *

Von

Dr. Nürnberger.

Wir müssen unsern Spruch nochmals mit den Crosse'schen Entdeckungen anheben, da die Außerordentlichkeit derselben Zweifel, ja Plaisanterien hervorgerufen hat, wodurch die Sache in das Ungewisse und Lächerliche herab gezogen werden könnte. Statt uns auf denselben Ton einzulassen, was mit der Würde der Wissenschaft, die wir hier vertreten, unverträglich scheint, begnügen wir uns, ganz einfach zu bemerken, daß das angeführte Factum selbst, nämlich: die Erzeugung (oder Darstellung) lebender Geschöpfe durch Anwendung des Crosse'schen Verfahrens auf Hornstein allermittelst außer allen Zweifel gesezt worden ist. Bei der lezten Versammlung der Royal-Institution zu London las Dr. Faraday eine Abhandlung über die neue Entdeckung Crosses, betreffend die Bildung oder Wiederbildung ** von Insekten in Hornstein, und erklärte ausdrücklich, daß, wie vielfach diese Entdeckung bezweifelt werde, doch so viel gewiß sey, daß Crosse, durch längere Anwendung des Volta'schen Stroms, aus Kieselerde und Potasche lebende Thiere erhalten habe. Auch legte Faraday dergleichen Insekten vor. — In der Versammlung der Ashmole'schen Gesellschaft zu Oxford am 6ten März zeigte ferner Professor Buckland an, daß Crosse, einer neueren Mittheilung zufolge, neuerdings Hunderte von Insekten durch längere Anwendung des elektrischen Stromes seiner mächtigen galvanischen Säule * auf eine Mischung von Kieselerde und Salzsäure in das Leben gerufen habe. Dieselbe Thierart bildete sich auch in der reinen Kieselerde (welche Crosse, wie wir in unserm vorigen Berichte weitläufiger auseinander gesezt haben und des Folgenden wegen hier nochmals wiederholen, aus pulverisirtem Feuersteine oder Hornsteine erhalten hatte), ohne Hinzumischung der Salzsäure, niemals aber ohne Mitwirkung des Volta'schen Stromes. ** Lezterer Umstand scheint mir entscheidend

* Vergl. den vorlezten dieser Berichte in Nr. 68 ff. dieser Blätter.

** Man vergleiche unsern vorigen Bericht.

* Ich habe oben den Ausdruck „Volta'scher Strom" gebraucht, gleichwie ich hier „elektrischer Strom der galvanischen Säule" sage. Beide Ausdrücke sind, wie ich nochmals bemerke, gleichbedeutend, da das Ganze der Entdeckung den beiden Naturforschern Galvani und Volta angehört.

** Es geht uns, beim Schlusse des gegenwärtigen Aufsatzes, und zwar aus der lautersten Quelle, noch eine anderweitige Bestätigung dieser Entdeckungen zu, und wir können

und ist eben das Hochwichtige der großen Crosse'schen Entdeckung, indem man nach diesem Umstand kaum umhin kann, dem galvanischen Strome eine solche belebende Kraft beizulegen, um Organismen niederer Ordnung entweder aus der Materie selbst in das Daseyn zu rufen, oder Falls man die, in meinem vorigen Berichte dargestellten Ehrenberg'schen Entdeckungen zu Grunde legt, doch wenigstens aus einem Todesschlafe von mehreren Jahrtausenden wieder zu erwecken. Die englischen Naturforscher haben sich, nach Anhörung des Buckland'schen Vortrags, für die erstere Ansicht entschieden, indem sie die Crosse'schen Insekten zu einer höheren Thierclasse als die Ehrenberg'schen Infusorien zählen; und ich mache, auf die Gefahr hin, nochmals mit Paracelsus verglichen zu werden,* kein Geheimniß daraus, daß ich, wenigstens was die zu Grunde liegende Kraft des Volta'schen Stroms betrifft, ihre Meinung theile. Die Zeit wird diese wunderbare Sache näher aufklären.

Nicht weniger auffallend, aber erklärlicher, ist eine Erscheinung, welche bei der am 20sten April eingetretenen totalen Mondfinsterniß, wenigstens für gewisse Punkte der Erde,** Statt fand. Da nämlich die Erde, wenn eine Mondfinsterniß eintreten soll, offenbar zwischen der Sonne und dem Monde stehen muß, um letzteren zu verhindern, von den Strahlen der ersteren beleuchtet zu werden, so scheint es auf den ersten Blick unmöglich, daß sich beide Gestirne während eines solchen Ereignisses am Himmel zeigen können: die Sonne muß wirklich unter dem Horizonte des Beobachters stehen, wenn sich der Mond verfinstert über demselben darstellen soll. Gleichwohl trat am 20sten April der sehr seltene Fall ein,*** daß beide Gestirne: die Sonne im Untergehen, der verfinsterte Mond im Aufgehen, zugleich am Himmel sichtbar wurden, und zwar in Folge der Strahlenbrechung. Die Strahlenbrechung zeigt bekanntlich die aufgehenden Gestirne schon im Horizonte, wenn sie eigentlich noch darunter stehen, und erhält eben so die schon untergegangenen noch eine Zeitlang sichtbar. Als nun am 20sten April die totale Mondfinsterniß begann (8 Uhr 43 Minuten Abends mittlere Berliner Zeit), so ging die Sonne, abgesehen von der Strahlenbrechung, eben unter für eine von der Nordküste Novazembla's durch die Lofoden, die Schetlandsinseln und Irland gegen das Ostcap Brasiliens und die Falklandsinseln gedachte Linie; und beim Ende der totalen Finsterniß lief diese Linie des Sonnenuntergangs von Spitzbergens Süd- und Islands Westküste zur Mündung des Maranhon und weiter mitten durch Südamerika. Alle Gegenden also, welche auf und zwischen diesen beiden Linien liegen, erblickten den total verfinstert aufgehenden Mond und das durch die Refraction gehobene Bild der eben untergehenden Sonne zugleich über ihrem Horizonte. — Für die beiden Linien des gleichzeitigen Sonnenaufgangs gilt begreiflich das Umgekehrte, indem man dort das, von der Refraction über den Horizont erhobene Bild der aufgehenden Sonne und den total verfinstert untergehenden Mond zugleich am Himmel erblickte.

Ich mußte über diese seltene und merkwürdige Erscheinung so ausführlich sprechen, da sie Zweifel erregen könnte und in der That schon im Alterthume als etwas Wunderbares betrachtet worden ist. Der ältere Plinius, dem sie bekannt war, bezeichnet sie so;* und erst der griechische Astronom Cleomedes († um 430 n. Chr.) kam auf den Gedanken der Strahlenbrechung, welche denn auch die einzige mögliche Erklärung abgibt. Aus demselben Grunde der Strahlenbrechung haben auch die Leser am 20sten April den Mond, seiner totalen Verfinsterung unerachtet, noch immer in einem rothen Schimmer, der bekannten Brechungsfarbe des Sonnenlichts beim Auf- und Untergange, am Himmel erblickt, eben weil gebrochenes Sonnenlicht in den Schattenkegel der Erde gelangt und solchergestalt auch den Mond, während seines Verweilens in diesem Schattenkegel, trifft.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

auf den Grund des Zeugnisses so vieler achtenswerthen und competenten Männer den behaupteten Thatsachen unser Zutrauen unmöglich versagen.

* Unser Korrespondent in Nr. 68 dieser Blätter hat nur den Engländer Crosse mit Paracelsus verglichen.
Anm. d. Red.

** Der Liverpool Mercury, welcher zuerst auf diesen Umstand aufmerksam gemacht hat, irrt jedoch, wenn er die allgemeine Sichtbarkeit der Erscheinung, von der wir hier sprechen wollen, behauptet. Sie trat aus den oben entwickelten Gründen, allerdings für gewisse Gegenden der Erde, aber nicht für alle diejenigen ein, wo gleichwohl die Mondfinsterniß selbst sichtbar war.

*** Ich finde, daß dieselbe Beobachtung bei der großen Mondfinsterniß vom 19ten Juli 1750 zu Paris gemacht worden ist. Auch war sie ja schon den Alten bekannt.

* H. N. II. 15. „Mirum, quanam ratione, cum solis exortu umbra illa hebetatrix sub terra esse debeat, semel jam acciderit, ut in occasu luna deficeret utroque super terram conspicuo sidere.“ — Wenn Plinius auch keine Erklärung des Phänomens beibringt, so sieht man doch auch hier wieder, mit welcher Genauigkeit er wenigstens beobachtet hat.

Das Waidwerk.

Dritter Artikel.

Auerhahnen- und Gemsjagd.

In den hohen Wäldern der Alpen, auf den einsamen Höhen des Schwarzwaldes und auf manchen andern Waldgebirgen singt im Frühjahr der Auerhahn sein Liebeslied,

durch das er nicht nur die zärtlichen Hennen, sondern auch den Jäger lockt; und wo, hoch über den Waldungen, im Mai noch der Schnee die Felsen deckt, da schlägt und rollt auf der weißen Fläche der dunkle Birkhahn und streicht, mit den Flügelspitzen den Schnee streifend, dahin, wo der erfahrene Waidmann ihn erwartet. — Das Erlegen des Auerhahns steht bei den edlen Jägern in hohem Ansehen, und der Schwarzwald darf sich rühmen, alljährlich auf seinen wildesten Höhen die stolzesten Auerhahnjagden zu sehen; denn wie in den Felsen der Steiermark der berühmte Enkel des ritterlichen Kaisers Max allen Jägern mit edlem Beispiel vorangeht, so leuchtet auch bei uns als Muster männlichen Thuns der Landesherr und sein erlauchtes Haus, wie in allem Waidwerk, so auch in der Jagd auf den scheuen Vogel des Gebirgs, die ein Probirstein ist für alle Eigenschaften, welche ein Waidmann besitzen soll.

Die Gebirge des Schwarzwalds sehen für den, welcher die Felsen der Alpen kennt, beim ersten Anblick nicht sonderlich hoch und gewaltig aus, und erheben in der That sich kaum bis an die lezte Grenze der Forstvegetation, die nur der Feldberg und der Belchen überragen, der Kandel völlig erreicht; dennoch aber sind sie hoch genug, um den stärksten und geübtesten Bergsteiger auf harte Proben zu stellen, wenn er ihre steilen Halden zu erklimmen, ihre vielfachen Schluchten zu durchklettern hat. Dabei haben die waldigen Höhen die besondere Eigenschaft, daß sie oben fast immer sumpfig sind und vielfache Seen sich auf ihnen finden, deren einer, der Mummelsee, vor allen bekannt und genannt ist.

Zur Zeit, wann dort oben in den weiten Berggehegen der Auerhahn zu falzen anfängt (gewöhnlich um Walpurgis), hat der Waidgesell fleißig am Abend aufzupassen, wo der Hahn sich auf einem Baum niederläßt; denn auf derselben Stelle bleibt er, wenn er nicht zufällig verscheucht wird, bis er gegen Morgen die Hennen zu locken beginnt, die sich nach angebrochener Morgendämmerung unter dem Baum sammeln; läßt sich Abends beim Einfallen der Hahn nicht vernehmen, so muß der Jäger nach Mitternacht ihn belauschen. Dieses Beginnen heißt: den Hahn verhören, und entspricht ganz dem Bestätigen des rothen und schwarzen Wildprets, nur daß es, wenn nicht schwerer, doch beschwerlicher ist.

Die Jagdgesellschaft muß ihr Nachtlager im hohen Gebirg nehmen, und dieser Aufenthalt ist es, welcher allein, wie wir bereits erwähnten, den Anlaß gibt, die Jagd zu einer Festlichkeit zu machen, besonders wenn eigens zu dem Behuf erbaute Jagdschlößchen bereit stehen, die edlen Waidleute aufzunehmen, wie in den Umgebungen Badens sich ihrer zwei finden, auf der Herrenwiese und auf dem Kaltenbrunn. Doch möge nun die Schützen ein wohleingerichtetes Schlößchen, eine Köhlerhütte oder auch ein Lager auf dem Moos unter dem Dach der Tannen aufnehmen: sobald die Mitternacht kommt, naht auch für sie der Augenblick des Aufbruchs, je nach den Umständen früher oder später, und jeden Einzelnen führt auf besondern Wegen, oft stundenweit vom Platz des Lagers, ein revierkundiger Waidgesell durch Schluchten, Sümpfe und alle Hindernisse des Bodens, die noch die Dunkelheit erhöht; und hier theilt der Fürst mit dem geringsten seiner Jäger die Mühseligkeit, welche immer noch groß genug bleibt, wenn auch durchgehauene Falzwege sie in etwas erleichtern. — Je näher der Schütz dem Stand des Hahns kommt, desto größer wird die Vorsicht, die er anwendet, sich nicht vernehmbar zu machen, bis jener endlich von Weitem sich meldet. Wenn sein Ohr nicht geübt genug ist, den fernen Ton zu unterscheiden, zupft ihn der Begleiter, um ihn aufmerksam zu machen. Nun beginnt das Anspringen. Es ist nämlich zu wissen, daß der Hahn, indem er falzt, immer eine gewisse Reihe von Tönen ausstößt, die er mit einem Zungenschnalzer plötzlich endigt; während dieses Lockrufs, dessen einzelne Sätze die Jäger Spiel nennen, vernimmt der sonst unnahbare Vogel nicht den vordringenden Lauscher, der während dessen immer den Augenblick wahrnimmt, ein paar Sprünge zu machen, so weit er kann, denn sobald der Hahn schweigt, darf sich nichts mehr rühren; das Knistern eines dürren Reises, das Rauschen eines Blattes ist dann im Stande ihn zu scheuchen, und oft ist der Jäger genöthigt, in der unbequemsten Lage das Beginnen eines neuen Spiels abzuwarten. Einem jungen Waidmann klopft bei diesem Anlaß, je näher er kommt, das Herz so gewaltig, daß er den Vogel dadurch aufzuschrecken fürchtet, und fieberhafte Ungeduld schnürt ihm die Kehle, bis er endlich unter oder neben dem Baume steht, auf welchem er das Falzen hört, ohne den Hahn sehen zu können, den dichtes Gezweig verbirgt. Nun ist es Regel, unter der beim Anspringen beobachteten Vorsicht, wo möglich einen Punkt zu suchen, von dem aus der Baum sich gegen den Himmel zeichnet, aufzupassen, wo eine dunkle Masse sichtbar wird, die sich bald duckt, bald hebt, und den verliebten Vogel während des Falzens zu schießen. Es ist schon vorgekommen, daß ein Schütz in der Dunkelheit einen Klumpen Schlingkraut in den Aesten für den Hahn hielt und diesen der Knall des verirrten Schusses nicht von dannen trieb, so vertieft war er im Eifer, seine Sehnsucht zu verkünden.

Die Falzwege werden wohl auch ganz bequem gemacht oder gar mit Dielen belegt; doch läßt sich dies nicht stets ausführen und ist manchmal eine unnütze Mühe, da öfters der Hahn für gut findet, sich einen andern Baum zu wählen als den, zu welchem der Weg führt. Der einzige bisher bekannte Versuch, den Hahn zu Pferd anzuspringen, ist nicht glücklich ausgefallen. Das Pferd, von einer kleinen Race, war abgerichtet worden, auf einen Druck

der Wade immer zwei Sprünge zu machen und dann bis zur Wiederholung des Zeichens ſtill zu ſtehen, während der Reiter weder beim Sprung noch beim Stillſtehen die auf dem Hals hängenden Zügel anrührte; aber beim erſten Verſuch im Wald rutſchte das Thier auf den feuchten Brettern des Falzwegs, ſtürzte und des Herrn geſpanntes Geſchoß ging ſo unglücklich im Fallen loß, daß es tödtlich getroffen ward. — Jedenfalls ſcheint das Anſprengen des Reiters dem Charakter dieſer Jagd nicht zu entſprechen und die reizenden Schwierigkeiten derſelben in Mißmuth erregende Unmöglichkeiten zu verwandeln. — Welche Anziehungskraft aber dieſe Art des Waidwerks ausübt, zeigt deutlich der Umſtand, daß auch die Wilderer ſo außerordentlich dafür eingenommen ſind, obſchon ſie ſtets der Hahn mehr koſtet, als er ihnen einbringt, ſelbſt wenn es ihnen gelingt, die geſuchte Beute zu erlegen. Das Erlegen des Birkhahns auf den Schneefeldern iſt in gewiſſer Beziehung minder ſchwierig, namentlich für den Schützen, dem das Anſpringen und die dabei ſo häufig vorkommenden Wechſelfälle erſpart werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, Mai.

Grippe. Theater.

Während unſere römiſchen Nachbarn am Morgen nach dem letzten berüchtigten Moccoliabend ihren Paſquino durch einen Zettel verziert hatten, der die dem römiſchen Hof bedenkliche Inſchrift trug: „prova di una opera seria,“ beſingt unſer Völkchen in einem harmloſen Scherz die veränderte Laufbahn eines jungen Mannes, der ſeine Praxis als Arzt aufgab und in den Dienſt des Mars übertrat.

Ha cessato d'ammazzare,
Si ha fatto militare,

wiederholt die Volksmelodie aller Enden, die Schuld der hieſigen Aerzte und die Unſchuld der Krieger auf dieſe unzweideutige Weiſe verherrlichend. Inwiefern man berechtigt ſey, ſich über das italieniſche Militär luſtig zu machen, laſſe ich dahingeſtellt; die Aerzte aber müſſen durch einen eigenen Grad von Unwiſſenheit und Charlatanerie die geringe Achtung ſich verdient haben, in welcher ſie in Italien namentlich beim Mittelſtande und beim gemeinen Mann ſtehen. Ihr Benehmen während der Cholera war auch nicht geeignet, ihren Kredit wiederherzuſtellen oder zu mehren; und hätte nun die Grippe auch noch einen irgendwie gefährlichen Charakter gehabt, ſo wären Aerzte und Arzeneien vollends außer Cours gekommen. Hier aber ſuchte uns dies Uebel durchaus auf ſchonende Weiſe heim, obwohl in der Woche vor Oſtern Alles krank war und, wahrſcheinlich etwas übertrieben, $^4/_5$ der ganzen Bevölkerung bettlägerig geweſen ſeyn ſollen. Daß die Krankheit wirklich nicht allein in andern Städten Toskana's, ſondern auch namentlich hier in Florenz ſtark um ſich gegriffen hatte, zeigten die damals faſt verlaſſenen Café's, welche, namentlich die berühmteren, für den geſunden oder kranken Zuſtand der Stadt untrügliche Thermometer zu ſeyn pflegen. Das elendeſte Frühlingswetter mag dazu beigetragen haben, die Anweſenheit dieſes ungebetenen Gaſtes über alle Gebühr bei uns zu verlängern. „Anche il cielo ci abbandona!“ klagen die italieniſchen Poeten, und in der That iſt die Beobachtung richtig, daß man ſeit einigen Jahren keinen eigentlichen Frühling mehr kennt. Man hat einen Winter, wie im Norden, in den Monaten, welche ſonſt Frühling und Sommer hießen, viele trübe, naßkalte, einzelne brennend heiße Tage; jenes Blau, welches ſonſt von Mitte Aprils bis gegen den 20ſten Auguſt etwa in ungetrübter Heiterkeit den italieniſchen Himmel bildete, und die Landleute oft zu jener Aeußerung zu bringen pflegte: „non sa piu piovere,“ iſt ganz abhanden gekommen. Ehemals forderte jede der vier Jahrszeiten ihre eigene, angemeſſene Kleidung; daran denkt jetzt Niemand mehr; höchſtens vertauſcht man noch im Juni, Juli und Auguſt die Winterkleidung mit einem leichtern Sommeranzuge.

Das Theaterperſonal in der Pergola hat ſich, der Grippe ungeachtet, männlich gehalten, und während der Faſtenzeit in ungefähr zwanzig Vorſtellungen fortwährend den Marino Faliero gegeben. Die Beſetzung war wirklich in den Hauptpartien ausgezeichnet; über die Ungher und über Coſelli berichtete ich Ihnen ſchon früher; jetzt will ich nur hinzufügen, daß Duprez den Fernando gab, und nach einer ziemlich langen Abweſenheit mit Beifall aufgenommen wurde. Duprez hat weder einen beſonders friſchen, noch einen umfangreichen Tenor; er weiß dies aber, und hält mit ſeinen Mitteln ſo Haus, daß der Mangel im Ganzen wenig fühlbar wird, und dem Uneingeweihten ſogar für gute Schule gelten kann. Ob er wirklichen Kunſtforderungen zu genügen vermöge, wird ſich jetzt, da er für die franzöſiſche Oper in Paris gewonnen iſt, gar bald herausſtellen. Die Frühlingsſaiſon hat man mit „Torquato Taſſo“ begonnen. Da dieſe Oper, eigens von Donizetti für Ronconi geſetzt, hier jetzt von dieſem gegeben wird, hatte man ein Recht, wenigſtens etwas Ungewöhnliches zu erwarten; es iſt aber die alte italieniſche Leierei, die immer in derſelben Art wiederkehrt und einem allen Geſchmack an Muſik, wenigſtens an ſolcher Muſik, im Innerſten verleiden muß. Es iſt unbegreiflich, wie man ſolches Zeug noch in deutſchen Blättern loben kann. Donizetti hat unſtreitig bedeutendes Talent, die Vielſchreiberei aber hat ihn ſchon im Belisar und in mancher andern Oper weit unter Roſſini und Bellini trivial gemacht. Es hält ſchwer, die Schönheiten des M. Faliero und des Elixir d'Amore hier wiederzuerkennen. Ronconi, wie ſchon früher einmal erwähnt, der beſte und muſikaliſch am richtigſten gebildete Baryton in ganz Italien, leiſtet, was man in ſolcher Lage irgend vermag; die Mazzarelli (Prinzeſſin Leonore), vor einem Jahr als Adalgiſa in der Norma kaum mehr als vielverſprechende Anfängerin, durch den Vortrag des berühmten Trinkliedes in der Lucrezia Borgia plötzlich zur muſikaliſchen Celebrität geſtempelt, hat für eine ſolche Rolle in ihrer Altſtimme ein bedeutendes Minus von Tönen; aus ihren dunkeln Augen aber ſtrahlt das Feuer einer ganz und gar ſizilianiſchen Leonore wieder, die, wie die Florentiner ſagen, „mit den Augen lächelt,“ (ride cogli occhi) daß ſie ſchon deßwegen gerne geſehen wird. Und dennoch blieb das Haus jeden Abend leer; ſelbſt das große Ballet: „der portugieſiſche Renegat,“ lockte keine Zuſchauer an. Jetzt iſt man bedacht, das Publikum durch eine Buffooper von Ricci, die einſtudirt wird, wieder zu verſöhnen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 2. Juni 1837.

Zu solchen Seligkeiten,
Vom Weichling nie gekannt,
Winkt täglich dem Geweihten
Dianens Zauberhand.

v. Wildungen.

Das Waidwerk.

(Fortsezung.)

Uebrigens ist die Jagd auf das edle Geflügel in einer Art immer belohnend, auch wenn sie fehl schlägt, weil sich stets seltene Bilder vor den Blicken entrollen, welche ungewöhnliche Beziehungen des in der Civilisation lebenden Menschen zu der wilden Natur darbieten; denn die nächtlichen Gänge bei Fackelbeleuchtung und in der ersten räthselhaften Morgendämmerung durch den Hochwald, das Nachtlager auf moosbewachsenem Gestein, das Erwachen des Tages auf der Höhe, während noch tiefe Nacht Thäler und Schluchten deckt, das glitzernde, blendende Schneegefild als Vordergrund zu den tiefliegenden, noch in Duft und Dämmerung träumenden Matten der bebauten und bewohnten Niederung, dies Alles und noch manches andere bildet Gegensätze zum gewöhnlichen Leben, die ihre Wirkung selten verfehlen und sich dem Gedächtniß um so tiefer einprägen, je weniger der Beschauer an solche Eindrücke gewöhnt ist. Doch soll damit nicht gesagt seyn, daß die Gewohnheit einen empfänglichen und gebildeten Sinn dafür abstumpfe, denn was sie an der einen Seite dem Reiz der Neuheit nimmt, das ergänzt sie auf der andern durch die Behaglichkeit des wohlverstandenen, mithin ungestörten Genusses.

Wenn wir erst jezt von der Gemsjagd zu reden anfangen, so verfahren wir allerdings nicht in derjenigen Ordnung, die ein systematischer Leser von uns zu verlangen vielleicht berechtigt wäre; doch verleitet uns dazu die Betrachtung, daß wir diesen Abschnitt nicht besser schließen mögen, als mit derjenigen Jagd, welche die Mehrzahl der deutschen Waidmänner nur vom Hörensagen kennt und die eigentlich nur in ihrer felsigen Heimath etwas gilt, während anderwärts davon so tolle und abenteuerliche Fabeln erzählt werden, daß viele Leute sich entschlossen haben, gar nichts mehr zu glauben, woran aber diesmal nicht die Jäger schuld sind, obschon sie allgemein als Erzlügner verschrieen werden, sondern meist Reisebeschreiber, die von der ganzen Sache nichts verstehen.

Die Gemsjagd ist geschichtlich ehrwürdig durch den Namen Kaiser Maximilians, der sich selbst nichts lieber nannte, als einen „Gemsensteiger," auf dem grünen Hut den „Gamsbart" trug und ein Schütze war, den keiner noch übertroffen, bis etwa auf des Amerikaners Cooper fabelhaften Jäger, dessen Kugel den Rehbock in voller Flucht zwischen den Augen trifft, näher dem rechten oder linken, oder gerade in der Mitte, wie es just begehrt wird, und der sonst noch Kunststückchen ausführt, die Kaiser Max so wenig für möglich gehalten haben würde,

als unſere Zeitgenoſſen ſelbſt, die doch mit Schrot ſchießen und dabei ſich noch etwas einbilden, wenn ſie unter zehn Wachteln nur drei fehlen.

Die Art und Weiſe des kaiſerlichen Waidmanns war, die Gemſen auf dem Pürſchgang zu erlegen, wie es noch heutzutage meiſt geſchieht und wozu ein ganz erfahrener Jäger und unerſchrockener Kletterer erfordert wird. — Ein gewöhnliches Treibjagen bietet wenig Vergnügen, denn die angeſtellten Schützen müſſen auf öden Klippen viele Stunden lang warten und es dennoch dem guten Glück überlaſſen, ob auch nur eine Gemſe zum Schuß gebracht wird, weil es unmöglich iſt, in den Felſen ſo ſicher die Wechſel zu verſtellen, wie dies in den Forſten ausführbar iſt. Hingegen iſt ein eingerichtetes Hauptjagen wohl zu bewerkſtelligen, befriedigt aber nicht denjenigen, der es liebt, den Gemsbock in ſeinen eigenthümlichen Revieren aufzuſuchen; denn dies iſt der eigentliche Reiz dabei, ſo wie beim Erlegen des Auergeflügels, das ſicherlich nicht zur hohen Jagd gerechnet würde, wenn es in den Niederungen umherflatterte wie die Feldhühner. Vor einigen Jahren wurde bei Berchtesgaden ein großes Jagen auf Gemſen eingerichtet, und es war ihrer eine große Menge zuſammengetrieben worden. Hier zeigte ſich König Ludwig als einen echten und gerechten Waidmann, denn in Betrachtung, daß nur der ſich ſolle rühmen dürfen, eine Gemſe erlegt zu haben, der ſich auch die Mühe gegeben, die Felſen zu erklimmen, legte er ſein Geſchoß bei Seite, ließ der Geſellſchaft bedeuten, daſſelbe zu thun und ſich mit ihm als friedliche Zuſchauer an dem maleriſchen Schauſpiel zu ergötzen, das die vom Gebirg zum und in den See getriebenen Rudel darboten.

Die Gemsjagd iſt bei weitem nicht ſo gefährlich, als viele Leute behaupten wollen; nur ſey der Jäger ſchwindellos und feſt auf ſeinen Füßen, dann wird ihm das Emporklimmen an ſteilen Felswänden, das Hinabſteigen auf ſchmalen Kämmen, das Abfahren an Schneehängen oder über Geröll nicht furchtbar ſcheinen, mithin auch nicht furchtbar ſeyn; er trage die breitſohligen Bundſchuhe, wie ſie der Aelpler trägt, und er mag mit Sicherheit auf jegliche Felſenſpitze ſpringen, wo nur zwei Menſchenfüße Platz finden; vor allem aber ſey er der Reviere und der Wetteranzeigen kundig, oder mit einem erfahrenen Führer verſehen, denn die eigentliche Gefahr bringen die Nebel, welche den überraſchten Wanderer in weiße Schleier hüllen, ſo daß er die eigenen Füße nicht mehr erblickt, nahen aber höchſt ſelten ſo ganz unverſehens, daß es nicht mehr möglich wäre, die ſchlimmſten Spitzen oder Abhänge vorher zu verlaſſen und wenigſtens einen jener Pfade zu erreichen, auf denen von hundert zu hundert Schritten leitende Steinhaufen zuſammengetragen ſind, die zu irgend einer Sennhütte führen. — So iſt die Gefahr der Gemsjagd in den Gebirgen beſchaffen, auf welchen der Verfaſſer dieſer Blätter in freudiger Jugend dem Waidwerk oblag, und wahrſcheinlich iſt es nicht anders auf den Alpen der Schweiz, ſo daß auch dort das Unglück nur den Leichtſinn oder die Unbeſonnenheit trifft, wo nicht einer jener Zufälle ſich offenbart, von denen wir glauben möchten, daß ſie „geſchrieben ſtanden.“

Die Jagd auf Auerochſen beſteht bei uns nicht mehr, und wir können nichts darüber angeben, als was vor einiger Zeit die Zeitungen aus Polen meldeten, daß nämlich dort in einem gewiſſen Reviere deren gehegt werden und bei Todesſtrafe verboten iſt, einen zu erlegen; eine Jagd, die ausnahmsweiſe angeſtellt wurde, ſcheint übrigens dargethan zu haben, daß man die ganze Sache nicht recht angegriffen. Doch können wir, bei dem Mangel aller genaueren Nachrichten, dies nicht mit Beſtimmtheit behaupten. — Unſere Vorfahren erlegten den Ur auf ihre mannhafte Weiſe und rotteten ihn aus; auf einer ſolchen Jagd gewann des jungen Babenbergers kecker Muth der kaiſerlichen Gnade ein Pfand ab, das ſpäter durch Verleihung der öſterreichiſchen Gauen gelöst wurde.

(Schluß des dritten Artikels.)

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Ich ſetze hiemit eine andere wichtige aſtronomiſche Neuigkeit in Verbindung, nämlich die am Ende des März gemachte Beobachtung eines der bedeutendſten Sonnenflecken, über welche Beobachtung mir eine Notiz von dem verdienſtvollen Aſtronomen Paſtorf zu Buchholz (unfern Frankfurt an der Oder) vorliegt. Dieſer Sonnenfleck nahm etwa den 300ſten Theil der ganzen (Kugel) Oberfläche der Sonne ein, indem er nahe an 200 Millionen Quadratmeilen groß war, indeß jene ganze Sonnenoberfläche bekanntlich über 100,000 Millionen Quadratmeilen enthält. Gleichzeitig waren noch neun andere Sonnenflecke, ebenfalls von ſehr bedeutender Größe, ſichtbar; das Merkwürdigſte der Erſcheinung beſtand aber darin, daß ſich alle dieſe Flecke deutlich von ſehr glänzendem Lichtgewölk umfloſſen zeigten, welches ſeine Farbe und ſeinen Ort ſichtlich veränderte, und in deſſen Umgebung jene Flecke ſelbſt ſich gleichſam wie ſchwarze Crater ausnahmen. Dieſe Beobachtung beſtätigt vortrefflich die in dieſen Blättern ſchon öfters geltend gemachte, beſonders von Herſchel vertheidigte Anſicht über die eigentliche Natur der Sonne, welcher Anſicht gemäß dieſes Geſtirn an und für ſich ein dunkler, aber von einer Lichtſphäre eingehüllter Körper iſt, woraus folgt, daß die Flecken nur entſtehen, indem ſich Oeffnungen in dieſer Lichtſphäre bilden, durch welche

man, wie durch Crater in das Innere eines Vulkans, ſo auch bis auf den dunkeln Sonnenkern hinab blicken kann. Dieſe Meinung von der phyſiſchen Beſchaffenheit der Sonne wird noch durch einen andern, ſeltener erwähnten Umſtand auffallend beſtätigt. Allermeiſtens werden nämlich die Sonnenflecken nur in der Nähe des Sonnenäquators gefunden. Die Riſſe in der Lichtſphäre aber, welche angegebenermaßen die Erſcheinung der Flecken verurſachen, ſind eine offenbare Folge von großen, in dieſer Sonnenhülle vorgehenden Revolutionen, welche leztere durch die Arendrehung des großen Sonnenkörpers begünſtigt werden. Die Gewalt dieſes lezteren Impulſes iſt nun unter dem Aequator am bedeutendſten, und die Rotationsgeſchwindigkeit eines Punktes des Sonnenäquators iſt zugleich viermal größer als beim irdiſchen Gleicher. * Die Entſtehung der Flecken vorzugsweiſe in der Sonnenäquatorialzone folgt alſo aus der Rotation, gleichwie dieſer leztere Grund umgekehrt keinen Zweifel über die angegebene Natur der Erſcheinung übrig läßt. Die Sonnenflecke ſind demnach, eben wie es die neueſte Beobachtung, welche uns auf dieſe wiederholten Betrachtungen geleitet hat, oben ſo treffend bezeichnet, gleichſam Crater, in welche man, durch die getrennte Lichtſphäre hindurch, bis auf den dunkeln Sonnenkörper hinabſieht und deren oberen Rand das dort zuſammengehäufte Lichtgewölk gleichſam umwogt. — Dieſe neue Beobachtung von Paſtorf ſchließt ſich ſo genau an Herſchels Behauptungen über die Naturbeſchaffenheit des Sonnenkörpers an, daß man darüber gar keinen Zweifel mehr hegen darf.

Indem wir von dieſen aſtronomiſchen Betrachtungen zu phyſikaliſchen übergehen, begegnen wir zunächſt einer ſinnreichen thermometriſchen Uhr, einer Erfindung von Jürgenſen zu Kopenhagen, deren zwar ſchon in einer der vorjährigen Sitzungen der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften durch Arago ehrenvolle Erwähnung geſchehen iſt, über deren Einrichtung wir uns aber erſt ſeitdem näheren Aufſchluß haben verſchaffen können. Dieſe Uhr gibt nämlich die mittlere Temperatur an, welche im Laufe eines ganzen Tags Statt gefunden hat. Die Spirale der Uhr iſt zu dem Zwecke ſo conſtruirt, daß ſie mit eintretender Temperaturveränderung ihre Länge und alſo die Anzahl der Schwingungen hinreichend verändert. Kennt man nun die Mitteltemperatur, bei welcher die Uhr genau richtig geht, d. h. 86,400 Sekundenſchläge in 24 Stunden mittlerer Zeit macht, ſo läßt ſich natürlich aus einer Veränderung dieſer Anzahl von Schlägen, welche ſich durch bloße Vergleichung des Standes der thermometriſchen Uhr mit jeder andern genauen Uhr ergibt, auf eine größere oder geringere Veränderung der Länge der Spiralfeder, und alſo, da dieſe Länge von der Temperatur abhängt, auf leztere ſchließen. Die große Bequemlichkeit einer ſolchen Uhr wird beſonders von denjenigen erſt recht gewürdigt werden, welche mit Beſtimmung der mittlern Tagestemperatur nach dem bisherigen Verfahren beauftragt geweſen ſind, und zu dem Zwecke ein gewöhnliches Thermometer im Laufe des Tages mehrmals äußerſt genau anſehen, die verſchiedenen Stände notiren, addiren und daraus das arithmetiſche Mittel nehmen mußten. Eine vervollkommnete Mechanik iſt alſo auch in dieſem Falle wieder dahin gelangt, dem Menſchen einen Zeitaufwand und eine Mühe abzunehmen; aber was wird der Sterbliche am Ende mit ſo viel disponibel werdender Zeit und ſo viel Kräften anfangen, wenn die Mechanik zulezt noch dahin gelangt iſt, ihm alle und jede eigene Anſtrengung zu erſparen? Die Frage iſt ernſter, als viele Leſer meinen werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Der Sonnenäquator iſt etwa 100mal größer als der irdiſche. Die Rotation der Sonne dauert etwa 25 irdiſche Tage; alſo legt der rotirende Punkt des Sonnenäquators in 25 Tagen 100mal ſo viel Weg zurück als ein Punkt des irdiſchen Aequators in einem Tag, d. h. ſeine Geſchwindigkeit iſt viermal größer.

Aus der Tagesgeſchichte.

Das geraubte Kind.

Wir würden einen Preis für die beſte Novelle über den folgenden Stoff ausſetzen, wenn bei dergleichen überhaupt etwas herauskäme.

Am verfloſſenen 20ſten Mai waren alle Straßen Londons, die nach Old-Bayley führen, mit bewegten, neugierigen Haufen angefüllt. Vor den Aſſiſen ſteht Georg Hammon, 41 Jahre alt, Porträtmaler, angeklagt, einen Gaukler, James Baldwin, abſichtlich um's Leben gebracht zu haben. Der Angeklagte geſteht Alles zu, erklärt aber, er erkenne ſich in ſeinem Gewiſſen als nicht ſchuldig. Der Richter ruft: „So merkt auf! Eure Mitbürger, Eure Pairs werden Euch richten. Gott ſey mit Euch!“ Der Schreiber verlieſt die Anklageakte, der öffentliche Ankläger hält ſeinen Vortrag und ſchließt ſo: „Geſchworne, mit Rührung erkennen wir es an: nie iſt ein Fall vorgekommen, der dringender eure Nachſicht in Anſpruch nimmt, als der des unglücklichen Hammon. Doch überlaßt es unſerm gnädigen Könige, die Strafe zu mildern, ja ſie ganz zu erlaſſen. Eure Pflicht iſt es, euer Schuldig über den Mann zu ſprechen, damit Jedermänniglich es erfahre, wie Niemand das Recht hat, ſelbſt Gerechtigkeit zu üben.“ Der Richter fragt den Angeklagten, ob er noch etwas zu ſagen habe, und dieſer nimmt das Wort: „Mylord und ihr Herrn, mit Freude lege ich, der ich nie im Leben wegen des geringſten Vergehens vor Gericht geſtanden, meine Ehre und mein Leben in eure Hände. — Es ſind jezt drei Jahre, da verlor ich ein Kind, ein kaum vierjähriges Mädchen, das einzige Pfand eines lieben Weibes, einer Heiligen, die jezt im Himmel iſt; ich

verlor es — es starb nicht wie seine Mutter in meinen Armen; ich verlor es — es ward mir gestohlen; und es war so gut, so schön, mein Alles auf dieser Welt! — Mylord und ihr Herrn, von dem, was in mir vorging, sage ich nichts. Mein kleines Besitzthum ging für Ankündigungen, für fruchtlose Nachforschungen darauf: ich verkaufte meine Möbeln, meine Gemälde, Alles. Drei Jahre lang durchzog ich jede Stadt, jeden kleinen Flecken in diesen drei Königreichen; überall suchte ich mein Kind, nirgends fand ich eine Spur von ihm. So oft ich mir durch Porträtmalen so viel verdient hatte, daß ich wieder Ankündigungen einrücken lassen konnte, kam ich hieher nach London zurück. Da, an einem Freitag, am verflossenen 11ten April, ging ich durch Smithfield und bemerkte mitten auf dem Markte eine Truppe Luftspringer. — Ein Kind stand auf dem Kopfe und drehte sich auf einer Art Hellebarde im Ring herum. Ein Strahl aus der Seele der Mutter muß die meinige durchzuckt haben, daß ich es so wieder erkannte. Ja, es war mein armes Kind! Seine Mutter wäre ihm zugelaufen, hätte es in die Arme geschlossen; aber ich — ich stürzte mich auf den — auf den Menschen — und — ich weiß nicht, wie es zuging, wie ich schwacher, sanfter Mann das konnte — ich riß ihn nieder an seinen bunten Lappen, ich stieß ihn gegen den Boden — ich brachte ihn um! — Wohl hat es mich nachher gereut, aber im Augenblick that es mir nur leid, daß ich ihn nur Einmal umbringen konnte.“ — Richter. Dies sind keine christlichen Gesinnungen, obwohl natürlich und begreiflich. Wie sollen Gott und die Geschwornen Euch vergeben, wenn Ihr selbst nicht vergebt? — „Ich weiß nicht, was Ihr, Mylord, und die Geschwornen über mich verhängen, aber das fühle ich: Gott hat mir vergeben. Ihr wißt nicht — ich wußte es selbst nicht, was der — der Mensch mir gethan. Gute Leute brachten das Kind zu mir in's Gefängniß; aber es war nicht nur nicht mehr so hübsch wie sonst — ich hörte es fluchen, ich fand es verkrüppelt in Elend und Verderbniß, und es kannte mich nicht mehr! Es kannte mich nicht mehr — wißt ihr, was das heißt? Er hat mir das Lächeln meines Kindes, er hat mir seine Seele gestohlen, der Elende — und ich habe ihn nur Einmal umgebracht!“ — Die Jury spricht nach nur augenblicklicher Berathung ihr nicht schuldig. Man mußte Hammon ein Geleite nach Hause geben, sonst hätten ihn die versammelten Weiber im Triumph davongetragen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Charfreitagsprocession in Prato.

In dem uns benachbarten Prato wurde die dort eigenthümliche und nur alle drei Jahre wiederkehrende Procession des Charfreitags diesmal besonders feierlich begangen. Hier im Süden steht diesem Aufzuge kaum etwas Aehnliches zur Seite; die Kreuztragung, welche im bayerischen Hochgebirge auf entsprechende, aber durchaus passendere Weise dargestellt wird, bildet hiezu ein Gegenstück, das dennoch so viele Verschiedenheiten darbietet, daß man füglich aus diesen beiden Processionen die verschiedenen Volkscharaktere deduziren könnte. Diesmal war das Wetter so unfreundlich, wie es nur seyn konnte; der Regen goß den ganzen Tag in Strömen herab. Da aber kein Beispiel existirte, daß der Zug des schlechten Wetters wegen je unterblieben, so ließen die Pratesen den Muth nicht sinken, beklagten freilich, daß ihre fünfzigtausend Fremde, die sich sonst einfinden sollen, wo nicht gänzlich, doch zum größten Theil fehlen würden, vertrösteten aber dennoch stets auf den Abend. Gegen vier Uhr etwa ließ der Regen nach; von Florenz kamen einzelne Kutschen an, zahlloses Landvolk aber strömte aus den näher liegenden Dörfern herbei. Gegen ein Uhr in der Nacht machte der Zug von St. Francesco sich auf den Weg, wo bis dahin bei der auf einem prächtigen Katafalk ruhenden, hölzernen Statue des Christus von den Stadtsoldaten die Ehrenwache gehalten wird. Obwohl die Stadt klein ist und nur die Hauptstraßen durchzogen werden, dauert die ganze Procession doch leicht an drei Stunden. Voraus schreiten zwei schwarzgekleidete Signori des Städtchens, welche dem zu beiden Seiten aufgereihten, jetzt plötzlich verstummten Volk das Silenzio bedeuten, und dieses durch einen Wink mit dem Taschentuch gebieten, wo sich noch irgend eine flüsternde Stimme vernehmen läßt. Es folgt die römische Kavallerie, immer ein Führer mit zwei Reihen von Gemeinen, diese durch Küraße und Helme, jener überdies noch durch einen prächtigen, an spanische Tracht erinnernden Sammtmantel stattlich herausgeputzt. Es wird kein Commando irgend einer Art vernommen; es herrscht die tiefste und allgemeinste Stille, welche nicht einmal durch die Hufe der Pferde unterbrochen wird. Die Sitte heischt, daß ihnen die Eisen für diesen Abend abgelöst werden. Zunächst schließt sich nun die römische Infanterie an, welche nebst der ihnen folgenden, passenden Musik den eigentlichen heiligen Zug vorbereitet und eröffnet. Es beginnt dieser mit dem schwarz verschleierten Crucifix, dem die Leidenswerkzeuge von Knaben nachgetragen werden, welche die untersten Weihen empfangen haben. Jedem dieser Träger zur Seite gehen zwei andere Knaben mit Wachskerzen, denen wieder jedesmal zwei schwarzgekleidete Bürger und zwei Männer von der Brüderschaft des h. Franz, diese mit Pechfackeln, die Seite decken. Diese gewaltig lange Reihe beschließt die Geistlichkeit des Orts, in einem solcher Feier angemessenen, aber immer prächtigen Ornat. Jedes Paar von ihnen hat wieder einen Knaben in der Mitte, welcher eine weiße Fahne trägt, auf welcher mit großen goldenen Buchstaben in lateinischer Sprache die Worte angebracht sind, welche auf das Ende Christi Bezug haben. Die Todtenstille wird nun auf einen Augenblick von den Klageliedern des geistlichen Sängerchors unterbrochen, der der früher genannten, mehr denn lebensgroßen, nackten Figur Christi vorausschreitet. Diese, nun ein wandernder Katafalk, wird auf einer Sammtbahre unter einem schwarzen Baldachin vorübergetragen und von dem zahlreichen Gefolge einer barmherzigen Brüderschaft begleitet, deren Wald von Fackeln in der dunkelsten, von keinem Stern erhellten Nacht einen magischen Reflex auf den alten Dom Prato's warf. Gedämpfte Töne der mit schwarzem Flor überzogenen Pauken verkünden dann die Nähe der Madonna, die, eine lebensgroße, aufrechtstehende, hoch emporgetragene Figur in Trauerkleidern, auf Hals und Brust mit einigen silbernen Votivtäfelchen geschmückt ist. Der Rest der Brüderschaft mit einer nicht geringen Anzahl von Fackeln bildet ihr Gefolge, Stadtsoldaten mit gesenkten Flinten und die römische Kavallerie den Nachtrab, endlich das in unzähliger Menge nachströmende Volk das Ende des ganzen Zugs.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 3. Juni 1837.

— Quae nunc gens acceptissima nostris
Et quos praecipue fugiam, properabo foteri.
Juvenal.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Den 21sten März.

Havre.

Gesellschaften.

Wir sind in der Charwoche; Ostern, das Fest der Freude, ist vor der Thüre und auf den Dächern und auf der Straße liegt der Schnee einen halben Fuß hoch und auf den Fensterscheiben stehen die Träume der Nacht in Blumen und Arabesken vereist. Schlechtes Wetter ist überall ein böser Gast, in einer französischen Provinzialstadt aber ein wahres Unglück. In ganz Havre nicht ein einziges Lesekabinet, und die Kaffeehäuser die leibhaftige Prosa des deutschen Philisterthums mit obligatem Dominosteingeklirre auf den kalten marmornen Tischplatten! Das deutsche Philisterthum, das Schlaraffenleben in den deutschen Wirthshäusern und in den Familienzirkeln der kleinern Städte ist der Kirchhof der Kraft, das Treibhaus der Beschränktheit. Aber es hat dennoch seine poetische, oder soll ich sagen seine gemüthliche Seite? In den französischen Provinzialstädten gibt es ungefähr so viele Philister als in Deutschland; sie sind so kleinlich, so gehaltlos wie ihre germanischen Wahlverwandten, aber sie sind meist kälter, berechnender und schaler. Ich bin nicht in einer einzigen deutschen Dorfkneipe gewesen, wo ich nicht wenigstens einen originellen Schulmeister, Küster, Glöckner, Pächter oder Taglöhner gefunden hätte, nicht in Einer Stadtschenke, wo nicht der Gevatter Schneider, Schuster oder Schmidt den Gästen das Bier mit einem kernhaften Eulenspiegelwitze gewürzt hätte. Ich entsinne mich nicht, je in Frankreich einer ähnlichen Erscheinung begegnet zu seyn, und die Franzosen selbst erkennen an, daß ein solcher Nachkömmling des hochseligen Eulenspiegels für Frankreich eine ausländische Waare ist, denn sie nennen ihn le lustig de la société. Bis in die kleinsten Städte hinab ist in Frankreich Alles der Affe eines Pariser Musters, und was uns in Paris durch seine Großartigkeit, durch seine Neuheit wenigstens auffällt, wenn auch nicht anzieht, erregt in der Provinz dadurch, daß es eine Nachahmung, eine fratzenhafte Satire des Pariser Lebens wird, inniges Mitleiden, oft Kopfschmerzen und meist Gähnen und Langeweile, wenn man eben aus Paris kommt und dort, was in der Provinz noch neu ist, bereits vor Monaten, oft vor Jahr und Tag an Altersschwäche sterben sah und zu Grabe geleiten half. In einer französischen Provinzialstadt muß man entweder zum Einsiedler werden oder, was noch gräßlicher ist, Dominospieler, wenn man nicht die Mehrzahl der Abende sich tödtlich langweilen will. Ich habe zwar bis jezt nur in Havre, Rouen und Nancy gewohnt, und kann daher nur von diesen französischen Städten — Straßburg ist deutsch — sprechen, aber von dort verbürge ich, daß man nur die obige schreckliche Alternative hat.

Aber die Geſellſchaften? Ja, da ſprudelt der Eſprit. Noch ſchmerzt mich der Kopf vom Genuſſe deſſelben in Paris, und nun gar der mit dem Waſſer der Langeweile verſezte, aus Feuilletonsartikeln und Reminiscenzen der Hauptſtadt abgezogene bitterſüße Eſſiggeiſt alter verlegener Aepfel! Mich ekelte überhaupt ſelbſt in der Hauptſtadt der Eſprit, das gebrannte Waſſer des Witzes, überall an, wo er aufgetiſcht wurde. In der Provinz erſcheint er nur noch ſchaler, weil er ausgeſchoſſene Waare iſt, die man in Paris nicht anbringen konnte. Der Himmel bewahre mich in alle Zukunft vor einem ſpirituellen Menſchen, vor einer ſpirituellen Geſellſchaft! Ich kenne nur Ein größeres Uebel, das iſt ein ſentimentaler, tanzender Thee; denn ich will es im Falle der Noth noch erlauben, daß man den Geiſt, den Verſtand, oder, um ja nicht mißverſtanden zu werden, den Eſprit nothzüchtigt, aber wer dies mit dem Gemüthe, dem Gefühle verſucht, wird wirklich zum Verbrecher. Man ſteinige ihn, um gerecht zu ſeyn; er verdient's. Ueberdies iſt das Gefühl noch ungleich leichter zu erheucheln, als Eſprit, und ſchon deßwegen die Sünde, das Verbrechen gefährlicher, und ſomit nach Feuerbachs und überhaupt jeder ehrlichen Abſchreckungstheorie viel ſtrafbarer. Ich habe mich oft genug täuſchen laſſen, wenn mir eine ſchöne Seele ein nach der Vogelorgel ihrer Frau Mama eingelerntes Stückchen hochſentimentaler Freundſchaft und Liebe vorleierte, und habe daher ein Recht, ſtrenge gegen die germaniſche Erbſünde zu ſeyn. Mit den Vogelorgelſtückchen des Eſprits iſt mir nie etwas Aehnliches begegnet, und ſo hege ich keinen Groll gegen ihn. — Um ein recht ſpiritueller Menſch zu ſeyn, und in Paris ziemlich ſicher, in der Provinz zweifelsohne beim monde comme il faut Glück zu machen, braucht man nur eine gute Doſis Unverſchämtheit und Frivolität, und eine gelöste Zunge. Wem es einfallen ſollte, zu denken, ehe er ſpricht, wer ſich herausnehmen wollte, etwas Verſtändiges oder Sinniges zu ſagen, wäre ein verlorner Mann. Eine Geſchichte mit etwas Scandal über Herrn X. oder die Dame Y., eine Antwort, die nicht Ja und nicht Nein ſagt, und wo möglich alle anweſenden Damen überhebt, Proben ihres eigenen Eſprits abzulegen, eine ſtets fertige Anekdote, eine Stadtneuigkeit, gehörig gemiſcht und mit der hinlänglichen Zugabe leichtverdaulicher Redensarten, dies iſt das beſte Recept, der wahre Nürnberger Trichter des Eſprits.

Der Eſprit iſt die Modekrankheit des Geiſtes in Frankreich, die Sentimentalität die des Gefühls in Deutſchland. Beide zehren an des Mannes Kraft und ſind der nagende Wurm jeder Tüchtigkeit hier und dort. Der Unterſchied iſt nur der, daß die Spiritualität jede Elendigkeit zu vertheidigen, die Sentimentalität ſie zu entſchuldigen im Stande iſt, daß die erſte aus jeder Großthat eine Dummheit, und die lezte aus jeder Dummheit eine Großthat zu machen verſteht. Es iſt ſchwer zu ſagen, welche Schale ſinken würde, wenn man beide auf die Wage legen wollte.

Wenn mir die franzöſiſchen Spirituellen unleidlich waren, ſo ſind dagegen die deutſchen Geiſtreichen viel luſtiger. Ich war ſtets froh, wenn ich in Geſellſchaft oder in der Literatur einem ſolchen begegnete. Ein Affe iſt und bleibt ein Affe, und wenn man ſeinen Sprüngen lange und oft zuſieht, wird die Sache ſehr langweilig; aber wenn ein Bär einem Affen ſeine Sprünge nachmachen will, ſo wird die Sache gefährlich, denn das iſt zum todtlachen. — Hier in der Provinz machten die ſpirituellen Geſellſchaften oft einen ähnlichen Eindruck auf mich, denn auch ihnen fehlt die Pariſer Geſchliffenheit, der man am Ende gerne Einiges zu Gute hält. Meiſt aber war die Sache nur langweilig, denn es gibt nichts Schrecklicheres, als Mittelmäßigkeit. Die Spirituellen der Provinz ſind zu gut, um vollkommen und immer zur Farce zu werden, und zu ſchlecht, um zu unterhalten. Und was das Schlimmſte iſt, man merkt nur zu bald, daß das Alles nicht Natur, daß es nur Nachahmung der Pariſer Mode, eine aus einem Feuilleton, einer Revue auswendig gelernte, nur halbbegriffene Rolle iſt.

Einen Erſatz für ſolche Geſellſchaften des monde comme il faut findet man mitunter hier und dort in dem Kreiſe einer Familie, die ſelbſtſtändig genug iſt, der Mode zu trotzen. Ich glaube kaum, daß es viele ſolche gibt, und ich ſchäzte mich glücklich in dem Hauſe meines Freundes, eines Schweizers, einen tüchtigen Mann, zwei liebenswürdige Frauen und zwei natürliche, kindliche Kinder gefunden zu haben, bei denen Herz und Verſtand die Sprache der Natur verſtehen und ſprechen.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſeyung.)

Mit einer großen und reinen Freude erwähne ich einer ſchönen optiſchen Vervollkommnung, welche für die beobachtende Aſtronomie von außerordentlicher Wichtigkeit zu werden verſpricht; ich meine Duwe's (eines Berliner Künſtlers) achromatiſche Oculare. Die Leſer erinnern ſich aus unſern frühern Berichten, welch außerordentliche Anſtrengungen von den berühmteſten Optikern unſerer Zeit, den beiden Dollonds, Frauenhofer, Plößl, Reichenbach u. ſ. w. gemacht worden ſind, um den Refractoren einen höheren Grad von Vollkommenheit zu verleihen, und wie viel dadurch auch wirklich erzielt worden iſt. Gleichwohl betrafen faſt alle dieſe Bemühungen nur die Objective der Refractoren, welche denn freilich in Abſicht auf Helligkeit, Vergrößerung und Farbloſigkeit der Bilder kaum mehr

etwas zu wünſchen übrig ließen; die Achromaſie der Oculare dagegen beſtand mehr dem Namen als der That nach, indem ſich höchſtens die Mitte des Bildes farbenfrei zeigte, nach den Seiten hin aber gewiß farbige Ränder, ja ſelbſt Verzerrungen des Bildes Statt fanden. Dieſem großen Uebelſtande nun hat Duwe eben ein Ende gemacht, indem er ſeine Oculare, gleichwie es die Objective längſt ſind, ebenfalls aus zwei verſchiedenen Glasarten, dem Crown- und Flintglaſe, zuſammenſezte, durch deren geſchickte Vereinigung bekanntlich ſowohl die aus der verſchiedenen Brechbarkeit des Lichts herrührende Farbenzerſtreuung, als ſelbſt die Abweichung wegen der Geſtalt der Gläſer aufgehoben werden kann. Auch hat ſich dieſe vortreffliche Erfindung ſchon bei den erſten Verſuchen bewährt: das ſchöne Fernrohr der Herren Beer und Mädler, den bekannten Autoren der neuen Mondkarte, von der in unſern Blättern ſo oft die Rede geweſen, iſt ſogleich mit einem ſolchen Duwe'ſchen achromatiſchen Ocular verſehen worden, und Mädler verſichert, ſchon in der erſten, nicht einmal ganz heitern Nacht eine Menge von Gegenſtänden auf der Mondoberfläche damit wahrgenommen zu haben, die ihm bei ſiebenjähriger Beobachtung niemals zu Geſicht gekommen. Auch war es ihm mit demſelben Ocular gelungen, die Stellung des jezt ſichtbaren weißen Flecks in der nördlichen Polarzone des Planeten Mars* wiederholt zu beſtimmen, was früher ebenfalls nicht möglich geweſen. Durch ein ſolches Ocular zeigt ſich das ganze Bild in einer, bei ſtarken Vergrößerungen ſonſt ganz ungewöhnlichen Reinheit und Nettigkeit, und alle Verzerrung fällt weg. Dieſe neuen Oculare, welche unſern Blick in das Univerſum ſo ſehr ſchärfen, ſind demnach als eine der wichtigſten Bereicherungen der ausübenden Optik zu betrachten.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

* Unter den verſchiedenen veränderlichen Flecken, die man auf dem Mars wahrnimmt, zeichnen ſich nämlich ganz beſonders zwei blendend weiße von kreisförmiger Geſtalt aus, welche den Nord- und Südpol dieſes Planeten umgeben. Da ſie wechſelsweiſe, und zwar jeder zu derjenigen Zeit am heilſten und größten erſcheinen, wenn der betreffende Pol eben Winter hat, um die Zeit der Marsäquinoctien aber, wo alſo die Sonnenwirkung auf beide Polarzonen ziemlich die nämliche iſt, auch ziemlich gleich werden, ſo darf man, bei der großen Aehnlichkeit der Wirkungen, auch auf gleiche Urſachen ſchließen, und dieſe Erſcheinung alſo, gleichwie auf der Erde, von Winterſchnee ableiten. Die Schiefe der Ekliptik auf dem Mars, wovon bekanntlich die Jahreszeiten abhängen, beträgt faſt 29 Grad, alſo gegen 6^0 mehr als bei uns; das Marsjahr und alſo auch der Marswinter iſt über dies faſt noch einmal ſo lang als auf Erden: es iſt alſo ſehr wahrſcheinlich, daß ſich Schnee und Eis, oder wenigſtens das Surrogat dieſer bei uns ſo beſchaffenen Dinge dort mehr aufhäufen. Ganz beſonders merkwürdig iſt aber noch, daß umgekehrt die Marspolarſchneefelder im dortigen Sommer der betreffenden Hemiſphäre dem Anſehen nach ſo ſehr zuſammenſchmelzen, wogegen die Pole der Erde mit ewigem Eis und Schnee bedeckt bleiben. Wäre die Nähe der Sonne die einzige Urſache der Wärme, ſo könnte jener Umſtand nicht eintreten, da der Mars ſo viel weiter als die Erde von der Sonne abſteht. Die Sonnenſtrahlen regen alſo wohl nur die eigene Wärmethätigkeit der Planeten an, und die entfernteren Planeten ſind von der Vorſehung mit einem größeren ſolchen eigenen Wärmevermögen ausgerüſtet. — Dieſe Betrachtungen gehören zu den wichtigſten, die man über die phyſiſche Natur unſeres Planetenſyſtems anſtellen kann; ſie zeigen die ganze Richtigkeit der Folgerungen, welche aus der größeren oder geringeren Entfernung der verſchiedenen Weltkörper unſeres Syſtems vom Centralgeſtirn auf die Temperatur derſelben gezogen worden ſind. Gewiß verhält es ſich mit der Erleuchtung nicht anders; und die an und für ſich ſchon ſo ſonderbare Behauptung, daß die ferniſten Planeten, Saturn und Uranus, in eiſiger Kälte und kaum erhellter ewiger Nacht erſtarren müßten, welche eigentlich wie eine Anklage der Natur klingt, daß ſie keine weiteren Hülfsmittel kenne, wird durch die hier aufgeſtellte, ſo einfache, ſo natürliche, ja nothwendige Annahme ganz und gar beſeitigt.

Das Trousseau der Herzogin v. Orleans.

Daß für die Prinzeſſin Helene von Mecklenburg ein Trouſſeau vorbereitet wird, das an Reichthum, Pracht und Geſchmack Alles bis jezt Geſehene übertrifft, verſteht ſich von ſelbſt, und iſt weit weniger merkwürdig und für Viele erfreulich, als daß dieſer Gegenſtand in Paris ungleich mehr und lebhafter beſprochen wird, als die Wunder des Luxus und der Mode, welche ſeiner Zeit der Herzog von Berry vor ſeiner neapolitaniſchen Braut ausbreitete. Man erhält natürlich über den Inhalt jenes koſtbaren Trouſſeau nur fragmentariſche Notizen, aber immerhin mehr, als wir nacherzählen könnten; denn wie ſoll man Dinge ſchildern, deren Reiz oder vielmehr charme „insaisissable“ iſt? Wer erfaßt nach einer bloßen Beſchreibung die kokette Zierlichkeit eines Hausrocks von weißem indiſchem Caſimir, mit weißer Seide gefüttert? oder die ſeltſame Vornehmheit eines, in ganz anderem, ernſterem Genre gehaltenen dito von dunklem Caſimir mit wunderlichem chineſiſchem Deſſin, mit Blumen und Vögeln untereinander? Wir beſchränken uns heute auf einige der merkwürdigſten Gegenſtände. Als eines der wundervollſten Stücke, wobei ſich ein neuer origineller Gedanke in der einfachſten Form verkörpert hat, wird gerühmt ein mit Stroh durchwirktes Kleid. Die Beſchreibung, welche uns nicht ganz klar iſt, ſeyen wir im Original her; die Leſerinnen, für die wir hier allein ſchreiben, werden mit dem eigenthümlichen Interpretationstalent des Geſchlechts den Sinn vom Blatte leſen. Dinge der Art klingen ohnehin in der Ueberſetzung ſo fatal als der franzöſiſche Eſprit in den Copien des jungen Deutſchlands. — Figurez vous, heißt es, une broderie, brillante et délicate comme la soie, aussi souple, aussi légère que la soie, ayant si peu fatigué une mousseline de l'Inde, que l'on cherche le passage de l'aiguille, et q'on n'en trouve pas la trace. Quadrille dentelée en lozanges, volant surmonté de quelques bouquets jetés, choisis avec une application pleine de finesse et d'esprit. Ce sont des épis et des barbeaux, images parlantes de ce fil naturel dont l'effet est d'une douceur extrême sur le tissu transparent. — Sogar der geheime Artikel der Strumpfbänder — Allem nach freilich nur Paradeſtrumpfbänder — iſt

ausgeplaudert worden. Sie bestehen aus getriebenem Golde von der reichsten Arbeit und stellen aufgerollte Schlangen vor. Die verschiessbaren, elastischen Schuppen sind mit kostbaren Steinen besezt, und das Ganze schillert buntfarbig und golden, wie eine Eidechse nach der Häutung. — Die Stadt Paris wird der Prinzessin ein Möbel überreichen, das diese Wunder der Toilette würdig ergänzt, nämlich einen prachtvollen Psychespiegel ganz aus Malachit und Bronze, woran die besten unter den vortrefflichen Pariser Bronzearbeitern ihre Kunst erschöpfen werden. Vier Säulen von Malachit, umschlungen von trefflich gearbeiteten Blumengewinden und mit Sokeln und Kapitälen von vergoldeter Bronze, halten drei Spiegel; diese breiten sich an der Hinterwand in einer ebenen Fläche aus und gleichen einem mit Gold eingelegten venetianischen Spiegel. Ist nun aber die junge Braut zum Ball geschmückt, will sie sehen, ob nichts an der Toilette fehlt, ob sie wirklich auch die Ballkönigin seyn wird, so braucht sie nur an einer Feder zu drücken, und die Spiegel stellen sich mittelst eines sinnreichen Mechanismus so, daß sie ihr Bild wenigstens zehnmal, von allen Seiten erblickt. — Die Verzierungen oberhalb des Spiegels, gleichfalls in Malachit und Bronze, sind in großartigem, einfachem Styl: Liebesgötter, welche Guirlanden winden und befestigen, Vasen aus Malachit, reich mit Bronze verziert, in der Mitte ein von zwei Liebesgöttern gehaltener Schild mit einer Inschrift.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Mai.

(Beschluß.)

Die Charfreitagsprocession in Prato. Neue Kunstwerke.

Die bunte Mischung, das Theatralische dieser Procession wird Jedermann einleuchten, und Manchem heidnisch genug dünken. Die Todtenstille aber, welche ganz allgemein ist, und während einer Stunde, daß sich Alles an einem vorüberbewegt, kaum durch ein leises Geflüster gestört, und höchstens durch den schweren Tritt der im Hintergrund vorübereilenden Landleute auf einen Augenblick unterbrochen wird, bildet zu allem übrigen Treiben dieses stets beweglichen, immer geschwäzigen Volks, das sonst kaum zum Pabst am Frohnleichnamstage mit Ruhe und Andacht hinaufsieht, einen höchst merkwürdigen Contrast, und gibt dem ganzen Feste eine außerordentlich ernste, feierliche Haltung. Das Ganze endet zulezt auf dem Platze vor der Kirche St. Francesco mit einer großen Illumination und einer Predigt eines Kapuzinermönchs, von der man nun schon deßwegen nichts vernimmt, weil mit den unzähligen Lichtern auch Allen die Sprache wiedergegeben ist. — Das kleine Prato sezt in dieses Fest seine Nationalehre, und bietet allen möglichen Aufwand und gewiß nicht unbedeutende Kosten auf, um diese Procession würdig zu begehen. Man zählt zwei- bis dreihundert meistens guter Pferde, welche die Gutsherrn an diesem Tage ihren Pächtern überlassen, um die Charge dieses oder jenes römischen Hauptmanns mit Ehren zu bekleiden.

Sie werden von den achtundzwanzig Statuen des rühmter Toskaner gehört haben, welche hier jezt durch gemeinschaftliche Beiträge aller Stände angefertigt (Jeder verpflichtet sich, monatlich zwanzig Crazien beizusteuern), und zur endlichen Ausfüllung der bis dahin leer gebliebenen Nischen der Uffizi verwandt werden sollen. Florenz sah diese Hallen ein einziges Mal in der neuesten Zeit an einem schönen Carnevalstage in diesem Sinn durch lebende Bilder verziert. Vielleicht gab dies den ersten Anlaß zu diesem Unternehmen; der zweite wird billig in dem Wunsch gefunden, durch Errichtung solcher Monumente Nacheiferung bei dem jüngern Geschlecht zu erwecken. Dazu kommt jezt ein anderweitig praktisches Interesse: man wünscht junge Bildhauer auf diese Weise passend zu beschäftigen. Und wenn man weiß, in wie bedrängten Umständen manche, und unter ihnen selbst Künstler von bedeutendem Talent, hier leben, kann man diesem Unternehmen nur den besten Fortgang wünschen. Santarelli, um ihn zu nennen, einer von den wenigen Italienern, welche Basreliefs mit Glück behandeln, bekannt durch das Monument der Gräfin d'Albany in St. Croce, den Bacchuszug im Pallast Pitti und durch zwei Reliefs am Piedestal der von Pampeloni ausgeführten, kolossalen Statue Peter Leopolds in Pisa, sah sich in der lezten Zeit bei Lust und Liebe zur Arbeit ohne alle Bestellungen. Jedermann bedauerte es, aber für ihn wollte kein Graf Demidoff erscheinen. Da stirbt der französische Maler Xavier Faber in Montpellier und hinterläßt ihm sein sehr bedeutendes Vermögen. Alle, die Santarelli kennen, wünschen ihm von Herzen Glück, und hoffen, daß er nun, in einer unabhängigen Stellung, noch Ausgezeichneteres und Größeres in seiner Kunst leisten werde. Jedermann verwundert sich aber, daß Faber diesen jungen Mann, der ihm nahe angehören soll, so lange in Sorgen und in wirklich arger Noth schmachten lassen konnte. — In der Galerie der Uffizi ist neulich wieder eine schöne Büste des Mino aus Fiesole zum Vorschein gekommen, die den Rinaldo di Luna vorstellt. Sie hat das Eigene, nicht, wie die andern Büsten dieses Künstlers, gerade vor sich hin zu sehen, sondern mit dem Kopf nach der linken Seite gebogen zu seyn. — Von dem bekannten Professor Ciampi ist wieder ein Band seiner italienischen Uebersetzung des Pausanias erschienen, der namentlich eine ausführliche Polemik gegen Quatremère enthält, und dem Pausanias seine Ehre gegen Mißverständniß und Schmähungen vindiciren soll.

Räthsel.

Ich bin ein Gewächs, das alle Jahr
In tausend Dörfern zu finden war;
Doch grün sind meine Blätter nicht,
Auch wenn sie stehn in gutem Licht.

Ich bin kein Strauch und bin kein Baum,
Ansieht man mir die Pflanze kaum,
Doch sproß' ich jährlich neu empor,
Eh noch das Jahr sich ganz verlor.

Der Boden, drauf ich wuchs, ist weich,
Und darin einem Acker gleich,
Daß, wer ihn recht sorgfältig baut,
Von ihm auch edle Früchte schaut.

Ich lehr' euch in die Zukunft sehn,
Wie's nächstens wird am Himmel stehn,
Und ob die Erde mit ihrem Schwarm
An Festen reich wird oder arm.

Auf meinen Blättern findet man,
Wo, wer Geld hat, einkaufen kann,
Und allerlei wohlgemeinten Rath,
Dem oft nichts fehlet als die That.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 133.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 5. Juni 1837.

Die Lehre von der Elektricität ist da, wo man gewöhnlich passirt, so abgetreten und abgesucht, daß an der Heerstraße nichts mehr zu gewinnen ist: man muß querfeldein marschiren und über die Gräben setzen.

Lichtenberg.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Wir haben sofort einer wichtigen elektrischen Entdeckung des Professors Santi Lenari zu Siena zu erwähnen, nämlich der früher schon oft, aber bis jezt immer vergeblich versuchten Auffindung eines Verfahrens, um aus dem durch seine elektrischen Eigenschaften so bekannten Zitteraal einen wirklichen elektrischen Funken zu ziehen. — Der Zitteraal, Zitterfisch (Gymnotus electricus) ist, wie sich die Leser zuvörderst zu erinnern belieben, ein besonders in den Gewässern von Surinam vorkommender Fisch, welcher, so lange er lebt, eine besondere, sehr starke Elektricität besizt,* mittelst welcher er Menschen, und Thieren, die ihm hinreichend nahe kommen, einen betäubenden Schlag versetzen kann. Menschen, die diesen Fisch im Wasser berühren, werden dadurch auf die unangenehmste Weise erschüttert, Fische oft sogar getödtet. Diese Elektricität scheint im Schwanze des Fisches am stärksten zu seyn; sie pflanzt sich im Wasser oft auf eine Entfernung von fünfzehn Fuß und darüber fort. Daß die Commotion eine wirklich elektrische sey, geht daraus ganz unzweifelhaft hervor, daß der Schlag am heftigsten ausfällt, wenn man den Fisch mit einem guten Leiter der Elektricität, z. B. einem Metallstabe, berührt, wogegen man nichts empfindet, wenn man dazu einen sogenannten Nichtleiter, z. B. eine Stange Siegellack, wählt. Die erste Beobachtung dieses Fisches scheint man dem durch seine Pendelbestimmungen so bekannten französischen Akademiker Richer zu verdanken, welcher im Jahre 1671 nach Cayenne ging, und erzählt, daß es daselbst einen drei bis vier Fuß langen Fisch gebe, dessen Berührung den Arm erstarren mache und Schwindel erregе. Vollständige Aufklärung über die eigentliche Natur des Vorgangs verdankt man aber dem berühmten englischen Anatomen Hunter, welcher sich ein Exemplar dieser merkwürdigen Fischart zu verschaffen gewußt und zergliedert hatte. Die erschütternden Werkzeuge nehmen nach ihm mehr als den dritten Theil der Länge des ganzen Thiers ein; an jeder Seite liegen zwei dazu dienende Organe, welche aus dem Rückenmarke sehr starke Nerven bekommen, mit einer Menge kleiner Blutgefäße versehen sind und am Ende des Schwanzes in eine Spize auslaufen. Nach Hunter unterwarf ein gewisser Schilling, Arzt der Kolonie zu Surinam, den Zitteraal neuen Untersuchungen, und entdeckte eine Beziehung zwischen

* Ich bemerke, daß diese elektrische Eigenschaft nicht auf den Zitteraal eingeschränkt ist, sondern daß man jezt noch mehrere damit ausgerüstete Fischarten kennt. Im stärksten Grade scheint sie jedoch dem Zitteraal beizuwohnen, wie sie denn auch an demselben zuerst wahrgenommen worden ist.

seinen elektrischen Kräften und dem Magnetismus, dergestalt, daß dem Thiere die ersteren geraubt werden, wenn man es mit einem armirten Magnetstabe berührt.* Der Hauptstreit betraf aber die Frage: ob die elektrische Entladung des Zitteraals im Wasser von einem sichtbaren elektrischen Funken begleitet sey oder nicht? Der englische Naturforscher Walsh behauptete Ersteres und wollte Augenzeuge der interessanten Erscheinung eines solchen, den Schlag des Zitteraals begleitenden, selbst unter dem Wasser sichtbar gewordenen Lichtes gewesen seyn. Andere Naturforscher wendeten dagegen mit einem Scheine des Rechtes ein, daß das Wasser bekanntlich schon der Erweckung der künstlichen Elektricität sehr hinderlich sey, und die Erscheinung des Funkens unter demselben daher alle Wahrscheinlichkeit wider sich habe.** Diesem Streit über die Möglichkeit, dem Körper des Zitteraals einen wirklichen, sichtbaren, elektrischen Funken zu entlocken, ist nun, wie gesagt, durch die Entdeckung des Professors Santi Lenari für immer ein Ende gemacht. Eine ausführliche Beschreibung des dabei von ihm angewendeten Verfahrens, dessen detaillirte Darstellung sich für die Tendenz und den Umfang unserer Blätter, welche die Gegenstände für die Unterhaltung wohl effleuriren, aber nicht gelehrt erschöpfen wollen, nicht eignet, findet sich im lezten Decemberhefte des Indicatore Sienese.

Wie zahllose Thatsachen auch bereits für die Identität der Elektricität und des Magnetismus sprechen, so scheint doch eine ganz kürzlich von dem französischen Naturforscher Peltier gemachte Entdeckung an Merkwürdigkeit alle frühern, hieher gehörigen Beobachtungen zu übertreffen. Peltier hat nämlich wahrgenommen, daß, wenn man einen Kupferstreifen genau in die Richtung des magnetischen Meridians bringt, und diesen Streifen dann mit einem andern Streifen desselben Metalls streicht, positive (vulgo Glas-) Elektricität entsteht, sobald dies Streichen in der Richtung von Norden nach Süden erfolgt, negative (oder Harz-) Elektricität aber, wenn das Streichen in der entgegengesezten Richtung, also von Süden nach Norden, vorgenommen wird. Diese Entdeckung, deren bloße Ankündigung die ganze Aufmerksamkeit der Leser erregen muß, da die damit ausgedrückten Beziehungen fast wunderbar erscheinen, steht zwar in ihrer eigentlichen Kategorie noch isolirt da, gehört aber im Allgemeinen, wie gesagt, in die große Classe der Indicien für die enge Verwandtschaft der Naturagenten, welche wir mit dem Namen der Elektricität und des Magnetismus belegen, und unter diesen verschiedenen Benennungen bis jezt immer noch getrennt haben, obwohl sich die Gründe dieser Trennung mit jedem Tage vermindern.

(Der Beschluß folgt.)

* Bei andern Versuchen soll sich diese Wirkung des Magnets auf den Zitteraal nicht bestätigt haben. Sie scheint mir gleichwohl aus der jezt erwiesenen Identität zwischen Elektricität und Magnetismus zu folgen.

** Dieser Einwand ist nicht treffend. Wenn man in einem finstern Zimmer zwei Chalcedone in einem Eimer Wasser an einander reibt, so sieht man deutlich ein Licht hervorbrechen, welches unzweifelhaft elektrischer Natur ist.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Den 22sten März.

Havre.

Der Markt.

„Er ist ein gereister Mann," wollte sonst etwas sagen, hat aber heute seine Bedeutung gänzlich verloren. Es gibt Leute, die die meisten Länder Europas durchflogen, alle Hauptstädte gesehen haben, die über jedes Bauwerk, über jedes Museum, über alle Künstler mitsprechen können, und die, bei Lichte besehen, so neu, so grün in dieser Welt sind, als ob sie nie über die Schwelle des väterlichen Hauses gekommen wären, oder wenigstens die Grenze ihres Kirchspiels nie überschritten hätten. Die Diligencen, die Dampfschiffe, die Eisenbahnen sind die Hebel dieses Fortschrittes. Man reist jezt viel und ist auf Reisen wie zu Hause. Eine Postwagengeschichte, eine Table-d'Hotegesellschaft, ein Salonsempfang u. s. w. sind meist Alles, was man von Reiseerfahrungen mit nach Hause bringt. Ich lobe mir die Zeit, wo man noch sein Testament machte, wenn man von Cöln nach Frankfurt, von Nürnberg nach München oder gar von Stuttgart nach Paris reiste. Vierzehn Tage unterwegs über eine Strecke, die man jezt beinahe in eben so viel Stunden macht, gaben Gelegenheit zu Bekanntschaften, zu Abenteuern, zu Situationen, in welchen man allen Witz und allen Verstand zur Hand nehmen mußte. Das war die romantische Zeit der Reisen. Ein zerbrochenes Wagenrad auf der unfahrbaren Straße war das Geringste, was einem begegnen konnte, und war gar nichts gegen einen Sumpf, in dem man stecken blieb, weil man den Irrwischen — jezt eine gänzlich ausgestorbene Nation — gefolgt war; und endlich gar ein Räuberanfall und dergleichen. Die klassische Langeweile hat sich in die Reisen, ich möchte beinahe sagen in's ganze Leben eingeschlichen, seit sie von den Brettern vertrieben ist. Eine einfältige Trias — die Einheit des Orts, ein Postwagen, die Einheit der Zeit, in vier-und-zwanzig Stunden an Ort und Stelle, die Einheit der Handlung, eine kaum angesponnene und nicht halb abgesponnene Postwagenintrigue — hat

den romantiſchen Wechſel des Zufalls, die kecken und unverhofften Verwicklungen und Entwicklungen der guten alten Zeit abgelöst. Wer übrigens bei ſo bewandten Umſtänden noch etwas auf Reiſen lernen will, dem rathe ich, in Handelsſtädten die Börſe, in Fabrikſtädten die Arbeiterkneipen und überall die Kirche, die Schule und den Markt zu beſuchen. Vielleicht lernt er da etwas, wenn er Augen zum Sehen und Ohren zum Hören mitgebracht hat.

Wer in Paris geweſen iſt und nicht dann und wann ein paar Stunden auf dem Marché des Innocents — die ſchönſte Ironie, die der Zufall je erdacht, als er bei der Taufe eines Ortes Gevatter ſtand — zugebracht hat, ſchweige, gehe in ſich und thue Buße, ſo oft in ſeiner Gegenwart von Paris die Rede iſt. Hier erſt erklärt ſich die Epoche, wo die Weiber der Hallen eine Rolle in der Geſchichte ſpielten, hier erklärt ſich die Revolution, die erſte, die zweite und die dritte, die da kommen wird, und alle nachfolgenden. Die Franzoſen wären ſicher nicht halb ſo kecke Revolutionärs, wenn die Franzöſinnen ſie nicht auf Schritt und Tritt beſchämten, ſie zum Handeln zwängen. Auf dem Markte der unſchuldigen Kinder zweifelte ich nicht einen Augenblick, daß die Weiber zuerſt die Fahne des Aufruhrs geſchwungen, und wäre es auch nur ihre Schürze geweſen, daß ſie den Bajonetten getrotzt und die Macht eines Königs allein und waffenlos verhöhnt. Denn hier ſieht man zu jeder Stunde Weiber der bewaffneten Macht, aller Autorität eines hochwichtigen Polizeidieners gegenüber eine Keckheit entwickeln, von der man in Deutſchland kaum eine Ahnung hat und die ſelbſt in Frankreich alle Männer beſchämen könnte. Ich habe oft in Paris Männer ſich halbe Stunden lang zanken und ſtreiten ſehen, ohne daß es zu einer handgreiflichen Demonſtration kam; aber hier auf dem Markte der unſchuldigen Kindlein hörte ich zwar mitunter auch Weiber einander Scheltworte zuwerfen, aber das waren nur freundſchaftliche Neckereien, und ſo oft es ernſt wurde, war der Kampf beinahe entſchieden, ehe ich recht wußte, daß er begonnen hatte. Einmal hörte ich zwei Marktweiber ſich zanken, ſah einen Augenblick nach einer andern Seite hin und dann wieder auf ſie, und ſiehe, die Eine hatte ihren Holzſchuh, die Andere ein Kartoffelmaß zur Waffe gemacht, und Beide waren kampfunfähig durch die Wunden, die ſie ſich in den zwei Sekunden, die ich weggeſehen, wechſelſeitig geſchlagen hatten. Das Volk iſt der beſte Beobachter des Volks, und es ſchreibt die Reſultate ſeiner Bemerkungen in ſcharfen Zügen in einem Sprichworte, in einem Volkswitze nieder, und ſo ſagt man in Frankreich: les hommes se disputent, les femmes se battent. — Es gibt dies Stoff genug zum Philoſophiren, hier nur ſo viel: wer das Volk kennen lernen will, verſäume keinen Markttag.

Havre iſt eine Handelsſtadt und überdies eine Seeſtadt. In dieſen beiden Worten liegt ihr Charakter. Ohne den Handel und ohne die See würde die Stadt ſelbſt nicht exiſtiren, und ohne die Kaufleute und die Seeleute wäre der Reſt der Havrer Bewohner nicht der Rede werth. Auf dem Markte zu Havre wird das ſo klar als möglich. Alle Marktbeſucher, mit Ausnahme der Fiſcher, die früh Morgens hinkommen und die Ausbeute des geſtrigen Tags verkaufen, ſind die gewöhnlichſten Alltagsmenſchen, die man ſich nur denken kann, und wie oft ich auf dem Markte hin und her zog, wie ſehr mich das Gemiſche von in- und ausländiſchen Früchten, die der Handel und der Ackerbau feilbieten, die einladenden Gemüße, die bunten, wunderlichen Erzeugniſſe der See als Bild anſprachen, ſo wenig zogen mich die Menſchen an, trotz der normänniſchen Trachten, trotz der hohen, helmartigen Gauchoiſe (Haube) der Weiber. Sie waren alle ſehr brave, proſaiſche Käufer und Verkäufer, und ich entſinne mich kaum, je unter ihnen einen Streit geſehen oder einen Witz gehört zu haben. Man lobe oder table das, mir iſt es einerlei.

Nur zwei Erſcheinungen auf dem Markte fielen mir auf. Zuerſt eben die Fiſcher. Morgens, ehe noch der eigentliche Markt beginnt, kommen ſie ſchwer beladen angezogen und bieten in großen flachen Körben ihre Fiſche und Muſchelthiere feil. Oft iſt ein eigener Verkäufer da, wie es ſcheint, von Geſetzes wegen zu dieſem Vorhandel berufen, der dann durch eine Glocke die Käuferinnen zuſammenklingelt; oft ſah ich aber auch die Fiſcher ſelbſt den Handel beſorgen, und hiebei zeigten ſie ſich ganz ihres Elements und ihrer Lebensart würdig. Sie ſind ja gewohnt, dem Sturme zu trotzen, ihm ruhig und ſchweigend zuzuſehen, und ſo legen ſie ihre Waare aus, ſagen mit einem Worte den Preis und laſſen die umſtehenden Detailverkäufer und Verkäuferinnen den Preis ſchelten, einen den andern überbieten, ohne ein Wort zu dem lumpigen Zungenſturme zu ſagen, bis der Preis erreicht iſt, den ſie für billig halten, und ſie dann zuſagen, das Geld einſtreichen und ſchweigend von dannen ziehen.

Eine zweite nicht unintereſſante Erſcheinung auf dem Markte ſind die einkaufenden Engländer. Man hat mir oft geſagt oder ich habe es oft geleſen, die Engländer ſeyen das Volk, das am meiſten auf eine gut beſetzte Tafel hält. Ich glaube es gerne, nach den hier auf dem Markte Einkaufenden zu urtheilen. Mit einer Bedachtſamkeit, mit einem ſcrupulöſen Kennerblicke, der dem beſten Feinſchmecker Ehre machen müßte, ſehen ſie ſich jeden Kohl, jeden Fiſch an. Sie blättern ordentlich in dem Buche, das vor ihnen aufgeſchlagen liegt, prüfen die Controverſen zwiſchen der einen und der andern Lesart, und erklären ſich nach weislicher Ueberlegung für den Turbot links oder die Scholle rechts auf dem Fiſchtiſche. Wie viele ſchwere

Verdauungsstunden es gekostet haben mag, bis sie zu dieser Meisterschaft gekommen sind! Es sind diese Engländer die Vertreter einer hier lebenden kleinen Kolonie zurückgezogener, auf halben Sold gesezter Offiziere der Land- und Seemacht Albions, oder von den Ersparnissen eines zwanzigjährigen Handels in Ruhe und Zurückgezogenheit lebender Krämer. Gott segne ihre Studien!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Das Theater Castellane. Literarische Notabilitäten.

Seit die Tageblätter so groß sind und derselben so viele erscheinen, und zwar frei und ungehindert, wird Alles in ihren Bereich gezogen, und wenig Merkwürdiges entgeht ihrer Aufmerksamkeit. So sind denn auch die Darstellungen auf dem Privattheater des Grafen von Castellane so umständlich besprochen worden, als nur irgend eine öffentliche Darstellung auf den Pariser Theatern je besprochen worden ist. Ganz Paris konnte wenigstens im Geiste den Darstellungen beiwohnen; denn nicht allein wurde angegeben, wer unter der Oberleitung der Madame Sophie Gay oder unter der der Herzogin von Abrantes aufgetreten war, und in welcher Rolle, sondern sogar, wie die Personen gekleidet waren. Fast der ganze Text der Oper: l'Abencerage, ist in den Tageblättern abgedruckt worden, besonders folgende schöne Arie, die einen Victor Hugo'schen Anklang hat:

Vierge modeste,
Hourie céleste
Du paradis;
Comme l'étoile
Sous ton long voile
Tu resplendis!
Flot de lumière
Qui desaltères
Mon oeil charmé,
Et dont la flamme
Anime l'ame
Du bien-aimé!
Viens que j'aspire
Ton doux sourire
Plein de parfum!
Viens et repose
Ta lèvre rose
Sur mon front brun!

Und dieser Operntext ist der erste bekannte Versuch einer jungen Dame, Mad. Collet, deren ebenfalls junger Mann erst vor kurzer Zeit aus Italien zurückgekehrt ist, wo er auf Kosten des Staats sich einige Jahre aufgehalten, um sich in der Tonkunst auszubilden, da er in der Pariser Kunstschule einen der ersten Preise davongetragen hatte. Er hat den Operntext seiner Frau in Musik gesezt. Man lobt diese Musik sehr; indessen muß man sie öffentlich hören, um darüber ein gültiges Urtheil fällen zu können. Der auf dem Castellane'schen Liebhabertheater erhaltene Beifall ist Collet insofern nüzlich, als er wahrscheinlich keine abschlägige Antwort zu fürchten hat, wenn er sich bei einem der Operntheater mit einer neuen Oper oder Operette meldet. Das Debutiren wird einem jungen dramatischen Tonkünstler in Paris stets sehr erschwert; Collet hat es vermuthlich seiner interessanten Frau zu danken, daß ihm die Bahn nun geebnet ist. Der dichtenden Frauen, besonders jungen, besizt Paris jezt eine solche Menge, daß sie im Nothfall den männlichen Parnaß hätten ersezen können, wenn die böse Grippe diesen hinweggerafft hätte. Dies wäre nun recht löblich und erfreulich, wenn die dichtenden Damen den Staat nichts kosteten. Hat aber eine dichtende Dame hier viel Niedliches oder Rührendes gedichtet und sich in der Literaturwelt einen Ruf verschafft, so bewirbt sie sich um eine Pension, damit sie fortan ruhig dichten und die Lesewelt mit neuen Geistesprodukten erfreuen könne. Ist sie schön, jung und anmuthig, so fehlt es ihr nicht an Fürsprechern bei den Ministern, und dann bleibt die gehoffte Pension nicht lange aus. Diese Pensionen sind zwar nicht beträchtlich, aber die Zahl der Schriftstellerinnen, welche Anspruch darauf machen, ist es desto mehr. Es gibt jedoch auch wieder Manche, welche dieser Hülfe nicht bedürfen, und vom Schicksal vortheilhaft genug bedacht worden sind, um ein ganz unabhängiges Leben führen zu können, wie z. B. Mad. Dudevant, welche im Besize eines beträchtlichen Vermögens ist. Die literarischen Notabilitäten, wie man hier die berühmten lebenden Schriftsteller bezeichnet, spielen in Paris eine große Rolle, und deßhalb belehren die Tageblätter das Publikum nicht allein über die geistigen Leistungen derselben, sondern auch über ihren Lebenswandel, und sogar über ihre häuslichen Einrichtungen. Vergebens haben mehrmals ernsthafte Leute behauptet, das Haus eines jeden Menschen müsse für die Außenwelt verschlossen und ohne Fenster seyn; für eine freie Presse gibt es keine solche fest ummauerten, dicht verschlossenen Häuser; der Späherblick der Neugierde dringt überall durch, und die sogenannten Notabilitäten müssen sich mit der Ueberzeugung trösten, daß man nicht so neugierig seyn würde, wenn die Herren und Damen weniger berühmt wären. So hat denn eine hiesige Wochenschrift, le cabinet de lecture, angefangen, die Celebritäten zu mustern, zu schildern und sie in ihrem häuslichen und gesellschaftlichen Wandel zu beschreiben. Da bisher kein Duell erfolgt ist, leider das gewöhnliche Zeichen der Mißbilligung der Betheiligten, so sollte es scheinen, als ob die dem Publikum vorgeführten Personen die Schilderung für nicht so ganz abnorm hielten. Einige Züge daraus können auch das Ausland belustigen. Der Verfasser der Skizzen gibt sich für einen Belgier aus, und thut, als ob ihm Jemand bei einer Vorstellung in der großen Oper die merkwürdigen Figuren zeige, welche jezt in der Pariser Literaturwelt glänzen. Zuerst sieht er Mad. Dudevant am Arme Charles Didier's, Verfassers des gewaltig ernsten Romans Rome souterraine, vorübergehen, eine kleine, zart geformte, dreißigjährige Frau, mit einem edeln, sogenannten bourbonschen Gesichte; sie ist auf eine etwas auffallende Art, aber doch geschmackvoll gekleidet, trägt ein seidenes, sehr gebauschtes Kleid, mit einer Mantille von grünem Sammt und außerordentlich breiten Spizen. Ein schöner Juwel glänzt auf ihrer Stirne. Eine Menge junger Künstler gesellen sich zu ihr und bilden ihren Hofstaat; aber Alfred de Musset, mit dem sie eine Reise nach Italien gemacht haben soll, sucht ihren Anblick zu vermeiden, und stiehlt sich davon.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 6. Juni 1837.

Parmi nous le sentier qui mene aux deux collines,
Ainsi que tout le reste, et parsemé d'épines.
A la Chine sans doute il n'en est pas ainsi?

Voltaire.
Épitre au roi de la Chine.

Der Schweif des Drachen.

Eine chinesische Erzählung.

In den Tempeln des Fo erzählen sich die Priester folgende tragische Geschichte.

Als der Gott einst auf einer kolossalen Sonnenblume sich träumend gelagert hatte, schuf er um sich her eine frische, kühlende Dämmerung. Diese zu durchbrechen, wagte ein kecker Lichtstrahl. Der zürnende Gott bannte den Eindringling mit dem Blick seines Auges fest an eine Stelle, und der Strahl nahm die zarte, ätherische Gestalt an, wie sich die Phantasie die menschliche Seele denkt, schon umhüllt von dem Scheinbilde ihres einstigen Körpers. „Du sollst Mensch werden!“ rief Fo. „Ich will dich herabsenden auf die Erde und du sollst einer von denen seyn, die der Welt die Wahrheit lehren unter der Form der Schönheit, mit Einem Wort ein Dichter.“ — Die Seele zitterte freudig; sie bestrebte sich, dem Gotte ihre Dankbarkeit, ihr Entzücken darzulegen. „Triumphire nicht zu früh!“ rief Fo unwillig; „bedenke, daß du eine Strafe verdientest für deine Unachtsamkeit, die Schatten, die ich um mein Lager gesammelt, zu durchbrechen. Ich bin nicht in guter Laune, wie du siehst, und ein Glück, das ein Gott in schlechter Laune gewährt, ist nicht viel besser als ein Unglück.“

Diese Worte Fo's stimmten das Entzücken der armen Seele um Vieles herab. Sie wagte jezt nicht mehr, ihre Blicke aufzuschlagen, und erwartete in ängstlicher Spannung die Beschlüsse ihres Richters. „Ich will dir,“ hob dieser wieder an, „im Bilde deine künftigen Schicksale zeigen. Sieh hinab, was du erblickst, ist die Erde, der Schauplatz, den ich dir zu deinen Leiden und Freuden bestimmt habe. Die breite Straße, die sich uns zeigt, ist der Weg nach Peking. Zwei bemerkenswerthe Gegenstände bewegen sich darauf: ein einsamer Fußgänger und ein prächtiger Palankin, von vielen Sklaven getragen und einer glänzenden Eskorte zu Fuß und zu Pferde begleitet. Der einsame Fußgänger bist du, der Mann im Palankin ist der Gouverneur einer Provinz, der nach Peking reist, um dem Kaiser Rapport über die Führung seiner Geschäfte abzustatten.“

„Ach!“ rief die arme Seele, „warum, o großer Gott, bringst du mich mit einer solchen widerwärtigen Fratze zusammen? Ich empfinde den lebhaftesten Ekel, wenn ich diese Gestalt betrachte, auf die Gemeinheit und dummer Stolz ihre Stempel gedrückt haben.“ — „Laß das gut seyn,“ entgegnete der Gott; „bemerkst du das goldgestickte Zeichen auf der Brust des Mandarins?“ — „Freilich wohl, es ist dasselbe, das auch ich an mir trage.“ — „Du irrst,“ sagte Fo. „Der Drache auf der Brust des Gouverneurs ist viel größer und hat einen dreimal längern

Schweif als dein Drache.“ — „Ach, was liegt an ſolchen Jämmerlichkeiten!“ — „Urtheile nicht voreilig!“ rief der Gott mit ernſter Stimme. „Laß uns jezt unſere Reiſenden beobachten. Erzähle, was du ſiehſt.“

Die Seele gehorchte dem Gebot. „Aber ſage mir zuerſt,“ rief ſie zu Fo, „wie ſoll ich mich ſelbſt kenntlich machen? welchen Namen gibſt du mir?“ — „Fo-ha-ti,“ entgegnete der Gott. „Der arme Fo-ha-ti!“ fuhr die Seele fort, „er ſcheint auf das Angreifendſte von der Hitze zu leiden. Wie wohl thäte ihm der Schatten von einem der unzähligen Sonnenſchirme, die ſich um die Wette bemühen, auch den leiſeſten Lichtglanz von dem Kürbiskopf des Gouverneurs abzuhalten! Was hör' ich? in dieſer Hitze muß der arme Fo-ha-ti noch ein langes Gedicht vorleſen? Er, der kaum ſo viel Athem übrig hat, um ſeine gerechten Verwünſchungen über den ſandigen Weg, den Staub und die Hitze auszuſtoßen!“ — „Und dennoch,“ warf der Gott lächelnd dazwiſchen, „iſt dieſes Gedicht noch ſein Troſt, denn er iſt der Verfaſſer deſſelben, und keine Hitze, kein Staub, kein Ungemach können einem Dichter beſchwerlich fallen, wenn er ſeine eigenen Verſe vorlieſt.“

„Jezt,“ fuhr die Seele in ihrem Berichte fort, „hält die Karavane an. Es wird unter einem angenehmen Gebüſch von Mandel- und Feigenbäumen eine Tafel gedeckt. Der Mandarin ſezt ſich daran; er verzehrt beim Schalle einer ſanften Muſik die köſtlichſten Leckerbiſſen. Wie, und man ladet Fo-ha-ti nicht ein, dieſes Mahl zu theilen? Erkläre mir das, gütiger Gott. Ich kann mir nicht denken, daß jener Fettballen, jenes rohe und gemeine Geſchöpf edler ſeyn ſoll, als der, den du geſchaffen haſt, die Menſchen zu beſſern, zu erfreuen und zu belehren. Und warum hat Jener Sonnenſchirme, Trabanten, Mahlzeiten und einen Palankin, und Fo-ha-ti hat nichts von allem dem?“ — „Der Grund davon iſt der dreimal längere Schweif des Drachen,“ entgegnete Fo mit Ernſt.

Die Seele richtete ihren Blick wieder auf die Erde und rief: „Während wir ſprachen, hat ſich die Scene unten verändert. Der Mandarin und Fo-ha-ti ſind im Begriff, bei Hofe, wohin ſie Beide beſchieden worden, zu erſcheinen. Welch ein Schwarm, welch ein Gewühl vornehmer Hofbeamten! Wie das durcheinander rennt und mit den Schellen klingelt, die den Saum eines jeden Staatsrockes zieren! Für wen breitet man den herrlichen Teppich dort aus, wem gibt die Wache die Ehrenbezeugungen, wen zu begaffen ſtürzt ſich die Menge herbei? — O mir ahnet, das ſind die Auszeichnungen, die man dem Genie erzeigt, ſo will man den ehren, auf deſſen Stirn die Gottheit ihren Stempel gedrückt, es gilt Fo-ha-ti's Empfang! Dort kommt er! Aber was ſehe ich? die Wachen ſtoßen ihn zurück, da er die feſtliche Treppe beſteigen will, der Pöbel lacht ihn aus und iſt nahe daran, ihn zu beſchimpfen; zum Glück zieht ihn eine elende, halb poſſenhafte Geſtalt, die ſich ſeiner annimmt, aus dem Getümmel fort. In dem Augenblick ſchreien alle Stimmen ein lautes Willkommen; der Palankin des Gouverneurs wird herangetragen, und ihn zu empfangen, ſteigt ein Prinz von Geblüte die zwei oberſten Stufen des Pallaſtes herab ihm entgegen. Die Tonnenfigur des Mandarin watſchelt in die geöffneten Säulengänge und verliert ſich unter goldflimmernden Teppichen und Wolken köſtlicher Wohlgerüche. Was iſt denn das? Offenbar iſt man bei Hofe im Irrthum und hält den Mann im Palankin für Fo-ha-ti.“ — „Nicht doch,“ erklärte gütig der Gott; „bei Hofe irrt man ſich nicht ſo gröblich. Sahſt du nicht, daß der Oberceremonienmeiſter mit einem kleinen Zollſtab in der Hand erſchien, und daß er damit in Gedanken den Schweif des Drachen beim neuen Ankömmling maß? Seine Ehrerbietung wuchs mit jedem Zoll, den er noch zuzuſetzen fand. Bei dir nahm er ſich kaum die Mühe, ſeinen Maßſtab nur anzulegen.“

„Ich höre vorleſen!“ rief die Seele freudig. „Fo-ha-ti's Triumph kann jezt nicht ausbleiben, denn er lieſt dem Kaiſer ſein Gedicht vor. Der Kaiſer iſt ſelbſt Dichter, es kann alſo nicht fehlen, daß er die Schönheiten von Fo-ha-ti's Poeſie anerkennt. O wie tief wird jezt der Gouverneur ſinken, den ich unter den Zuhörern erblicke! denn in dieſe Schranken darf er ſich nicht wagen. O wie ſchön, wie erhaben der Strom der Verſe daher rollt! Wie blendend und zugleich wie gediegen ſind dieſe Gedanken, die ich mich freue, einſt zu denken! Das Auge des Kaiſers iſt auf Fo-ha-ti geheftet, ein paar Damen im Gefolge der Kaiſerin vergießen Thränen, Alles im Saal verharrt in andachtsvollem Schweigen.“

Die Seele des künftigen Dichters verſtummte einige Momente, dann brach ſie unwillkührlich in einen Ruf der Verachtung aus.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beſchluß.)

In das elektriſche Gebiet gehört ferner die Erzählung eines Vorfalls, welcher ſich in der, vielen Leſer wohl noch erinnerlichen Gewitternacht vom 4ten auf den 5ten December v. J. zugetragen hat und deſſen Zuverläſſigkeit wir verbürgen. In dieſer Nacht befanden ſich zwei Gensdarmeriewachtmeiſter aus Breslau und Steinau zu Pferd auf dem Wege von Parchwitz nach Steinau. Sie verfolgten ihre Straße und bemerkten die Blitze des Gewitters, ohne Donner zu vernehmen, als ungefähr nach

zehn Uhr plötzlich eine so vollkommene Finsterniß eintrat, daß sie den Weg nur mit größter Mühe halten konnten. Nach einigen Minuten erhob sich ein von Schloßen begleiteter Orkan, und hierauf wurden sie mit Erstaunen sowohl an ihren Kleidern als am Reitzeuge matte Flammen in den verschiedensten Gestalten gewahr, womit sie gleichsam ganz überschüttet waren und die sich namentlich an allen spitzen Gegenständen, den Ohren der Pferde, den Falten der Mäntel u. s. w. zeigten. Erst nach mehr als 400 Schritten gelangten sie aus diesem elektrischen Luftkreise. Auch auf dem Thurmdach der evangelischen Kirche zu Steinau bemerkten sie solche elektrische Flammen. — Diese seltene, aber gar nicht unerhörte elektrische Erscheinung gehört zu den sogenannten Elmsfeuern (St. Elmusfeuern, Helenafeuern, Castor und Pollux), und war schon den Alten bekannt. Plinius d. A., dieser unermüdliche Sammler und vortreffliche Naturforscher, erzählt (H. N. II. 37.), er habe oft Sterne auf den Lanzen der Soldaten und den Masten der Schiffe gesehen. Zwei solcher Sterne seyen Anzeichen einer glücklichen Fahrt und würden von den Schiffern unter dem Namen Castor und Pollux verehrt; Einer allein, den man Helena nenne (daher die obigen Namen), bedeute Unglück. Dergleichen sehe man auch zuweilen an den Häuptern der Menschen, „mira ratione, wie er sich ausdrückt, „et in naturae majestate abdita.“ Aehnliches erwähnen Seneca, Hirtius, Livius. Den Schiffern ist dieses Phänomen sehr bekannt und wird von den Portugiesen Corpo santo, von den Engländern Comozant, von den Niederdeutschen Weerlicht (Wetterlicht) genannt. Der Name St. Elmus ist allem Anscheine nach das verstümmelte „Helena“ der Alten. Auch an neueren Beobachtungen solcher elektrischen Flammen sowohl am menschlichen als thierischen Körper fehlt es nicht. Jallabert und de Sauſſüre, die bekannten französischen Naturforscher, sahen bei einem Gewitter auf den Alpen Funken an ihren Fingern, dem Hutknopfe u. s. w., und der Engländer Nicholson bemerkte Wetterlichter an den beiden Ohren seines Reitpferdes, wobei viele andere Personen dasselbe an ihren Pferden wahrnahmen und einem der Kopf des seinigen ganz in Feuer zu stehen schien, also ganz wie im oben erzählten Fall. Die Erklärung dieser Erscheinung gründet sich sehr einfach auf die Theorie der elektrischen Spitzen, indem bekannt ist, daß zugespizte Enden leitender unisolirter Körper — wie hier die spitzen Ohren der Pferde — die Elektricität leicht und auf große Entfernungen annehmen; eine solche Spitze saugt nicht sowohl aus den Wolken selbst als aus der umgebenden Luft die elektrische Materie in großer Menge ein. Wenn daher, wie im vorliegenden Falle, besonders bei einem durch Sturm zertheilten Gewitter, in der Luft ungewöhnlich viel Elektricität vorhanden ist, so dringt dieselbe in die vorhandenen spitzen Körper ein, und zeigt daselbst den schwirrenden Lichtschein, welcher unsern, mit jener Theorie der elektrischen Spitzen nicht vertrauten Gendarmen so wunderbar erscheinen mußte.

Der diesjährige Spätwinter hat große Aufmerksamkeit und noch mehr Bekümmerniß erregt. In lezterm Bezuge gibt nun zunächst die Cölnische Zeitung Vielen Trost, indem sie aus der dortigen Chronik vom Jahr 1726 anführt:

„Nach Ostern ist viel Schnee gelegen
In Städten, Feldern, allerwegen,
Und haben dennoch durch göttliche Güt
Die Trauben vor Pfingsten noch alle verblüht;
Jakobi trug man Trauben herein,
Und wuchs dies Jahr noch ein köstlicher Wein.“

Nun fiel im Jahr 1726 Ostern auf den 21sten April, und der Schnee muß also damals noch viel später gelegen haben, als heuer; und da, nach der Versicherung der Cölner Chronik, gleichwohl der Segen des Herrn nicht gefehlt hat, so dürfen wir uns also auch diesmal damit schmeicheln. Indeß sind wir freilich schon seit einer ziemlichen Reihe von Jahren gewohnt, den Winter zeitig von uns scheiden zu sehen, und der Eintritt einer sehr bedeutenden Sommerwärme lange vor dem Sommersolstitium hat mir sogar zu mannichfachen Betrachtungen in diesen Blättern Veranlassung gegeben. Späte Schneefälle sind aber gar kein unerhörtes Ereigniß; für die Marken wenigstens, auf welche ich meine diesfallsigen Untersuchungen habe einschränken müssen, finden sich dergleichen häufig angemerkt. So erfolgte im Jahr 1705 noch am 25sten und 26sten Mai ein so ungeheurer Schneefall zu Berlin, daß die Aeste der schon belaubten Bäume brachen, und die damals noch junge Lindenallee sehr litt. Nach den vorliegenden Notizen darf man für die Mark Brandenburg durchschnittlich alle fünf Jahre einen Schneefall im Mai annehmen; ja zu Berlin fiel am 22sten Juni 1821 ziemlich viel Schnee.* Es verdient dabei noch eine ganz besondere Bemerkung, daß die Frühlingskälte ihren Sitz, nicht wie die eigentliche Winterkälte ihren Centralpunkt in Nordosten, sondern meistens in Südost, ja in Südwest zu haben scheint, gleichsam als wenn der Kälteproceß dort auch, nur erst später, eintreten müsse. Leser, welche auf die Windrichtung bei Spätfrösten aufmerksam gewesen sind, werden diese Bemerkung oft selbst gemacht haben.

* Ich erinnere mich, daß zu Magdeburg, welches doch etwa ½° südlicher liegt als Berlin, Ende Juni's 1797 hoher Schnee fiel. Er schmolz schnell, und das Jahr war reich an Getreide und Obst.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Galerie der literarischen Notabilitäten.

Nicht weit von da ragt der lange, kraushaarige Alexander Dumas hervor; dann erscheint ein 56 — 58jähriger, ernsthaft aussehender, mit einem Schnurrbarte versehener Mann, Frédéric Soulié, Verfasser des Romans: die beiden Leichname, und sehr schlechter Kritiken im Journal la Presse. Dann Nestor Roqueplan, Bruder eines bekannten und beliebten Malers; Roqueplan, der Schriftsteller, war einer der Mitarbeiter am alten Figaro, kam 1830 durch die Julirevolution empor, stand seitdem in gutem Einverständnisse mit den Machthabern, wirkte sich ein Privilegium als Director des Theaters an der Porte St. Antoine aus, ist jezt der verantwortliche Herausgeber des Tageblattes la Charte de 1830, und schreibt zuweilen auch in der Revue de Paris geistreiche Aufsätze unter dem falschen Namen Paul Vermond. Dann erscheint wieder eine weibliche Celebrität, Delphine Gay, jezt die Frau des Erfinders der wohlfeilen Presse. Diesen Erfinder weiß Jedermann sogleich zu nennen; es ist der berüchtigte Emile de Girardin, der jezt eben wieder ein riesenhaftes Unternehmen ausführt, nämlich sein sogenanntes Panthéon littéraire in hundert Bänden, den Band zu zehn Franken, wornach das Exemplar eines solchen Panthéon littéraire tausend Franken kosten wird. Obschon nun diese Summe sehr hoch klingt, so beweist der Unternehmer doch, daß nichts ökonomischer ist, als sich ein Exemplar seines Pantheons anzuschaffen. Dies meint und beweist er nämlich so: ein jeder Band des Pantheon soll so viel enthalten, als in vier gewöhnlichen Oktavbänden enthalten zu seyn pflegt. Für zehn Franken bekommt man also so viel, als man sonst für vierzig Franken erhält; man gewinnt hier demnach bei jedem Bande eine beträchtliche Summe. Der Mann bedenkt aber nicht, daß von manchen klassischen Werken, die er in seinem Pantheon wieder abdruckt, bereits viele gute und wohlfeile Ausgaben vorhanden sind. Andernseits muß man es ihm jedoch Dank wissen, daß er ältere und seltene Werke wieder abgedruckt hat, von denen keine wohlfeilen Ausgaben vorhanden waren, z. B. vom Geschichtschreiber Froissart u. A. Em. de Girardin hat sich vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts eine Subscription auf zweihundert Exemplare seiner Sammlung zu verschaffen gewußt, welche also, wenn die Regierung die Exemplare so theuer als das Publikum bezahlt, 200,000 Franken kosten werden. Unter den vom Staate ertheilten Aufmunterungen zu nüzlichen Unternehmungen ist diese gewiß eine der beträchtlichsten, welche jemals bewilligt worden sind; nur die Herausgabe der sogenannten Lemaire'schen lateinischen Klassiker hat den Staat zwei- oder dreimal mehr gekostet. Dafür stimmt Em. de Girardins Tageblatt la Presse auch einen ziemlich ministeriellen Ton an; dies wäre noch verzeihlich, wenn besagtes Blatt es sich nicht zur Aufgabe zu machen schiene, jede Art von edler Aufopferung, von Hingebung zu großen Zwecken zu verunglimpfen und herunterzumachen. Die Frau, oder nach Andern die Schwiegermutter des Herausgebers, Sophie Gay, schreibt in dem Girardinschen Tageblatte Aufsätze unter dem Namen Vicomte de Launay. Em. de Girardin selbst ist ein kleiner, blonder, junger Mann, sehr kurzsichtig und von ziemlich vornehmem Aussehen. Dann erscheint Henry Berthoud, ein schöner, blaß aussehender Mann, mit einem prächtigen Spazierstocke, worauf H. B. unter einem Ritterhelme eingegraben ist. Dieser Schriftsteller beutet die romantische Geschichte des französischen Flanderns aus, hat bereits zehn Bände solcher romantischen Geschichten geschrieben, gibt das Musée des Familles heraus, und ist ein fleißiger Besucher der Oper und herzlicher Bewunderer der Opernt änzerinnen. Neben ihm erscheint Veron, der Wunderdoktor, welchem es gelungen ist, drei ganz verschiedenartige Dinge beim Pariser Publikum in Aufnahme zu bringen, nämlich erstens die große Oper selbst, die auch seit seinem Abtreten noch fortblüht, dann die Revue de Paris, die aber, seit er die Redaktion niedergelegt, keinen so guten Fortgang mehr hat als sonst, und dann zulezt die sogenannte Pâte de Regnault, ein in den Intelligenzblättern sehr gerühmtes Mittel gegen Brustübel. Bei all diesem ist Dr. Veron sehr häßlich, wie das Cabinet de Lecture aussagt. Den Beschluß der Heerschau macht der bekannte Eugène Sue, von welchem jenes Cabinet auch mehr zu erzählen weiß, als von allen Uebrigen, und wenn ich nicht irre, so ist es in dieser Hinsicht meist gut berichtet. Eugène Sue, heißt es, ist ein dicker, wohlbeleibter Mann, der zwei bis drei Zoll hohe Absätze an seinen Stiefeln trägt, und ein echter Dandy in der ausschweifendsten Bedeutung des Wortes. Er hat eine bräunliche Gesichtsfarbe, ist sehr behaart, hat die Nase etwas zur Seite gedreht und trägt einen kleinen, mit Edelsteinen verzierten Spazierstock. Im Sommer hält er sich zu St. Brice bei seinem Schwager Caillard auf, einem der Theilnehmer an den sogenannten Messageries de Lafitte et Caillard, im Winter aber bewohnt er seine merkwürdigen Zimmer in der Caumartinstraße, wovon sogleich die Rede seyn soll. Er besizt ein jährliches Einkommen von 20 — 30,000 Franken, das er dem Fleiße seines Vaters, des Chirurgen Sue, verdankt. Als dieser noch lebte, mußte sich der Sohn mit Wenigem behelfen. Er war angehender Wundarzt auf einem Schiffe im mittelländischen Meere; dieses war die einzige Gelegenheit, die er hatte, sich mit dem Seewesen bekannt zu machen, worüber er jezt so interessante Romane schreibt. Ich glaube aber, das Cabinet de Lecture ist hier nicht gut unterrichtet; denn ich habe gehört, E. Sue habe auch Amerika besucht. Seine Wohnung in der Caumartinstraße ist mit außerordentlichem Luxus möblirt, und zwar völlig im Geschmack der Vergangenheit, das heißt der sogenannten Renaissance und des Zeitalters Ludwigs XIV. Das Cabinet de Lecture schlägt die Kosten der Ausstattung zu 100,000 Fr. an. Erstlich ist das Arbeitszimmer des Romandichters mit lauter geschniztem Eichenholz, antiken Bronzearbeiten, alten flamändischen Gemälden, Waffen und allerlei Raritäten ausgeschmückt, und die bemalten Fenster lassen nur ein sehr gedämpftes Licht durchschimmern. Im Salon erblickt man überall damastene Ueberzüge, verschnörkelte Möbeln mit Einfassungen von Bronze, eingelegte oder lackirte Tische und Schränke, chinesische und japanesische Vasen, alte seidene Tapeten u. s. w. Das Speisezimmer endlich ist in dem Uebergangsstyle der Regierungszeit Ludwigs XIII. ausgeschmückt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 135.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 7. Juni 1837.

O die elenden Zeiten! Tugend wird an Handwerksleuten nicht geachtet! —
Es gibt kein beſſer Zeichen von einem wackern Gemüth, als eine harte Hand.

Shakespeare.
Heinrich VI.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Den 23ſten März.

Arbeiter.

Der Arbeiterſtand iſt in ganz Frankreich derjenige, der am wenigſten verdorben iſt, in dem noch ein Keim ruht, der für die Zukunft eine Frucht verſpricht. Der Adel iſt mit Ludwig XV. untergegangen, und die Bourgeoiſie hat ihren Hirſchpark in der Börſe gefunden. Heute iſt in Frankreich der Arbeiterſtand in der Lage, in welcher ſich früher die Bourgoiſie befand; dieſe iſt ſeine Ariſtokratie, wie früher der Adel die des Bürgerſtandes. Er ſieht oder glaubt ſich zurückgedrängt, unterdrückt, und das iſt eben das unwandelbare Geſetz der Menſchheit, daß der unterdrückte Theil der Geſellſchaft, der gegen das Unrecht ankämpfende, ſtets der beſſere iſt; daß in der Unterdrückung ſelbſt ſein beſſeres Ich hervortritt und ſich im Kampfe ſtählt. Die Juden mußten, um einen Moſes zu haben, erſt durch die egyptiſche Gefangenſchaft durchgehen, und ein Maccabäus ging erſt aus der babyloniſchen Knechtſchaft hervor. Die Chriſten waren, ſo lange ſie verfolgt wurden, die reinſten, edelſten Vertreter der Menſchheit, und die Verläumdung mußte ihnen Unſinn andichten, weil ihr Leben makellos war. Die Arbeiter in Frankreich ſehen ſich nun einmal, wie es die Aufſtände in Paris und Lyon, noch mehr die vielen Aſſociationsproceſſe hinlänglich bewieſen haben, für unterdrückt, für übervortheilt an. Sie fordern eine beſſere Stellung, und es liegt in der Natur der Sache, daß Jeder, der etwas Beſſeres, als was ihm zu Theil wird, fordert, vor Allem ſuchen muß und wird, zu zeigen, daß er eines Beſſern würdig iſt. Das iſt der Schlüſſel zum Geheimniß der höhern Moralität der Unterdrückten, aller Oppoſitionen gegen die Mehrzahl. In Frankreich findet man aus dieſem Grunde beinahe überall ſehr brave, ſehr tüchtige Arbeiter, und die Claſſe als ſolche, die von dieſem Geiſte des Höherſtrebens ergriffen iſt, erſcheint in der Mehrzahl beſſer, weniger ſelbſtſüchtig, weniger unmoraliſch als die, denen ſie eben Egoismus und Immoralität vorwirft. Es kommt hiezu noch, daß die Arbeit ſelbſt an und für ſich moraliſirt, daß ſie vor Ausſchweifungen ſchützt.

Der Arbeiterſtand in Havre theilt ſich in zwei Claſſen: ſolche, die für die Ausrüſtung der Schiffe und im Hafen arbeiten, und gewöhnliche Handwerker. Die Hafenarbeiter ſtehen ſich ganz beſonders gut; ſie werden gut bezahlt, was aber ihre Lage noch bedeutend verbeſſert, iſt, daß bei dem Aus- und Einladen der Schiffe ſtets für ſie ein Erkleckliches abfällt. Sie können ſo ihre Familien mit Zucker, Kaffee und Aehnlichem verſehen, und ſind meiſtens noch im Stande den Reſt an die Kleinhändler zu verkaufen und ſo Einiges zu erübrigen. Dieſe glückliche Lage macht,

daß ſie mit ihren Verhältniſſen, und ſomit auch mit der Regierung im Ganzen recht zufrieden ſind. — Die Calfaterer bilden eine eigene Claſſe, eine Art geſchloſſene Zunft, in die ſie nur die Söhne der Calfaterer als Lehrlinge aufnehmen. Sie verdienen täglich etwa acht Franken, und ſehen in dieſem bedeutenden Lohn ihr Verdienſt, und halten ihr Geſchäft, das hauptſächlich darin beſteht, die Ritzen der Schiffe mit Werg zu verſtopfen, die Kupferplatten an die Schiffe anzuſchlagen u. ſ. w., für eines derjenigen, zu denen ganz beſondere Talente nothwendig ſind. „Mein Jean iſt ein Eſel, aus dem wird nie ein rechter Calfaterer; er ſoll daher Uhrmacher werden," ſo hörte ich einſt einen dieſer hochgeſtellten und ſich hoch ſtellenden Schiffscalfaterer ſagen. — Die in den Werften arbeitenden Schiffszimmerleute, Segelmacher ꝛc. ſind in einer weniger glücklichen Lage; doch ſtehen auch ſie ſich ziemlich gut und kommen meiſt am Ende zu einem kleinen Kapital, da Wind und Wetter Jahr aus Jahr ein ihnen zu thun geben. Indeſſen gibt es unter ihnen ſchon Unzufriedene, und ich lernte einen ſolchen kennen, der ein demokratiſcher Legitimiſt war, etwa im Sinne der Gazette de France. Auch bei ihm ſah man gleich den Einfluß ſeiner Stellung. Er war fleißig und rüſtig, aber ſein Verdienſt reichte nicht aus, ſeinen Kindern den Unterricht geben zu laſſen, den er für nothwendig hielt; deßwegen kaufte er mitunter von dem, was er erübrigen konnte, hier und dort ein Buch, ſtudirte daſſelbe über Nacht und gab dann das Erlernte, ſo gut es ging, an ſeine Kinder ab. Es iſt dies ein Beiſpiel, das ſich im Arbeiterſtande des heutigen Frankreichs oft wiederholt, und ich entſinne mich, wie tief es mich rührte, als bei einer Preisvertheilung der association polytechnique zu Paris, nachdem alle Schüler ihre Preiſe erhalten hatten, auch der Name eines Arbeiters aufgerufen wurde und dann Einer der Lehrer erklärte: dieſer Mann, der vom Unglücke zur Arbeitsloſigkeit verdammte graue Vater einer zahlreichen Familie, beſuche, während die Kinder für ihn und ſeine kranke Frau das tägliche Brod erarbeiten, unausgeſezt die Vorleſungen, um das Erlernte nach Hauſe zu tragen und ſeinen Söhnen und Töchtern unter der Arbeit und in den Freiſtunden zu übermachen. Dies ſind Züge, die gleich Lichtblicken eine beſſere Zukunft verſprechen.

Die gewöhnlichen Handwerker in Havre ſind ſchlimmer daran als in den meiſten andern Städten Frankreichs; denn das Leben iſt in Havre ſo theuer, wie ſonſt in Frankreich nur in Paris, und die Arbeit wird im Verhältniß lange nicht ſo gut bezahlt. Es erklärt ſich daher leicht, daß in dieſem Stande ſchon mehr Unzufriedenheit herrſcht, und wirklich gibt es hier viele Handwerker, die der Regierung feindliche Geſinnungen hegen. Wie überall, findet man in dieſem Stande ſehr tüchtige Leute. Oft aber tritt unter den Arbeitern in Frankreich die Theorie als That auf und ſtößt dann auf eigene Fauſt die Geſetze um. Auch davon lernte ich ein Beiſpiel kennen. Ein Schreinergeſelle verdiente täglich etwa zwei Franken, und ſollte dafür wohnen und ſich ſelbſt, eine Frau und fünf Kinder ernähren und kleiden. Das aber wäre in Havre ein wahres Kunſtſtück. Mein Geſelle raiſonnirte alſo folgendermaßen: „Ich bin ein ehrlicher Arbeiter, ſtehe frühe auf und lege mich ſpät zu Bette und meine Arme ſind nicht müſſig. Mein Gewiſſen iſt alſo beruhigt, wenn ich nicht zahlen kann, was mir zum Leben nothwendig iſt. Da ich aber keinem armen Krämer oder Arbeiter etwas ſchuldig bleiben will, ſo miethe ich mich ſtets bei einem möglichſt wohlhabenden Mann ein und wohne ſo lange bei ihm, bis er mich austreibt. Ich habe nur zwei Betten, einen Tiſch und drei Stühle für ſieben Leute, und das Geſetz erlaubt nicht, mich zu pfänden. So haben meine Kinder Brod und der Hauseigenthümer am Ende des Jahrs nur hundert Franken weniger." Ich hatte kaum den Muth, ihm zu widerſprechen, denn das Unglück ſtand mit ziemlich klaren Zügen auf dem Geſichte dieſes Mannes geſchrieben; aber ich fühlte, wie dies Raiſonnement der erſte Ring der Kette iſt, durch welche Lacenaire ſich auf das Schaffot raiſonnirte.

Die Handwerker in Havre ſtehen abgeſchloſſener als ſonſt in den meiſten Städten Frankreichs und wohl auch Deutſchlands. Schon daß man die Stände hier ſo ziemlich genau unterſcheiden kann, iſt Havre eigenthümlich. Es iſt dies die natürliche Folge der Geſtaltung der hieſigen Geſellſchaft. Beinahe jede Claſſe hat ein eigenes Intereſſe, eine eigene Lebensart: der Kaufmannsſtand iſt auf ſein Comptoir und die Börſe beſchränkt; die Seeleute ſind überall ein eigener, ſich ſuchender und andere mehr oder weniger abſtoßender Stand; die Hafenarbeiter ſtehen ebenfalls den Handwerkern ziemlich fern. Eine Folge dieſes Zuſtands iſt, daß ſich bei ihnen viel Alterthümliches, viel Zunftmäßiges, wenn es auch durch die Revolution aus den Inſtitutionen ausgemerzt worden iſt, in den Sitten erhalten hat. Sie ſind noch immer moraliſch, wenn auch nicht geſetzlich in Gewerke, corps d'état, abgetheilt, halten mehr als ſonſt zuſammen und feiern noch jährlich ihre Zunftfeſte. Ich habe im vorigen Jahre zweien ſolcher Feſte, dem der Schmiede am Tage des heiligen — wie heißt er denn, der Schmiedeheilige? — und dann der Schreiner am Tage der heiligen Anna beigewohnt. Doch dieſe Feſte verdienen eine eigene Beſchreibung, und ich finde dazu vielleicht einmal Gelegenheit.

Der Schweif des Drachen.

(Fortſetzung.)

„Was haſt du vernommen?" fragte der Gott, der ſich wieder träumend auf die Sonnenblume zurückgelehnt hatte. „Sollteſt du es glauben?" erwiderte die Seele, „nachdem ich mein göttliches Gedicht geendet, fordert der

Kaiſer den Mandarin auf, ſein Urtheil über die Verſe zu ſagen. „Sie ſind ſehr ſchön,“ erwidert der Dickbauch, „aber wenn du es nicht übel nimmſt, Majeſtät, mir fällt ſo eben eine kleine, anmuthige Fabel ein, die ich in einer müſſigen Stunde ſelbſt einmal in Reime gebracht; denn du mußt wiſſen, Herr, auch dein geringer Knecht macht Verſe.“ „Laß ſie hören!“ ruft der Kaiſer, und der Gouverneur recitirt ein läppiſches Mährchen, betitelt: „die gelbe Fliege.“ Der Kaiſer lächelt, ſeine nahe Umgebung lacht und die entferntere bricht in ein wildes Gewieher aus. Der ganze Hof findet die „gelbe Fliege“ über alle Maßen geiſtreich, und der Mandarin gilt von dem Augenblicke an für den witzigſten Kopf und den beſten Dichter im ganzen himmliſchen Reiche. Die Damen, die früher bei Fo-ha-ti's Verſen geweint haben, wiſſen ſich nicht anders zu entſchuldigen, als daß ſie ſchon lange Zeit an überreizten Nerven leiden, wodurch ſie gezwungen werden, bei jedem noch ſo unbedeutenden Anlaß in Thränen auszubrechen; man bedauert ſie. Als man zur Tafel geht, bleibt durch ein Verſehen des Oberceremonienmeiſters kein Platz leer für Fo-ha-ti. Er ſchleicht ſich aus dem Pallaſte. Noch auf der Treppe begegnet ihm der Hofbuchhändler. „Freund,“ ruft dieſer den Dichter an, „du haſt gewiß mit dem übrigen Trabantengeſinde hinter der Thüre gelauſcht, als der wunderbare neue Dichter ſein Werk vorlas; kannſt du mir nicht, wenn auch nur einige Verſe, aus dem Gedächtniß recitiren? Ich mache dann in der Geſchwindigkeit die fehlenden Strophen dazu, und morgen ſchon lege ich das Buch zu den Füßen der Majeſtät.“ — „Ich kann dein Verlangen in ſeinem ganzen Umfange erfüllen,“ ruft Fo-ha-ti freudig; „denn ſieh, hier iſt das Manuſcript ganz und vollſtändig.“ Der Buchhändler beſah ſich den Titel. „Ach!“ ſagte er nach einer Pauſe in gleichgültigem Tone, „von dieſem Gedicht habe ich ſprechen hören, allein es hat kein Glück gemacht. Das Meiſterwerk, von dem ich rede, iſt die „gelbe Fliege.“ Kannſt du es mir verſchaffen, ſo rechne auf meine Erkenntlichkeit.“

Die Seele hatte mit dem größten Unwillen dieſen Bericht abgeſtattet. „Wirſt du mir nun glauben,“ ſagte Fo, „daß der Zollſtab des Ceremonienmeiſters auch hier ſeinen Einfluß geäußert hat? Der Mandarin iſt einer von den vielen, die unrechtmäßig zum Beſitz ihrer Stelle gelangt ſind und die dafür großmüthig monatlich bedeutende Summen in den kaiſerlichen Schatz fließen laſſen. Du begreifſt, daß, um dieſe Summen nicht zu verlieren, die „gelbe Fliege“ ein Meiſterſtück der Dichtkunſt ſeyn muß. Doch laß dich nicht abſchrecken; entferne dich vom Boden des Hofs, der längſt ſchon aufgehört hat, ergiebig für die Künſte zu ſeyn. Miſche dich unter die große Menge, und du wirſt ſehen, daß dein Gedicht Beifall findet und geleſen wird.“

Die Seele richtete mit einem Ausdruck trüben Nachſinnens ihre Blicke wieder auf die Erde. Was ſie hier bemerkte, war in kurzgefaßter Ueberſicht Folgendes. Fo-ha-ti hatte den Hof verlaſſen, und ſein Drang, ſich anerkannt und geſchäzt zu ſehen, trieb ihn, ſich zuerſt unter die vornehmern Kreiſe der Hauptſtadt, die zum Theil ſeine Standesgenoſſen waren, zu miſchen. Hier bemerkte er bald in Rückſicht der Meinungen ein unſeliges Schwanken. Ein Theil der hohen Geſellſchaft Pekings affektirte mit dem Hofe geſpannt zu ſeyn, und behauptete, den Intereſſen des Volks ſich anſchließen zu müſſen. Dennoch wollten ſie keines der Opfer bringen, die man von ihnen zum Beſten des Ganzen verlangte. Ein anderer Theil wünſchte ſich die Zeiten der ärgſten Deſpotie zurück, eine dritte Abtheilung, und zwar die zahlreichſte, zeichnete ſich dadurch aus, daß ſie nicht wußte, was ſie wollte, und dieſe Schwäche den wahren, die wahre Mitte haltenden Patriotismus nannte. Mit dieſen drei Parteien ſezte ſich Fo-ha-ti in Berührung. Sie ergriffen ihn und ſein Buch als Parteiſache, und zankten ſich darüber, ſtatt im ruhigen Genuß Belehrung und Vergnügen zu ſchöpfen. Endlich kamen Alle überein, daß der Schweif des Drachen heutzutage den Werth eines Buches beſtimmen müſſe. Einige fanden, daß Fo-ha-ti's Drache einen noch zu langen Schweif habe, Andere meinten, er müſſe wenigſtens fünf Zoll länger ſeyn, wieder Andere behaupteten, damit Fo-ha-ti's Werke gefielen, müſſe er einen Drachen ganz ohne Schweif haben.

Wüthend über dieſe elenden Streitigkeiten, entlief Fo-ha-ti den vornehmen Kreiſen und miethete ſich, ziemlich entfernt von der Hauptſtadt, in einem Landhauſe ein, wo er ungeſtört mehrere Wochen über der Hervorbringung eines neuen Werkes zubrachte, und darüber ſeine frühern Leiden vergaß. Er hätte ſich ganz von der Welt getrennt, wenn es ihm möglich geweſen wäre, den Umgang der Menſchen zu entbehren. Da er dieſes nicht vermochte, hielt er, bevor er ſich wieder in Geſellſchaft miſchte, folgendes Selbſtgeſpräch: „Ich war ein Thor, jene eitle und müßige Menge um Theilnahme anzuſprechen, die nur dem Schein nachgeht. Ich will mir ein würdigeres Ziel ſetzen, und um die Gunſt der Weiſen und Philoſophen meiner Zeit werben. Dieſe Geiſter ſtehen zu hoch, um ſich an die Erbärmlichkeiten zu ſtoßen, an denen bis jezt alle meine Plane geſcheitert ſind. Ich werde mit ihnen ſympathiſiren, und wir werden gemeinſchaftlich wirken.“

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

Kettenbrücke. Journale. Neue Synagoge.

Die Streitfrage, ob und wo eine Kettenbrücke über die Moldau angelegt werden ſoll, iſt trotz vieler Sitzungen und Berathſchlagungen, noch immer nicht entſchieden. Noch fehlen ſechshundert Aktien zur Deckung der Koſten, auch geht die Willensmeinung des Monarchen dahin, daß zur Errichtung derſelben durchaus keine Art von Zwang eintreten,

und dieſes patriotiſche Werk bloß durch ganz und in jedem Sinne des Wortes freiwillige Theilnehmer zu Stande gebracht werden ſoll. — Das „Panorama des Univerſums“ hat ſich im Ganzen, ſeit es die Fahne der Pfennigmagazine verlaſſen, ſehr verbeſſert. Die Stahlſtiche, welche an die Stelle der Holzſchnitte traten, ſind nicht ausgezeichnet, doch meiſt nett, die typographiſche Ausſtattung ſehr anſtändig und der Inhalt wenigſtens theilweiſe recht gut. Auch die „Bohemia“ hat dem leidigen Nachdruck entſagt; doch wiſſen wir nicht, ob die Leſer dabei beſſer fahren, insbeſondere, da ſie viele ihrer Spalten mit ſchlechten Wortwitzen und forcirtem Humor, Lobhudelei und Klatſchereien, vorzüglich aber mit einer höchſt unintereſſanten Polemik füllt. Auch die „Erinnerungen“ vermag der geiſtreiche Dr. Legis, trotz Honorar und Ducatenprämien für die beſte Erzählung (wir wiſſen nicht, ob der Kotzebue'ſche Grundſatz gilt, daß die beſte Erzählung auch eine gute ſeyn muß), zu keiner rechten Journalgeſtalt zu erheben. — Im Laufe dieſes Jahrs ſollen wir noch drei neue Zeitſchriften erhalten, die erſte unter dem Namen „der Novelliſt,“ welche der junge Literator W. Umlauft projektirt, eine zweite: „Oſt und Weſt,“ mit der Tendenz, die ſlawiſchen Novitäten dem Publikum in Ueberſetzungen, Auszügen und Anzeigen vorzulegen, von Rudolph Glaſer, die dritte wird von Dr. Feiſtmantel redigirt, deren Firma noch nicht bekannt gemacht worden iſt. So werden wir auf einmal einen Sprung von der Armuth zum Ueberfluß machen, und es iſt nur zu wünſchen, daß nicht die Eine die Andere erſticke. — In der Kunſtausſtellung der hieſigen Akademie zeichnender Künſte waren leider die Porträts die in ihrer Art lobenswertheſten Gegenſtände. Das höhere Genre iſt zwar reich in der Zahl bedacht, doch befindet ſich leider wenig Ausgezeichnetes darunter. Unter die erfreulichen Ausnahmen gehören zwei Köpfe des Akademiedirektors Kablik, ein heiliger Petrus und ein Armenier, die ſich durch Charakteriſtik und tiefen Sinn hervorheben. Der junge böhmiſche Maler Guſtav Kraymann, der ſich zu ſeiner Ausbildung in Rom befindet, hat mehrere Genrebilder in einer zwar etwas ſonderbaren, aber genialen Manier eingeſandt, die Senſation machten. — Die Judengemeinde hat auch hier nach dem Beiſpiele Wiens eine Synagoge für den gereinigten Gottesdienſt erbauen und ſehr geſchmackvoll in gothiſchem Style deforiren laſſen. Sie wurde am Namenstage des Kaiſers mit dem erſten feierlichen Gottesdienſte eröffnet. Eine große Geſellſchaft von Adeligen, Gelehrten und andern Perſonen der gebildeten Stände, unter ihnen der Landeschef und Commandirende, wohnten dieſer Feierlichkeit bei, welche durch ihren morgenländiſchen Charakter und pittoreske Anordnung ein ſehr anziehendes Bild darſtellte. Das Coſtüm iſt theils ſo kleidſam, theils paßt es zu der orientaliſchen Phyſiognomie viel beſſer als unſere Kleidung, und wir begreifen nicht, warum die Juden nicht von unſerer franzöſiſchen Mode zu demſelben zurückkehren. Auch der Geſang iſt vortrefflich und dem in vielen chriſtlichen Kirchen weit vorzuziehen. Zur Abhaltung der Einführungsrede war Dr. Sachs aus Berlin hieher verſchrieben worden, deſſen Vortrag ſchön und rein iſt; auch enthielt die Rede über den Text aus Davids Pſalmen: „Sende dein Licht und deine Wahrheit, daß ſie mich leiten und bringen zu deinem heiligen Berge und zu deiner Wohnung!“ viele ſchöne Stellen, wenn es ihr gleich an Einheit fehlte, und der Redner mitunter in heftige Polemik gegen diejenigen ausbrach, welche ſich der Einführung des neuen Gottesdienſtes widerſezt hatten. Ein paar uralte Rabbiner, welche demſelben wahrſcheinlich nur ungerne beiwohnten, ſaßen ſtill und in ſich gekehrt an der linken Seite in ihrem Beichſtuhle, und das Kopfſchütteln des Einen — eines ehrwürdigen Greiſes mit einem Patriarchenantlitz und Silberbart — bei allen ähnlichen Stellen war ſchier unheimlich anzuſehen. An der Seite der beiden Alten ſaß der Vorbeter, ein von Geſundheit ſtrotzender junger Menſch von kaum zwanzig Jahren, gleichſam neben der alten die neue Zeit repräſentirend.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, Mai.

(Beſchluß.)

Galerie der literariſchen Notabilitäten.

Der Beſitzer dieſer ſonderbaren Wohnung hat ganz eigene Gewohnheiten. Die angekommenen Briefe z. B. muß ihm der Bediente auf einem ſilbernen Teller darreichen. Ferner will er gar nicht das Anſehen haben, als ob er eſſe. Hat er daher Freunde zu Tiſche gebeten, ſo läßt er für ſich nur ein Ei und eine Carafine Selterſerwaſſer auftragen. Da der Mann aber ſtark und fett iſt, ſo argwöhnt man, er entſchädige ſich Abends im Geheimen für das freiwillige Faſten; auch behaupten Leute, die ihn als Schiffschirurgen gekannt haben, er habe damals ſehr guten Appetit gehabt. Es könnte jedoch ſeyn, daß ihm ſeitdem die Luſt zum Eſſen vergangen iſt; dann könnte man ſich aber immer noch darüber verwundern, wie man bei einem Ei, etwas Selterſerwaſſer und Seeromaneſchreiben ſo wohlbeleibt ausſehen könne. Wahrſcheinlich war Balzac an dem Abend, als der Belgier die Oper beſuchte, nicht gegenwärtig, ſonſt würde er ihn mit ſeinem koſtbaren Spazierſtocke nicht vergeſſen haben; denn er gehört ſo gut als Eugène Sue zu den Notabilitäten und Sonderlingen von Paris, obſchon er keine 25,000 Franken jährlich einzunehmen hat, es ſey denn, daß ſeine Werke ſie ihm einbrächten; denn Balzac iſt fleißig und genießt eines großen Schriftſtellerruhms, wenigſtens in der Welt, welche ſich bei den Leſekabinetten abonnirt. Die ſtrengen Kritiker in den Tagesblättern laſſen ihn dieſen Ruhm nicht ungeſtört genießen, und beſtreiten ſeine Anſprüche auf den Titel eines genialen Autors. Balzac hat bekanntlich damit angefangen, Romane unter dem falſchen Autornamen Horace de St. Aubin zu ſchreiben; es waren noch unreife Früchte ſeines jugendlichen Geiſtes, und die Genialität war eben nicht das vorherrſchende Element in denſelben, weßhalb ſie auch kein großes Aufſehen erregten; aber nach einer Pauſe trat er unter ſeinem wahren Namen auf, und lieferte von nun an Werke andern Schlages. Jezt gingen ſeine Geiſtesprodukte ſchnell ab, und durch dieſen Abſaz ermuthigt, hat der ſchlaue Mann auch ſeine frühern Werke wieder drucken laſſen, und unter ſeiner jezigen Firma wieder in Umlauf geſezt. Sie werden nun geleſen, weil ſie von Balzac herrühren, und man auch gerne ſehen will, wie der Mann ſchrieb und dichtete, als er noch ein unbekannter Schriftſteller war; aber zur Vermehrung ſeines Ruhms werden ſie ſchwerlich beitragen. Wie Balzac, hat ein anderer Schriftſteller, welcher in ſeinen frühern Schriften unter dem Namen Sebaſtian Bach aufgetreten war, die Hülle abgeworfen, und heißt jezt de Ferrières. Wahrſcheinlich wird ein dritter junger Autor, welcher ſich durch zwei Romane gute Aufnahme in der Literaturwelt verſchafft und ſeinen falſchen Namen Louis Lavater beliebt gemacht hat, in ſeinen ſpätern Schriften ſeinen wahren elſäſſiſchen Namen Ludwig Spach bekennen. Auch in der Theaterliteratur gibt es einige pſeudonyme Dichter; es ſind aber meiſtens junge Leute, um deren wahre Namen das Publikum ſich bisher nicht viel bekümmert hat. Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 136 & 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 9. Juni 1837.

Fluellen. — By Cheshu, I am your majesty's countryman! I care not whow know it; I will confess it to all the world.

Shakespeare.
Henry V.

Rede,

gehalten zu Stuttgart am Schillersfeſt, den 10. Mai 1837.*

Das Erwachen der Natur ruft uns, wie jedes Jahr, ſo auch diesmal, an dieſe Stelle. Wir ſind gewohnt, mit dem Frühlingsfeſte das Andenken des Mannes zu feiern, der den deutſchen Namen verherrlicht hat, wie keiner vor ihm, des mächtigen Geiſtes, dem unſer Volk mit vollem Bewußtſeyn ſchon ſo Vieles dankt, deſſen ganze Größe aber, die wir, zu nahe ſtehend, nur zu ahnen und zu ſchätzen vermögen, erſt ſpätere Geſchlechter meſſen und vollkommen würdigen werden.

Der Dichter, der ſo vielen Völkern, dem Spanier, dem Franzoſen, dem Britten, dem Italiener, dem Schweizer, ein Blatt ihrer Geſchichte mit unvergänglichem Zauberſchein vergoldet hat, gehört der Welt an; ſie mag ihn bewundern, mag ihn genießen, ſo gut ſie kann; ihn lieben, auf ihn ſtolz ſeyn, können nur wir, können nur Deutſche. Im Augenblick ſeines Todes rief das bedrängte Deutſchland in bitterer Wehmuth: er war mein! jetzt ruft es in begeiſterter Freude: er iſt mein! und es verkörperte dieſes Gefühl in einer ſchönen That, die vom innigen Verbande aller Länder deutſcher Zunge Zeugniß ablegt: das Denkmal, das wir in Kurzem in unſern Mauern zu begrüßen hoffen, erhebt ſich einſt als bedeutungsvolles Wahrzeichen der geiſtigen Einheit des deutſchen Volks und ſeiner Vaterlandsliebe.

Eines der reinſten, erhabenſten Gefühle, die Gott in des Menſchen Bruſt gelegt, iſt „der Trieb zum Vaterlande,“ und dieſes Gefühl äußert ſich kaum je begeiſternder, als wenn ein ganzes Volk, das hinter ſich eine große Geſchichte hat und an ſeiner Zukunft nicht verzweifelt, ſich um das Banner eines Genius ſammelt, in dem es den echten Vertreter ſeines ganzen Weſens, ſeines Geiſtes, ſeiner Sprache anerkennt. Aber es gibt noch ein anderes, heimlicheres, und nicht minder ſüßes Gefühl, ein Gefühl, das auch beim Manne die Stunde und die Stimmung findet, wo es das ganze Herz ausfüllt: die Liebe zur nächſten Heimath, zum heimiſchen Gau.

Schwaben! wer kann es uns verargen, wenn wir rufen: er war unſer! keiner, der im Vaterlande noch eine Heimath ſein nennt, wo Erde, Waſſer und Luft die geliebte Mundart zu ſprechen ſcheinen, in der er die erſten Laute geſtammelt; wo ſich an Bach und Strom, an Gebirg und Thal, an Baum und Thurm die unvergeßlichſten, liebſten Erinnerungen, die Bilder der Kindheit knüpfen! Der ſtrebende wie der beſchauliche Patriotismus iſt die Tugend des Mannes, die heiße Liebe zum Land, das man vom Berg hinter dem Heimathorte

* S. den Bericht am Ende des Blatts.

überblickt, iſt der liebenswürdige Trieb der Kindheit und erſten Jugend, und es iſt ſo ſüß, ſich in dieſe Zauberwelt zurückzuverſetzen!

Als Strebenden, als Schaffenden habt ihr euch Schiller längſt und oft gedacht, oft habt ihr in des Mannes ernſtes, bedeutendes Geſicht geſchaut und darin geleſen. Führt euch nun einmal das Bild des Knaben vor, der das Licht erblickt unter demſelben Himmel wie wir, der aufwächst in derſelben äußern Natur wie wir, dieſelben Spiele ſpielt, dieſelben Lieder ſingt, dieſelben Gebete ſpricht, deſſen Phantaſie um dieſelben Bergwipfel und Burgen fliegt; ſeht ihn auf dem dornenvollen und doch in der Erinnerung ſo goldenen Pfad durch Schule, Kirche und Kinderlehre, ſeht ihn, wie ſein Gemüth die Bilder aus der Geſchichte unſerer gemeinſamen Heimath aufnimmt, wie er durch Ueberlieferung lieben und haſſen lernt, Menſchen und Dinge, die man nun einmal in dieſem Winkel des Reichs liebt und haßt; denkt euch, wie in ihm, gleich in uns allen, der Zwieſpalt zwiſchen der angebornen, durch Alter und Geſchichte ehrwürdigen Mundart und der hochdeutſchen Feder ſich allgemach ſchlichtet; denkt euch, wie er ſeine erſten Ideale unter unſern Müttern ſucht und findet — haltet dieſe Gedanken feſt, und ihr werdet den Mann eurem Herzen wunderbar nahe gebracht fühlen, werdet euch mit ihm durch ein Band verknüpft fühlen, das eben durch die unauslöſchlichen Eindrücke der Kindheit ſeine Stärke und ſeine Bedeutung erhält.

Das Urtheil der Welt hat Schiller längſt dem Kreiſe der größten Geiſter aller Zeiten und aller Länder beigeſellt; in unſer aller Phantaſie iſt er dort eingebürgert; auch ſind wir gewohnt, wenn von Männern die Rede wird, die Deutſchlands Stolz und Segen waren, unter den erſten ſeinen Namen zu nennen. Aber das Gefühl, dem wir eben Worte gegeben, treibt und berechtigt uns, noch einen andern Kreis zu beſchreiben, der ihn uns noch näher bringt: Schiller iſt uns einer der Großen, die das Schwabenland geboren.

Seit die Schwaben nicht mehr Vorkämpfer der deutſchen Heere ſind, haben ſie dem großen Vaterlande zahlreiche geiſtige Streiter geſtellt, Männer, groß in Staat und Kirche, in Kunſt und Wiſſenſchaft, ein tüchtiges, viertheiliges Heer. Seine Führer nennen ſich: Kaiſer Friedrich, Reuchlin, Keppler, Schiller. Schwaben! ſchaart in Gedanken um dieſe glorreichen Namen die Hunderte, die in allen Zweigen menſchlicher Beſtrebung tüchtige Rüſtzeuge des Geiſtes waren, und nah und fern dem ſchwäbiſchen Namen den guten Klang erhalten haben: verſenkt euch in den Gedanken, und wer keinen Stammgenoſſen, keinen Landsmann aus Stadt, Gau, Provinz mit Stolz den Seinigen nennt, mag eure Empfindungen ſchelten.

Und in dieſe Regung miſcht ſich nichts von Selbſtſucht und Selbſtgenügſamkeit. Man hat uns die deutſchen Deutſchen genannt; man hat damit ausgeſagt, daß ſich in uns manche guten Seiten des deutſchen Charakters mit dem gehörigen Maß von Fehlern beſonders ſtark ausprägen. Zu der Summe deutſcher Tugenden, die oft Schwächen, deutſcher Schwächen, die oft Tugenden werden, zählt ſich auch zartes hiſtoriſches Gewiſſen und Mangel an Selbſtſucht. Was der Franke, was der Sachſe nicht thut, das werden wir gewiß unterlaſſen. Kein echter Deutſcher, weß Stamms er ſey, pocht in eitler Einbildung auf einen großen Mann, weil er ſein Stammgenoſſe iſt; keiner zerrt ihm am Lorbeer, weil er es nicht iſt; keiner ſucht ihm den ebenbürtigen Nebenmann unter den großen Lichtern des Gaus. Wahres Talent und Genie, wo es auch auftauche und reife, ſchreibt jeder ohne Anmaßung und ohne Neid in das große Buch des Vaterlandes, auf Rechnung des ganzen Volks. Dieſer unbefangene Blick, wo von geiſtigem Ruhme die Rede iſt, überhebt den Deutſchen, trotz der mannichfachen Geſtaltung des Landes, der engherzigen Selbſtgenügſamkeit und macht ihm den idealen Begriff des Vaterlandes zu einem natürlichen und geläufigen. — Könnte er doch hier ſtehen bleiben! Bis hieher iſt der Mangel an Selbſtſucht eine reine Tugend; aber die Kehrſeite heißt Mangel an Selbſtgefühl. Er verſchmäht es, einen Begriff feſtzuhalten, der manchem Volke der höchſte iſt; er weiß es zu gut, der Genius iſt ein Saatkorn in Gottes Hand, das er ausſtreut, da und dort, überall, nach unerforſchlichem Geſetze; der Menſchengeiſt iſt ihm ſtets eine freie, allgemeine Naturkraft, Gottes Geiſt; er wiegt nicht mit verſchiedenem Gewicht, wenn es deutſche Vortrefflichkeit, und wenn es fremde gilt, und die allzugewiſſenhafte Skale, nach der er Menſchengröße mißt, umfaßt die Welt.

Wir alle wiſſen, wie dieſer mit unſerem ganzen Weſen innig verwobene Trieb dahin gewirkt hat, das deutſche Volk groß zu machen, indem er es in Wiſſenſchaft und Kunſt raſch und überall auf die Höhen der Menſchheit führte; wir wiſſen, wie er Deutſchland ſchwach gemacht hat, indem er den Begriff des Vaterlandes lockerte und den Nationalſtolz zu einer Schwachheit ſtempelte. Wir wiſſen nicht, welche Geſchicke dem deutſchen Volk, dieſem künſtlichen Werkzeug in der Hand der Vorſehung, bevorſtehen; wir wiſſen nicht, ob es berufen iſt, einmal ſtolz zu ſeyn auf ſeine Einheit und ſeine Kraft. Aber das fühlen wir, die erſte Bedingung zu Stolz und Kraft iſt innige Liebe zu den Trefflichen, die unmittelbar unſeres Blutes und unſeres Stammes ſind. Ein großes Volk kann einmal keine gleichförmige Maſſe ſeyn, es muß freie, ſelbſtbewußte Glieder haben, deren Eigenſinn und Eigenwillen ein großherziger Gedanke zügelt; und wie der häusliche Herd die Grundlage iſt aller Bürgertugend, ſo

kräftigt ſich auch die Liebe zum großen Vaterland an jenem eingeborenen Gefühl für Stammverwandtſchaft. Kann doch kein Stamm ſeine Zierden anders lieben als um Deutſchlands willen! Laßt alle die Größten, deren Wiege in den Stromgebieten des Neckars und der jungen Donau geſtanden, an euch vorübergehen — wem galt ihr ganzes Streben und Wirken? wo weist es hin? wem kommt es zu gut? — Dem ſchwäbiſchen Lande? — Was iſt Schwaben? Die Geſchichte hat längſt dafür geſorgt, daß es nicht mehr iſt als ein Laut, der nur tief in der Bruſt des Eingeborenen einen Wiederhall findet; in keiner Länderkarte, in keinem Buche neuer Urkunden iſt ſein Namen zu finden, ſeine Feſte ſchwebt in weſenloſer Luft über dem Gipfel von Hohenſtaufen, und ſeine Grenzen bezeichnet nur das Gefühl des aus der Fremde heimkehrenden Schwaben. — Nein, in den Jahrbüchern deutſcher Poeſie, deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft ſtehen ihre Namen verzeichnet, und unſere Vaterlandsliebe entzündet ſich eben an dem Gedanken, daß ſo viele Männer, deren Blut in unſern Adern fließt, rüſtig, mit Wort und That, an dem großen, wunderbaren und wunderlichen Bau gearbeitet, der die Geſchichte der Deutſchen heißt.

Und du vor Allen, Unvergeßlicher, Unſterblicher! wie könnten wir vergeſſen, daß dich derſelbe Boden geboren, dieſelbe Luft genährt, dieſelbe Sitte erzogen, wie uns und unſere Kinder! In Stunden, wo wir mit Wehmuth und Sehnſucht der Zeit gedenken, da dieſe Thäler noch unſere Welt waren, da die ganze Natur für uns die tief wurzelnde Mundart dieſer Gauen redete, taucht dein kindliches, uns, wenn auch nie geſehen, ſo vertrautes Bild in uns auf; blicken wir aber empor zu deinem männlichen, lorbeerbekränzten Haupte, ſo erfüllt uns nur der Gedanke an Deutſchland, und wenn wir rufen: du biſt unſer! ſo ſteht nur das vor unſerer Seele, was du Deutſchland warſt, was du ihm biſt, und noch ſeyn kannſt, in der Trübſal, wie im Triumphe.

Der Schweif des Drachen.

(Fortſetzung.)

Bei dieſem Vorſatz beharrte Fo-ha-ti und löste zugleich den unglücklichen Drachen von ſeinem Kleide. „Den Leuten,“ dachte er, „die ich jezt aufſuche, kann dieſe unnütze Figur nur lächerlich erſcheinen, denn ſie erinnert an die eiteln und kleinlichen Unterſcheidungen der Welt.“ Er hüllte ſich in ein einfaches Gewand, er legte abſichtlich jede Umgangsmanier ab, die an ſeinen Stand und die Kreiſe, die er früher beſucht, erinnern konnte, und ſo nahte er ſich den Philoſophen, von denen Peking und die Umgegend einige berühmte aufzuzählen hatte. Man nahm ihn mit Zuvorkommenheit auf, denn jede Schule ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, durch ſeinen Beitritt die Zahl ihrer Anhänger vermehrt zu ſehen; aber gerade das war es, was Fo-ha-ti nicht beabſichtigte. Er wollte keiner Schule angehören, er wollte in möglichſter Freiheit ſeinen Beruf erfüllen, die Menſchen mit der Wahrheit unter der Form des Schönen vertraut zu machen. Er wollte es erzwingen, daß, trotz des Mangels aller äußern Zeichen, die innere Ueberzeugungskraft ſiegen müſſe.

Die Philoſophen zogen ſich nach Verlauf einiger Monate von ihm zurück, Fo-ha-ti war darüber äußerſt verwundert und ſtellte einen derſelben zur Rede. „Vergieb,“ ſagte der vorſichtige Pti-ſing, „du weißt, daß ich unter meinen Genoſſen für den liberalſten, unbefangenſten gelte; man wirft mir ſogar vor, daß meine Toleranz ſehr nahe an Schwäche grenze, und dennoch muß ich dir aufrichtig bekennen, daß ſelbſt mich ein Umſtand abhält, dein näheres Vertrauen zu ſuchen. Ich bemerke nämlich an deinem Kleide kein Zeichen, das mich über deine Abſichten und deine Gaben in's Klare ſezte.“ — „Bedarf es deſſen unter Philoſophen?“ rief Fo-ha-ti verwundert. „Genügt es nicht, zu wiſſen, daß ich die Abſicht habe, die Menſchen zu beſſern, und daß mir der Himmel die Gabe ertheilt hat, dieſes auf eine eben ſo eindringliche als gefällige Weiſe zu thun?“ — „Recht ſchön,“ entgegnete Pti-ſing. „Zu jeder andern Zeit, glaube ich, wäre auch nichts weiter nöthig, aber heutzutage —. Ich bitte dich, dort in jenem Laden verkauft man Kleider mit allen möglichen Stickereien. Iſt dir nicht erlaubt, einen Drachen auf deinen Rock ſticken zu laſſen, ſo verſuche doch wenigſtens einen Skorpion darauf zu heften, wie du einen bei mir ſiehſt, und der in der Entfernung täuſchend wie ein Drache ausſieht. Dann wird ſich Alles machen laſſen, und ich bürge dir, daß du in wenigen Wochen das Haupt einer ſehr angeſehenen Partei ſeyn ſollſt.“

Der arme Fo-ha-ti bedurfte keines Skorpions weiter, um ſein Herz mit Gift zu füllen; dennoch verzweifelte er nicht. Die Werke, die er geſchrieben, die ſchmerzlichen Erfahrungen, die hier in Kürze zuſammengedrängt erſcheinen, nahmen gleichwohl zwei Drittheile der beſten Lebensjahre Fo-ha-ti's weg. Er beſchloß, den Reſt anzuwenden, das Leben zu genießen, und nun einmal ſich zu leben, da es ihm ſo ſchwer, ja faſt unmöglich gemacht wurde, andern zu leben. Er ſuchte zu dem Ende ſeine Jugendfreunde wieder auf, die er auf einige Zeit verlaſſen, aber nicht vergeſſen hatte. Sein Herz erwärmte ſich bei dem Gedanken, in der Mitte dieſer treuen Genoſſen Tage zuzubringen, die weder der Neid noch der Ehrgeiz zu vergiften im Stande wären. Aber er irrte ſich. So herzlich, ſo vertrauensvoll man ihn früher empfing, da er noch nichts geſchrieben hatte, ſo kalt und ſo voll Rückſichten benahmen

ſich dieſelben Leute jezt, da er ſich einen Namen gemacht. Es iſt ein peinigendes Gefühl, die Superiorität desjenigen anzuerkennen, mit dem man ſich früher auf gleicher Stufe ſtehend betrachtet hat. Fo-ha-ti wurde mit Schreck gewahr, daß ſeine frühern Freunde aus Neid in Feinde ſich verwandelt hatten; nur Einer aus der Menge fuhr fort, die alten Geſinnungen des Vertrauens und der thätigen Theilnahme zu hegen. Fo-ha-ti hielt ihn für edler und empfänglicher als die übrigen, und ſchloß ihm ſein ganzes Herz auf. Ein unglücklicher Zufall entdeckte ihm die wahren Geſinnungen dieſes Freundes, der ſich auf Fo-ha-ti's Vorwürfe mit großer Freimüthigkeit entſchuldigte. „Glaubſt du denn," ſagte er, „daß ich es ſo geduldig ertragen hätte, neben dir mich in den Schatten geſtellt zu ſehen, wenn ich nicht zum Glück ein Gegengewicht in die Schale hätte werfen können? Und dieſes Gegengewicht beſteht in meinem höhern Range, wie der Drache auf meiner Bruſt anzeigt. Die Menge, die uns zuſammen gehen ſah, hat demnach immer mich für den Beſchützer und dich für den Beſchützten gehalten." — „Aber iſt das uneigennützige Freundſchaft? iſt das die Bewunderung meines Talents?" fragte Fo-ha-ti. „Ich weiß es nicht," erwiderte Jener kalt; „aber es iſt der Gang der Welt."

Beide trennten ſich auf immer. Fo-ha-ti war von Neuem genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Dieſes Mal ließ er die Mauern Pekings weit hinter ſich. Der berühmteſte Dichter des himmliſchen Reichs konnte in deſſen Hauptſtadt kein Plätzchen finden, wo er ſein Haupt in Ruhe hinlegen mochte. Es fehlte nur noch, daß auch die Liebe ihn täuſchte, und dieſe härteſte und empfindlichſte Prüfung blieb nicht aus. Fo-ha-ti hätte kein Dichter ſeyn müſſen, wenn er ſich nicht das Mädchen ausgeſucht, das die ſchönſten ſchwarzen Augen, den graziöſeſten Wuchs und das bezauberndſte Lächeln zeigen konnte. Er las ihr an einem ſchwülen Sommernachmittage ſeine Gedichte vor, und die ſchöne Ki-oh war das erſte Mädchen in China, das während des Vorleſens nicht verſteckt gähnte, nicht mit ihrer Buſenſchleife ſpielte, nicht leiſe mit ihrer Gefährtin plauderte oder zum Fenſter hinausguckte. Fo-ha-ti war entzückt von ſo viel Theilnahme und Aufmerkſamkeit, und noch denſelben Abend machte er ihr ſeine Anträge. Die reizende Ki-oh erröthete, und obgleich ihre ſchönen Lippen weder ja noch nein ſagten, ſo hatte Fo-ha-ti doch gute Gründe, die Sache für abgemacht zu halten. Die Eltern gaben mit Freuden ihre Zuſtimmung, und zum erſten Mal ward es dem glücklichen Poeten ſo wohl, ungeneckt von den Träumen des Ehrgeizes, von Neid und Rangſucht nicht verfolgt, ſich im Beſitz einer uneigennützigen Liebe zu ſehen, die ſich in der reinſten Bewunderung ſeines hohen Talents ausſprach.

(Der Beſchluß folgt.)

Sieben Sonette auf Agneſe Schebest.

1.

Du wagteſt, größter Dichter aller Zeiten,
Das Urbild eines Jünglings uns zu malen,
Und drin zu ſammeln ſo viel geiſt'ge Strahlen,
Daß Uebermaß ihm muß den Tod bereiten.

Im Sturm will er der Liebe Thron erſtreiten;
Die ſtolze Jugend will der Welt nicht zahlen,
Auf kurzer Brücke lieber über Qualen
Vom Erdenhimmel in den ew'gen ſchreiten.

So ſtürmt der kühne Träumer an der Spitze
Der ſchönſten Schaar von blühenden Geſtalten
Geraden Wegs zum ew'gen Götterſitze,

Und kämpfend, ew'ge Jugend zu erhalten,
Getroffen ſinken ſie nun zwar vom Blitze:
Doch ſiegten ſie — ſie werden nie veralten.

2.

Wo iſt der Jüngling, der es dürfte wagen,
Dies zarte Wolkenbild in ſich zu bannen,
Der Liebestreue kriegeriſchen Mannen
Für alle Zeit die Fahne vorzutragen?

Die Stimme wo, die Nachtigallenſchlagen
Zugleich mit Donnerrollen kann umſpannen?
Das Auge wo, deß Tiefblick nicht, von wannen
Er komme, nicht, wohin er geh', kann ſagen?

Und wo das Herz, das ſeine tiefſten Klagen,
Die Thränen, die vom Herzen blutig rannen,
Kann lächelnd zeigen, ohne zu verzagen?

O Jüngling — trankſt du aus den Zauberkannen,
So laß dich nicht von Furien höhniſch jagen
Auf jene falſchen Bretter! Flieh von dannen!

3.

Und doch, dort wandelt Romeo heldentüchtig —
Und thränenweich, der Sohn der Liebesleiden,
Voll Lebensgluth — und doch bereit zu ſcheiden,
Voll Gier — und doch im Tod noch himmliſch züchtig.

Grüßt, Dichter, uns dein eigner Geiſt hier flüchtig?
Wo nicht, ſo mußt du jenes Bild beneiden;
Denn das entzückte Herz ſchwankt zwiſchen beiden,
Und ich bin, ach! auf beide eiferſüchtig.

Wer das Geheimniß ſchönſter Jünglingsſeelen
So ſelig lächelnd kann der Welt verzrauen,
Der muß ein göttlich Herz im Buſen hehlen.

Ein Fremdling biſt du, Holder, ſelbſt zu ſchauen.
Aus unſerm Kreis wird dich der Dichter ſtehlen,
Und ihm am Arme gehſt du ohne Grauen.

4.

So flüſtre denn an Juliens Ballone,
So ſüß, daß ſich entzückt die Blumen neigen,
Die Sterne ſelbſt in ihren Sphären ſchweigen
Und ſtillſtehn, lauſchend ob dem Wundertone!

Flicht dir um's Haupt der Liebe Roſenkrone,
Die bald ſich wird als Dornenkrone zeigen!
Wag's, zur Geliebten kühn geheim zu ſteigen!
Vom Wuchrer Schmerz nimm Eine Nacht zum Lohne!

Zwei Leben ſchon hat raſch der Tod zerſchnitten.
Was kümmert's dich, in Liebestraum verloren?
Ach! ſcheidend haſt du mehr als Tod erlitten.

Doch, nun ſich Julie ſelbſt mit ihm verſchworen,
Iſt Tod dein Freund. Du klopfſt mit holden Bitten,
Zu früher Pilger, an den finſtern Thoren.

5.

Da du nun eintratſt in die finſtre Klauſe,
Die blaſſe Roſe noch einmal zu ſchauen,
Die ew'ge Ruhſtatt hier dir zu erbauen,
Und mit dem Tod ſprachſt wie das Kind vom Hauſe; —

Als du dich neigteſt nun zum lezten Schmauſe
Auf Juliens Lippen, — o in Luſt und Grauen
Schienſt du dahin zu ſchmelzen und zu thauen!
Still war's, als ob dem Tode ſelber grauſe.

Da floſſen Thränen; nicht von meinen Wangen:
Ich bin, mit dir zu ſterben und zu ſiegen,
In den ſeemüden Nachen ohne Bangen,

Verzweifelter Pilot, mit dir geſtiegen.
Wie ſüß, wenn nun die lezten Klammern ſprangen,
Uns durch die Wogen ſtill umarmt zu wiegen!

6.

Wie ſtill iſt's hier! Nur düſtre Lampen glimmen.
Hier iſt der Ort, wo Schönheit Würmerſpeiſe,
Und blüh'nde Jugend ähnlich wird dem Greiſe.
Der Tod ſizt hier in ewigem Ergrimmen.

O horch! Da tönt die ſüßeſte der Stimmen:
Ein Schwan ſingt hier auf ſeiner lezten Reiſe;
Der Tod ſelbſt neigt ſich lächelnd, ſcheinet leiſe
In kurzes Selbſtvergeſſen zu verſchwimmen.

Kein Grab — ein Himmel iſt der Ort zu preiſen;
Denn, wenn die Götter dieſe Stimme hören,
So müſſen ſie all überallher reiſen,

Und kommen, aus dem Schlaf die Todten ſtören,
Und um dich, ſchöner Sterbeſücht'ger, kreiſen
In liebesgluthberauſchten Lebenschören.

7.

Nun weiß ich's denn. Der all dies Spiel getrieben,
Der einer Jünglingsbruſt geheimſte Tiefen
Und alle Wonnen, Schmerzen, die drin ſchliefen,
Uns vor das thränenfeuchte Aug' geſchrieben:

Kein Jüngling war's; der wäre todt geblieben,
Bis ihn die Engel aus dem Traume riefen
Und mit ihm nach des Himmels Thoren liefen;
Denn ſo zum zweiten Mal kann man nicht lieben.

Ein Mädchen war's. Unglaublich ſcheint die Kunde;
Noch ſtürmen doppelt unſrer Seelen Wogen,
Wir bluten an zwiefacher ſüßer Wunde.

Sie — achtet kaum, wie ſie uns hold betrogen,
Und iſt ſchon mit dem Lorbeerblatt im Munde
Zu ihrem Dichter lächelnd heimgeflogen.

E. Reinhold.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Den 24ſten März.

Havre.

Volksgebräuche und Volksſitten.

Wenn man den Reiſebericht eines Wanderers, der Aſien, Afrika, Amerika, Auſtralien, oder auch nur etwa Lappland oder die Türkei durchzogen hat, zur Hand nimmt, ſo kann man ziemlich ſicher ſeyn, hie und da intereſſante Notizen über die Sitten und Gebräuche des Volkes zu finden. Nach ſo etwas ſucht man aber meiſt vergebens in unſern modernen Reiſebilderſchreibern. Sie haben viel Wichtigeres zu thun: ſie haben uns zu ſagen, daß ſie bei dem Herrn Grafen geſpeiſt, daß ſie ſich mit der Frau Gräfin geiſtreich unterhalten oder mit der hübſchen Kammermagd geſchäkert, daß ſie geſtern unpäßlich geweſen, und uns deßwegen keinen Brief von geſtern zu leſen geben. Die kleine Welt, was will ſie gegen den großen Mann, der ſie, wenn er wild wird, in die Taſche ſteckt! Alles dreht ſich in dieſen Bilderbüchern um das Hauptbild, das, wie der Bock unter einer Schaar Hämmel, über Alles, was ihn umgibt, hinausſtrahlt und mitleidig darauf herabſieht. Es gibt aber freilich noch einen andern Grund, warum den Reiſebeſchreibungen, wenn es ſich von civiliſirten Völkern handelt, alles Charakteriſtiſche abgeht, nämlich die ſcheinbare oder wirkliche Charakterloſigkeit dieſer Völker. Sie ſind auf den erſten Anblick

Alle über Einen Leiſten geſchlagen, und die Unterſchiede fallen nur dem auf, der in die Tiefen der Geſellſchaft hinabzuſteigen weiß, was aber oft eben ſo beſchwerlich iſt, als die Einfahrt in die Schachte einer Erzgrube, und wobei man mitunter den blankgebürſteten Geſellſchaftsrock etwas beſchmuzt. Schon deßwegen mag es zur Ausnahme gehören. Eines wollte ich, daß ein Beduine oder ein Chineſe wirklich einmal eine Reiſe durch die Länder Europa's machte und uns eine Reiſebeſchreibung gäbe: es genügt wohl, nur total außer dem Bereiche der täglichen Gewohnheiten des etwas langweiligen Europa's zu ſtehen, um die Sache höchſt intereſſant zu finden. In Havre gehört das Volk ganz zur Claſſe der civiliſirten, d. h. abgerundeten, abgeſtumpften und ausgefeilten Europäer, und auf den erſten Anblick gleichen ſich dieſe wie ein Ei dem andern, und es iſt ſchwer, etwas Originelles, etwas Charakteriſtiſches aufzufinden.

Eines Abends kam ich ſpät von einem Ausfluge in die Umgegend zurück, und zog, ein deutſches Lied pfeifend, nach Hauſe. Jenſeits der Brücke, die über das Baſſin du Roi in das Quartier St. François führt, iſt ein ziemlich großer Platz, auf den die Straßen des Quais des Caſernes, des Quais Marimotte und die Rue Royale auslaufen. Hier angekommen, wunderte ich mich nicht wenig, als ich einen großen Kreis von Tänzern und Tänzerinnen ſah, die zu dem Liede einer Frau, deſſen Refrain ſtets von der Menge im Chor wiederholt wurde, im Ring herumſprangen. Als das erſte Lied aus war, begann eine andere Sängerin ein zweites, und ſo fort, und immer wirbelte die ganze Geſellſchaft im Kreiſe, und ſtets mehrte ſich die Zahl der Tänzer, denn alle Vorübergehenden, Bekannte oder Fremde, ſchloſſen ſich an und tanzten und ſangen mit. Ich wurde am Ende ſelbſt in den Jubel mit fortgeriſſen, als eine rothwangige Normännin mir die Hand bot, und ich ließ mich gerne mit fortreißen. Die tollſte Luſt herrſchte hier und kannte weder Convenienz, noch Ziererei. Jedes neue Lied, oft voll kecken Witzes und leicht zu deutender Zweideutigkeiten, gab dem Rundtanze wieder neues Leben. Eine halbe Stunde mochte dies gedauert haben, dann brach ſich der Kreis, und die lange, bunte Reihe, Hand in Hand, zog hüpfend und tanzend durch die Straßen bis zu einem andern Platze, wo ſich die Runde wieder herſtellte und der Tanz von Neuem begann. Nur die Ermattung und die ſpäte Nacht machten dem Feſte ein Ende. Der Kreis wurde allmählig immer kleiner, und erſt als meine Nachbarin ebenfalls ermattet ihre Hand ſinken ließ, trat auch ich zurück; ich begleitete ſie und ließ mich von ihr belehren, was dies Alles zu bedeuten habe. Es war heute ich weiß nicht mehr welches Heiligen Feſt; er war der Schutzpatron der Bäcker, und ihm zu Ehren durchjubelten die Bäcker die Straßen, nachdem ſie in einer Schenke zu Ingouville ebenfalls ihm zu Ehren in Luſt und Freude zu Mittag geſpeist hatten. Ich hörte, daß ſich dieſe Tänze und Feſte an den Tagen der Schutzpatrone dieſes und jenes Gewerbes wiederholen, was ich ſpäter beſtätigt fand. Es ſollte mir nicht ſchwer werden, dieſe Feſte auf das römiſche und normänniſche Heidenthum zurückzuführen. Aber ich ſpare dies für eine künftige Preisfrage auf und begnüge mich vorerſt mit dem echt heidniſchen Charakter dieſer bachantiſchen Bäckergeſellen und Geſellinnen, die dem heiligen N. N. und ſeinem Martyrthume und ſeiner Abſtinenz zu Ehren die Nacht zum Tage und den tollen Jubel zu einem Gottesdienſte machen.

Außer dieſen Feſten habe ich noch hier und dort in Havre Einiges geſehen, was wie eine charakteriſtiſche Volksſitte ausſah. Geburt, Hochzeit und Begräbniß ſind die drei Hauptereigniſſe des Lebens, und ſie geben den Völkern die nächſte Gelegenheit, ſich in ihrer Art und Weiſe auszuſprechen. Seit aber die Civilſtandsregiſter auch hier die Menſchen nach dem Normalkamme zu ſcheeren begonnen haben, werden die originellen Volksſitten immer ſeltener; dennoch iſt hier und dort ein Reſtchen geblieben.

Namentlich die Heirath gibt Gelegenheit, den Charakter des Normannen ſchlagender hervortreten zu laſſen. Acht oder vierzehn Tage vor der Hochzeit werden die Ehecontrakte verabredet. Zu dieſem Ende kommen gewöhnlich die Brautleute mit ihren Eltern in dem Hauſe der Braut zuſammen. Die jungen Leute mögen ſich mitunter aus Liebe heirathen, meiſt iſt die Sache aber nur eine Handelsſpekulation, und die Eltern ſehen ſie ſehr ſelten für etwas Anderes an. Deßwegen wird denn auch der Ehecontrakt gerade wie ein Handelsgeſchäft diskutirt; die Eltern der beiden jungen Leute ſuchen ſich bei demſelben wechſelſeitig zu übertölpeln, es wird geſchachert und diſputirt, und bis auf fünf oder zehn Franken ſucht der Eine den Andern hinauf oder hinabzuſchrauben. Alles, was die Braut mitbringt, wird vorerſt ſpezifizirt, geſchäzt und in den Contrakt eingetragen, nachdem die Alten über den Preis lange geſtritten haben und endlich einverſtanden ſind. Dann kommt das Gebot der Eltern des Bräutigams, das von den Eltern der Braut gewöhnlich als unzureichend verworfen wird; ſie ſuchen erſt ein paar tauſend Franken, dann ein paar hundert, und wenn dies nicht gehen will, wenigſtens fünfzig Franken mehr zu erhalten, bis auch dies Kapitel endlich beiderſeitig angenommen iſt. Dann werden die Bedingungen auf den Sterbefall feſtgeſezt, und dieſe fallen meiſt dahin aus, daß, wenn der eine oder andere Theil ſterbe, ehe Kinder aus der Ehe hervorgegangen, das Eingebrachte an ſeine Familie zurückfalle. Oft ſucht der Bräutigam ſeine Liebe dadurch zu bekunden, daß er die eingebrachten Geräthſchaften und Kleider der Braut — bis auf den lezten Strumpf wird Alles geſchäzt — über ihrem Werth

anschlägt, was dann zur Folge hat, daß nach dem Tode der leztern, in dem eben unterstellten Falle, ein guter Theil seiner Habe in die Hände seiner Schwiegereltern übergeht. Man erzählte mir ein paar Fälle, wo diese ohne Erbarmen das Eigenthum des armen Wittwers öffentlich verkauften. Processe in Menge entstehen aus diesen Contrakten, und es hat beinahe das Ansehen, als ob man beim Abfassen derselben stets mehr an diese Processe als an das Glück der Kinder dächte, und sich mehr gegen jene vorzusehen, als dieses zu sichern suchte. An einer andern Stelle komme ich auf die Proceßsucht der Normannen zurück.

Bei den Hochzeiten geht es natürlich lustig zu. Geschmaust, getrunken, gesungen und getanzt wird von rechtswegen. Ein ziemlich allgemeiner französischer Volksgebrauch ist das Lösen des Strumpfbandes. Die Braut bindet hier in der Normandie die Strümpfe mit einem blauen und weißen Bande (in Paris seit 1830 blau, roth und weiß), und gegen das Ende der Tafel kriecht einer der Gäste, in der Normandie meist ein Knabe, unter den Tisch, löst das Strumpfband und zeigt es unter Jubel und Beifallrufen der Gesellschaft vor, worauf dasselbe in kleine Stücke zerschnitten wird und jeder Gast ein blaues und weißes Läppchen als Ehrenzeichen in's Knopfloch steckt. — Auch die Garçons und die Dames d'honneur findet man so ziemlich in ganz Frankreich bei den Hochzeiten. Sie sind die Ehrenwächter der Braut und müssen dafür einstehen, daß dieser den Tag über kein Leid an ihrer Ehre geschehe. Jeder Kuß, den der Bräutigam der Braut während der Hochzeit gibt oder stielt, ist ein Schandfleck für sie, und so oft Braut und Bräutigam, die natürlich ihre Wachsamkeit zu täuschen suchen, sich einen raschen Kuß geben können, erhebt sich der höhnende und neckende Jubel aller Anwesenden gegen die Garçons und die Dames d'honneur. Gelänge es aber gar Braut und Bräutigam, sich in einem unbewachten Augenblick heimlich zu entfernen, so erhebt sich augenblicklich ein fürchterlicher Sturm. Alles tobt auf die Garçons und Dames d'honneur ein, und diese durchsuchen das Haus vom Keller bis auf den Speicher, bis sie die Sünder gegen den Ehrencodex gefunden und im Triumphe zurückführen. — Diese Sitte ist sinnig genug, und sicher aus einem guten Volksgefühle entstanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

(Beschluß.)

Mozarts Denkmal. Theater.

Die zweite große musikalische Akademie zum Besten des Fonds für ein Mozart in Prag zu errichtendes Denkmal hat das Conservatorium der Musik gegeben, und sie war sehr besucht, was aber eigentlich mehr der vortrefflichen Wahl der Nummern und dem guten Rufe dieses Orchesters, als der Vorliebe für das Prager Monument zuzuschreiben ist; denn man hält es noch immer für gerathener, sich dem Salzburger Verein anzuschließen, welchem selbst die hohen Glieder des Kaiserhauses und viele hiesige angesehene Personen ihren Antheil zuwenden, als eine eigene Unternehmung zu begründen. — Die wichtigste Neuigkeit unserer Bühne war das Preislustspiel: die Vormundschaft, wenn auch nicht an sich eben wichtig; denn es ist nicht zu leugnen, daß in der Aufführung manche bedeutende Mängel hervortreten, die im Lesen unbemerkt bleiben, und es wahrlich keinen Ueberreichthum des deutschen Lustspiels andeutet, wenn dieses kleine, lockere Spiel einer oft wohl zu wenig geregelten Laune unter mehr als sechzig Lustspielen allein als preiswürdig erkannt werden konnte. Wichtig erscheint aber die Sache in ihren Consequenzen, und schon durch das viele Gerede, welches das kurze Leben dieses Lustspiels bereits aufgeregt hat. Die Prager Bühne ist die dritte, welche es in ihr Repertoire aufgenommen, die „Theaterrevue," worin es abgedruckt wurde, ist noch nicht einmal gehörig beurtheilt, und schon ist mehr über die „Vormundschaft" geschrieben worden, als ihr ganzer Umfang beträgt. Hier war man in der ersten Zeit sehr gespannt, ja man freute sich sogar darüber, daß zwei Böhmen einen ausländischen Preis errungen, und hätte man es damals gleich aufgeführt, so wäre ihm der größte Beifall sicher gewesen. Aber der literarisch-patriotische Enthusiasmus wurzelt nicht tief im böhmischen Geiste, er war lange vor der Darstellung verraucht; ja man schien es ihnen fast übel zu nehmen, daß sie nach so hohen Dingen gestrebt, und war gegen die Sache gleichgültig geworden. Noch bevor das Stück hier zur Aufführung kam, hatten die „Bohemia" und die Wiener Blätter die glücklichen Erfolge aus Stuttgart und Wien berichtet; doch das leztere schien dem Werke eher Unheil als Glück zu verkünden. Es herrscht zwischen Wien und Prag eine eigene literarische Antipathie (die sich auch bei dem Schauspiel von Pannasch: „die Christnacht," zischend aussprach), so daß ein Stück, welches in der einen dieser beiden Städte sehr gefällt, gewöhnlich in der andern kalt aufgenommen wird. So standen die Aktien, als endlich das Preislustspiel ziemlich gut gegeben wurde und unbestrittenen Beifall erhielt, so daß am Schlusse sogar der Verfasser verlangt wurde, und zwar, obschon er länger als billig auf sich warten ließ, ohne einen einzigen mißbilligenden Ton. Die zweite Vorstellung war von Seiten der Schauspieler sehr lau und bis an's Störende unordentlich, und auch das Publikum war nicht mehr so gut gelaunt. Auch die „Bohemia" besprach die „Vormundschaft," und dabei kam eine wichtige Entdeckung im Gebiete der Aesthetik zu Tag: der Referent behauptet nämlich: „Novellen, wenn sie Kunstwerth haben, seyen schon halb dramatisirt." — „Die gefährliche Tante," Originallustspiel in vier Aufzügen von Albini, ist eben nicht sehr originell, auch mitunter etwas langweilig, doch hat es einige Effekte und recht drollige Momente, die man nicht eigentlich Situationen nennen kann. Es ist schade, daß der Verfasser die Stadt nicht nannte, wo sich die Handlung dieser Tante zugetragen haben soll. Es ist ein wahres Utopia für poetische Gemüther, da dort selbst die Polizei so kunstsinnig ist, daß sie den Scandal der Kunstliebhaber in Schutz nimmt. Das wäre ein Wohnplatz für Raupachs Fräulein von Kiekebusch, das sich so bitter kränkt, weil die Polizei durchaus keinen Sinn für das Romantische hat. Das Stück hat übrigens ziemlich gefallen, obschon die Vorstellung nicht eben fleckenlos war. — Den

interessantesten Bühnengast des heurigen Jahrs haben Sie uns in Demoiselle Stubenrauch zugesandt, welcher eine etwas pomphafte Vorankündigung in der „Bohemia“ ein schweres Spiel machte; doch zeigte sich uns zum Glücke Dem. Stubenrauch ganz als die Künstlerin, selbst eine ziemlich hoch gesteigerte Erwartung nicht nur zu erfüllen, sondern, besonders im Lustspiel, sogar noch zu überbieten. Schon die Wahl ihrer Gastrollen war mannichfaltig und mit Geschmack getroffen, die Zusammenstellung höchst sinnig, da sie aus mehreren dramatischen Antithesen bestand. Wie die Duldende „Griseldis“ zu der bezähmten Eheseindin „Donna Diana,“ so bildete auch Schillers hehre Johanna d'Arc einen Gegensatz zu dem verzogenen Schooskind Franziska in „Liebe kann Alles,“ und die in verschmähter Liebe sich verzehrende Gräfin Orsina zu der listigen Elsbeth von Wolkenburg im „Turnier zu Cronstein.“ Zwei gar sonderbare Pendants waren: die königliche Büßerin „Maria Stuart“ und — „die Wittwe,“ Drama in vier Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. Diese Wittwe war in gewisser Hinsicht die bewundernswertheste Leistung der Künstlerin, da sie in ihren andern Gastdarstellungen meist Charaktere vorfand, die sie nur wiederzugeben nöthig hatte, hier aber sich aus den heterogenen Elementen einzelner Effektmomente älterer Dramen ein Ganzes zu bilden hatte und auch bildete. Mad. Birch-Pfeiffer hat hier einmal (sans comparaison) wie Rossini im „Wilhelm Tell“ französisch componirt; daher ist das Stück auch nicht so gemein, dagegen aber noch krasser und bizarrer, als ihre übrigen Dramen. Ein großes Verdienst „der Wittwe“ ist es, daß sie auf die sogenannte „schöne Sprache“ verzichtet; diese Laute besprechen ohnedies Alles so lang und breit in endlosen Repetitionen, wenn sie nun auch noch nach Bildern haschten, das Stück ginge nimmermehr zu Ende. Bewundern mußten wir die große Belesenheit in der dramatischen Literatur, welche die Dichterin hier entfaltete; denn wir begegnen in dieser „Wittwe“ nicht allein Müllner und Grillparzer, nebst den Worten und Gedanken mancher andern Neuern, sondern auch Shakespeare, von dem wir seit dem „Sammtschuh“ keinen Anklang in ihren Schauspielen gefunden hatten. — Nachzurechnen, wie oft Dem. Stubenrauch an den neun Theaterabenden hervorgerufen wurde, ist in Prag bei den Gastrollen ausgezeichneter Künstler eine mühselige Sache, und Sie werden uns diese Arbeit gern erlassen. Lieber besprächen wir die Vorzüge der Künstlerin, wir wissen aber, daß Sie dergleichen nicht lieben, daß Sie Ihr einheimisches Theaterpersonal nicht tadeln mögen oder können, und daher möglichst am Grundsatz festhalten, es auch nicht zu loben oder loben zu lassen. — Ein paar Novitäten der leztern Zeit waren: „Shakespeare in der Heimath, oder die Freunde.“ Schauspiel in vier Akten von Karl v. Holtei, dem es Gott verzeihen möge, was für eine langweilige Person er aus dem unsterblichen Dichter des Hamlet gemacht hat; dann „die Bekanntschaft im Paradiesgarten, die Entführung in dem Himmel und die Verlobung im Elysium.“ Lokalposse mit Gesang in drei Abtheilungen von Friedrich Hopp, Musik von Julius Hopp. Die Schauspieler begnügen sich gar nicht mehr, ihre Benefizstücke selbst zu schreiben; ganze Familien derselben vereinigen sich, um Thalia, Komus und Jokus und Euterpe auf Einmal in Verzweiflung zu bringen.

Stuttgart, 31sten Mai.

Schillers Fest. Schillers Denkmal.

Wir pflegen jährlich das Andenken unseres großen Landsmanns, Schillers, um die Zeit seines Todestags zu feiern und dabei zugleich das Erwachen der Natur zu begrüßen. Diesmal ist lezteres so spät erfolgt, daß das Fest bis zum 30sten Mai verzögert werden mußte. Dafür ist es, neben der alten Liebe und Begeisterung, mit ungewöhnlichem Glanze gefeiert worden. Bisher hatte die Beschränktheit und das ungünstige Terrain des Gartens, auf den man dennoch verwiesen war, die größte Einfachheit der Anordnungen geboten. Im vorigen Jahre aber ist dieser Garten, die sogenannte Silberburg, von der Museumsgesellschaft angekauft und von dieser für ihre Zwecke umgestaltet worden. Damit bot sich auch für das Fest ein ansprechenderer Raum, und so scheute der Liederkranz, der gewöhnliche aufopfernde Unternehmer des Festes, keine Kosten, um nicht nur Ohr und Gemüth, sondern auch das Auge durch heitern Schmuck zu vergnügen. Vom jungen Architekten Leins war eine große Tribüne, in deren Mitte eine Säule die kolossale Büste des Dichters trug, eben so sinnreich als geschmackvoll aufgebaut worden. — Rede, Gesang, Deklamation (die Kraniche des Ibicus, gesprochen von Seydelmann) wechselten in verständiger Ordnung. Die gebräuchliche Festrede wurde von Hofsänger Krebs gesprochen. Wir theilen sie, wie jedes Jahr, in diesen Blättern mit. Häufig verfehlen solche Vorträge die gehörige Wirkung an Ort und Stelle, weil die Verfasser zu sehr darauf reflektiren, wie sich die Sache nachher im Druck ausnehmen werde; denn von einer Rede, die nicht gedruckt würde, haben wir kaum einen Begriff. Behält dagegen der mit so kitzlichem, nicht selten undankbaren Geschäft Beauftragte vorzüglich den Effekt des lebendigen Vortrags unter freiem Himmel im Auge, componirt er in diesem Sinne gleichsam mit dem Dekorationspinsel, so muß er sich bescheiden, daß seine Massen und Contouren auf dem Papier nicht die Wirkung thun, wie ein Stück musivischer Beredsamkeit, das weniger an das augenblickliche Gefühl des Hörers, als an die Kritik des Lesers appellirt. — Zum Schluß des Festes wurde, wie immer, das schöne Frühlingslied von Ritter mit der herrlichen Composition von Lindpaintner gesungen, und es bewährte auch diesmal seine begeisternde Kraft. — Das Modell der Statue Schillers hat, wie aus den Zeitungen bekannt ist, die gefährliche Reise von Rom nach München auf's Glücklichste überstanden. Mit vollem Vertrauen sehen wir es jezt in den Händen des kunstreichen Gießers, und während das Monument diese lezte Operation durchmacht, werden wir Zeit haben, das Material zum Fußgestell zu wählen und herbeizuschaffen, und uns nach einem anständigen Platze umzusehen. Da die Vernunft gebietet, das Denkmal auf einem Platze in der Stadt aufzustellen, so kann bei der Constitution Stuttgarts die Wahl am Ende nicht schwer fallen. — Der Druck des Schillersalbums, von dem wir vorläufig nur versichern können, daß es in typographischer Hinsicht ein sehr schönes Werk werden wird, hat jezt endlich begonnen. Die Verzögerung ist vorzüglich dadurch veranlaßt worden, daß sich das Comité noch entschloß, eine vortreffliche Zeichnung des Thorwaldsenschen Modells in Stahl stechen zu lassen und dem Album beizugeben. Die bereits vorliegenden Proben versprechen eine sehr gelungene Arbeit, und da sich das Bild so sehr vervielfältigen läßt, so wird es in Deutschland ohne Zweifel sehr populär werden.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 46 u. Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 10. Juni 1837.

Tasso. — Gibt's keinen Schmerz, der mir erlassen bleibt?
Was that ich denn, daß meine arme Seele
Gefoltert wird mit unerhörter Qual?

J. C. v. Zedlitz.

Der Schweif des Drachen.

(Beschluß.)

Seiner Erinnerung immer ferner trat der fatale Drache. Doch hatte er es seinem Diener erlaubt, das Zeichen wieder auf sein Kleid zu heften, das den Philosophen zu gefallen abgelöst worden war. Er ergötzte sich, wenn Ki-oh bisweilen in kindischer Neugier die Stickerei betrachtete und, sie immer genauer in Augenschein nehmend, ihre Arme zärtlich um seinen Nacken schlang und mit ihrem Haupt an seiner Brust ruhte. Solche kleine Tändeleien erfrischten von Neuem die Phantasie Fo-ha-ti's und begeisterten ihn zu den zartesten und schönsten Schöpfungen seiner Muse. Er verlebte einige glückliche Monate, aber es waren nur Monate. Er fing schon an, sich ganz geschützt vor den Verfolgungen der Welt zu wähnen, als gerade diese Verfolgungen den bösartigsten Charakter annahmen.

Es war wiederum an einem schwülen Sommernachmittage, als Fo-ha-ti mit einem Heft eben beendigter Lieder zu dem Gartenpavillon hinaufstieg, wo ihn die schöne Ki-oh gewöhnlich zu erwarten pflegte. Auf der Terrasse vor dem Pavillon saß Ki-oh's Zofe und war eben beschäftigt, den Rest der Theetassen zu leeren, die sie nach beendigtem Frühstück hatte hinwegtragen müssen. Sie blickte auf und erkannte mit Verwunderung Fo-ha-ti, der eben so verwundert vor ihr stehen blieb. „Wer ist bei deiner Gebieterin?“ fragte er in ruhigem Tone. „Niemand,“ antwortete das Mädchen. „Aber ich sehe hier zwei Tassen,“ fuhr der Dichter fort; „nothwendig muß also Jemand mit deiner Gebieterin Thee getrunken haben.“ — „Ach!“ rief die Zofe, „jezt fällt's mir ein; sie hat ihre Lieblingskatze aus der zweiten Tasse trinken lassen.“ — „Sonderbar!“ sagte Fo-ha-ti mit erstaunter Miene, „ich habe doch noch nie gehört, daß Katzen Thee trinken. Ich bin neugierig, dieses Schauspiel mit anzusehen.“ Er machte sich mit diesen Worten Platz und drängte die Zofe zurück, die ihm den Weg vertreten wollte. Noch war keine Spur von Argwohn in seine Seele gekommen, so fest überzeugt hielt er sich von der Treue seiner Auserwählten. Es fiel ihm ein, indem er langsam die Stufen des Pavillons hinaufstieg, daß Ki-oh ihn diesmal nicht erwartete, weil es der erste Tag des Monats war und er um diese Zeit gewöhnlich sein Zimmer, eines alten, religiösen Gebrauchs wegen, nicht zu verlassen pflegte. Leise öffnete er die Thür und bemerkte durch das Gitter, das halb vorgeschoben war, wie ein dicker, unförmlicher Mann, der ihm bekannt dünkte, seiner Geliebten die Hand küßte. Offenbar war dieses die Katze, welche die zweite Tasse Thee ausgetrunken.

Fo=ha=ti ſtellte ſich hinter das Gitter, um das Geſpräch der Beiden zu belauſchen, denn er konnte ſich nicht denken, was Ki=oh, die, wie ſie ſo oft geſtanden, ihn für den ſchönſten und geiſtreichſten Mann hielt, jetzt bewegen konnte, mit einem Mann ſo angelegentlich zu verkehren, der offenbar der häßlichſte und, wie es aus ſeinem Geſpräch hervorging, auch der albernſte aller Männer zu ſeyn ſchien. Sie lauſchte ſeinen abgeſchmackten Worten und zeigte nicht die mindeſte Anwandlung von Langeweile; kein verſtecktes Gähnen, kein Spiel mit der Buſenſchleife, kein Hinausgucken aus dem Fenſter. „Ach!“ rief Fo=ha=ti bei ſich ſelbſt, „dieſe Zeichen von Aufmerkſamkeit, deren allein ich mich für würdig hielt, wie ſind ſie hier unwürdig verſchwendet!“ Er konnte dieſen Gedanken nicht ſo leiſe denken, daß nicht dabei ein ſchmerzlicher Seufzer ſeinen Lippen unwillkührlich entſchwebt wäre; die Sprechenden wandten ſich um, und Fo=ha=ti's Auge traf auf den gewaltigen Drachen, der das Kleid des wohlbekannten Gouverneurs ſchmückte.

Die ſchöne Ki=oh erſchrack heftig und wäre in der erſten Beſtürzung ohne Zweifel davon gelaufen, wenn Chineſinnen von guter Erziehung überhaupt laufen könnten. Dieſe hier hatte Füße, die kaum fünf Zoll maßen, und mit ſolchen Füßen entläuft man nicht, ſondern man bleibt ruhig ſitzen und bietet jeder Gefahr Trotz, ſogar wenn es ein beleidigter Liebhaber iſt, der da kommt, ſich zu rächen. Die ſchöne Ki=oh behauptete alſo ihren Platz auf dem Divan, dem Mandarin gegenüber, und zeigte nun ihrerſeits, daß ſie nicht ganz ohne Dichtertalent geboren war, indem ſie den Poeten zu überreden ſuchte, daß Alles ſich auf die ſonderbarſte Weiſe zufällig ſo getroffen. Aber der gute Fo=ha=ti hörte nichts als das Schnarchen ſeines Widerſachers, der gleich beim Beginn des Streites, der ihn langweilte, ſich dem Schlafe überlaſſen; er ſah nichts als den verhaßten Drachen auf der Bruſt des Schläfers und fühlte nichts als die erzwungenen Liebkoſungen eines treuloſen Geſchöpfs, das alles anwendete, ihn, nachdem ſie ihn betrogen, nun noch zum Narren zu halten.

„Nun gut!“ rief Ki=oh entrüſtet, „ſo glaube, was dir gefällt! Ich werde mich jedenfalls zu tröſten wiſſen. Erfahre meine wahre Denkungsart: Du biſt ein berühmter Dichter; es ſchmeichelte mir, daß ich es gerade war, die dich zu feſſeln verſtand, aber hier — iſt ein mächtiger Mandarin, in der Gunſt des Kaiſers und des Hofs hochſtehend, mit einem mächtigen Drachen auf der Bruſt! — Du begreifſt, wenn Dichter überhaupt im Stande ſind, die allergewöhnlichſten Dinge zu begreifen, daß ich nothwendig ihn dir vorziehen mußte. Eine ſchuldige Schonung von meiner Seite war es, daß ich den mächtigen Herrn hinter deinem Rücken empfing. Die Intrigue hätte lange ſo fortgehen können, wenn du nicht unvorſichtig ſelbſt den Schleier zerriſſen hätteſt.“ — „Ach, überall der Drache und nichts als der Drache!“ Mit dieſem Ausrufe ſagte ſich die arme Seele von jedem weitern Berichte los. Sie ſtand trüb und gebeugt vor dem Gotte, der von ſeiner Sonnenblume herab ſie mit einem mitleidigen Lächeln betrachtete. „Nun!“ rief er nach einer Pauſe, „gelüſtet dich noch ſo ſehr nach dem Berufe eines Dichters?“ — „Ach,“ entgegnete die Seele mit dem ſchmerzlichſten Klageton, „gütiger Gott, laß mich lieber der ärmſte Laſtträger werden, der dort an der Straßenecke, gebeugt unter dem aufgeladenen Gewichte, ſein ſpärliches Mahl verzehrt, oder der Wanderer der Wüſte, der den heißen Sand Afrikas mit wankenden Schritten durchfurcht; nur wirf mich, mit dem Bewußtſeyn deiner Gottheit im Buſen, nicht unter die Füße der hochſtehenden Gemeinheit.“ — „Erfülle deinen Beruf!“ rief Fo mit ſchrecklichem Ernſte, und die Seele Fo=ha=ti's begann ihre irdiſche Wanderung.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſetzung.)

Bei den Begräbniſſen treten ebenfalls eigenthümliche Gebräuche hervor. Die katholiſche Gemeinde hat, wie an vielen Orten in Frankreich, keinen Leichenwagen; die Todten werden daher ſämmtlich von den dazu beſtellten Leichenträgern zu Grabe gebracht. Es gibt dies den Leichenzügen eine höhere Feierlichkeit. Der Wagen iſt ſchon eine Art Grab, der Sarg iſt unſerm Blicke entzogen und wir ſtehen ihm bereits ferner, als wenn er vor uns hergetragen wird. Oft ſieht man in Havre hinter der Leiche alle Bedienten und überhaupt das Geſinde des Verſtorbenen herziehen, und wenn dieſe Sitte ſelbſt ganz ſinnig iſt, ſo wird ſie durch die Art, wie man die Leidtragenden mit einem großen Klackhute und langen Florſchleifen aufputzt, zur Farce. Nach den Bedienten kommt mitunter ein langer Zug von Armen, die man Pleureurs nennt. Dieſe tragen dann meiſt ein großes Brod unter dem Arme, um ſo aller Welt kund und zu wiſſen zu thun, daß der Tode noch im Sterben für ſie geſorgt habe, wenn er auch im Leben vielleicht durch ſchnöden Wucher das Geld gewonnen hat, mit dem das Brod bezahlt wird. — Die Leichenſchmäuſe findet man in der Normandie wie beinahe allerwärts wieder, und ſie erklären ſich — gegenwärtig ein Unſinn und eine Verhöhnung der Trauer — durch die Verhältniſſe früherer Zeiten, wo noch die Städte ſelten waren und die Freunde und Bekannten von den viele Stunden im Umkreiſe liegenden Höfen zuſammen kamen und natürlich eines Labetrankes bedurften. — Eigenthümlich — mir wenigſtens neu — iſt es, daß man

den Prieſtern, welche die Leiche begleiten, auf einer großen Schüſſel ein paar weiße Handſchuhe anbietet, die ſie nehmen, ruhig in die Taſche ſtecken und ihre alten Handſchuhe anbehalten oder ohne ſolche dem Zuge folgen. So werden hier die guten Seelſorger zu Handſchuhkrämern, und die Mehrzahl der Leichenhandſchuhe mag auf dem nächſten Balle die Hand einer lebensfriſchen, im tollen Tanze dahinjubelnden Schönen umſchließen. Die Extreme berühren ſich. Die Proteſtanten haben einen Leichenwagen, und da geht Alles proſaiſch-proteſtantiſch zu. Der Proteſtantismus iſt noch ein gräßlicherer Feind der Poeſie des Lebens als ſelbſt die Chauſſeen, die Eiſenbahnen und die Poſtwagen. Das iſt noch zu bemerken, daß man auch hier, wie an ſo vielen Orten, nicht ohne ein Kapital von 80 — 100 Franken ſterben kann, wenn man mit Ehren unter die Erde kommen und nicht im Tode noch auf Borg leben will.

Wenn ich nicht zufällig während meiner Anweſenheit in Havre eine Art von Tagebuch führte, ſo würde mich nichts daran erinnert haben, daß heute Charfreitag iſt. In den Straßen das tägliche geſchäftige Leben und Treiben, die unter freiem Himmel vor der Kirche zur Börſe verſammelte Kaufmannſchaft, der Markt, auf dem wie geſtern und vorgeſtern Käufer und Verkäufer debattiren, all das iſt ſo himmelweit verſchieden von der Feiertagsruhe eines Charfreitags in Deutſchland, daß man nur an dieſem Tage hier in Havre durch die Straßen zu gehen braucht, um ſich zu überzeugen, wie ſehr die chriſtliche Religion in den Sitten des franzöſiſchen Volks bereits angegriffen iſt. Es wird ſchwer, unmöglich ſeyn, ſie zu reſtauriren, und wenn ſich, wie man oft ſagt und wie dies wirklich der Fall zu ſeyn ſcheint, im Volke wieder das Bedürfniß eines religiöſen Gefühls — mehr iſt es ſicher noch nicht — regt, ſo wird dies nur das Feld ſeyn, auf dem dereinſt ein neuer Samen geſäet werden kann, aber ſchwerlich wird es einem hinſterbenden Stamme neue Kraft geben.

Der Feſttag und ſelbſt die drei Grade unter 0 verhinderten einen Charlatan nicht, auf offenem Markte unter freiem Himmel ſeine Waare feil zu bieten. Es iſt charakteriſtiſch genug, daß in dem aufgeklärten Frankreich dieſe Menſchen noch immer ihr Weſen treiben können und für ihre wunderthätigen Mittel noch immer Käufer finden. Ich hörte mitunter den Wunſch äußern, daß die Regierung denſelben ihr Handwerk niederlegen möchte; aber bei Lichte beſehen, wäre dies die höchſte Ungerechtigkeit; denn ſeit Robert Makaire Miniſter, Pair, Deputirter, Advokat, Arzt und ſelbſt Seelſorger werden kann und, wie man ſagt, mitunter geworden iſt, wäre es eine Verleugnung aller Blutsverwandtſchaft, dieſen Straßenmakaires in den Weg treten zu wollen. Ich habe ihnen oft mit Freuden zugehört und die natürliche Beredſamkeit der Franzoſen bewundert. Ich kann verſichern, daß mich die Rede, die der eben in Havre Anweſende geſtern hielt, erbaut hat, wie ſelten die der Herrn Guizot, Thiers, Mauguin, und nur mitunter haben mir die Herrn Fulchiron und Bugeaud — die Bajazo's der Andern — noch mehr Freude gemacht als jener.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Trousseau der Herzogin v. Orleans.

Die Leſerinnen werden über all den Putz und Schmuck, welcher der präſumtiven Königin der Franzoſen zu Füßen gelegt worden iſt, ausführlich durch die Modezeitungen belehrt werden. Ich glaube ihnen aber hier im Voraus Glück wünſchen zu dürfen, daß der erhabene Vorgang des Trouſſeau der Prinzeſſin Helene, für die nächſte Zukunft wenigſtens, eine große Gefahr von ihnen abgewendet hat. Auf einmal war die platte Tracht des achtzehnten Jahrhunderts, wer weiß durch welches unverwahrte Thor, in das Hoflager der Mode eingebrochen, und hatte den benedeiten Gigot, und was dazu gehört, vom Throne geriſſen. Zwar hatte ſich auch hier der raiſonnirende, auf das Nützliche gerichtete Geiſt unſerer Zeit ſogleich geltend gemacht: die Weiber fügten ſich unter das Joch der offenen Kleider, der Watteauſchen Schäferhüte, des Kopfputzes vom Jahr 1770; aber gegen die engen Ermel, die kahlen Schultern, kurz gegen die unliebſichen und, weil ſie keinen Mangel verdecken, gefährlichen Formen ſträubten ſie ſich aus allen Kräften und ſuchten ſie möglichſt zu umgehen. Doch die Sache war mißlich: jeden Tag konnte die Verſchwörung einiger ſtolzen Schönheiten mit junoniſchen Schultern dem edlen Widerſtand ein Ende machen. Die weibliche Welt beruhige ſich jetzt: „l'homme qui a donné sa pensée au grand travail de la toilette de la princesse“ hat definitiv den Ausſpruch gethan: keine platten Ermel! — Im Fluge nur ein paar Beiſpiele: ein Kleid von Gros de Naples mit ſatinirten braunen und ſchwarzen Carreaux hat Ermel, die an die Tracht des ſechzehnten Jahrhunderts erinnern: ſieben Bouillons über einander, der unterſte nur zwei Finger hoch, die andern immer größer, der oberſte unter einem mit einer Franſe beſetzten Jockey halb verſteckt; ein Kleid von himmelblauem Moir hat Ermel mit fünf Bouillons, je mit Seidenſpitzen dazwiſchen; der vorne zugeſpitzte Leib iſt à la tyrolienne mit breiten Falten drapirt. — Mit Stolz dürfen wir ſagen: es war ein Mann, der dem vordringenden Ungeſchmack zugerufen: bis hieher und nicht weiter! Ein Schneider hat hier mehr Segen geſtiftet, als Ludwigs XI. und Dom Miguels Barbiere je Böſes gethan. Der Name des Edlen ſey unvergeſſen: er heißt Monſieur Mathias. Eine Schriftſtellerin ſagt hierüber in einem Pariſer Journal: „Warum ſollten wir es nicht geſtehen? wenn ſich ein Mann zufällig auf weibliche Toilette verſteht, ſo hat er vor uns den großen Vorzug, daß er neben einem capriziöſen Geſchmack ſich ganz ſeinen durchdachten künſtleriſchen Conceptionen hingeben kann: ſein Standpunkt iſt ein viel höherer, weil er ſich um die Ausführung nicht zu kümmern braucht und die Detailarbeit ſeinem Genius keine Feſſeln anlegt.“ — Daher herrſcht auch wirklich in Allem, was beim Trouſſeau der höhern Schneiderei angehört, der Gedanke, und über Negligés, Peignoirs, Algériens, Roben aller Grade, Hüte

und Hauben iſt ein poetiſcher Zauber ausgegoſſen. — Das ganze Trouſſeau war in Fontainebleau äußerſt pompös ausgeſtellt; mitten auf der Eſtrade ſtand die ſogenannte Corbeille für die Shawls und den Schmuck: ein prächtiges, aus Perlmutter, Schildkröte, Bronze- und Silberverzierungen beſtehendes, aber etwas plumpes Stück; denn fünf Lakaien hatten daran zu tragen, als noch nichts darin war. Ringsumher waren die übrigen Herrlichkeiten geſchmackvoll geordnet. Die Prinzeſſin erhält von den verſchiedenen Gliedern der königlichen Familie fünferlei Schmuck: aus lauter Brillanten, aus Brillanten und Rubinen, aus Brillanten und Türkiſſen, aus Brillanten und Smaragden, endlich einen ganz aus Perlen; zuſammen, mit den Ringen u. ſ. w., im Werth von 700,000 Fr. Das Brautkleid ganz aus Spitzen hat 8000 Fr. gekoſtet. — Die bekannten Maler Roqueplan und Boulanger haben aus Auftrag fünf Fächer für die Prinzeſſin gemalt; die Bilder ſtellen vor: die Hochzeit der Maria, die Hochzeit zu Cana, einen Spaziergang im Parc, eine Jagdſcene, Genien, welche das Bildniß der Prinzeſſin malen. Die Faſſungen ſind bei den einen von reinem Gold mit Edelſteinen, bei den andern von geſchnitztem Elfenbein. Jene ſind nicht nur, nach der jetzigen Mode, ſehr groß, ſondern auch ſehr ſchwer. „Wenn," ſagt ein Pariſer Blatt mit einem Anflug von unverſchämter Skepſis, „die in Paris verfertigten Handſchuhe und Schuhe wirklich die rechte Proportion haben, ſo ſind bei der Herzogin von Orleans Hand und Fuß tadellos, ja wirklich hübſch." — Aber nicht genug, daß man für die Prinzeſſin die reichſte Ausſtattung vorbereitet, man war wohlwollend darauf bedacht, vor ihrem Einzug in Fontainebleau, vor ihrer Aufnahme in die Elite der franzöſiſchen Geſellſchaft alles Transrhenaniſche, Hyperboräiſche von ihr abzuſtreifen, ſie äußerlich vollkommen zu degermaniſiren. „Bei ihrer Ankunft zu Melun trug die Prinzeſſin einen, mit Federn etwas überladenen italieniſchen Strohhut, et sa toilette, quoique très-fraiche, conservait encore un peu d'étrangeté." Aber in Melun ſollte ſie den Ritterſchlag der Mode empfangen: hier harrte ihrer Palmyre, die große Pariſer Schneiderin, mit ihrem ganzen Perſonal. Sofort wurde das Maß genommen, die Scheeren fuhren durch die Zeuge, die Nadeln flogen, und im Nu war eine Toilette improviſirt, in der ſich die deutſche Fürſtin ſehen laſſen konnte. Der Hof mußte indeſſen zwei Stunden länger ihrer Ankunft harren, und es kann ihn nicht gereut haben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Der Geburtstag der Prinzeſſin Victoria.

Der 24ſte Mai iſt vorüber. Prinzeſſin Alexandrina Victoria iſt nun fähig, ſobald König Wilhelm die Augen ſchließt, die Krone Großbritanniens zu tragen; und was weiter? In der Hauptſache weiter nichts, als daß viele Menſchen in London mit der Feier des 24ſten Mai vollkommen zufrieden, viele Andere hingegen gleich unzufrieden ſind. Da die Prinzeſſin mit ihrer Mutter im königlichen Parke von Kenſington wohnt, Kenſington ein, in London einbezirktes Dorf und der Park vom Morgen bis Abend dem Publikum geöffnet iſt, ſo zweifelte faſt Niemand, daß theils dort, theils im anſtoßenden Hydepark Feſtlichkeiten aller Art ſtattfinden würden. Man ſprach von Revuen und Manövers, von einem luſtigen Markte und einem brillanten Feuerwerke, von Spiel und Tanz, und ehe es Mittag geworden, wußten Tauſende, von ihrer Schauluſt dahin getrieben, daß ſie ſich geirrt hatten. Früh Morgens erhob ſich auf dem, in den Park ſchauenden Thurme der alten Dorfkirche die engliſche Flagge, und gleichzeitig ward eine dergleichen vor dem Pallaſte aufgepflanzt, dieſe überragt von einer weißſeidenen Fahne mit dem himmelblau geſchriebenen Namen Victoria. Eine Stunde ſpäter rückte eine Bande Spielleute in den umſchloſſenen Hofraum, ſtellte ſich unter die Fenſter der königlichen Jungfrau und brachte ihr einen Morgenſegen, dem ſie am offenen Fenſter zuhörte. Das war die Summe der öffentlichen Morgenfeſtlichkeiten. Die Privatfeier im Innern des Pallaſtes beſchränkte ſich auf den Empfang von Gratulanten, inſoweit ſolche zur königlichen Familie oder zur Umgebung der Herzogin von Kent gehörten. Hundert Andere, die in den ſtolzeſten Caroſſen vorfuhren, kamen bloß, ihre Karten abzugeben. Mit ihnen kam der Abend, und bei der endlich einmal wie Frühling wehenden Luft ſtürzte die Londoner Bevölkerung auf die Straßen, eine Illumination zu ſehen, von welcher ganze Diſtrikte keine Spur und nur einzelne Häuſer eine Art Daſeyn zeigten: hie und da ein von bunten Lampen gebildeter Stern, ein auf gleiche Art behangenes V. und V., und höchſtens ein in Oel getränktes Porträt des gefeierten Wiegenkindes. So unbedeutend demnach die öffentliche Feier des vielbeſprochenen Tages war, iſt doch der Grund weniger in der Theilnahmloſigkeit des Volkes zu ſuchen, als in der Lauheit der Behörden, in der deutlichen Abneigung höchſten Ortes, dem Tage Glanz zu geben, und in der, Vielen daraus erwachſenen Schüchternheit, das Mißfallen einflußreicher Perſonen zu erregen. Kein ausdrückliches Verbot hat irgend Jemand die Hände gebunden; aber es hat nicht an Winken und Machinationen gefehlt, die Feier des Tages zu verhindern. Seit Prinzeſſin Victoria für die präſumtive Thronerbin gilt, iſt ihr Wiegenfeſt vom König und von der Königin mit einem glänzenden Balle im alten St. Jamespallaſte begangen worden. Es war lange zweifelhaft, ob er dieſes Jahr ſtattfinden werde; endlich wurde er angekündigt und iſt auch gehalten worden, aber ohne den König und ohne die Königin. Beide konnten die zwiſchen ihnen und der Herzogin von Kent obwaltende Spannung nicht deutlicher an den Tag legen, als indem ſie den 24ſten Mai in Windſor zubrachten, und nicht den entfernteſten Theil nahmen an einem Ereigniſſe, das für die Herzogin und deren Tochter von ſo großer Bedeutung iſt. Was auch bei dieſem Entſchluß den Ausſchlag gegeben, ob die im Laufe der letzten Monate markirter gewordene Verſchiedenheit politiſcher Anſichten, oder die ſtrenge Conſequenz, welche die Herzogin beim Tode der Lady Sophia de l'Isle beobachtet hat und mit welcher ſie das Vatergefühl des Königs verletzt haben mußte, oder eine gewiſſe unangenehme Regung in der Bruſt eines, ſein Leben liebenden Fürſten beim Gedanken, ſich noch im Beſitze ſeiner Kraft von der Erbin ſeiner Krone, die nicht einmal ſeine Tochter iſt, zur Hälfte beerbt zu ſehen — die Motive wiegen gering gegen das Reſultat, das natürlich dem Balle ſeinen Glanz nahm und die Schnürbruſt der Hofleute noch enger ſchnürte.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 139.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 12. Juni 1837.

Es iſt ein großer, unermeßlicher
Verſtand in der Natur: ſelbſtſtändige
Gedanken ſtehn vor mir, und doch verknüpft
Und abgetrennt; wir buchſtabiren ſie,
Doch wer vernimmt den Sinn des Ganzen? Wer
Sah dir, o Urgeiſt, in das Angeſicht?

Herder.

Das Mikroscop.

Mit offnem Aug', mit ernſtem Blick, von Ehrfurcht gegen Gott erfüllt,
In meine Kammer tret' ich ein, wo ſich manch Wunder mir enthüllt.
Noch iſt es um mich tiefe Nacht, und Schweigen ſchauert um mich her,
Ein Wink, ein Zug, und Licht erwacht, und wimmelt ein Geſtaltenmeer.

So ſtand in Urnachtfinſterniß der Herr, als er mit Donnerruf
In's Chaos rief: Es werde Licht! und Sonnen und Aeonen ſchuf.
Da wirbelten im ew'gen Raum die Welten, die entzündeten,
Die wonnetönend ſeinen Tag verkünden und verkündeten.

Da ſchrieb der Weltgeiſt ſchöpferfroh, der erſte Dichter aller Zeit,
Mit Feuer ſchrieb er und mit Fluth ein Buch, das ewig ſich erneut;
Ein Buch, das übermächtig groß aus ſeiner Allmacht Willen quoll;
Ein Spiegel ſeiner Majeſtät, gleich wunderbar und wundervoll;
Ein Epos, das vom Anbeginn der Welt erzählend, ſtolz beginnt,
Das, von Vernichtungen durchzuckt, die Fäden raſtlos weiter ſpinnt;
Darin die Waſſerſchlange rauſcht und mit dem Leviathan ſpielt,
Darin der Mund des Donners mit dem Thurm von Babel Zwieſprach hielt.

Das iſt ein Buch, darin mit Luſt mein Auge blätternd ſich ergeht,
Darin ein friſchlebend'ger Hauch, der Schöpferodem Gottes, weht,
Und jedes Wort den Namen nur des Herrn, des ewigen, enthält,
Darin ein Funke jeder Stern und jeder Tropfen eine Welt.

Das iſt das große Buch Natur, davor ein Iſisbildniß ſtrahlt,
Mit lichter Liebeslohe hat's aurorafarben Gott gemalt;
Und auf das weite Weltall ſtreut das Wunderbild ſo hehres Licht,
Daß hell das All die Strahlen nur von Gottes Liebe ſpiegelnd bricht.

In dieſem Buche lieſt mein Geiſt, mein Herz, mein freudetrunkner Blick;
Aus dieſem Buch voll Segen träuft, wie Thau von Hermon, mir mein Glück.
Aus ſeinen Blättern kündet mir vernehmlich ein erhabner Klang
Von dem, was Moſis Geiſt geſchaut, was Hiob ſprach und David ſang. —

Es werde Licht! — Was wendeſt du dein Auge, Schüler? Glanz umfließt
So blendend uns, daß ſich erſchreckt dein Auge faſt geblendet ſchließt!
Schau hin auf jene Wand! Was ſiehſt du dorten in dem Strom des Lichts?
Ein heller Kreis — ſo trat das Licht, von Gott gerufen, aus dem Nichts.

Und nun? — da wird der Kreis zum Meer, darin es wimmelt, wogt und wallt,
Darin es kämpft, verfolgt und flieht in mannichfacher Ungeſtalt.
Dort ſchwimmt ein Eiland, Rieſenſchilf umgibt zerbrochen ſeinen Strand,
Lebend'ge Blumen rings umher, gleich Glocken mit gefranstem Rand.

Wenn dort ein Räderwirbelthier weit öffnet ſeinen Glockenmund,
Und kreiſend wie Charybdis Fluth ein Meer ſich ſtürzt in ſeinen Schlund,
Und in dem Meere fortgerafft ſich Myriaden Weſen drehn,
In einem Tropfen, Gott! ſo klein, daß Augen kaum den Tropfen ſehn; —

Wenn ein Atom, das kaum im Flug' das Aug' des Sterblichen entdeckt,
Als Kugel fliegt und fliegend dann polypengleich vier Arme ſtreckt, *
Wenn einer Tulipane gleich vor dir die Blüthe prangt vom Moos, **
Ein Säulenſchaft von Meiſterhand dort aufragt, rufſt du: Gott iſt groß! ***

Ich zeige dir Korallenmoos, das längſt dem Meeresſchooß entwandt;
Mit feuerfarbnen Zinken ſteht es da vor dir im glühen Brand.
Der Fackeldiſtel Afrikas vergleichſt du jene Moosgeſtalt,
Und dieſe Flechte dem Gehörn des Elenns, das den Pol umwallt.

Wenn reden könnte dieſer Stoff, der wunderſam gegliederte,
Wenn er, der ewig ſchweigende, dein fragend Wort erwiderte,
Dann ſpräche dieſes Blatt vom Tang vielleicht, uns flüſternd zugekehrt:
„Ich habe der Undinen Sang tief, tief im Meergrund zugehört.“

„Ich ſah, was nie dein Auge ſieht, o Menſch, der du mich ſtaunend ſiehſt,
Vernahm, was nie dein Ohr vernimmt, wie ſehr du lauſchend dich bemühſt.
Was du begreifſt, iſt ſolch ein Theil des unermeßnen ew'gen Alls,
Als ich der Meereswälder Theil, iſt Tropfen eines Wogenfalls.“

Erbebe Schüler nicht, wenn ſo die Kreatur vernichtend ſpricht;
Es iſt der Geiſt, der in uns wohnt, ein Ausſtrahl doch von Gottes Licht,
Der unterwürfig unſerm Wink den Trotz der Elemente macht,
Und dieſe Wunder dir enthüllt in ihrer Herrlichkeit und Pracht.

Sieh — zitternd in dem hellen Raum ſchwimmt Feuchte, rein und ätherklar,
Da blizt ein Diamant — ein Baum ſtreckt Zackenäſte wunderbar;
Dort fliegen Speere, Strahl an Strahl, ein Wald wächst von Kryſtall: vielleicht
Daß ſich in dieſer Schöpfung dir das Werden eines Sternes zeigt.

Wer weiß, ob nicht im Weltenall gigantiſch ſolche Bäume ſtehn,
In Wunderfarben prangend und ſo überirdiſch anzuſehn;
Und ob nicht Geiſter, rein wie ſie, dort leuchtend wandeln vor dem Herrn,
Der hier in einem Körnlein Salz dir Ahnung gibt von einem Stern?

Wer weiß, ob nicht, was ſichtbar kaum dem Menſchenauge hin ſich ſtellt,
Titanengroß vor Engeln ſteht, und den Elohim wohlgefällt?
Wer ſagt uns, was groß oder klein vor deſſen Blick erſcheinen mag,
Vor dem ein Tag wie tauſend Jahr, und ein Jahrtauſend nur ein Tag?

Sieh, Schüler, im belebten Staub, im Naß, das zum Kryſtall erſtarrt,
Im Ocean des Tropfens ſieh des Ewigen Allgegenwart.
Die Monas freut im Tropfen ſich, im Schilfmeer wühlt der Behemoth,
Der Aetna donnert, dort erliſcht ein Stern — im Weltall waltet Gott.

Du beteſt, Schüler! Bete ſtill und laß vom Glanz verklärt uns ſtehn,
Und denken Gott, deß Allmacht wir enthüllt im kleinſten Werke ſehn!
Zum Tempel wird, von ihm erfüllt, der enge Raum der uns umſchließt,
Zum Hochaltar der Kreis, auf den ein Ausſtrom ſeiner Klarheit fließt.

---

* Der hygroscopiſche Samenſtaub des Equisetum.
** Jungermannia complanata.
*** Die Fragmente kleiner Seeigelſtacheln erſcheinen als die ſchönſten canellirten farbigen Säulen.

Lies in dem ew'gen Alkoran, lies in der Bibel Gottes, Sohn!
Dies Buch umgibt dich rings, du ſtehſt allorts mit ihm vor ſeinem Thron.
Im Buch lies, das für uns die Hand, die Weltſyſteme leitet, ſchrieb,
Im Buch des Lebens lies, darin auch Raum für deinen Namen blieb;

Wo zwiſchen jeder Zeile ſteht, was Geiſter ſelbſt mit Beben füllt,
Was, wie du forſcheſt, wie du fragſt, kein Hoheprieſter dir enthüllt.
Wie Chaosdunkel herrſcht im Raum, darin die Sonnen leuchtend ziehn —
Wir ſehn die Goldſchrift, doch die Nacht iſt klar durchſchaubar nur für Ihn.

Und wenn ich ſo verſenke mich in deine Herrlichkeit, o Gott,
Prallt wie von einem Panzer ab an mir der Haſſer Hohn und Spott;
Und von den Augen fällt es mir wie Schuppen, und ich ſehe klar,
Wie klein und nichtig vieles, was ich groß und wichtig träumte, war.

In meiner dunkeln Kammer, wo dein Glanz die weiße Wand beſtrahlt,
Und rieſengroß auf ſie die Pracht kaum ſichtbarer Gebilde malt,
Die zauberhaft, ſo oft ich will, an meinem Blick vorüberzieht,
Quillt meine ſtille Thräne dann dir Dank, o Gott, die Niemand ſieht.

Ludwig Bechſtein.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſetzung.)

Es thut mir ſehr leid, daß ich kein Stenograph bin und daß mir die Kälte nicht erlaubte, Noten zu nehmen. Ich überſetzte ſonſt die ganze Rede, und ſie würde ein Muſter parlamentariſcher Beredtſamkeit ſeyn, ſie würde ſelbſt Herrn Thiers beſchämen, oder auch nicht. Die Rede war wenigſtens in ihrer Form aus dem Stegreif gehalten, denn der honorable Redner begann damit, daß er ſeine Zuhörer verſicherte, er werde kurz ſeyn, da das Wetter keine langen Reden erlaube, und er befürchten müſſe, ſeinen Zuhörern läſtig zu werden. „Je serai court, Messieurs! je n'abuserai pas des moments precieux de mon estimable et honorable auditoire.“ Ich wette, dieſe goldenen Worte des Charlatans kommen wenigſtens in hunderttauſend Reden der erſten Orateurs Frankreichs und Englands vor, und in vieren unter fünfen ſeit 1830 in Frankreich. Und um die Aehnlichkeit noch auffallender zu machen, begann dann der honorable Charlatan eine kleine Rede, die eine gute Stunde dauerte.

In der Deputirtenkammer ſagt man: „Meine Herren! die Staatswiſſenſchaften haben große Fortſchritte gemacht, man hat neue Syſteme erfunden und angewendet, und wir leugnen nicht, daß dieſelben oft ſehr gute Reſultate gehabt haben. Aber ſollen wir deßwegen die Erfahrungen unſerer Väter gering ſchätzen, ſollen wir das Gute, was unſere Voreltern aus dem Kreiſe ihres Wiſſens zu ziehen verſtanden, verwerfen? Nein, meine Herren! halten wir uns an die alten Erfahrungen, ſie ſind durch tauſendjährige Anwendung erprobt, wogegen die Reſultate des Neuen oft ſehr zweifelhaft geblieben ſind.“ Ich citire hier den Moniteur auf mehr als hundert Seiten, und verweiſe auf die Nummern vom 1ſten April 1832, 33, 34, 35, 36 und 37. Der Marktſchreier aber ſagte: „Meine Herren! die mediziniſchen und chirurgiſchen Wiſſenſchaften haben große Fortſchritte gemacht, man hat neue Syſteme erfunden und angewendet, und ich leugne nicht, daß dieſelben oft ſehr gute Reſultate gehabt haben. Aber ſollen wir deßwegen die Erfahrungen unſerer Väter gering ſchätzen, ſollen wir das Gute, was unſere Voreltern aus dem Kreiſe ihres Wiſſens zu ziehen verſtanden, verwerfen? Nein, meine Herren! halten wir uns an die alten Erfahrungen: ſie ſind durch tauſendjährige Anwendung erprobt, wogegen die Reſultate des Neuen oft ſehr zweifelhaft geblieben ſind.“

Dann nehmen wohl die Herren in der Kammer ihr Portefeuille zur Hand, öffnen daſſelbe, holen die Dokumente und Geſetzesvorſchläge hervor, und fahren fort: „Unſere Nachforſchungen über den Zuſtand Frankreichs haben in uns die unumſtößliche Ueberzeugung hervorgerufen, daß in dem vorliegenden Falle die von vielen, gewiß ſehr achtbaren, aber im Strudel der Neuerungen mit fortgeriſſenen Mitgliedern der Kammer vorgeſchlagenen Maßregeln zu weit gehen, daß ſie gefährlich ſind, daß dagegen die beſtehenden Inſtitutionen ſeit lange den Fortſchritt Frankreichs geſichert haben, auf den Sitten und Bedürfniſſen des Volkes beruhen, und ſomit ihre heilbringenden Folgen haben werden und nicht angegriffen werden dürfen.“ Unſer Charlatan rief, indem er ſein Portefeuille, ein altes, gewaltiges Herbarium, in dem eine Menge Pflanzen aufgeklebt waren, emporhielt und durchblätterte: „Meine Forſchungen über den Zuſtand des menſchlichen Körpers haben in mir die unumſtößliche Ueberzeugung hervorgerufen, daß in den Fällen, die ich ſogleich anführen werde, die von gewiß ſehr achtbaren, aber im Strudel der Neuerungen fortgeriſſenen Aerzten vorgeſchlagenen Mittel zu weit gehen, daß ſie gefährlich ſind, daß dagegen die alten Kräutermittel, die ſeit Jahrtauſenden die Menſchheit vor Krankheiten geſchützt und dieſe geheilt haben, in der Natur begründet ſind und nicht angegriffen werden dürfen.“ — „Wir haben,“ fährt Herr

Thiers fort, „beide Syſteme ſtudirt, gegen einander gehalten, die Reſultate erwogen, und die Erfahrung, immer der beſte Probeſtein der Wahrheit, hat ſich allwärts für uns ausgeſprochen.“ Der Marktſchreier aber ſagte: „Ich habe beide Syſteme ſtudirt, gegen einander gehalten, die Reſultate erwogen, und die Erfahrung, immer der beſte Probeſtein der Wahrheit, hat allwärts die Unfehlbarkeit meines Tranks bewährt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Das Stadthaus und die Hochzeit des Herzogs von Orleans.

Wir haben Hochzeit und Hochzeitfeſte gehabt, oder eigentlich Fontainebleau hat Beides gehabt; aber die Pariſer, auf deren Vergnügen man vor Allem bedacht ſeyn muß, weil ſie es ſind, welche Dynaſtien ab- und einſetzen, die Pariſer werden nicht vergeſſen werden. Eine ganze Reihe von Feſten wird ſchon ſeit vierzehn Tagen für ſie vorbereitet, und ſie, die höflichſten Leute von der Welt, rüſten ſich ihrerſeits, dem König die Ehre heimzugeben. Nie hat wohl der Grèveplatz ein ſonderbareres Anſehen gehabt, wie eben jetzt, und ein Fremder, welcher ſich bei ſeinem Eintritte in Paris plötzlich auf dieſen Platz verſetzt ſähe, würde gar nicht klug daraus. Ehe nämlich noch von der Heirath des königlichen Prinzen die Rede war, hatte der Stadtrath beſchloſſen, die neben dem Rathhauſe befindlichen Häuſer anzukaufen und abbrechen zu laſſen, um dadurch freien Platz um das Stadthaus herum zu gewinnen, und daſſelbe allenfalls vergrößern zu können. Nun ſtanden aber die Häuſer gedrängt in engen Gaſſen neben dieſem Rathhauſe, das übrigens mit den alten Häuſern und engen Gaſſen völlig übereinſtimmte; denn es iſt auch alt und häßlich, und hätte füglich mit abgebrochen werden können. Vor einigen Jahrhunderten ſoll es ſehr ſchön geweſen ſeyn, und hie und da ſtößt man auf ſehr künſtliche Sculpturen; aber jetzt gleicht es eher einem Gefängniſſe, als dem Verſammlungshauſe der Vorſteher der Hauptſtadt. Im vorigen Jahr hat man die Façade mit Kitt wieder ausgeflickt; ſie iſt aber dadurch noch häßlicher geworden; denn um die ausgeflickten Stellen zu verbergen, hat man die ganze Façade mit einer grauen Farbe überſtrichen, wodurch das Alter des Gebäudes angedeutet werden ſoll; dieſe Farbe geht hie und da ab, wird weißlich und gibt dem Ganzen ein widerliches Anſehen. Man hat jetzt in Paris einen ſehr großen Reſpekt vor den Gebäuden aus Königs Franz I. Zeit, der ſogenannten und vielgeprieſenen Renaiſſance, und ahmt den Styl der Baukunſt jener Zeit ſogar nach; aber das Hôtel de ville ſchreibt ſich aus dem Anfang jener Epoche her, und es fehlen ihm die Schönheiten, welche die Meiſterwerke jener Zeit auszeichnen. Deßhalb glaube ich auch, daß nicht viel verloren geweſen wäre, wenn man das ganze Rathhaus wie die neben ſtehenden Häuſer behandelt, und bloß die Sculpturen gerettet, oder wenn man das Gebäude zu einem andern Zwecke beſtimmt und ein ganz neues Rathhaus nach jetzigen Bedürfniſſen erbaut hätte. Die Koſten wären doch vielleicht nicht größer geweſen, als die Erweiterung und Iſolirung des alten Gebäudes erheiſchen wird, und der Herr Präfekt würde nicht jedesmal, wenn es darauf ankommt, ein Feſt im Namen der Stadt zu geben, allerlei ſonderbare Vorkehrungen treffen müſſen, wie eben jetzt, indem das Gebäude zu klein zu ſolchen Feſten iſt. Man baut Zimmer und Treppen von außen an, ſchlägt Wände ein, verwandelt die Rathsſäle in Tanz- oder Speiſeſäle, und kehrt Alles im Hauſe um. Da nun, wie geſagt, das Abbrechen von einem halben Hundert Häuſer von der Rathsverſammlung beſchloſſen und der Anfang damit gemacht war, kam die Heirath des Kronprinzen, und die Nothwendigkeit oder Schicklichkeit, ihm ein Stadtfeſt zu geben, mithin das Rathhaus zu einem Feſthauſe umzuwandeln und den Grèveplatz zu verzieren.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, Mai.

(Beſchluß.)

Der Geburtstag der Prinzeſſin Victoria.

Wenn durch dieſe Vorgänge die Freudenbezeugungen am Hofe gelähmt wurden, ſo hatte etwas Anderes den Eifer der Behörden und damit die Freudenbezeugung im Volke abgekühlt. Ich habe früher der Adreſſen erwähnt, welche in Irland und England vorbereitet wurden, um der Prinzeſſin am Tage ihrer, obſchon bedingten Volljährigkeit überreicht zu werden, ich habe bemerkt, wie es ungewiß ſey, ob der König von ſeinem, ihm nach der Conſtitution zuſtehenden Rechte, dies zu verhindern, Gebrauch machen werde. Der kitzliche Punkt iſt diplomatiſch umgangen worden. Das Sammeln von Adreſſen vermochte der König ebenſowenig zu verbieten, als deren Verböffentlichung durch das Organ der Preſſe. Dagegen, ſcheint es, wurde die Herzogin von Kent ſelbſt bewogen, die Adreſſeluſtigen zu zügeln. Auf mehrere an ihren Ceremonienmeiſter ergangene Anfragen, ob und zu welcher Zeit ſie und ihre Tochter geneigt wären, Glückwünſchungsadreſſen entgegen zu nehmen, lauteten die Antworten in den verbindlichſten Ausdrücken dahin, die Herzogin und ihre Tochter haben bereits ſo viele Beweiſe von Liebe und Anhänglichkeit erhalten, daß eine Vermehrung derſelben ihnen faſt unmöglich dünke; ſie werden ſich jedoch glücklich fühlen, bloße Glückwünſchungsadreſſen am Tage nach der Geburtstagsfeier zu empfangen. Der Herzogin wurde ohne Zweifel die Wahl gelaſſen zwiſchen ſolcher Antwort und einer gänzlich ablehnenden, und ſie entſchied ſich für erſtere, weil ſie letztere zu vermeiden wünſchte, und außerdem der Ton ihrer Antwort die Beſchränkung ihres eigenen Willens deutlich genug anzeigen mußte. Aber bloße Glückwünſchungsadreſſen, auf welche Prinzeſſin Victoria nichts zu erwidern brauchte als ihren „tiefgefühlten Dank,“ waren nicht der Zweck derer, welche die Adreſſen zu Dolmetſchern politiſcher Geſinnungen und die Antworten zu einer Art politiſcher Gewähr machen wollten. Das lähmte den Eifer der Behörden, und da das Volk zu Bezeugung ſeiner Freude einen Tummelplatz haben muß, ſo fehlte ihm mit dieſem die Gelegenheit zu jener. In ſolchem Sinne ſprachen die Beſchlüſſe der öffentlichen Verſammlungen in London ſich aus, deren Gegenſtand die Entwerfung von Adreſſen war, und daher geſchah es, daß unter den drei- oder vierundzwanzig, welche am erwähnten Tage der Prinzeſſin Victoria überreicht wurden, nicht eine einzige aus London und aus Irland ſich befindet. Ob die politiſche Partei, zu welcher der Hof gehört, ſtaatsklüger gehandelt haben würde, die Volksmeinung unbeſchränkt reden zu laſſen, dürfte ſchwerer zu beantworten ſeyn als die, welchen Eindruck des Königs und der Königin Theilnahmloſigkeit an der Feier des 24ſten Mai auf das Gemüth der Prinzeſſin und ihrer Mutter gemacht habe. W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 140.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 13. Juni 1837.

The hare has heard the hunter's cries,
And from the deep-mouth'd thunder flies;
She starts, she stops, she pants for breath,
She hears the near advance of death.

Gay.

Das Waidwerk.

Vierter und lezter Artikel.

Die niedere Jagd.

Obschon die hohe Jagd sich als Hauptgegenstand der noblen Passion darstellt, so schließt die niedere sich dennoch innig und eng ihr an, besonders in unsern Tagen, wo es in manchen Ländern kaum einen Hirsch mehr gibt; daher beschränkt das Jagdvergnügen manches edlen Waidmanns sich nur auf diese, welche dabei auch nicht von denjenigen verschmäht wird, die mit Lust zu andern Zeiten wieder Hirsche und Sauen erlegen; denn jegliches Ding hat seine Zeit und die Abwechslung ergözt. Die niedere Jagd verliert, wie wir schon angedeutet, nur dann ihr adliges Gepräge, wenn sie, zeitweise und vereinzelt ausgeübt, zu dem allerdings sehr ehrenwerthen Steckenpferd eines kleinen Besitzers, eines Geschäftsmanns, eines Bürgers wird.

Die Gegenstände der niedern Jagd sind vorzüglich: das Reh, der Hase, das Kaninchen, der Dachs, das Geflügel des Feldes, Waldes, Sumpfes und Wassers, als Rephühner, Wachteln, Lerchen, Drosseln, Fasanen, Schnepfen, Becassinen, Wildenten und Wildgänse, und mehrere andere Thiere, je nach der Gelegenheit des Orts. In ihr Gebiet gehören, nach dem Jagdrecht, die Raubthiere insgesammt, außer dem Bären, wobei jedoch noch zu bemerken ist, daß nach den gewöhnlich angenommenen Rechtsbegriffen Jedermann befugt ist, Bären und Wölfe auf beliebige Weise zu erlegen, in seinem Eigenthum den Fuchs zu fangen und die Raubvögel zu vertilgen, wobei meist noch für Bären, Wölfe und Raubvögel eine Prämie zugestanden wird, die nicht so bös gemeint ist, als aus dem Protokoll jenes französischen Dorfschulzen hervorzugehen scheint: „Heute zeigte uns N. N. einen von ihm erlegten Wolf; wir schnitten ihm die Ohren ab und entließen ihn."

Die vornehmste Art der niedern Jagd ist das Hetzen der Hasen und Füchse auf freiem Felde, dann das Treibjagen; die übrigen Arten sind minder prächtig, aber für den Liebhaber höchst ergözlich und empfehlenswerth. Die dazu nothwendigen Hunde sind die Windhunde, Vorstehhunde, deutsche Bracken und Dachshunde. — Das Hetzen der Füchse mit der Parforcemeute haben wir bereits im vorigen Abschnitt episodisch geschildert, das der Hasen geschieht mit dem Windhund, der übrigens auf dieselbe Art Füchse und Kaninchen fängt, wobei der Jäger auch im Nothfall zu Fuß seyn kann.

Der Windhund mit seinem langen, schmalen Kopf, spizigen Rachen und den hellen Augen erinnert beim ersten Anblick an eine Schlange, mit der er auch die

bösartige Falschheit gemein hat; dabei ist er ein listiger und verschlagener Dieb und muß dieser schlimmen Eigenschaften halber streng unter steter Aufsicht gehalten werden, und dies um so mehr, da ihm gewöhnlich der Hunger noch ein Sporn zum Stehlen ist, denn er darf täglich nur eine Mahlzeit zu sich nehmen, um nicht etwa an seiner Leichtigkeit einzubüßen. Einen Hasen zu hetzen, läßt man einen Strick (d. h. zwei oder drei zusammengekoppelte und eingehezte Windhunde) los, nachdem man entweder zu Pferd den Meister Lampe zufällig, oder zu Fuß mit dem Hühnerhund aufgestoßen hat; in lezterm Fall, wo der Jäger nicht schnell genug folgen kann, muß der stärkste unter den Windhunden abgerichtet seyn, den andern das Anschneiden des erlegten Wildes zu wehren, weßhalb er der Retter heißt. Doch ist das Hauptvergnügen dieser Jagd, den hetzenden Hunden zu Roß zu folgen, namentlich wenn man so glücklich ist, einen Solofänger zu besitzen, d. h. einen Windhund, welcher im Stande ist, ganz allein einen Hasen zu fangen, welche Fähigkeit ihm niemals durch die Dressur beigebracht werden kann, sondern lediglich eine Naturgabe ist, weßhalb auch diese Hunde sehr theuer bezahlt werden. Da die Windhunde ihre Beute mit den Augen erspähen und ihre Blicke die Verfolgung leiten, so gehört zum Hetzen ein freies, weites Revier; wo ein solches mit Feldhölzern bestanden ist, werden die Hunde an die Wechsel gelegt und Hasen oder Füchse hinaus und ihnen zugetrieben. — Die kleinere Art der Windhunde heißt Windspiele und wird zum Hetzen der Kaninchen gebraucht, nachdem man diese durch Dachshündchen aus dem Bau getrieben und dessen Röhren verstopft hat. Ein Pferd von edler Race, das oft den hetzenden Hunden folgt, wird leicht so leidenschaftlich, daß es stets den Hasen selbst im Auge behält und oft dem Reiter allein die Obliegenheit läßt, auf Gräben und andere Hindernisse im Wege aufzumerken, so daß einer meinen sollte, es gedenke mit den eigenen Zähnen den Flüchtling zu greifen.

Das Treibjagen ist das Seitenstück zu dem eingerichteten Hauptjagen und dabei, ganz im Verhältniß zu seinem minder wichtigen Gegenstand, auch geringerer Vorbereitungen bedürftig. Große Herrn lassen zur Winterszeit gedielte und bedeckte Stände einrichten; sonst werden die Schützen im Holz auf die Wechsel gestellt, im freien Feld auf eine gewisse Entfernung von einander, am besten auf hundert bis hundertzwanzig Schritte, so daß zwischen ihnen nichts durch kann, ohne einem oder dem andern auf Schußweite nahe zu kommen, und es doch nicht so leicht möglich ist, daß einer den andern aus Uebereilung treffe, oder wenigstens im schlimmsten Fall schwer verletze.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Ich könnte diesen Vergleich noch weiter fortsetzen, denn unser Wunderdoktor sagte: „Meine Herrn! ich gehöre nicht zu denen, die Ihnen ein Spezificum für alle Krankheiten anbieten, wie viele meiner Kollegen. Es sey ferne von mir, diejenigen, die mir ihr Vertrauen schenken, täuschen zu wollen, und nur täuschen kann man wollen, wenn man ein Mittel gefunden haben will, das für alle Krankheiten gut seyn soll. Nur der Tod heilt alle Uebel; oui, Messieurs! und die, die ein Mittel für alle haben, haben mit dem Tod ein Bündniß geschlossen. (Er machte diesen Witz wirklich.) Mein Studium der Natur und der Krankheiten, der Kräuter und des Menschen haben mir unumstößlich bewiesen, daß ein solches Mittel für alle Krankheiten unmöglich ist.“ Hier folgte dann ein langer Beweis, warum dies unmöglich. In den wunderbarsten medizinischen Ausdrücken sprach er von den verschiedenen Krankheiten, dem Sitz derselben ꝛc., bis er endlich sagte: „Ich suche, meine Herrn, nur die Wahrheit, nur das Heil der Menschheit, und deßwegen beschränke ich mich darauf, meinen Trank nur in vier Fällen für probat zu erklären. Und die eklatantesten Erfahrungen,“ hiebei zog er ein großes Glas voller Würmer hervor und drehte dasselbe, ohne sich zu unterbrechen, in der Hand herum, „in zwanzigjähriger Praxis haben bewiesen, daß dasselbe in diesen vier Fällen,“ dabei hob er das Wurmglas als wie zum Schwur in die Höhe, „stets unmittelbar und sicher wirkt.“ — Es sollte nicht schwer seyn, auch hier Parallelen im Moniteur zu finden. Endlich rückte der Charlatan, nachdem er noch Gott weiß was Alles im Sinne und Tone, mit Mienen und Gebehrden der parlamentarischen Beredsamkeit gesprochen hatte, mit den vier Krankheiten hervor, die sein Trank unfehlbar curire, und diese waren keine andern als Taubheit, Magenübel, Rheumatismus und Würmer: das Wurmglas war eine Bandwurmtrophäe, seine Vendomesäule. Getrunken, als Oel in's Ohr gegossen, oder eingerieben, wirkte das Spezificum nach Umständen, und für dies Wundermittel verlangte der gute, menschenfreundliche Mann nur zehn Sols, sage nur zehn Sols. Das war freilich ein arger Schnitzer gegen alles parlamentarische Herkommen, und wenn ich mich bis dahin hätte täuschen und ihn für irgend einen verkleideten Minister, conseiller d'état, oder simpeln Deputirten, der seinen Spaß mit uns treibe, nehmen können, so hörte jezt alle Täuschung augenblicklich auf. Ich sah ihn mit Verachtung an — zehn Sols! — drehte ihm den Rücken und ging meines Wegs.

Ich kam mit einigen Empfehlungsschreiben hier an und muß gestehen, daß sie mir hier und dort einen sehr

freundlichen Empfang und manche frohe Stunden verſchafft haben. Aber die Bekanntſchaften, die der Zufall macht, ſind gewöhnlich ganz anderer Art. Ich lernte hier, ich weiß nicht recht wie, einen ſchlichten Schreiner kennen, und verſichere, daß ich mich an ſeinem tannenen Tiſchchen zwiſchen ihm und ſeiner braven Frau ſo heimiſch fühlte wie ſonſt ſelten in einem Salon. Das Herz ſprach hier in Proſa, klar und deutlich, und ich hatte nie nöthig, nach dem verſteckten Sinne eines geſchraubten Wortſpiels zu ſuchen. — Faites comme nous! war die gewöhnliche Formel, mit der mich Antoine einlud, ſein Mittag- oder Abendbrod mit ihm und ſeiner Frau zu theilen, und ich würde noch öfter geantwortet haben: je veux bien, hätte ich nicht befürchtet, läſtig zu fallen, obgleich ich nie ſah, daß die guten Leute die geringſten Umſtände machten. Und an dieſen Abenden, hinter neuen Tiſchen, Bettſtellen, Kinderwiegen u. ſ. w., die hier aufgeſtellt waren, habe ich oft mehr gelernt als an dem flackernden Kaminfeuer in den getäfelten Zimmern der Welt comme il faut, wo ich meinen Zoll der Langeweile oder der ſtillſchweigenden Ironie abtrug.

Geſtern Abend beſuchte ich meinen Freund Antoine. Seine Frau ſaß am Herde und hatte ein vorgeſtern Abend geborenes Knäblein auf dem Schoße. Wir plauderten wohl eine halbe Stunde mit einander, und nichts hätte mich ahnen laſſen, daß dieſe Frau erſt geſtern ein Tagewerk vollbracht, das ſonſt Wochen und Monate lang ſich in jeder Miene, jeder Bewegung, im Ausſehen und in der Sprache der Weiber zu verrathen pflegt. Dieſelbe Rüſtigkeit des Geiſtes, dieſelbe frohe Laune, dieſelbe kräftige Sprache wie geſtern. Während wir ſprachen, trat die für den jungen Staatsbürger beſtimmte Amme herein. Sie kam, um das Kind abzuholen. Es gibt wohl unter allen Pariſer, und leider jetzt beinahe franzöſiſchen Gewohnheiten keine, die ſo tief in das Leben eingreift, als die, die Kinder gleich nach der Geburt einer Amme zu übergeben, ſie aus dem väterlichen Hauſe zu verbannen und ihnen die mütterliche Pflege zu entziehen. Ich wunderte mich, dieſelbe in der Provinz, noch mehr aber, ſie in dem Hauſe eines rüſtigen, ſonſt ziemlich klar ſehenden Handwerkers wieder zu finden, und freute mich, als auf meine Frage die Mutter mir antwortete, daß ein Bruſtübel ſie leider verhindere, dem Herkommen Troß zu bieten. So wurde denn der Bündel des Reiſenden, deſſen Alter erſt nach Stunden gezählt werden konnte, geſchnürt. Hemden, Windeln, Mützen und Bettzeug wurden zuſammengepackt und in eine Wiege, die als Koffer diente, gelegt. Ich habe als Knabe in den Jahren, wo Napoleon noch die älteren Söhne unſerer Mütter in die Schlachten nach Spanien oder Rußland führte, ich habe hier auf dem Hafendamm, wo mit dem Losbinden eines Taus ein Weltmeer zwiſchen Liebende tritt, Abſchiede geſehen, die mir oft in böſen Träumen wieder vor die Seele treten; aber nie iſt mir ein Thräne heißer auf's Herz gefallen, wie die, die ſich die Mutter aus den Augen wiſchte, als ſie ihrem Kinde, das ſie vor wenigen Stunden zum erſten Willkomm geküßt, jetzt ſchon einen Abſchiedskuß geben mußte. Noch kannte das Kind ſeine Mutter nicht, noch konnte es ihren Gruß nicht nachlallen, und mußte ſie ſchon verlaſſen, wurde hinausgeſtoßen in eine Welt, die ihm fremd war, wurde von der Bruſt einer Mutter geriſſen und an die einer Fremden gelegt, die nur berechnete, wie viel ſie durch ihren Dienſt verdiene. Was weint ihr denn, ihr Väter und Mütter, die ihr euern Sohn, den angehenden Mann, nachdem der Keim der Liebe zum Baume geworden, in die Welt hinausſchickt? Trägt er nicht euer Bild und ihr ſeines im Herzen? Aber hier eine Trennung, der kein Zuſammenleben voranging, eine Trennung von dem Sohne, den die Mutter geſtern noch unter dem Herzen getragen, den ſie eben erſt der Welt unter Schmerzen geboren! Hier nur Liebe auf der einen Seite, und nicht einmal Erkennen, nicht eine Ahnung dieſer Liebe auf der andern! Es war eine ſchwere Thräne, die aus dem Auge der Mutter auf ihr grobes Winterwamms herabrollte; und ſie hatte ſie mehr angegriffen, als die körperlichen Leiden; denn ſie winkte bald ihrem Manne, daß er mich hinausführen möchte, damit ſie ſich — das Wochenbett ſtand nämlich in der Wind und Wetter ausgeſezten Boutique — zu Bette legen könnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Der Tiger und die Zeichnerin.

Orpheus hat ſeiner Zeit Tiger, Panther und Löwen mit Sang und Saitenton zahm und horchend gemacht. Dies iſt gar nicht zu verwundern; wer könnte dem Zauber der Töne widerſtehen? Ich habe hier vor Kurzem etwas bewundert, wodurch bewieſen wird, daß hier immer noch die Kraft beſteht, welche wilde Beſtien ergreift, mild, zahm und ſogar fühlend macht. Unſtreitig haben Sie auch in Deutſchland Avvinent mit ſeiner Menagerie geſehen. So kam er denn vor einiger Zeit auch hieher, und wir fanden, daß er es in der Erziehung dieſer Ungethüme noch viel weiter gebracht hat, als der berühmte Martin, der doch im Grund nichts that, als ſich mit einem alten Löwen und einer kleinen Hyäne herumbalgen. Seinen Tiger ließ er in Ruhe, und verſicherte immer, mit dieſen Thieren ſey nichts anzufangen, ſie ſeyen keiner Erziehung fähig; gerade wie viele Lehrer, die ſich nur Mühe geben mit den jungen Leuten, die beſondere Anlagen haben, Andere aber vernachläſſigen, weil ſich mit ihnen nicht brilliren läßt. Dies war ganz anders bei Avvinent, dem Peſtalozzi und Fellenberg der Ungeheuer. Man mußte ihn ſehen, wenn er in den Käfig der großen, furchtbaren Hyäne trat, mit welcher herrſchenden Sicherheit er ſich Alles mit dem erſchrecklichen Thiere erlaubte, ihr das vorgeworfene Fleiſch wegnahm und ihr nicht einmal verſtattete, darüber zu murren. Doch dabei blieb es nicht, das

Unthier mußte den Rachen weit aufreißen, er zwängte seinen Kopf zwischen die Zähne, und in dieser Stellung schoß er eine Pistole an den Ohren der Hyäne los. Ihr geringstes, selbst unwillkührliches Zucken, die kleinste Bewegung mit den Kinnladen hätte ihm wenigstens einen blutigen Kopf gekostet. Daran war aber nicht zu denken, im Gegentheil, man sah, welche Mühe sich die Bestie gab, ihre Zähne auseinander zu halten, um dem Herrn und Meister nicht wehe zu thun. Aehnliches nahm Abvinent mit dem Tiger, einer mächtigen, schönen Katze, vor. Ihr riß er zwar das Fleisch nicht weg, erlaubte ihr aber nicht, es zu fressen, packte sie an den Vorderbeinen, ließ sie so springen und tanzen, wie es ihm beliebte. Dieser Tiger war in allen seinen Stellungen, Lagen und Bewegungen gar anmuthig. Dies bewog eine unserer jungen Damen zu dem Entschluß, ihn nach der Natur zu zeichnen. Sie setzte sich also in den Morgenstunden, wo wenig Beschauer kamen, vor den Käfig hin und sah dem Tiger mit ihren freundlichen Augen in's Gesicht, und wartete lange, bis er eine hübsche Stellung oder Lage angenommen, ja, wenn er eingeschlafen und zusammengekauert lag, ließ sie ihm keine Ruhe: der Wärter mußte ihn aufregen und necken. Die ersten Tage war er unwillig darüber, hernach aber zeigte er sich gefälliger, und wenn Fräulein M. mit ihrer Mappe vor dem Käfig saß, erhob er sich, ging umher, richtete sich auf, schlang seine Tatzen um das Eisengitter, als wenn er ihr sie reichen wollte, legte sich nach Katzenart spielend und rollend auf den Rücken, besonders wenn sie ihm etwas in Molltönen und im Largo vorsang. Bald war zwischen den Beiden ein solches Einverständniß entstanden, daß Abvinent behauptete, Fräulein M. könnte allein zu dem Tiger in den Käfig gehen, er würde ihr gewiß nichts thun. Nach zehn Tagen hatte sie ihn endlich in fünf verschiedenen Stellungen gezeichnet. Alles war fertig, sie legte ihre Zeichnungen zusammen, band ihre Mappe zu, zog ihre Handschuhe an und winkte dem Thier ein freundliches Lebewohl zu: Adieu, adieu, mon cher Hassan, je te remercie bien, und damit ging sie. Hassan sah ihr bis zum Ausgang nach und legte sich dann wieder zum Schlafen nieder, was er vorher um keinen Preis gethan hätte; denn er war wirklich galant gegen die Zeichnerin geworden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Bauten. St. Germain l'Auxerrois.

In Paris richtet man mit Geld wahre Wunder aus, und nirgends wird so schnell gearbeitet als hier, wenn die Arbeiter gut bezahlt werden. Somit sieht man denn einerseits ein halb Hundert Häuser wie mit einem Zauberschlage oder wie eine Operndekoration verschwinden, und andernseits ungeheure Gerüste zu dem Feste aufrichten. Der ganze Platz ist voll von Baumaterialien; aber unaufhörlich wird weggeräumt, und in wenigen Tagen werden die fünfzig Häuser wie weggeblasen seyn. Um die Verwirrung noch größer zu machen, arbeitet man gerade an dem Quai, welcher sich vom Grèveplatze östlich längs der Seine erstreckt, bis zur neuen Hängebrücke, der sogenannten Ludwig-Philipps-Brücke. Da diese so hoch angelegt ist, daß die Wagen, welche den Quai entlang zogen, bisher unter dem Ende der Brücke wegfuhren, so muß der ganze Quai erhöht werden, eine um so nöthigere Arbeit, da derselbe bisher beim Austreten des Flusses überschwemmt wurde, und noch im vorigen Jahr ganz unter Wasser stand. Nun denke man sich aber die aus der Nothwendigkeit, einen langen und breiten Quai beinahe zehn Schuh zu erhöhen, und den Hausbesitzern längs dieses Quais das Straßenpflaster bis zu ihrem ersten Stockwerke zu erheben, entstehende ungeheure Arbeit, und dies Alles zu eben der Zeit, da in der Nähe die Häuser eingerissen und die Gerüste errichtet werden, und das beständige Hin- und Herfahren der Wagen und der Zulauf der Neugierigen nicht abgewehrt werden kann. Natürlich soll Alles fertig seyn, wenn die Stadt ihr Fest gibt. Hat man Eile in Paris, so nimmt man einige Hundert Arbeiter mehr, an Geld und gutem Willen fehlt es nie, und somit wird Alles pünktlich fertig. — Einem andern Gebäude war schon lange der Untergang gedroht, nämlich der alten Kirche St. Germain l'Auxerrois, welche so heißt zum Unterschied von einer andern alten St. Germainskirche, welche auf dem linken Seineufer steht und die ehemalige Abteikirche der Benediktiner ist. Erstere steht der großen Façade des Louvre gegenüber, und wurde bekanntlich vom Volke im Jahr 1831 inwendig geplündert und ausgeräumt, weil der Pfarrer es gewagt hatte, ein Todtenamt zu Ehren des Herzogs von Berry darin feiern zu lassen. Seitdem befand sich die Gegend ohne Pfarrkirche und mußte eine entferntere besuchen. Die Regierung wagte es nicht, sie wieder öffnen zu lassen. Nicht einmal die nöthige Reparatur am Aeußern wurde vorgenommen; man ließ lieber das dem Wind und Regen bloßgestellte Gebäude ohne Fenster, als daß man den Volkszorn wieder hätte reizen mögen, und manche Tageblätter drangen auf das Niederreißen des Gebäudes, wie man denn überhaupt mit dem Niederreißen sehr flink ist, und sich einbildet, eine Stadt sey schön, wenn sie ungeheure leere Plätze habe. Glücklicherweise ist seitdem ein Geist der Mäßigung und Erhaltung über die Pariser gekommen; auch hat der Geschmack für alterthümliche Baukunst zugenommen, und sogar die Architekten, welche sonst alles Alte niederreißen wollten, um griechische Tempel zu bauen, wurden weise und sprachen von der Ehrwürdigkeit gothischer Kirchen. Die Minister haben aber klüglich die Amnestie dazu benutzt, gleich hintendrein die Wiedereröffnung der Kirche St. Germain l'Auxerrois zu verordnen, obschon es nicht möglich war, Gottesdienst darin zu halten; denn sie lag voll von Schutt und Trümmern. Seitdem wird unaufhörlich an dem Ausbessern und Wiederherstellen des Innern und Aeußern gearbeitet, und unter dem Schutze der Amnestie hat die Kirche vom Volke nichts mehr zu fürchten. Indessen wird sie sicher nicht so lange mehr stehen, als sie bereits gestanden hat; denn erstens ist sie baufällig und kein Meisterstück gothischen Styls, und zweitens gefällt das Projekt, eine breite Straße vom Louvre bis zum Hôtel de ville anzulegen, und somit die Kirche als ein im Wege stehendes Gebäude bei Seite zu räumen, den Parisern zu sehr, als daß sie nicht beständig auf die Ausführung des Projekts dringen sollten, bis sich die Regierung endlich genöthigt sehen wird, dem allgemeinen Wunsche nachzugeben und die Kirche nebst Hunderten von Häusern niederzureißen, besonders wenn, wie zu hoffen steht, der lange Friede fortfährt, die Stadtkasse zu füllen, und die Pariser durch die Gesetze gezwungen werden, starke Steuern zu zahlen, damit ihrer Verschönerungslust Genüge geleistet werden könne. Zwar werden wir durch die Ankündigung von einer Menge von Bankerotten im Handel erschreckt; allein ich weiß nicht, welcher Staatsökonom bewiesen hat, daß dies ein Zeichen einer blühenden Handelsepoche sey, weil man nur dann viele Fallissements sehe, wenn viel spekulirt und unternommen werde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 141.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 14. Juni 1837.

Il n'y a plus ni pères, ni mères, ni enfans; tous se connaissent à peine, comment s'aimeraient ils? Chacun ne songe plus qu'à soi. Mais que les mères daignent nourrir leurs enfans, les moeurs vont se réformer d'elles-mêmes. L'attrait de la vie domestique est le meilleur contre-poison des mauvaises moeurs.

Rousseau.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Wenn es in Frankreich nur selten — in Paris und in den höhern Ständen der Provinz kaum je — eine Familie gibt, so ist das Ammenwesen daran vor Allem Schuld. Wer die Familie für ein Unglück, für einen Hemmschuh der Fortschritte hält, mag darin ein Glück sehen, ich aber halte es für das höchste Unglück. Die Familie, wie sie sich in Deutschland gestaltet hat, ist unstreitig eine Pflegschule des Philisterthums; aber es ist nicht gerade eine Familie nothwendig, um Philister zu schaffen, wie uns die französische Bourgeoisie, der Milchbruder des deutschen Philisterthums, beweist. Die Aufhebung der Familienbande würde das Philisterthum nichts weniger als zerstören; dagegen würde ohne Familie jede Moralität, das Gefühl der eigenen Würde und die Achtung derselben in allen andern Menschen, jedes Rechtsgefühl sehr bald verschwinden; denn die Familie lehrt Recht und Unrecht ehren, fühlen, bevor man es in der Schule begreifen lernt, und gerade diese Ahnung, dieses Gefühl wird zum Gewissen, während der Begriff nur zur Ueberzeugung führt. Gegen jenes ist kein Sophismus im Stande anzukämpfen, während diese sich, je nachdem man Gründe sucht und findet, oder zu finden glaubt, anders gestaltet. Das ist eine der Hauptursachen alles Uebels in Frankreich, und Robert Makaire, den ich nun einmal für den sprechendsten Typus der heutigen höhern französischen Gesellschaft halte, hat sicher die Milch einer Säugamme getrunken und wurde in einer Pension erzogen, wo er keine Liebe zu seiner Mutter lernte, und so ganz ruhig seinen eigenen Sohn bestiehlt, und zwar von Rechtswegen und aus Ueberzeugung, nach dem altrömischen Grundsatze, daß der Sohn die Alimente zur Pflege seines alten Vaters hergeben müsse. Bei der Amme findet das Kind nur Leibesnahrung, wenn je diese, und wächst wild in die Welt hinein, ohne je von der Sonne der Mutterliebe beschienen zu werden. Und aus dieser trostlosen Lieblosigkeit tritt das Kind heraus, um an der Hand einer Bonne abermals in Zweifel zu bleiben, ob es diese mehr lieben, oder der Mutter eher gehorchen soll. Von der Bonne kommen dann die Kinder in die Pensionen und lernen hier das Laster kennen, das in solchen Pflanzschulen der Jugend wie das Unkraut wuchert, oder wie der Wurm den Baum benagt und ihm das Mark aussaugt. An die Stelle des Gehorsams, den die Zuneigung des Vaters und der Mutter ihnen abgewinnen, tritt das Gesetz der Schule, das sie nicht begreifen, an die Stelle der lebendigen Liebe der todte Buchstabe. In dem Lehrer endlich lernen sie nur einen Zuchtmeister sehen, den zu täuschen, zu hintergehen,

ihr erſter Gedanke beim Aufſtehen, ihr lezter beim Schlafengehen, ihr Morgengebet und ihre Abendandacht wird. So ausgebildet tritt der Jüngling, der junge Mann — um mit den Franzoſen zu ſprechen — endlich frei in die Geſellſchaft ein. In jedem Geſetze ſieht er die Wiederholung des Schulunſinns, den er durch zehnjähriges Tragen einer für ihn durch nichts erklärten Feſſel haſſen gelernt hat; in jeder Obrigkeit erblickt er den Schulmeiſter, der ihn nach Laune züchtigt, und den zu hintergehen ſeine Luſt, ſein Studium war. Vielleicht brauchte man nur dies zu bedenken, um ſich zu erklären, wie es den Franzoſen ſo leicht wurde, alle Feſſeln des Herkommens während ihrer Revolutionen zu ſprengen, aber auch, wie es ihnen ſo ſchwer wird — unmöglich, bis dem Urübel abgeholfen — nach dem Umſturze Neues, Dauerndes aufzubauen.

In Frankreich gibt es Leute, die ahnen, wo der Grund des Uebels iſt. Guizot ſcheint ihn mitunter mit dem Finger zu berühren; aber ich wette, auch er hat ſeine Kinder einer Säugamme übergeben, denn er ſieht nur die Wunde, nicht aber die Quelle des Uebels, und deßwegen konnte er ein Geſetz vorſchlagen, das den Eltern ſogar von Rechtswegen die Kinder entreißen und ſie der Zuchtruthe des Lehrers auf Gnade oder Ungnade übergeben ſollte. Mein Freund Antoine, dem ich einige von dieſen Bemerkungen mittheilte, ſah das Alles ſehr wohl ein, und ein kernhafter Fluch über die Nothwendigkeit, ſein Kind einer Amme zu übergeben, war ſeine bejahende Antwort.

Wir traten bald wieder in die Stube oder Boutike ein — der Franzoſe iſt in Bezug auf den Raum der begnügſamſte Menſch, den es gibt — und fanden ſeine Frau ruhig im Bette. Wäre ich ein Maler, ſo könnte ich ein ſchönes Genrebild vom heutigen Abend in mein Portefeuille niederlegen: im vordern Theile der Boutike die aufgehäuften Möbeln, Bettſtellen, Nachttiſchchen, Wiegen, Stühle und Tiſche aller Art, durch zwei große Schreine von dem Hintergrunde getrennt. Hinter einem dieſer Schreine rechts das Wochenbett der Frau, und um ſie herum ein halbes Dutzend Mütterchen, alte und junge Weiber, die nach und nach zum Beſuche kamen und Glück wünſchten, links mein Freund Antoine und ich am Kamin bei einem flackernden Feuer, auf dem ein Dreifuß einen Fleiſchkeſſel trägt. An der einen Seite das Gelicher, die Erzählungen, die Glückwünſche, der gute Rath der Weiber für die Wöchnerin, und auf der andern wir Beide im ernſten Geſpräche über den Zuſtand der Arbeiterclaſſe in Havre, mitunter in die Politik übergreifend und zulezt wieder auf Gebräuche und Sitten in Havre zurückkommend; zwiſchen beiden Gruppen die Wartefrau hin und her gehend, bald der Wöchnerin und bald dem Fleiſch auf dem Herde ihre Sorge und Pflege angedeihen laſſend. Es wäre ein ſchönes Bild.

In Bezug auf Sitten und Gebräuche in Havre fragte ich meinen Freund, ob gerade bei der Geburt eines Kindes nichts Bemerkenswerthes vorkomme. Ueber die geweihten Kerzen, welche in der Kindbettſtube angezündet werden, war er hinaus und dachte nicht an ſie, wie wohl an Manches nicht, was ihm zu gewöhnlich ſcheinen mochte. Nur in Bezug auf das Lever der Wöchnerin erzählte er mir, ihr erſter Ausgang ſey in die Kirche, wie in Deutſchland, wenigſtens in katholiſchen Landen. Dort werde ſie geſegnet und dabei zwei Brode eingeweiht, wovon das eine der Prieſter bekomme — der überdies noch Geld erhalte — und das zweite der Frau bleibe, die es zu Hauſe unter Freunde und Verwandte vertheile, was dann, wie recht und billig, zu einem Schmauſe Veranlaſſung gebe, da man ſelbſt geſegnetes Brod nicht gut trocken und ohne Fleiſch eſſen könne. — Am Tage, wo der junge Weltbürger getauft wird, findet abermals ein Schmauß ſtatt, bei dem nur der Pathe, die Pathin und die allernächſten Verwandten, ſodann alle kleinen Kinder von Freunden und Bekannten, ſo wie die der nächſten Nachbarn eingeladen und feſtlich mit Kuchen und Zuckerwerk bedient werden. Dieſer Gebrauch iſt ſinnig genug, da man durch denſelben den neuen Geſpielen, Freund und Verwandten gleichſam in den Kreis ſeiner künftigen Genoſſen einführt. In Lothringen habe ich in einzelnen Dörfern den Gegenfüßler dieſes Gebrauchs beobachtet. Wie hier zur Taufe, ſo werden in Lothringen alle Geſpielen eines verſtorbenen Kindes zur Todtenwache eingeladen und dabei mit Reisbrei bedient. Die Normannen ſcheinen das Leben von einer frohern Seite aufzufaſſen als die Lothringer.

Die Beſuche der Wöchnerin hatten ſich, während wir über dies und jenes plauderten, nach und nach entfernt, und ich wunderte mich, daß es beinahe eilf Uhr war, als ich zu Hauſe ankam.

Das Waidwerk.

(Fortſetzung.)

In wildreichen Gehegen iſt dieſe Jagd ſehr ergötzlich, wenn auf dem Felde vor den Treibern die Haſen ſchaarenweiſe ſchon von weitem ſich ſehen laſſen, einzeln heranfliehen, und vor den Schüſſen, welche die erſten empfangen, die übrigen zurückprallen, bis der Lärm der Treiber ſie wieder vorwärts ſcheucht und ſie ſo, von einer zu der andern Seite ſinnverwirrt hin und her rennend, endlich einer nach dem andern entweder fallen, oder durchbrechend ihre Wolle retten, vielleicht nur, um im nächſten Trieb von dem Bleihagel ereilt zu werden; und am Saum des Gehölzes oder mitten darin, wenn Gezweig und Laub unter der Flucht des Rehs kracht und praſſelt, der Haſe

mit unhörbaren Tritten naht, der Fuchs bedächtig einhertrabt, oft sich rettend durch seine schlaue Bedachtsamkeit, der schwere und doch sehr schnelle Flug des Fasans zwischen den Wipfeln der Bäume rauscht, über welche die Schnepfe rasch dahin streift, während von Ferne die Hunde auf den Fährten lauten, die Treiber an Bäume und Stauden schlagen und von allen Seiten die Gewehre knallen. Also mag eine auserlesene Gesellschaft edler Jäger sich recht wohl auf angemessene Weise beschäftigen und nach vollbrachtem lustigem Tagewerk sich den Freuden der Tafel hingeben.

Ebenso steht das Führen des Hühner- oder Vorstehhundes einem wackern Waidmann sehr gut an. Der Hühnerhund ist für die niedere Jagd das, was der Leithund für die hohe: der unzertrennliche Gefährte, der Stolz des Jägers. Die Racen der Hühnerhunde sind bei uns sehr verschieden, meist aus den buntesten Vermischungen hervorgegangen, und unsere Jäger pflegen auch minder nach dem Stammbaum zu fragen, als zu begehren, daß der Hund die erforderlichen Eigenschaften besitze und von angenehmem Aussehen sey, das auch gewöhnlich das untrügliche Kennzeichen seiner Fähigkeiten ist, wenn an dem anmuthig gebildeten Kopf ein schlaffer Behang, etwas tief angesezt, niederfällt, die Augen frisch, keck und treuherzig dreinschauen, und derbe, doch nicht plumpe Tatzen an zierlichen Läufen die breite Brust, den schmalen Leib stützen und in leichter Flucht tragen. — Die vorzüglichste Bestimmung des Hühnerhundes ist, das Geflügel des Feldes und Waldes im Lager aufzusuchen und, stillstehend, dasselbe seinem Herrn anzuzeigen, wo es dann heißt: „er steht," was dem Zeichnen des Leithundes in seiner Art entspricht; das Suchen lehrt ihn die Natur, das Stehen (auch „Markiren") die Dressur, welche, indem sie bloß der natürlichen Anlage ein wenig nachhilft, hierin leichteres Spiel hat als in den andern Lehrgegenständen; denn der Hund muß lernen, dem aufgestoßenen Wild nicht nachzueilen, außer es sey ihm befohlen, und das erlegte oder angeschossene auf den Ruf „Apport!" zu greifen und säuberlich herbeizutragen. Wie vor dem Geflügel, muß er auch vor Hasen stehen und diesen ebenfalls nicht ohne Befehl nacheilen, welch leztere Eigenschaft in der Jägersprache heißt: „der Hund ist hasenrein," wodurch er bei Treibjagen ein angenehmer und brauchbarer Begleiter wird. Der Hühnerhund ist „ferm," wenn er aufmerksam und fleißig sucht, nah oder weit, wie es just begehrt wird oder nothwendig scheint, ruhig steht, vollkommenen Appell hat (d. h. auf den ersten Ruf oder Pfiff sich augenblicklich zu seinem Herrn begibt und überhaupt in allen Dingen Folge leistet), gut, auch aus dem Wasser, apportirt und hasenrein ist, worunter nebenbei auch verstanden wird, daß er gar kein Wild verfolgt. — Jungen Hühnerhunden von ganz fermen Alten scheint nicht selten die Dressur großentheils schon angeboren zu seyn, und der Lehrer hat viel weniger Mühe mit ihnen als mit andern, deren Alte nicht zur Jagd gebraucht worden oder ungenügend abgerichtet waren.

Bei der Jagd mit dem Vorstehhund kann ein Schüz sich die meiste Fertigkeit erwerben; am leichtesten zu treffen sind die im Spätsommer und Herbst schwerfälligen Rebhühner, minder leicht im Aufstehen die Fasanen und Schnepfen, und, ihres geringen Umfangs wegen, die Wachteln, am schwersten aber die Becassinen, die in unregelmäßigem Zickzack fortstreichen. Der Schuß auf Rebhühner, Fasanen und Schnepfen ist übrigens viel schwieriger, wenn sie bei Treibjagen im Holz aufgestoßen werden, und da sie bei solchen Gelegenheiten gar zu oft mit dem Blei im Leibe noch eine Strecke fortflattern und in's Dickicht fallen, so ist auch hier der Hühnerhund von besonderem Nutzen, so wie fast unentbehrlich in der tiefen Dämmerung beim Erlegen der Schnepfen auf dem Strich im Frühjahr. — Ueberhaupt scheint der Hühnerhund seine eigentliche Bedeutsamkeit erst gewonnen zu haben, seit durch die eigene Richtung der Schüzenkunst die niedere Jagd sich ausgebildet hat; denn so gut die frühern Jäger mit der Kugel zu schießen wußten, so fremd war ihnen die Fertigkeit, die Schrote dem fliegenden Vogel nachzusenden, den sie in Netzen und Schlingen zu fangen vorzogen, wobei der Hund oft entbehrlich, und wenigstens stets des Aufsuchens angeschossener Stücke und des Apportirens überhoben war. Vor hundert Jahren etwa gab es an manchen Höfen eigene Federschüzen, die wegen ihrer Geschicklichkeit, im Flug zu treffen, hochgeachtet waren, während heutzutage mit unsern kürzern, leichtern und doch so sicher tragenden Doppelflinten auch ein Dilettant es bald bis zu einem gewissen Grade der Fertigkeit bringen mag.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Die Heirath des Herzogs von Orleans und die Presse.

Der Unternehmungen und Spekulationen ist jezt kein Ende, und zulezt wird kein Bedürfniß mehr unbefriedigt bleiben, so wachsam sorgt die Spekulation für alles, was den Menschen angenehm oder nüzlich seyn kann. Indessen hilft alles Spekuliren nicht viel, wenn widrige Umstände eintreten, welche der Mensch nicht abzuwehren vermag; wie z. B. der kalte und regnerische Frühling, welcher Mißwachs und Theurung befürchten läßt. Zwar ist ein Anschein von Frühling mit der mecklenburgischen Prinzessin gekommen (dies sey ohne Schmeichelei gesagt); allein es ist doch noch kein warmer, heiterer Frühling, sondern nur etwas, das

ungefähr so aussieht. In Paris aber müßte es sonderbar zugehen, wenn die Märkte nicht voll wären von frühen Gemüsen und Früchten. Die Gärtner wissen schon ohne den Frühling fertig zu werden und ihre Produkte zur gehörigen Zeit zu bringen, die Sonne mag nun darüber geschienen haben oder nicht. Natürlich lassen sie sich für ihre Mühe hinlänglich belohnen; was kümmert dies aber so manche reiche Familien, welche hier ihre ungeheuern Einkünfte verzehren, und sich kaum darnach erkundigen, ob das Jahr gut oder schlecht ist. Die Furcht vor einer Mißernte gibt indessen den legitimistischen Blättern, die ohnehin jezt Alles mit finsterer Miene ansehen, gute Gelegenheit, das allgemeine Elend den Zubereitungen zu den Festen entgegenzusetzen, um dadurch die Fröhlichkeit des Pariser Volks herabzustimmen. Diese Blätter haben überhaupt jezt ein trübseliges Tagewerk; denn um in ihrer Rolle zu bleiben, müssen sie Alles herabsetzen, was Andern Freude macht, und können nur die von ihnen recht schwarz ausgemalte Kehrseite hervorheben. Wie viel Ungünstiges haben sie nicht an der Heirath des königlichen Prinzen entdeckt! „Wenn noch die alten Bourbons herrschten," sagen sie, „so hätte der Sohn Ludwig Philipps eine glänzende Partie machen können; dann hätte er sogar auf die Hand der Tochter der Herzogin von Berry Anspruch gehabt; aber nun hat er an einem der kleinsten Höfe Deutschlands eine Frau suchen müssen, und bekommt mit derselben weder Land noch Geld." Auch die Prinzessin wird von den legitimistischen Journalisten nicht besser behandelt, obschon sie dieselbe noch nicht einmal gesehen haben. Sie lassen ihr nicht den geringsten Reiz, legen ihr ein linkisches Benehmen bei, sprechen von der mise tudesque und den grellen Farben ihrer Kleider bei ihrem Einzug in Frankreich, und spotten über ihre Bekanntschaft mit Cousins philosophischen Schriften. Aber ihr größter Fehler in den Augen der legitimistischen Partei ist ihre protestantische Religion; die Quotidienne sieht schon Schaaren protestantischer Prediger hinter ihr her in Frankreich triumphirend einziehen und alles Ansehen und alle Macht an sich reißen. Nach den Ultrablättern ist es eine arge Zeit, wo man eine protestantische Prinzessin auf die Stufen des französischen Thrones stellt. Würde man dergleichen je unter der vorigen Dynastie erlebt haben? Allein sicher konnte die französische Regierung den Protestanten in Frankreich, welche nach der Rückkehr der Bourbonen aus der Emigration so schrecklich beunruhigt wurden, keine bessere Bürgschaft der allgemeinen Toleranz und Religionsgleichheit geben, welche einen Hauptpunkt in der Verfassung Frankreichs bildet, als dadurch, daß sie eine protestantische Prinzessin für den künftigen Thronerben wählte. — Der derbe Fonfrède, welcher unter den vorigen doktrinären Ministern eigens von Bordeaux nach Paris gekommen war, um das Journal de Paris zu schreiben und den Ministern mit seinen gewagten Vorschlägen vorzueilen, ist seit der Einsezung der gemäßigten Ministerialregierung wieder nach Bordeaux zurückgekehrt, und das Journal de Paris, worin die Fonfrède'schen Aufsäze für unbefangene Beobachter kurzweilig zu lesen waren, ist wieder unbedeutend geworden, wie es zuvor war. Dagegen haben die ultraliberalen Blätter, besonders die kleinern, wie le Charivari, le Corsaire, täglich kleine Ausfälle und Sticheleien über die Heirath bei Hofe und die dadurch veranlaßten Feierlichkeiten. Wenn die legitimistischen Blätter weinerlich sind, so werden die Blätter der radikalen Partei satirisch. Man ist aber an diesen schneidenden Contrast gewöhnt, und die Damen, welche überhaupt neutraler sind als die Männer, haben in gegenwärtigem Augenblicke nichts Wichtigeres im Sinne, als das Streben, einem der großen Feste in Paris, besonders einem Ballfeste beizuwohnen. Die Modehändlerinnen und Putzmacherinnen sind in diesem Monate höchst wichtige Personen, und ihr Ansehen steigt schneller und höher als das Thermometer. Dg.

Genf, Juni.

(Fortsezung.)

Der Tiger und die Zeichnerin.

Am folgenden Morgen, um die Zeit, wo Fräulein M. sonst kam, stand Hassan auf, leckte sich zuerst, ging wohlgemuth im Kreise herum, blieb bald stehen, legte sich dann in verschiedenen Stellungen nieder, erhob sich wieder, drehte und wendete sich, wie ein akademisches Modell, sprang dann wieder auf, sah ungeduldig nach der Thüre, und gab nichts darauf, wenn ihm seine Wärter schmeichelnd zuredeten. Sie kam aber nicht. Nun wurde Hassan mürrisch, heulte furchtbar, fletschte seine Wärter grimmig mit den Zähnen an, und bei dieser Stimmung des Thiers hielt es Advinent nicht für gerathen, Abends in seinen Käfig zu gehen und die gewöhnlichen Exerzitien mit ihm vorzunehmen. Hassan fraß sogar weniger als sonst, und ließ verächtlich einen schönen Knochen liegen. Am folgenden Morgen um neun Uhr wieder dieselbe Aufregung, dasselbe Hoffen und Harren, dieselbe fröhliche Beweglichkeit, so lange er denken konnte, sie werde kommen, deren freundliche Gestalt, deren Lächeln, deren wohltönendes Zureden einen tiefen Eindruck auf sein Tigerherz hervorgebracht hatten. Eine Stunde darauf war er aber so furchtbar wüthend und unbändig, daß Advinent bang um ihn wurde. Er ging also zu Fräulein M., erzählte ihr den Vorgang und bat sie um einen Besuch bei Hassan, um zu sehen, ob er dadurch nicht wieder ruhig werde. Welches Mädchen fühlte sich nicht durch solche Bitte geschmeichelt? Sie ging mit ihm, und kaum war sie in die Menagerie getreten, so wurde Hassan wie umgewandelt. Die Freude und das Entzücken des Thiers nach seinem frühern Toben war sehr merkwürdig; gleich legte er sich nieder, mit dem Kopf lauschend auf der Erde und die Augen unverwandt auf das Mädchen gerichtet; dann ging er zu all seinen frühern Lieblingsstellungen über und that Alles, um ihr freundliches Zureden zu verdienen und sie länger festzuhalten. Nach einer Viertelstunde verließ sie ihn aber wieder; er sah sie nicht ohne Bewegung fortgehen, blieb jedoch hernach ruhig. Seine Wuth erneuerte sich in der Folge immer, wenn Fräulein M. zwei Tage hintereinander ausblieb. So habe ich Hassan selbst einmal von unbändigem Heulen und Toben zu der Freundlichkeit eines Schooßkätzchens übergehen sehen, als Fräulein M. eintrat. Ich glaube mit Advinent, sie hätte ihn an einem Band durch die Straßen führen können. — Dicht neben Hassans Käfig waren andere Thiere, auf welche weibliche Schönheit und Anmuth keinen Eindruck machte. Rechts ein verdrießlicher Eisbär, dem in seinem Gewahrsam gar schlecht zu Muthe war, und der besonders von der Wärme unsers Klima's viel zu leiden schien, weßhalb man ihm dreimal des Tages fünfzig Eimer kaltes Wasser über Kopf und Rücken gießen mußte, und der immer die Bewegung machte, als wolle er unter die Eisschollen fahren; links der Repräsentant eines andern Pols, ein zierliches Zebra, das aber ganz still und bewegungslos stand.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 15. Juni 1837.

Des Waldes Pracht, die Herrlichkeit der Flur,
Das stille Schaffen liebender Natur,
Die Liebe fühlt, die Liebe faßt es nur.

v. Feuchtersleben.

Schloss Hochdorf.

Eine Erzählung.

Der Abend hatte sich bereits gesenkt; ein noch junger Mann ging langsamen Schrittes durch eine Buchenwaldung des nördlichen Deutschlands, still die Wunder der Natur um sich her betrachtend. Der einsamste Fußpfad führte durch das Dickicht des Waldes, welches, von majestätischen Buchen, einzelnen Eichen, Tannen, Fichten und Gebüsch jeder Art gebildet, den Eindruck der allervollkommensten Abgeschiedenheit gab. Kein Blick in die Weite gewährte irgend eine Abwechslung; die Natur zeigte sich in ihrer einfachsten Herrlichkeit, jede Abstufung des frischesten Grüns entfaltend, vom hohen Baume bis auf das niedrige Moos am Boden. Säulenartig stiegen hier Bäume empor, die schönen Kronen erst hoch oben gegen den blauen Himmel auseinander breitend, indessen volle, bis an den Boden reichende Zweige den Stamm anderer fast verhüllten. Unzählige Kräuter sproßten zwischen dürren Blättern, einen von Blumen durchwirkten Teppich bildend; die Niederungen hauchten jenes eigenthümliche Aroma des Waldes aus und erfüllten die feuchtwarme Atmosphäre mit Balsamduft. So gering anscheinend die Mittel, so groß dennoch der Eindruck. Ein Wald, ein Fußpfad, nichts weiter, und dennoch so viel. — Der einsame Wanderer erreichte das Ufer eines Baches, welcher leise murmelnd vorüber floß; hier hielt er die Schritte an, warf sich auf den moosbedeckten Boden und beschaute sinnend die klare Fluth, welche nach der Hitze des Tags Kühlung auszuströmen schien. Den Rücken gegen einen Baumstamm gelehnt, saß er lange in Gedanken versenkt, die, wenn man nach dem Ausdrucke seiner Züge hätte schließen wollen, nicht alle erfreulicher Art seyn mochten. Wolken bedeckten die Stirne, Wehmuth zuckte um den Mund, leuchtete aus den bedeutungsvollen Augen. Endlich sprang er empor und gelangte, rasch weiter gehend, bald bis an des Waldes Grenze. Der Fußpfad schlängelte sich durch Saatfelder fort, deren herrliches, eben vollständig entfaltetes Grün einem großartigen Rasen glich, rings von Wald umkränzt, an dessen Rande einzelne malerisch gruppirte Tannen einen melancholischen, aber reizenden Abstand gegen die leuchtende Saat zu ihren Füßen bildeten. Der Pfad führte allmählig zu einer Höhe, von welcher man, rückwärts blickend, weit über die Gipfel der Bäume hinweg in entlegener Ferne Dörfer, Wiesen und am Saume des Horizonts das Meer erblickte. Flüchtig betrachtend, verweilte der Wanderer und sezte bald seinen Weg fort, der ihn aus dem Bereiche der Kultur einer unwirthbaren Heidegegend zuführte. In meilenweiter Ausdehnung lag eine Landstrecke dem Blicke vor, welche denselben vielleicht augenblicklich anziehen, aber nicht

angenehm feſſeln konnte. Den Vorgrund bildete ſchwarze, braune, graue Heide in allen ihren Abſtufungen, nur durch einzelne Birken belebt, die hier, in der vollkommenſten Entwicklung maleriſcher Schönheit, gleichſam der aufgeregten Bewunderung bewußt, die ſchlanken Zweige entfalteten und ſenkten; hin und wieder kleine Gebüſche von Zwergeichen und am Boden die goldene Geniſte in reichſter Blüthenfülle, nicht duftend, aber glänzend, und über den Vorgrund hinweg allmählig wellenförmig ſich erhebende Hügel, und dann Kirchen, Dörfer, Waldungen, Alles aus bläulichem Dufte wie geheimnißvoll hervortretend, und mehr verheißend als in Wirklichkeit bietend. Die Heide, welche hart am Rande der Saatfelder eine tiefe, jäh ſich ſenkende Schlucht bildete, war von denſelben durch ein Geländer aus Birkenſtämmen getrennt, welches, roh und unzierlich zuſammengefügt, doch als Verſchönerung des Vorgrundes gelten konnte. Auf daſſelbe lehnte ſich der junge Mann; er hatte die herrlichſten Länder Europas mit Anerkennung geſehen, aber hier, beim Anblick der braunen, öden, bläulich verhüllten Heide füllte ſich ſein Auge mit Thränen. „Unvergeßlich!“ murmelte er leiſe, „ewig und immer unvergeßlich!“ Er bückte ſich zu einem Büſchel Geniſte herab, und einen vollen Zweig derſelben abbrechend, fügte er hinzu: „Dieſelben Blüthen nicht mehr, aber noch dieſelben Gefühle; ewig, ewig dieſelben Gefühle!“

Sechs Jahre früher ritt derſelbe junge Mann dieſer Gegend auf einem andern Wege zu; damals zählte er kaum fünf-und-zwanzig Jahre und war von einem nur um zwei Jahre älteren Freunde begleitet. Beide ritten neben einander und unterhielten ſich mit Erinnerungen und Plänen, Vergangenes und Gegenwärtiges fröhlich berührend und verflechtend. Je näher ſie dem Ziele ihrer Reiſe kamen, um ſo größere Ungeduld zeigte der Aeltere, welcher endlich voran ritt, wodurch das Geſpräch ſich einſylbiger geſtaltete. „Links, Glenorvan, nach der Höhe dort!“ Auf dieſen Zuruf wandte der Angeredete ſich halb im Sattel und entgegnete verwundert: „Links, der Höhe zu, in jene Einöde?“ — „Allerdings:

Dort oben auf jenem Berge,
Da ſteht ein weißes Haus,
Da ſchauen am Abend und Morgen
Zwei Mädchen nach uns aus.“

Jener lachte: „Wohl, das iſt etwas, vorausgeſetzt daß ſie ſchön ſind, wie der eigentliche Text des Liedes verheißt. Wie kann man aber, jung und reizend, in eine Wüſte ſich vergraben?“ — „Lieber Freund, dieſe Einöde enthält Schätze, von denen Ihre Philoſophie ſich nichts träumen läßt. Aus Nacht und Dunkel treten die Sterne hervor, und ſelbſt in den ödeſten Steppen finden ſich ab und an durch ihre Umgebung doppelt willkommene Blüthen. Es liegt in der Natur des Menſchen, bei eigener Unvollkommenheit von außen her ſtets Vollendetes zu begehren. So denkt man ganz einfach, in ſchönen Gegenden müſſe ein ſchöner Menſchenſchlag wohnen, wogegen rauhe, unwirthbare Landſtrecken beſcheidenere Anſprüche einzuflößen pflegen, und dort eben tritt uns zuweilen das Schöne überraſchend, wenn gleich nicht unerwünſcht entgegen. Sie, Glenorvan, haben ſich vielleicht ſelten Betrachtungen hingegeben, welche gleichwohl ein ſehr nachdenkliches Intereſſe erregen. Allem Anſcheine nach möchte die Natur ſich nicht allein für den Menſchen, ſondern auch für ſich ſelber ſo unvergleichlich ſchmücken. Millionen Blüthen entfalten ihre ſchönen, glänzenden Kelche, ohne daß ein menſchliches Auge ſie je erblickt, ſie blühen dem verſengenden Strahle der Sonne, dem Abendthau, den funkelnden Sternen, dem Monde, deſſen ſanftes Licht ihre Färbung ſo zauberhaft hervorhebt. Tauſend vielfarbige, zierliche Schmetterlinge, tauſend bunt gefiederte, prachtvolle Vögel erreicht nie ein menſchlicher Blick. Sind ſie erſchaffen, die Seligen zu erfreuen, welche auf dieſe Erde zurückblicken? Oder empfindet vielleicht auch der Vogel, das Inſekt die eigene Schönheit und beglückt dadurch, was ihn umgibt und zu ihm gehört? In dieſer Harmonie, dieſer Ueberfülle der ſchöpferiſchen Allmacht liegt Anbetungswürdiges. Wie unermeßlich über irdiſches Beſtreben erhaben, welches nur zur Schau ſtellt, wo Bewunderung im Gebiete des Möglichen liegt! Wie leicht entdeckt man bei menſchlichem Wirken da Vernachläſſigung, wo das Auge der Beachtung nicht hinzudringen pflegt! Auf gewöhnlich unbeſuchten Gartenpfaden ſproſſen Gräſer empor, und die nicht der allgemeinen Beſichtigung zugänglichen Räume der Häuſer werden weniger zierlich, ja zum öfteren weniger reinlich gehalten. Wie groß dagegen die Natur! Wir betreten eine Einöde, und zögern, die Blumen zu vernichten, welche überall zu unſern Füßen emporſproſſen; wir blicken umher und betrachten entzückt den herrlichen Baum, der ſeine Blüthen ſo ſorglos entfaltet, als ob eine Welt ſie bewundern werde, indeſſen vielleicht während ſeiner Dauer ein günſtiger Zufall nur einmal ein menſchliches Auge darauf lenkte.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Waidwerk.

(Fortſetzung.)

Da es nicht in unſerem Plane liegen kann, einen Leitfaden für Jagdliebhaber auszuſpinnen, ſo übergehen wir die verſchiedenen einzelnen Zweige der niedern Jagd, vom Erlegen des Rehes an bis zum Ueberliſten des Fuchſes und dem Schießen der über den Spiegel ſchwirrenden Lerche, und ſchweigen von allen Kunſtſtückchen, deren der ſchlaue Waidmann ſich dabei bedient; nur eines, was

unſeres Wiſſens die eigenthümliche Erfindung eines unſerer erſten Jäger iſt, ſey hier anzuführen vergönnt. Wenn er im freien Felde eine Schaar wilder Gänſe antrifft, die bekanntlich ſehr ſcheu und vorſichtig ſind, ſo umreitet der Jäger, die Piſtole in der Hand, ſie in weitem Kreis, der immer enger und enger wird, wobei er ſich jedoch hütet, ſein Geſicht oder den Kopf des Pferdes ihnen zuzukehren; ſo werden die Vögel, welche überhaupt vor einem Roß keine Scheu hegen, mit der Erſcheinung vertraut, haben der allmähligen Annäherung nicht Acht und laſſen oft bis auf zwanzig Schritt den Schützen ankommen, der nicht eher ſeine Waffe zu erheben pflegt, als bis ſie aufſtehen, worauf dann die Kugel ihr Opfer ereilt.

Wie jezt der Federſchütz unſerer Tage das Gefieder aus der Luft holt, da warf ſonſt der Waidmann den adligen Vogel, den Falken, Sperber oder Habicht. Der Falke, als der vornehmſte, hat dieſer Jagd den Namen verliehen, ſo wie allem, was damit zuſammenhängt. Die Falknerei iſt eine uralte Kunſt und war das prächtigſte Waidwerk des Mittelalters, denn Ankauf, Wartung, Bedienung und Schmuck der edlen Vögel waren ſtets ſehr koſtſpielig und ausgeſucht und die feierlichen Jagden von großem Aufwand begleitet. Wir beſitzen noch ausführliche Werke über Falknerei aus verſchiedenen Zeiträumen, und zahlreiche Schilderungen, ſo daß wir im Stande wären, uns ganz gut darüber zu unterrichten und bald die allenfallſigen Lücken durch eigene Erfahrungen auszufüllen. — Wie der Kaiſer ſich den geräumigen Falkenhof erbaute, worin eine Schaar von Falkeniren die Stoßvögel hegte, wartete, zähmte und abrichtete, ſo ſuchte der ärmſte Junker wenigſtens einen Sperber zu beſitzen, den er auf der behandſchuhten Fauſt trage, und mehr als einmal gaben Domherren Aergerniß, indem ſie mit ihren Vögeln in der Kirche erſchienen.

Das Zähmen der Falken geſchah durch Wiegen und Wachhalten, das drei Tage und Nächte hinter einander fortgeſezt und etwa von Halbjahr zu Halbjahr wiederholt wurde, das Abrichten des gezähmten Vogels auf dem Felde draußen. Bei der Jagd waren die Jäger gewöhnlich zu Roß, hielten den (vermöge einer Kappe) geblendeten Falken an Riemen (Feſſeln genannt) auf der Fauſt und nahmen ihm die Kappe erſt ab, wenn ſie ein Wild wahrnahmen, auf das ſie ihn zu laſſen gedachten; ſobald ſie nun bemerkten, daß der Falke die Beute ſah, löſten ſie die Feſſeln und ließen ihn ſteigen, d. h. ſie warfen ihn. — Nun ſtrebte der Falk das Wild zu überfliegen, um von oben darauf zu ſtoßen, und dieſes ſuchte hingegen alſobald ihm auszuweichen; hier galt es, daß die Jäger beide nicht aus den Augen ließen, oder, wenn der Falk zu hoch ſtieg, um noch geſehen zu werden, auf den Schall der Rollſchellen an ſeinen Fängen horchten und ſchnell nacheilten.

Die anziehendſte Jagd dieſer Art war auf den Reiher, der in weiten Kreiſen, höher und höher ſteigend, dem Verfolger auswich, bis dieſer endlich die Höhe gewann und herabſtieß, aber dann nicht immer des Sieges gewiß war; denn der Reiher legte den Kopf auf den Rücken, ſtreckte den Schnabel in die Höhe, ſo daß ſich oft der Falk darauf ſpießte, oder, wenn dies nicht erfolgte, ſich doch ein heftiger Kampf entſpann, wobei ſie beide der Erde immer näher kamen, und mithin den Zuſchauern, wenn dieſe flink und erfahren genug waren, ſie im Auge zu behalten und ihnen zu folgen. Da galt es, wacker zu reiten, und auf ſolcher Jagd war es, wo die burgundiſche Maria, mitten unter ihrem prächtigen Hofſtaat niederſtürzend, den Fall that, der ihr das junge Leben koſtete. Das heutige Geſchlecht weiß von der Falknerei kaum etwas mehr als den Namen, und noch läßt ſich der Waidmann erwarten, der beſtimmt iſt, die adelige Kunſt wieder zu erwecken, welche einſt nicht minder, denn Friedrich der Rothbart, auch der große und ritterliche Saladin übte und liebte, und die vom eiſigen Island bis an Perſiens fernſte Grenzen bekannt war.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortſetzung.)

Der Elephant. Die Grenzſperre. Strafſyſtem.

Kaum war Abvinent mit ſeiner Menagerie weg, ſo kam eine Elephantin, die ihr Führer für die berühmte Mamſell Dick ausgab, die vor einigen Jahren in Franconi's Circus zu Paris ſo viel Wunderdinge gethan und ſogar in einem Drama handelnd mitgeſpielt hatte. Sie war es aber nicht, die „gewichtige Künſtlerin,“ ſondern eine andere, ganz gewöhnliche, ziemlich alte Perſon ihrer Art, die zwar einige der gewöhnlichen Fertigkeiten beſaß, aber wahrſcheinlich irgend einen geheimen Kummer hatte, ſo daß ſie manchmal ſichtlich übler Laune war. In ſolcher Stimmung, zudem in einem Augenblick, wo der Cornak nicht zugegen war, trat ein junger Mann nahe zu ihr, hob ihre dicken Lippen auf und verſuchte ihr in den Mund zu ſehen. Eine ſolche Vertraulichkeit muß der Mamſell zu ſtark geſchienen haben, denn wie Brunehild Günther'n, ſo hob ſie den Forſcher auf, ſchlang den Rüſſel um ſeinen Leib, drückte ihn zuſammen und hob ſchon einen ihrer plumpen Füße auf, um ihn darunter zu thun und ihn dann auf Elephantenart zu bearbeiten. Auf den Schrei der Andern, denn dem jungen Mann war bereits die Stimme ausgegangen, eilte der Cornak herbei, und auf ſeinen Zuruf ließ ſie den armen Menſchen los, der bewußtlos nach Haus geführt wurde. Glücklicherweiſe hatte ſie ihn an der Bruſt und den obern Rippen umſchlungen und gedrückt; zwar war ihm gleich der Athem ausgegangen und das Blut aus Mund und Naſe geſtrömt, aber bis zur gänzlichen Erſtickung war es doch nicht gekommen, und nach vierzehn Tagen konnte er wieder ausgehen. Unſere

Polizei aber verbot den Zugang zu dem Elephanten, den der Cornak für halb wüthend erklärte und keinerlei Verantwortung seinetwegen übernehmen wollte. Er rieth selbst dazu, ihn zu tödten; da man aber schon vor mehreren Jahren einen Elephanten mit Kanonenkugeln im Festungsgraben getödtet hatte, der auch der Wuth nahe seyn sollte, worüber hernach bedeutende Zweifel erhoben wurden, so wollte man nicht gleich wieder zum Aeußersten schreiten, sondern es wurde beschlossen, das Thier für's Erste in einen Festungsgraben zu führen, es da einzuschließen und zu beobachten. Dies geschah. Als Alles für die Aufnahme der Mamsell von 125 Jahren bereit war — denn man hatte ihr gegen Regen, Wind und Wetter einen Bretterverschlag gemacht — sagte der ungalante Cornak zu ihr: viens! und gleich sezte sie sich in Bewegung und folgte ihm durch die Stadt in den Festungsgraben. Kaum war sie darin, so kamen ein Dutzend Sappeurs herbei und stachen hinter ihr einen ziemlichen Graben aus, breit und tief genug, um ihr das Entkommen unmöglich zu machen. Im Anfang gefiel ihr das Arbeiten der Leute, und sie fand besonders an denen Behagen, die Montur trugen; sie sah ihnen mit ihren klugen Augen lange zu, nahm oft einen Rüssel voll von der frisch aufgeschaufelten Erde und warf sie ihnen auf den Pelz; besonders liebäugelte sie mit einem, der eine neue, stark mit Roth ausgeschlagene Polizeimütze hatte; später mochte ihr aber doch der Gedanke kommen, der Graben werde gezogen, um sie einzusperren; sie ward übler Laune, ging in ihren Verschlag und fing an die Bretter loszubrechen und die Pfähle auszureißen. Es war merkwürdig zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit sie sich dabei benahm, und wie ihr mit den Riesenkräften ihres Rüssels und ihrer Beine Alles leicht von Statten ging. In einer halben Stunde lag die ganze Hütte zu Boden, und sie wendete sich, nach vergeblichen Versuchen, auf der entgegengesezten Seite zu entkommen, wieder zu den Sappeurs und ihrem Graben, der indessen viel breiter und tiefer geworden war. Es schien ihr nun die höchste Zeit, wieder nach Hause zu gehen, denn sie mochte das Ganze nur für einen Spaziergang halten; sie versuchte daher auf eine oder die andere Weise über den Graben zu kommen, und bei einem Versuch wich die lockere Erde unter ihren Füßen und sie rutschte hinein. Wir erschraken Alle darüber, denn wir wußten nicht recht, wie man ihr wieder heraushelfen sollte. Sie aber reckte den Rüssel aus dem Graben, arbeitete mit dessen Haken in die Erde, hielt sich da fest und rutschte dann auf den Knien hinauf wie ein kleiner Bube. Dies Alles ging mit großer Leichtigkeit von Statten. Seitdem lebt sie im Stadtgraben, und nimmt sich da besser aus als die Bären in Bern. Man hat ihr für die kühlen Nächte eine neue, stärkere Hütte gebaut, und sie ist gleichsam das Adoptivkind der Stadt geworden, die Zierde eines unserer schönsten Spaziergänge, der Tranchées, wo sie in ihrem geräumigen Graben nach Belieben herumgeht, sich mit Aepfeln, Orangen, Semmeln und kleinen Kuchen werfen läßt, und bei guter Laune gar komische Dinge vornimmt. So hatten ihr die Buben vor einigen Tagen einen alten Frauenzimmerhut hinuntergeworfen; lange amüsirte sie sich mit dem Dinge, kehrte und warf es hin und her, und sezte es sich endlich auf den Kopf zwischen die zwei großen Höcker. Es ist selten bei uns, einen Elephanten so gut, von allen Seiten und in allen Stellungen zu sehen, da sie in ihren Verschlägen dem Zuschauer gewöhnlich zu nahe stehen und sich nicht frei bewegen können, ihrer Natur, Stimmung und Laune gemäß. Sie begreifen, was das für ein Fest ist für unsere liebe Jugend, ja in Genfs Schulannalen spielt der Elephant eine große Rolle; denn seit ihn die Buben und Mädchen täglich und stündlich unentgeldlich sehen können, wollen sie nicht mehr so lange bei ihren Lektionen sitzen, wie sonst, und die Schulregenten hört man jezt immer von der guten vorelephantischen Zeit reden.

So fehlt es uns in Genf nie an lustiger Aufregung. Vor einigen Monaten war es der blocus hermétique des Hauses Thiers u. Comp., der allerdings bei unserer vielfachen Geschäfts-, Familien- und Gesellschaftsberührung mit Frankreich viel Unangenehmes hatte, aber auch eine Menge komischer Scenen herbeiführte. Viele gingen eigens nach Ferney, um sich von den dort aufgestellten Gendarmen zurückweisen zu lassen, und dies in der Folge Kindern und Kindeskindern erzählen zu können, die es kaum glauben werden. An einem Sonntag Morgen erscheint ein Mann, von Genf kommend, bei dem Gendarmenposten in Ferney. „Monsieur," heißt es da, „l'on ne passe pas." — „Mais il faut bien que je passe, l'on m'attend à l'église." — „Monsieur, je suis faché, mais vous ne passerez pas." — „Mais je dois prêcher à l'église protestante." — „L'on saura se passer de vous." — „C'est impossible car, je vous le repète, je dois y prêcher." — „C'est égal, vous ne passerez pas." Der junge Geistliche war eben im Begriff umzukehren, als ein protestantischer Einwohner von Ferney ihn sah und hinzutrat, um den Gendarmen aufzuklären. „Ah, Monsieur est le prédicateur?" sagte dieser; „que ne le disiez vous pas tout de suite? passez, s'il vous plait." Der gute Mann wußte nicht, daß prêcher und prédicateur Einerlei sey. Aehnliche krasse Unwissenheit findet man noch ziemlich häufig bei den Franzosen; dies vergißt man jedoch gern, wenn man den offenen Geist, die schnelle, klare Auffassung und den bestimmten Ausdruck beobachtet, der auch Unwissenden in unserer Gegend eigen ist, und der die Franzosen zum ersten Gesellschaftsvolk der Erde macht. — Aber nicht alle Blocusgeschichten waren so lustig. Wir sahen auch eine Mutter, die nach Paris eilte, um dort ihren todtkranken Sohn zu sehen und zu pflegen. Sie wurde an der Grenze zurückgewiesen, und alle Verwendungen der hiesigen Behörden für sie halfen nichts: sie mußte in Verzweiflung zurückbleiben und überdies die Nachricht erhalten, daß ihr Sohn gerade an dem Tag und in der Zeit voll Sehnsucht nach seiner Mutter starb, wo sie bei ihm in Paris angekommen wäre. — Während man so unmenschlich gegen uns verfuhr, war Gasparin, der Kabinetschef des französischen Ministers des Innern, hier, um unser Strafarbeitshaus kennen zu lernen und genaue Erkundigung über alle Verhältnisse und Erfahrungen desselben einzuziehen, weil die französische Regierung stark damit umgeht, das Straf- und Bußsystem, das einzig richtige, menschliche, statt des Bagnosystems in Frankreich einzuführen. Um in Allem klar zu sehen und das im Sinn und Zweck Analoge, aber im Einzelnen der Ausführung Verschiedene mit einander zu vergleichen, ging Gasparin auch nach Lausanne und beschäftigte sich da mit der Prüfung des Strafarbeitshauses, einer trefflichen Anstalt, von der das Morgenblatt schon vor einigen Jahren ausführlich gesprochen hat. Die Resultate beider Häuser für wahre Besserung der Sträflinge sind merkwürdig und erfreuend, immer aber würde ich das Genfer vorziehen, weil hier die durch das strengste Schweigen peinlicher werdende Lage der Sträflinge tiefer und dauernder in ihre Gemüther eingreift und Recidivfälle zu großen Seltenheiten macht, die in Lausanne ziemlich oft vorkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 16. Juni 1837.

— Divitibus contingunt gaudia solis?

Horat.

Das Waidwerk.

(Beſchluß.)

Wo das Werk des Jagens und Erlegens aufhört, beginnt das Fangen in Netzen und Schlingen, das oft ſehr einträglich und nützlich, aber nur auf eine Weiſe edel iſt, ſeit Kaiſer Heinrich der Finkler aus den Händen der abgeordneten Reichsfürſten die Krone auf dem Vogelherde im Wald nahm. Faſt ſcheint es, als habe diesmal die Poeſie allein die Beſchäftigung geadelt, denn ſie verleiht dem Aufenthalt in der einſamen, traulichen, von grünen Reiſern verſteckten Hütte den hauptſächlichſten Reiz. Draußen rauſchen die Wipfel der grünen Bäume, pfeifen, ſchmettern und ſingen die Lockvögel in verborgenen Käfigen oder mit geſtutzten Flügeln, drinnen in dem engen, aber zierlich geſchmückten Kämmerlein, das etwa acht Schuh lang und breit iſt, lauert hinter dem grünen Flor des Schiebfenſters der Vogelſteller, bis ein Flug auf den Herd fällt, gelockt von dem Lied der gezähmten Sänger und von der geſtreuten Atzung; nun zieht der Lauſcher die Schnur und das Schlagnetz klappt in die Höhe. — Die poetiſchen Zauber ſolchen Aufenthalts bilden den ebenbürtigen Gegenſatz zu den andern mehr ritterlichen Arten des Waidwerks, ſey es, daß im Kämmerlein eine Geſellſchaft ſich dränge, ſey es, daß der Vogelſteller wachen Träumen ſich hingebe, daß ein Ulrich von Lichtenſtein hier Minnelieder ſinne, oder daß verſchwiegene Liebe von der Welt ſich ſondere.

Der Fiſchfang mit der Angel hat einige Analogie mit dem Vogelſtellen, ſcheint aber dennoch die allerlezte Abſtufung des Waidwerks und eines edlen Jägers kaum würdig zu ſeyn. Da jedoch das Angeln eine aus England zu uns verirrte Mode iſt, und der brittiſchen Abkunft wegen für vornehm gilt, ſo glaubten wir es nicht gänzlich mit Stillſchweigen übergehen zu dürfen. — Der berühmteſte Angler der früheren Zeit war Iſaak Walton, deſſen Haus noch zu London gezeigt wird. Er war ſeines Gewerbes ein Kaufmann und hinterließ ein ſchätzbares Werk über das Angeln, das für einen gemüthlichen Bürger von ſtillen, nüchternen Gewohnheiten allerdings eine geziemende Erholung abgibt, welche nicht leicht im Stande iſt, ſeine Stellung zu gefährden; denn obſchon es im Sprichwort heißt: „Fiſche fangen und Vögel ſtellen, verdirbt gar manchen jungen Geſellen,“ ſo iſt dieſes dahin zu verſtehen, daß dieſe Beſchäftigungen oft der Jugend Anlaß und Vorwand zum Müſſiggang geben, aber nicht an und für ſich unzuläſſig ſind.

Somit glauben wir, die Abhandlung vom Waidwerk ſchließen zu können, das wir in ſeinem ganzen Umfang betrachtet haben, inſofern nämlich unſer Zweck es zu

erheiſchen ſchien; und es mag hier der Platz ſeyn, zum Schluß noch einen Blick auf diejenigen zu werfen, welche mit Unrecht dem angeborenen Jagdtriebe ſich hingeben, der nicht minder im Bauern lebt als im Fürſten und Edelmann, nur mit der verſchiedenen Wirkung, daß er dieſe ehrt und ſchmückt, jene in's Verderben lockt.

Das Verhältniß der heutigen Wildſchützen iſt gewiß ganz anders aufzufaſſen, als es diejenigen thun, welche von ihren Schreibſtuben aus das Erlegen des Wildes als ein allgemeines Menſchenrecht vertheidigen, das unverjährbar ſey gegen das hiſtoriſche Recht, wobei ſie nicht bedenken, welch gefährliches Geſchenk durch die Zurückgewinnung dieſes ſogenannten Menſchenrechts ſie dem Landmann machen wollen, deſſen Wohlſeyn ſie, die Weltbeglücker, doch vor allen Dingen im Auge behalten ſollten, ſtatt ihm das ſchimmernde Neſſuskleid über die Schultern zu werfen. — Wenn ſchon, leider nur allzuoft, der jagdberechtigte Bürger ſich hinreißen läßt, ſein Gewerb zu vernachläſſigen, wie viel mehr der Wildſchütz, dem Haus und Hof gleichgültig werden, den dabei die geringe Gefahr, der er ſich ausſezt, frech macht, und der Gewinn, den er zu Zeiten erringt, zu Verſchwendung und Uebermaß reizt; denn ſeit die Leidenſchaft ihn ſeinem Herd entfremdete, ſind der Wald und das Wirthshaus ihm zur Heimath geworden, das Zechen ſeine Luſt, das Spiel ſein Lebenszweck. So bringt er in der Ausübung ſeines unveräußerlichen Menſchenrechts ſich mit Weib und Kind an den Bettelſtab, und es iſt kein Wunder, wenn er, den ſein wüſtes Leben unbändig macht, in der Verzweiflung den Kopf verwirkt, wenn auch nicht verliert. Die Nachſicht des Geſetzes aber trägt nicht wenig dazu bei, die niedere Claſſe zu Wildfrevlern zu erziehen, und wenn wir größere Strenge empfehlen, ſo geſchieht dies weniger in der Meinung, ein ariſtokratiſches Vorrecht zu vertheidigen, obwohl Mancher dies für unſere eigentliche Abſicht zu erklären nicht ermangeln wird, als vielmehr im Intereſſe der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft, darinnen jeglicher in ſeiner Bahn bleiben ſoll, ohne gewaltſam abzuweichen.

Wir hoffen hiemit für Leſer, die uns nicht etwa mit Gewalt mißverſtehen wollen, unſere Darſtellung zwar nicht völlig entwickelt, aber doch in ihren Hauptbeziehungen zur Anſchauung gebracht zu haben, und werden uns glücklich ſchätzen, wenn es uns gelang, auch nur einem von denen, welche wir meinen, zum Herzen geſprochen zu haben.

Schloß Hochdorf.

(Fortſetzung.)

Glenorvan drehte den Kopf zu ſeinem Freunde zurück. „Vortrefflich, Alles, was Sie ſagen, obwohl es von der wünſchenswerthen Hauptſache gänzlich ableitet. Brechen Sie endlich Ihr geheimnißvolles Schweigen, erzählen Sie mir von den Schätzen dieſer Wüſte. Blüht hier die Blume, welche nur der Mondſtrahl küßt, der Abendhauch erfriſcht? Sind wir die erſten glücklichen Sterblichen, welche in dieſe Abgeſchiedenheit eindringen?“ Der Befragte bekämpfte mühſam ein Lächeln und entgegnete achſelzuckend: „Wenn ich Ihnen nicht ſo von Herzen gut wäre, wenn ich nicht auch zu Ihren Schwächen mich unbegreiflicherweiſe hingezogen fühlte, ſo würde Ihr Abſpringen von jeder ernſten Betrachtung mich längſt zurückgeſtoßen haben. Immer und immer ſind es Frauen, auf welche Sie Ihr einziges Augenmerk richten.“

Glenorvan lachte: „Nicht ſo ſehr, als Sie denken, lieber Freund; wäre es aber auch, ſo müßten Sie, als Naturfreund, das begreiflich finden. Sie entlehnen Ihre Gleichniſſe von den Blüthen der Einöde, für mich dagegen ſind reizende Frauen die lieblichſten Kinder der Wüſte. Uebrigens muß ich doch bemerken, daß ich immer, ſeltene Ausnahmen abgerechnet, den Umgang intereſſanter Männer jeder Unterhaltung mit Weibern weit vorgezogen. Zu ſolcher Bevorzugung iſt indeſſen leider wenig Anlaß vorhanden, denn unſer Geſchlecht iſt im Ganzen, und glorreicher Ausnahmen nicht zu gedenken, herzlich langweilig, und wo es mir ſo erſcheint, wende ich mich ausſchließlich den Frauen zu, bei denen man, ſelbſt bei geringen Verdienſten, viel gelten kann, was auch als Vorzug zu betrachten.“

Waldorf, Glenorvans Begleiter, erwiderte ſchalkhaft: „Leider, das eben iſt Ihr Verderben: die Damen verziehen und verwöhnen Sie und mögen das Ende verantworten.“ — „Glauben Sie mir, darum werden ſie ſich wenig kümmern; Frauen gleichen den reizenden Ephemeren und erheben, unbeſorgt um die Dauer ihrer Exiſtenz, ſich ſelten mit ihren Betrachtungen über den Augenblick hinweg. Die Verantwortung deſſen, was etwa aus mir werden möchte, werde ich wohl ſelber übernehmen müſſen. Doch die Zeit verfliegt völlig nutzlos; ſoll ich, ſo nahe dem Ziel, wirklich nicht erfahren, wen ich antreffen werde?“ — „Zwei reizende Mädchen, wie ich es Ihnen verhieß. Die Eine, und Ihr Scharfſinn mag ausfinden, welche es iſt, hat mich einſt unwiderſtehlich gefeſſelt, und dieſes Einſt bezieht ſich auf eine ziemlich nahe Vergangenheit. Ich habe dieſe Neigung bekämpft, aber ein Widerhaken der lieblichſten Verleitung liegt in meiner Bruſt und wird dort ruhen, denke ich, bis kein Schmerz und kein Glück ſie mehr bewegt. Sie müſſen dieſes holde Weſen ſehen, um Alles begreiflich zu finden. Sie iſt gefallſüchtig, wenn Sie wollen, aber es iſt das ſüßeſte, natürlichſte Sehnen nach Beifall, welches mir jemals vorgekommen; es gibt keine Erklärung dafür. Sie wollte mir gefallen, und ich, der ich ſo gar leicht nicht zu feſſeln bin, wurde ihr Sklave,

so sehr sie es nur wünschen mochte; auch ich gefiel ihr, aber es war ein flüchtiges Wohlgefallen, leicht verwischt, wie schnell entstanden. Während dieser kurzen Zeit, die Tage ließen sich zählen, war ich unendlich beglückt. Kein Wort von Neigung kam über unsere Lippen, und doch — kaum weiß ich, ob Sterbliche solcher Seligkeit würdig sind; ich wenigstens mußte es wohl nicht seyn, denn mein Glück floh dahin wie ein Traum, dessen Anfang, dessen Ende gleich unbegreiflich bleiben. Ein einziger Blick in ihre schönen Augen sagte mir, daß mein Bild sich nicht mehr darin abspiegele; ich war besonnen genug, nicht erwerben, erzwingen zu wollen, was eine Himmelsgabe ist und nicht erworben, nicht erfleht werden kann." — „Und sie bezeigte Ihnen niemals wieder gleiche Gunst?" — „Nie, eine solche Rückkehr hätte überdacht seyn müssen, und ihre Huld war unüberlegt, unwillkührlich, und eben deßhalb unschätzbar." — „Und nun führen Sie mich gleichem Verderben entgegen? Oder wünschen Sie vielleicht, durch mich gerächt zu werden?"

Waldorf lächelte: „Diese Frage macht Ihrer Bescheidenheit Ehre, indessen bin ich immer der Meinung gewesen, jeder müsse Verfechter seiner eigenen Angelegenheiten seyn; hätte ich mich rächen wollen, wer weiß, ob mir die Mittel dazu gefehlt haben würden? Kein Gedanke an Zürnen ist mir je in den Sinn gekommen, ich habe dieses liebliche, vielleicht Manchem unerklärliche Räthsel vollkommen begriffen und es so unaussprechlich geliebt, daß diese Neigung mich weit über die gewöhnlichen Leidenschaften der Abgunst, des Nachtragens, des Mißwollens hinweg gehoben hat. Von Vergebung, von Rache kann gar keine Rede seyn, wo nie Unwillen Statt fand." — „Ich gestehe Ihnen, daß ich zu solcher Höhe mich nicht emporschwingen kann. Hätte sie mir entschiedene Vorliebe gezeigt und ohne Grund wieder entzogen, ich würde Alles daran gesetzt haben, diese Neigung wieder zu erlangen, um sie dann mit Kälte zu verlassen. Diese Befriedigung meines Stolzes würde ich mir nie haben versagen können. Ich lasse nicht mit mir spielen." — „Und haben nie mit der Ruhe Anderer gespielt?"

Unmuthig wendete Glenorvan sich ab; bei lebhaften Gemüthserregungen pflegten seine Augen sich wie in sich zurückzuziehen, wobei dann ihr Stern einen stechenden Ausdruck annahm: so auch jezt; er seufzte leise und entgegnete: „Ihnen halte ich Vieles zu Gute, auch solche Fragen, die leicht auszusprechen, aber schwer zu beantworten sind. Wer kann, wer mag in einer einzigen Erwiderung Rechenschaft über ein ganzes Leben ablegen? Zugestanden, daß ich in solcher Beziehung mich nicht ganz frei fühle, würden Sie deßhalb im Stande seyn, die tausend Fäden zu entwirren, welche ein armes Menschenherz umspinnen, und nicht immer aus dem Labyrinthe, sondern oft tief, tief in dasselbe hineinführen? Wenige fehlen im Leben aus Vorsatz, wie es denn überhaupt nicht viel vereinzeltes Handeln gibt; die Verkettung der Umstände, das Herbeiführen derselben liegt nur nicht jedem Blicke klar vor. Wo ist der gewandte Schwimmer, welcher, fortgerissen im Strudel, demselben augenblicklich zu entkommen vermag? Halb gezwungen, halb im Vertrauen auf eigene Kraft, läßt er sich treiben, weiter und immer weiter, und es wird zum Umlenken zu spät und die Wellen schlagen über ihm zusammen." — „Sie sind ein Sophist, aber ein liebenswürdiger, und man sollte Ihnen, um ihres Besten willen, niemals gestatten, ihr eigener Anwalt zu seyn. — Der Herr des Hauses ist Ihnen bekannt, Sie wissen, daß er ein achtungswerther, feiner, aber ziemlich beschränkter Mann ist; vielleicht aber mögen Sie nicht ahnen, wie sehr er den Ultraaristokraten beizuzählen sey. Aehnliches Hängen an Adel, Titel und Formen hat mir vor der Bekanntschaft mit ihm nur als unverbürgte Legende vorgeschwebt. Schon Ihr Name würde Ihnen, wenn auch andere Gründe nicht vorlägen, die beste Aufnahme sichern, welche gleichwohl auch mir zu Theil werden wird, dem ähnliche Vorzüge fehlen; denn wahre Vornehmheit gefällt sich darin, tiefer gestellten Personen in geselliger Beziehung mit Auszeichnung zu begegnen. Eine Hausfrau finden Sie leider nicht, der Baron ist Wittwer, und in seinem vortrefflich eingerichteten Hause auf's Vollständigste den Wirth machend, gestattet er seinen Töchtern nur so viel Antheil daran zu nehmen, als sich mit ihrer Jugend und seinen Ansichten verträgt. Zu den kleinen Eigenheiten des Barons gehört das Begehren, seine Töchter nie anders als in den feinsten weißen Stoffen zu sehen, und diese an sich ganz einfache Gewohnheit hat auf mich unwiderstehlichen Zauber geübt; so gewiß ist es, daß jeder denkbare Begriff der Reinheit bei den Frauen auf entzückende Weise anzieht. — Lenken Sie in die Baumreihe zur Rechten, Glenorvan, in wenigen Augenblicken sind wir am Ziel."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Lausanner Cantine. Lustschifferei.

Nicht bloß unser Strafarbeitshaus übt Gerechtigkeit, selbst die Elemente scheinen sich dies vorgenommen zu haben. Sie wissen, bei dem Lausanner Schützenfest im vorigen Sommer gehörte die große Cantine zu den Merkwürdigkeiten: ein großes, aus Balken und Brettern bestehendes Gebäude, ohne stützende Säulen, wo nicht nur an dreitausend Menschen sitzend zu Mittag essen, sondern auch die Speisen und

Getränke bequem um alle Tische herumgetragen werden konnten, und wo überdies noch die Rednerbühne, die Bänke für die Damen und zwei große Tribünen für die Musik Platz fanden. Bei den Mittagsmahlen wurden in zahlreichen, kürzern und längern Toasten Schmähungen ausgesprochen gegen fremde Völker und Fürsten, selbst die, denen die Schweiz viel verdankt, ferner die lächerlichsten Großsprechereien, Verheißungen und Drohungen, an denen freilich der reichlich fließende Ivorner Wein und die große Hitze bedeutenden Antheil hatten; kurz, das Gebäude mußte fest seyn, denn es stand gegen all diesen windigen Unfug. Im Vertrauen auf diese erprobte Solidität kaufte es ein Genfer nach dem Fest, zerlegte und stellte es bei Genf wieder auf, wo es zum Lustort dienen sollte, für Essen und Trinken, Tanz und Musik. Darüber waren aber unsere Genfer Luftgeister unwillig, schickten einen ihrer tüchtigen, handfesten Winde, und der warf das Festhaus mit einem Ruck über den Haufen.

Es gibt bei uns Leute, die mit jenen Luftregionen vertraut sind und Genaues darüber berichten können. So ließ sich neulich ein Genfer Gelehrter, der viele Luftfahrten mit wissenschaftlichem Sinn gemacht hat, bei Gelegenheit der Greenschen Excursion von London nach Nassau folgendermaßen vernehmen: „Von dem Augenblicke an, wo man im Ballon die Erde verläßt, bis zu der äußersten Höhe, wo der Mensch noch in der Atmosphäre athmen und leben kann, ergreift ihn eine Reihe der verschiedensten Empfindungen und Eindrücke. Der angenehmste Moment ist unstreitig, wenn man die Erde verläßt, bis zur Höhe von ungefähr 1800′; denn in diesem Raum fühlt man nur Angenehmes, und wird an die süßanmuthigen Träume erinnert, wo man fliegt und mit der Leichtigkeit einer Taube oder einer Schwalbe auf und ab in den Luftschichten schwebt; nun ist der Traum zur Wahrheit geworden. Die Ansicht der Natur von oben hat zuerst etwas ganz Bezauberndes. Je mehr sich der Horizont entwickelt und erweitert, desto bestimmter zeigen die Flüsse ihre Beugungen; immer mehr Städte, Dörfer und andere Wohnungen treten zwischen ihnen hervor, leicht werden Landstraßen von geringern Wegen und diese von Fußpfaden unterschieden, ja es ist nicht ohne Interesse, ihre Verbindungen unter einander in einem flachen, bekannten Lande zu verfolgen, wie auf einer Landkarte. Erzeugnisse und Früchte lassen sich noch gut unterscheiden nach Farbe und Gestaltung; denn in dieser geringen Höhe sieht ein Kornfeld noch ganz anders aus als eines mit Luzerner Klee, ein Wald anders als ein Weingarten. Ueber 1800′ werden die Gegenstände auf einmal auffallend kleiner; die Menschen sehen schon aus wie Insekten; die Atmosphäre wird bedeutend kühler. Sind mehrere Personen in der Gondel, so beginnt nun das Sprechen; denn bisher band die Bewunderung und das Staunen über so viel Schönheit die Zungen. Es wird herüber und hinüber gefragt, man spricht sich aus über neue Empfindungen und Gefühle. Die rasche Aufsteigung hebt den Ballon bald auf 5000′ oder 5600′; die Kälte nimmt zu und man hat oft Brausen vor den Ohren; um sich den Andern verständlich zu machen, muß schon mit Anstrengung gesprochen werden; denn das Vehikel des Tons, die Luftdichtheit, hat bereits sehr abgenommen. Die Ausdehnung des Wasserstoffgases im Ballon, welche schon mit dem Augenblick beginnt, wo man die Erde verläßt, nimmt immer mehr zu und macht es nöthig, das Ventil häufig zu öffnen, um es aus dem Ballon zu lassen.

Mit 12,000′ Höhe wird die Kälte gewöhnlich sehr streng, auf der Erde aber zeigt sich wenig mehr mit Bestimmtheit, sondern fließt zu confusen Massen in einander. Die Landstraßen sehen aus wie kleine weiße Schnüre, große Ströme werden zu Goffen; der Himmel ist zwar rein und klar, aber sein Blau geht schon sehr in's Dunkle. Steigt man noch 6000′, also auf eine Höhe von 18,000′, so gewahrt man nur noch sehr große Massen auf Erden; wird dann unten eine Kanone abgefeuert, so zittert das ganze Himmelsgewölbe und der Ballon in ihm. Werden auf dieser Höhe Vögel losgelassen, so fallen sie, oder können nur mit großer Mühe fliegen; denn ihre Flügel finden an der verdünnten Luft nicht Stütze genug. Mit 24,000′ gelangt man auf den letzten und höchsten Punkt, wo die meisten Menschen noch athmen und leben können, wo aber volle Einsamkeit und Isolirung herrscht. In dieser Höhe kann man es jedoch meist nur wenige Minuten aushalten wegen der unerträglichen und scharfen Kälte, so wie bei der Schwere in allen Gliedern, die mit jedem Augenblick zunimmt. Die Stimme hört man nur noch mit großer Mühe und Anstrengung, kleine Thiere sterben. Alle Beobachtungen müssen so schnell als möglich gemacht werden; denn es ist da kein Bleibens, und der Ballon, der in dem unermeßlichen Raum der einzige sichtbare Gegenstand ist, scheint seiner Zerstörung nahe, so unbändig strömt das Wasserstoffgas aus. Ueber dem Ballon in der Höhe des Luftkreises herrscht tiefes Dunkel, und hier hört alles physische Leben auf.

Der Verlust an Gas und oft seine Verdichtung durch die Kälte machen, daß der Ballon schnell sinkt; die Luft wird bald wieder athembarer und weniger kalt; die bisher nur als eine graulichte, ungestalte Masse erscheinende Erde wird in ihren Einzelnheiten wieder sichtbar, ihre Theile, Formen und später auch ihre Erzeugnisse treten von Neuem hervor; es ist, als sähe man das Leben aus der Erdoberfläche keimen und sich immer mehr verbreiten, größer und mannichfacher werden. Bäume sehen noch aus wie kleine, zarte Pflanzen; bald entwickeln sich die Massen ganz und es treten Städte, Dörfer, Wälder und Wiesen deutlich hervor. Später werden auch Menschen und Thiere sichtbar und Töne dringen herauf. Ginge es so fort, so wäre der Ballon bald auf der Erde; aber der geschickte Luftschiffer weiß durch Auswerfen des Ballastes diesen prosaischen Moment noch einige Zeit, manchmal noch eine Stunde lang zu verschieben, um die Spitzen der Thürme, um die Baumgipfel und hohen Dächer zu flattern wie ein Riesenschmetterling, wo es dann sehr unterhaltend ist, den Allarm der Menschen und besonders der Thiere zu sehen, die voll Angst und Unruhe sind, hin und her rennen, sich mit den Ihrigen flüchten und verstecken; denn sie ergreift die Gegenwart eines wundersamen, unbekannten Wesens, dessen Gestalt sie mit Furcht und Schrecken erfüllt. Manchmal kann der Aeronaut selbst wieder zu 1800′ bis 2000′ aufsteigen. Vom höchsten Interesse ist es besonders, wenn sich bei seiner Ascension unter ihm gerade ein Gewitter mit einer Menge von Erscheinungen bildet, die nur wenig Menschen sehen und bewundern können. Die Bildung und Gestaltung der Wolken, die mächtigen Processe, die in ihnen vorgehen, und die der Aeronaut aus sicherer, blauer Höhe beobachten kann, erfüllen das Gemüth wechselnd mit Staunen, Bewunderung, Verehrung und Furcht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 17. Juni 1837.

Du siehst mein Vaterhaus, so deutscher Art,
Als ob's ein Engelpaar in luft'ger Fahrt,
Wie einst Lorettos Gnadenhaus, hieher
Gerad' vom Rhein getragen über's Meer.

A. Grün.

Die Deutschen in Nordamerika. *

Von Franz Grund.

Die Deutschen und Holländer sind alte Ansiedler in den Vereinigten Staaten und haben in gewisser Beziehung ein legitimes Recht auf den Boden. Die Holländer gründeten, wie bekannt, den Staat New-York und einen großen Theil von New-Jersey, ehe die Kolonie, von den Engländern erobert, das Eigenthum des Herzogs von York wurde. Auch die Deutschen waren unter den ersten Ansiedlern von Pennsylvanien, und unter den tugendhaftesten und gottesfürchtigsten Quäkern, welche William Penn selbst durch seine Predigten zu seinem Glauben bekehrt hatte. Sie gründeten die ersten Papier-, Leinwand- und Tuchfabriken in Amerika, und waren vom Anfang der Kolonie unter denen, welche am meisten zu ihrem Wohlstand und Fortkommen beitrugen. Germantown ward ganz von Deutschen gebaut, noch vor der Gründung von Philadelphia, und Abkömmlinge dieser Ansiedler oder neue Emigranten aus Deutschland stehen jezt an der Spitze der zahlreichen Fabriken jener Stadt.

Die Deutschen kämpften mit den Anglo-Amerikanern in den frühesten Kriegen gegen die Indianerstämme und unterstüzten sie lebhaft in ihrem Kampfe für Freiheit und Unabhängigkeit. Die Deutschen von Pennsylvanien errichteten unter sich mehrere Regimenter Milizen, und theilten die Beschwerlichkeiten des Washington'schen Heeres in dem langen Kriege der Revolution. Deutsche begleiteten den Helden in der schwärzesten Nacht des amerikanischen Freiheitskrieges auf seinem Uebergang über den Delaware und erkämpften mit ihm den Sieg bei Trenton. Die Amerikaner waren überall von den Engländern geschlagen und von ihren gefaßten Posten verdrängt worden. Sie mußten alle ihre Vertheidigungslinien am North-River aufgeben und sich nach Pennsylvanien flüchten; das Volk war hungrig und halb nackt und die reicheren Bürger fielen überall von der Republik ab und baten um Gnade bei den königlichen Generalen. Da entschloß sich Washington zum nächtlichen Ueberfall des englischen Lagers, und erkämpfte den vollkommensten Sieg. Sein Wahlspruch war: „die Nacht ist am schwärzesten vor Tagesanbruch."

Die Frage bei den Deutschen ist nicht mehr, ob man sie dulden soll, oder ob sie Aussicht auf Erfolg haben; sie sind Bürger, deren Arbeit bereits mit Erfolg gekrönt ist.

* Aus dem in Kurzem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Werke: Die Amerikaner in ihren socialen, moralischen und politischen Beziehungen, von Fr. Grund. Es ist ursprünglich englisch geschrieben, aber der Verfasser, ein Deutscher, hat die deutsche Ausgabe selbst besorgt und diejenigen Kapitel, welche für Deutschland von besonderem Interesse sind, mit Zusäzen versehen.

Sie beſitzen bereits eine politiſche Macht; denn da ſie vom Anfange her dem Plan getreu blieben, beiſammen zu bleiben, ſo haben ſie ungeheure Landſtrecken unter ihren unmittelbaren Einfluß gebracht, und es gibt jezt ganze Dörfer und Flecken in den Staaten von Pennſylvanien und Ohio, und ſelbſt in dem von Illinois, wo die Einwohner keine andere Sprache ſprechen als deutſch. Ihre Macht gründet ſich auf den Beſitz des Bodens und die merkwürdige Uebereinſtimmung ihrer Gefühle und Neigungen. Es iſt in der That erfreulich, wenn man jene Deutſchen, welche ſeit Tacitus bis auf den heutigen Tag ſich zu keiner gleichförmigen Regierung vereinigen konnten, um das Panier der Freiſtaaten verſammelt ſieht, das ſie als ihren Führer und ihr Geſetz verehren. Auch iſt die Macht der Deutſchen nicht ſtationär, ſondern vermehrt ſich beſtändig, ſowohl durch ihre Zahl als ihr Beſitzthum. Tauſende von Deutſchen wandern jährlich nach den Vereinigten Staaten und kaufen ſich dort an oder erwerben Eigenthum durch anhaltende Thätigkeit. Die Deutſchen zerſtreuen ſich nicht, vermiſchen ſich nicht mit den Amerikanern, ſondern vermehren die Anſiedelungen ihrer bereits angeſiedelten Landsleute, oder laſſen ſich in ihrer Nachbarſchaft nieder. Sie ſind deßhalb ſchon im Anfange weniger von den Amerikanern als von ihren eigenen Brüdern abhängig, von denen ſie alle Mittel zu ihrem Lebensunterhalt beziehen. Ihre eigenen Landsleute übernehmen ihren Unterricht in den Geſetzen und Gebräuchen des Landes, und verweiſen ihnen als unbeugſame Demokraten Alles, was nicht mit dieſer ihrer Lieblingstheorie übereinſtimmt.

Dieſe Erſcheinung iſt Anfangs auffallend und in offenem Widerſpruch mit dem faſt patriarchaliſchen Leben der europäiſchen Deutſchen. Aber in Amerika haben die Deutſchen die freie Wahl ihrer politiſchen Principien, welche weder den Grundgeſetzen des Landes noch ſeiner Geſchichte und den hieraus entwickelten Sitten des Volks zuwider ſind. Es iſt in der That ein Hauptcharakterzug der Deutſchen, daß ſie nichts gegen, oder nur ohne ihre Ueberzeugung thun können. Sie ſind vielleicht das muthigſte Volk, wenn ſie ſich der Rechtlichkeit ihrer Geſinnungen bewußt geworden, aber auch gänzlich unfähig zu handeln, ehe ihr eigener Grundſatz als eine allgemeine Wahrheit anerkannt iſt. Ihre Stärke beruht auf ihrem Gewiſſen und nicht auf dem Grade der Exaltation, bis zu welchem ihre Leidenſchaften geſteigert werden können. Darum begann die Reformation in Deutſchland nicht mit einem Aufruf an die Nationalehre oder die Gewinnſucht des Volkes, ſondern mit der Verbreitung der Wahrheit in den Gemüthern. Sie war ganz intellektueller Natur, und in dieſem Sinne iſt ſie weiter vorgeſchritten als in irgend einem andern Lande. Aber zu offenen Ausbrüchen wird es bei den Deutſchen ſo wenig kommen als bei ihren ſächſiſchen Brüdern, den Engländern. Sie werden kein Gebäude zerſtören, ehe ſie ein anderes zu ihrer Wohnung eingerichtet haben, und wie ihre ſächſiſchen Brüder einen geflickten Rock einem neuen vorziehen, der für ſie nicht paßt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schloſs Hochdorf.

(Fortſetzung.)

Glenorvan folgte der angegebenen Richtung, legte dann ſeinem Pferde den Zügel nachläſſig auf den Hals und blickte betrachtend umher. „Es iſt mir vollkommen unbegreiflich," äußerte er, „wie man ſo viel augenſcheinliche Sorgfalt einem ſo öden Strich Landes hat zuwenden mögen. Jegliches, was ſonſt in verſchwenderiſcher Fülle der Kunſt zu Hülfe kommt, hat hier als erſtes Grundelement erſt geſchaffen werden müſſen. Solche Neigungen ſchlagen eigentlich in das Gebiet der Pädagogen, welche ſich mit beſonderer Vorliebe verwilderter Gemüther bemächtigen, um dieſe dem Zuſtand der geltenden Kultur anzupaſſen. Wie löblich ſolche Beſtrebungen auch ſeyn mögen, ewig wird das künſtlich Erworbene dem erſchaffenen Urbilde nachſtehen, und wir ſollen uns nur nicht etwa einbilden, daß eine Pflanzung eben deßhalb mit günſtigeren Augen angeſehen wird, weil wir ihr Gedeihen dem Boden, dem Klima, der Oertlichkeit abrangen. Im Gegentheil, ſolche Betrachtungen werden nur ein negatives Lob veranlaſſen, und es wird höchſtens heißen: für dieſe Gegend ganz artig. Ich gehöre nun einmal nicht zu den Beſcheidenen und würde darin ſchlechten Erſatz finden."

Jezt lag das Wohnhaus dem Blicke vor: ein ſtattliches Gebäude, welches weder der alten noch auch der ganz neuen Zeit anzugehören ſchien; gegen jenes ſprach die geſchmackvolle Form, gegen lezteres die ſichtliche Tüchtigkeit des Baus. Hohe Baumreihen entzogen die Wirthſchaftsgebäude dem Auge; im innern Hofe befand ſich ein großer, von eiſernem Gitter umſchloſſener Raſen, auf welchem ſeltene Ziegen weideten. Vor dem Hauſe ſtanden die Diener, zum Empfange der Gäſte bereit, an ihrer Spitze der Kammerdiener, ein alter Mann mit gepudertem Haar und dem freundlich-höflichen Ausdruck, welchen man bei den Veteranen dieſer Claſſe in vornehmen Häuſern noch anzutreffen pflegt. Der Baron befand ſich auf der Mitte der Treppe; ſeine etwas gedrungene Geſtalt, ſein edel geformtes, aber vollkommen ruhiges Antlitz paßten vortrefflich zu dem Ausdruck von Würde, der ihn nie verließ. Der Empfang war ſehr höflich, und Glenorvan

betrachtete, ein Kenner ſolcher Dinge, im flüchtigen Ueberblick die prächtige und doch angemeſſene Verzierung der Vorhalle und des Zimmers, wohin ſie geführt wurden. Nach den erſten Begrüßungen wies man den jungen Fremden ihre Gemächer an, wo ſie, welche der Ruhe und Erfriſchung bedürftig waren, zu verweilen vorzogen, bis Lord Glenorvans Wagen mit ihrem Gepäcke angekommen ſeyn werde.

In ſeinem Zimmer warf Glenorvan ſich nachläſſig auf einen Divan, den Kopf zurückgelehnt, und betrachtete aufmerkſam die ihn umgebenden Gegenſtände. Die Wände waren mit lichtblauem Damaſt bezogen, durch vergoldete Leiſten abgetheilt, die Malerei in Weiß gehalten. In einer von Säulen getragenen Vertiefung befand ſich das Bett mit Umhängen gleich der Wandbekleidung; alle Ueberzüge und Vorhänge waren von gleichem Stoff, die Möbeln zum Ganzen paſſend, nicht ohne Schnitzwerk und reiche Vergoldung. Am längſten verweilten ſeine Blicke auf einer koſtbaren, mit Roſen gefüllten Vaſe; angenehme Vorſtellungen flogen durch ſeine Seele; von dieſen erfüllt, athmete er ſehnſuchtsvoll den Duft der ſchönen Blumen ein, und als jezt Waldorf zu ihm eintrat, machte er dieſen auf jegliches aufmerkſam. Waldorf öffnete die Thüre eines anſtoßenden Zimmers und vermochte ſeinen bequem hingeſtreckten Freund, ſich zur Beſichtigung deſſelben zu erheben. Dieſes allerliebſte Gemach war dem größeren an Wandbekleidung und allem dahin gehörigen vollkommen gleich, nur daß hier über dem Sopha, in prächtigem Rahmen ein großes Bild, angeblich von Salvator Roſa, angebracht war. Es zeigte dem Blick des Betrachtenden ein ſehr junges, blondes, höchſt reizendes und phantaſtiſch gekleidetes Mädchen, welches einem ihr zur Seite, aber viel tiefer ſtehenden Krieger einen Becher mit Wein darreichte. Die kräftige Geſtalt des Mannes, das dunkle Kolorit, der rohe, Verlangen kund gebende Ausdruck bildeten den ſeltſamſten und ſchlagendſten Gegenſatz zu ihren ätheriſchen Reizen. Von wem das Bild auch immer herrühren mochte, ſichtlich war es nicht ohne Werth und lag in der Erfindung gleich einem angenehmen Räthſel vor.

Aus den Fenſtern dieſes Zimmers überſah man einen Theil des Gartens: kunſtvoll, in wohl berechneter Miſchung des Laubes gepflanzte Boskets, große Raſenflächen, vortrefflich angeordnete und gehegte Blumenſtücke und einen künſtlich geleiteten Waſſerfall, der ſich in murmelndem Geplätſcher ergoß. Glenorvan überſah ſich Alles und kehrte dann zu dem früher eingenommenen Platze zurück.

„Lange," äußerte er, „iſt mir keine Einrichtung vorgekommen, die, ſo weit ich ſie zu beurtheilen im Stande bin, ſo vollkommen harmoniſch in allen ihren Theilen wäre. Ich möchte ſagen, Alles ſey in dem Sinne einer früheren Zeit ausgeführt, welche in ihrer Tüchtigkeit das Halbe gering ſchäzte. Jegliches paßte damals zu einander; wie ſelten iſt dieſes in unſern Zeiten der Fall, wo ſtatt der Conſequenz die Mode waltet! In den Schlöſſern und Wohnungen deutſcher Edelleute gewahrt man häufig die Bilder geharniſchter und gewappneter Ahnen auf leichten Papiertapeten, und daneben Vorhänge und Bezüge von ähnlichem Werthe. Solche Verletzungen eines richtigen Geſchmacks, ſolcher Mangel an Schönheitsſinn und Nachdenken fallen kaum noch auf. Hier befriedigt mich Alles; die ganze Einrichtung gibt mir das Gefühl, als ob ich ſie erſonnen und angeordnet hätte." — Waldorf lächelte: „Sie werden hier noch mehr erblicken, was Ihnen gefallen wird, lieber Freund."

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Juni.

Bauluſt. Verbeſſerter Druckfehler. Eiſenbahn. Maſchinenanſtalt.

So ſehr auch ſchon ſeither die Bauluſt überhand genommen hatte, ſo groß wie im jetzigen Frühjahr iſt ſie doch noch nicht geweſen. Es fehlt an Arbeitern in der Gegend, und die aus der Ferne herzueilenden Schaaren nehmen bereits ungemein ab. Auch in den Steinbrüchen fangen hie und da die Hände zu mangeln an, daher die Bauſteine im Verhältniß zu dem hoch hinaufgeſchraubten Arbeitslohn ebenfalls nicht unbedeutend ſich im Preiſe erhoben haben. Das große Arbeiterbedürfniß der Eiſenbahnen droht dieſe Theurung immer höher zu ſteigern. Immer auffallender geſtaltet die neue Antonsſtadt ſich um. Beſonders wird die Bauznerſtraße unkenntlich. Große Gärten, voll Baumſchulen und andern Pflanzungen, in denen nur kleine Häuſer als ein unentbehrliches Bedürfniß geduldet worden, werden hie und da durch imponirende, umfangreiche Gebäude dem Blicke des Vorübergehenden völlig entzogen, und die ſteinernen Hüttchen drohen nunmehr bald ſich in die Wolken auszudehnen. Zum Glück iſt bekanntlich, ſo gut wie bei den Bäumen, auch bei den Häuſern dafür geſorgt, daß ſie nicht in den Himmel wachſen. Faſt überall werden die veralteten Häuſer entweder überbaut oder ganz abgeriſſen und neue, gewaltig große dafür hingeſtellt. Unter andern gab es ein Gebäude in der Bauznerſtraße, deſſen auffallende Irregularität dem Auge allerdings mächtigen Anſtoß gab. Sie rührte davon her, daß der unregelmäßig geſtaltete Boden, auf dem es errichtet war, gänzlich dazu hatte benuzt werden ſollen. Weil der, ſchon vor einiger Zeit verſtorbene Erbauer der Beſitzer einer anſehnlichen Druckerei geweſen, ſo wurde dieſes Haus bald unter dem Namen des „Druckfehlers" allgemein bekannt. Daſſelbe gelangt nun ebenfalls mittelſt Verbindung mit dem Nachbarhauſe zu einer neuen, ſtark vermehrten Auflage, bei welcher auch die frühere Beleidigung des Auges zum Theil wegfallen wird. — Ungemeines Intereſſe hat hier die Nachricht des am 25ſten April ſtattgefundenen erſten Verſuches der Befahrung des bei Leipzig fertig gewordenen Stückes der Leipzig-Dresdener Eiſenbahn erregt. Der Verſuch iſt ſehr günſtig ausgefallen, und Prinz Johann hat nicht verſäumt, die allgemeine Freude durch ſeine Theilnahme an der Fahrt zu erhöhen. Das befahrbare Stück

Bahn geht allerdings erst bis zu dem in der Nähe von Borsdorf gelegenen Dorfe Althen; und es wird wegen mancher, Anfangs nicht gekannter Schwierigkeiten und Hindernisse eine weit längere Zeit zur Vollendung der ganzen Bahn erforderlich seyn, als man früher dazu bestimmt hatte. Auch überschreiten die Kosten bei Weitem das zuerst dafür als hinreichend geachtete Geldquantum. Gleichwohl behauptet sich das Vertrauen auf einen künftigen verhältnißmäßigen Ertrag noch immer. Der hohe Stand der Aktien zu 141½ beweist hinlänglich, daß man sich das Beste von diesem nützlichen Unternehmen verspricht. — Bei einer andern hiesigen Aktienentreprise heben sich in Folge der ungemeinen Thätigkeit, welche sie entfaltet, die Erwartungen zusehends. Das ganz nahe bei Dresden sehr reizend an der Elbe gelegene, früher von den Jagdbelustigungen des polnisch-sächsischen Hofes freudig widerhallende Schloß Uebigau bot in der vorletzten Periode nur ein melancholisches Bild lautloser Verödung und des tiefsten Verfalls seiner vormaligen Herrlichkeit dar. Die auf Aktien gegründete Maschinenanstalt, deren Sitz es neuerlich geworden, hat nunmehr die unbehagliche Stille daraus verscheucht und ein sogar weit erfreulicheres Leben, als das frühere, hineingepflanzt. Voll Verlangen sehen alle Gewerbsfreunde dem Ausbau der vor Kurzem vom Stapel gelaufenen neuen Dampffahrzeuge entgegen, der zu den mannichfachen, von der Anstalt unternommenen Arbeiten gehört.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Luftschifferei.

„Die regelmäßige Beschiffung der Luft ist kein Traum. Ohne ungerecht zu seyn, darf man ihre Möglichkeit nicht mit den Chimären und närrischen Versuchen in Physik und Chemie aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert verwechseln; die moderne Wissenschaft in Frankreich hat sie freilich lange schon aufgegeben und überläßt sie den Albertus, die von Zeit zu Zeit noch aufstehen. Der Uebergang vom aröstatischen Princip zur Luftschifffahrt scheint aber ganz natürlich und verständig, auch haben ausgezeichnete Gelehrte aller Nationen die Möglichkeit und Thunlichkeit der Sache ausgesprochen, ja vorher gesagt, besonders in Frankreich, Monge, Guyton-Morveau und Meusnier, deren positive Kenntnisse gewiß nicht in Zweifel gezogen werden können. Auch Fourcroy und Lalande haben sich dafür erklärt. Pauly von Genf, der Erfinder der Percussionsflintenschlösser, hat darin selbst 1804 eine entscheidende Erfahrung gemacht, und erwarb sich bei dieser Gelegenheit die Unterstützung und Protektion des Marschalls Ney.

Die Erfindung des Luftballons brachte Jedermann auf den Gedanken der Luftschifffahrt. Der sterbende Euler beschäftigte sich in seinen letzten Lebensaugenblicken mit der Berechnung der Auffahrt eines Luftballons; Zambeccari wurde das Opfer seines glühenden Forschungstriebs. In den Jahren 1784, 1785 und 1786 beschäftigten sich viele Akademien Frankreichs und des Auslandes mit diesem Gegenstand, und erklärten ihn wegen seiner Folgen für hochwichtig. Aber nun kamen die Politik und die Revolutionsstürme, deren Wuth das Staatsschiff in Frankreich zerbrach; alle großartigen Ideen in der Wissenschaft gingen für einige Zeit unter mit dem Geist der Erfindung und dem Streben nach wissenschaftlichen Untersuchungen. Erst unter Napoleon richteten französische Gelehrte ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Aerostatik. Damals unternahmen Biot und Gay-Lussac, Mitglieder der Akademie, eine Luftfahrt, und kurz darauf Gay-Lussac allein. Bei dieser Ascension machte er eine Menge anziehender und wichtiger Beobachtungen, die merkwürdig übereinstimmten mit dem, was das Jahr vorher der Professor Robertson in Hamburg bei seiner Ascension mit l'Hoëst beobachtet hatte. Alle drei waren ungefähr auf viertausend Toisen oder 24,000′ emporgestiegen, mehrere Stunden in dem höhern Luftraum geblieben und einige Meilen weit vom Ort ihrer Ascension wieder herabgekommen. Seit 1785 hatten Dr. Potain und Blanchard Luftfahrten über das Meer versucht, und das kühne Unternehmen war ihnen gelungen. Ersterer fuhr über den an dreißig Meilen breiten St. Georgskanal von Irland nach England, letzterer aber über den Kanal von England nach Calais. Blanchard erhob sich im folgenden Jahr zu einer Höhe von mehr denn fünftausend Toisen oder 30,000′, der höchsten Höhe, die je ein Mensch erreicht hat, wobei ihm wesentlich eine sehr trockene Luft und eine glückliche Constitution seiner Organe zu Statten kamen. Zwanzig Jahre später fuhr Jacques Garnerin mehrmals von Paris in das damalige Departement Donnersberg am Rhein und nach Aachen, schickte auch bei der Krönung Napoleons den sogenannten kaiserlichen Ballon ab, der in sechzehn Stunden die Nachricht von der Krönung des Kaisers nach Rom brachte.

Alle diese Bemühungen, Versuche und Wagnisse blieben aber einzeln, und die Aerostatik machte keine entschiedenen Fortschritte; ja man schien die Vortheile der Luftschifferei ganz aus den Augen verloren zu haben, so daß bis auf den heutigen Tag eine der herrlichsten Erfindungen des menschlichen Geistes mehr zum curiosen Experiment und Spiel geworden ist. Und doch bietet die Aeronautik unendlich größere Vortheile dar, als die Seeschifffahrt mit Segeln oder Dampf; diese Art, Menschen und Waaren durch die Luft zu führen, würde alle Kanäle und Eisenbahnen weit hinter sich lassen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

(Zum Theil nach Lucrece.)

Auf Andrer Kosten such' ich mich zu heben,
Weil ich in dunkler Niedrigkeit geboren,
Vergelte nur mit Undank all den Thoren,
Die mir zu ihrem Schaden Stütze geben.

Wenn ich mich rühmen darf, mit kühnen Schritten
Die höchsten Mauern siegreich zu besteigen,
Wie sollte man nicht auch den Kranz mir reichen,
Den Sieger als Belohnung sich erbitten?

Doch nein! ich theile selbst die besten Kränze
Freigebig aus an manche hohe Stirne,
Zur Freude dem phantastischen Gehirne,
Auf dessen schuld'gem Scheitel ich erglänze.

Im Felde pfleg' ich kräftig auszudauern,
Auf hartem Stein den Mantel nicht zu sparen,
Und mehr als Simson einst mit seinen Haaren,
Zertrümmr' ich wohl mit meinem Barte Mauern.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 19. Juni 1837.

Pray, which is the head lady?

Shakespeare.
Love's labour lost.

Schloss Hochdorf.

(Fortsetzung.)

Glenorvan folgte seinem Freunde, welcher gekommen war, ihn zum Frühstück abzuholen, und als er einige Stunden später seinen Anzug vor dem Spiegel vollendete, hätte man vielleicht über die Sorgfalt lächeln mögen, womit er diesen, und besonders sein schönes Haar ordnete. Nicht unbeifällig betrachtete er die edeln Züge, welche aus dem Glase ihm entgegensahen, die vortreffliche Form des Kopfes und eine Gestalt, über welche er mit Recht einige Eitelkeit empfand. Die beiden Freunde verfügten sich mit einander in das Wohnzimmer der Familie, welches geschmackvoll, gleich allen übrigen Räumen des Hauses, sich darstellte. Der Herr des Hauses empfing sie, in der Mitte des Zimmers stehend, und stellte Lord Glenorvan seinen beiden Töchtern und einer alten Französin, Madame la Raye vor, welche früher die Erziehung der jungen Damen geleitet.

Glenorvan blickte mit großer Spannung auf die Schwestern, welche im Aeußern wenig Aehnlichkeit mit einander zeigten. Eugenie, die ältere, war groß, schlank, mit feinen Zügen, mit Augen, denen nur die augenblickliche Seelenstimmung, je nach ihren Abstufungen, Glanz und Färbung verlieh, und welche abwechselnd schwarz, braun oder grau zu seyn schienen; sie zeigten wie im Spiegel jede Regung des Gemüths. Ihre natürliche Blässe wurde durch dunkles Haar noch mehr hervorgehoben, aber ein feines Lächeln um den lieblichsten Mund milderte nicht selten den ihr eigenthümlichen Ernst. Lord Glenorvan gestand sich auf den ersten Blick, daß diese junge Schönheit denjenigen Frauen beizuzählen sey, welchen man nur einmal im Leben zu begegnen pflegt, welche unvergleichlich sind. — Fanny, die jüngere Schwester, verband mit großer Anmuth und Frische den Ausdruck der lebendigsten Fröhlichkeit und eines geistig regsamen Sinnes. Das Benehmen der jungen Damen verrieth, daß sie daran gewöhnt seyen, Besuche zu empfangen; es war, wie Waldorf geäußert hatte, ungezwungen, aber vornehm höflich.

Nachdem Glenorvans erste Neugier befriedigt, suchte er zu erforschen, welche von Beiden seinen Freund gefesselt haben möge. Diesen, welcher seine Absicht errieth, belustigte der Gedanke, ihn in Ungewißheit zu erhalten, ja wo möglich irre zu führen; demgemäß bewachte er sich mit einer Sorgfalt, welche Glenorvan zu keiner Entscheidung kommen ließ und ihn mit lebhafter Unruhe erfüllte. Gleich erfolglos waren die Nachforschungen, welche er den Schwestern gegenüber anstellte. War es Eugenie, die Waldorfs einnehmendem Wesen nicht zu widerstehen vermocht hatte? Durfte er in ihren bezaubernden Augen ein Gefühl lesen, um welches alle Männer ihn hätten beneiden

mögen? — Ungewiß und dadurch gedankenvoll, wurde er erſt durch ein ſpöttiſches Lächeln Waldorfs aus ſeinem Sinnen geriſſen; er gab daſſelbe mit Heiterkeit zurück, und da eben das Mittagsmahl aufgetragen war, nahm er ſich vor, es durch eine aufgeweckte Unterhaltung zu beleben. Er führte Eugenien, der Baron die jüngere Tochter, und der arme Waldorf mußte ſeinen Arm der guten Madame la Raye bieten, was jedoch von ihm auf die beſte Weiſe geſchah, und ohne daß er den lächelnden Blick erwidert hätte, womit ſein übermüthiger Freund ihn ſtreifte.

Ganz ſo belebt, wie Glenorvan gedacht, war die Unterredung bei Tiſche nicht; es lag etwas in der verbindlichen, aber förmlichen Höflichkeit des Barons, was auch ihm, wider ſeinen Willen, eine Feſſel anlegte und vorläufig ihm nicht geſtattete, ſich auf den glänzenden Schwingen der Beredſamkeit zu erheben. Faſt hätte er ſeinen Freund beneiden mögen, welcher ſo ruhig und einnehmend ſprach, wie immer, ohne ſichtlichen Wunſch, zu gefallen, wie ohne bemerkbaren Zwang. Die Bewirthung war vortrefflich, nach Glenorvans Ausdruck, in dem Sinne des Ganzen, und nach dem Kaffee zerſtreute ſich die kleine Geſellſchaft. Für die jungen Männer boten ein Billard und ähnliche Spiele, eine ausgezeichnete Bücherſammlung, ſo wie das Beſehen der Ställe und Pferde des Barons mannichfache Beſchäftigung. Vor dem Thee ward ein gemeinſamer Spaziergang unternommen, wobei der Baron den Führer abgab und ſeine Gäſte auf die überdachte Sorgfalt der Anlagen, ſo wie auf das Gelingen ſeiner Bemühungen aufmerkſam machte. Als Blumenfreund, und zwar größtentheils aus Eitelkeit, ging es ihm wie manchen andern, welche ſich zeigen und andeuten laſſen, was in der Art hübſch und ſelten iſt, und häufig in einem Augenblick unglückſeliger Verwechslung jede Frucht ſo undankbarer Studien verlieren. Ueberall, wo, ſeiner Meinung nach, ein bezeichneter Strauch, eine ſeltene Pflanze ſich vorfand, blickte der Baron mit Befriedigung, mit angenommener Kennerſchaft, und indem er ſie leicht mit dem Stocke berührte, darauf hin und dann auf Lord Glenorvan. Dieſer, welcher die Wahrheit augenblicklich und zu ſeiner größten Beruhigung durchſchaute, denn er wußte, Roſen ausgenommen, faſt keine Blume von der andern zu unterſcheiden, ahmte jede Geberde des Barons mit einiger Leidenſchaft nach, ſo daß Beide eine ernſte, mimiſche Darſtellung gaben, welche dem Eingeweihten als vollkommene Burleske erſcheinen mußte. Zulezt blieb der Baron vor einem Calycanthus ſtehen, und nachdem er mit dem Stocke denſelben als Seltenheit bezeichnet, ſagte Glenorvan, der, des Schweigens herzlich müde, einige Ueberbleibſel verdorrter Blumen zu gewahren meinte: „Wie ſchade, daß dieſer ſchöne Strauch die herrlichen, glänzenden Blüthen bereits abgeſtreift!“ Der Baron nickte beifällig und Waldorf, der bis dahin mühſam ſeinen Ernſt behauptet, äußerte mit ſehr bedeutſamen Blicken auf ſeinen Freund, wie angenehm es ihm ſey, den Begriff von glänzend berichtigt zu ſehen, da er bisher nicht geglaubt habe, daß man einer düſtern, braunvioletten Blume mit einiger Befugniß ein ſolches Beiwort gönnen könne.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Deutſchen in Nordamerika.

(Fortſetzung.)

Mit dieſen Zügen der Deutſchen wird es leicht ſeyn, ihre Stellung in den Vereinigten Staaten zu verſtehen. Dort widerſtrebt ihrem ſächſiſchen Drang nach Familienfreiheit kein geſchichtlich oder geſetzlich begründetes Feudalweſen, und ſie haben deßwegen die demokratiſche Form, als ihren Begriffen von Recht, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit entſprechend, mit demſelben Feuereifer ergriffen, mit welchem ihre Vorfahren in Deutſchland die Grundſätze der Reformation vertheidigten; ſie fühlen ſich moraliſch von ihrer Tüchtigkeit überzeugt, und ſtatt darüber zu raiſonniren, glauben ſie daran, wie an die Wahrheiten der Bibel, und vererben dieſen Glauben auf ihre Kinder. Jeder neue Ankömmling wird in dieſem Glauben unterrichtet und alsbald bekehrt, denn im entgegengeſezten Falle klagt man ihn der Abgötterei an. Auf dieſe Art verbreitet ſich ihr Glaube mit der Vermehrung ihres Territoriums; aber nie überſchreiten ſie deſſen Grenzen oder bringen ihren Glauben den Amerikanern auf. Weit entfernt, ihre Lehren den Einwohnern anderer Staaten zu predigen, ſind ſie ſchon zufrieden mit dem Genuß eigener Freiheit, und ſtatt als bewegendes Princip in dem Rath der Nation aufzutreten, wird ihr Einfluß bloß durch die Maſſen fühlbar, welche ſie für oder gegen gewiſſe Maßregeln verwenden.

Aber mit aller ihrer Ruhe und Gelaſſenheit ſind ſie nicht im Stande, dem Witz oder Spotte der Amerikaner zu entgehen, und die Ausdrücke „hoch“ und „gemein deutſch“ (high and low dutch) werden in allen möglichen Bedeutungen und Beziehungen auf ſie angewendet. Das Gefühl eines gebildeten Deutſchen wird nicht ſonderlich durch gewiſſe figürliche Redensarten aus dem Munde ſchöner Frauen in Anſpruch genommen, wie zum Beiſpiel folgende: eine regelmäßige deutſche * Figur, was ſo viel als das Gegentheil von Mlle. Taglioni bedeutet; ein deutſcher Kopf (etwas viereckig und von nichtsſagender

* Das Wort dutch, das im Engliſchen holländiſch heißt, wird in Amerika faſt immer für german (deutſch) gebraucht.

Einfachheit); ein deutscher Mund (groß genug, eine gewöhnliche Orange zu fassen, ohne die Schale zu verletzen); ein deutscher Fuß (die höchste amerikanische Idee von Größe und Ausdehnung); deutsche Manieren (Alles, was man will, nur keine feine Lebensart) u. s. w. Diese schönen Epithete werden oft unvorsichtigerweise in Gegenwart von europäischen Deutschen gebraucht, wo man den Fehler dann augenblicklich dadurch wieder gut zu machen sucht, daß man sie versichert, man wende sie nicht auf sie an, sondern auf ihre etwas derben Landsleute in Pennsylvanien; die Deutschen aber sind weit entfernt, diese Ausfälle übel zu nehmen.

Hinsichtlich der amerikanischen Vorurtheile für oder gegen die Deutschen kann ich nur sagen, daß einige ihnen außerordentlich günstig, andere hingegen gegen ihre Interessen sind. Die Neuengländer und die südlichen Pflanzer sind mit der deutschen Literatur vertraut und übertragen einen Theil ihrer Verehrung für jene Wunderwelt des Schönen und Göttlichen, die Schöpfung deutscher Phantasie und Kraft, auf jeden gebildeten Deutschen. Aber während sie Deutschland als ein Feenland bewundern, in welchem man weder wachen und schlafen noch sich bewegen kann, ohne von Genien oder Dämonen entzückt oder gepeinigt zu werden, betrachten sie seine Einwohner als Träumer und seine Philosophen als Mondscheinweber. Eine ähnliche Meinung ist auch in England verbreitet, sogar unter den Literatoren, obschon die Produkte deutschen Genies dort höher geachtet und verstanden werden als in irgend einem andern fremden Lande. Die Amerikaner haben in Bezug auf alle Gegenstände des Geschmacks dasselbe Urtheil wie die Engländer, oder lassen sich das Urtheil der Engländer zur Richtschnur dienen, und halten daher deutsche Ideen und deutsche Philosophie für keine sichern Führer zu praktischen Wahrheiten. Sie haben deßhalb kein großes Vertrauen zu den Gelehrten der deutschen Schule. Zwar achten sie in den Deutschen das Universalgenie und den Aufschwung des Geistes, aber sie haben kein Vertrauen zu ihrer Specialgelehrsamkeit, außer vielleicht in den Elementargegenständen der Erziehung, die sie von der Geschäftsroutine des bürgerlichen Lebens entfernt genug halten, um sie den Deutschen zu überlassen. Deutsche Theologie, Medicin und Jurisprudenz stehen in Amerika unter ihren Preisen, aber nach Philosophie ist gar keine Nachfrage. Sollte ein armer deutscher Auswanderer keine andere, verkäuflichere Waare mit nach Amerika bringen, dann muß er gefaßt seyn, seine Tage in einem öffentlichen Armenhause zu beschließen; denn die Barmherzigkeit Einzelner könnte am Ende doch müde werden, ihn zu unterstützen. Wenn er nicht auf Staatskosten gehenkt wird, so kann er doch darauf rechnen, auf gemeine Kosten begraben zu werden, ob er gleich während seines Lebens Freunde und gelehrte Theilnehmer genug finden mag. Die Amerikaner werden ihn mit Güte aufnehmen und seinem Geist und Charakter die höchste Achtung zollen, ja es werden Viele bereit seyn, ihn mit Geld zu unterstützen; aber die Mehrzahl wird es für rathsam halten, ihn in's Narrenhaus zu sperren. Das Beste, was ihm zu thun übrig bleibt, ist, sich auf ein Landgut zu vermiethen, um sich doch nach amerikanischer Phrase dem Gemeinwesen nützlich zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Kann der Mensch fliegen lernen?

So weit der erste Genferische Sprecher, ein Gelehrter in Physik und Chemie; ihm antwortete sogleich einer unserer ersten Mechaniker, und bekanntlich zählt Genf deren sehr ausgezeichnete. „Man sagt, die Aerostatik, die sich so herrlich ankündigte, so große und kühne Hoffnungen erregte, ist, ungeachtet der Anstrengungen Einzelner, in den Kinderschuhen geblieben, und ist zur Stunde wenig mehr als ein curioses Experiment. Allerdings! das ist sie auch noch nach Greens interessanter Luftreise, und wird es wohl immer bleiben; denn wie will man in aller Welt einen Ballon im Luftraum leiten? woher soll bei voller Windstille die Impulsion kommen? und wie will man gegen widrigen Wind gehen? Auf dem Meer ist dies ganz anders; das Schiff kann da laviren, weil sein Kiel am Wasser ein Medium des Widerstandes, einen Stützpunkt hat, wodurch es den Segeln möglich wird, jeden Wind zu benutzen. Der Ballon hingegen kann nur mit günstigem Wind in der gewünschten Richtung fliegen; das geringste Lüftchen brächte ihn aus derselben. Zwar behauptet man, auf verschiedenen Höhen finden sich Luftströmungen nach allen Richtungen, so daß man nur mit dem Ballon auf- und abzusteigen brauche, um die rechte zu finden. Alle Beobachtungen stimmen aber darin überein, daß solche Strömungen zwar häufig vorkommen, aber lange nicht immer, daß die vorhandenen auch nicht immer dauern, und daß sie lange nicht immer gerade in der Richtung gehen, die man braucht. Schon dieses Suchen der rechten Strömung, dieses Auf- und Absteigen, dieses Verlassen und Wiederaufnehmen wäre mit großen Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten verknüpft. Auf diesem Weg dürfte also wohl die Luft nicht mit Sicherheit und Wahl beschifft werden können. Es gibt aber einen andern, und den zeigt die Natur selbst, diese Meisterin, so reich an Lehren und Mustern. Sie zeigte dem ersten Schiffer die anmuthige Gestalt des Schwans zur Nachahmung, als Ruder zeigte sie ihm die mit Haut überzogenen, breiten, schaufelartigen Schwimmfüße, als vollkommenes Steuerruder den Schwanz des Fisches. Um in der Luft zu schiffen, gibt es nur Ein treffliches Muster — den Vogel. Ganz richtig fühlte dies schon vor Jahren Degen in Wien; seine ersten Versuche gelangen nicht, weil er nicht hinlängliche Kraft in Anwendung bringen konnte, und man lachte ihn in Paris aus. Man hätte ihn bewundern sollen, denn er war der Wahrheit viel näher als alle großen und kleinen französischen und englischen Aeronauten. Außer den Flügeln haben die Vögel die zu deren

unaufhörlicher Schwingung nöthige, außerordentliche Muskelkraft; gelingt es dem Menschen, Beides mit einander zu vereinigen, so wird er gleich dem Vogel, seinem Muster, durch die Lüfte fliegen. Nun fragt sich's nur: ist dies möglich? und wir antworten: allerdings. Um Bewegungen des Aufsteigens, des Sinkens und des Fortschreitens mit Festigkeit und Sicherheit zu machen, dazu sind Flügel ein treffliches Mittel, und viel geeigneter als runde Ballons; Flügel mögen übrigens so groß seyn als sie wollen, die Größe nimmt ihnen nichts von ihrer Macht, wenn nur Kraft genug da ist, sie in Bewegung zu setzen. Der große Raubvogel fliegt eben so schnell und kräftig, nur noch schöner und imposanter, als der Zaunkönig."

(Der Beschluß folgt.)

Dresden, Juni.

(Beschluß.)

Fabrik moussirender Weine. Schlachtgemälde. Theater.

Erfreuliches Gedeihen hat ferner die in der nahen Umgegend gelegene Niederlößnitzer Fabrik moussirender Weine. Bei dem raschen Vorschreiten der Vervollkommnung des Weinbaues durch Benutzung aller Fingerzeige, welche die sorgfältigere Pflege der Rebe und des Mostes in den eigentlichen Weinländern darbietet, mußten wohl die bereits mehreren deutschen Ländern, vorzüglich den Neckar- und Moselgegenden so wohlgelungenen Versuche der Nachahmung des schäumenden Champagners zu einem Gegenstande besonderer Aufmerksamkeit für die inländische Industrie werden. Schon seit mehreren Jahren machten einzelne Weinbergbesitzer zum Theil ein recht günstiges Resultat gewährende Versuche, besonders der um die hiesige Weincultur in mannichfacher Hinsicht sehr verdiente Herr v. Bredow. Der gute Absatz, der diesem „Niederlößnitzer Champagner" nachgerühmt wird, ist von einer recht glücklichen Vorbedeutung für das unter Leitung Sachkundiger vor Kurzem im Großen auf Aktien unternommene Werk. Besonderer Begünstigung erfreute sich solches sogleich bei seinem Beginnen durch die im vorigen Herbste wider alles frühere Vermuthen noch gewonnene gute Lese. Schon war der 20ste Mai zu Einräumung der angeschafften großen Vorräthe von Rebensaft in die geräumigen Keller des neuaufgeführten Gebäudes festgesezt. Man wünschte dabei das allerdings denkwürdige Ereigniß durch eine angemessene Feier zu bezeichnen, als in der Nacht zuvor ein Theil des neuen Kellergebäudes tief in den Boden hinunter sank. Die ganz ungewöhnlichen Regengüsse, welche fortdauernd stattfanden, scheinen daran Schuld zu seyn. Die lithographische Industrie hat nicht unterlassen, dem ernsthaft genommen, in jeder Hinsicht beklagenswerthen Ereignisse schleunigst auch eine scherzhafte Seite abzugewinnen. Auf einem Querfolioblatte sieht man die beiden, durch das Versinken des nur in Trümmern und hervorstehenden Balken noch zu erblickenden Mittelgebäudes völlig dividirten Seitenflügel und dabei die Aktionäre in den verschiedenartigsten, trostlosesten Attitüden abgebildet. Drei Verse darunter dienen zur Erläuterung. Das Witzigste am Ganzen ist wohl die Ueberschrift des Blattes: Erste Dividende. — Die früher wiederholt erwähnten Kreuz- und Quergedanken eines Ignoranten rumoren hier immer noch fort. Sie haben zu einer geistvollen Gegenschrift Veranlassung gegeben, die einen hier lebenden Schriftsteller von anerkanntem Gehalte zum Verfasser haben soll. Auch ist, dem Vernehmen nach, eine zweite, den Gegenstand betreffende Schrift bereits unter der Presse. — Abermals nimmt ein in dem Canalettosaale auf der Brühlschen Terrasse ausgestelltes Gemälde die Aufmerksamkeit aller Gebildeten in Anspruch. Es ist ein Bataillenstück von ganz außerordentlicher Größe, und der Künstler ein bei der Schlacht selbst in Thätigkeit gewesener Offizier, der schon durch manche frühere, sehr gelungene Bataillendarstellung empfohlene Hauptmann Schubauer. Die Schlacht fand am 12ten August 1812 bei dem Dorfe Pobosna statt. Das sächsische Corps stand damals unter dem Oberbefehle des französischen Divisionsgenerals Regnier. Der mächtige Umfang des ungemein reichen Tableaus, verbunden mit einer eben so sinnvollen, als fleißigen Ausführung des Ganzen, von den Gestalten des Vorgrundes bis zu den durch die weite Entfernung um die Schärfe des Umrisses gebrachten Gegenständen, gewähren eine sehr anziehende Uebersicht. Zugleich beseelt die einnehmendste Wahrheit und ein recht frisches Leben die einzelnen, mit der größten Mannichfaltigkeit in Handlung und Ausdruck aufgestellten Gruppen. Für die Bewohner Sachsens wird das Interesse an dem verdienstvollen Gemälde dadurch noch besonders gesteigert, daß die große Mehrheit der dargestellten Krieger aus Landsleuten besteht, und von einer bedeutenden Anzahl der Offiziere die wirklichen Porträts aufgenommen sind. Auf einer lithographirten Skizze, welche jedem Beschauer überreicht wird, sind die Namen von dreiundsdreißig dargestellten Kriegern angegeben. Besonders ähnlich sollen seyn die Generale v. Langenau und v. Gablenz, auch Regnier, welcher, auf seinem Rosse sitzend, sich dadurch bemerklich macht, daß außer dem dreieckigen Hute an ihm gar kein militärisches Abzeichen wahrzunehmen ist, und derselbe, die Reitgerte in der Hand, in seinem dunkeln Frack, nur bis an das Knie reichenden, gelben Beinkleidern und Stiefeln mit braunen Stulpen, weit eher einem englischen Gentleman, als dem Oberbefehlshaber eines französischen Armeecorps ähnelt. — Die Natur ist im jetzigen Jahr eine gewaltige Langschläferin gewesen. Im Juni noch nicht einmal ganz mit ihrer Toilette fertig zu seyn! Sie hat sich in vielen Stücken um einen ganzen Monat verspätet. Regen und Kälte traten dem Wonnemonde bis gegen sein Ende hin dergestalt in den Weg, daß er mit weit größerm Rechte der Wassermonat hätte heißen können. Allenthalben Ueberschwemmungen, besonders auch vom Elbstrome, der, wenn er im Winter diesmal ein ganz ungewöhnlich eingezogenes Leben führte, sich in dem nunmehrigen sogenannten Frühlinge desto breiter machte. Sogar die im vorigen Jahr ein furchtbares Kriegsheer bildenden Maikäfer haben von ihrem Monat in diesem Jahr wenig oder gar keinen Gebrauch gemacht. Auch wir Andern wären vielleicht den Anfang des Sommerlebens kaum gewahr geworden, hätte uns nicht das Theater einen Wink gegeben; erstens dadurch, daß nun wieder einige Mal in der Woche auf der kleinen Bühne am Linkschen Bade gespielt wird, und zweitens durch die Pausen, welche manchmal mehrere Tage nach einander im Spielen eintreten. Denn die Ankunft der Schwalben ist gewöhnlich das Signal für mehrere unserer Bühnenhelden und Heldinnen zum Ausfluge nach Siegeskränzen in's Ausland. Zum Glück für die hiesigen Theaterfreunde, lassen es fremde Künstler selten an Versuchen fehlen, die Abwesenden zu ersetzen. So fand die vielgestaltige Kunst des Komikers Lebrün aus Hamburg so vielen Applaus, wie großentheils die schönen, vollen Töne der Sängerin Fischer von der Bühne zu Karlsruhe. Raimunds Verschwender gehört zu unsern frischesten Neuigkeiten. Einige Längen abgerechnet, hat man ihn nicht ungern gesehen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 20. Juni 1837.

O Deutscher, keine Heimathlieb' ist gleich
Dem Feuerwein, an Duft und Gluthen reich,
Der, wenn er weiter Meere Bahn durchzog,
Nur höh're Gluth und neue Würzen sog.

A. Grün.

Die Deutschen in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

In Bezug auf Gewerbe geht es den Deutschen nicht viel besser. Wenn sie nicht bei ihren eigenen Landsleuten Beschäftigung finden (was zwar oft genug geschieht), so ist ihre Aussicht auf Erfolg bei weitem nicht so gut als die der Engländer. Nicht bloß ist ihnen ihre Sprache ein Hinderniß, sondern ihre Leistungen werden von den Engländern und eingebornen Amerikanern überboten, welche wegen ihrer höheren Bezahlung besser zu arbeiten gewohnt sind als die Deutschen, und schon der Ruf der Engländer gibt diesen den Vorzug über alle andern Mitbewerber. — Agrikultur ist die angemessenste Beschäftigung für deutsche Auswanderer; denn es sind nur wenig Beispiele vorhanden, wo sie in der Eigenschaft als Ackerbauer nicht ihr Fortkommen gefunden hätten. Aber jede anständige Beschäftigung ist ihres Lohnes unter ihren Landsleuten gewiß, welche immer geneigter sind, Deutsche als Amerikaner zu unterstützen. Ich rathe daher den deutschen Auswanderern, bei ihrer Ankunft in Amerika nicht länger in den großen Seestädten zu verweilen, als erforderlich ist, um die nöthigen Lebensmittel für ihre Reise nach Westen einzukaufen; denn jede Minute, die sie dort zubringen, ist für sie ein reiner Verlust an Zeit und Geld, und deßwegen ein Hinderniß ihres endlichen Erfolgs. Als Bauer des Bodens haben sie die beste Hoffnung auf Erfolg; denn kein anderes Land hat dieselben Hülfsquellen, oder belohnt so reichlich die Industrie Einzelner, wie die des ganzen Volks. Als Ackerbauer haben die Deutschen einen entschiedenen Vortheil über alle andern europäischen Ansiedler; denn sie finden Freunde, Bekannte, ja selbst eine Heimath in drei oder vier der größten und fruchtbarsten Staaten der Union. Dort ist die deutsche Sprache kein Hinderniß ihres Fortkommens, denn Tausende um sie herum sprechen keine andere. Dort finden sie deutsche Zeitungen, deutsche Kirchen und deutsche Schulen. Ihre Diener der Gerechtigkeit sind Deutsche, ihre Aerzte, und, wenn sie so unglücklich seyn sollten, ihrer zu bedürfen — ihre Advokaten. Es wird ihnen scheinen, als ob ein Theil ihres eigenen Vaterlandes, wie durch Zauberei, nach der neuen Welt verpflanzt worden wäre; sie werden dieselben friedlichen Wohnungen, dieselben Kornfelder, dieselben Obstgärten, und jezt sogar dieselben Reben finden. Jeder Gegenstand, den ihr Auge faßt, wird sie an die Träume ihrer Kindheit erinnern und ihre Liebe zu ihrem Wahlland vermehren. Der Friede, die Ruhe und das häusliche Glück der Deutschen werden sich ihren Sinnen entfalten, nur der Vor- und Hintergrund wird undeutlich und verwischt seyn: sie werden weder Satrapen noch Bettler sehen.

Das westliche Gebiet der Union wird nicht blos von Auswanderern aus den atlantischen Staaten bevölkert; ein großer Theil seiner Bewohner besteht aus fremden Ansiedlern aus der Schweiz und aus Deutschland. Die Irländer, welche zwar in großen Massen nach den Vereinigten Staaten auswandern, ziehen fast immer den Aufenthalt in Städten, mit wechselnder und unstäter Beschäftigung, dem ruhigen Landleben der Deutschen vor, welche sich gewöhnlich mit Agrikultur beschäftigen. Die Vortheile der deutschen Ackerbauer in den Vereinigten Staaten über alle andern Mitbewerber sind zahlreich und mannichfaltig; aber sie entspringen größtentheils aus Ursachen, welche eine nähere Beachtung verdienen.

Die meisten deutschen Auswanderer, wenn wir etwa die geringe Zahl Gelehrter oder politisch Verbannter ausnehmen, ziehen nach Amerika mit dem festen Entschluß, sich dort eine Heimath zu gründen und in ihren Beziehungen als Auswanderer sich gegenseitig beizustehen. Dies ist unstreitig der vorzüglichste Grund ihres Fortkommens. Ohne die Alternative der Rückkehr in ihr Vaterland, sind sie genöthigt, allen ihren Fleiß auf den Anbau des Bodens zu verwenden, und zwar nicht als Abenteurer, um einen Versuch zu wagen, sondern als Landwirthe, entschlossen, dort ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Gewöhnlich lassen sie sich in den nordwestlichen Staaten nieder, und auf diese Weise von aller direkten Communikation mit ihrem Vaterlande abgeschnitten, lernen sie bald sich in Amerika zurecht finden, ohne sich durch trübes Hinblicken auf ihre Heimath das Herz schwer zu machen und die Lust zu Thaten zu verlieren. Ihre Art beisammen zu bleiben und ganze Dörfer und Städte auf einmal aufzubauen, macht ihr Exil weniger schmerzhaft. Sie fühlen kaum, daß sie Fremde sind, so lange jeder von ihnen in seinem nächsten Nachbar den Freund seiner Jugend oder den Gespielen seiner Kindheit findet. Auf diese Art behalten die deutschen Auswanderer in den Vereinigten Staaten größtentheils die ihnen angeborene Einfachheit der Sitten und sind durch Sparsamkeit und Fleiß und durch gegenseitige Unterstützung gar bald im Stande, sich bequem einzurichten und ihren Ansiedelungen Einheit und Dauer zu verschaffen. Weniger Handels- und Geldspekulationen ergeben, wenden sie ihre Sorgfalt mehr auf die Verbesserung und Vermehrung ihrer Grundstücke, und werden eben dadurch sicherer wohlhabend und unabhängig. Sie sind zwar weniger unternehmend als die eingebornen Amerikaner, besonders die Neuengländer, und werden deßhalb oft der Plattheit und Unregsamkeit beschuldigt; aber sie stehen dessen ungeachtet keinem Theil der Bevölkerung an Arbeitsamkeit nach und ihre industrielle Ausdauer findet allgemeine Anerkennung. Wenige von ihnen werden durch glückliche Conjuncturen reich, aber selten sind sie nachlässig in der Bestellung ihres Hauswesens, und aus angestammter Neigung sich nur mit Agrikultur beschäftigend, sind sie weniger den Launen des Glücks ausgesezt und des endlichen Erfolges ihres Fleißes gewiß. Ihre Landgüter sind die schönsten in den Vereinigten Staaten, was sie vorzüglich dem Grundsatz verdanken, nie mehr Grundstücke zu besitzen, als sie selbst anbauen können, und diese immer nur für ihren eigenen Gebrauch und nicht aus Spekulation anzukaufen. Ihre Wohnhäuser sind klein und eng, aber die ungeheuren Dimensionen ihrer Scheunen verkünden den Reichthum ihres Besitzes und die Vorsicht und Klugheit thätiger Landleute. Die Verbesserung ihrer Felder liegt ihnen mehr am Herzen als ihre häusliche Bequemlichkeit oder die Ausstattung ihrer Wohnungen. Sie beweisen die größte Sorgfalt für ihr Hornvieh, und ihre Arbeit ist um so ergiebiger, als sich alle Glieder ihrer Familien darein theilen. Dies ist bei den amerikanischen Bauern oder Pflanzern nicht der Fall. Die Männer bestellen ganz allein die Felder, säen, ackern und ernten selbst, treiben das Vieh aus, melken die Kühe, gehen selbst auf den Markt, schaffen das Nöthige zum Haushalt herbei und überlassen den Weibern nur die Sorgfalt für das Innere der Wohnungen und für die Kinder. Deßhalb sind die amerikanischen Weiber, selbst in den niedersten Ständen, so sehr gebildet. Sie haben mehr Zeit als die Männer, sich mit der Literatur des Tags vertraut zu machen, lesen Journale und sind fast immer im Stande, ihren Kindern den nöthigsten Privatunterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen u. s. w. zu ertheilen. In den südwestlichen Staaten, wo gute Schulen selten oder von den Wohnungen der Pflanzer zu weit entfernt sind, versehen die Frauen beinahe gänzlich den Dienst der Lehrer und sind überhaupt viel unterrichteter als die Männer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schloss Hochdorf.

(Fortsetzung.)

Glenorvan überhörte scheinbar die Bemerkung und wandte sich einer Anlage schöner Rosen zu, ohnweit welcher eine Nachtigall voll und schmelzend schlug. Hier verweilte er mit sichtlicher Anerkennung, da kein weiteres Mißverständniß zu befürchten war, und erwiederte auf Eugeniens Frage, ob er die Blumen liebe? mit feiner Beziehung: besonders die Rosen, welche ihn immer wieder und wieder in entzücktes Staunen versetzen, weßhalb er die Worte des Dichters:

Unmöglich scheint immer die Rose,
Unbegreiflich die Nachtigall!

in ihrer poetiſchen Metapher für das Richtigſte und Schönſte halte, was jemals in ähnlicher Beziehung geſagt worden ſey.

Nach langen Umwegen konnte endlich der Baron ſeinem neuen Gaſte den Anblick der Heide nicht mehr verbergen, welche einen großen Theil des ſchönen Parks begrenzte. Er lächelte einigermaßen verlegen und ſagte, mit der Hand dieſelbe bezeichnend: „Hier, Mylord Glenorvan, ein Stückchen Ihrer Heimath.“ Glenorvan lächelte gleichfalls. „Ich bin,“ entgegnete er, „wenn auch in Frankreich erzogen, in Deutſchland größtentheils gebildet, und obgleich ich immer faſt nur im Fluge meine Heimath beſuchte, ein zu guter Schotte, um nicht den Bergen und Nebeln meines Vaterlandes die größte Vorliebe zu bewahren. — Die phantaſtiſch geſtalteten Höhen, die braune, fade, aber für einen Schotten ſo reizende Heide, der blaue Dunſt, welcher die Fernen verhüllt, und den man im Süden wahr und poetiſch als Duft bezeichnet, das Alles iſt meiner Phantaſie durchaus gegenwärtig, und es gibt Zeiten, wo ich die ſtinken, abgehärteten Bergbewohner beneide, welche rüſtig und jede Beſchwerde verachtend, mit derſelben Ausdauer und Leichtigkeit das Wild aufſpüren und verfolgen, womit ſie früher, dem Intereſſe ihres Clans getreu, des Feindes gewärtig waren oder ihn aufſuchten.“ Der Baron ging in ein Geſpräch über Schottland ein, und ſo ſtreifte der ihm ſtets unangenehme Punkt ſchnell an ſeinen Augen wie an ſeinen Gedanken vorüber.

Der Thee wurde in einem reizenden, kleinen Gartenſaal eingenommen und ſodann von dem Kammerdiener die Thüren eines Nebenzimmers geöffnet, wo Kron- und Wandleuchter angezündet waren und alle Anſtalten auf eine muſikaliſche Unterhaltung hindeuteten. Nach einer leichten Verbeugung gegen ſeine Gäſte, trug der Baron ein Violinconcert mit dem Kammerdiener vor; Beide ſpielten mit großer Präciſion und Fertigkeit, ja ſelbſt nicht ohne Geſchmack; nächſtdem trug Eugenie verſchiedene ſchwierige Sachen auf der Harfe vor, und endlich ſangen beide Schweſtern einige ältere italieniſche Compoſitionen auf wahrhaft entzückende Weiſe. Mit dieſem in der That reizenden Concert wurde der Abend geſchloſſen. Die Lebensweiſe im Schloſſe war ſo geregelt, daß dieſer Tag mit ſehr geringen, und durch die Jahrszeit bedingten Abweichungen als das Abbild aller folgenden erſchien; nur die Verſchiedenheit und Zahl der Gäſte brachte einige Abwechslung hervor.

Als man auseinander ging, begleitete Waldorf ſeinen Freund auf deſſen Zimmer, wo dieſer ihm mittheilte, wie der Baron ihn auf's Dringendſte eingeladen, ſeinen Aufenthalt nicht auf Tage, ſondern wo möglich auf Wochen und Monate auszudehnen, mit dem Erſuchen, auch Waldorf zu vermögen, daß er ſolchem Beiſpiele folge. „Ich,“ fügte Glenorvan hinzu, „bin feſt entſchloſſen, vorläufig hier zu verweilen, und zwar um ſo mehr, da ich jezt weiß, daß Sie mein Nebenbuhler nicht ſind. Ich hätte es denken können, an Weſen wie Eugenie wagt man ſich nicht ſo leicht.“ — Waldorf, vor ſeinem Freunde ſtehend, betrachtete denſelben lächelnd. „Wenn ich manchmal ſage, ich wiſſe nicht, was mich ſo feſt an Sie knüpft, ſo iſt das wohl nicht in jedem Betracht völlig wahr. Eines Grundes bin ich mir wenigſtens bewußt, und der liegt in Ihrem unvergleichlichen, unbefangenen Uebermuthe. Mir iſt Aehnliches nie vorgekommen, aber ich beluſtige mich völlig ſorglos daran.“

(Die Fortſezung folgt.)

Der Frack und das groſse Feſt zu Verſailles.

Der abgeſchmackte, unzierliche Frack iſt das eigentliche Wahrzeichen der jetzigen Welt, und er wird dereinſt ſein Jahrhundert ſo gut bezeichnen, als das noble ſpaniſche Wamms das ſeinige. Frankreich hat nicht nur den Frack für die Welt zugeſchnitten, es hat auch ſeit fünfzig Jahren ſo ziemlich die Geſchichte gemacht, und in den Schickſalen des Fracks ſpiegeln ſich wiederum deutlich die verſchiedenen Phaſen der Revolution. Der Frack iſt eigentlich ein Kind aus der Ehe zwiſchen der Pedanterie des achtzehnten Jahrhunderts und dem aus dem amerikaniſchen Freiheitskrieg entſprungenen Begriff der Bürgerlichkeit. Auf dem Rücken des Mannes, der ſpäter Philipp Egalité hieß, kündigte er, freilich nicht in den Augen der Zeitgenoſſen, geraume Zeit vorher das Jahr 1789 an. In der Nationalverſammlung, im Convent repräſentirte er, als Gegenſatz gegen den geſtickten Hofrock, die ganze Revolution, und contraſtirte in ſeiner platten Steifheit merkwürdig mit der Draperie der Göttin der Freiheit. Aber nicht lange, ſo wurde er ſeinerſeits ein ariſtokratiſches Abzeichen; er ſah ſich von der Carmagnole verdrängt, und von dieſer zum Sansculottismus, der äußerſten Grenze der Gleichheit, hatte man nur einen Schritt. Von hier an war nun nach allen Naturgeſetzen eine umgekehrte Bewegung von ſelbſt gegeben, und ſo ſehen wir den Frack wieder in alle ſeine Ehren eingeſezt, als ihn Bonaparte eines Tags zum habit français verſchnitt und auf allen Nähten mit Gold beſezte. Wir Alle wiſſen, wie er im Jahr 1830, neben dem grauen Hut, das Symbol der mit republikaniſchen Inſtitutionen umgebenen Monarchie war; aber ſeit dieſe Monarchie nicht mehr nöthig zu haben meint, der argwöhniſchen Demokratie die Hand zu ſchütteln, ſuchte ſie ſich allgemach den bürgerlichen Geſellen vom Leibe zu halten, und erfaßte wieder, ſchüchtern erſt, die „pensée de l'habit habillé.“ Bei Gelegenheit der Vermählung ſeines Sohnes nun glaubte Louis Philipp, der Napoleon des Friedens, ſich auf einmal vollſtändig mit Livreen umgeben zu dürfen oder zu müſſen, von der Simarre des Kanzlers von Frankreich bis zum Bortenrock des Lakaien. Die Weisheit dieſer Maßregel im Allgemeinen bleibe dahingeſtellt; aber den zur Eröffnung des Verſailler Muſeums eingeladenen Deputirten das habit français zumuthen, hieß den Menſchen und den Franzoſen ſchlecht kennen. Welch treffliche Gelegenheit für die Volksvertreter, zwei Eitelkeiten auf einmal zu befriedigen! Einmal konnte man ſeine Unabhängigkeit, ſeine individuelle

Männerwürde, sammt der in ihren Vertretern angetasteten Würde der Nation auf wohlfeile Weise wahren; und dann — war nicht gerade die Tracht, welche nun einmal den Normalmenschen macht, das heißt der schwarze Frack, das einzige Mittel, sich in der ungeheuren Maskerade zu Versailles bemerklich zu machen? Die Deputirtenkammer bestand auf dem Frack, und wenn sich am Ende nur Wenige im Frack am „banquet monstre“ niederließen, so kam dies daher, daß die meisten, nachdem sie die erste jener Eitelkeiten lärmend befriedigt, der zweiten ganz in der Stille entsagten, und im beliebten System der Achselträgerei nach beiden Seiten ihr Interesse wahrten. — Wie einmal die Sachen stehen, ist es hohe Zeit, daß Louis Philipp ein Oberhofmeisteramt einsetzt; Euphonismen, wie derjenige, womit das Einladungsschreiben an die Deputirten schloß: l'exécution de cette disposition ne comportera aucune exception, kann höchstens einem Mitglied der Akademie entschlüpfen, aber nimmermehr einem echten Hofmann, der in der Uebung ist. — Das Fest in Versailles, auf das wir werden zurückkommen müssen, war prachtvoll. Die Räume, in welchen Gemälde und Sculpturen aufgestellt sind, haben zusammen über 30,000 Fuß Länge, d. h. man legt, wenn man Alles sehen will, 2½ Lieues zurück. Beim Mahle, zu welchem die Porzellanfabrik von Sevres 1800 Duzende Teller geliefert hatte, nahmen in den Sälen und Galerien 1800 Personen Platz; Alles ging in bester Ordnung vor sich. Ein sonderbarer Zufall wollte, daß der König just unter dem großen Gemälde von Lebrun saß, welches die absolute Gewalt vorstellen soll; unten steht in goldenen Buchstaben die alte, neuerlich, gleich Allem, wieder aufgefrischte Legende: „le roi gouverne par lui-même.“ Nach dem Bankett wurden im Schloßtheater bei magischer Beleuchtung und furchtbarer Hitze zwei Akte von Robert dem Teufel und Molière's Misanthrop aufgeführt; in einer sogenannten Entrée wurde von Corneille, Racine und Molière die Statue Ludwigs XIV. bekränzt; jeder der drei Dichter stand an der Spitze des Personals eines seiner Stücke, des Cids, der Athalie, des Misanthrope. Allein die von der Civilliste angeschafften Costüme des Misanthrope sollen 20,000 Fr. gekostet haben. Wohl! hier galt es, ein Stück der Literatur- und Sittengeschichte Frankreichs mit Pomp zu verherrlichen; was soll man aber sagen, wenn eine deutsche Theaterdirektion ihre siechen Kräfte anstrengt, um den Tartüffe „ganz getreu im Costüm der Zeit“ zu geben, und zwar nach einer deutschen Bearbeitung, in welcher der ehrliche Orgon Herr v. Strahlheim oder dergleichen heißt, und die andern Personnagen analog kopebuesirt sind? — Nach dem Schauspiel führte der König seine Gäste bei Fackelschein durch das von ihm geschaffene Museum. Der Effekt soll zauberisch gewesen seyn; wir wünschen aber nur, daß es dem Museum, welches den alten Glanz von Versailles einigermaßen auffrischen soll, nicht ergeht wie der Schönen, welcher der Kerzenschein im Ballsaale die wesentlichsten Dienste leistet, und die der impertinenten Probe einer matinée dansante erliegt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Beschluß.)

Kann der Mensch fliegen lernen?

„Große und mächtige Flügel, wie der fliegende Mensch sie brauchte, durch Kunst hervorzubringen, hat gar keine Schwierigkeit; die Anwendung der bewegenden Kraft auf diese Flügel wäre ebenfalls eine leichte Aufgabe der Mechanik. Nun aber kommt die Schwierigkeit: kann der Mensch, wenn er nicht über mehr als seine eigene Körperkraft zu verfügen hat, Flügel in Bewegung setzen, die groß genug sind, um ihn wie den Vogel schwebend in der Luft zu erhalten? Gewiß nicht, selbst das Zehnfache seiner Kraft würde nicht hinreichen. Das Muskelsystem des Menschen ist viel schwächer und viel weniger concentrirt, als das der Vögel; überdies ist der Mensch im Verhältniß zu seinem Muskelsystem viel zu schwer; denn das Körpergewicht ist auch bei dem schwersten Vogel reichlich durch die unglaubliche Muskelkraft aufgewogen, mit der er seine Flügel in Bewegung setzt; überdies erleichtert auch die Federbedeckung seinen Flug. Um fliegen zu können, muß also der Mensch durchaus eine große, fremde Kraft, eine Kraft außer sich verwenden können, eine sehr bedeutende Kraft, die überdies auch weniger unregelmäßig, nicht von Umständen, Ermüdung uno dem Zufall abhängig ist, wie die des Menschen. Diese Kraft finden wir in dem mächtigen Dampfprincip, vielleicht nicht im Wasserdampf, dessen Hervorbringung und Anwendung nach dem bisherigen Stand unserer Erfahrungen einen zu schweren Mechanismus erfordern würde, wohl aber in einem der Dämpfe, welche die neueste Chemie entdeckt, aber lange noch nicht hinlänglich untersucht hat, und die, bei geringer Veränderung der Wärme, wechselsweise aus dem gasartigen in den flüssigen Zustand und aus diesem wieder in jenen übergehen, z. B. die flüssige Kohlensäure; ja, auch das Schießpulver kann hieher gerechnet werden. Man bringe es nur dahin, die schnelle Dilation oder Explosion dieser Substanzen zu regeln, so ist das Problem aufgelöst, und der Mensch nimmt Besitz vom Luftreich, das er jezt nur mit Zittern zu betreten wagt. Da sitzt er zwischen den zwei mächtigen Flügeln in seiner Gondel, die ihm wie der Vogelkörper zum Ballast und Schwerpunkt dient, und leitet ihre Bewegungen, bald schneller, bald langsamer, bald tief, bald über hohe Berge weg, und stets in gerader Linie, was bei unsern Straßen und Kanälen lange nicht immer möglich ist. Wie alle Erfindungen ihr Kindesalter haben, ehe sie zu männlicher Stärke heranreifen, so wird es auch mit dem Menschvogel gehen. Im Anfang dürfte ihm sogar ein Luftballon nöthig oder dienlich seyn, wie dem Kind ein Gängelband, so lange es noch nicht Kräfte genug hat, um allein zu gehen. Die, welche zuerst eine solche Maschine bauen, werden gewiß nicht gleich alle Schwierigkeiten und Hindernisse überwinden; sie werden besonders mit dem Gewicht der Maschine zu kämpfen haben, und bevor sie die nöthige Größe der Flügel und ihre zweckmäßigste Einrichtung finden, werden sie wahrscheinlich über der Gondel einen kleinen Luftballon anbringen, wie man angehenden Schwimmern Korkpanzer oder Blasen zur Hülfe gibt, ehe sie sich recht und leicht über dem Wasser halten können.“ — Dies sind die Hoffnungen, Aussichten und Plane des geistreichen Genfers, den — wie er launig sagt — nur natürliche Faulheit bisher abgehalten hat, in Paris ein Brevet d'invention zu verlangen und ein Memoire im Institut vorzulesen, was der Sache gleich ein bedeutenderes und europäischeres Ansehen geben würde. Er geht aber damit um, eine Gesellschaft für Lufteilwagen zu gründen, die freilich den Dampfwagen und Eisenbahnen einigen Abbruch thun dürften.

Beilage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 147.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 21. Juni 1837.

Good manners be your speed!
Shakespeare.
Henry IV.

Schloss Hochdorf.

(Fortsetzung.)

Lord Glenorvan hatte die Bekanntschaft des Baron Hochdorf beim Besteigen des Rigi gemacht, wozu man diesen durch mannichfaches Zureden veranlaßt; denn dieser Entschluß stand weder mit seinem Geschmack noch auch mit der ruhigen Würde in Einklang, welche ihn nie zu verlassen pflegte, und die beim Bergsteigen nicht selten gefährdet zu werden pflegt. Glenorvan, obwohl im höchsten Grade gewandt und rüstig, begann dieses Unternehmen gleichfalls mit einigem Ueberdruß und beobachtete nicht ohne Theilnahme den gleichgesinnten Reisenden, welcher, wenn auch seufzend, doch mit der guten Manier eines Weltmanns zu dem Beginnen sich anschickte. Zu Pferde behauptete der Baron den Weg nicht zurücklegen zu können, da er dem Schwindel unterworfen sey, und Glenorvan, der ein Heer von Beschwerden und Widerwärtigkeiten für ihn voraussah, beschloß in gutmüthiger Aufwallung, sein Geschick nicht von dem des Fremden trennen zu wollen. Mit Beharrlichkeit, wenn gleich nicht ohne einige Anwandlung von Ungeduld, blieb er diesem Vorsatze getreu, und Jener, welcher die Absicht des jungen Fremden errieth, kam derselben mit großer Artigkeit entgegen, zuweilen den Rath oder den stützenden Arm desselben annehmend. Beide Männer, an Jahren und Lebensansicht sich völlig ungleich, fühlten dennoch durch das Band ähnlicher geselliger Bildung sich zu einander hingezogen. Der Baron, dem ein lebhafter Verstand abging, der aber diesen Mangel durch Kenntnisse und nachdenkliches Theilnehmen so viel als thunlich ersezte, redete mit großer Sachkenntniß und im Sinne eines Conservativen über gesellige und Staatsverhältnisse im Allgemeinen, wobei er die Stellung der Schweiz auch individuell berücksichtigte. Glenorvan, weniger überlegt, aber voll lebendigen Eifers, sprach im Gegensatz seine Ansichten als ein Zögling neuerer Systeme und neuerer Zeit aus, wogegen der Baron, höflich ablehnend, manches vorbrachte, was der Beachtung nicht unwerth seyn mochte, aber geringen Eingang fand. Im Laufe der Unterhaltung kamen Vaterland, Name, Wohnort und Ziel der Reise zur Sprache, und Glenorvan erhielt eine herzliche Einladung des Barons, ihn für längere Zeit auf seinem Landsitze zu besuchen, sobald er nach Deutschland zurückkehre. Nachdem er seinen Schützling glücklich auf den Gipfel des Rigi geleitet, verlor derselbe, Glenorvans unbeständiger Gemüthsart gemäß, jegliches Interesse für ihn, und er würde jener Einladung schwerlich jemals wieder gedacht haben, hätte er nicht zufällig nach sieben oder acht Monaten in seinem Freunde Waldorf einen Verehrer des Barons und seiner Familie angetroffen. So erinnerte er sich zu gelegener Zeit dieser Einladung und folgte derselben.

Nachdem einige Tage auf die oben erwähnte Weiſe vergangen und Glenorvan nichts verabſäumt hatte, Eugenien günſtig für ſich einzunehmen, kündigte der Baron ſeinen Gäſten die bevorſtehende Ankunft eines Hofrath Werding ſo wie eines jungen Malers an, welchen er zu ſich beſchieden habe, theils einige Gemälde zu copiren, theils den jungen Damen Anweiſung im Malen zu ertheilen. Gegen Glenorvan äußerte der Baron unverholen, wie er geſonnen ſey, den Maler nicht mit an ſeine Tafel zu ziehen, ein Vornehmen, welches jener lebhaft bekämpfte, mit dem Bemerken, wie Künſtler jezt überall der guten und beſten Geſellſchaft einverleibt würden. Zögernd gab der Baron nach, ohne die wahren Beweggründe ſeines Gaſtes zu ahnen, welcher ſich der Abwechslung freute, welche die Anweſenheit eines jungen, muthmaßlich ungebildeten Mannes an dem Tiſche des Barons nothwendig hervorrufen mußte.

Beide Herren traſen ein; der Hofrath, ein höchſt determinirter Schöngeiſt, welcher über allen Widerſpruch erhaben war und ihn nicht duldete, der Maler, ein gutmüthig blickender Menſch, mit einem Anflug genialer, etwas verſchrobener Formen, dem man die Unkunde geſelliger Verhältniſſe an den Augen abſah. Sein Aufenthalt in Rom hatte ihm die italieniſche Sprache geläufig gemacht, übrigens aber warf er Ausdrücke aus allen Sprachen mit großer Unbefangenheit durcheinander, ohne den eigentlichen Sinn derſelben nur zu ahnen. Seine Kleidung war, wenn gleich höchſt reinlich, doch nicht beſonders ſorgfältig, und zum Entſetzen des Barons trug er kein Halstuch. Dieſer theilte ſeine Bekümmerniß darüber Glenorvan mit. „Ich weiß in der That nicht, Mylord — der gute, junge, vortreffliche Mann — ich habe Ihrer Anſicht nachgegeben, aber mir ſcheint denn doch, daß er eine Halsbinde anlegen müßte.“ — „Künſtlermanier!“ entgegnete Glenorvan gleichgültig; „wären Sie ein Maler, oder wäre ich es, wir würden ſehr wahrſcheinlich uns eben ſo tragen.“ Der Baron fühlte durch die bloße Vorausſetzung, daß er ein Maler hätte ſeyn können, ſich ſo außer Faſſung gebracht, daß er, obwohl mit kummervoller Miene, das Geſpräch aufgab und den Gegenſtand nicht weiter berührte.

Was Glenorvan vorausgeſezt hatte, geſchah, der Maler gereichte ihm während einiger Tage zu einer Erheiterung, welche er völlig zwanglos hinnahm, ohne jedoch den Hofrath aus den Augen zu verlieren, der in anderem Sinne ihm zur wahren Beluſtigung diente; ſelber übermüthig, war eben Selbſtſucht die Eigenſchaft, welche ihm am lächerlichſten dünkte und ſeine Ironie lebhaft anregte. Wenn der Maler mit großer Breite über den Aufenthalt in Rom redete und nach Weiſe mancher Perſonen eine Einleitung voranſchickte, welche wenigſtens auf den Ausgang geſpannt machte, ohne doch am Ende irgend Weſentliches mitzutheilen, wenn er mit ungebildeter Ausſprache vollkommen unpaſſender Ausdrücke aus fremden Sprachen ſich bediente, ſo fühlte man ſich wohl zu Lach- und Unluſt aufgelegt, blieb ihm aber deſſen ungeachtet um ſeiner Gutmüthigkeit willen von Herzen gewogen, wogegen es ſchwer hielt, für den Hofrath ſo günſtige Geſinnung zu hegen. Glenorvan wußte nun den Maler ſtets in Streit mit Lezterem zu verwickeln, der ihn kaum anſah und mit großer Ueberhebung ſeine wirklich artigen Arbeiten vornehm ignorirte. Ueber das angeblich von Salvator Roſa herrührende Bild ſtritten beide Herrn täglich mit wachſender Erbitterung, wobei Glenorvan ſich immer das Anſehen gab, als ſey ihm an Entſcheidung dieſer Streitfrage höchſt weſentlich gelegen.

(Die Fortſezung folgt.)

Die Deutſchen in Nordamerika.

(Fortſezung.)

Merkwürdig iſt es, daß die Charakterzüge der deutſchen Landwirthe dieſelben bleiben, wo immer ſie ſich niederlaſſen, ſey es nun in Pennſylvanien oder im Staate Ohio, in Illinois, oder im Norden von Virginien, in Marpland oder im Thale des Miſſiſippigebietes. Weder der Boden noch das Klima ſcheinen auf ihre Sitten und Gebräuche einen mächtigen Einfluß zu üben. Selbſt die Zeit iſt nicht im Stande, ihre Lebensart zu ändern. Die mähriſchen Brüder, welche unter dem Schutze des Generals Oglethorpe vor ungefähr einem Jahrhundert nach Amerika zogen, waren nicht weſentlich verſchieden von denen, welche früher nach Südcarolina und Pennſylvanien auswanderten, und William Penn's eigene Beſchreibung der Lezteren entſpricht jezt noch den Eigenſchaften der Deutſchen in dieſem Staate.

Die beſtändig nach Weſten ziehenden Neuengländer laſſen ſich nirgends permanent nieder, ſondern bauen bloß ihre Hütten, umzäunen ihre Grundſtücke, brennen die Bäume ab, pflügen den Boden um und ziehen dann weiter, zufrieden mit dem hohen Verkaufspreis ihrer verbeſſerten Ländereien (improved lands), um ſechzig oder hundert Meilen tiefer nach Weſten einen neuen Schauplatz ihrer Thätigkeit zu finden. Die Deutſchen ſind weniger dazu geeignet, ihre Anſiedelungen ſo fabrikmäßig zu betreiben und ihre Häuſer und Grundſtücke auf den Verkauf einzurichten. Sie ſind in ihrer Heimath viel zu ſehr an Häuslichkeit gewöhnt, um ſich in einem halben Nomadenzuſtand glücklich zu fühlen, und es fehlen ihnen auch die nöthigen Relationen mit den Einwohnern der Grenzſtaaten und der Beiſtand der Centralregierung, um ſich ohne Gefahr den Entbehrungen und Mühſeligkeiten ſolcher Miſſionen zu unterziehen.

Die zur Ansiedlung von Deutschen geeignetsten Staaten bleiben immer Pennsylvanien, Ohio, Illinois und Mississippi. Weiter nach Süden ist das Klima zu heiß und ungesund, und im Norden, in der Nähe der großen, stillen Gewässer sind die Einwohner ebenfalls endemischen Krankheiten unterworfen. Das Klima von Kentucky wäre zwar den Deutschen zuträglicher, aber Kentucky ist ein Sklavenstaat und als solcher wohl eine Ausbeute für Handwerker, keineswegs aber für Ackerbauer. Die Ehre, neue Staaten zu gründen, überlassen Europäer billig den amerikanischen Schanzgräbern; ihr Besitz macht selten glücklich, und am wenigsten entspräche sie den Wünschen und Hoffnungen der Deutschen. Arbeit und Mühseligkeit warten Anfangs überall auf sie; aber Muth und Ausdauer siegen am sichersten, wo die vielfältigen Niederlassungen und bereits erworbenen Reichthümer ihrer Landsleute den Deutschen einen mächtigen politischen Einfluß verschafft haben, wie dies in den obgenannten Staaten der Fall ist. Uebrigens gehe keiner nach Amerika in der Hoffnung auf ein leichtes Fortkommen. Nichts als Fleiß, thätiger, ausdauernder, unablässiger Fleiß führt zu Wohlstand und Reichthum in den Vereinigten Staaten. Amerika bietet der Industrie zwar ein größeres Feld; aber es fehlt jezt schon nicht mehr an zahlreichen Mitbewerbern, welche den europäischen Einwanderern schwere Pflichten auferlegen, und ohne Umsicht und Arbeitsamkeit ist jede Art Erfolg noch unsicherer als in Europa.

Am allermeisten getäuscht in ihren Erwartungen finden sich politisch Verbannte jeder Art und Demagogen. Statt bei den Amerikanern Theilnahme zu erwecken, finden sie überall genügsame, arbeitslustige Menschen, welche weder Zeit noch Lust haben, sich an abstracten Theorien zu ergötzen, und deren Freiheitsgefühl gewöhnlich weit richtiger und praktischer ist, als die gelehrte Weisheit mancher deutschen Juristen. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß die Leztern Niemand finden, der ihrer Belehrung bedürfte, und daher gezwungen sind, auf andere Erwerbsmittel zu denken, als das Predigen politischer Grundsätze, welches in Amerika nur einen höchst mäßigen Gewinn abwirft. Dazu findet sich noch Manches in der Verfassung und dem Volksgeiste der Amerikaner, was den europäischen Ideen eines Gemeinwesens nicht entspricht; so wie in der That gar Vieles vorkommen mag, wovon selbst die eifrigsten Verfechter republikanischer Gleichheit wenig träumen. Viele angesehene Europäer sind gütig genug, sich zu den niedern Ständen herabzulassen; aber in Amerika, wo sich diese Herablassung von selbst versteht, wird ihre Bescheidenheit nicht selten in Versuchung geführt, einen entgegengesezten Ton anzustimmen, der ihnen dann oft übel bekommt. Die eingebürgerten Deutschen in Pennsylvanien sind besonders eifersüchtig auf jede Anmaßung europäischer Einwanderer, und unterstützen lieber thätige, anspruchslose Menschen, als Künstler, Gelehrte oder Weltweise. Praktischer Verstand und Arbeit gelten in Amerika mehr als wissenschaftliche Theorie und Spekulation; und es ist daher leicht vorauszusehen, daß deutsche Handwerker und Bauern dort leichter ihr Fortkommen finden, als jede andere Classe von Auswanderern. — Im Gebiete der Rechtswissenschaft und Politik ist dort nichts anzubringen, was sich nicht auf englischen Ursprung zurückführen ließe, weßhalb Europäer des Festlandes eines Aufenthaltes von mehreren Jahren bedürfen, bis sie, auf die Gemüthsart und Denkungsweise der Amerikaner eingehend, ihr Thun und Wirken ihren neuen Umgebungen anpassen lernen. Daher kommen auch die vielen ungünstigen Berichte deutscher Auswanderer, welche zwar genügend darthun, wie schwer es Manchen fällt, sich in den Vereinigen Staaten, bei gänzlicher Verschiedenheit aller geselligen Verhältnisse, zurecht zu finden, aber keineswegs den Beweis liefern, daß Thätigkeit und Fleiß in Amerika unbelohnt bleiben.

Noch ist zu bemerken, daß es thöricht ist, sich in Amerika in der Absicht niederzulassen, die Arbeit der Armen zu miethen. Der Preis derselben ist hoch, und oft ist sie nicht für Geld zu bekommen. Die meisten deutschen Landleute ziehen mit Recht vor, sich gegen einen gewissen Antheil an dem Ertrage eines Gutes zu verdingen, in der Hoffnung, einst einen Theil desselben zu besitzen, was für sie das sicherste Mittel ist, sich unabhängig zu machen. Proud in seiner Geschichte von Pennsylvanien bemerkt schon den Umstand, wie die arbeitenden Classen in Amerika alle reich würden, während vermögliche Personen, welche mit Geld und großen Ländereien anfangen, nach und nach in Armuth versänken, und führt die Klugheit vieler reichen Deutschen an, die sich zuerst als Knechte verdingten, bis sie hinlängliche Kenntnisse des Klimas und Bodens besaßen, eine größere Wirthschaft auf ihre eigene Rechnung zu betreiben.

Das ruhige Temperament der Deutschen erlaubt ihnen nicht, sich mit Politik zu beschäftigen, obschon ihre Zahl groß genug wäre, eine starke Partei zu gründen. In Pennsylvanien haben sie dessen ungeachtet einen mächtigen Einfluß auf die Regierung, und die Gouverneure dieses Staates sind seit der Revolution stets Deutsche gewesen. Im Staate Ohio, obschon dieser zuerst von Neuengländern kolonisirt ward, leben gegenwärtig nicht weniger als fünf- und-vierzig tausend stimmbefugte Deutsche. Der Staat von Neuyork, obschon ursprünglich von Holländern angesiedelt, enthält eine zahlreiche deutsche Bevölkerung in mehreren Grafschaften, besonders in der von Columbia, der Heimath Martin Van Buren's, des jetzigen Präsidenten der Republik. Der Staat von Maryland zählt fünf-und-zwanzig tausend stimmfähige Deutsche; die Bevölkerung von Illinois ist beinahe zum dritten Theil deutsch,

und in das Miſſiſippithal ſtrömen Tauſende von deutſchen Einwanderern. Ich glaube ohne Uebertreibung die Zahl der jährlich von Deutſchen oder Abkömmlingen derſelben gegebenen Stimmen auf viermalhunderttauſend angeben zu können, die in weniger als zwanzig Jahren gewiß auf eine Million anwachſen wird. In der Stadt Neuyork ſogar haben die Deutſchen einen großen Einfluß auf die Wahl des Bürgermeiſters und anderer ſtädtiſcher Beamten; denn ſie haben dort nicht weniger als dreitauſend fünfhundert Stimmen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſponden̄-Nachrichten.

London, Juni.

Coſta's Oper Malek Adel.

Laporte — das brauche ich wohl kaum zu ſagen, obſchon ich es im laufenden Jahr noch nicht geſagt habe — iſt wieder der diesjährige Pächter des Königstheaters, Einkäufer und Verkäufer der dortigen italieniſchen Singvögel. Und getreu dem Herkommen, iſt es auch dieſes Jahr dort geweſen, wie letztes und vorletztes Jahr, und wie die älteſten Sangfreunde es ſich anders nicht erinnern: bis zu Oſtern war die Oper ſchlecht unter der Kritik, von Oſtern an gab es ſich mit ihr, und jezt iſt ſie ſo gut, als London ſie je beſeſſen. Von der ſchlechten wollte ich nicht ſprechen, von der ſich beſſernden ſprach ich nicht, weil ſie nichts Neues zu beſprechen bot, und von der möglichſt guten zu ſprechen, verſchob ich bis zum Erſcheinen einer verheißenen Neuigkeit, die, wenn ſie hier klang, wie ſie in Paris geklungen, als einheimiſches Produkt der Erwähnung ganz beſonders werth ſeyn mußte. Was ich meine, iſt Malek Adel, die endlich zur Aufführung gekommene dreiaktige Oper des hieſigen Concertmeiſters Coſta. Eine lange Reihe von Gründen berechtigte zur Erwartung eines hohen Genuſſes. Die Oper iſt vergangenen Winter — vergangen laut Verſicherung des Kalenders, denn der Witterung nach beſteht er noch zu Anfang Juni's — in Paris mit Beifall gegeben worden; zweitens wählte ſie der Pariſer Rubini zu ſeinem hieſigen Benefiz; Coſta hat die Oper ganz eigentlich für die jezt hier verſammelte Geſellſchaft geſchrieben; die neueſte italieniſche Schule befindet ſich gegenwärtig ohne Zweifel im Verfall, und im Reiche der Blinden iſt der Einäugige Herrſcher; endlich ſtand Coſta Alles zur Seite, was ein Tonſezer ſich und ſeinem Werke wünſchen kann: der negative Vortheil, keinen Ruhm auf dem Würfel, und der poſitive Vortheil, die ganze Leitung in ſeinen Händen zu haben. Coſta iſt Dirigent des Orcheſters im Königstheater, und das ein tüchtiger Dirigent. Darauf aber beſchränkte ſich zur Zeit das Anerkenntniß ſeiner muſikaliſchen Fähigkeiten; denn vom Componiſtentalente hatte er noch keine überzeugende Probe gegeben. Zu ſolcher beſtimmte er ſeinen Malek Adel. Mit einem einzigen raſchen Schritte wollte er durch ihn ſich den Ruhm des Tonſezers gewinnen, und mißlang der Verſuch, ſo konnte er, bei ſeiner Stellung, nicht einmal einen äußern Umſtand zur Entſchuldigung anführen. Er kannte die Sänger, für die er geſchrieben; er kannte das Orcheſter, das ſeine Oper auszuführen hatte; in ſeiner Macht ſtand es, Orcheſter und Chöre zu üben, ſo oft er wollte; ſein Verhältniß zu Laporte gab ihm freie Verfügung über Scenerie und Coſtüm. — Das Sujet der Oper folgt mit ziemlicher Treue einem, der Geſchichte untreuen Originale, der Mathilde der Madame Cottin, einer Novelle, die ihrer Zeit bekannt und beliebt war, ſeitdem aber durch Walter Scott längſt aus dem Gedächtniſſe verdrängt worden iſt. Der Schauplaz liegt in Paläſtina während der Kreuzzüge. Richards Löwenherz Schweſter Mathilde, die ihn auf dem Heereszuge begleitet, liebt Saladins Bruder, Malek Adel, und wird von ihm geliebt. Wilhelm von Tyrus, ein eifriger Arbeiter im Weinberge des Herrn, leitet die Schritte der ſchüchternen, unvorſichtigen, unentſchloſſenen Heldin, und demgemäß wird Malek Adels Uebertritt zum wahren Glauben zur unerläßlichen Bedingung des Bundes gemacht. Sobald aber alle Schwierigkeiten beſeitigt ſcheinen, fällt Malek Adel unter den Schwertern einer Abtheilung des Kreuzheeres, und Mathilde nimmt in einem Kloſter auf dem Berge Carmel den Nonnenſchleier. Eine Nebenintrigue beſteht zwar darin, daß Luſignan, König von Cypern, um Mathildens Hand wirbt, und Joſſelin, Herzog von Montmoreucy, in Richards Gefolge, ſeine Abſichten begünſtigt; doch iſt es Mathildens und Malek Adels Liebe, was die Hauptſcenen der Novelle, wie der Oper, bildet, und in lezterer einige Situationen von wenigſtens großem melodramatiſchen Intereſſe herbeiführt. Dahin gehört vorzüglich Malek Adels Erſcheinen im Feldlager der Chriſten, ſein erſtes Wiederſehen Mathildens im Nonnengewande und faſt jede Scene des dritten Aktes. Alle Kräfte der vereinigten Geſellſchaft — und es ſind Rieſenkräfte — waren in Thätigkeit. Rubini, Ivanhoff, Lablache, Tamburini, die Albertazzi, die Griſi — ich brauche bloß zu ſagen, daß dieſe ſämmtlichen Kräfte ſo zuſammen wirkten, als wolle jede die höchſte Potenz ſeyn, und es begreift ſich von ſelbſt, daß die Vollkommenheit der Ausführung keinen Wunſch unerfüllt ließ. Dagegen möchte es in hohem Grade zweifelhaft ſeyn, ob die Compoſition hinter keinem billigen Verlangen zurückbleibe. Werden Genieblize gefordert, dieſe zucken nicht; wird Berechnung auf Effekt und Sorgfalt in der Arbeit begehrt, dieſe finden ſich; macht man es zum Prüfſtein eines Tonſezers, daß er einen eigenen Styl habe, den hat Coſta nicht. Er hat deutliche, vielleicht wider ſeinen Wunſch und Willen zu deutliche Erinnerungen an Roſſini, Weber, Bellini; aber er beſizt nichts, deſſen entſchiedenen Charakter er ſein alleiniges Eigenthum nennen könnte, nichts, was, von andern Tonſezern copirt, ihm abgeſchrieben heißen müßte. Sein Hauptfehler — deßhalb, weil er ihn mit Andern gemein hat, nicht weniger häßlich — iſt die Vorliebe für ohrzerreißenden Lärm, für Trommeln, Pauken und Trompeten, gleich als ob Lärm auch in der Muſik ein untrüglicher Erſaz für Ideenarmuth, ein undurchſichtiger Mantel geiſtiger Blößen wäre. Einzelne Schönheiten, ſtatt mit ſolchen Mängeln zu verſöhnen, heben ſie nur deſto greller hervor, und das war hier der Fall mit dem erſten Duett zwiſchen Malek Adel und Mathilde, mit dem Quintett am Schluſſe des erſten und mit einem großen Theile des dritten Aktes. Von dem Beifalle alſo, welcher dem Ganzen der Oper gezollt wurde, obſchon er ſich ſtets in den Grenzen beſcheidener Mäßigkeit hielt, hat Coſta mehr als die Hälfte abzugeben an Sänger und Sängerinnen, an die Garderobeſchneider und an die Dekorationsmaler. Wäre es nicht frevelhaft, die Künſtler von der Nadel und vom Pinſel neben die Sangkünſtler zu ſtellen, ſo möchte ich behaupten, ſie haben mit jenen um den Preis gerungen, und ſeyen eher freiwillig, als beſiegt zurückgetreten. Den Chören hingegen iſt Coſta nicht ſonderlich viel Dank ſchuldig: ihre Leiſtungen glichen mehrere Male dem Pelotonfeuer ſchlecht abgerichteter Soldaten. Das gehört zu den verſchiedenen Dingen, die in Paris beſſer ſind. W. S.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 22. Juni 1837.

Der deutschen Nation darf man es zum Ruhme nachsagen, daß es ihr beinahe an der Fähigkeit fehlt, die geschmeidig dreist es versteht, jede Wahrheit jedem Vortheil zu Gunsten zu beugen und die heiligen Verbindlichkeiten der kalten Berechnung aufzuopfern.

Frau v. Staël.

Die Deutschen in Nordamerika.

(Beschluß.)

Unter solchen Umständen wird das sogenannte deutsche Votum (German vote) natürlich ein Gegenstand eifriger Bewerbung für Politiker aller Parteien und Grade; und es fehlt zu diesem Zwecke auch nicht an deutschen Zeitungen, wo es Niederlassungen von Deutschen gibt. In Pennsylvanien allein existiren mehr als dreißig deutsche (meistens wöchentliche) Blätter, und im Staat Ohio werden eben so viele gedruckt und ausgegeben. Eine nicht viel geringere Zahl wird in Maryland publicirt, und die „Newyorker Staatszeitung" ist ganz das Organ der deutschen Demokraten jener Stadt. Wären diese vielfältigen Blätter durch irgend eine tüchtige Hauptzeitung einer großen Stadt vereinigt und gelenkt, deren Redakteur die Eigenheiten der Deutschen, die besonderen Verhältnisse ihrer Ansiedlungen und ihre Beziehungen zur Centralregierung verstände, dann könnte man sie zu einem politischen Hebel bilden, welcher fähig wäre, jeder Partei Stärke und Dauer zu geben, für die er sich einmal erklärte. Aber die Deutschen in den Vereinigten Staaten besitzen bis jezt noch kein kräftiges, politisches Organ, das ihren Meinungen und Grundsätzen Nachdruck geben könnte, und ihre Politik ist daher bloß ein Widerschein der herrschenden Doctrinen anderer Staaten: sie sind sich ihrer Macht nicht bewußt, und sind mehr besorgt für die Vermehrung ihrer Zahl als für die Vereinigung ihrer Anstrengungen und die Richtung derselben nach einem bestimmten Ziele.

Die amerikanischen Deutschen sind weniger reizbar als ihre Brüder im Süden und Norden und daher gleichgültig gegen eine Menge anscheinend unwichtiger Fragen, deren Beziehung zu den Grundsätzen der Regierung ihrer Aufmerksamkeit gänzlich zu entgehen scheint. Auf diese Art werden sie oft in ihren eigenen Reihen besiegt und gegen ihren Willen und Vorsatz zu Spielzeugen ränkevoller Parteigänger mißbraucht. Aber bei der ersten wichtigen Staatsfrage, wie zum Beispiel die der Präsidentenwahl, vereinigen sie sich wieder, und ungeachtet aller Anstrengungen ihrer Gegner, sie durch Hinweisung auf ihre Lokalinteressen und Aufregung ihrer Vorurtheile zu entzweien — ein Versuch, welcher in andern Staaten selten gänzlich fehlschlägt — beharren sie in der Wahl ihrer Männer und Grundsätze. Die Deutschen in den Vereinigten Staaten denken nicht viel an Politik, sondern handeln vielmehr nach allgemeinen, höchst freisinnigen Grundsätzen, deren Anwendbarkeit sie nie in Zweifel ziehen, sobald sie ihren Ideen von moralischer Gerechtigkeit entsprechen. Sie lassen sich selten auf Details ein, geben aber fast nie einen Grundsatz auf und sind deßhalb weniger selbstsüchtigen und eigennützigen Einflüssen ausgesezt. Ihr praktischer

Sinn ist republikanisch, und ich habe schon früher bemerkt, daß sie einen gewissen demokratischen Instinkt besitzen. Aber die Zeit wird kommen, wo sie ihre Macht fühlen und eine Partei bilden werden, deren Einfluß die feinsten Berechnungen theoretischer Politiker übersteigen dürfte.

Für die Erziehung der Jugend haben die Deutschen in Pennsylvanien und Ohio wenig gesorgt, besonders im Vergleich mit den Bemühungen der Neuengländer. Im Jahre 1833 waren in beiden Staaten eine große Anzahl Kinder und Erwachsener, die weder lesen noch schreiben konnten, und obschon man seitdem auch dort angefangen hat, Freischulen zu gründen, so stehen diese doch in jeder Beziehung weit hinter denen der übrigen Staaten. Die deutschen Landleute — die bei weitem größere Zahl aller in Amerika einheimisch gewordenen Deutschen — zeigen sogar bei allen Gelegenheiten eine entschiedene Abneigung gegen jede Verbesserung des Unterrichts und der Schulen. Ich erinnere mich noch sehr wohl eines zu Easton in Pennsylvanien ansässigen Deutschen, der auf die Frage, ob es ihn nicht freuen würde, in seinem Städtchen eine Hochschule zu haben, welche seinen Kindern die Mittel einer bessern Erziehung böte, achselzuckend zur Antwort gab, daß seine Söhne dort nichts zu lernen hätten, indem er sie zu arbeitsamen Landwirthen, nicht aber zu müssigen Dieben erziehen wolle, sich von dem Schweiße Anderer zu nähren. Selbst nicht die Aussicht auf größeren Gewinn durch das Zusammentreffen von Studenten aus Neupork und Philadelphia (Easton liegt mitten zwischen beiden Hauptstädten), war im Stande, seine Besorgnisse wegen des möglichen Mißbrauchs der Gelehrsamkeit zu beschwichtigen, und der Gedanke, daß einer seiner Söhne den Stand eines Ackerbauers für den eines Gelehrten, und dadurch die schlichte Einfalt eines Landsmanns für den höflichen Ton eines Städters vertauschen könnte, war eine wahre Marter für den guten Mann. Freilich ist in der Einfalt dieser Menschen so viel natürlicher Verstand, daß man sie beinahe Klugheit nennen möchte, obschon sie traurig genug gegen die ehrgeizigen Pläne der Neuengländer absticht, welche sich nie zufrieden geben, wenn sie nicht aus ihren Kindern Doktoren oder Advokaten gemacht haben. So entschieden ist die Abneigung der Deutschen gegen das in den Vereinigten Staaten fast allgemein eingeführte System der Freischulen, daß sich in Pennsylvanien eine eigene politische Partei gebildet hat, welche unter dem Namen Anti-Free-School-Party jede Verbesserung des Schulsystems zu hemmen sucht und sogar die gesetzgebende Versammlung dieses Staates mit Petitionen bestürmt, die dort eingeführten Freischulen wieder abzuschaffen.

Dies muß um so mehr auffallen, als die Vorzüge des deutschen Erziehungswesens den Amerikanern wohl bekannt, und die besten deutschen Schulbücher (besonders die preußischen) bereits von ihnen in's Englische übersezt worden sind. Während die meisten amerikanischen Hochschulen Lehrstellen der deutschen Sprache und Literatur besitzen, haben die Deutschen in Pennsylvanien noch keine einzige gute Elementarschule; und obwohl die Meisterwerke deutscher Classiker bereits amerikanischen Schriftstellern zum Vorbild dienen, lesen die Deutschen in Pennsylvanien noch immer die alten Mährchen und Zaubergeschichten, oder die Lebensbeschreibung des Räuberhauptmannes Rinaldo Rinaldini. Ich selbst habe die dritte amerikanische Auflage dieses Buchs in Pennsylvanien gesehen. Die deutschen Prediger, denen es obliegt, über die sittliche und religiöse Erziehung der Jugend zu wachen und wo möglich die Schulanstalten zu verbessern, besitzen hiezu keinen Muth oder verbauern unter ihren Gemeinden. Deßwegen stehen die Deutschen in Amerika in keinem besonderen Ruf der Intelligenz, obwohl ihre Ehrlichkeit, Thätigkeit, Ausdauer und die Unverderbtheit ihrer Sitten allgemeine Anerkennung finden.

Schloss Hochdorf.

(Fortsetzung.)

Von den Damen aufgefordert, brachte eines Tags der Maler seine Mappen zum Vorschein, welche ansprechende Entwürfe, Skizzen sowohl von seiner als manches befreundeten Malers Hand enthielten, auch hin und wieder ein ausgeführtes Bildchen, alles höchst sauber und sorgfältig gehalten. — Als diese kleinen Schätze vorgelegt wurden, stand der Hofrath verächtlich auf und verließ den Tisch, um welchen die übrige Gesellschaft Platz genommen. Alle sahen aufmerksam auf die Zeichnungen, nur Glenorvan legte gleichgültige Nichtbeachtung an den Tag, zur Verzweiflung des Malers, welcher, jung und nicht sehr gebildet, den Beifall der Vornehmsten als den wünschenswerthesten betrachtete, und immer wieder und wieder ein Interesse anzufachen suchte, welches sich seinem Bestreben hartnäckig versagte. Endlich erlebte er zu nicht geringer Freude ein hastiges Ausstrecken von Glenorvans Hand nach einer Zeichnung, welche er so eben vorlegen wollte. Es war das Bild eines jungen Mannes, und mit sichtlicher Vorliebe in Kreide und Silberstift sorgfältig ausgearbeitet. „Wie schön!“ rief Glenorvan fast unwillkührlich und sezte dann ruhig hinzu: „Ja wohl, wie schön! Ich sah selten einen so ausgezeichneten Männerkopf.“ — „Es ist Porträt,“ entgegnete der Maler. Glenorvan blickte zufällig auf und gewahrte eine Veränderung in Waldorfs Zügen, welche ihn überraschte, er sah zu Eugenie hin, die mit Zwang den Kopf abgewendet hielt. „Porträt?“ wiederholte er fragend. — „Ja, Mylord, es ist das Bild eines Offiziers, eines Deutschen; ich zeichnete es vor einem Jahr in Berlin und behielt eine Copie, um sie als

Studium zu benutzen. So reine und schöne Formen sieht man höchst selten, und doch fehlt diesem Bilde das belebende und gewiß eben so seltene Kolorit. Solch ausgezeichnete Schönheit liegt außer dem Bereiche des Gewöhnlichen, und es würde mir wahren Comfort gewähren, das Bild zu malen." — Fanny lachte über die Anwendung des Wortes Comfort; der Hofrath, welcher sich genähert, äußerte kalt: „Das wären Sie gar nicht im Stande," und der Baron, verletzt durch beide Ungehörigkeiten, machte für den Augenblick jedem ferneren Verweilen unter schicklichem Vorwande ein Ende. Glenorvan war in Gedanken versunken und entschlossen, eine Aufklärung von Waldorf zu begehren, als die Ankunft eines Briefs, welcher diesen zu seinem Geschäftskreise zurückrief, ihn für den Augenblick zerstreute und das Bild in Vergessenheit brachte.

Beim Abschiede Abends mußte Waldorf auf allgemeines Bitten die Zusage geben, in spätestens vierzehn Tagen zurückkehren zu wollen. Glenorvan nahm ihn mit auf sein Zimmer, und dort angelangt, löschte er die Kerzen im Wohnzimmer aus, so daß dieses nur durch die im Schlafgemache befindlichen Lichter und durch die glänzenden Strahlen des Mondes erhellt wurde. Er selber lehnte in ein Fenster, während Waldorf im Divan Platz nahm; eine Weile schwiegen Beide, endlich sagte Glenorvan: „Vergebens möchte ich Ihnen schildern, wie sehr Ihr Weggehen mich betrübt, erschüttert wenigstens, denn es gibt mir eine Aufklärung über mich selber, welche ich fürchtete. Ich fühle mich in diesem Augenblick zu keiner Erklärung aufgelegt; daß ich bleibe, da Sie reisen, mag Ihnen genügende Erörterung seyn." Er schwieg und blickte mit einer Art wehmüthigen Sinnens auf den Park, auf die im Mondstrahl zitternden Blätter des wilden Weins, der am Fenster emporrankte. — „Schon in meiner ersten Jugend," fuhr er endlich fort, „versetzte ein solches Halbdunkel, bei übrigens ansprechenden Umgebungen, mich stets in eine träumerische, hingebende Stimmung; ich hätte in solchen Augenblicken Alles sagen können, wofür sonst die Seele keine Worte findet, wo die Vorsicht jede Schilderung verbietet. Sie wissen nun doch schon Alles, was ich mittheilen könnte — mit der Wahl ist es vorüber — ich finde hier das Glück oder das Elend meines Lebens." Waldorf entgegnete nicht ohne Bewegung: „Sie sind kein Jüngling mehr, Glenorvan, und der Mann schifft auf dem Meere des Lebens sich nicht ohne die Vorstellung ein, daß, des augenblicklichen Sonnenscheins unerachtet, ein unvorhergesehenes Unheil ihn betreffen und seine Hoffnungen vernichten könne. Nehmen Sie sich wohl in Acht: es ist gut, das Beste hoffen, wichtig, auf das Schlimme vorbereitet seyn. Ich kann, ich darf nicht mehr sagen, und so leben Sie wohl bis auf Wiedersehen! Sie wissen, ja Sie wissen, wie sehr, wie von ganzem Herzen ich Ihnen ergeben bin." Beide drückten sich herzlich die Hand und schieden. Glenorvan blickte noch lange in die unendlich schöne, mildwarme Nacht hinaus, sein Denken ward zum fast bewußtlosen Träumen, er versenkte sich in Erinnerungen, die ihn theils beunruhigten, theils beglückten, und gab sich in bewußter Wehmuth einer Stimmung hin, welche wohl zu Zeiten starke Gemüther übermächtig zu ergreifen pflegt.

Als Waldorf nach drei Wochen, freundlich empfangen, zurückkehrte, konnte seinem, durch Theilnahme geschärften Blick die Veränderung nicht entgehen, welche sich während seiner Abwesenheit begeben. Die Umstände hatten sich freilich auch verändert; der Hofrath und der Maler waren noch anwesend, aber das Bild aus der Mappe des Lezten stand jezt als Original inmitten des kleinen Kreises. Glenorvan war in gehaltener, aber sichtlich unbeglückter Stimmung, der Hofrath, ein entschiedener, aber kalter Verehrer von Eugeniens Schönheit, welchem er sich, vielleicht eben aus diesem Grunde, angeschlossen, in der übelsten Laune, da das Landleben ihn langweilte und er dennoch nicht Energie genug besaß, sich Postpferde zum Fortkommen zu bestellen. Fanny's fröhliche Augen schienen ein wenig nachdenklicher, und durch des Barons gelassene Stimmung blickte ein kleiner Zwang, der von den Elementen seiner Umgebung ausgehen mochte, wogegen der Maler, in unerfahrenem Jugendmuthe, frisch und sorglos fortlebte, ohne die eigenen Verstöße gegen feinere Sitte zu bemerken, oder fremde Verstimmung zu begreifen. Eugenie und Rittmeister Rodewill, dieses war der Name des Fremden, stellten den beobachtenden Blicken als Liebende im edelsten und interessantesten Sinne des Wortes sich dar. In ihrem gegenseitigen Anschauen lag ein geistiges Verlieren, eine so reine, unaussprechliche Zuneigung, daß man dieselbe nicht ohne Rührung gewahren konnte. Waldorf fühlte sich seltsam davon bewegt und gequält: ein gutes Ende schien ihm unmöglich, er litt für seinen Freund und gönnte gleichwohl älteren Ansprüchen ein unverkennbar so wahr, so tief erkanntes Glück; Glenorvan wollte es sichtlich zu keiner Erklärung kommen lassen, und dieses gewahrend, wich nun auch er derselben mit erleichtertem Herzen aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bäder.

Aus dem Elsaß, Juni.

Niederbronn. — In der Reihe der Gesundbrunnen ist bis jezt, mit Unrecht, das Bad Niederbronn im Auslande weniger bekannt gewesen. Die meisten Badgäste (gewöhnlich zwischen 900 und 1500) kommen seit vielen Jahren aus dem Elsaß, dem benachbarten Lothringen, Rheinpreußen, Rheinbayern und Hessen-Darmstadt. Daran ist wohl hauptsächlich die Nähe des elegantern, fashionablern Baden-Baden Schuld, denn die Heilkraft der Quelle ist allgemein anerkannt

und in deutschen Badschriften gerühmt, und die Lage des Ortes in einer der schönsten Gegenden des untern Elsasses. Das Wasser strömt in zwei stets üppigen Quellen hervor, die auf dem Promenadenplatze in zwei Becken gefaßt sind; das eine derselben liefert das Wasser zum Baden, das andere, durch eine gedeckte Halle geschirmt, dient zum Trinken. Die eisenhaltige Kochsalzquelle hat einen salzigen, leicht zusammenziehenden, säuerlichen Geschmack, wie das Wiesbader Wasser, und ist immer in einer mittlern Temperatur von 14° Reaumur. Seiner Wirkung nach ist es leicht purgirend. Niederbronn liegt am Eingang der Vogesen, im Weißenburger Bezirk, auf der Straße von Metz nach Straßburg. Gegen Norden schützt es der in die Ebene hereinreichende Liebfrauenberg; gegen Westen und Süden hin lehnt sich die Vogesenkette, die mit dem Odilienberge, auf dessen Abstufung das Schloß Landsperg wie ein Kind auf dem Mutterschooße sitzt, den Horizont nach dieser Seite beschließt. Gegenüber blinkt uns von unsern Bergen der vaterländische Rheinstrom entgegen, und im Hintergrund dehnt sich der Schwarzwald aus und zeigt uns seine Wälder, seine Thäler, seine Burgen und bis weit zu seinen Füßen herab die freundlichen Dörfer, die sich an ihn schmiegen; Hornisgründe, der Kniebis, die drei Berge von Baden, Schloß und Dorf Alt-Eberstein winken uns brüderlich herüber. — Außer der diätetischen Beziehung, über welche ich auf die treffliche Schrift des Brunnenarztes Dr. Kuhn verweise,* bietet Niederbronn und die Umgegend dem Badgaste noch reiche Ausbeute nach allen Seiten hin. Dem Freunde der Natur und Poesie eröffnen sich die herrlichsten Punkte zu nahen und fernen Spaziergängen: der Wintersberg, der Wasenkopf, Oberbronn, das Jägerthal, das Bärenthal; die freundlichen Schlösser Wasenburg, Falkenstein, Winstein, Hohenfels, Fleckenstein, Arnsburg mit ihren geschichtlichen Erinnerungen und lieblichen Sagen; die neuern Bergvesten Bitsch und Lichtenberg.** — Dem Freunde des Gewerbsfleißes stehen die in freudiger Thätigkeit blühenden Eisenwerke der Herren von Dietrich in Niederbronn, Reichshoffen, Jägerthal und Zinsweiler offen, die Papiermühlen, die Eisenwerke von Mutterhausen, die große Krystallglashütte von St. Louis bei Lemberg, die vorzüglichste Frankreichs, in welcher die überraschendsten Kunstprodukte ausgestellt sind, die Erdpechquellen bei Lampertsloch u. s. w. — Den Naturforscher ziehen die zahlreichen Versteinerungen an, die in der Umgegend gefunden werden, und die er in dem täglich sich vermehrenden Kabinette des gelehrten, rüstigen Dr. Engelhardt, Direktors der Zinsweiler Eisenwerke, sorgsam geordnet und bestimmt, beschauen kann. — Dem Archäologen wird die Gegend merkwürdig durch die vielen Münzen, Geräthschaften, Urnen, Grabsteine, Merkuriusbilder u. s. w., die von fleißigen Forschern gefunden worden und deren noch täglich neue entdeckt werden. Die römische Inschrift auf dem Schlosse Wasenburg, so wie die Ueberreste der alten Badeinrichtungen und die über die Haardtebene vielfach verbreiteten Ziegel, Denksteine u. s. w. lassen deutlich auf eine römische Niederlassung in der Umgegend schließen. Das Museum zu Straßburg hat hier schon herrliche Schätze gesammelt, und die Herren Strauß-Dürkheim in Frohschweiler und Dr. Schnürinser in Oberbronn besitzen interessante Privatkabinette, deren Bestandtheile sie größtentheils selbst an Ort und Stelle gesammelt haben. — Den Freunden des Rebensaftes sey endlich gesagt, daß in Oberbronn, eine kleine halbe Stunde von Niederbronn, ein herrlicher Wein wächst. — Seit einigen Jahren nimmt die Zahl der Badgäste beträchtlich zu; auch hat das Bad seit der Erbauung des neuen, großen und eleganten Vauxhalls und den vielen Verschönerungen, die unter den Herren von Dietrich unternommen wurden, an Freundlichkeit und Bequemlichkeit viel gewonnen. A. St.

* Description de Niederbronn et de ses eaux minérales etc., par J. Kuhn. Paris et Strasbourg, 1835.

** Vier Stunden von Niederbronn liegt das durch Goethe's Friederike bekannt gewordene Sesenheim, zu dem Engländer und Deutsche oft wallfahrten. In Niederbronn selbst lebt noch ihre jüngste Schwester, in deren Besitz sich einige bis jetzt ungedruckte Gedichte Goethe's an seine Geliebte befinden.

Lübeck, Juni.

Travemünde. — In dem nahegelegenen Seebad Travemünde sind bereits die ersten Kurgäste eingetroffen, freilich nur, um vorläufig der erquickenden Luft der Seeküste zu genießen, denn die Seebäder werden wohl schwerlich vor dem 15ten Juni benutzt werden können. Wahrscheinlich wird dieses Seebad sehr besucht werden: der größte Theil der Wohnungen, die mit jedem Jahr vermehrt und verschönert werden, ist bereits für diesen Sommer vermiethet. Auch der Besuch mehrerer hohen Herrschaften ist uns angekündigt, wenn gleich darunter nur einige durchreisende sind; so wird das kaiserlich russische Dampfschiff Ishora, dessen elegante Ausstattung eine europäische Berühmtheit hat, hier erwartet, um den Prinzen Peter von Oldenburg und dessen Gemahlin nach Petersburg zu bringen. Am Seebade selbst sind, außer der Vermehrung der Karren und des aufwartenden Personals, keine wesentlichen Veränderungen vorgenommen worden. Von dem Badearzte Dr. Fr. Liebold ist eine kleine Schrift: Die Heilkräfte des Meerwassers (Lübeck, von Rohdensche Buchhandlung. 1837. 12 gGr.), herausgegeben worden, die zum Zweck hat, die Kurgäste über Eigenschaften und Wirkungen des Meerwassers zu belehren, und die beste Benutzung zur Erhaltung und Herstellung der Gesundheit anzugeben. Besonders möchte hervorzuheben seyn, wie der Verfasser die so disparaten Meinungen über die Vorzüge der Bäder an der Nord- und Ostsee in das rechte Licht zu stellen sucht, einen Punkt, den wir selbst Aerzten zur Aufmerksamkeit empfehlen möchten. Es ist nämlich bekannt, daß das Wasser der Nordsee zweimal mehr Salze enthält, als das der Ostsee, und bei Aerzten und Laien die Meinung die Oberhand behielt, daß das Baden an der Nordsee auch wirksamer seyn müsse, als am Strande des baltischen Meeres. Da indeß bei der kurzen Dauer eines Bades in der See (der hohe Wellengang in der Nordsee überschüttet mehr die Badenden mit Wasser, so daß diese Art zu baden kaum den Namen, und wir möchten noch hinzufügen, kaum die Wirkungen eines Bades haben kann), eine Zeit, die sich selten über fünf bis zehn Minuten hinauserstrecken darf, wenn das Baden nicht schaden soll, auf Einsaugung oder Aufnahme vieler wirksamen Theile des Meerwassers nicht zu rechnen ist, so möchte die Wahl des Seebades an der Nord- oder Ostsee in den meisten Fällen ziemlich gleichgültig, und die gepriesenen Vortheile der Nordseebäder mehr eingebildet als begründet seyn. Am Schlusse des eben erwähnten Werkchens findet der Leser einige topographische und historische Notizen über das Travemünder Seebad in der Kürze mitgetheilt, worauf wir demnach den nähere Kenntniß Wünschenden verweisen. — Ueber die sonstigen literarischen Bestrebungen Lübecks läßt sich Weniges sagen. Die Journalistik bewegt sich fast ganz in Lokalinteressen. Wir können uns noch nicht herausarbeiten aus alten Normen und Formen. — Gott besser's! —dr.—

Beilage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 149.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 23. Juni 1837.

Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Schiller.

Prolog,

gesprochen von K. Seydelmann bei der auf dem königl. Hoftheater zu Stuttgart (zum Besten des in Salzburg zu errichtenden Denkmal Mozarts) am 15ten Juni 1837 gegebenen „Entführung aus dem Serail," gedichtet von Wolfgang Menzel.

Mozart — nur seinen Namen nennen wir,
Da uns ein sichtbar Bild von ihm noch mangelt.
Denn wie die Saite, wenn sie klingt, dem Blick
In unsichtbaren Schwingungen sich birgt,
Die Lerche unsichtbar von oben singt,
Die Nachtigall bescheidnes Dunkel liebt,
So barg sich Mozart ganz in seinen Tönen,
Und erst die späte Nachwelt will ihn sehn,
Den sie so oft gehört, will seine Statue
Errichtet wissen auf dem heimschen Boden,
Im schönen Salzburg. Diese heil'ge Pflicht
Des Vaterlands zu theilen, sind wir hier,
Gerufen durch den Namen, der für uns
So voll von lieblicher Erinnrung ist,
So lang und wohl bekannt in diesen Mauern,
Vertraut dem Ohr, und immer neu dem Herzen.
Mozart, der schon als Kind im Zauberreich
Der Töne herrschte, ihr geborner König,
Hat ihr beweglich und endloses Meer
Nach seinem Wink gelenkt, im wilden Sturme
Den todesvollen Abgrund aufgewühlt,
Und die erzürnten Wellen wieder sanft
Geebnet zu des Himmels klarstem Spiegel.
Zu Himmelshöhen hob sein Genius
Den reinen Fittich und entwendete
Dem jüngsten Engel spielend seine Noten
Und brachte, wie Prometheus einst das Feuer,
Die süßen Töne zu der Erde nieder.
Doch auch zur Hölle stieg er kühn hinab
Und trat der finstern Geisterwelt Pedal
Mit starkem Fuß, daß die bewältigten
Dämonen grollten und aufschrien vor Schmerz.

Doch diesen Himmel, diese Hölle schließt
Des Menschen Brust ein. Mozarts Genius
Sprach nur in wundervollen Tönen aus,
Was heimlich sich bewegt im innern Meer
Der menschlichen Gefühle. Nur durch eines,
Das über alle andern mächtig herrscht,
Bezwang er die empörten Leidenschaften
Und hielt mit zartem Zügel sie zurück,
Wie Amor einst das schnaubende Gespann
Des Meergotts. Liebe war sein Talisman,
Das innerste Geheimniß seiner Kunst,
Die Seele seiner Töne. Süßer hat
Von ird'schen Lippen ihre Stimme nie

Getönt, und wahrer nie uns offenbart,
Was unser Herz uns selber noch verbarg
Von unbewußt gebliebner Lieblichkeit,
Und von den Wonnen, die im tiefsten Quell
Der Sehnsucht schlummernd, Manchem nie erwachen.
Nie schmeichelte das Ohr so sehr dem Herzen
Und zeigte alle seine Qualen ihm,
Der Leidenschaften Wuth, der Sünde Lockung,
Der Täuschung und verschmähten Neigung Spott,
So wahr und furchtbar, und doch überwunden
Durch jene unaussprechlich tiefe Lust,
Die in der Liebe allen Qualen trozt,
Uns mit des Schreckens Grazien überrascht,
Alltägliches in holdes Wunder umschafft
Und jeden Mißton löset in Accord.

Drum unvergänglich, wie der Herzen Frühling
Stets wiederkehrt den werdenden Geschlechtern,
Wird Mozart blühn in unverwelktem Reiz,
So lang ein zärtlich Auge heimlich weinen,
Ein lächelnd holder Mund sich öffnen wird
Zum Kuß und zum Gesange, ewig neu
In seinen schönen Melodien lebt
Der liebevolle Meister des Gesangs.
Wie unaufhaltsam durch das Thal der Welt
Der Strom der Liebe junge Wellen rollt,
Wird auch von ihm der tönereiche Schwan
Weithin getragen zur Unsterblichkeit.

Schloss Hochdorf.

(Fortsezung.)

So vergingen verschiedene Tage, wie in schwüler Gewitterluft verlebt. Am Abend eines derselben hatte Waldorf sich gegen eilf Uhr in sein Zimmer begeben; er bewohnte seit seiner Rückkehr, da unter des Malers Aufsicht fast alle Zimmer im Schlosse neu aufgemalt und vergoldet wurden, den früher benannten Gartensaal, der ihm als Wohnzimmer diente, und sezte sich an einen Tisch, den Kopf gedanken- und sorgenvoll aufgelehnt, vor sich ein Buch, welches ihn indessen wenig zu beschäftigen schien; da ward plözlich die Thüre geöffnet und Glenorvan trat ein. Waldorf fuhr mit allen Zeichen unwillkommener Ueberraschung empor; jener blieb verwundert und ihn betrachtend stehen. „Wie, Waldorf, bin ich es, der Sie erschreckt?“ Ueber des Befragten Züge flogen die Schatten heftiger Gemüthsbewegung. „Wenn Sie mir wohl, wenn Sie mich erfreuen wollen,“ entgegnete er mit schwankender Stimme, „so lassen Sie mich jezt allein; ich bitte Sie dringend darum.“ Glenorvan sah ihn sehr ernst an. „Und ich kam eben, um mit Ihnen zu reden, so Vieles, so Wichtiges; stoßen Sie mich nicht um einer Grille willen zurück.“ — „Keine, keine Grille, Glenorvan, ich bitte, ich beschwöre Sie nochmals — Gott, wozu zwingen Sie mich! — nun gut, ich will, ich muß allein seyn!“ Glenorvan trat kalt zurück. „Wohl, ich behalte es mir vor, die Erklärung eines so seltsamen Benehmens zu fordern.“ Er wollte gehen, da vernahm man nahende Tritte. „Zu spät! zu spät!“ rief Waldorf mit dem Ausdruck wahrer Verzweiflung; jezt selber betroffen und erschreckt, erreichte Glenorvan gewandt und noch eben zu guter Zeit ein Fenster, wo er sich hinter den zugezogenen Vorhängen verbarg. Waldorf murmelte einige unverständliche Worte, die Thüre wurde vorsichtig geöffnet und Rittmeister Rodewill trat ein.

Beide junge Männer betrachteten sich mit ausdrucksvollen Blicken und schüttelten sich schweigend die Hand. Nach einer Weile sagte der Rittmeister, sichtlich bewegt: „Die lezte Gunst, welche das Geschick mir gewährt, ist zugleich die traurigste; ewig werde ich es mir vorwerfen, daß die edelste, unbescholtenste aller Frauen um meinetwillen einen Schritt thut, den die ganze Welt mißbilligen würde, falls sie ihn erführe. Zu meinem Troste sage ich mir, daß Sie der alleinige Vertraute sind, ich sage, ich wiederhole es mir, und dennoch vermag ich es nicht, mein Gewissen zu beruhigen, welches mich mit tausend Qualen ein Glück büßen läßt, das ich vielleicht, nein, welches ich zuverlässig nicht hätte begehren sollen.“ Waldorf seufzte, von den verschiedenartigsten Gefühlen bestürmt, da zu seiner Erleichterung trat der Rittmeister an die Thüre, welche er langsam öffnete. Eugenie erschien in derselben, weiß gekleidet, wie immer, über dem Kopf einen dunkelrothen Shawl, zum Schutz gegen die Nachtluft, der, eng an's Gesicht schließend, die Stirne unbedeckt ließ und ihr das Ansehen einer Madonna verlieh. Sie trat ruhig ein, Waldorf stand unbeweglich an seinem Platze, sie grüßte ihn und ging mit fester Haltung der Glasthüre zu, die auf einen halb bedeckten, mit Orangenbäumen besezten Balkon führte, wohin der Rittmeister ihr folgte. Ihre ganze Haltung schien zu sagen: „Ich thue das Ungewöhnliche, aber ich bin dieselbe Eugenie noch und der Achtung nicht minder werth.“

Von sehr begreiflichen Vorstellungen gequält, ging Waldorf, kaum wissend, was er vornahm, im Zimmer auf und nieder; ohne Neugier, die seinem Zartsinn ferne lag, blickte er in dieser Stimmung zuweilen nach der Glasthüre und sah den Rittmeister vor Eugenien stehen, später vor ihr knieen. Nach einer Weile kehrten Beide in den Saal zurück; Eugenie ging jezt rasch dem Ausgange zu, ohnfern desselben blieb sie stehen, warf noch einen Blick auf den geliebten Freund zurück und reichte ihm die Hand. In dem Augenblicke, wo er dieselbe fassen wollte, umschlangen ihn ihre Arme, ein Laut des tiefsten Schmerzes entrang sich ihrer Brust, sie richtete sich empor

und verließ das Gemach. Der Rittmeiſter ſtand einige Augenblicke regungslos, dann ſchwermüthig und ſchweigend, mit der Hand grüßend, ging auch er.

Waldorf nahte in verſtörter Gemüthsſtimmung dem Fenſter, wo Glenorvan ſtand; er zog die Vorhänge zurück und ſah dieſen, den Kopf an das Fenſter gelehnt, bleich, faſt bewußtlos daſtehen. Erſchrocken wollte er ihn in ſeine Arme faſſen, da richtete jener ſich auf und ſagte, nachdem er wie verwundert umher geblickt hatte, mit einem weichen Ausdrucke: „Und dazu boten Sie die Hand? Sie?“ — Waldorf war auf die äußerſte Heftigkeit gefaßt, dieſe Mäſſigung erſchütterte ihn tief; unruhig mit der Hand über die Stirn fahrend, wollte er antworten, aber Glenorvan kam ihm zuvor: „Gute Nacht!“ ſagte er tonlos und verließ das Zimmer. Völlig ſchlaflos brachte Waldorf die Nacht unter traurigen und verdrießlichen Vorſtellungen hin.

Am andern Morgen beeilte er ſich, ſeinen Freund aufzuſuchen, aber auf dem Wege dorthin trat ihm der Maler ſo freundlich in der Weg, daß er es nicht über ſich gewinnen konnte, ihn ſogleich abzufertigen. — „Ich fühle mich immer ganz erquickt, wenn ich Sie ſehe,“ begann dieſer; „zu Ihnen habe ich das beſte Vertrauen, und Sie ſind der Einzige, deſſen Anblick mich ſtärkt und erheitert. Im Anfange fand ich Alles hier im Schloſſe ſo wundervoll, ſo bezaubernd, und ſagte mir oft, die Reichen und Vornehmen dieſer Erde ſeyen doch die einzig Glücklichen, jezt — ach! ich wollte ich dürfte nur wieder fort und wie früher mit Fröhlichkeit oft ſorgen und darben. Ueber ein fröhliches Herz geht nichts! Ich habe oft keinen Heller in der Taſche gehabt, aber vergnügt war ich immer; auch hier habe ich lange genug den äußern Umſtänden widerſtanden, aber nun iſt es völlig um mich geſchehen. Der Baron hat ſo lange nach meinem Halſe geſehen, bis ich ein paar Tücher von dem Kammerdiener geborgt habe, und jezt ausſehe wie ein Philiſter; der Hofrath vertreibt ſich die Langeweile durch Grobſeyn gegen mich, und Lord Glenorvan, der mir Anfangs ſo wohl wollte, ſchließt ſich Jenem jezt völlig an, und wird am Ende auch in deſſen ganz verkehrte Anſichten über das Gemälde eingehen, denn ich will Ihnen beweiſen — nun, wenn Sie Eile haben, erkläre ich es Ihnen ein ander Mal. Rittmeiſter Rodewill und Fräulein Eugenie — ſehen Sie, das iſt nun vollends ein Jammer, der mir das Herz bricht.“ — Waldorf hatte jezt völlig zur Genüge und unterbrach ihn lächelnd: „Lieber Freund, der Aufenthalt hier iſt für Sie als eine Schule des Geſchicks zu betrachten; Sie ſollen darin lernen, ſich genügſam beſcheiden. Nehmen Sie es in dem Sinne und geben ſich ohne vieles Grübeln der unbefangenen Heiterkeit Ihres unverdorbenen Gemüthes hin; ſehr verfeinerte Menſchen ſind nicht allemal ſo unglücklich, als es ſcheinen mag, denn ſie finden eben in einer vollendeten Bildung die Kraft, das Unheilvolle zu ertragen.“ — Der Maler blickte ihn groß an. „Seben Sie,“ ſagte er nach einer Pauſe, „ich habe mir immer gedacht, wahre Herzensbildung beſtehe in dem Beſtreben, ſeine Umgebung zu beglücken; einen andern Begriff habe ich damit nie zu verbinden gewußt.“ — Waldorf nickte ihm zu: „Es mag leicht der einzig wahre ſeyn; aber adieu! wir ſprechen ein ander Mal mehr darüber.“ Er ging und ſagte ſich lächelnd: „Seine einfachen, kindlichen Anſichten jagen mich förmlich in die Flucht, denn ich möchte doch, er behielte ein wenig Ehrfurcht vor dem ihm Unverſtändlichen.“

Zum erſten Mal betrat Waldorf Glenorvans Zimmer mit einem ſpannenden Gefühl; er mußte ſich zuſammenraffen, bevor er die Thüre öffnete. Dieſer ſaß leſend im Sopha und bot dem Eintretenden durch Zeichen den Platz neben ſich an. Er ſah ruhig, aber etwas bleich aus; ſeine Augen hatten eine helle, faſt durchſichtige Farbe, welche ſie bei heftigen Gemüthsbewegungen anzunehmen pflegten. Waldorf faßte die Hand des Freundes, und als jener es geſchehen ließ, begann er mit beruhigtem Herzen ſeine Rechtfertigung.

Vor einem Jahr hatte er auf dem Landſitze des Barons die Bekanntſchaft des Rittmeiſters gemacht und ſchnell wahrgenommen, wie dieſer und Eugenie faſt beim erſten Anblick die Herzen getauſcht. Ueber des Rittmeiſters Herkunft ſchwebte ein ſeltſames und, wie es ſchien, nicht aufzuklärendes Dunkel. Einige behaupteten, er ſey der Sohn eines Handwerkers und durch ungewöhnliche Fähigkeiten emporgekommen, Andere ſchrieben ihm eine höhere, aber nicht ehrenvollere Geburt zu, und er ſelber gab nie auch nur die leiſeſte Auskunft. Aus ſeinem Standquartier an der polniſchen Grenze durch ſeinen General zu anderweitiger Beförderung empfohlen, war er plötzlich in der großen Welt erſchienen; ſehr ſchön, ausgezeichnet durch Wiſſen, mit einem etwas verſchloſſenen, feſten Weſen, brach er ſich Bahn durch die hemmenden Schranken, und wurde bald der vielfach beſprochene Liebling aller höhern Cirkel. So viele, unerwartet errungene Gunſt hätte den Rittmeiſter, Eugenien, oder vielmehr dem Baron gegenüber, ermuthigen können, aber er ſchien hier unüberſteigliche Schwierigkeiten zu ahnen und zog ſich mit blutendem Herzen zurück. So ſtand dieſe Angelegenheit, als Glenorvan Bekanntſchaft im Schloſſe machte; Waldorf fühlte ſich nicht ermächtigt, und fand es auch zum Theil überflüſſig, gegen dieſen der Sache zu gedenken. Ruhig überließ er es der Liebenswürdigkeit des Freundes, ſich ſo viel Anerkennung zu erringen, als dieſer zu wünſchen ſchien. Da plötzlich tauchte der Rittmeiſter wieder aus ſeiner Zurückgezogenheit auf. Seine Verhältniſſe hatten ſich günſtiger geſtaltet, er durfte auf ſchnelle Beförderung und Erhebung in den Adelſtand

hoffen, und trat nun freimüthig mit seiner Bewerbung hervor. Der Baron empfing diese mit einigem Erstaunen, und lehnte sie nach einer vertrauten Unterredung mit einer Bestimmtheit ab, welche jede Hoffnung ausschloß.

Rodewill hatte günstige Augenblicke gefunden, sich mit Eugenien zu verständigen; ihr Schmerz glich dem seinigen. Er suchte Waldorf auf, und diesen in sein Vertrauen ziehend, äußerte er, daß Eugenie, von seiner Verzweiflung gerührt, ihm ein leztes Abschiedswort zugestanden, daß sie, da es ihr an Muth fehlte, Madame la Raye in ihr Vertrauen zu ziehen, und sie Fanny aus herzlicher Liebe nicht einmischen wolle, in seinen Vorschlag eingewilligt, ihn auf dem Balkon des Gartensaals zu sehen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Waldorf zu jener Zeit in seinem Zimmer anwesend seyn und dort bleiben solle. Dieser fühlte sich seltsam durch einen Vorschlag bewegt, den er gleichwohl abzulehnen nicht im Stande war. Es war ihm, als handelte er dadurch doppelsinnig gegen Glenorvan. Es ängstigte ihn, durch seine Begünstigung ein so junges, so unbescholtenes Wesen einen Schritt unternehmen zu sehen, der, obwohl völlig unschuldig, doch niemals Billigung finden konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

(Nachtrag zu Nr. 68.)

Musik.

Endlich ist es Sommer, ohne daß es Frühling gewesen; eine Schaar von Sängern schreit am frühesten Morgen schon mir gegenüber in den Baumwipfeln, und gemahnt mich, daß ich wachen soll. Würden wir Büchermenschen uns nur auch so frühe zur Ruhe begeben, wie die Vögel. Auf einen Nachbericht über die hiesige Musik denkend, beehorche ich auch die Baumvirtuosen schärfer, und finde, daß sie gar keine Skale haben, keinen bestimmten Ton anschlagen, sondern den Klang in lauter unendlichen Uebergängen hervorziehen. Deßhalb singen dressirte Vögel, wie die Amsel ꝛc., so falsch. Die Tonleiter ist ganz gegen ihre Natur. — Die zweite Hälfte der Abonnementsconcerte brachte noch viel Schönes. Molique gab seine schon anderwärts mit Lob gekrönte große Symphonie aus Ddur. Der trefflich ausübende Meister zeigte sich auch als ein selbstschaffender. Das in einfachem Haydnschen Geist gedachte Andante ging mir besonders zu Gemüthe. Molique wirkt aber noch auf eine dritte Weise. Der Geist seines Spiels geht durch Schule und Nacheiferung auf eine Zahl jüngerer Talente über. Ein solches Vorbild hält von schwächlicher Manier ab, und am Ende zeigt sich, daß ein wahres Kunstziel für den Begabten nicht viel schwerer zu erreichen ist, als ein falsches. Mad. Fischer-Maraffa sang noch einmal, und daß sie all ihre Kunst in Passagen und Trillern hören ließ, ist wohl kein Wunder. Welch undenkbare Resignation, wenn sie gemüthlich einfach hätte: „Kennst du das Land ꝛc.," vortragen sollen! Von vierstimmigen Männergesängen gefielen die kunstlosern am besten. Wie doch das Tiefempfundene so unfehlbar uns wieder ergreift! Der ohne Begleitung vorgetragene Satz aus einem bekannten Terzett in „Sargines" rührte das ganze Publikum wahrnehmbar. Dagegen machte die erste Originalouvertüre zu „Fidelio" von Beethoven, als eine ganz willkührliche Composition, keinen besondern Eindruck. Es gibt Ouvertüren, die ich musikalische Bandwürmer nennen möchte: sie währen ungemein lange, könnten aber ihrer organischen Gliederung halber noch unendlich viel länger fortgesponnen werden. Am Palmtage bildete desselben Meisters Oratorium: „Christus am Oelberge," die zweite Concertabtheilung. Man hatte sich von Beethovens Werk einen besondern, dem Tag angemessenen Genuß versprochen. Um so mehr that dann die getäuschte Erwartung wehe; denn wirklich, eines der schwächsten Werke des gefeierten Meisters ist wohl dieses Oratorium, einen imposanten Chor ausgenommen. Von religiösem Styl ist keine Spur; ja es sind, neben kalten, gedehnten Recitativen, Arien, Duette und Terzette darin, denen man, wie ich es aus Aerger that, nur in Gedanken erotische oder komische Texte unterlegen darf, um sie einer Operette würdig zu finden. Wie möchte sich ein Psalm von Palestrina oder Marcello dagegen ausgenommen haben! Doch dergleichen erhalten wir nun und immer nicht. Am grünen Donnerstage gab man „die Schöpfung." Auch das Schönste wird bei recht genauer Bekanntschaft ein Theil von uns, so daß wir davon gesättigt sind und das rechte Gefühl dafür für lange Zeit verlieren. Dies sagte ich mir, ging aber doch zu der Aufführung und blieb bei dem ganz naturphilosophisch gedichteten Chaos bis zum Schlußchor mit unausgesetztem Genuß. — Vier junge Violinspieler trugen vor: „Concertante" von Maurer, welches durch das gewandte und gefühlte Zusammenspiel allgemeinen Beifall fand. Die Composition ist als sehr gelungen bekannt und der Gedanke einer solchen Quadrupelallianz glücklich. Der Eindruck ist sehr befriedigend. Schillers „Bürgschaft," mit Musik von Kapellmeister Lindpaintner, deklamirte Herr Seydelmann. Die frühern Melodramen waren empfindungsreiche, leidenschaftliche Scenen; hier hielt sich die begleitende Musik als eine Gefühl ausdrückende in ihren Schranken. Balladen aber sind erzählend und oft naturschildernd, und hier muß die Musik nothwendig malend werden. Dies muß man also entweder zulassen, oder das ganze Genre verwerfen. — Die von uns früher besprochene und mit wahrem Antheil gelobte Mad. Pollert gefalle in Berlin — verlautet in öffentlichen Berichten — in Spiel und Vortrag. Dem. Schebest war von Karlsruhe zu uns zurückgekehrt. Die Urtheile über ihre Kunst werden immer reiner, je mehr sie diese von verschiedenen Seiten darlegt. Es ist von Karlsruhe aus eine kleine Schrift über ihr dortiges Spiel erschienen, die von einem ihrer wärmsten, wir möchten sagen kunstverliebtesten Verehrer herrührt. Man soll Niemand in einem solchen Enthusiasmus stören; das wahre Schöne, die gelungene Leistung darf uns wohl unvergleichlich erscheinen. Nur wenn die Gesangkünstlerin als unerreichbar bezeichnet wird, wenn der Klang ihrer Stimme, ihre Glockentöne mit Worten nicht sollen geschildert werden können, so möchte eine solche Lobeserhebung der anderwärts auftretenden Künstlerin, durch Erregung der Erwartung einer Eminenz des Organs, mehr Nachtheil als Vortheil bringen. Noch andere Kunstliebhaber lernt man beim Auftreten junger, reizender Sängerinnen kennen, die, weniger ätherisch fühlend, in der steigend singenden Lerche auch den Zugvogel sehen, den sie in's Garn fangen und vor lauter Kunstliebe aufspeisen möchten. Ihr Kunsturtheil hat viel Beimischung von Gourmandise.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 150.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 24. Juni 1837.

O father Abraham, what these Christians are!
Shakespeare.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

Vierter Brief.

Ich weiß, wie Sie über religiöse Bilder oder Darstellungen aus der heiligen Geschichte denken, und daß Sie — wenn gleich aus andern Gründen als ich — auf eine mir höchst schmeichelhafte Weise ganz meiner Ansicht sind, daß dergleichen Darstellungen denn doch am Ende der höchste und würdigste Gegenstand der Kunst seyen. Wir haben, wie ich mich erinnere, im Conversationshause zu Baden eines Nachmittages nach Tisch sehr ausführlich über das Christenthum und bei dieser Gelegenheit auch über christliche Kunst geredet. Da wir über diese Gegenstände einig sind und überdies auch die Sache ad taedium usque in den verschiedenartigsten Schriften traktirt worden, so erlauben Sie mir wohl, ohne weitere Untersuchung über Zulässigkeit, Statthaftigkeit, Nothwendigkeit christlicher Bilder in jetziger Zeit, zu hiesigen Thatsächlichkeiten überzugehen.

Es ist wohl eine nicht zu leugnende Wahrheit, daß der Deutsche bei seinem Ernst, seiner Tiefe, Innigkeit, seinem Gemüthsleben weit mehr Talent zur Religiosität hat als der Franzose. Daraus folgt, daß der Deutsche also auch zur würdigen Darstellung religiöser Gegenstände sich besser qualificirt als der Franzose. Wenn dieses nicht schon a priori durchaus klar und erwiesen wäre, ließe sich's a posteriori demonstriren. Die Franzosen wissen das auch, und religiöse Bilder sind deßhalb auch — ich rede nur von der Jetztzeit — eine seltene Erscheinung. Im ganzen Museum des Luxemburg, der Sammlung von Werken lebender Künstler, ist nur ein einziges, dazu abscheuliches Bild aus dem neuen Testament. In Deutschland dagegen sind gerade die größten Namen, welche die neuere Kunst kennt, durch christliche Kunstwerke berühmt: ich nenne nur Cornelius, Overbeck, Schadow, Veith.

Jezt nun auf einmal erscheint in dem diesjährigen Salon eine, in Betracht des bisherigen Mangels, auffallende Menge religiöser Bilder. — Woher erklärt sich diese Erscheinung, über die einige Feuilletonisten so gewaltig sich beklagen und für die sie zum Theil die seltsamsten Ursachen aufsuchen? Einer dieser Kritiker, und dessen Artikel über den Salon keineswegs zu den schlechteren gehören, sezt erst auseinander, daß jezt die christlichen Sujets als nicht mehr anzusehen seyen, wie die heidnisch-mythologischen, daß aber wegen der im Christenthum befindlichen Poesie dasselbe ebenso wie die heidnische Mythologie dem Künstler höchst vortreffliche Sujets darbiete: der Künstler habe nun zwei Wege, einen christlich-mythologischen Gegenstand zu behandeln, entweder sich anschließend an die Tradition aus der Zeit, wo man noch an das Christenthum glaubte — und diesen Weg

ſchlage die deutſche Schule, Overbeck, Bendemann, Cornelius u. ſ. w. ein — oder aber philoſophiſch, wie die franzöſiſche Schule. Daß aber chriſtliche Sujets bisher von den franzöſiſchen Künſtlern ſo wenig bearbeitet worden, habe einen aparten Grund. „Unter der Reſtauration hätte ein Maler, ſtolz und unabhängig, wie ſie es beinahe alle ſind, angeſtanden, ein myſtiſches Sujet zu behandeln: man hätte ihn des Jeſuitismus und der Kriecherei (courtisannerie) beſchuldigen können. Heutzutage iſt man ſicher, daß er einen ſolchen Gegenſtand aus Vorliebe und künſtleriſcher Ueberzeugung (par goût et par conviction d'artiste) wählt.“ Was ſagen Sie zu dieſer Erklärung? Woher nun aber dieſe plötzliche Menge chriſtlicher Bilder? Iſt es eine innere Nothwendigkeit, der ſie entſpringen, neues Erwachen des religiöſen Sinnes? iſt es Antrieb von außen, vielleicht Aufmunterung von Seiten des Gouvernements?

Sollte es ſich aus dem Erwachen des religiöſen Sinnes erklären? — Alles im Leben, in der Geſchichte iſt Revolution und Reaktion. Auf die bigotten Zeiten Karls X. folgte — oder vielmehr ging neben ihnen her — der religiöſe Indifferentismus vor und nach der Julirevolution. Da wäre es denn ziemlich natürlich anzunehmen, daß nun — denn hier vollenden ſich die Epochen ſchnell und folgen raſch auf einander — eine Reaktion des religiöſen Sinnes gegen jenen Indifferentismus ſich entwickle. Für dieſe Annahme ließen ſich mehrere Beweiſe anführen. Niemals ſind ſo viele religiöſe Bücher erſchienen; die „Nachahmung Chriſti“ erſcheint in hundertfachen Ueberſetzungen, zum Theil mit dem größten Luxus ausgeſtattet, die Evangelien deßgleichen mit Encadrements, Vignetten, Stahlſtichen und kolorirtem Frontiſpice, die Kirchenväter, für die Zeit zugerichtet, allerlei alte und neue aſcetiſche Schriften, Legenden, das Leben der heiligen Eliſabeth und tauſend und abertauſend dergleichen Publikationen, die, wenn hier einmal eine Sache en faveur iſt, wie die Pilze empor ſchießen, denn der Enthuſiasmus geht hier immer Hand in Hand mit der Induſtrie. Wenn ich bei einem Buchhändler ein höchſt elegant gebundenes, mit Gold und gepreßten Verzierungen reich verziertes Büchlein in die Hand nehme und meine, es ſey irgend ein brauchbares, gutes Buch, das man ſeinem Inhalte angemeſſen und würdig eingebunden, ſo iſt es jedesmal le Paroissien complet. Faſt in jeder Zeitung findet man die Ankündigung von geiſtlichen Unterhaltungen zwiſchen Theater- und Konzertanzeigen. Wenn man geleſen, daß „Demoiſelle Taglioni oder Demoiſelle F. Elsler remplira tel et tel rôle, dansera tel et tel pas“ in einer großen Vorſtellung in der Académie royale de musique, ſo kommt ganz unbefangen dazwiſchen: „M. l'abbé Chatel, oder M. l'abbé Coeur fera une conférence contre le péché originel“ oder einen ſonſtigen Gegenſtand, an dem und dem Tage, in der und der Kirche. Die Abbé's Coeur und Chatel ſind nämlich ein paar Koryphäen des hieſigen Chriſtenthums, haben jedoch in vielen Punkten bedeutend verſchiedene Anſichten; beide haben ihren großen Anhang und heftige Verehrer und Gegner, und wenn ſie auftreten, haben ſie jedesmal ein großes Publikum. Ich habe mich bis jezt noch für keinen von beiden entſchieden, ſondern halte von Beiden gleich viel. Wie eigentlich das Verhältniß dieſer beiden Koryphäen der Kirche zum Chriſtenthum ſey, iſt mir, aufrichtig geſtanden, noch nicht recht klar geworden; ſie verhalten ſich vielleicht zu demſelben wie jene eben genannten Prieſterinnen des Heiligthums der Tonkunſt, der großen Oper, die Demoiſelles Taglioni und Elsler ſich zur Muſik verhalten. Ach! die Taglioni verläßt Paris und geht nach Rußland, Paris trauert und ſchickte, wenn der Kaiſer Nikolaus damit zufrieden wäre, was ich aber nicht glaube, gern alle beiden Abbé's, Coeur und Chatel, nach Rußland, um die eine Taglioni zu behalten. Doch mit einem ungeheuren Sprunge, wie er nur bei der Taglioni möglich iſt, von dieſer zurück zum Chriſtenthum.

(Die Fortſezung folgt.)

Schloſs Hochdorf.

(Fortſezung.)

„Sie wurden,“ ſchloß Waldorf ſeinen Bericht, „ein unberufener Zeuge dieſes Ereigniſſes, und obgleich ich im Ganzen nicht ungerne ſah, daß Sie, völlig ohne mein Zuthun, die Wahrheit erfuhren, ſo mußte dennoch meine Lage höchſt peinlich ſeyn. Auf Ihre Verſchwiegenheit rechne ich wie auf die meinige; es gibt ſtillſchweigende Verpflichtungen, welche kein Mann von Ehre jemals brechen wird.“ Glenorvan drückte ſeine Hand und entgegnete ruhig: „Ich zürne Ihnen nicht, wie könnte ich es? — Mein erſtes Gefühl war übermächtiger Schmerz — das iſt vorüber, ich bin jezt völlig mit mir einig und entſchloſſen, ein Ziel zu verfolgen, das ich erreichen werde. Mädchen, wie Eugenie, die dem ungeſchärften Blick als faſt zu hoch für das irdiſche Leben ſtehend erſcheinen, ſind in Folge ihrer etwas romanhaften Einbildungskraft eben leichter zu gewinnen als andere, bei denen man, dem äußeren Anſcheine nach, auf geringere Schwierigkeit rechnen dürfte. Die Begebenheit dieſer Nacht verſinkt mit dieſer einzigen und lezten Unterredung für mich in ewiges Dunkel, ich will ſie vergeſſen und werde ſie folglich vergeben. Erinnern Sie ſich meiner Vorherſagung: Sie werden, bevor ein Jahr zu Ende iſt, Eugenien als Lady Glenorvan begrüßen. Aber Sie, mein Freund — was darf ich für Sie hoffen und wünſchen?“

Waldorf blickte ihn ernſt und wehmüthig an: „Für mich? — das Glück nicht, welches Sie mir gönnen würden, denn ich werde es niemals erreichen.“ — „Niemals? Und doch, wenn mich nicht Alles trügt —“ — „Reden Sie nicht aus, Glenorvan; es gibt Wunden, an welche man nicht rühren muß, wenn man will, daß ſie heilen ſollen. Das einmal Ausgeſprochene verwiſcht kein Gott aus der Erinnerung, und ich will, ich darf nicht hören, was Sie ſagen könnten. Vieles iſt mir klar geworden, was ich früher mißverſtand, aber in der Erkenntniß liegt für mich nur Schmerz.“

Der Rittmeiſter war früh am Morgen abgereiſt; ihn ausgenommen, verſammelte ſich die gewöhnliche Geſellſchaft zum Mittageſſen in ſehr verſchiedener Gemüthsſtimmung. Der Baron zeigte große äußere Ruhe, wenn gleich noch etwas mehr Förmlichkeit als gewöhnlich, aus Glenorvans Zügen ſprach Abſpannung, aber ſein Benehmen war durchaus gelaſſen; er hätte heiter ſcheinen können, da jede Selbſtbeherrſchung ihm geläufig war; aber er verachtete es, eine Zufriedenheit zu äußern, welche ihm fremd war. Der Hofrath, den jede Störung des ſittig Gemüthlichen, wie er es zu nennen pflegte, außerordentlich verdroß, befand ſich in der übelſten Laune, welche er unter geſuchten Höflichkeitsformen zu verbergen ſtrebte, während er in gelegentlichen Aeußerungen den Maler das ganze Gewicht derſelben fühlen ließ. Waldorf war Eugenien gegenüber in eine Stellung verſetzt, welche er vergebens ganz unbefangen zu nehmen ſich bemühte; nicht ſelten ſenkte ſich ſein Auge, wenn ihr Blick ihn traf, was jedesmal ein lebhaftes Erröthen von ihrer Seite zur Folge hatte, das ihn beunruhigte und ſchmerzte. Fanny beſtrebte ſich, Fröhlichkeit zu zeigen und die Unterhaltung, welche oft peinliche Störung erlitt, im Gange zu erhalten. Der Maler hatte den Ausdruck von Verwunderung, welcher in günſtigen Augenblicken Lachen zu erregen pflegt, jetzt aber höchſt läſtig auffiel. Ungebildete verſtehen es einmal nicht, einen Gedanken für ſich durchzuarbeiten, immer kommen ſie auf ungeſchickte Weiſe damit an den Tag, und ſo äußerte auch er gegen das Ende der Mahlzeit ein beſcheidenes Bedauern über des Rittmeiſters Abreiſe. Die Nennung dieſes Namens wirkte gleich einem elektriſchen Schlage; Glenorvan wurde auffallend bleich, faßte ſich aber augenblicklich und ſagte nachläſſig: „Ich habe bis daher nicht gewußt, daß der Rittmeiſter Ihr Freund iſt.“ — Gekränkt blickte der Maler vor ſich hin: „Mein Freund, Mylord? Ich glaube nicht, eine ähnliche Aeußerung gewagt zu haben.“ — „Das haben Sie allerdings nicht,“ fiel Waldorf ein, „obwohl ich annehmen möchte, daß der Maler ſich naturgemäß mit allen Gegenſtänden befreundet, welche einmal ſeiner Kunſt als Vorwurf dienten. Beiläufig fällt mir ein, daß wir erſt die Hälfte Ihrer Kunſtſchätze geſehen haben, und ich trage großes Verlangen, den ganzen Inhalt Ihrer Mappen kennen zu lernen.“ Fanny miſchte ſich jetzt in das Geſpräch, welches, einmal von den bedrohlichen Pfaden abgelenkt, wieder einen ruhigen Gang annahm.

Nach einer Woche erklärte Waldorf die Unmöglichkeit, länger zu bleiben, und ſeine Abſicht, am folgenden Tage abzureiſen. Der Hofrath zog ihn im erſten günſtigen Augenblick bei Seite und äußerte den Wunſch, ihn zu begleiten. „Sie müſſen längſt bemerkt haben, lieber junger Mann,“ fügte er hinzu, „daß ich des Lebens hier ſeit lange überdrüſſig bin.“ — Waldorf lächelte: „Nicht ſo ſehr, wie Sie denken; ich habe im Gegentheil Ihr Bleiben als einen Beweis des Wohlgefallens ausgelegt, und ſehe jetzt zu meinem Erſtaunen, daß es ein Opfer war.“ — „Ein Opfer? Trauen Sie mir die Einfalt nicht zu! Ich bin geblieben, weil ich jegliches Aufſehen als etwas mir Mißfälliges zu vermeiden ſtrebe; die Explicationen, welche dem Beſtellen der Pferde vorangehen oder nachfolgen, ſind mir durchaus widerwärtig. Die moraliſche Freiheit eines Menſchen will Jeder beſchränken; es iſt unerhörte Anmaßung, aber man findet ſie in allen Ständen. Zum Opfer habe ich mich übrigens noch niemals hergegeben, und bedeutenderen Perſonen mag das wohl überhaupt ſelten begegnen. Die Leichtigkeit, mit welcher ich alle Verhältniſſe durchſchaue, mußte mich ſchnell Langeweile empfinden laſſen, denn Gegenwärtiges zu ergründen und Kommendes vorherzuſagen, iſt hier eine federleichte Aufgabe. Ihr Freund wird die ſchöne Eugenie heirathen; er hat es ſich vorgeſetzt, und es wird geſchehen, es iſt ſo gut wie abgemacht. Der Rittmeiſter und ſie würden das ſchönſte Paar dargeſtellt haben, welches ein Künſtlerauge entzücken kann, aber der bloße Gedanke an dieſe Heirath war Unſinn. Die Verhältniſſe ſind durchaus unharmoniſch; ich bin auch überzeugt, man würde im Hauſe ſehr ſchlecht gegeſſen haben; das pflegt in der Regel die erſte Folge ſolcher widerſinnigen Verhältniſſe zu ſeyn. Manche Menſchen bedenken durchaus nicht, wie ſehr ein ſchlechter Tiſch gegen alle Poeſie ſtreitet; das ſind höhere Aufgaben, welche zu löſen Begabteren vorbehalten bleibt. Lord Glenorvan gefällt mir übrigens ſehr wohl, er iſt durchaus Gentleman. Könnte etwas mich von hier treiben, außer meinem freien Willen, ſo wäre es der Maler, den ich indeſſen, wie Sie bemerkt haben werden, geringer Beachtung gewürdigt habe. Seine ganze Perſönlichkeit iſt eine Störung feinerer Lebensverhältniſſe; ſeine Sudeleien habe ich jeder Aufmerkſamkeit gleich Anfangs unwerth erachtet. Soll ich übrigens von dem Gemeinen zu dem mehr Ideellen übergehen, ſo muß ich noch Fräulein Fanny's gedenken, welche Ihnen ein beſonderes Intereſſe einzuflößen ſcheint, was ich Ihnen, als einem jungen Manne, unbedenklich zu Gute halte. Die ganze Gemüthsanlage dieſer Schönen hat eine

prosaische, neckende, obwohl gutmüthige Richtung. Sie besizt mehr Lebhaftigkeit als Verstand, mehr Witz als Klugheit, und es könnte denn doch am Ende keine große Aufgabe seyn, ihr zu gefallen, von welchem Unternehmen ich jedoch ernstlich abrathen würde. Sie sind berechtigt, mehr zu suchen, und dürfen hoffen, mehr zu finden, als hier sich darstellt. Ich meines Theils habe ähnlichen Damen nie lange Geschmack abgewinnen können, so wie ich überhaupt jegliches Ueberheben, was von ihnen an den Tag gelegt zu werden pflegt, von Herzen verachte und mißbillige."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

(Beschluß.)

Musik.

Ferdinand Vogel aus Berlin, ein junger Künstler, gab Orgelconcerte in der Garnisonskirche auf einem neuen, nicht großen, aber trefflichen Instrument von Walter in Ludwigsburg. Ein Orgelvirtuose reist meistens auf Rechnung seiner eigenen Kunstfreude, und erwirbt in einem Jahr kaum die Einnahme einer ersten Tänzerin von einem einzigen Abend. Ich stelle den Genuß jener zwei Stunden den schönsten und edelsten an die Seite, die mir je geworden. Als ich den Abt Vogler hörte, war ich noch jung; Zöllner war der Lezte, den ich spielen hörte. Die Fuge der würdigen Introduktion konnte man sich nicht klarer denken. Es war ein Gesang, in den, wie von allen Seiten herkommend, immer mehr, immer jüngere Schaaren einstimmten und ihn zum vollen, kunstreich verwobenen Chor anschwellten. Choral: „O Haupt voll Blut und Wunden," (was in unserm neuen Gesangbuch in: „Der du voll Blut und Wunden," kühl gewaschen ist). Das ist ja auch der Anfang des Meisterwerks von Graun: „Der Tod Jesu." — „Du, dessen Augen flossen," was mein junges Herz jeden Charfreitag mit der süßesten Wehmuth erfüllt hatte. Diese Rückerinnerung wollte mich fast überwältigen, als die bekannte schöne Melodie, dem Paul Gerhardischen: „Befiehl du deine Wege," entnommen, auf einem Register, wie die weibliche Stimme, begann. Es war, als würde im Hintergrund das Lied von einer einzelnen Person gesungen, näher heran aber trügen von demselben religiösen Gefühl Erfüllte um jenen Gesang sich melodisch-harmonisch schlingende Modulationen vor. Es gewährte das Bild von Verbündeten, zum heiligen Zweck im schönen Element der Töne Vereinten. Vier Männerstimmen, kräftig, warm, harmonisch, zusammengeübt, trugen mehrere Gesänge ansprechend, befriedigend vor. Die vom Concertgeber componirte Symphonie mit Posaunenbegleitung versezte durch ihre Themate und deren Bearbeitung in eine frühere Zeit zurück, was um so mehr Anerkennung verdiente, als unsere musikalische Welt sich eigentlich aus diesem ernst-frommen Element hinausgebildet hat. Das „Halleluja" von Händel, ebenfalls mit Posaunenbegleitung von Vogel für die Orgel bearbeitet, war der eigentliche Höhepunkt des Concerts und, wenn irgend eine Darbringung, so vereinigte diese die Ansichten und Empfindungen der verschiedenartigen Zuhörer zum antheilvollen Beifall. Es war mir, als höre ich das Prachtwerk aus solcher Entfernung, wo Menschen- und Instrumententöne sich deckend in eine großartige Tonmasse zusammenfließen. Wie nämlich die Menschenstimme alle Instrumente nach ihrer Art in sich vereinigt, so enthält die Orgel sie alle nach der instrumentellen Seite hin. Die „Grabestöne" vom Concertgeber waren wohl nicht so recht allgemeinverständlich. Man muß jedem Tondichter, wie dem Poeten und Philosophen, eine gewisse Sphäre der Individualität zugestehen, worin er mit besonderer Liebe und Berechnung sein innerstes und eigenthümlichstes Geheimleben auszudrücken strebt. Wer nicht ganz auf demselben Wege und Felde wandelt, dem wird Manches verborgen bleiben. Zuweilen hängt das Dunkel von dem Schaffenden ab, und was ihn am meisten beschäftigt hat, ist nicht immer das, was dem Publikum am besten einleuchtet. In den „Grabestönen" war ohne Zweifel die Unterwelt, das Reich der Schatten dargestellt, dazu Todesfurcht und Noth der Sterblichen, der Jugend und des Alters, die von unerbittlichen Mächten dahin entrückt werden, unheimliche Natur- und Dämonenstimmen, Hineinblicke in ein Reich der Finsterniß, in ein Reich des Lichts; aber kein beruhigender Choral der Hinterbliebenen, kein Gesang der Abgeschiedenen, der seligen Geister entließ den Hörer in künstlerischer Beschwichtigung. In einer freien Phantasie bewährte der Meister sein ganzes Kunsttalent, seinen schaffenden Genius, seine Virtuosität in Behandlung der Orgel, besonders auch des Pedals. — Einer heitern Schöpfung unsers Musikdirektors Lachner muß ich gedenken, nämlich seiner komischen Oper: „Der Geisterthurm," nach einer Erzählung von Hanisch. Der von F. L. etwas durchsichtig bearbeitete, doch zuweilen recht spaßhafte Text ward durch Lachners gelungene Musik sehr gehoben. Die Ouvertüre bestimmte sogleich das ganze Auditorium zum unverkennbar gefühlten, nicht etwa künstlich hervorgerufenen Beifall. Es waren wohl mitunterlaufende Trivialitäten des Textes, die in der erzählten Posse ganz am Platze seyn mögen, Veranlassung der Wahl von Melodien, in welchen der Tonsezer Einigen fast zu populär zu werden schien. Das erste Finale und das meiste Uebrige, namentlich einige Ensemblestücke zeigten, daß wohl auch jene Descendenz zum Volk eine gefliſſentliche gewesen. Ein Terzett und ein Quartett machten als Gesangesglanzstücke den erfreulichsten Eindruck durch die Klarheit und Gemüthlichkeit ihrer Construktion, in welcher sich die Kunst der Tondichtung gefliſſentlich verbarg, dem Einsichtigen aber sich um so deutlicher kund that; wie denn die ganze Oper zeigte, daß der Meister, was in aller Kunst so oft vermißt wird, mit seinen Mitteln heiter zu spielen wisse.

Auflösung des Räthsels in Nr. 144.

Der Epheu.

Räthsel.

Die Zunge, die nicht sprechen kann,
Doch fressen ohne Maul und Zahn,
Die Manchen bis zum Tod erschreckt,
Hat sie sich schnell hervorgestreckt,
Die, wenn sie recht heißhungrig ist,
Stein malmt und Diamanten frißt,
Und doch manch zartes Händchen leckt,
Das nicht einmal im Handschuh steckt:
Wenn sie dein Scharfsinn finden kann,
So sage deine Zung' es an!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 26. Juni 1837.

— Möglich scheint
Fast Alles unsern Wünschen; unsrer That
Setzt sich, von innen und von außen, viel,
Was sie durchaus unmöglich macht, entgegen.
Goethe.

Schloss Hochdorf.

(Fortsetzung.)

Waldorf schien an dem Tage dazu bestimmt, ähnliche Erörterungen anhören zu sollen, obwohl diese in ihrer Tendenz völlig von einander abwichen. Glenorvan sprach ihm herzlich und ausführlich von seinem Wunsche, ihn einst mit Fanny vereint zu sehen. Jener hörte schweigend zu und entgegnete endlich: „Ich kann, was Sie äußern, mit einer einzigen Schilderung beantworten. Als ich zuletzt von hier reiste, machte ich einen Umweg, meine Mutter zu besuchen. Als ich die Pfarrwohnung daliegen sah, wo einst der flüchtige, goldene Traum der Kindheit mir verging, daneben das kleine Wittwenhäuschen, welches die Mutter jezt bewohnt und das damals leer stand, floß mein Herz über von Liebe und Sehnsucht, von tiefem Seelenschmerz. Alles, was ich so eben verlassen, lag wie ein Feenmährchen hinter mir, vor mir die Wirklichkeit mit ihren Freuden, ihren Dornen, ihren hemmenden Schranken. Als ich nun eintrat in's Häuschen, Alles so still, so reinlich fand wie immer, der alte Spitz schwerfällig an mir empor sprang und den schnell erkannten Freund begrüßte, ich die Thüre öffnete und die Mutter am Tische sitzen sah, in ihrer einfachen, geordneten Kleidung, vor ihr ein Erbauungsbuch, zu ihrer Seite das wohlbekannte Spinnrad, da — o Glenorvan, es wäre himmlisch schön, wenn ich sagen dürfte, ich habe nur Freude empfunden! Menschlich schwach war es, daß dieser Freude Wehmuth sich beigesellte, Trauer über Verhältnisse, an sich so gut, so richtig, und die nur ein, durch Welt und Leben verleitetes Herz anders gestalten möchte. — Als meine Mutter ihre liebe Hand nach mir ausstreckte, ich diese ergriff, küßte, an mein Herz drückte, da — in dem Augenblicke war ich Sohn und Mensch, im vorwurfsfreisten Sinne des Worts, sie empfand es auch und liebkoste mich zärtlich. — Nach einer Weile blickte ich sinnend umher: den kleinen Spiegel, das einfache Hausgeräthe, ich hatte Alles gekannt und einst vortrefflich gefunden. Jezt — ich hatte in den Spiegel des Lebens gesehen, und nun war mir nichts mehr gut genug. In einem einfachen Glase standen ein paar Nelken, Blumen, welche meine Mutter stets vorzugsweise geliebt hatte; als Knabe, wie selig war ich, wenn ich sie ihr einsetzen, sie nur berühren durfte; wie sorgfältig trug ich das kleine Glas, als ob mit demselben zugleich die Welt in Trümmer gehen müsse! Mein beleidigter Schönheitssinn fand jezt überall Mängel, nur mein Herz konnte dieselben ausgleichen. Ich sah mich im Geiste mit einer reizenden, verwöhnten, vornehmen Frau am Arme bei meiner Mutter eintreten, ich sah diese sich erheben, mich, die neue Tochter betrachten, ich sah jene in

ungewohnten Verhältnissen befangen und senkte unwillkührlich den Blick, als ob alles schon Wirklichkeit sey."

„Am Grabe meines Vaters fand ich ermuthigende Entschlossenheit wieder. Der Geist des Mannes, welcher fähig war, mich in solcher Abgeschiedenheit so auszubilden, mußte auch jezt noch rückwirkend die Kraft haben, mich über mich selber zu erheben. Mit Innigkeit, mit unendlicher Liebe vergalt ich reuevoll jeden Gedanken, von welchem meine Mutter gleichwohl keine Ahnung haben konnte. — Was soll ich Ihnen weiter sagen? — Wenden Sie mir nicht ein, daß eben dieses Verhältniß nicht immer bestehen wird: die Nutzanwendung liegt tiefer und ich habe sie wohl begriffen. Gehen Sie Ihren Weg, guter Glenorvan, der Sie hoffentlich zum Glücke führen wird, der meinige muß einsam bleiben, bis es mir gelingt, ein Gefühl zu besiegen, welches ich gleichwohl für unbesiegbar halte."

Monate vergingen, welche Glenorvan abwechselnd in der Residenz und im Schlosse des Barons zubrachte; seine ruhige Heiterkeit sagte dem Freunde mehr als jede Mittheilung, wie er seinem Ziele sich nahe glaube. Waldorf vermied es, ihn zu begleiten, obgleich ihm dringende Aufforderungen dazu wurden; er widerstand dem Wunsche seines Herzens, um größeren Uebeln aus dem Wege zu gehen. Ein Brief Glenorvans, welcher ihm mittheilte, daß Fanny an einem Nervenfieber darnieder liege, bewog ihn endlich, auch ohne besondere Einladung, zu einer Reise nach dem Landsitze des Barons; sein fürchtendes Herz vermochte die Ungewißheit nicht zu ertragen. Auf andere Weise konnte dieser Besuch als ein Abschied betrachtet werden, denn Waldorf war von Seiten der Regierung der ehrenvolle Antrag geworden, einen ausgezeichneten Gelehrten auf einer wissenschaftlichen Reise zu begleiten.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsezung.)

Sind nun diese Erscheinungen, die religiösen Publikationen u. s. w. wirkliche, wie man sagt, Zeichen der Zeit? Stehen die religiösen Bilder des Salons damit in Verbindung? Ist wirklich ein Wiederaufleben des christlich-religiösen Sinnes zu erwarten? Dem Himmel sey Dank, ich glaube nicht. Wenn man weiß, wie die Franzosen, wenn die Religion einmal en faveur ist, die Sache treiben, so hat man im wahren Interesse der wahren Religion und Religiosität Alles von einer solchen Rehabilitation zu fürchten. Die Geschichte lehrt es uns: zweimal war in den lezten hundert Jahren die Religion in Frankreich Mode und en faveur, beide Mal weil der König — der damals den Ton angab, was jezt nicht der Fall ist — eine Passion für dieselbe hatte: das erste Mal in den lezten Tagen Ludwigs XIV., unter der Regierung der Maintenon; ihr Devoument für Thron und Altar zu zeigen, nahmen Höflinge damals zweimal täglich das Abendmahl; auf diese Zeit folgten die Greuel der Regentschaft, die atheistische Philosophie, die formelle Gottesleugnung des Système de la nature und dergl.; das andere Mal unter Karl X. im Anfange seiner Regierung: wie man jezt bei einer Soirée zur Erbauung der Gäste eine Sängerin oder einen Taschenspieler, oder in neuesten Tagen den Zwerg Mathias Gulio bestellt, so ließ man damals einen Prediger kommen, der zur Unterhaltung der Gäste Proben seiner Geschicklichkeit ablegen mußte. So verzerren die Franzosen — ich meine die Pariser — Alles, was sie treiben, gleich zur Karrikatur, die ihnen selber bald zum Ekel wird. Ist einmal bei ihnen, die so schnell und hastig leben, eine Sache Mode geworden, so treiben sie's gar gewaltig, der Enthusiasmus ist ungeheuer, um so mehr, da, wie ich bereits bemerkt, die Spekulation mit ihm Hand in Hand geht. Dafür ist aber auch eine Sache, die eine Zeitlang Mode gewesen, bald so abgenuzt und verschliffen, so verzerrt und entwürdigt, daß alle Welt, blasirt und übersättigt, mit Ekel sich von ihr abwendet, und dieselbe bald eben so vernachlässigt und verhöhnt ist, als sie früher gesucht und geliebt war. Das war nach jenen eben angedeuteten Epochen (unter Ludwig XIV. und Karl X.) auch mit dem Christenthume der Fall, und das würde, wenn dasselbe wieder in Mode käme, jezt wo keine Autorität mehr respektirt wird, noch in weit höherem Grade als damals der Fall seyn. Das wäre aber ein großes, welthistorisches Unglück! Und wahrlich, die heilige Sache des Christenthums hat in den lezten Zeiten durch Indifferentismus, Pietismus, Jesuitismus, St. Simonismus und andere Sorten Mus, durch heftige Angriffe und ungeschickte Vertheidigung, durch liturgische und polizeiliche Maßregeln, durch Feinde und mehr noch durch Freunde schon genug gelitten. Wenn die Franzosen nun noch einmal sich desselben bemächtigten mit ihrem hastigen Modeenthusiasmus und der gierigen Spekulation (ich meine nicht philosophische, sondern industrielle), würden sie dasselbe gar abnutzen, und eine Reaktion würde nicht ausbleiben, und das wäre schrecklich; denn was ist mehr zu fürchten als eine Reaktion, die, wenn auch Anfangs nur gegen den Mißbrauch gekehrt, doch am Ende auch das Heiligste nicht schonen wird!

Aber, wie gesagt, Gott sey Dank, an eine so verkehrte Rehabilitation des Christenthums ist nicht zu denken. In den angeführten Fällen (unter Ludwig XIV. und Karl X.) war es stets der König, dessen Bigotterie den

Ton angab. Aber Louis Philipp iſt nicht bigott, und überdies gibt er auch nicht den Ton an, was man freilich beinahe glauben ſollte, wenn man ſieht, wie diejenige Paſſion, die man ihm nachſagt, nämlich Vorliebe für Geldgeſchäfte, hier jezt in Gunſt iſt. Das iſt aber lediglich in der Zeit begründet, und dieſe Sachen gelten jezt, nicht weil der König ſie liebt, ſondern der König liebt ſie, weil ſie jezt gelten. Schon das iſt ein Beweis, daß an eine Rehabilitation des Chriſtenthums hier ſo bald nicht zu denken iſt. Denn Geld und Chriſtenthum ſind ein paar Pole, ſie ſind unvereinbar: „Niemand kann Gott zugleich lieb haben und den Mammon.“ Daran, daß durch den König das Chriſtenthum rehabilitirt werde, iſt alſo nicht zu denken. — Jene religiöſen Publikationen u. ſ. w. ſind wohl verſchiedenen kleinen, zuſammenwirkenden Urſachen zuzuſchreiben, die jedoch auf die Erſcheinung der religiöſen Bilder im Salon keinen Einfluß haben. — Zum Theil iſt es wohl eine Parteicaprice, die ſich des Chriſtenthums bedient. Ich meine nämlich den noch immer ſchmollenden Faubourg St. Germain, der, ſchon um in ſeinen Parteianſichten conſequent zu bleiben, von dem Chriſtenthum nicht laſſen darf und ſich ihm um ſo lieber zuwendet, um etwas Apartes, Excluſives zu haben. Denn das Excluſive iſt der höchſte Genuß des Menſchen der modernen Geſellſchaft, er liebt es überall und kennt keine andere Freude als da, wo andere ſie entbehren (und das gilt am Ende von Deutſchland, ſo wenig dort eigentlich von einer Geſellſchaft die Rede ſeyn kann, eben ſo ſehr als von Frankreich). Da nun der Faubourg St. Germain, dieſer früher ſo ſehr bevorrechtete Theil der Menſchheit, nichts Apartes mehr hat als ſeine politiſchen Anſichten, die täglich mehr im Courſe verlieren, da er nichts Excluſives, deſſen er ſonſt ſo viel hatte, jezt mehr beſizt, weder ſeine Dekorationen, denn die theilen Tauſende, noch ſeine Titel und Wappen, denn auf einen adligen Namen und ſonſtige Inſignien des Adels achtet man hier ſo wenig, daß ſie führen kann wer will, noch ſein Geld, ſeine Hotels, Güter und Landſize, denn deren haben die Andern noch mehr, noch ſelbſt ſeine Ahnen, denn jeder Bankier hat in ſeinem Zimmer Mittelalterlichkeiten und Rüſtungen aufgeſtellt, die ſeine Vorfahren getragen haben oder hätten tragen können, wenigſtens auf Märkten und Meſſen zum Verkauf, noch ſeine Verachtung gegen die Proletarier, denn darin ſind die Andern noch ſtärker — da er auf dieſe Weiſe nichts, gar nichts Apartes hat, und deſſen doch gar zu gern haben möchte, um ſich recht ſcharf von den Andern zu markiren, ſo hat er ſich dem Chriſtenthume beſonders eifrig zugewendet, ſchon aus dem Grunde, weil ein ſehr großer und vielleicht der brillanteſte Theil der andern Geſellſchaft aus religiöſen Gründen mit dem Chriſtenthum ſich nicht befaſſen kann. So weit es indeß dieſer andern Geſellſchaft möglich iſt, wird auch in ihr, um ſich der alten Nobleſſe möglichſt zu aſſimiliren, und auch wohl aus Courtoiſie gegen die Königin, die ſehr religiös iſt, und die in dieſen Cirkeln ziemlich viel gilt, das Chriſtenthum möglichſt favoriſirt. Gott möge uns indeſſen in Gnaden vor einem Chriſtenthum bewahren, wie es aus dieſen Elementen zu erwarten wäre, ein elegantes, parfümirtes, ſatinirtes Chriſtenthum du bon ton mit Vignetten und Stahlſtichen von Tony Johannot oder Deveria, und dem Text etwa von Herrn von Balzac. Ich habe die lezten Romane des Herrn von Balzac nicht geleſen; wenn er, der ſtets das ausſpricht, was gerade Wort der Geſellſchaft iſt, es noch nicht gethan hat, ſo wird er es doch bald thun, ich meine einen myſtiſch-chriſtlichen Roman ſchreiben.

Das iſt vielleicht einer der Gründe jener religiöſen Publikationen. Einen andern hat man denn wohl in den nie ruhenden Beſtrebungen der Prieſter zu ſuchen, die natürlich Alles anwenden, um den Katholizismus und damit die eigene Herrſchaft zu rehabilitiren. Davon zeugende Thatſachen ſind in jüngſter Zeit mehrere zur Oeffentlichkeit gekommen, und was verborgen geblieben, iſt ſicher das Bedeutendſte.

Aus ganz andern Motiven als die haute société und die Prieſter, und namentlich von einer ganz andern Seite her, bei einem ganz ſpeciellen Publikum ſucht eine dritte Partei hier dem Chriſtenthum wieder Eingang zu verſchaffen. Dieſe Partei benuzt das Chriſtenthum zu demagogiſchen Zwecken. Das iſt die Partei, deren Prophet Lamennais, deren Evangelium die „Paroles d'un croyant“ und deren vorzüglichſtes Journal „le Monde“ iſt. Nicht an die bonne société, nicht an den wohlhabenden Mittelſtand, ſondern an die unterſten Volksclaſſen, an die Armen, Gequälten, Gedrückten wendet ſich dieſe Partei mit ihren gefährlichen Lehren und den aus dem Chriſtenthum geſchöpften revolutionären Principien. Was ſoll ich Ihnen dieſe fürchterliche Doktrin auseinanderſezen? Sie finden das Glaubensbekenntniß dieſer raſtlos minirenden Partei in jenen „Worten eines Gläubigen“ enthalten: es iſt der Jakobinismus, auf das Chriſtenthum gepfropft. Dieſe gefährliche, das heißt der zahlreichſten Volksclaſſe ſo ſehr ſchmeichelnde Doktrin iſt nicht neu. Als Luther das Beiſpiel religiöſer Revolution gab, da ſtanden in dem hartgedrückten Bauernſtande (ich rede vom ſechzehnten Jahrhundert) Thomas Münzer und ähnliche Propheten auf, und was ſie predigten, die revolutionären Principien, die ſie auf das Chriſtenthum gründeten, iſt mit weniger Modifikation daſſelbe Evangelium, das Lamennais verkündet. Wie damals, ſo findet auch jezt dieſe Lehre großen Anhang in den Claſſen, deren Schmerzen ſie tröſtet, deren Hoffnungen und Wünſchen ſie ſchmeichelt, und weder das Chriſtenthum der guten Geſellſchaft, noch das der Prieſterſchaft findet ſo zahlreiche

Freunde, als das demokratiſche des Abbé Lamennais. Gott möge uns indeſſen wie vor jeden andern unächten Ausgaben des Chriſtenthums, ſo auch vor dieſer finſtern, ſchmutzig-blutigen Religion bewahren!

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Der Spitalfielder Ball.

Das war ein Ball! — In Spitalfield? — Nicht doch; wie käme ein ſolcher Ball nach Spitalfield! Spitalfield heißt ein Diſtrikt Londons, der, ſo lange er dieſen Namen trägt, durch die Armſeligkeit ſeiner Bewohner ſich ausgezeichnet hat, nie aber größeres Elend geſehen haben dürfte, als während der lezten zehn oder zwölf Monate. Die Mehrzahl ſeiner Bewohner ſind Seidenweber, und zwar meiſtens franzöſiſchen Urſprungs. Der Widerruf des Edikts von Nantes trieb vor hundert und fünfzig Jahren ein halbes hunderttauſend gewerbthätiger Menſchen aus Frankreich nach England. Darunter waren viele Seidenarbeiter, die ſich in Spitalfield niederließen, das damals ſchon vorzugsweiſe von eingebornen Gewerbsgenoſſen bewohnt war. Der Wechſel und die Vermiſchung der Geſchlechter haben von dem franzöſiſchen Urſprunge kaum einige Namen übrig gelaſſen, und die dortigen Arbeiter ſind jezt durch und durch engliſch. Das hat ſeine Licht-, wie ſeine Schattenſeite. Im Lichte ſtehen der Fleiß, die Ausdauer, die Kräftigkeit der engliſchen Arbeiter; im Schatten die Liebe zum Branntweinglaſe, das Vergeſſen des morgenden Tags, Verachtung alles Ausländiſchen und unbeugſame Anhänglichkeit an Hergebrachtem. Die Folgen dieſer zwei lezten Eigenheiten liegen auf der Hand. Während tauſend deutſche Arbeiter nach Paris und London wandern und, mit Kenntniſſen bereichert, in ihre Heimath zurückkehren, fällt es dem engliſchen Arbeiter gar nicht ein, daß es in Deutſchland oder Frankreich etwas zu lernen geben könne, was ſeinem Meiſter unbekannt und ihm in ſeiner Profeſſion von Nuzen wäre. Gleich dem Knaben Otto ſagt er: andre Länder ſind der Leib und wir Britten das Geſicht; darum ſehen wir ſtolz hernieder auf die andern, ſchlechtern Glieder. Dieſer Stolz macht die engliſchen Handwerker zu ſtörriſchen Feinden jeder Neuerung, und wenn dadurch ihre Fabrikate unverändert dieſelben ſind, die ſie zur Zeit ihrer Väter und Großväter waren, ſo iſt ſolches auch eine der Urſachen, warum die Erzeugniſſe der engliſchen Maſchinen die ausländiſchen Märkte nur ſo lange beherrſchten, als das Ausland die Maſchinen nicht beſaß, ſeitdem aber dies der Fall, die Concurrenz mit ihm kaum auszuhalten vermögen. Es iſt allerdings wahr, das ſtete Eintreten in die Fußſtapfen der Väter und Großväter hat in mancher Hinſicht ſein unbedingt Gutes, und bei den engliſchen Profeſſioniſten namentlich das Gute, daß ſie noch immer die feſte, ſolide Arbeit ihrer Ahnen liefern. Allein das will nicht mehr zum Geiſte der Gegenwart paſſen, iſt ein Stillеſtehen im allgemeinen Vorwärts und ſezt unbehaglichen Rippenſtößen aus. Dergleichen empfingen denn die Spitalfielder Seidenweber nach und nach ſo viele, daß ihnen in der lezten Zeit wenig mehr zu Friſtung ihres Lebens übrig blieb, als die Luft, die ſie athmeten, und das Waſſer, das jeder engliſche Arbeiter verabſcheut. Die Stoffe, die ſie bis dahin gewebt, waren fortwährend die edeln, tüchtigen, ehrenwerthen Stoffe, welche die Großväter zu langſchößigen Weſten und die Großmütter zu prächtigen Reifröcken getragen, welche die Mutter auf ihre Tochter, dieſe auf ihre Enkelin zum Hochzeitſtaat vererbte, und welche unter den Damen der Gegenwart höchſtens die Muſter der Sparſamkeit zu unſichtbarem Futter verbrauchen. Die Spitalfielder Zeuge kamen gänzlich aus der Mode und wurden nur noch ausnahmsweiſe zu Gegenſtänden verwendet, die entweder ein antikes Anſehen haben, oder Zeit und Ewigkeit überdauern ſollten. Mit dem wegfallenden Abſatze fielen die Beſtellungen und wuchs die Verarmung der Arbeiter. Die Franzoſen bemeiſterten ſich des Marktes und trieben die Spitalfielder aus dem Felde, und die Spitalfielder, anſtatt im Geiſte der Franzoſen, im Geiſte der Zeit zu arbeiten, neu, leicht und geſchmackvoll, klagten über das Unzureichende der Zölle für den Zweck ihrer Beſchüzung und forderten, damit ſie hübſch beim Alten bleiben könnten, daß Geſetzgebung und Acciſe für ſie wachen und die engliſche Modewelt ſich nach ihnen richten ſolle. Die Geſetzgebung fand ſich nicht berufen, den Anforderungen Gehör zu geben; die Modewelt kleidete ſich lieber in ausländiſche Stoffe wohlfeil und elegant, als in einheimiſche Zeuge theuer und altfränkiſch; das Elend der arbeitsloſen Weber überſtieg die Kräfte ihrer Armenkaſſen; das Publikum wurde um milde Unterſtüzung angeſprochen. Der Lord Mayor, der König der City, unter deſſen Botmäßigkeit Spitalfield ſteht, ergriff das gewöhnliche Mittel öffentlicher Sammlungen; reiche Beiträge wurden unterzeichnet, Suppenanſtalten errichtet, Kohlen und Brod vertheilt und Tauſende der hülfsbedürftigſten Familien von Hunger und Froſt errettet. Man brauchte indeſſen weder Lord Mayor, noch Staatsökonom zu ſeyn, um in dieſen Unterſtüzungen bloß eine momentane Hülfe und die Nothwendigkeit zu erkennen, den müßigen Händen eine Beſchäftigung zu verſchaffen, durch welche ſie wieder ihre eigenen Ernährer werden könnten. Das Mittel, ſolches zu bewirken, war leicht gefunden, ſchwer in Anwendung zu bringen. Es handelte ſich darum, den Spitalfielder Stoffen einen Abzug zu eröffnen, und die Schwierigkeit war das Wie. Man wählte zwei Wege. Zuerſt wurden die Königin, die Herzogin von Kent und Prinzeſſin Victoria demüthig gebeten, das Tragen von Spitalfielder Stoffen zu begünſtigen, und ſobald die Fürſtinnen ihre Willfährigkeit durch einige bedeutende Beſtellungen bewieſen, die Königin auch nächſt den Damen ihres Hofes Allen, die dort erſchienen, den ausdrücklichen Wunſch kund gethan, daß ſie ſich in Spitalfielder Stoffe kleiden möchten, entſtand der Gedanke, die Gunſt der Fürſtinnen für einen großen Ball zu gewinnen. Auch dieſer Bitte ſchenkten die Fürſtinnen Gehör, und ſo bildete ſich der Spitalfielder Ball. Den Zweck der Mildthätigkeit im vollſten Umfange zu erreichen, wurden alle Segel eingeſezt. Die Königin, die Herzoginnen von Gloceſter und von Kent und die Prinzeſſinnen Auguſta, Sophia und Victoria erklärten ſich zu Beſchüzerinnen des Balls. Acht Herzoginnen, neun Marquiſinnen, achtzehn Gräfinnen, zwei Vicomteſſen u. ſ. w. unterzogen ſich als Ladies Patroneſſes der Ausgabe der Eintrittskarten. Acht Herzoge, drei Marquis, ſieben Grafen, neun Vicomtes u. ſ. w. übernahmen als Comité, von einigen Damen unterſtüzt, das Arrangement des Balles. Das geeignetſte Lokal, welches London bietet, des Königs Theater, das italieniſche Opernhaus, wurde gewählt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 27. Juni 1837.

On recommande
Grâce allemande.
Béranger.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Alle diese Bestrebungen und Erscheinungen erklären nun zwar jene Publikationen religiöser Bücher, sie haben aber mit den christlichen Bildern im Salon wenig oder nichts zu schaffen. Diese sind durchaus andern Ursprungs, nämlich deutschen: die deutsche Kunst beginnt in die französische einzubrechen. Wenn Sie mich dieser Behauptung wegen der Parteilichkeit für die deutsche Kunst beschuldigen, werde ich mich nicht vertheidigen, sondern dieselbe einräumen. Ich bin gar nicht der Meinung, daß man durchaus nicht parteiisch seyn dürfe, und am Ende: warum sollen denn die Deutschen allein unparteiisch seyn? — Und warum sollte nicht auch die Bekanntschaft mit deutscher Malerei auf die französische Kunst Einfluß haben, wie ihn doch die deutsche Literatur auf die französische unleugbar gehabt hat? Jene Erscheinung der religiösen Bilder, sagte ich, sey Wirkung der deutschen Kunst, und ich glaube, daß diese Rückkehr der Kunst zu ihren eigentlichen und ursprünglichen Stoffen nicht, wie bei der deutschen Kunst, einer aus ihr selbst hervorgegangenen Regeneration zuzuschreiben sey, sondern daß nur das Beispiel der deutschen Kunst jene Wendung veranlaßt; um so mehr, da man hier fast allgemein des Wahnes ist, die deutsche Malerei beschäftige sich ausschließlich mit religiösen Stoffen, und Behandlung eines andern Gegenstandes sey nur eine Ausnahme. Unter den Namen der deutschen Künstler ist vorzüglich der Overbecks hier bekannt, gerade als Maler christlicher Gegenstände. Auf dem Boulevard des Italiens wohnt ein deutscher Kunsthändler, der eines seiner Ladenfenster ganz mit Steindrücken nach Overbeck'schen Compositionen behängt hat. Vor diesem Fenster stehen stets eine Menge Leute, dem Haarputz und andern Kennzeichen nach offenbar Maler, die sich da Motive und Ideen suchen. In einigen Bildern des Salons sind dergleichen Anregungen gar nicht zu verkennen. Man könnte nun meinen, jene Erscheinung, die ich der deutschen Kunst zuschreibe, könne ja aus derselben Quelle entstanden seyn, in welcher die Regeneration deutscher Kunst sich Vorbilder suchte. Das ist aber, wie ich überzeugt bin, nicht der Fall, schon aus dem einen Grunde, weil es an altitalienischen, vorraphaelischen Bildern, die bei jener Regeneration ein so wichtiges Element ausmachten, in den hiesigen Galerien fast durchaus fehlt. Da man damals, als diese Sammlungen gegründet und vermehrt wurden, die Herrlichkeit der vorraphaelischen Kunst noch nicht ahnete, so hat man auch wenig oder nichts aus dieser Zeit aufgenommen; was da ist (an altitalienischen, altniederländischen und altdeutschen Bildern) ward nur des historischen Interesses wegen nicht abgelehnt.

Ich könnte dieſe meine Anſicht von dem Einfluſſe deutſcher Kunſt noch weiter ausführen und unterſtützen, fürchte aber, Sie allzuſehr mit dieſen Auseinanderſetzungen zu langweilen; ich füge daher nur noch hinzu, daß es — bei der allgemeinen Unwiſſenheit der Franzoſen über Alles, was Deutſchland betrifft, ſelbſt über deutſche Literatur, deren Einfluß auf die franzöſiſche doch ſo bedeutend iſt — nicht auffallen kann, wenn ſie von deutſcher Malerei die allerwunderlichſten Begriffe haben, was ſich ſchon daraus erklärt, daß ſie wenig oder nichts davon geſehen haben, denn ein Bild kann nicht reiſen wie ein Buch. Daß ſie meinen, die Deutſchen malen nur religiöſe Bilder, erwähnte ich ſchon, und zwar denken ſie ſich darunter ſolche, wie ſie bei Beginn jener Regeneration wohl zum Vorſchein kamen, als eine heilſame und nothwendige Reaktion gegen das hohle, abgelebte akademiſche Prinzip die Extreme Anfangs nicht vermeiden mochte. Welch herrliche Früchte dieſe nachher getragen, davon wiſſen ſie nichts, meinen vielmehr, die deutſche Malerei ſtecke noch ganz in jenem ſogenannten Nazarenismus oder Cinquecentismus. So ſagte ein allein der Kunſt gewidmetes Journal, „l'Artiste," von dem man doch billig erwarten ſollte, daß es von dem Stande deutſcher Kunſt einen Begriff habe, bei Gelegenheit einer ſehr unbedeutenden, ganz in jener altdeutſchen Manier bis zur Karrikatur gehaltenen Zeichnung (im Salon): „Nous ne savons jusqu'à quel point les admirateurs systématiques s'échaufferont en présence des dessins de M. Hauser, un des adeptes les plus exclusifs de l'école de Dusseldorf; ses dessins, représentant des sujets tirés de la vie de sainte Elisabeth, sont d'une froideur et d'une sécheresse désespérantes." Und bloß aus dieſem franzöſiſchen Begriffe von deutſcher Kunſt kann ich mir ein anderes Wort eines franzöſiſchen Kunſtkritikers erklären, das mir Anfangs Kopfbrechen genug verurſacht hat. Er ſagt nämlich bei Gelegenheit der im Salon befindlichen Huſſitenpredigt von Leſſing: „l'école de Dusseldorff, plus française qu'allemande." Ich kann mir dieſen Ausdruck nur ſo erklären, daß der Verfaſſer von der deutſchen Kunſt jenen falſchen Begriff gehabt und nun ſich ſehr gewundert hat, daß das Bild von Leſſing dieſem Begriffe widerſpricht. Da es ihm nun unmöglich war, den Wahn über den allgemeinen Charakter deutſcher Kunſt ganz fahren zu laſſen, meinte er, es ſey bloß der — hier dem Namen nach wohlbekannten — Düſſeldorfer Schule eigen, daß ſie andere als cinquecentiſtiſche Bilder liefere und Stoffe behandle, die mit denen franzöſiſcher Künſtler Aehnlichkeit hätten. Deßhalb ſagt er gutmüthig lobend: „l'école de Dusseldorff, plus française qu'allemande," wofür die Düſſeldorfer ſich ſchönſtens bedanken werden.

Jene Rückkehr zu religiöſen Gegenſtänden, und zwar unter Vermittlung der deutſchen Kunſt, wird hier auch keineswegs ignorirt, wenn gleich vielfach beklagt. Die kleinen Blätter, die ſolche Tendenzen gar bald wittern und mit ausgeſuchter Geſchicklichkeit Alles in's Lächerliche zu ziehen wiſſen — es iſt ihr Metier — haben den Malern chriſtlicher Bilder, namentlich wenn ſie ſich zum Cinquecentismus hinneigen — ſie, die man in Deutſchland einſt Nazarener ſchalt — bereits einen, dieſe Tendenz bezeichnenden Spottnamen gegeben, ſie nennen ſie catholicoquets. Uebrigens zweifle ich nicht, daß dieſe Richtung hier immer mehr Terrain gewinnen wird, ſo wenig ſie auch bis jezt ernſtlich gemeint iſt; denn viele der hieſigen Maler haben ein religiöſes Bild gemalt, um ſich auch einmal an einem ſolchen Stoffe zu verſuchen, aus weiter keinem Grunde. Das ſieht man — und mit dieſer Wendung kehre ich zum Salon zurück — dieſen Bildern auch an.

Aus dem, was ich in einem früheren Briefe über den allgemeinen Charakter der franzöſiſchen Malerei angedeutet habe, als deſſen Hauptzug ich Mangel an Ernſt und Tiefe bei vollendetem, brillantem Machwerk angab, werden Sie ſchon ſelbſt abnehmen, daß dies eben nicht beſonders zu religiöſen Bildern befähige, die eher das Gegentheil verlangen, und bei denen der Inhalt, nicht aber der Vortrag überwiegen ſoll. Daß dem alſo ſey und daß die heutigen franzöſiſchen Maler zu Behandlung chriſtlicher Gegenſtände eben kein beſonderes Talent beſitzen, davon wird man im Salon gar bald überzeugt. Man muß dieſe Bilder ſehen, um einmal einen rechten Begriff zu haben, wie ein religiöſes Bild nicht ſeyn ſoll. Meiſterhaft ſind ſie zum Theil gemalt, aber von den Hauptrequiſiten eines religiöſen Bildes, Innigkeit, Tiefe, wirklich religiöſem Gefühl, aus dem es hervorgegangen und zu dem es anregt, von dem Allem iſt nichts zu finden. Von dem größten Theile derſelben ſollte man glauben, der Maler habe ſich in einer Damengeſellſchaft befunden und Pfänder geſpielt. „Was ſoll der thun, dem dies Pfand gehört?" — „Er ſoll hinausgehen und ein religiöſes Bild malen," lautet die Ordre, der der Maler denn natürlich gehorcht. Wahrlich, ſo etwas ſollte man als Entſtehungsgrund der meiſten dieſer Bilder annehmen: keine Spur einer inneren Nothwendigkeit; der Maler hat ein religiöſes Bild gemalt, weil er nun eben gerade kein anderes gemalt hat, er hätte ſonſt eben ſo gut einen andern Gegenſtand, z. B. ein Genrebild oder ein Thierſtück wählen können. Es iſt faſt kein einziges religiöſes Bild da, mit dem ich eine Viertelſtunde allein ſeyn möchte. Doch gehen wir jezt denſelben etwas näher.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schloſs Hochdorf.

(Beſchluß.)

Während auch Glenorvan ſich abweſend befand, wurde Fanny's Krankheit durch einen unglücklichen Zufall

veranlaßt. Beide Schweſtern hatten ſich in Begleitung des Malers auf eine Höhe begeben, um dort Anſichten aufzunehmen, welche der Baron zu beſitzen und hernach im Großen ausführen zu laſſen wünſchte. In ihre Arbeit vertieft, überſahen ſie gänzlich, wie ſpät es bereits geworden, und rafften endlich, die Pünktlichkeit der Hausordnung erwägend, alles Geräthe erſchrocken zuſammen, zu ſchnellem Fortgehen ſich anſchickend. Ein kleiner See durchſchnitt ihren Rückweg, und ſie hatten ſchon am Morgen die Ueberfahrt auf einem Kahn unternommen, um dem bedeutenden Wege längs des Ufers zu entgehen. Der Maler ſtand bereits in dem kleinen Nachen, und in dem Augenblicke, wo er die Ruder bei Seite legen wollte, ſprang Fanny, ohne ſeine Hülfe abzuwarten, raſch auf den Rand des Kahns, verlor das Gleichgewicht und ſtürzte in's Waſſer. Der junge Mann, welcher ſie mit Leichtigkeit hätte erfaſſen können, ſprang, völlig faſſungslos, ihr nach, und verzögerte dadurch, indem er auf dem ſeichten, aber ſchlammigen Grunde ohne Sicherheit ſich bewegte, ihre Rettung höchſt unnöthig. Von jeder Wohnung entfernt, mußte ſie in den naſſen Kleidern über den See geſchafft werden; am andern Ufer angelangt, eilte der Maler, alles Erforderliche zu veranſtalten, aber eine Erkältung, welche ſich gleich Anfangs als gefährlich darſtellte, ging in ein Nervenfieber über und bedrohte ihr Leben.

Unter dieſen Verhältniſſen langte Waldorf an, um die tiefe Bekümmerniß des Barons zu theilen. Fanny hatte an jedem Tage lichte Stunden, wo ſie ruhig und beſonnen ſprach und jegliches ſich mittheilen ließ. So erfuhr ſie auch Waldorfs Anweſenheit und nächſte Pläne. Aufmerkſam und nachdenklich hörte ſie dieſelben an, nur drei Tage waren ihm noch zu bleiben vergönnt. Am dritten Tage äußerte ſie gegen ihren Vater, als dieſer eben am Abend in ihrer guten Stunde zu ihr eintrat, den Wunſch, ſich auf ein Sopha tragen zu laſſen, um von Waldorf Abſchied zu nehmen. „Da er für ſo lange, lange Zeit ſcheidet —“ ſagte ſie leiſe und hielt, von Wehmuth überwältigt, inne. Der Baron verſtand ſie nur zu gut; ergriffen von Schmerz, ſah er über alle Formen hinweg und gab ſeine Einwilligung.

Dieſer Abſchied war wortarm, aber dennoch unendlich rührend. Als Waldorf eintrat, ſtreckte Fanny ihm die Hand entgegen, er kniete an ihrem Lager hin. Ihr gänzlich farbloſes Antlitz hatte einen ernſten, tiefwehmüthigen Ausdruck, ihre vom Fieber glänzenden Augen ſtrahlten unermeßliche Liebe auf ihn herab. „Wir haben einander wohl verſtanden,“ ſagte ſie kaum hörbar. Er bewegte bejahend den Kopf, unfähig, auch nur eine Sylbe zu erwidern, ſie wollte noch etwas ſagen, ihre Lippen bebten, noch einmal blickte ſie ihn an, mit dem vollen Ausdrucke, den ſolche Empfindung zu geben vermag, dann ſchieden ſie, um ſich in dieſer Welt nicht wieder zu ſehen.

Sechs Jahre ſpäter beſuchte Waldorf das Schloß wieder, nicht um zu verweilen, um es einmal noch zu ſehen. Wie anders Alles! Der Baron ruhte in der Gruft neben ſeinem Lieblingskinde, Eugenie war als Lady Glenorvan ihrem Gemahl nach Schottland gefolgt, der Rittmeiſter hatte eine reiche, noch vornehmere Heirath gemacht, als ihm durch Eugeniens Hand zu Theil geworden wäre; er ſtieg von Stufe zu Stufe, das Glück ſchien jede Gunſt über ihn ausſchütten zu wollen, nachdem es ihm die erwünſchteſte verſagt hatte; der Maler war in fremden Ländern einem ungewiſſen Schickſale entgegen gegangen, und Waldorf allein blickte unverändert, mit demſelben treuen Herzen, auf Vergangenes zurück. Alles um ihn her war öde, zum Theil verwildert, nichts erinnerte mehr an frühere Sorgfalt. Unmöglich war es ihm, das Haus zu betreten, Schauer ergriff ihn bei der Vorſtellung, die Räume wieder zu ſehen, die jezt kein Laut belebte, die früher das Liebſte in ſich ſchloſſen. Zu Fanny's Grab ging er hin und leiſe wiederholte er ihre Worte: „Wir haben einander wohl verſtanden.“

Ja, er hatte es verſtanden, wohl begriffen, dieſes Herz, ſo frei von Selbſtſucht, welches ſich zum Opfer der Verhältniſſe gebracht, und verblutend noch ein Lächeln, den Anſtrich beglückender Heiterkeit, für ſeine Umgebung behalten konnte. Immer klangen die Worte tröſtend in ſeiner Seele wieder: „Wir haben einander wohl verſtanden.“

Naturgeſchichtliche Notizen.

In der lezten Jahresſitzung des franzöſiſchen Inſtituts hat der bekannte Phyſiker Becquerel einen gehaltreichen Vortrag gehalten „über die Verhältniſſe der Phyſik zur Chemie und den Naturwiſſenſchaften überhaupt.“ Er berührt dabei einige Punkte, welche allgemein intereſſant ſind.

Verwitterung des Granits. — Manche Gebirgsarten, namentlich der Granit, verwittern bekanntlich fortwährend an der Luft. An entblößten Felswänden und einzelnen Blöcken laſſen ſich die Fortſchritte der Verwitterung leicht beobachten; wüßte man nun einerſeits, um wie viel das Geſtein in einer bekannten Reihe von Jahren oder Jahrhunderten, andernſeits, um wie viel es ſeit Beginn der Zerſezung, ſeit es überhaupt der Luft ausgeſezt worden, abgebröckelt iſt, ſo könnte man vielleicht leztern Zeitpunkt annähernd beſtimmen. Eine Berechnung der Art iſt neuerdings in Limoges angeſtellt worden. Die Kathedrale dieſer Stadt iſt vierhundert Jahre alt und aus Granit gebaut, der in der Nähe anſteht. Im Innern iſt am Stein kaum eine Spur von Verwitterung zu bemerken, aber außen an der Wetterſeite iſt ſie mehr oder weniger bedeutend und beträgt im Mittel etwa 8 Millimeter (über $3\frac{1}{2}$ Linien). Im Steinbruch dagegen zeigt ſich die Granitmaſſe 1 Meter 62 Millimeter (etwa 5 Fuß 5 Zoll) tief ausgewittert. Angenommen, der Gang der Zerſezung der Granitmaſſe ſey der Zeit proportional, ſo hätte ſie vor mehr als 50,000 Jahren ihren Anfang genommen. Allem nach aber iſt die Granitwand Anfangs ungleich raſcher verwittert als ſpäter, wo die obern, überhängenden Theile die untern ſchüzten. Wäre demnach

die Zersetzung in abnehmender Progression erfolgt, so käme noch eine höhere Zahl heraus. — Durch vielfältige Wiederholung solcher Beobachtungen kann die Geologie am Ende doch zu sichern Resultaten gelangen, welche für die Geschichte der Erde von der höchsten Bedeutung sind.

Gewinnung des Silbers ohne Quecksilber. — Die gemeine Methode, das Silber aus der Gebirgsart zu scheiden, besteht darin, daß man leztere auf kaltem Wege mit Quecksilber behandelt. Das verwickelte Verfahren hat seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, wo es entdeckt wurde, wenig Veränderungen erlitten. Die feingepochte Gebirgsart wird mit Quecksilber, Seesalz, Kupfer- und Eisenvitriol, Kalk und Wasser zu einem Teig angerührt und zu wiederholten Malen durch Pferde oder Maulthiere durchgeknetet. Das Amalgam wird sofort von der Gebirgsart durch Auswaschen, das Silber vom Quecksilber durch Erhizung geschieden. Erst durch die neuen Fortschritte der Chemie hat man das eigentliche Wesen dieses Processes eingesehen, und in der lezten Zeit ist es nun gelungen, ohne Quecksilber und Feuer, nur durch Seesalz und einige gemeine, überall zu habende chemische Produkte das Silber aus der Stufe zu scheiden. Fortan braucht es also zur Ausbeutung der Silberwerke nichts, als daß sie nahe am Meere oder bei bedeutenden Salzwerken liegen. In Kurzem wird sich die Industrie eines Verfahrens bemächtigen, das neben den augenfälligen pecuniären Vortheilen noch den Vorzug hat, daß man mittelst desselben Silbererze ausbeuten kann, denen bisher weder durch Amalgamirung, noch durch Feuer etwas abzugewinnen war, namentlich die Erze, welche bedeutend viel Kupfer enthalten und an denen bisher die Bemühungen der Metallurgen scheiterten. — Von welcher Bedeutung es ist, daß man bei diesem Proceß das Quecksilber ersparen kann, geht schon daraus hervor, daß nach den Münzregistern von Potosi von 1570 bis 1830, 285 — 286 Millionen Mark Silber, etwa fünfzehn Milliarden Francs, vermünzt worden sind, und daß man bei Gewinnung dieser ungeheuren Summe etwa 286 Millionen Pfund Quecksilber verloren hat, die nach dem jezigen Preise 1500 Millionen Francs werth sind. Diese ungeheure, nur in Potosi verbrauchte Masse von Quecksilber liegt jezt im Flußbett des Pilcomayor, in den aller Unrath aus den Silberwerken von Potosi abfließt. Dies ist eine ganze Quecksilbermine, und die Folgezeit findet wohl leichte und wohlfeile Mittel, sie auszubeuten.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Beschluß.)

Der Spitalfielder Ball.

Die Theilnahme am Balle kostete für die Person zwei Guineen, während diejenigen, die von den Logen zuzusehen wünschten, für eine Loge des ersten oder zweiten Ranges sechs Guineen, für eine des dritten oder vierten Ranges fünf Guineen und für eine des fünften Ranges — keine Loge in keinem Range mehr als sechs Personen fassend — vier Guineen zu bezahlen hatten. Die höchste und hohe Protektion verbürgte die Füllung des Hauses in allen seinen Theilen, und die Höhe des Eintrittspreises — selbst in London und für englische Börsen theuer — berechtigte zu Erwartung eines bedeutenden Ueberschusses. Noch wesentlicher aber hoffte man den Spitalfielder Webern dadurch zu nüzen, daß der Saal mit ihren Fabrikaten verziert und jede Dame in ein Gewand von Spitalfielder Seide und jeder Herr in eine Weste von gleichem Stoffe gekleidet seyn sollte. Vielleicht als Controle dieser Bedingung, vielleicht auch um das Aufkaufen veralteter Stoffe zu verhindern, ließen der König und die Königin öffentlich die Muster aushängen, welche Ersterer zu seiner Weste, Lezterе zu ihrem Kleide erloren hatte, ein Wink, der bei einer Gesellschaft, wie die zu erwartende, unmöglich verloren gehen konnte. Als der Ball nach langen Zurüstungen endlich stattfand, da mußte Jeder, der ihm beiwohnte, und nicht für Ballglanz und Ballschönheiten gänzlich abgestumpft war, gleich mir ausrufen: das war ein Ball! Nur Eines fehlte ihm: die Gegenwart beider Majestäten. Da man noch nicht wußte, daß der König ernstlich unwohl sey, so sah man hierin nur eine Bestätigung des Glaubens, daß der König jedes Zusammentreffen mit der Herzogin von Kent und Prinzessin Victoria zu vermeiden wünsche. — Das Innere des zum Ballsaale umgeschaffenen Theaters war köstlich geschmückt. Gewinde von Seide und Atlas bedeckten die Brüstungen der Logen: der erste Rang purpurn mit den eingewebten Insignien des Hosenbandordens, der zweite carmosin mit den Insignien des Bathordens, der dritte hellblau mit den Insignien des heiligen Patrickordens, der vierte seegrün mit den Insignien des heiligen Andreasordens, und der fünfte azurblau mit den Insignien des Guelphenordens. Fünf Mittellogen des ersten Ranges, zur Aufnahme der königlichen Gäste bestimmt, waren in eine vereinigt und in einen geräumigen Balkon ausgebrochen, auf dessen reichen Festons von carmosinem Sammt das königliche Wappen glänzte. Eine stattliche Krone überragte ihn, rechts und links von der brittischen Flagge getragen. Das Parterre war mit der Bühne gleich gelegt, deren Hintergrund eine herrliche Gruppe von Waffen und Rüstungen, von Fahnen und Standarten schloß, und inmitten dieser Gruppe befand sich das Orchester. Die Decke bildeten reiche Seidenstoffe, weiß und rosenfarben, und wem hätte es einfallen können, die Lampen der Kronleuchter zu zählen, deren Licht in Juwelen und Diamanten wiederfunkelte! Bald nach neun Uhr wurden die Thüren geöffnet. Schon eine Stunde später waren die Logen mit künstlichen und natürlichen Schönheiten gefüllt, mit alten Damen, die sich jung geschminkt, und mit jungen Damen, die Veilchen in den Augen, Rosen auf den Wangen und Korallen auf den Lippen trugen. In der Flur des Saales gab es eine Fülle von ditto, und das Gedränge wurde am Ende furchtbar. Gegen eilf Uhr trat Prinzessin Victoria ein, ihr zur Linken die Herzogin von Kent, zur Rechten Prinzessin Augusta. Stehend und unter lautem Jubelruf wurde die künftige Königin von allen Anwesenden begrüßt. Das Chor der vierundsechzig Musiker vermochte kaum durchzudringen mit seinem God save the king! Wer Lust zum Tanzen hatte, suchte sich nun Raum, und die Wiener Walzer und die Berliner Galopps wurden bei Weitem besser gespielt als getanzt. Um ein Uhr entfernten sich die königlichen Hoheiten und um vier Uhr schloß der Ball. Das baare finanzielle Resultat besteht in einem Ueberschusse von mehr als viertausend Pfund Sterling, deren beste Verwendung die Sorge eines besondern Comité ist. Ein noch günstigeres Resultat aber besteht unstreitig darin, daß gegen achttausend arbeitslose Weber durch den Ball Beschäftigung erhalten und die guten Leute sich von der Möglichkeit überzeugt haben, etwas Anderes zu weben, als was ihre Väter und Großväter gewebt. Möge der Impuls länger fortwirken, als es wahrscheinlich ist!

W. S.

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 153.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 28. Juni 1837.

Vincant divitiae; nummorum crevimus aras.
Juvenal.

Die Londoner Stockbörse.

Im gedrängtesten Theile der City von London stehen drei öffentliche Gebäude so nahe beisammen, daß ein Lahmer kaum wenige Minuten bedarf, von einem zum andern zu gelangen. Sie sind mansion-house, die Residenz des Lord Mayor, die royal Exchange oder Börse, der Sammelplatz der handeltreibenden Welt, und die Bank of England. Jeder Londoner weiß die drei Gebäude zu finden, jeder Fremde sucht sie auf, und wie ihr Aeußeres, ist ihr Inneres sehenswerth. Aber so nahe bei der Bank, daß ein paar Dutzend Schritte zu Durchmessung des Zwischenraums hinreichen, steht ein viertes Gebäude, äußerlich minder schön, jedoch durch die Verhandlungen in seinem Innern nicht minder interessant, von dessen Daseyn gleichwohl die wenigsten Londoner und noch wenigere Fremde eine Idee haben. Das ist die Stockexchange, die Stockbörse, der in der neuern Zeit so hochwichtige Vertriebsort aller in der Welt zu Markte gehenden Staatsschulden. Wenn es sonderbar ist, daß ein Platz, der bei Kriegserklärungen und bei Friedensschlüssen ein gewaltiges Wort mitzusprechen hat, in umgekehrtem Verhältnisse seiner Bedeutung bekannt seyn soll, so erscheint es noch seltsamer, daß alle Verhandlungen an jenem hochwichtigen Platze geradezu gesetzwidrig sind. Diese Sonderbarkeit steht indessen mit jener durchaus in keiner Beziehung; es wäre eben so schmeichelhaft als falsch, in der Gesetzwidrigkeit der Verhandlungen einen Grund für die Obscurität des Orts zu erblicken. Ein Gesetz aus Königin Elisabeths Zeit befiehlt sehr nachdrücklich, daß die Londoner Kaufherrn in Angelegenheiten des Handels und Wandels schlechterdings an keinem andern Orte sich versammeln sollen, als an der, zu jener Zeit unter Paukenschlag und Trompetenklang zur royal Exchange proklamirten Kaufhalle. Das Gesetz ist noch in Kraft, und das macht die Verhandlungen an der Stockbörse ungesetzlich. Aber Niemand kümmert sich um das Verbot, und das hält also Niemand vom Besuche der Stockbörse ab. Nein, der Grund, warum der Ort so unbekannt ist, liegt wohl einzig und allein darin, daß er nicht bloß kein öffentlicher, sondern es auch höchst bedenklich ist, ihn zu betreten. Davon später.

Vor zwanzig und einigen Jahren, als der Staatspapierhandel eine Rolle zu spielen anfing, die seitdem zum Inhalte mancher Tragödie für Groß und Klein geworden ist, faßte eine Anzahl Mäkler den Entschluß, einen Verein zu stiften, in welchen bloß Interessenten bei jenem Handel Aufnahme finden sollten, zu dem Zwecke ein besonderes Lokal zu errichten und dahin ihre seitherigen Zusammenkünfte aus der Börsenrotunde zu verlegen. Die Ausführung dieses Plans begründete die jetzige

Stockbörse. Das gewählte Lokal befindet sich in einem Hofe, der Capel Court heißt; die Zahl der Vereinsmitglieder beläuft sich auf achthundert; ein aus dreißig Personen bestehendes Comité hat in Allem, was den Verein betrifft, definitives Entscheidungsrecht, und der erforderliche Aufwand wird theils von den jährlichen Beiträgen, theils von den zehn Guineen bestritten, welche jedes Mitglied bei der Aufnahme zu entrichten hat.

Es gibt vielleicht keine Gesellschaft mit ausführlicheren Statuten. Das Regulativ, die Aufnahme von Mitgliedern betreffend, hat siebzehn Paragraphen und außerdem bestimmt ein Anhang die zu beobachtenden Formen. Jedes Gesuch um Zulassung muß an den Sekretär des Comité gerichtet werden, der es in den üblichen Sitzungen vorträgt, und Jeder ist zulaßfähig, den das Comité dafür erkennt. Um aber solche Anerkennung zu erlangen, muß der Kanditat von drei Personen empfohlen seyn, deren jede mindestens während der lezten zwei Jahre Vereinsmitglied gewesen und bereit ist, sich für ihn mit dreihundert Pfund Sterling zu verbürgen, eine Summe, welche für den Fall, daß der Aufgenommene binnen der nächsten zwei Jahre bricht, zur Befriedigung seiner Gläubiger verwendet wird. Von dieser allgemeinen Regel finden drei Ausnahmen Statt. Schreiber des Hauses, die vier Jahre lang treu gedient, sind aufnahmsfähig, wenn zwei Mitglieder, jedes für zweihundert und fünfzig Pfund Sterling sich verbürgen. Wer die lezten fünf Jahre Mitglied der ausländischen Stockbörse gewesen ist, ohne einen merkantilischen Schmutzfleck auf seinen Charakter gebracht zu haben, bedarf nur der Empfehlung von zwei Vorstehern jener Börse, die jedoch auch hier Mitglieder seyn müssen, oder der Empfehlung zweier diesseitigen Comitémitglieder, und in beiden Fällen keiner Bürgschaft. Ausländer hingegen, die noch nicht naturalisirt sind — wozu unter Andern ein siebenjähriger ununterbrochener Aufenthalt in England erheischt wird — müssen während der lezten fünf Jahre in den vereinten Königreichen gelebt haben und die Empfehlung von fünf Mitgliedern beibringen, deren jedes sich für dreihundert Pfund Sterling verbürgt. Ueber die angebrachten Gesuche entscheidet das Comité durch Stimmenmehrheit; diese Ausschußpersonen aber werden auf ein Jahr von dem ganzen Verein mittelst Ballotirens gewählt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Die markanteste und beste der christlichen Darstellungen — wenn auch nicht als solche — ist das Bild von A. Scheffer, wozu die trostreichen Worte des Evangeliums: „Ich bin gekommen, um zu heilen die, welche gebrochenen Herzens sind und den Gefangenen ihre Befreiung zu verkünden und zu erlösen die, welche unter ihren Ketten erdrückt sind," (Ev. Luc. Cap. 4, v. 18. 19.) den Stoff gegeben haben. — Schon daß Scheffer in diesen Worten den Stoff zu einem Bilde gefunden hat, zeigt ihn uns als denkenden Künstler: es sind auch in dem Bilde Gedanken genug, aber keine christlichen.

Auf einer Wolke in der Mitte des Bildes thront der Erlöser, zu seiner Linken, knieend an ihn geschmiegt, seine Mutter, die Fürbitterin. Seine Hände hat er ausgestreckt gegen die Unglücklichen, die in jenen Worten des Evangeliums bezeichnet sind und die sich in zwei Gruppen zu seinen Seiten befinden: zu seiner Rechten diejenigen, „welche gebrochenen Herzens sind," zu seiner Linken „die Gefangenen." Die Worte des Evangeliums, auf dem obern Rahmen des oben runden Bildes geschrieben und durch die Rundung des Bildes getheilt, bezeichnen noch ausdrücklich die beiden Arten Leidender, die sonst schon an und für sich kenntlich genug sich unterscheiden. Zu des Heilands Rechten kniet eine unglückliche bleiche Mutter mit verweinten Augen und beugt sich über ihr Kind, neben ihr eine weinende Jungfrau und eine abgehärmte Matrone, die lange Leiden geduldet; weiter dem Hintergrunde zu unglückliche Männer, ein junger, mit der Miene des durch Unglück gebrochenen Stolzes, neben ihm ein Greis mit Werkzeug; er hat ein langes Leben hindurch sich abgemüht und wenig Freuden genossen: jezt geht er ein zu seines Herrn Freude. Zwischen diesen und dem Heiland, und von lezterem abgewendet, ruhet in sich versunken ein lorbeergekrönter Mann: es ist Torquato Tasso, der unglückliche, verkannte Dichter, welcher große Schmerzen getragen. Alle diese Leidenden werden nun getröstet und erquickt, mit himmlischer Milde, Trost und Seligkeit verheißend, empfahet sie Christus.

Zu des Erlösers Linken erblickt man nun „die, welche gefangen und unter Ketten erdrückt sind." Hier wird das Bild ganz unchristlich, denn es wird politisch und modern. Es war schon eine gewagte Idee, in der Gruppe zu Christi Rechten, unter den Leidenden, unter bloß symbolischen Trägern eines Begriffes eine bekannte, wirkliche historische Gestalt, Tasso, aufzuführen. Doch läßt man sich das noch gefallen: diese Gestalt ist durch den Zauber der Poesi und des Unglücks, der auf ihr ruht, so verklärt, so bekannt geworden, daß sie immerhin schon als symbolische gelten mag; wie läßt sich der ungeheure Schmerz des verkannten, mißhandelten Dichters schöner und prägnanter ausdrücken, als durch Tassos wohlbekanntes, lorbeerbeschattetes, dornengedrücktes Haupt! — Aber statt nun in der Symbolik zu bleiben, verläßt der Künstler dieselbe und gibt in der Gruppe zu Christi Linken lauter,

wenn auch nicht individuell, doch nationell bestimmte Gestalten. Und das ist noch schlimmer und weniger zu entschuldigen, als wenn er bekannte Individuen dargestellt hätte, denn der Schmerz des Individuums ist ein rein menschlicher, bei dem einer Nation — als solcher — kommt die politische Ansicht der Sache zur Frage. — Scheffer zeigt uns in denen, die „unter ihren Ketten erdrückt sind," eine Reihe Gestalten von politisch unterdrückten Nationen und Parteien. Neben einem Griechen erblicken wir einen Polen, beide in ihrer nationalen Tracht, vor ihnen einen Neger, seine gefesselten Hände mit zornigflehender Geberde zum Heiland empor hebend; ich sage zornigflehend, denn man kann nicht unterscheiden, ob die schöne energische Geberde eine Bitte um Erlösung von den Ketten enthalten soll, oder eine Anklage gegen die Christen, die ihn in Fesseln geschlagen. Vor diesen drei Gestalten erblickt man im Vordergrunde ausgestreckt die Gestalt eines nackten Jünglings, den Griff eines zerbrochenen Schwertes neben sich. Er ist lange gefesselt gewesen, die Ketten haben ihm die jungen, starken Arme wund und blutig gedrückt; Christus nimmt mit seiner Linken ihm die Fesseln ab und der Jüngling sinkt zurück, wie es scheint, todt oder in Ohnmacht. Da jene andern Gestalten sämmtlich bestimmten Nationen angehören, so quälte ich mich lange, zu entdecken, welchem Volke dieser Jüngling angehöre; denn ich glaubte aus der Nacktheit desselben schließen zu können, daß der Künstler das nationale Costüm als unmalerisch oder aus andern Gründen abgelehnt hatte. Die Journale, die das Bild außerordentlich lobten, nannten jene Figuren, die sich von selbst erklären, nämlich Griechen, Polen und Neger; über den nackten Jüngling gaben sie nichts Näheres an, als daß er schön gezeichnet sey, was man sieht. Die französischen Kunstkritiker sind noch oberflächlicher als die deutschen. Ich habe mich, wie gesagt, lange gequält, was der Jüngling mit dem abgebrochenen Schwerte bedeute, und endlich es herausgebracht. Ueber des Jünglings Leib liegt ein Stück Gewand, dessen Fortsetzung sich unter seinem Rücken herzieht. Dieses Gewand ist aber nichts mehr und nichts weniger als eine dreifarbige Fahne, deren zerbrochener Schaft neben dem Schwertgriffe liegt. Der Jüngling ist also ein Franzose, und der Künstler hat ihn nackt dargestellt, weil er doch unmöglich Redingote und Pantalon anbringen konnte. Es ist ein Franzose, und zwar einer, der für die dreifarbige Fahne, d. h. das Princip der Revolution, gekämpft hat, der unterlegen und eingekerkert ist; es ist ein politischer Gefangener, der nicht mit aus St. Pelagie entkommen ist. Was der Künstler damit andeuten wollte, daß er ihn, da ihm Christus die Ketten abgenommen hat, todt zurücksinken läßt, weiß ich nicht. Soll es eine Erlösung durch den Tod bedeuten? Und wenn das der Fall ist, soll der darin liegende Vorwurf dem Christenthum oder den politischen Unterdrückern des Jünglings gelten? Doch übergehen wir diesen Umstand und fragen wir: hat der Künstler gut und recht gethan, das Allgemeine, das rein Menschliche zu verlassen und bestimmte nationale, politische Gestalten zu Trägern des Gedankens zu machen? Diese Frage muß, sofern es sich von einem religiösen Bilde handelt, bestimmt verneint werden. Die Politik, etwas so Unbestimmtes, Wandelbares, hat nichts zu schaffen mit dem Christenthume, dessen Wahrheiten ewig sind; die Politik kennt keine Wahrheit, und was gilt, gilt nur heute; es hat gestern nicht gegolten, und Keiner weiß, ob es morgen gelten wird. Das Christenthum kennt keine Nationen, nur Menschen; Nation ist ein Begriff der Politik. Und jene Gestalten des Bildes, die rein menschlichen Jammer darstellen sollten, zeigen nationellen, ja Meinungsschmerz. Wo Politik ist, ist Diskussion und die Frage: wer hat Recht? unausbleiblich; diese Frage soll aber nie aufgeworfen werden, wo es sich um das Christenthum handelt. Und ein christliches Bild, als solches, soll nur vom Standpunkte des Christenthums aus betrachtet werden können. — Um nur Eins anzuführen: da ist der Jüngling, ein politischer Gefangener, ein Franzose; er leidet, weil er für das revolutionäre Prinzip gekämpft hat, vielleicht im Kloster St. Mery. Hier haben wir schon politische Diskussion. Der Jüngling hatte eine Ueberzeugung, die ihm heilig war, der er Alles geopfert hat, seine Freiheit und sein junges Leben. Aber war diese Ueberzeugung die richtige, die wahre, das heißt vom Standpunkte des Christenthums aus betrachtet? Die deutschen Theologen, deren Amt es doch ist, werden „Nein" sagen. Ist der Jüngling nicht am Ende mit Recht nach St. Pelagie, Doullens oder St. Michel gekommen? Hat er Recht oder die ihn eingekerkert haben? Die Meinungen darüber sind getheilt, und Louis Philipp und seine Minister und Bankiers sind am Ende eben so gute Christen wie die Republikaner, unter denen es viele Anhänger des St. Simonismus gibt. Wer nun Recht hat, und ob der Jüngling nicht am Ende nach Verdienst leidet, weil er sich gegen seine von Gott und 221 Deputirten eingesetzte Obrigkeit empört hat — das ist eine Frage, die ewig unentschieden bleiben wird. Nur Gott weiß es. — Was haben aber politische Diskussionen mit einem christlichen Bilde zu schaffen? — Und nun jener Pole! Wieder dieselbe Ungewißheit. Hat er Recht oder Kaiser Nikolaus? Wer weiß es? Und die Frage ist wichtig, das heißt nur für das Bild; denn von ihrer Entscheidung hängt die andere ab: ist er ein Leidender, Kettentragender oder nicht? wird er vom russischen Gouvernement, wie Einige sagen, unterdrückt, oder — wie anderseitig behauptet wird — beglückt? Und ist das Letztere der Fall, was soll er denn auf dem Bilde in der ihm vom Künstler gegebenen

Bedeutung als Gefesselter, Gedrückter? — Wer hat Recht? Auf diese Frage wird es immer hinauskommen, und kein Sterblicher, selbst Talleyrand nicht, vermag sie zu beantworten. Wenn die Polen die russische Herrschaft abgeschüttelt hätten, oder wenn sie derselben niemals unterworfen gewesen wären, würde der Künstler sie doch nicht als Symbol eines gedrückten Volkes haben darstellen können; und ob sie dann als Individuen, als Menschen besser daran gewesen wären, das weiß man nicht, wenigstens nicht mit Gewißheit. Was soll, wenn von einem rein menschlichen Leiden die Rede ist, das nationale, das politische, das immer, wie wir gesehen, erst diskutirt werden muß und stets ungewiß bleibt, und das, menschlich genommen, oft nicht einmal Leiden ist? Ein Volk kann politisch unterdrückt seyn und menschlich sehr à son aise, z. B. das ehemalige Venedig, und das Umgekehrte kann gleichfalls Statt finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Juni.

Landluft. Reise des Thronfolgers.

Der Sommer hat bei uns früh und ungemein schön begonnen. Die Witterung ist heiter und mild, mit häufigen befruchtenden Regenschauern, was die junge Vegetation in Gärten, auf Feldern und Wiesen schnell gefördert hat. Diese Vorzeichen lassen uns mit einiger Zuverlässigkeit einen dauernd guten Sommer, ein reiches Getreide- und Fruchtjahr hoffen. In Folge des schönen Wetters verliert unsere Residenz von Tage zu Tage ihre bisherige Lebendigkeit. Alles, was nur den städtischen Mauern sich entziehen kann, flüchtet in die nahen Landumgebungen. Diese Emigration ist aber seit einigen Jahren eine wahre Manie geworden, die mit jedem Sommer mehr zunimmt, zum offenbaren Nachtheil des Familienwohlstandes. Alles will nun im Sommer auf dem Lande leben, Vornehm und Gering, Reiche und Dürftige, der Edelmann, Bürger und Handwerker. Aus letztern beiden Ständen sieht man jetzt häufig Personen im Sommer auf's Land wandern, die dies bei ihren Vermögensumständen und Geschäftsverhältnissen gar nicht thun könnten, wollten sie als umsichtige Hausväter handeln. Die Opfer, welche die im Verhältniß der immer stärker werdenden Uebersiedelung steigende Miethe der Landhäuser, die Unterhaltung zweier verschiedener Haushaltungen erheischen, sind viel zu groß für die Tasche des ärmern Bürgers und Handwerkers, deren Geschäft überdem bei den öftern Besuchen, die sie der Familie im Grünen abstatten, offenbar leidet. Die Kunden, die ihren Schneider, Schuster ꝛc. wiederholt nicht zu Hause treffen, oder Monate lang auf die bestellte Arbeit warten müssen, bleiben endlich weg, und somit bringt das Landleben diesen Classen offenbaren Schaden. Diesmal sieht man unser emigrirendes Publikum vorzugsweise Pawlowsk zum Landsitz wählen. Die ganz neue Erscheinung der Eisenbahn in dieser Richtung, die man im Juli beendigt und auf beiden Endpunkten befahren zu sehen hofft, wird für viele Bewohner unserer Residenz ein mächtiger Reiz, sich dort für den Sommer zu etabliren.

Unser Großfürst Thronfolger, der, an Geist und Herz trefflich gebildet, die schönsten Hoffnungen für die künftige Wohlfahrt der dem russischen Scepter unterworfenen Völker gibt, bereist jetzt, wie Sie wissen, die innern Provinzen des Reichs, auf welcher Reise selbst ein Theil Sibiriens, nämlich Tobolsk, berührt wird. Sibirien ward bis jetzt noch von keinem russischen Fürsten besucht. Diese Reise des Großfürsten gleicht nach den Nachrichten, die wir bis jetzt erhalten, einem Triumphzuge, so enthusiastisch spricht sich die Liebe der Bevölkerung in Städten und Dörfern aus. Hier zum Beweise nur Einiges von dem, was ein Einwohner von Twer, in welcher Stadt der Großfürst am 5ten vergangenen Monats eintraf, über diesen Besuch an einen hiesigen Freund schreibt. Dies mag als Beispiel dienen, wie der Prinz in den Städten empfangen wird, denn mit den von der Lokalität bedingten Abänderungen wird sich wohl überall dasselbe wiederholen. „Um die Mitte und gegen Ausgang Aprils begaben sich die meisten unserer, den Winter über hier wohnenden Edelleute auf ihre Landgüter; andere blieben noch, schickten sich aber an, ihnen ehestens zu folgen, und unser Twer glich nur noch einer verödeten Gasse Moskaus, in der die Leere und Langeweile jeden Nachgebliebenen drückte. Am ersten Mai aber (alten Styls) lebte die Stadt plötzlich wieder auf. Volksschaaren füllten die Straßen, man hörte wieder Wagengerassel. Aus den Kreisstädten eilte von allen Seiten der Adel herbei. Eilwagen galoppirten durch die Stadt nach Moskau. Diligencen brachten aus Petersburg Musikchöre herbei. Im Kaufhofe und in den Magazinen wimmelte es von Käufern, wie zur Jahrmarktszeit: überall gewahrte man frohe Gesichter und eine gewühlvolle Lebendigkeit. Die unerwartete Nachricht: der Thronerbe Rußlands habe seine Reiseroute verändert, werde jetzt Twer besuchen und nicht Wologda, wie es früher beschlossen war, durchfliegt mit Zauberschnelle die ganze Stadt. Mit Entzücken vernimmt sie Jeder; aber in die Freude mischt sich auch die Sorge, dem theuren Gaste einen würdigen Empfang zu bereiten, welchen eine nur dreitägige Frist kaum möglich machte. Doch was vermögen nicht Eifer, Liebe und Ergebenheit! — Die Ankunft des Großfürsten verkündete am 5ten Mai das Glockengeläute aller Kirchen. Das Volk empfing ihn mit den frohsten Ausrufungen. Es wollte die Pferde von seinem Wagen spannen und ihn zur Cathedrale ziehen; doch in der Furcht, es möchte bei dem großen Gedränge auf der über die Wolchow führenden Brücke dem hohen Gast ein Unfall zustoßen, stand das Volk freiwillig von der Ausführung dieses Wunsches ab. In der Kirche sah man den jungen Prinzen in der andächtigsten Stellung sein Gebet verrichten; die gedrängte Menge ward von diesem Anblick innig gerührt und vereinte ihr Gebet mit dem seinigen. Als er aus der Kirche kam, war der ganze von hier zum Schloß führende Weg so dicht mit Menschen besetzt, daß man für die Hände nicht Raum hatte. Wo der Großfürst sich näherte, machte ihm zwar Alles ehrfurchtsvoll Platz, doch ihm allein, seine Suite hatte Mühe, fortzukommen. Ein tausendstimmiges Hurrah begrüßte ihn beim Schloß, wo schon eine Deputation der Kaufmannschaft ihn erwartete, um ihm nach altrussischer Sitte Brod und Salz zu überreichen. Bis in die tiefe Nacht verblieb das Volk in ehrfurchtsvoller Stille, sich seine gegenseitigen Bemerkungen über den Großfürsten mittheilend."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 154.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 29. Juni 1837.

O des blinden Unverstands,
Der verschönern will dein Bild,
Dessen Schöne Gott entquillt!
Allen rufst du: kommt, die ihr
Unter Bürden seufzt, zu mir!
Jedes schlichte Herz versteht,
Was dir aus dem Herzen weht.

Wessenberg.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Und nun der Grieche! Bei ihm kämen, selbst wenn wir von seiner jezt erlangten Selbstständigkeit absehen, dieselben Fragen in Betracht wie bei dem Polen; denn daß sein ehemaliger Herrscher kein Christ, der Russe aber ein solcher ist, kann doch, wenn einmal von Leiden die Rede ist, keinen Unterschied machen; der modus acquirendi eben so wenig, denn der Grieche ward erobert und unterlag in offenem, ehrlichem Kampfe. Vielleicht hat der Türke noch die Länge des Besitzes, die Verjährung für sich. Wie kann man nun aber jezt noch den Griechen als Emblem unterdrückter Nationalität gelten lassen? — ihn, der ja jezt der glückliche Unterthan eines eigenen geliebten Fürsten ist und also das Ziel seines Ringens und Kämpfens, politische Selbstständigkeit, erreicht hat? — Mit demselben Rechte wie einen Griechen, hätte Scheffer auch noch einen Belgier anbringen können, der, früher ohne politische Selbstständigkeit, dieselbe jezt erlangt hat.

Und nun endlich, was sollen alle diese nationalen Gestalten in ihrer Beziehung zu dem Gegenstande des Bildes: „Christus, die Betrübten tröstend," bedeuten? Soll es heißen: „ihr politisch Unterdrückten, tröstet euch mit dem Christenthume?" — Offenbar hat der Künstler das sagen wollen; aber warum hat er denn lauter Völker und Personen gewählt, die sich keineswegs mit den Tröstungen des Christenthums begnügen wollten, sondern das Schwert ergriffen, um sich anderweitige, nicht so weit aussehende Tröstungen zu verschaffen —? Hat er nur solche zeigen wollen, welche unglücklich rebellirten? Dann hätte er auch noch andere darstellen und der Grieche hätte wegbleiben müssen, der ja politische Selbstständigkeit errang. Und mehr als nationale, politische Selbstständigkeit gibt es für ein Volk nicht, absolute Freiheit ist eine Chimäre und schon mit dem Begriffe von Staat und Volk unvereinbar; individuelles, menschliches Glück aber ist durch keine Verfassung bedingt.

Auch noch über den Neger ein Wort. Er trägt seine Fesseln noch und hebt sie halb trotzig, halb flehend zu Christus empor. Bittet er um Erlösung oder zeigt er anklagend die Ketten? Diese Ungewißheit in der vortrefflich ausgedrückten Geberde des Negers ist sehr schön, und so sehr ich — vom Standpunkte der Forderungen aus, die man an ein christliches Bild zu machen befugt ist — die übrigen Nationalgestalten verdammen muß, so laß ich doch den Neger als Symbol persönlicher (nicht bloß politischer) Sklaverei, also eines rein menschlichen Leidens, dem Künstler gern passiren. — Klagt er an vielleicht jene frommen Christen, die Amerikaner? — Der Künstler hat den Neger so wie die andern Gestalten als Embleme leidender

Nationen, nicht als leidende Individuen gegeben: — ist es nun aber wahr, könnte man fragen, daß Christus sie befreien werde von ihren Fesseln? da ja im Gegentheil nicht selten die Unterdrücker (ich meine in alten Zeiten) das Christenthum angewendet, das heißt mißbraucht haben, die Ketten fester zu ziehen?

Um nun aber noch durch ein Beispiel zu zeigen, wie gefährlich es ist und wie Unrecht der Künstler gethan hat, politische Fragen in das Christenthum hinein zu ziehen, will ich noch eins erwähnen. Das Christenthum entscheidet keineswegs die Frage: wer hat Recht, der auf dem Bilde als Unterdrückter dargestellte oder seine Unterdrücker? und die von Entscheidung dieser Frage abhängige andere: ist der Dargestellte wirklich ein Leidender, ein Unterdrückter? Diese Frage ist aber für das Bild von der allerhöchsten Wichtigkeit, noch aus einem andern Grunde als den bereits oben angeführten. Sollte nämlich bloß Völkerschmerz, der Jammer politischer Unterdrückung, der Gram um eine verlorene oder gestohlene Nationalität dargestellt werden, kam also das Christenthum nicht in Betracht, dann mußte der Künstler neben dem Franzosen, dem Polen, dem Griechen, dem Neger (der vielleicht kein Christ ist, d. h. kein getaufter) auch noch einen Juden hinstellen, einen nicht emancipirten Juden, der nicht heirathen oder nicht in's Casino darf. So zeigt sich, wie gefährlich es ist, Fragen der Politik in's Christenthum zu ziehen! — zu welchen Unschicklichkeiten und Unziemlichkeiten eine solche Ansicht, mit Consequenz durchgeführt, bringen würde! Ich wiederhole es, mit demselben Recht, aus denselben Gründen, wie jene andern Nationen, hätte der Künstler einen Juden als Emblem politischer Unselbstständigkeit und Unterdrückung zur Linken Christi hinstellen können. Und welche Verlegenheit, ich bitte Sie, für beide Theile! — Man hätte dadurch zwar das ganz hübsche Motiv gewonnen, daß es aussähe, als hätte sich jener in seinen Schmerzen dem Christenthume zugewendet. Dieser Gedanke wäre aber für das Bild nicht nöthig, ja sogar ein Hors d'oeuvre, denn es handelt sich nur darum, den Schmerz Unterdrückter darzustellen, die Christus alle trösten und erlösen wird, sie seyen Polen oder Russen, Christen oder Juden, Casinofähig oder nicht. Diese Untersuchungen, die mich zu weit führen würden und die auch schon hinreichen, um das Unchristliche des Bildes darzuthun, breche ich hier ab, womit Sie gewiß nicht unzufrieden seyn werden. Doch habe ich über Scheffers Bild noch Einiges zu sagen.

Oben schon erwähnte ich die Ansicht eines französischen Kritikers, der für die französische Schule die philosophische Behandlung des Christenthums in Anspruch nahm, im Gegensatze zu der traditionellen, orthodoxen der deutschen Schulen. Die Sache könnte auf den ersten Anblick etwas Wahres an sich zu haben scheinen, namentlich in der Theorie. Als Muster philosophischer Behandlung stellte jener Kritiker dann das Scheffersche Bild auf. Nun aber — und hier zeigt sich, wie ungegründet jene Theilung ist — ist dieses Bild das einzige der Art im Salon, wo das Christenthum nicht traditionell, sondern, wie jener Kritiker sagte, philosophisch behandelt ist, wo in dasselbe moderne Fragen und Ideen hineingezogen werden. Die vielen andern religiösen Bilder des Salons sind ganz traditionell gehalten und bleiben als solche allen philosophischen und politischen Fragen fern. In auffallend naher Beziehung steht aber das Scheffersche Bild, wahrscheinlich ohne Intention des Künstlers, zu dem revolutionären Christenthum des Abbé Lamennais, ja man könnte es dreist als Frontispice dieser Religion und der Paroles d'un croyant gelten lassen. Es ist das Christenthum, das Tröstungen und Hoffnungen enthält für alle gesellschaftlich und politisch Unterdrückte, Tröstungen und Hoffnungen, wie Lamennais sie aus demselben deducirt. Ich sage Tröstungen und Hoffnungen, denn ohne Hoffnung gibt es keine Tröstung. Wenn man tröstet, ohne Hoffnung zu geben, hat man nur die schlechte Tröstung, zu sagen: „das, was du verloren, deine Freiheit, dein Glück, deine Frau u. s. w. war nichts werth, also gieb dich zufrieden über den Verlust.“ Wenn das aber der Fall ist, daß das Verlorene der Trauer unwerth (das heißt nicht bloß absolut, sondern auch dem, der es verloren, unwerth), wozu dann Tröstung? Also keine Tröstung ohne Hoffnung; das weiß Lamennais aber auch, daß der materialistischen Zeit nicht mit jenseitigen Hoffnungen gedient ist. Die Hoffnungen, die er aus dem Christenthum herleitet, sind von dieser Welt, und an die Hoffnung knüpft sich die That: aide toi, le ciel t'aidera! — Und so ist die ganze Lamennais'sche Religion in Scheffers Bilde dargestellt, das uns nur Revolutionäre, Rebellen zeigt, die Christus tröstet und erlöset. Denn sie alle, die zu Christi Linken stehen, Polen, Griechen und Franzosen sind Rebellen, die sich auflehnen gegen ihren Herrn, und der Neger, wenn er sich auflehnte, ebenfalls und am Ende noch mehr als jene; denn sein Gebieter ist der allerlegitimste, er hat den Neger ehrlich gekauft und bezahlt.

Ob nun nicht auch in den Gestalten zur Rechten Christi dergleichen Lamennais'sche und andere moderne Ideen und Fragen symbolisirt sind, wäre bei solchen Antecedentien (zur Linken Christi) nicht ganz unwahrscheinlich, will ich jedoch hier nicht untersuchen. Uebrigens bin ich fest überzeugt, daß der Künstler jene revolutionären Intentionen, die in seinem Bilde liegen, nicht beabsichtigt hat, so wie dieselben auch hier nicht gerügt worden sind. Im Gegentheil hat der Kronprinz Scheffers Bild gekauft, und zwar für die Kapelle seiner Gemahlin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Londoner Stockbörse.

(Fortsetzung.)

Sämmtliche Vereinsmitglieder zerfallen in drei Classen: in jobbers oder Stockreiter, d. h. solche, die stets bereit seyn müssen, eine limitirte Summe für den Marktpreis zu kaufen und zu verkaufen, wobei wohl zu bemerken, daß der Marktpreis an einem Tage verschiedene Male wechselt; zweitens in brokers oder Mäkler, d. h. solche, die im Auftrage Anderer kaufen oder verkaufen, jedoch für die abgeschlossenen Geschäfte selbst verantwortlich sind und dafür bei kleinen Summen ein Achtel, bei großen ein Sechzehntheil Courtage beziehen, und drittens in speculators, Spekulanten auf eigene Rechnung. Vielfach und streng sind die für alle drei Classen geltenden Vorschriften, um so strenger, weil die meisten Geschäfte aus sogenannten Zeitkäufen bestehen, solche vor dem Gesetze ungültig sind, und es daher vom freien Willen der Contrahenten abhängt, ob sie ihren Verbindlichkeiten gerecht werden wollen oder nicht. Ehe leztern Falls die statutenmäßige Strafe eintreten kann, muß das Nähere vom Comité untersucht werden, und findet dieses vielleicht, daß der fragliche Handel außer den gewöhnlichen Geschäftsstunden von zehn bis vier Uhr geschlossen, ein unrichtiger Abschluß drei Tage lang nicht gerügt oder sonst etwas nicht beobachtet worden ist, was am Ende nur die äußere Form betrifft und deßhalb einen Wortbruch schlecht rechtfertigt, so kann es doch nicht umhin, den für straflos zu erklären, den ein solcher Versteck beschüzt. Hat dagegen ein Mitglied, ohne Entschuldigung der Art, irgend eine der Vorschriften übertreten, deren Gesammtzweck dahin geht, im Interesse jedes Einzelnen das Interesse des Ganzen sicher zu stellen, so besteht von den zwei zu verhängenden Strafen die härteste in der Ausschließung des Schuldigen, die mildeste im Anschlagen seines Namens an eine schwarze Tafel. Bankerott, gleichviel, ob in Folge eigener oder fremder Schuld, zieht zwar ohne Weiteres Verweisung aus dem Vereine nach sich, doch ist Jeder nach Ablauf von sechs Monaten wieder aufnahmfähig, Falls er inzwischen ein Drittel der den Vereinsmitgliedern zugezogenen Verluste, ohne Unterschied, zu welcher der drei genannten Classen er gehört, aus eigenen Kräften vergütet hat. Das Anschlagen an die schwarze Tafel ist mit keinem weitern Ceremoniell verbunden, wohl aber die Ausschließung. Bevor nämlich ein Diener des Hauses den Namen des betreffenden Individuums ebenfalls an eine schwarze Tafel heftet, führt er drei gewaltige Schläge mit einem tüchtigen Hammer gegen das Getäfel und ruft dann dreimal den Namen mit Stentorstimme aus. Ein so Gebrandmarkter heißt in der wortreichen und witzigen Kunstsprache der Stockbörse eine lahme Ente — a lame duck.

Der nämliche Diener mit der Stentorstimme verwaltet täglich während der Geschäftsstunden das Amt eines Ausschreiers, oder vielmehr eines nachschreienden Echo. Fremde sollen während dieser Zeit keinen Zutritt haben; geschieht es daher, was natürlich sehr häufig vorkommt, daß Jemand ein Vereinsmitglied zu sprechen wünscht, und daß er die wahrscheinlichen Folgen des unerlaubten Eindringens kennt und fürchtet, so wendet er sich an einen Mann, der, mit Treffenhut und Treffenrock, in der Vorhalle auf einer Erhöhung steht, und trägt ihm sein Begehren vor. Dieser schreit sofort, was er jedoch herausſingen — to sing out — nennt, den genannten Namen durch ein in der Wand angebrachtes Sprachrohr, und ein im Innern des Saales stationirter zweiter Diener schreit ihn in die Versammlung, ohne welches Verfahren bei dem hier beständig herrschenden Lärm der Sprachrohrsänger seinen Auftrag gewiß selten an den Mann zu bringen vermöchte. Der Sänger am Sprachrohre genießt ein merkwürdiges Privilegium der Grobheit. „Ich wünsche Herrn Alexander Wilberforce zu sprechen," sagt ihm ein Fremder. Sogleich legt der Mann seinen Mund an das Rohr und singt heraus oder vielmehr hinein: Wilberforce! schlechtweg Wilberforce, ohne das „Herr," worauf man in England so viel hält, und ohne den Alexander, der vielleicht den gemeinten Wilberforce von zehn Namensvettern unterscheidet. Vor zwei oder drei Jahren rief ein Spaßvogel während einer langweiligen Vorstellung im Druryplanetheater plötzlich von der Galerie herab: „Herr Smith, Ihr Haus brennt," und im nächsten Momente war ein großer Theil des männlichen Parterrepersonals auf den Beinen und emsig bemüht, die Thüre zu gewinnen, ein Zeichen, wie viele Anwesende auf den Namen Smith „gingen." Aehnliches ereignet sich oft genug in der Stockbörse. Kaum hat das Echo den Familiennamen des Begehrten nachgerufen, so stürzen oft zwanzig und mehr Namensvettern herbei. Wie groß indessen der schon hiedurch verursachte Lärm seyn mag, er ist doch nur ein schwacher Beitrag zu dem, die Stockbörse im Allgemeinen charakterisirenden Unfuge.

(Der Beschluß folgt.)

Im Achenthale.

(Tyrol.)

Im Sonnengolde, Duft und Glanz der Farben,
Im Wiesenschmelze öffnet sich das Thal
Mit seinen Felsenhörnern, seinen Triften,
Den Hütten und Kapellen ohne Zahl,
Den Silberadern, den geschwätzig hellen,
Und seinen ewigen, granitnen Wällen.

Auf blumbedeckter Matte, nah der Straße,
Sieht man am Kreuze des Erlösers Bild,
Von seinen Gliedern Blut in Strömen fließen,
Das Haupt von Dornen schwer und schmerzerfüllt;
Und Hirtenkinder stehen rosig unten
Und lächeln ahnungslos bei seinen Wunden.

Emma v. Rindorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Juni.

(Beschluß.)

Reise des Thronfolgers. Expedition nach Lappland und Nowaja-Semla.

„Aus all den Worten der Liebe und Verehrung, die ich aus dem Munde des Bauern, Kaufmanns und Edelmanns vernahm, leuchtete mir hervor, was der Kaiser bei dieser Reise seines geliebten Sohnes bezweckte. Der Großfürst sollte Rußland, dieses seinen künftigen Herrscher kennen lernen. Rußland sollte bei dieser Bekanntschaft erkennen, wie seine Wohlfahrt auf viele, viele Jahre auf fester Grundlage ruhe. Bei der Audienz, die der Großfürst am folgenden Morgen dem Adel, dem Militär, dem Civil und der Kaufmannschaft gewährte, entzückte sein leutseliges Benehmen Jeden. Um eilf Uhr besuchte der Großfürst die im untersten Stock des Palais befindliche Manufakturausstellung, die der erlassenen Vorschrift gemäß nur aus im Gouvernement producirten Erzeugnissen bestand. Hier zogen folgende Gegenstände vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf sich: Stiefeln verschiedener Gattungen, deren man jährlich über eine Million auf einem zum Kanton Kortschewsk gehörigen Landgute der Gräfin Samoilow verfertigt; rothe Juchten, die durch Stärke und Glanz allen Beschauern gefielen; Nägel von allen Größen, deren Fabrikation einer großen Menschenmenge im Kanton und der Stadt Twer einen gewinnreichen Erwerb gewährt; Zucker, dessen Erzeuger einer der ersten in Rußland war, der ein eigenes Schiff hielt, und schon jezt ihrer fünf besizt, mit welchen er direkt aus Indien Zuckersand bezieht, ohne alle fremde Vermittelung. Er erzeugt auf seiner Fabrik jährlich an 50,000 Pud Zucker. Bei der Fayence und dem Glas mußten die Besizer dem Großfürsten auf seinen Wunsch den ganzen Fabrikationsproceß erklären. Alle in der Stadt bestehenden Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten wurden von dem Großfürsten besucht. Am Abend desselben Tages beehrte er den ihm vom Adel gegebenen Ball mit seiner Gegenwart. Alles, was eine Provinzialstadt an Pracht und Luxus zur Verzierung des Aeußern und Innern ihres Ballhauses nur aufzubieten vermag, war hier herbeigeschafft worden. Die Anfahrt vor dem Hause war brillant erleuchtet. Die Namenszüge Ihrer Majestäten und des Thronfolgers brannten in einem großen Transparentgemälde, zu dessen beiden Seiten zwei Cascaden im Strahlenfeuer rieselten. Der Großfürst wurde bei der Ankunft von den ersten Personen der Stadt an der Treppe empfangen; unterdessen trugen Musiker das so allgemein beliebte, erst jüngst in's Russische übertragene Nationallied God save the king vor. Die ganze Treppe war mit Teppichen und grünem Tuche bedeckt. An den Seiten waren seltene Fruchtbäume und eine verschwenderische Blumenpracht angebracht, die aus großen Spiegeln herrlich wiederstrahlte. Im Ballsaal, an dessen Eingang die vornehmsten Damen ihn empfingen, nahm er an mehreren Tänzen Theil. Rührend sprachen sich die Gefühle der Volksliebe für den Prinzen in dem Moment aus, als er um Mitternacht den Ballsaal verließ. Der schön erleuchtete, von vier Straßen durchschnittene Platz war mit zahllosen Volksschaaren bedeckt, die seiner hier harrten. Kaum wurden sie ihn ansichtig, als sie in die gewohnten Symptome der russischen Volksliebe, in ein mehrmaliges enthusiastisches Hurrahrufen ausbrachen. So wie sich der Wagen in Bewegung sezte, thaten es auch die Tausende, ihn bis zum Schlosse verfolgend. Am folgenden Morgen verließ der Großfürst die Stadt, bedachte aber noch zuvor durch eine milde Spende von 5000 Rubeln die Armen; eine gleiche Gabe hatte er ihnen auch in Nowgorod nachgelassen.“ — Einige Meilen jenseits Twer betrat der Großfürst eine Bauerhütte und verlangte hier eine Kohlsuppe. Sie wird ihm gereicht, aber schlecht und ohne Fleisch angerichtet. Er fragt den Bauern nach der Ursache seiner so großen Armuth und Verlassenheit — er war noch ehelos — gibt ihm eine Note von hundert Rubeln, und vernehmend, er sey auch im Rückstande mit seinen Steuern, noch eine zweite von fünfzig Rubeln. „Heirathest du und dir wird ein Sohn geboren,“ rief ihm dabei der Großfürst zu, „so bin ich Taufpathe und du nennst ihn Alexander.“

Die Akademie der Wissenschaften rüstet für diesen Sommer eine viermonatliche Expedition nach den Küsten Lapplands und Nowaja-Semlas aus, die bis jezt in naturwissenschaftlicher Beziehung noch gar nicht untersucht sind. Sie erhält dazu vom Kaiser ein kleines Kriegsfahrzeug, das ein geschickter Marineoffizier, der schon früher die Ostseite der Insel Nowaja-Semla geometrisch aufgenommen und vermessen hat, führen wird. Der Zweck dieser Expedition ist, eine möglichst vollständige Sammlung der hyperboräischen Flora sowohl Lapplands, als Nowaja-Semlas zu machen, nächstdem physikalische Beobachtungen anzustellen. Im Juli geht sie aus dem Hafen von Archangel ab; unser Akademiker Behr will sich ihr anschließen. Er hofft an der Küste Lapplands einige noch unbekannte Arten Schaalthiere und Fische zu entdecken, auch, wenn sich ihm der Zufall dazu günstig erweist, die Zergliederung eines Wallfisches vorzunehmen, welche Thiere hier bisweilen an's Ufer geworfen werden. — Brunis geniales Produkt, der Schlangenregen, dessen einige unserer Blätter schon rühmlichst erwähnt haben, ist aus Rom glücklich hier angelangt. Noch ist es nicht ausgepackt und erfordert zur Aufstellung einige Zeit. — Der russische Künstler Haberzettel, Pensionär des Kaisers in Rom, ehemaliger Schüler unserer Akademie der Künste, zieht gegenwärtig durch seine talentvollen Arbeiten die Aufmerksamkeit der Kunstwelt auf sich. Ein früheres Bild von ihm nach Raphael, das die Akademie besizt, erwarb ihm schon großen Ruf. Auf Befehl des Kaisers hat er nun noch ein zweites Meisterwerk, die Copie der Abnahme vom Kreuze, von Daniel da Volterra, beendigt. Diese schwierige Arbeit, die bei dem schlechten Zustande des berühmten Originals, das der Zahn der Zeit hart verlezte, fast unmöglich schien, ist ihm vollkommen gelungen, und gibt neben dem früher genannten Tableau unleugbare Beweise von seiner großen Geschicklichkeit. Haberzettel gedenkt in Kurzem noch zwei große neue Gemälde von eigener Composition in Rom aufzustellen. Beide sind fast vollendet; das eine davon ist für die Kapelle der Akademie der Künste bestimmt.

B***g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 155.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 30. Juni 1837.

I know not well, what they are; but precise villains they are, that I am sure of.

Shakespeare.

Die Londoner Stockbörse.

(Beschluß.)

Nach der ängstlichen Prüfung, welcher, den Statuten gemäß, der Lebenswandel eines Candidaten in moralischer und politischer Beziehung vor seiner Aufnahme unterworfen werden soll, kann man nicht anders vermuthen, als daß die Mitglieder der Stockbörse eine Elite der sittlichsten, ehrlichsten Menschen seyen. Durch eine nähere Bekanntschaft mit dieser Elite wird man vollkommen enttäuscht. Bedenkt man ferner den stets respektabeln, oft fürchterlichen Ernst der hier abgeschlossenen Geschäfte, weiß man, daß der Umsatz eines einzigen Tags bisweilen die Summe von zehn Millionen Pfund Sterling erreicht, daß hier im Laufe weniger Stunden oft ein großes Vermögen gewonnen, ein großes verloren wird, daß mancher Spekulant Morgens reich eintritt und Mittags als ein Bettler weggeht, so läßt von den Anwesenden sich gewiß nichts Anderes erwarten als ein gesetztes, der Wichtigkeit ihrer Verhandlungen angemessenes Betragen. Ein zweiter gewaltiger Fehlschuß. Die Kehlenanstrengung des Sängers und seines Echo, das Gesumme mehrerer hundert im Gespräch begriffener Personen, die durchschallenden Worte: Consols, French, Spanish, und wie alle bekannten Staatsschulden merkantilisch abgekürzt werden, ein ganzes Lexikon voll Exclamationen der Freude und des Schmerzes — dies Alles findet man begreiflich; aber darauf ist man nicht gefaßt, die Mehrzahl der Anwesenden gleich einer Rotte aus der Schule kommender, ganz vorzüglich unartiger Jungen sich tummeln zu sehen. Jeder erdenkliche, oft recht grobe Schabernack geht hier im Schwange. Eine besonders beliebte Gemüthsergötzlichkeit besteht darin, sich gegenseitig die Hüte entweder von den Köpfen oder über die Köpfe bis über die Augen, noch besser, bis über die Nase hereinzuschlagen. Letztere Kunstfertigkeit heißt in der Stockbörsensprache: eclipsing, verfinstern. Fällt der Hut bloß über die Augen, ist es eine theilweise, fällt er bis über die Nase, ist es eine gänzliche Finsterniß — partial or total eclipse. Das Wegschlagen der Hüte von den Köpfen heißt: bonneting, Mützenziehen. Doch ist diese Manipulation nicht sowohl ein Schlagen als vielmehr ein kunstgemäßes Berühren — a touch. Der Zeige- und Mittelfinger werden naß gemacht und an den obern Rand des Hutes gelegt, der seinen Tanz aufführen soll; der erste Druck lüftet ihn, der zweite, unmittelbar folgende, sendet ihn dreißig und vierzig Schritte weit durch die Luft. Es gibt Individuen, die in diesem liebenswürdigen Scherzspiele eine wahrhaft bewundernswerthe Geschicklichkeit besitzen. Ein anderes Spiel der Art reißt Stöcke und Regenschirme aus den Händen und läßt sie lustig emporwirbeln. Demnächst sind die Herren der Stockbörse — gentlemen of the Stockexchange pflegen

ſie ſich zu nennen — ſehr gewandte Freunde der edeln Beſchäftigung, einander papierne Haarbeutel anzuhängen und die Rücken unverſehens mit allegoriſchen Figuren in Kreide zu bemalen. Andere wiſſen auf das Ergötzlichſte zu miauen, zu krähen, zu quicken, und die Nachahmung iſt bisweilen ſo täuſchend, als wäre die Stockbörſe der zoologiſche Garten in Regentspark. Wer jedoch die Herren des Vereins in der vollen Glorie ihrer ſpaßhaften Ausgelaſſenheit ſehen will, der muß auf irgend eine Weiſe ſich am 5ten November Zutritt verſchaffen. Bekanntlich iſt dies der Tag, an welchem im Jahr 1605 eine religiöſe Verſchwörung Jakob I. von England nebſt ſämmtlichen Mitgliedern des Hauſes der Lords und der Gemeinen durch eine ungeheure Pulvermaſſe in die Luft ſprengen wollte; ein Plan, der erſt am Vorabend ſeiner Ausführung entdeckt, und in deſſen Folge der vielbeſprochene Eid der Treue — oath of allegiance — eingeſetzt wurde, durch welchen Jeder, der ein geiſtliches, ſpäter auch Jeder, der ein weltliches Amt erhalten wollte, der geiſtlichen Oberherrſchaft des Pabſtes entſagen mußte, was mittelbar alle Katholiken von der Anwartſchaft auf Aemter ausſchloß, und ein Tag, der erſt ſeit zwei oder drei Jahren angefangen hat, in den Straßen Londons durch minder zahlreiche lächerliche Aufzüge begangen zu werden. An dieſem Tage nun füllen viele Herren der Stockbörſe ihre Taſchen mit Schwärmern und anderm Feuerwerke, das ſie unter eigenem ſchallenden Gelächter und unter den kurzweiligſten Capriolen der Beworfenen und Erſchreckten losbrennen. Der Spektakel dieſes Tags iſt ſo groß, daß in der Regel weniger Geſchäfte gemacht als Hüte eingeſchlagen und Röcke zerriſſen werden.

Sich als Fremder Zutritt zu der Stockbörſe zu verſchaffen, iſt weder an dieſem glorreichen 5ten November noch an jedem andern Tage beſonders ſchwer, obſchon ſtets ein bedenkliches Wagniß. Wiewohl nämlich das Lokal keineswegs dem Publikum offen ſteht, ſo macht es doch das immerwährende Ab- und Zuſtrömen der Mitglieder dem Thürſteher geradezu unmöglich, jeden Fremden auszuſcheiden und zurückzuweiſen. Im Schub iſt daher das Innere der Börſe, auch ohne beſondere Unverſchämtheit, ganz ſicher zu erreichen; man jubilire aber ja nicht über den glücklichen Erfolg. Wie in deutſchen Reſidenzen jeder Fremde augenblicklich dafür erkannt und beäugelt zu werden pflegt, ſo auf der Stockbörſe, und kaum hat ein Mitglied den Eingedrungenen wahrgenommen, ſo ſtellt es ſich neben ihn, legt ihm freundſchaftlich die Hand auf die Schulter und ſchreit aus vollem Halſe: fourteen hundred, vierzehn hundert. Das iſt ein Feldgeſchrei, deſſen Urheber ſofort die Augen aller Anweſenden zufliegen. Im nächſten Momente iſt der Fremde umringt und hat wahrſcheinlich eine derbe Fauſt ſeinen Hut ihm über die Naſe gezwungen; wie ein Kreiſel wird er gedreht, wie ein Ball von Hand zu Hand geworfen, und ehe er die über ihn gebrachte totale Finſterniß zu zerreißen vermag, befindet er ſich vermuthlich vor dem Börſengebäude, vielleicht um einen Rockſchoß ärmer, ganz gewiß um einige unangenehme Empfindungen reicher. Ein Fremder kann nur dann erwarten, unangetaſtet zu bleiben, wenn ein Macedonier, d. h. ein Mitglied von pecuniärem Nachdruck, ihn am Arm einführt und am Arm behält. Ein einziges Mal Loslaſſen beraubt ihn ſeiner Sicherheit, und nichts kann ihn dann vor dem ſchützen, was man den „Hundeſchlag“ nennt. Wenn dieſe Behandlung der Fremden die geiſtige Kultur der Herren der Stockbörſe gehörig bezeichnet, ſo ſcheint mir ein noch ſtärkerer Beweis ihrer Geiſtesarmuth darin zu liegen, daß in einer Zeit, wo je der zehnte Menſch ſchriftſtellert, die engliſche Literaturgeſchichte nur einen einzigen Autor kennt, der Mitglied der Stockbörſe geweſen iſt, ich meine den verſtorbenen, durch ſein Werk über Staatsökonomie, in England wenigſtens, hochberühmten David Ricardo. Und ſollte etwa die Strenge, mit welcher die Herren ihr Heiligthum bewachen, unter Anderm daher rühren, weil ſie keine Zeichnung dortiger Charaktere gedruckt zu ſehen wünſchen? — Wer weiß! Und iſt es der Fall, hätten ſie etwa Unrecht?

Briefe über den Pariſer Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Was nun die Ausführung dieſes Bildes betrifft, ſo können Sie ſich dieſelbe gar nicht vortrefflich genug denken. Die Zeichnung iſt von einer Korrektheit, Strenge und zugleich Zartheit, wie man ſie bei hieſigen Künſtlern faſt nie antrifft. Vielleicht war das für Scheffer ein Grund, etwas — wenn der Ausdruck nicht zu hart wäre — mit der Zeichnung zu kokettiren; die Conturen ſind ungewöhnlich ſcharf und beſtimmt gezeichnet (auf dem Schlachtbilde für Verſailles noch weit mehr als auf dieſem). Die Malerei kommt der Vortrefflichkeit der Zeichnung gleich, und iſt von einer gleichfalls hier ſehr ſeltenen zarten Ausführung und Vollendung: man ſieht, das ganze Bild iſt bis in die kleinſten Theile mit Liebe gearbeitet und vollendet — es iſt fertig. Der Ausdruck der Figuren iſt ſchön, edel und charakteriſtiſch, Chriſtus iſt eine herrliche Geſtalt, und tiefſinnig-ſchön und bedeutungsvoll erblickt man an ſeiner Hand das noch blutende Nägelmahl. Er hat die Schmerzen der Mißhandlung ſelber an ſeinem göttlichen Leibe erduldet, darum iſt ihm das Leiden nicht fremd. Was die andern Geſtalten betrifft, ſo herrſcht namentlich in den weiblichen Phyſiognomien zu Chriſti Rechten allzuviel Aehnlichkeit; es iſt faſt nur ein und daſſelbe Geſicht, das mehr oder minder modificirt auch in den Geſtalten zu des Heilands Linken wieder zu erkennen iſt. (Auch in den andern Bildern Scheffers im Salon, namentlich „Rahels

Gebet," nach Quinets Ahasverus, ist wieder dieselbe Physiognomie und zwar mehrfach wiederholt). — Uebrigens hat sich Scheffers Technik auf eine höchst merkwürdige Weise zu ihrem Vortheil geändert; sein Bild mit den suliotischen Weibern, das im Luxemburg ist, zeigt eine so hingeworfene, selbst vernachlässigte Zeichnung, in der Malerei etwas so Wildes und selbst Skizzenhaftes, daß man, wenn man das Bild des diesjährigen Salons damit vergleicht, von Achtung vor dem ernsten Streben des Künstlers durchdrungen wird, der, obwohl schon bekannt und berühmt, keineswegs still steht, sondern rastlos weiter schreitet. — Die beiden kleinern Bilder Scheffers im Salon sind nicht bedeutend; in dem einen, „Rahels Gebet," ist manches Hübsche, doch auch eine etwas gesuchte Lieblichkeit, und das andere, „des Mädchens Klage," nach Schiller, kann man kaum mittelmäßig nennen.

Es könnte scheinen, als ob ich gegen den Geist, der sich in jenem christlichen Bilde Scheffers manifestirt, ungerecht gewesen sey. Sie haben ja aber nur meine subjektive Ansicht, kein objektives Urtheil verlangt, und die habe ich denn ohne Arrière-pensée gegeben. Um Sie aber in den Stand zu setzen, dieses Bild auch aus einem andern Gesichtspunkte als dem meinigen zu betrachten, will ich Ihnen schließlich die Kritik eines hiesigen Blattes mittheilen, wobei ich noch bemerke, daß dieselbe das allgemeine Urtheil des Publikums ausgesprochen hat, soweit man nach Uebereinstimmung der Journale und sonstiger Aeußerungen schließen kann, daß Scheffer also wohl mit sich und dem Succeß seines Bildes zufrieden seyn darf; denn er hat ja mit seinem Werke eigentlich Alles erlangt, was ein Künstler zu erreichen hoffen kann, nämlich Wirkung und Beifall bei dem Volk, in welchem er lebt, für das er also seine Werke schafft. Jene Kritik lautet folgendermaßen:

„A. Scheffer steht ohne Widerspruch an der Spitze der Schule, welche in der religiösen Kunst die Philosophie dem Glauben substituirt, und sein „Jesus in der Mitte der Betrübten" ist davon das mächtigste Symbol. — Herr Scheffer hat nicht ein Ereigniß aus dem Leben Christi in Handlung gesezt, sondern eines seiner Worte: „Ich bin gekommen, um zu heilen die, welche gebrochenen Herzens sind, und um Befreiung anzukündigen den Gefangenen." Damit diese Allegorie zugleich religiös und philosophisch sey, damit sie auf eine poetische Weise jene Quelle von Tröstungen anzeige, welche die Religion den Betrübten öffnet, mußte sie ausgedehnt werden hinaus über den beschränkten Gesichtspunkt des Andächtigen, hinaus über das Dogma und die Tradition, mußte sie versezt werden in das größere Feld der Geschichte und der Humanität. Das hat Scheffer gethan. Sein Christus ist inmitten aller Schmerzen, der allgemeinsten, der tiefsten, der heiligsten. Auf der einen Seite eine junge Mutter weinend über ihr todtes Kind, wie Rahel in der heiligen Schrift, die nicht getröstet seyn wollte: „et noluit consolari," neben ihr der verkannte, mißhandelte Dichter Torquato Tasso, den sein Lorbeer, dem schönen antiken Glauben zuwider, nicht vor dem Blitze geschüzt hat, und dessen Genius mit Wahnsinn geschlagen ward durch die Ruthe des Unglücks. Auf der andern Seite ein Grieche, lange Zeit das Emblem nationaler Sklaverei, ein Neger, mit Ketten belastet, das Emblem persönlicher Sklaverei, ein Pole, von Wunden durchbohrt, Emblem eines ganzen Volkes, das in einem ungeheuren Morde umkommt (qui périt dans un vaste assassinat), ohne daß die andern Völker es schüzen oder rächen. Neben diesen beiden Gruppen Greise, welche das Alter zu Boden drückt, Arbeiter, gekrümmt unter der Ermüdung, diese andern Embleme des Elends der Natur und der Gesellschaft. In ihrer Mitte, im Centrum dieser Gruppe von Leiden, dieses Concerts von Klagen, thront Christus geduldig und resignirt. Sein Antlitz trägt das unaussprechliche Gepräge des Mitleidens, der Güte, der Liebe, seine ausgestreckten Hände wollen diese gebrochenen Herzen heilen und diese Gefangenen befreien. Aber warum diese noch frische Wunde, die seine Hand durchschneidet? warum dieser Blutfleck auf dem Gewande, das seine Brust bedeckt? O das ist ein großer und heiliger Gedanke! Auch er, er hat erfahren die Ungerechtigkeit und Barbarei der Menschen: er ist verkannt, zurückgestoßen worden, überhäuft mit Hohn, zerrissen von Qualen, bis auf die Hefe hat er den Kelch der Bitterkeit getrunken; deßhalb ist er so gut, so milde (tendre), so mitleidig; weil er das Unglück empfunden hat, hat er Mitleiden mit demselben, tröstet er, verzeiht, anstatt sich zu rächen, und gibt Wohlthat für Beleidigung zurück. So vereinigen sich in dem Rahmen dieser mächtigen Composition (dans l'heureux cadre de cette composition puissante) das süßeste Versprechen der Religion und die schönste Vorschrift der Philosophie."

(Schluß des vierten Briefs.)

Bei der Waldkapelle

am Schliersee (im bayerischen Hochlande).

Im altergrauen Gotteshaus
Am Berge ich in Andacht knie;
Dann tret' ich durch das Pförtlein aus:
Ich betete so fromm noch nie.

Nicht Kreuz und Muttergottesbild,
Noch Kerz' und Altar seh' ich hier:
In Weihrauchwolken tief gehüllt,
Den Gott, den Gott seh' ich vor mir!

Die schöne, ewig junge Welt!
Ich seh' das Thal, ich seh' die Höh;
Durch alter Zweige grünes Zelt,
Wie silbert doch der klare See!

Digitized by Google

So wohl und weh, ich faß' es kaum,
So still, so still wird mir das Herz.
Es liegt vor mir wie Friedenstraum,
In mir wie süßer, inn'ger Schmerz:

Was nie gefunden, stets ersehnt,
Mir oft den Sinn erhellt, getrübt
Das stille Glück, das Jeder wähnt,
Und Keiner findet, Keiner gibt.

Wißt ihr, was Schmerz, was Wonne heißt?
Nur thränenfeucht glänzt uns das Glück;
In Wehmuth spiegelt sich ja meist
Das Nieerstrebte nur zurück.

Emma v. Nindorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

Reformen der geselligen Verhältnisse. Landleben.

Das jezt in hiesiger Stadt allgemein erwachte Interesse für Kunst scheint von jungem Datum zu seyn, obgleich einzelne Familien schon seit längerer Zeit einen Schatz von Gemälden zusammengehalten haben. Trotz der alten Verbindung mit Holland, trotz der Wohlhabenheit hatte und hat die Kunst hier in einer freien Stadt mit eigenen Hindernissen zu kämpfen; namentlich hat hier das Leben für Dichtkunst und bildende Kunst wenig anregende Seiten; die Sitten, der Menschenschlag begünstigten dieselben wenig, und ein historischer Grund, eine Tradition fehlte. Erst seit den lezten zwanzig Jahren ist es nach und nach Sitte, mitunter vielleicht Mode geworden, sich mehr für diese Gegenstände zu interessiren, und viele reiche Familien, sich aus dem Handel zurückziehend, fangen an, sie unter die comfortabeln Genüsse zu zählen. Der neue Jungfernstieg ist der Hauptsiz dieser Classe. Leider ist die daran stoßende Esplanade zum Theil verunglückt durch die allen Bauenden auferlegte Verpflichtung, in gleicher Höhe und ein Haus hart an das andere zu bauen. Der Wind rächt sich für solche Aussperrung von den Seiten durch einen heftigen Zug die Straße entlang, und es ist noch die Frage, ob jene Regelmäßigkeit mehr schloß- oder kasernenartig ist. Manche dieser neuen Gebäude sind für eine Geselligkeit eingerichtet, welche erst im Werden ist. Früher drehte diese sich vorzüglich um Diners, indeß wurde auch viel, wohl mehr als jezt, getanzt; die Tafeln waren zum Brechen voll, die Speisen aber weniger fein als jezt. Ein Hauptluxus waren die Brillanten. Nun wird immer mehr auf Liebhabertheatern theils deutsch, theils französisch gespielt, auch Tableaux aufgeführt; besonders aber sind die immer mehr Sitte werdenden glänzenden Polterabende (die Vorabende der Hochzeitfeier) eine Veranlassung zu Maskenzügen, welche doch immer eine gewisse Beziehung haben, komische Züge und Anspielungen zur Anschauung bringen. Auf diese Weise sind die Lokale, welche früher für groß galten, zu enge geworden, und wer ein Fest geben will, hat noch für mehr, als für Essen und Trinken zu sorgen. In einigem Zusammenhang mit diesen Erscheinungen stehen die seit kaum zehn Jahren mehr Sitte werdenden Reisen nach Italien; wohl aus keiner Stadt des nördlichen Deutschlands wallen so viele Familien nach der Stadt St. Peters und St. Januars. Die Ungunst des hiesigen Clima's macht es Manchen wohl auch zur Pflicht; dort werden dann oft Kunstgegenstände zum Andenken gekauft. Freilich kommen nur selten hiesige Schiffe nach Rom und Neapel, um sie mitzunehmen, obgleich seit der Occupation Algiers diese Verbindungen im Zunehmen sind. Die Besorgung über Marseille ist immer noch die beste. Als ein solches Reiseresultat birgt ein Landgut bei Altona den köstlichen Schatz der drei Grazien von Thorwaldsen. Bei all dem haben auch die glänzenderen Feste noch das Gepräge des Familienlebens. — Der Sinn für das Landleben, und zwar für ein ganzes, welches dem Theater und ähnlichen Stadtgenüssen entsagt, deßhalb von dem Berlinischen z. B. sehr verschieden ist, gehört auch zum Charakter der Hamburger. Die Männer, welche den Tag über in der Stadt zubringen, kommen meist Abends auf das Landhaus zur Familie; denn es dürfte nicht leicht eine Stadt bei so vieler Wohlhabenheit so wenige Leute zählen, welche nichts thun. Nur die Senatoren haben einige Tage in der Woche auf dem Lande ungestört zu verleben. Obgleich in der Stadt selbst noch kein Omnibus besteht, so gehen doch mehrere regelmäßig auf's Land. Die Thorsperre, früher, das heißt bis vor wenigen Jahren, mit einer sonst in Deutschland unbekannten Strenge geübt, ist nun vernünftiger regulirt, und wohl nicht zum Nachtheil der Einnahmen. Nach Mitternacht kostet ein Wagen immerhin noch einige Mark. Die Landgüter, welche allerhöchstens und nur an der Elbe hinunter eine Meile vom Mittelpunkt der Stadt abliegen, haben sich seit dem Abzug Davousts neu gestaltet. Damals waren die Bäume auf Kanonenschußweite von den Wällen alle abgehauen, außer an der Elbe hinunter, wo neutrales Gebiet war und jezt herrlicher Baumschlag ist; nur eine einzige Allee von den vielen aus den frühern Zeiten steht noch in St. Georg; auch sie war vor nicht Langem bedroht, englisirt zu werden: quod non fecerunt barbari, fecerunt etc. Die Schattenlosigkeit war damals so groß auf den rasirten Ländereien, daß an den meisten Landhäusern aus jener Zeit ein Schutzdach gegen die Sonne, eine Halle oder Nische, kurz etwas sich findet, was den Schatten der Bäume einigermaßen ersetzen konnte. Früher nahmen die Hamburger Anstand, auf fremdem Gebiet sich anzubauen; nun aber haben sie gelernt, daß ihre Häuser auch dort feststehen. Die Abgaben sind freilich auf dänischem Boden schwerer. Die Gegend gegen Wandsbeck hin soll damals frequenter gewesen seyn; das dortige Schloß selbst war der gewöhnliche Siz der Schimmelmannschen Familie. Am dichtesten mit Landhäusern besezt ist jezt die Westseite der großen, äußern Alster, so dicht, daß man sie kaum noch Landhäuser nennen kann, sondern mehr eine Vorstadt. Dort hinaus steht die Hagedornsbuche. Die schönsten Landgüter aber sind jenseits Altona's auf dem hohen Ufer der Elbe, mit sehr schönen Blicken auf den, besonders auch durch die Dampfschifffahrt belebten Strom, bis nach Blankenese hin. Zu den schönsten gehören der Baurische Garten, wo das Entree jährlich eine schöne Summe für die Armen des benachbarten Dorfes abwirft, und der von Baron Vogt angelegte Park in Flottbeck, wo einige riesige Bäume an amerikanische Vegetation erinnern. Treibhäuser finden sich auf sehr vielen Landgütern, und der überseeische Verkehr wird von Manchen sehr gut auch dafür benuzt. Blumen sind ein Hauptluxus, auch der ärmern Classen, wie dies den Fremden aufzufallen pflegt, ein Luxus, welchen jede Familie nach ihren Mitteln sich erlaubt.

C. o.

Auflösung des Räthsels in Nr. 150.

Die Flamme.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 66 u. Monatsreg. Juni.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google